



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

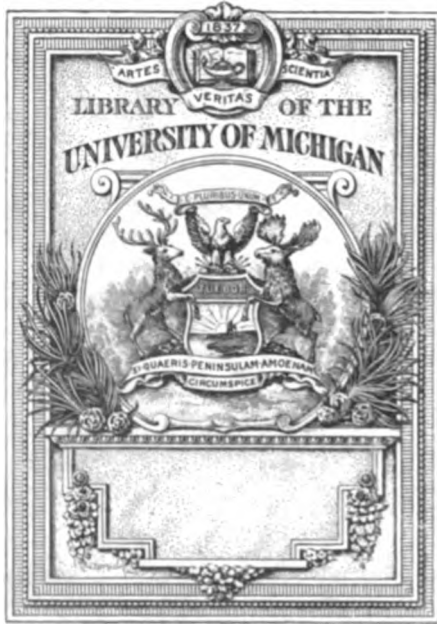
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

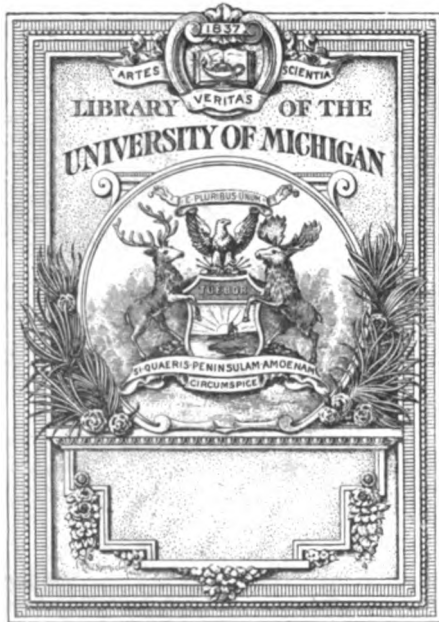
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

B 1,037,305



83016
P94





83016
Pg 4

Preussische Jahrbücher.

121105

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Ein hundredtunderster Band.

Juli bis September 1900.



Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1900.

Inhaltsverzeichnis

des

101. Bandes der „Preussischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

	Seite
Flocher, E., Berichtigung	143
Blume, v., Landwirtschaft, Industrie und Handel in ihrer Bedeutung für die deutsche Wehrkraft	1
Cauer, Paul, Geistliche, Juristen, Aerzte gegenüber der Berechtigungsfrage. Ein Versuch zur Verständigung	326
Courod, H., Neueste Shakspeare-Literatur	162
— „ — Shakspeare und die Frauen	243
Daniels, E., Besprechung von A. W. Wereschtschagin, Stobelew im Türkenkriege und vor Aschal-Dafe. Erinnerungen eines Augenzeugen	357
Delbrück, Hans, Besprechung von H. v. Boyen, Denkwürdigkeiten	358
— „ — Besprechung von F. Meinecke, Das Leben des Generalfeldmarschalls H. v. Boyen	358
— „ — Besprechung von B. Gebhardt, Wilhelm v. Humboldt als Staatsmann	358
Dix, Arthur, Die deutschen Ostseestädte und die Grundlagen ihrer wirtschaftlichen Entwicklung	460
Drems, A., Besprechung von E. von Hartmann, Geschichte der Metaphysik. II. Theil	530
Haidenhain, F., Besprechung von Julius Fiehn, Kunstgeschichtliches Anschauungsmaterial zu Lessing's Laokoon	154
Hartmann, Ed. v., Die Unermehlichkeit der Welt	226
Holl, Carl, Besprechung von Sabatier, Speculum perfectionis	344
Ictus, Die Echternacher Springprojektion	161
Kahl, Wilhelm, Einiges über Prügel und Preisse	513
Künkler, H., Ein neues Buch über David Friedrich Strauß	100
Lorenz, Max, Besprechung von Kurt Febr. v. Meibnitz, Torso	173
— „ — Besprechung von Franz Servaes, Theodor Fontane	175
— „ — Besprechung von Martin Möbius und Bruno Paul, Steckbriefe	175
— „ — Besprechung von Tesley v. Liliencron, Nebel und Sonne	176
— „ — Marx, Engels, und der Zukunftsstaat	311
— „ — Besprechung von Heinrich und Julius Hart, Vom höchsten Wissen, vom Leben im Licht	362
— „ — Besprechung von Ellen Key, Essays	365

	Seite
Lorenz, Max, Besprechung von H. Stehr, Leonore Griebel	367
— „— Künstler und Kritiker	523
— „— Besprechung von Friedr. Paulsen, Schopenhauer, Hamlet, Mephistopheles	548
— „— Besprechung von G. Landsberg: „Los von Hauptmann“	552
— „— Besprechung von Elisabeth Dauthendey, Vom neuen Weibe und seiner Liebe	557
L., v., Besprechung von „Vatizische Monatschrift“	542
Martens, Ludwig, Goethe und das „Werden“	385
Martiny, B., Einige Bemerkungen zu der Abhandlung „Der deutsche Wortschatz und die deutsche Kultur“	147
Neuberg, A., Die Leichenverbrennung und die evangelische Kirche	193
Orcken, Hermann, Besprechung von F. W. Kampfschulte, Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf	350
— „— Besprechung von C. A. Cornelius, Historische Arbeiten, vornehmlich zur Reformationzeit	350
— „— Besprechung von M. Lojzen, Der kölnische Krieg	350
— „— Besprechung von Felix Stieve, Abhandlungen, Vorträge und Reden	350
Paulsen, F., Ernst Haefel als Philosoph	29
Rolffs, Ernst, Die Bibel im evangelischen Glauben und in der protestantischen Theologie	421
Sandvoß, Franz, Besprechung von R. Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen	369
— „— Besprechung von L. Harnack: Essays und Studien zur Literaturgeschichte	374
Schmelzer, Carl, Eine Kulturskizze aus dem Osten	271
Schneider, C., Grundzüge der thierischen Organisation	73
Eiler, F., Erwiderung	148
Sohn, Rudolf, Das französische und das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch	452
Trost, Carl, Die deutsche Rechtschreibung	341
Voigt, Paul, Besprechung von L. Schwarz und G. Struß, Der Staatshaushalt und die Finanzen Preussens	348
— „— Besprechung von G. Freiburger, Handbuch der österreichischen direkten Steuern	348
— „— Besprechung von D. Feitelberg, Die Einkommenbesteuerung nicht-physiischer (juristischer) Personen	348
Wahl, A., Das englische Beispiel in Sachen der höheren Erziehung	144
Wirth, Albrecht, China in der Weltgeschichte	287

Besprochene Werke.

Bonen, H. v., Denkwürdigkeiten	358
Cornelius, C. A., Historische Arbeiten, vornehmlich zur Reformationzeit	350
Dauthendey, Elisabeth, Vom neuen Weibe und seiner Liebe	557
Feitelberg, D., Die Einkommenbesteuerung nichtphysiischer (juristischer) Personen	348
Freiburger, Gustav, Handbuch der österreichischen direkten Steuern	348
Gebhardt, W., Wilhelm v. Humboldt als Staatsmann	358
Hart, Heinrich und Julius, Vom höchsten Wissen, vom Leben im Licht	362
Hartmann, C. von, Geschichte der Metaphysik. II. Theil	530
Harnack, L., Essays und Studien zur Literaturgeschichte	374
Jahrbuch der Deutschen Shakspere-Gesellschaft	162
Kampfschulte, F. W., Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf	350
Len, Ellen, Essays	365
Landsberg, G., „Los von Hauptmann“	552
Liencron, Detlev v., Nebel und Sonne	176
Lojzen, M., Der kölnische Krieg	350

	Seite
Meincke, F., Das Leben des Generalfeldmarschalls S v. Boyen	358
Möbius, M., und Paul Bruno, Etecbriefe	175
Reibniß, K. Frhr. v., Torjo	173
Sabatier, Paul, Speculum perfectionis	344
Schwarz, D., und Struß, G., Der Staatshauhalt und die Finanzen Preußens	348
Servaes, F., Theodor Fontane	175
Stehr, S., Leonore Griebel	367
Stieve, F., Abhandlungen, Vorträge und Reden	350
Tidebühl, Arnold v., Baltische Monatschrift	542
Vischer, Friedr. Theodor, Schapire. Vorträge	167
Werschtshagin, A. W., Skobelew im Türkenkriege und vor Achal-Tale. Erinnerungen eines Augenzeugen	357
Wojjidlo, R., Mecklenburgische Volksüberlieferungen	369
Zichen, J., Kunigedichtliches Anschauungsmaterial zu Lessing's Laokoon	154

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich	177
Die Rettung der klassischen Bildung in Preußen. D.	182
Transvaal. China. D.	186
Transvaal. China. Der deutsche Reichstag. Schmoller und Harnack. D.	378
Paul Voigt †. Die Ermordung König Humbert's, der Anarchismus und Italien. Die Befreiung der Geandten in Peking. Der Oberstkommandirende Graf Waldersee. D.	558

Landwirthschaft, Industrie und Handel in ihrer Bedeutung für die deutsche Wehrkraft.

Von

v. Blume,

General der Infanterie z. D.

Der Einfluß der neuzeitlichen wirthschaftlichen Entwicklung Deutschlands auf die Wehrkraft des Landes ist in den letzten Jahren vielfach erörtert worden. Anstoß hierzu gab namentlich ein im Jahre 1897 vom Professor Lujo Brentano in München gehaltenener und dann durch Druck verbreiteter Vortrag, der die Ansicht, daß das Zurückdrängen der Landwirthschaft durch die Industrie die Wehrkraft des Landes schädige, zu entkräftigen suchte. Seine Ausführungen sind von verschiedenen Seiten widerlegt worden. In den Preussischen Jahrbüchern hat sich dieser Aufgabe mit durchschlagendem Erfolge Arthur Dix unterzogen^{*)}. Brentano hält jedoch seine Ansicht aufrecht und sucht sie in einer neuerdings im Verein mit Robert Muczynski veröffentlichten Schrift „Die heutige Grundlage der Deutschen Wehrkraft“^{**)} noch eingehender zu begründen.

Die große Bedeutung, die die Frage für die Zukunft unseres Landes und Volkes hat, wird, zumal im Hinblick auf die wichtigen Entschliessungen, die bezüglich der Zollpolitik Deutschlands in naher Zeit zu fassen sind, ein nochmaliges Eingehen auf die Brentano'schen Ansichten rechtfertigen. Wir finden diese am deutlichsten ausgesprochen in folgenden Sätzen der vorgedachten Schrift^{***)}:

^{*)} Preussische Jahrbücher, Bd. 91, S. 51; Bd. 92, S. 154.

^{**)} Stuttgart, 1900. Herausgegeben als 35. Stück der Münchener Volkswirtschaftlichen Studien.

^{***)} Die heutige Grundlage der Deutschen Wehrkraft, S. 6.

„Je früher die Staaten den Uebergang von der Landwirtschaft zu Gewerbe und Handel durchmachten, desto reicher und mächtiger wurden sie. Von großen Reichen ist es England, das am frühesten diese Wandlung durchmachte, nachdem vor ihm schon Holland auf gleicher Grundlage zu einer Großmacht geworden war. . . .“

„Die neueste deutsche Berufsstatistik von 1895 zeigt uns, daß Deutschland auf demselben Wege ist, den England vor ihm gewandelt ist, ja diese Entwicklung ist bei ihm rapider und energischer als in allen übrigen Staaten des europäischen Kontinents.“

Es ist wahr, Holland und England sind unter der Vorherrschaft von Industrie und Handel in ihrem Wirtschaftssystem, wenn auch nicht dadurch allein, schnell zu Reichthum und Macht gelangt. Aber was zunächst Holland betrifft, so war dessen Blüthe vergänglich wie die einer in rauhe Luft versetzten Treibhauspflanze. Wohlhabend ist das schöne Land auch heute noch, aber seine Macht ist dahin. Nur in fester, dauernder Anlehnung an ein größeres Ganzes könnte der begabte niederländische Volksstamm wieder zu kräftiger Mitarbeit an den Kulturaufgaben der Menschheit gelangen. Ob die heutigen Bewohner Hollands an Wehrhaftigkeit ihren ärmeren, nur von Ackerbau und Viehzucht lebenden Stammesverwandten in Afrika, den heldenmüthigen Buren, gleichkommen, darf bezweifelt werden.

In England haben wir den Typus eines modernen Industrie- und Handelsstaates vor uns. Die Landwirtschaft ist dort den gewerblichen Interessen nahezu gänzlich geopfert. Nach den Berichten der Royal Kommission, die in der Mitte der neunziger Jahre mit Prüfung der landwirthschaftlichen Verhältnisse Großbritanniens beauftragt war, ist dort der Kapitalwerth des landwirthschaftlich nutzbaren Bodens von 1875 bis 1894 um eine Milliarde Pfund Sterling gesunken, mehr als die Hälfte von ihm wird nur noch als Weideland benutzt, und dennoch hat sich der Viehstand verringert; weite Landstrecken liegen brach, zahlreiche Farmen stehen leer, weil ihre Bewirthschaftung sich nicht mehr lohnt. „Während die Bevölkerung Englands“, sagt Brentano^{*)}, „zur Zeit Ludwigs XIV. noch zu 72,7 Prozent von der Landwirtschaft lebte, betrug die Zahl der Personen über zehn Jahre, die der Landwirtschaft an-

*) Die heutige Grundlage der Deutschen Wehrkraft, S. 6.

gehörten, 1891 nur mehr 6,1 Prozent der Bevölkerung. Der Reichthum Englands aber stieg in der gleichen Zeit von 650 Mill. Pfund Sterling auf 10 Milliarden Pfund Sterling.“

Und wie der Reichthum hat unbestreitbar auch die Macht Englands zugenommen. An dieser Thatsache ändern selbst die schweren Niederlagen wenig, die England vor Kurzem sich in dem Eroberungszuge gegen das kleine, kaum $\frac{1}{4}$ Million Köpfe zählende Burenvolk zugezogen hat. Um diese Scharte auszuweken und den Krieg mit Aussicht auf schließlichen Erfolg fortsetzen zu können, hat es nicht nur seine gesammte Landmacht aufbieten und deren weitaus größten Theil nach Afrika entsenden, sondern auch die Hilfe seiner Kolonien in Anspruch nehmen müssen. Wenn trotz der hierdurch augenfällig in die Erscheinung getretenen Schwäche der britischen Landmacht und trotz des Unwillens, den die britische Gewaltpolitik fast überall erregt hat, die Sicherheit jenes Landes ungefährdet und seine Machtstellung ungeschwächt geblieben ist, so hat dies darin seinen Grund, daß seine Sicherheit und sein politischer Einfluß nicht wie die Deutschlands, in erster Linie auf seiner Landmacht, sondern auf seiner beherrschenden Seemacht und der durch das Meer geschützten Lage des Staatsgebiets beruhen. Besonders auf letzterer, so lange die englische Flotte ihre Ueberlegenheit behauptet. Wenn Deutschlands Landmacht je auf das Niveau der britischen herabsänke, so wäre es um seine Selbstständigkeit geschehen, beherrschten auch seine Flotten das Meer.

Stünde daher auch außer Zweifel, daß die Machtstellung Englands in dem heute dort herrschenden Wirthschaftssystem auf die Länge der Zeit eine sichere Stütze finden wird, so könnte daraus für Deutschland, bei der Verschiedenheit der Existenzbedingungen beider Staaten, so wenig eine Schlußfolgerung gezogen werden, wie der Hinweis auf Hollands schnell verblassten Glanz den verlocken wird, dem dauernde Blüthe und Macht des Vaterlandes mehr gilt als Reichthum und Ruhm des lebenden Geschlechtes.

Aber Brentano ist auch in eine sachliche Untersuchung der Frage eingetreten: „Gefährdet die Entwicklung Deutschlands vom überwiegenden Agrarstaat zum überwiegenden Industriestaat die Wehrfähigkeit des deutschen Reichs?“ Er verneint diese Frage, indem er den Werth der Industrie und des Handels für die Finanzkraft des Staates hervorhebt und nachzuweisen sucht, daß die Industrie auch günstigere Bedingungen für den Heeresersatz biete als die Landwirthschaft. Diesem Nachweise ist der größte Theil

seiner Schrift gewidmet. Wäre es als gelungen zu betrachten, und erschöpften Brentano's Ausführungen das Thema „die heutige Grundlage der deutschen Wehrkraft“, so könnte die Umwandlung Deutschlands in einen reinen Industrie- und Handelsstaat im Interesse seiner Wehrkraft gar nicht schnell und energisch genug betrieben werden. Aber weder die eine noch die andere Voraussetzung trifft zu. So gewiß nicht der Stillstand oder gar der Niedergang unserer industriellen Entwicklung das Ziel gesunder Bestrebungen sein könnte, kann andererseits doch nicht nachdrücklich genug vor Unterschätzung der Bedeutung, die die Landwirthschaft für die nationale Wehrkraft hat, gewarnt werden.

Eine vorurtheilsfreie Prüfung aller für die Wehrkraft in Betracht kommenden Verhältnisse führt zu dem Resultate, daß die deutsche Wirthschaftspolitik ihr am förderlichsten ist, wenn sie dahin wirkt,

1. daß unsere Industrie im Stande sei, in möglichst vollkommener Weise die Bedürfnisse des Landes an industriellen Erzeugnissen, besonders an Kriegsmaterial, zu befriedigen;
2. daß auch der Bedarf an landwirthschaftlichen Erzeugnissen, soweit irgend möglich, durch die inländische Produktion gedeckt werde;
3. daß die Industrie, über die unter 1 gestellte Anforderung hinaus, die Mittel zum Eintausch begehrten Erzeugnisse anderer Länder, die wir im eigenen Lande nicht gewinnen können, liefere, in soweit die Mittel hierzu nicht in übersichtlichen heimischen Naturerzeugnissen vorhanden sind, auch nicht durch Ahderei und Handelsgewinn, Kapitalanlagen im Auslande u. s. w. in vortheilhafterer Weise beschafft werden können;
4. daß der landwirthschaftlichen Thätigkeit ein so großer Theil der Bevölkerung erhalten bleibe, wie sie gut und ohne Beeinträchtigung der unter Ziffern 1 und 3 an die Industrie gestellten Anforderungen zu ernähren vermag;
5. daß die Industrie dem auf Erwerbsthätigkeit angewiesenen Theil der wachsenden Bevölkerung, den die Landwirthschaft nicht zu ernähren vermag, ausreichende Gelegenheit zum Broderwerb biete und, soweit dieser Zweck es erheischt, ihre Produktion für den ausländischen Markt auch über das Maß hinaus, das durch die unter Ziffer 3 gestellte Anforderung

bedingt ist, — es sei denn, daß die überschießenden Volkskräfte vortheilhaftere Verwendung in vaterländischen Kolonien fänden;

6. daß Handel und Verkehr den Anforderungen entsprechen, die sich aus Vorstehendem ergeben.

Zur Begründung diene Folgendes:

Ohne Weiteres ist Brentano dahin zuzustimmen, daß blühende Industrie und ausgebreiteter Handel den Reichthum eines Landes schneller vermehren, als die Landwirthschaft es vermag. Ich füge hinzu, daß der Vortheil einer blühenden Industrie für die Wehrkraft des Landes sich nicht auf den finanziellen Gewinn, den sie abwirft, beschränkt, sondern auch darin besteht, daß sie uns in Bezug auf unseren Bedarf an Industrie-Erzeugnissen, insbesondere an Kriegsmaterial, vom Auslande unabhängiger macht. Sind wir hierfür in beträchtlichem Umfange auf fremde Länder angewiesen, so ist unsere Aktionsfreiheit nicht nur diesen, sondern — da die Neutralen nach völkerrechtlichem Grundsatz den Kriegführenden kein Kriegsmaterial liefern dürfen — auch anderen Staaten gegenüber beschränkt. Freier und stärker steht der Staat da, der die Schiffe, Kanonen, Gewehre, Munition und was er sonst an Kriegsmaterial gebraucht, innerhalb der Landesgrenzen zu beschaffen vermag. Eine in dieser Hinsicht leistungsfähige Industrie ist von hohem Werth für die Landesvertheidigung; ein stark bevölkertes Land wird erst durch sie befähigt, im Kriegsfalle die volle Kraft der Nation nachhaltig einzusetzen. Die Ausrüstung der Millionenheere unserer Zeit und ihre Erhaltung in schlagfähigem Zustande ist ohne leistungsfähige Industrie nicht denkbar, ihre schnelle Bereitstellung und zweckmäßige Verwendung hat ein hoch entwickeltes Verkehrssystem zur Voraussetzung, wie es nur in industriereichen Ländern mit lebhaftem Handelsverkehr bestehen kann.

Seemacht erwirbt nur ein Seeschiffahrt treibendes Volk. Seine Schifffahrt kann nun zwar auch durch Vermittelung des Frachtverkehrs zwischen anderen Ländern zur Blüthe gelangen; die einstige Seemacht Hollands beruhte wesentlich auf dieser Grundlage, und auch die heutigen Handelsflotten Englands und Norwegens dienen nur zu geringerem Theile den Ein- und Ausfuhrbedürfnissen des eigenen Landes. Aber es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß reger überseeischer Handel eines Landes auch dessen Seeschiffahrt und mit ihr nicht nur sein Bedürfniß an Seemacht, sondern auch seine Fähigkeit, sie zu erwerben, fördert. Und ebenso liegt es in

der Natur der Verhältnisse, daß mit dem Aufschwung der Industrie ein solcher des Handelsverkehrs Hand in Hand geht.

Ueberhaupt ist Alles, was zur Erschließung und Vermehrung der materiellen Hilfsmittel des Landes, zur Erhöhung des Volkswohlstandes, zur Hebung des geistigen Niveaus und zur Anregung der Unternehmungslust in der Nation dient, an sich auch der Wehrkraft des Landes förderlich. Industrie und Handel, besonders der Handelsverkehr mit fremden Völkern und Ländern, tragen hierzu viel bei. Wo sie blühen, wirken sie, wie sie den materiellen Reichthum des Landes mehren, auch befruchtend auf das Geistesleben der Nation.

Schnell wachsender Reichthum birgt freilich auch Gefahren für die sittliche Gesundheit und Kraft des Volkes. Genußsucht, Selbstsucht und Verweichlichung erscheinen nur zu oft in seinem Gefolge und schmälern die Empfänglichkeit für edlere Triebe, die opferfreudige Hingebung an die nationalen Aufgaben, die Widerstandskraft gegen Mühen, Leiden und Gefahren. Die Geschichte belehrt uns hierüber in zahlreichen Beispielen des Verfalls von Völkern und Staaten. Fast immer war er hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß die durch wirtschaftlichen Aufschwung genährten materiellen Begierden zur Vorherrschaft gelangten und zersetzend auf das Staats- und Volksleben wirkten. Haben wir daher alle Ursache, uns des wirtschaftlichen Aufschwungs unseres Vaterlandes zu freuen, so doch auch dringenden Anlaß, den damit verbundenen, auf sittlichem Gebiete liegenden Gefahren nach Kräften entgegenzuwirken. Ein Mittel hierzu besteht darin, der Entvölkerung des platten Landes vorzubeugen und der landwirthschaftlichen Bevölkerung einen einflußreichen Platz im Volksleben zu sichern. Denn wenn die Landwirtschaft allerdings an der Hebung des materiellen Reichthums des Landes in geringerem Maße als Industrie und Handel theilhaftig ist, so ist die ihr angehörende Bevölkerung auch den hiermit verbundenen Gefahren weniger ausgesetzt. Sie bildet eine starke Mauer gegen die zersetzenden Wirkungen des modernen Wirthschaftslebens. Ich komme hierauf zurück, möchte aber zunächst noch einigen andern Erwägungen Raum geben.

Mindestens gleich großer Werth wie auf die Unabhängigkeit des Landes von der ausländischen Industrie ist darauf zu legen, daß sein Bedarf an Naturerzeugnissen, vor Allem an unentbehrlichen Nahrungsmitteln, so weit als möglich durch die inländische Produktion gedeckt werde. Gewisse Nahrungs- und Genußmittel

müssen wir vom Auslande beziehen, weil ihre Gewinnung im eigenen Lande aus klimatischen und sonstigen Gründen theils unmöglich, theils mindestens sehr unvortheilhaft ist. Gegenwärtig sind wir aber, ohne daß zwingende Umstände vorlägen, auch für die Deckung unseres Bedarfs an Getreide und Fleisch in erheblichem Grade vom Auslande abhängig geworden. In den Jahren 1894—1897 haben wir etwa ein Achtel unseres Roggen-, ein Drittel des Weizen-, über ein Drittel des Gerste-, ein Zwölftel des Haferbedarfs, an Getreide jährlich für mehr als 600 Mill. Mark, dazu eine beträchtliche Menge von Vieh und Fleisch vom Auslande bezogen. Wenn im Kriegsfalle die Zufuhr dieser unentbehrlichen Lebensmittel unterbrochen oder auch nur erheblich erschwert und vertheuert wird, worauf wir fast immer, zumal bei ungünstigem Verlauf eines Krieges, gefaßt sein müssen, so leidet darunter die Widerstandsfähigkeit des Landes, unter Umständen in gefährlicher Weise. Bestehen doch auch — von der Blockadefahr ganz abgesehen — verschiedene Ansichten darüber, ob und unter welchen Voraussetzungen Lebensmittel als Kriegskontrebande zu betrachten sind.

Die Mittel zum Eintausch des fehlenden Getreides und Fleisches müssen, wie zur Beschaffung aller fremden Erzeugnisse, großen Theils durch die Exportindustrie beschafft werden, da die Naturerzeugnisse des Landes nach Deckung des Eigenbedarfs hierfür nicht ausreichen. Die Einfuhr von Getreide und Fleisch hat also eine Steigerung der Ausfuhrindustrie zur Voraussetzung oder zur nothwendigen Folge.

Die industrielle Ausfuhrproduktion ist aber in zweifacher Hinsicht vom Auslande abhängig: in Bezug auf den Absatz ihrer Waare und auf die Beschaffung der von ihr zu verarbeitenden Rohmaterialien. Die deutsche Erde birgt zwar einen reichen Schatz an Kohle und Eisen, von den meisten anderen, für Industriezwecke erforderlichen Rohmaterialien gewinnen wir jedoch im Lande nicht so viel, wie wir für den eigenen Bedarf gebrauchen. So betrug beispielsweise im Jahre 1898 der Mehrwerth der Ausfuhr gegen den Werth der Einfuhr an Wollwaaren 187 Mill. Mark, an Baumwollwaaren 150, an Seidenwaaren 127, an Lederwaaren 95, an Kupferwaaren 51 Mill. Mark; dagegen wurden an Rohmaterialien und Halbfabrikaten mehr ein- als ausgeführt: Wolle für 293, Baumwolle für 249, Seide für 106, Leder und Häute für 109, Kupfer für 72 Mill. Mark.

Wenn nun aber, wie es in Kriegszeiten mehr oder weniger fast immer der Fall sein wird, Handel und Verkehr, Ein- und Ausfuhr ins Stocken gerathen? Einen kleinen Vorgeschmack von den dann eintretenden Zuständen haben wiederholt die von großen Kohlenstreiks betroffenen Industriegegenden gewonnen. Kommt noch eine Vertheuerung der nothwendigsten Lebensmittel hinzu, so erlahmt gar leicht die Opferfähigkeit und Opferfreudigkeit der für den Lebensunterhalt auf den Gewerbebetrieb angewiesenen Volksschreie. Sind diese sehr zahlreich, die Hilfsmittel des Staates, der Gemeinden und der Besitzenden durch die Anforderungen der Kriegsführung aufs Aeußerste in Anspruch genommen, so daß von diesen Seiten zur Linderung der Noth wenig geschehen kann, so entsteht ein Druck von unten, der zum Friedensschluß vor Erreichung des Kriegszwecks nöthigen kann, zumal nicht unter allen Verhältnissen darauf zu rechnen ist, daß der Geist eines Volksheres von ungünstiger Volkstimmung unbeeinflusst bleibt.

Das Erwerbsleben der landwirthschaftlichen Bevölkerung ist Störungen der vorgedachten Art im Kriegsfalle — außer auf dem Kriegsschauplatz selbst — weit weniger ausgesetzt. Sie muß wegen Verminderung ihrer Arbeitskräfte aufschiebbare Arbeiten liegen lassen, vielleicht auch zeitweilige Verminderung ihres Viehbestandes ertragen, dieses oder jenes Ackerstück ungebaut lassen. Aber sie erntet nach wie vor das für den Lebensunterhalt Nothwendige, und die Verkäuflichkeit ihrer Produkte erleidet kaum eine Beeinträchtigung.

Im Interesse der kriegerischen Widerstandsfähigkeit des Landes ist es daher nicht rathsam, unsere Ausfuhrindustrie höher zu steigern, als nothwendig ist, um vom Auslande die Bedarfsgüter einzutauschen, die wir uns nicht anders verschaffen können, und um unserer Bevölkerung ausreichende Erwerbs Gelegenheit zu bieten. Dagegen wird jenes Interesse durch Steigerung der landwirthschaftlichen Produktion und reichliche Besiedelung des platten Landes gefördert.

Nun liegt aber, wie heute kaum noch mit Erfolg bestritten werden wird — der preussische Minister für Landwirthschaft hat es noch vor Kurzem, ohne Widerspruch zu finden, im Abgeordnetenhaus ausgesprochen*) — durchaus die physische Möglichkeit vor, das nothwendige Getreide für die gegenwärtige und selbst für eine

*) Vgl. u. A. auch die Rede von Max Tesbrück „Die deutsche Landwirthschaft an der Jahrhundertswende“, in Heft II., Jahrg. 1900 der Preussischen Jahrbücher.

noch zahlreichere Bevölkerung Deutschlands im Inlande zu produziren. Gesähä dieß, so brauchten wir jährlich nicht für 600 Mill. Mark Getreide vom Auslande zu beziehen, und können die Ausfuhr von Industriefabrikaten, sowie die Einfuhr von Rohprodukten für Industriezwecke entsprechend vermindern, gewinnen also bedeutend an wirthschaftlicher Unabhängigkeit vom Auslande.

Damit wäre allerdings dem Interesse des Handels nicht gedient. Aber er ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck; er steht — insoweit er nicht in der Vermittelung des Verkehrs zwischen fremden Ländern seinen Gewinn sucht — lediglich im Dienst der heimischen Produktion und Konsumtion, nicht aber sind für diese die Interessen des Handels maßgebend. Dem Handel zuliebe uns mehr, als im wirthschaftlichen und Kultur-Interesse nothwendig, vom Auslande abhängig zu machen, ließe sich nicht rechtfertigen.

Dagegen sind wir freilich gezwungen, die Nachtheile und Gefahren solcher Abhängigkeit in Kauf zu nehmen, wenn und insoweit wir den Lebensunterhalt für unsere Bevölkerung nicht anders als durch Steigerung der Exportindustrie zu gewinnen vermögen. Angesichts der schnellen Zunahme der Bevölkerung und der Begrenztheit der Hilfsmittel, die unser Land bietet, ist es wahrscheinlich, daß dieser Zustand früher oder später eintreten wird, es sei denn, daß ihm durch geeigneten Landerwerb und Ableitung unseres Menschenüberschusses dorthin rechtzeitig vorgebeugt würde. In beiden Fällen bedürfen wir verstärkter Land- und Seemacht, in dem zuerst gedachten, um uns die Ein- und Ausfuhrwege frei zu halten, im anderen, um außer dem heimathlichen Boden auch die Kolonisationsgebiete und die Verbindung mit ihnen zu sichern. Und es entspricht weiser Voraussicht, uns rechtzeitig hierfür stark zu machen, insbesondere durch Vermehrung unserer Seemacht. An ausreichendem Anlaß hierzu würde es auch dann nicht fehlen, wenn unser überseeischer Handel eine Zeit lang sich langsamer fortentwickeln oder gar vermindern sollte.

Aber zur Zeit ist ein Menschenüberfluß, zu dessen Ernährung es der thatsächlich stattfindenden gewaltigen Steigerung unserer Industrie bedürfte, nicht vorhanden. Beweis: die immer lauter werdenden Klagen über Mangel an Arbeitskräften, die seit längerer Zeit von der Landwirthschaft, neuerdings aber auch von der Industrie erhoben werden, und die unser Volksthum schädigende Ueberschwemmung des Landes mit fremden Arbeitskräften, meistens minderwerthiger Rasse.

Wie begründet die Klagen der Landwirtschaft über Mangel an Arbeitskräften sind, lehrt die Statistik. Während die Gesamtbevölkerung Deutschlands von 1882 bis 1895 von 45 222 000 auf 51 770 000 Köpfe gestiegen ist, hat die landwirthschaftliche Bevölkerung (Berufsabtheilung A: Landwirtschaft, Gärtnerei und Thierzucht, Forstwirthschaft und Fischerei) in derselben Zeit sich um 724 000 Köpfe vermindert; ihr Antheil an der Gesamtbevölkerung ist von 42,51 Prozent auf 34,74 Prozent zurückgegangen. Dagegen ist die Industriebevölkerung (Berufsabtheilung B: Industrie und Bauwesen, Bergbau und Hüttenwesen) von 1882 bis 1895 um 4 200 000 Köpfe gestiegen, ihr Antheil an der Gesamtbevölkerung von 35,51 Prozent auf 39,12 Prozent, der der Handels- und Verkehrsbevölkerung (Berufsabtheilung C) von 10,02 auf 11,52 Prozent (um fast 1½ Mill. Köpfe).

Zieht man nur die Erwerbsthätigen, diese aber nach Geschlechtern getrennt, in Betracht, so ergibt sich folgendes Bild:

		1882	1895
A. Landwirtschaft u.	{ Männer	5 701 587	5 539 538
	{ Frauen	2 534 909	2 753 154
	{ Summa	8 236 496	8 292 692
B. Industrie u.	{ Männer	5 269 489	6 760 102
	{ Frauen	1 126 976	1 521 118
	{ Summa	6 396 465	8 281 220
C. Handel und Verkehr	{ Männer	1 272 208	1 758 903
	{ Frauen	298 110	579 608
	{ Summa	1 570 318	2 338 511

Das weibliche Geschlecht ist also unter den Erwerbsthätigen der Landwirtschaft verhältnißmäßig viel stärker als unter denen der beiden anderen Gruppen vertreten. In der Zeit von 1882 bis 1895 hat in der Landwirtschaft die Zahl der erwerbsthätigen Frauen um 218 245 zugenommen, die der erwerbsthätigen Männer dagegen um 162 149 abgenommen. Der weitere Rückgang der landwirthschaftlichen Bevölkerung entfällt auf die Kinder der Landarbeiter, die in verhältnißmäßig frühem Lebensalter in die Klasse der Erwerbsthätigen, und zwar überwiegend derer der Industrie, übertreten, während der Bauer seine Kinder in der eigenen Wirthschaft, wo er sie so nöthig hat, zurückhalten sucht. Eine üble Folge davon ist freilich, daß den Städten vom Lande fast nur noch Proletariat zufließt.

Sehr beachtenswerth sind ferner die Altersverhältnisse der Erwerbsthätigen. Während nach der Gewerbezahlung von 1895

Landwirthschaft, Industrie und Handel in ihrer Bedeutung für die deutsche Wehrkraft.

Von

v. Blume,

General der Infanterie 3. D.

Der Einfluß der neuzeitlichen wirthschaftlichen Entwicklung Deutschlands auf die Wehrkraft des Landes ist in den letzten Jahren vielfach erörtert worden. Anstoß hierzu gab namentlich ein im Jahre 1897 vom Professor Lujo Brentano in München gehaltenen und dann durch Druck verbreiteter Vortrag, der die Ansicht, daß das Zurückdrängen der Landwirthschaft durch die Industrie die Wehrkraft des Landes schädige, zu entkräftigen suchte. Seine Ausführungen sind von verschiedenen Seiten widerlegt worden. In den Preussischen Jahrbüchern hat sich dieser Aufgabe mit durchschlagendem Erfolge Arthur Dir unterzogen^{*)}. Brentano hält jedoch seine Ansicht aufrecht und sucht sie in einer neuerdings im Verein mit Robert Muczynski veröffentlichten Schrift „Die heutige Grundlage der Deutschen Wehrkraft“^{**}) noch eingehender zu begründen.

Die große Bedeutung, die die Frage für die Zukunft unseres Landes und Volkes hat, wird, zumal im Hinblick auf die wichtigen Entschlüsse, die bezüglich der Zollpolitik Deutschlands in naher Zeit zu fassen sind, ein nochmaliges Eingehen auf die Brentano'schen Ansichten rechtfertigen. Wir finden diese am deutlichsten ausgesprochen in folgenden Sätzen der vorgedachten Schrift^{***}):

^{*)} Preussische Jahrbücher, Bd. 91, S. 51; Bd. 92, S. 154.

^{**}) Stuttgart, 1900. Herausgegeben als 35. Stück der Münchener Volkswirtschaftlichen Studien.

^{***}) Die heutige Grundlage der Deutschen Wehrkraft, S. 6.

„Je früher die Staaten den Uebergang von der Landwirthschaft zu Gewerbe und Handel durchmachten, desto reicher und mächtiger wurden sie. Von großen Reichen ist es England, das am frühesten diese Wandlung durchmachte, nachdem vor ihm schon Holland auf gleicher Grundlage zu einer Großmacht geworden war. . . .“

„Die neueste deutsche Berufsstatistik von 1895 zeigt uns, daß Deutschland auf demselben Wege ist, den England vor ihm gewandelt ist, ja diese Entwicklung ist bei ihm rapider und energischer als in allen übrigen Staaten des europäischen Kontinents.“

Es ist wahr, Holland und England sind unter der Vorherrschaft von Industrie und Handel in ihrem Wirthschaftssystem, wenn auch nicht dadurch allein, schnell zu Reichthum und Macht gelangt. Aber was zunächst Holland betrifft, so war dessen Blüthe vergänglich wie die einer in rauhe Luft versetzten Treibhauspflanze. Wohlhabend ist das schöne Land auch heute noch, aber seine Macht ist dahin. Nur in fester, dauernder Anlehnung an ein größeres Ganzes könnte der begabte niederländische Volksstamm wieder zu kräftiger Mitarbeit an den Kulturaufgaben der Menschheit gelangen. Ob die heutigen Bewohner Hollands an Wehrhaftigkeit ihren ärmeren, nur von Ackerbau und Viehzucht lebenden Stammesverwandten in Afrika, den heldenmüthigen Buren, gleichkommen, darf bezweifelt werden.

In England haben wir den Typus eines modernen Industrie- und Handelsstaates vor uns. Die Landwirthschaft ist dort den gewerblichen Interessen nahezu gänzlich geopfert. Nach den Berichten der Royal Kommission, die in der Mitte der neunziger Jahre mit Prüfung der landwirthschaftlichen Verhältnisse Großbritanniens beauftragt war, ist dort der Kapitalwerth des landwirthschaftlich nutzbaren Bodens von 1875 bis 1894 um eine Milliarde Pfund Sterling gesunken, mehr als die Hälfte von ihm wird nur noch als Weideland benutzt, und dennoch hat sich der Viehstand verringert; weite Landstrecken liegen brach, zahlreiche Farmen stehen leer, weil ihre Bewirthschaftung sich nicht mehr lohnt. „Während die Bevölkerung Englands“, sagt Brentano^{*)}, „zur Zeit Ludwigs XIV. noch zu 72,7 Prozent von der Landwirthschaft lebte, betrug die Zahl der Personen über zehn Jahre, die der Landwirthschaft an-

*) Die heutige Grundlage der Deutschen Wehrkraft. S. 6.

gehörten, 1891 nur mehr 6,1 Prozent der Bevölkerung. Der Reichthum Englands aber stieg in der gleichen Zeit von 650 Mill. Pfund Sterling auf 10 Milliarden Pfund Sterling.“

Und wie der Reichthum hat unbestreitbar auch die Macht Englands zugenommen. An dieser Thatsache ändern selbst die schweren Niederlagen wenig, die England vor Kurzem sich in dem Eroberungszuge gegen das kleine, kaum $\frac{1}{4}$ Million Köpfe zählende Burenvolk zugezogen hat. Um diese Scharte auszuwecken und den Krieg mit Aussicht auf schließlichen Erfolg fortsetzen zu können, hat es nicht nur seine gesammte Landmacht aufbieten und deren weitaus größten Theil nach Afrika entsenden, sondern auch die Hilfe seiner Kolonien in Anspruch nehmen müssen. Wenn trotz der hierdurch augenfällig in die Erscheinung getretenen Schwäche der britischen Landmacht und trotz des Unwillens, den die britische Gewaltpolitik fast überall erregt hat, die Sicherheit jenes Landes ungefährdet und seine Machtstellung ungeschmälert geblieben ist, so hat dies darin seinen Grund, daß seine Sicherheit und sein politischer Einfluß nicht wie die Deutschlands, in erster Linie auf seiner Landmacht, sondern auf seiner beherrschenden Seemacht und der durch das Meer geschützten Lage des Staatsgebiets beruhen. Besonders auf letzterer, so lange die englische Flotte ihre Ueberlegenheit behauptet. Wenn Deutschlands Landmacht je auf das Niveau der britischen herabfänke, so wäre es um seine Selbstständigkeit geschehen, beherrschten auch seine Flotten das Meer.

Stände daher auch außer Zweifel, daß die Machtstellung Englands in dem heute dort herrschenden Wirthschaftssystem auf die Länge der Zeit eine sichere Stütze finden wird, so könnte daraus für Deutschland, bei der Verschiedenheit der Existenzbedingungen beider Staaten, so wenig eine Schlußfolgerung gezogen werden, wie der Hinweis auf Hollands schnell verblassten Glanz den verlocken wird, dem dauernde Blüthe und Macht des Vaterlandes mehr gilt als Reichthum und Ruhm des lebenden Geschlechtes.

Aber Brentano ist auch in eine sachliche Untersuchung der Frage eingetreten: „Gefährdet die Entwicklung Deutschlands vom überwiegenden Agrarstaat zum überwiegenden Industriestaat die Wehrfähigkeit des deutschen Reichs?“ Er verneint diese Frage, indem er den Werth der Industrie und des Handels für die Finanzkraft des Staates hervorhebt und nachzuweisen sucht, daß die Industrie auch günstigere Bedingungen für den Heeresersatz biete als die Landwirtschaft. Diesem Nachweise ist der größte Theil

seiner Schrift gewidmet. Wäre es als gelungen zu betrachten, und erschöpften Brentano's Ausführungen das Thema „die heutige Grundlage der deutschen Wehrkraft“, so könnte die Umwandlung Deutschlands in einen reinen Industrie- und Handelsstaat im Interesse seiner Wehrkraft gar nicht schnell und energisch genug betrieben werden. Aber weder die eine noch die andere Voraussetzung trifft zu. So gewiß nicht der Stillstand oder gar der Niedergang unserer industriellen Entwicklung das Ziel gesunder Bestrebungen sein könnte, kann andererseits doch nicht nachdrücklich genug vor Unterschätzung der Bedeutung, die die Landwirtschaft für die nationale Wehrkraft hat, gewarnt werden.

Eine vorurtheilsfreie Prüfung aller für die Wehrkraft in Betracht kommenden Verhältnisse führt zu dem Ergebnis, daß die deutsche Wirtschaftspolitik ihr am förderlichsten ist, wenn sie dahin wirkt,

1. daß unsere Industrie im Stande sei, in möglichst vollkommener Weise die Bedürfnisse des Landes an industriellen Erzeugnissen, besonders an Kriegsmaterial, zu befriedigen;
2. daß auch der Bedarf an landwirtschaftlichen Erzeugnissen, soweit irgend möglich, durch die inländische Produktion gedeckt werde;
3. daß die Industrie, über die unter 1 gestellte Anforderung hinaus, die Mittel zum Eintausch begehrtenwerther Erzeugnisse anderer Länder, die wir im eigenen Lande nicht gewinnen können, liefere, in soweit die Mittel hierzu nicht in über-schüssigen heimischen Naturerzeugnissen vorhanden sind, auch nicht durch Aneberei und Handelsgewinn, Kapitalanlagen im Auslande u. s. w. in vortheilhafterer Weise beschafft werden können;
4. daß der landwirtschaftlichen Thätigkeit ein so großer Theil der Bevölkerung erhalten bleibe, wie sie gut und ohne Beeinträchtigung der unter Ziffern 1 und 3 an die Industrie gestellten Anforderungen zu ernähren vermag;
5. daß die Industrie dem auf Erwerbsthätigkeit angewiesenen Theil der wachsenden Bevölkerung, den die Landwirtschaft nicht zu ernähren vermag, ausreichende Gelegenheit zum Broderwerb biete und, soweit dieser Zweck es erheischt, ihre Produktion für den ausländischen Markt auch über das Maß steigere, das durch die unter Ziffer 3 gestellte Anforderung

bedingt ist, — es sei denn, daß die überschießenden Volkskräfte vortheilhaftere Verwendung in vaterländischen Kolonien fänden;

6. daß Handel und Verkehr den Anforderungen entsprechen, die sich aus Vorstehendem ergeben.

Zur Begründung diene Folgendes:

Ohne Weiteres ist Brentano dahin zuzustimmen, daß blühende Industrie und ausgebreiteter Handel den Reichthum eines Landes schneller vermehren, als die Landwirthschaft es vermag. Ich füge hinzu, daß der Vortheil einer blühenden Industrie für die Wehrkraft des Landes sich nicht auf den finanziellen Gewinn, den sie abwirft, beschränkt, sondern auch darin besteht, daß sie uns in Bezug auf unseren Bedarf an Industrie-Erzeugnissen, insbesondere an Kriegsmaterial, vom Auslande unabhängiger macht. Sind wir hierfür in beträchtlichem Umfange auf fremde Länder angewiesen, so ist unsere Aktionsfreiheit nicht nur diesen, sondern — da die Neutralen nach völkerrechtlichem Grundsatz den Kriegführenden kein Kriegsmaterial liefern dürfen — auch anderen Staaten gegenüber beschränkt. Freier und stärker steht der Staat da, der die Schiffe, Kanonen, Gewehre, Munition und was er sonst an Kriegsmaterial gebraucht, innerhalb der Landesgrenzen zu beschaffen vermag. Eine in dieser Hinsicht leistungsfähige Industrie ist von hohem Werth für die Landesvertheidigung; ein stark bevölkertes Land wird erst durch sie befähigt, im Kriegsfall die volle Kraft der Nation nachhaltig einzusetzen. Die Ausrüstung der Millionenheere unserer Zeit und ihre Erhaltung in schlagfähigem Zustande ist ohne leistungsfähige Industrie nicht denkbar, ihre schnelle Vereitstellung und zweckmäßige Verwendung hat ein hoch entwickeltes Verkehrssystem zur Voraussetzung, wie es nur in industriereichen Ländern mit lebhaftem Handelsverkehr bestehen kann.

Seemacht erwirbt nur ein Seeschiffahrt treibendes Volk. Seine Schiffahrt kann nun zwar auch durch Vermittelung des Frachtverkehrs zwischen anderen Ländern zur Blüthe gelangen; die einstige Seemacht Hollands beruhte wesentlich auf dieser Grundlage, und auch die heutigen Handelsflotten Englands und Norwegens dienen nur zu geringerem Theile den Ein- und Ausfuhrbedürfnissen des eigenen Landes. Aber es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß reger überseeischer Handel eines Landes auch dessen Seeschiffahrt und mit ihr nicht nur sein Bedürfniß an Seemacht, sondern auch seine Fähigkeit, sie zu erwerben, fördert. Und ebenso liegt es in

der Natur der Verhältnisse, daß mit dem Aufschwung der Industrie ein solcher des Handelsverkehrs Hand in Hand geht.

Ueberhaupt ist Alles, was zur Erquickung und Vermehrung der materiellen Hilfsmittel des Landes, zur Erhöhung des Volkswohlstandes, zur Hebung des geistigen Niveaus und zur Anregung der Unternehmungslust in der Nation dient, an sich auch der Wehrkraft des Landes förderlich. Industrie und Handel, besonders der Handelsverkehr mit fremden Völkern und Ländern, tragen hierzu viel bei. Wo sie blühen, wirken sie, wie sie den materiellen Reichthum des Landes mehren, auch befruchtend auf das Geistesleben der Nation.

Schnell wachsender Reichthum birgt freilich auch Gefahren für die sittliche Gesundheit und Kraft des Volkes. Genußsucht, Selbstsucht und Verweichlichung erscheinen nur zu oft in seinem Gefolge und schmälern die Empfänglichkeit für edlere Triebe, die opferfreundige Hingebung an die nationalen Aufgaben, die Widerstandskraft gegen Mühen, Leiden und Gefahren. Die Geschichte belehrt uns hierüber in zahlreichen Beispielen des Verfalls von Völkern und Staaten. Fast immer war er hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß die durch wirthschaftlichen Aufschwung genährten materiellen Begierden zur Vorherrschaft gelangten und zersetzend auf das Staats- und Volksleben wirkten. Haben wir daher alle Ursache, uns des wirthschaftlichen Aufschwungs unseres Vaterlandes zu freuen, so doch auch dringenden Anlaß, den damit verbundenen, auf sittlichem Gebiete liegenden Gefahren nach Kräften entgegenzuwirken. Ein Mittel hierzu besteht darin, der Entvölkerung des platten Landes vorzubeugen und der landwirthschaftlichen Bevölkerung einen einflußreichen Platz im Volksleben zu sichern. Denn wenn die Landwirthschaft allerdings an der Hebung des materiellen Reichthums des Landes in geringerem Maße als Industrie und Handel theilhaftig ist, so ist die ihr angehörende Bevölkerung auch den hiermit verbundenen Gefahren weniger ausgesetzt. Sie bildet eine starke Mauer gegen die zersetzenden Wirkungen des modernen Wirthschaftslebens. Ich komme hierauf zurück, möchte aber zunächst noch einigen andern Erwägungen Raum geben.

Mindestens gleich großer Werth wie auf die Unabhängigkeit des Landes von der ausländischen Industrie ist darauf zu legen, daß sein Bedarf an Naturerzeugnissen, vor Allem an unentbehrlichen Nahrungsmitteln, so weit als möglich durch die inländische Produktion gedeckt werde. Gewisse Nahrungs- und Genußmittel

müssen wir vom Auslande beziehen, weil ihre Gewinnung im eigenen Lande aus klimatischen und sonstigen Gründen theils unmöglich, theils mindestens sehr unvortheilhaft ist. Gegenwärtig sind wir aber, ohne daß zwingende Umstände vorlägen, auch für die Deckung unseres Bedarfs an Getreide und Fleisch in erheblichem Grade vom Auslande abhängig geworden. In den Jahren 1894—1897 haben wir etwa ein Achtel unseres Roggen-, ein Drittel des Weizen-, über ein Drittel des Gerste-, ein Zwölftel des Haferbedarfs, an Getreide jährlich für mehr als 600 Mill. Mark, dazu eine beträchtliche Menge von Vieh und Fleisch vom Auslande bezogen. Wenn im Kriegsfall die Zufuhr dieser unentbehrlichen Lebensmittel unterbrochen oder auch nur erheblich erschwert und vertheuert wird, worauf wir fast immer, zumal bei ungünstigem Verlauf eines Krieges, gefaßt sein müssen, so leidet darunter die Widerstandsfähigkeit des Landes, unter Umständen in gefährlicher Weise. Bestehen doch auch — von der Blockadefahr ganz abgesehen — verschiedene Ansichten darüber, ob und unter welchen Voraussetzungen Lebensmittel als Kriegskontrebande zu betrachten sind.

Die Mittel zum Eintausch des fehlenden Getreides und Fleisches müssen, wie zur Beschaffung aller fremden Erzeugnisse, großen Theils durch die Exportindustrie beschafft werden, da die Naturerzeugnisse des Landes nach Deckung des Eigenbedarfs hierfür nicht ausreichen. Die Einfuhr von Getreide und Fleisch hat also eine Steigerung der Ausfuhrindustrie zur Voraussetzung oder zur nothwendigen Folge.

Die industrielle Ausfuhrproduktion ist aber in zweifacher Hinsicht vom Auslande abhängig: in Bezug auf den Abjaz ihrer Waare und auf die Beschaffung der von ihr zu verarbeitenden Rohmaterialien. Die deutsche Erde birgt zwar einen reichen Schatz an Kohle und Eisen, von den meisten anderen, für Industriezwecke erforderlichen Rohmaterialien gewinnen wir jedoch im Lande nicht so viel, wie wir für den eigenen Bedarf gebrauchen. So betrug beispielsweise im Jahre 1898 der Mehrwerth der Ausfuhr gegen den Werth der Einfuhr an Wollwaaren 187 Mill. Mark, an Baumwollwaaren 150, an Seidenwaaren 127, an Lederwaaren 95, an Kupferwaaren 51 Mill. Mark; dagegen wurden an Rohmaterialien und Halbfabrikaten mehr ein- als ausgeführt: Wolle für 293, Baumwolle für 249, Seide für 106, Leder und Häute für 109, Kupfer für 72 Mill. Mark.

Wenn nun aber, wie es in Kriegszeiten mehr oder weniger fast immer der Fall sein wird, Handel und Verkehr, Ein- und Ausfuhr ins Stocken gerathen? Einen kleinen Vorgeschmack von den dann eintretenden Zuständen haben wiederholt die von großen Kohlenstreiks betroffenen Industriegegenden gewonnen. Kommt noch eine Vertheuerung der nothwendigsten Lebensmittel hinzu, so erlahmt gar leicht die Opferfähigkeit und Opferfreudigkeit der für den Lebensunterhalt auf den Gewerbebetrieb angewiesenen Volksschreie. Sind diese sehr zahlreich, die Hilfsmittel des Staates, der Gemeinden und der Besizenden durch die Anforderungen der Kriegsführung aufs Aeußerste in Anspruch genommen, so daß von diesen Zeiten zur Linderung der Noth wenig geschehen kann, so entsteht ein Druck von unten, der zum Friedensschluß vor Erreichung des Kriegszwecks nöthigen kann, zumal nicht unter allen Verhältnissen darauf zu rechnen ist, daß der Geist eines Volksheres von ungünstiger Volkstimmung unbeeinflusst bleibt.

Das Erwerbsleben der landwirthschaftlichen Bevölkerung ist Störungen der vorgedachten Art im Kriegsfall — außer auf dem Kriegsschauplatz selbst — weit weniger ausgesetzt. Sie muß wegen Verminderung ihrer Arbeitskräfte aufschiebbare Arbeiten liegen lassen, vielleicht auch zeitweilige Verminderung ihres Viehbestandes ertragen, dieses oder jenes Ackerstück un bebaut lassen. Aber sie erntet nach wie vor das für den Lebensunterhalt Nothwendige, und die Verkauflichkeit ihrer Produkte erleidet kaum eine Beeinträchtigung.

Im Interesse der kriegerischen Widerstandsfähigkeit des Landes ist es daher nicht rathsam, unsere Ausfuhrindustrie höher zu steigern, als nothwendig ist, um vom Auslande die Bedarfsgüter einzutauschen, die wir uns nicht anders verschaffen können, und um unserer Bevölkerung ausreichende Erwerbsgelegenheit zu bieten. Dagegen wird jenes Interesse durch Steigerung der landwirthschaftlichen Produktion und reichliche Besiedelung des platten Landes gefördert.

Nun liegt aber, wie heute kaum noch mit Erfolg bestritten werden wird — der preußische Minister für Landwirthschaft hat es noch vor kurzem, ohne Widerspruch zu finden, im Abgeordnetenhaus ausgesprochen*) — durchaus die physische Möglichkeit vor, das nothwendige Getreide für die gegenwärtige und selbst für eine

*) Vgl. u. A. auch die Rede von Max Tesbrück „Die deutsche Landwirthschaft an der Jahrhundertswende“, in Heft II., Jahrg. 1900 der Preussischen Jahrbücher.

die Zahl der Erwerbsthätigen beiderlei Geschlechts in der Landwirtschaft zc. (8 292 692) fast genau so groß ist wie in der Industrie zc. (8 281 220), ist in der ersteren die Zahl derer von ihnen, die das 50. Lebensjahr überschritten haben, fast doppelt so groß als in der Industrie (2 103 357 gegen 1 193 941). Andererseits befinden sich in der Landwirtschaft auch mehr Erwerbsthätige im Alter unter 18 Jahren als in der Industrie (1 280 942 gegen 1 139 466). Insbesondere gestaltet sich das Verhältniß der im Alter der größten körperlichen Leistungsfähigkeit und deshalb auch der Heeresdienstpflicht (von 20 bis 40 Jahren) stehenden männlichen Erwerbsthätigen zu deren Gesamtzahl in den Berufsabtheilungen folgendermaßen:

	Gesamtzahl		Davon im Alter von 20—40 Jahren	
	absolut	%	absolut	%
A. Landwirtschaft zc.	5 539 538	33,5	2 065 427	28,0
B. Industrie zc.	6 760 102	40,9	3 354 391	45,3
C. Handel und Verkehr	1 758 903	10,6	873 127	11,8
D. und E. Andere Berufe	1 447 939	8,8	991 014	13,4
F. Berufslose Selbständige	1 027 259	6,2	119 644	1,5
Zusammen	16 533 741	100	7 403 603	100

Es gehörten also im Jahre 1895

	zur Landwirtschaft	zu Industrie, Handel und Verkehr
von Hundert der Gesamtbevölkerung . . .	35,74	50,64
„ „ der Erwerbsthätigen beiderlei Geschlechts	36,19	46,35
„ „ der männlich. Erwerbsthätigen . . .	33,5	51,5
„ „ der männlich. Erwerbsthätigen im Alter von 20—40 Jahren	28	57,1

Aus dieser Zusammenstellung erkennt man, daß die im heeresdienstpflichtigen Alter von 20—40 Jahren stehenden Männer sich nicht, wie bisher auf Grund der Verhältnißzahlen der Gesamtbevölkerung oder derer aller Erwerbsthätigen wohl allgemein angenommen wurde, in dem Verhältniß von 50,64 : 34,74 bezw. von 46,35 : 36,19 aus der gewerblichen und landwirthschaftlichen Bevölkerung zusammensetzen, sondern daß unter ihnen die Zahl der Gewerbetreibenden die Zahl der von der Landwirtschaft Lebenden bereits um mehr als das Doppelte übertrifft. *)

*) Anmerkung. Die ältere Statistik ist leider zu unvollkommen, um aus ihr mit einiger Sicherheit zu erkennen, wie die deutsche oder die preussische Be-

In volkswirthschaftlicher Hinsicht ergibt sich aus den angeführten Zahlen, daß der Mangel an Arbeitskräften in der Landwirthschaft nicht nur in deren verminderter Zahl und darin besteht, daß das weibliche Geschlecht unter ihnen stärker als unter den Erwerbsthätigen der Industrie vertreten ist; sondern er wird des weiteren dadurch noch fühlbarer, daß sich unter den Erwerbsthätigen der Landwirthschaft eine verhältnißmäßig geringere Zahl im kräftigsten Lebensalter stehender als unter denen der Gewerbe befindet.

Die Ursache der Erscheinung ist wohl zum Theil auf das schnelle Ausblühen der Industrie sowie des Handels und Verkehrs in der jüngsten Zeit zurückzuführen. Die zahlreichen neu entstandenen und erweiterten Betriebe würden oftmals vielleicht einen Vortheil darin erblickt haben, über einen stärkeren Stamm älterer, geübter Kräfte verfügen zu können. Da diese nicht in wünschenswerther Zahl vorhanden waren, fanden in entsprechend größerem Umfange ungeübte, aber im besten Mannesalter stehende Arbeiter bereitwillige Aufnahme. So entwickelte sich, unter Mitwirkung in der Lage der Landarbeiter bestehender ungünstiger Verhältnisse, der Uebergang zahlreicher jüngerer Männer von der Landwirthschaft zur Industrie. Nachdem hierdurch die landwirthschaftliche Bevölkerung, besonders in den mittleren Altersklassen, aufs äußerste gelichtet ist, tritt unvermeidlich eine fühlbare Verlangsamung im Zustießen von Arbeitskräften aus ihr zur Industrie ein. Die Gründung neuer industrieller Unternehmungen und die Erweiterung bestehender schreitet aber ohne Rücksicht hierauf in beschleunigtem Maße fort. Das wird schließlich zu Katastrophen in der Industrie selbst führen, die ernüchternd wirken werden. Aber an eine stärkere Besiedelung des platten Landes ist in der Zwischenzeit nicht zu denken; und das Kapital, das mit den zusammenbrechenden Industrie-Unternehmungen verloren geht, hätte eine bessere Verwendung zur Hebung unserer landwirthschaftlichen Produktion gefunden, die ebenso unter Kapitalmangel wie unter dem Mangel an Arbeitskräften leidet. Die Zukunft wird lehren, daß der Industrie selbst und den Kapitalbesitzern die einen schlechten Dienst erweisen, die auf beschleunigtes

völkerung zur Zeit der Kriege von 1866 und 1870/71 nach Berufsgruppen gegliedert war. Zimmerlin geht aus den in Bd. V der Preussischen Statistik veröffentlichten Ergebnissen der Volkszählung vom 3. Dezember 1861 hervor, daß damals in Preußen die Zahl der — hauptberuflich — in der Landwirthschaft Erwerbsthätigen beiderlei Geschlechts zu der der Erwerbsthätigen der Industrie, des Handels und des Verkehrs sich noch wie 30,4 zu 22,2 verhielt.

hohem Grade auch von sittlichen und intellektuellen Eigenschaften abhängig ist. Man würde bei Bewerthung des Heereserfases aus verschiedenen Volksklassen oder Gegenden zu ganz einseitigen und unzutreffenden Ansichten gelangen, wollte man hierbei die letztgedachten Eigenschaften außer Betracht lassen. Aber sie statistisch zu erfassen, ist offenbar unmöglich.

Schließlich ist darauf hinzuweisen, daß selbst dann, wenn die Rekrutirungsstatistik über alle vorgedachten Verhältnisse Aufschluß geben könnte, dadurch die Frage, wie sich die verschiedenen Bevölkerungsklassen in Bezug auf Wehrhaftigkeit zu einander verhalten, noch keineswegs gelöst wäre. Denn der Krieg wird nicht mit Rekruten geführt, sondern das mobile Heer setzt sich aus den wehrfähigen Männern vom 20. bis 40. Lebensjahre, der Landsturm sogar aus den Männern von 17 bis 45 Jahren, soweit sie nicht zum Heere gehören, zusammen. Sie alle stehen im Frieden, außer in der kurzen, ihrer militärischen Ausbildung gewidmeten Zeit, inmitten des bürgerlichen Lebens. Und wenn außer Zweifel steht, daß die Lebensweise, die Art der Erwerbsthätigkeit, überhaupt die allgemeinen Lebensverhältnisse auf die körperliche, geistige und sittliche Entwicklung der Menschen großen Einfluß ausüben, so steigert sich dieser naturgemäß auch mit der Dauer der Einwirkung. Die Spuren der Erwerbsthätigkeit am Webstuhl, in der Glashütte, auf dem Schusterschemel u. s. w. treten bei dreißigjährigen Wehrleuten viel deutlicher hervor als bei den Rekruten, die den Einwirkungen des Erwerbslebens, wenn auch in den Jahren körperlicher Entwicklung, so doch erst kürzere Zeit ausgesetzt waren. Will man wissen, wie die Erwerbsverhältnisse auf die Wehrhaftigkeit des Volkes einwirken, so genügt es nicht, die Rekruten darauf anzusehen, sondern man muß vor Allem auch ein Urtheil darüber gewinnen, welchen Einfluß sie auf die Tüchtigkeit der Reservisten und Wehrleute ausüben.

Ich glaube hiermit den Werth der heutigen und einer wie immer vervollkommeneten Rekrutirungsstatistik für die Beurtheilung der Wehrhaftigkeit verschiedener Bevölkerungsklassen auf ihr richtiges Maß zurückgeführt zu haben. Wer eine überlegene Wehrhaftigkeit der landwirthschaftlichen Bevölkerung erst dann anerkennen will, wenn sie ihm durch eine, auf einwandfreier Grundlage beruhende Rekrutirungsstatistik nachgewiesen wird, der wird sie niemals anerkennen. Und das ist ja für die Parteigänger des reinen Industrie- staates eine sehr verlockende Stellungnahme.

Nun ist aber doch auch die Statistik nicht die einzige Quelle der Erkenntniß. Neben ihr gebührt der Erfahrung und dem ge-

funden Menschenverstande ihr Recht, und beide belehren uns, daß das Heer vorzugsweise aus den Städten die Intelligenz und geistige Regsamkeit bezieht, die in der Kriegsführung der Neuzeit erhöhten Werth gewonnen haben, daß dagegen das platte Land dem Heere verhältnißmäßig zahlreichere und in allen anderen Beziehungen meistens tüchtigere Mannschaften liefert. Auf Grund der Erfahrungen, die sie zu machen reichliche Gelegenheit haben, steht dies wohl bei allen Militärs fest, nicht minder, daß starke Nerven und die moralischen Eigenschaften, die den Soldaten tüchtig machen, in der Landbevölkerung mehr heimisch sind als in der städtischen. Der erfahrene militärische Führer weiß daher eine Beimischung städtischer Elemente in der Truppe wohl zu würdigen, traut dieser jedoch für alle möglichen Fälle mehr zu, wenn das ländliche Element in ihr das Uebergewicht hat.

Zu demselben Ergebniß muß aber auch Jeder gelangen, der vorurtheilsfrei die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens aus dem Gesichtspunkte ihres Einflusses auf die Tüchtigkeit der Bevölkerung für den Kriegsdienst betrachtet.

Große Beachtung verdient in dieser Hinsicht die Verschiedenheit der sozialen Schichtung der landwirtschaftlichen und der industriellen Bevölkerung. Wenn man, dem Gebrauch der amtlichen deutschen Statistik folgend, die Erwerbsthätigen beider Berufsabtheilungen in drei Klassen eingetheilt:

- a) Selbstständige, auch leitende Beamte und sonstige Geschäftsleiter (Eigenthümer, Inhaber, Besitzer, Mitbesitzer, Pächter, Unternehmer, Handwerksmeister, Direktoren, Administratoren),
 - b) wissenschaftlich, kaufmännisch oder technisch gebildetes Verwaltungs-, Aufsichts- und Bureaupersonal,
 - c) sonstige Gehilfen, Fabrik-, Lohn- und Tagearbeiter, Lehrlinge,
- so gehörten nach der deutschen Berufsstatistik von 1895 Erwerbsthätige und in ihrem Hausstande lebende Angehörige (ohne die häuslichen Dienstboten):*

	in der Landwirtschaft x.**)		in der Industrie x.***)	
	absolut	0/0	absolut	0/0
zur Klasse a.	9 119 128	50,3	6 284 709	31,5
" " b.	238 473	1,3	723 875	3,7
" " c.	8 769 009	48,4	12 924 523	64,8
Summa	18 126 610	100,0	19 933 107	100,0

*) Statistik des Deutschen Reichs, Neue Folge, Band 102, S. 1. u. 12.

***) Landwirtschaft, Gärtnerei, Thierzucht, Forstwirtschaft und Fischerei.

****) Industrie und Banwejen, Bergbau und Hüttenwejen.

Nun hat zwar in der Landwirthschaft notorisch im Jahre 1895 empfindlicher Mangel an Arbeitskräften geherrscht. Aber es ist nicht gesagt, daß diesem Mangel nur durch Vermehrung der Zahl der besitzlosen Lohnarbeiter (Klasse c) abgeholfen werden könne, vielmehr ist bemerkenswerth, daß in der Zeit von 1882 bis 1895 in der Landwirthschaft die Zahl der Erwerbsthätigen der Klasse a von 2 288 033 auf 2 568 725 gestiegen ist, während sie in der Klasse c von 5 881 819 auf 5 627 794 zurückging. Die Entwicklung der Verhältnisse in der Industrie zeigt die entgegengesetzte Tendenz; bei ihr ist in derselben Zeit die Zahl der Erwerbsthätigen der Klasse a von 2 201 146 auf 2 061 764 gesunken, die der Klasse b hat allerdings ungefähr um die gleiche Differenzzahl zugenommen, aber die der Klasse c ist von 4 096 243 auf 5 955 711 gestiegen. Hier saugen die großen Unternehmungen die kleinen auf, und das Proletariat nimmt schnell zu; zwei Drittel der industriellen Bevölkerung gehören ihm an, von der landwirthschaftlichen weniger als die Hälfte.

Faßt man die soziale Schichtung der selbstständigen Erwerbsthätigen (Klasse a) der Landwirthschaft im engeren Sinne (ohne Forstwirthschaft, Fischerei etc.) ins Auge, so kommen 2 521 398 Personen in Betracht. Von ihnen leiten Betriebe*) in der Größe von

weniger als 2 ha (Parzellenbetriebe)	525 297 = 20,83 Proz.	
2 bis unter 5 ")	} (Bauernwirthschaften) {	
5 " " 10 ")		679 127 = 26,93 "
10 " " 50 ")		541 541 = 21,48 "
50 " " 100 ")		677 442 = 26,87 "
100 und mehr " (Großbetriebe)	67 102 = 2,66 "	
	30 889 = 1,23 "	
	2 521 398 100 Proz.	

Faßt vier Fünftel aller selbstständigen Landwirthe gehören also in Deutschland dem Mittelstande, dem Bauernstande an. Aus der landwirthschaftlichen Betriebsstatistik für 1895 geht des Weiteren hervor, daß von der landwirthschaftlich benutzten Fläche 70,36 Prozent auf den bäuerlichen Besitz entfallen, auf den Großgrundbesitz (einschließlich der Staatsdomänen) 24,08 Prozent, auf die Parzellenbetriebe 5,56 Prozent. Die seit 1882 stattgehabten Besitzverschiebungen charakterisiren sich als eine Verstärkung des mittleren Grundbesitzes. Endlich ist noch hervorzuheben, daß nur 12,38 Prozent der bewirthschafteten Fläche aus Pachtland besteht. Die Eigenwirthschaft

*) Statistik des Deutschen Reichs, Neue Folge, Band. 111, S. 189 ff.

bildet die weit überwiegende Form der deutschen Landwirthschaft, im Bauernstande die nahezu ausschließliche.

Ich habe diese Verhältnisse ausführlicher dargelegt, weil aus ihnen hervorgeht, daß in Deutschland der vorherrschende Typus der landwirthschaftlichen Bevölkerung der Bauer auf eigener Scholle, der der industriellen der besitzlose Lohnarbeiter ist. Sitte und Lebensanschauung der Landarbeiter stehen unter dem bestimmenden Einfluß des Bauernstandes; in der Industrie fehlt ein Mittelstand von annähernd gleicher Bedeutung, während die gesellschaftliche Kluft zwischen Unternehmern und Arbeitern sich dort immer mehr zu erweitern droht.

Der Entwicklung der Geisteskräfte sind die Lebensverhältnisse der industriellen Bevölkerung im allgemeinen günstiger als die der landwirthschaftlichen. Zwar erkennen wir an der hervorragenden Gewandtheit, die die Buren trotz mangelnder militärischer Schulung wie bei früheren kriegerischen Anlässen so auch in ihren zeitigen Kämpfen gegen die englische Uebermacht an den Tag legen, daß das landwirthschaftliche Leben mindestens kein Hinderniß für die Erwerbung der geistigen Eigenschaften ist, die für den Kampf geschickt machen. Es fördert namentlich den Blick für Gelände- verhältnisse, und das ist für den militärischen Beruf werthvoll. Im Gegensatz hierzu ist die Thätigkeit vieler Fabrikarbeiter an sich infolge der weit durchgeführten Arbeitstheilung keineswegs geistig anregend. Aber sie befinden sich dabei und in den Arbeitspausen immer in mehr oder weniger großer Gesellschaft, während der Landmann bei seiner Thätigkeit viel auf sich allein angewiesen bleibt. Die Hauptsache ist jedoch, daß die Industriebevölkerung ganz überwiegend in den Städten und deren Vororten lebt; und daß dort regeres Geistesleben herrscht als auf dem platten Lande, bedarf keiner näheren Ausführung und Begründung.

Dagegen ist das Landleben und die landwirthschaftliche Thätigkeit der physischen Gesundheit und der Entwicklung der Sieges verheißenden moralischen Kräfte zuträglicher als das städtische Treiben und die Industriearbeit. Was den Einfluß der Letzteren auf Kraft und Gesundheit der Menschen betrifft, so wurde bereits darauf hingewiesen, daß in dieser Hinsicht bedeutende Unterschiede zwischen den verschiedenen Industriezweigen bestehen. Auch hat die Arbeiterschutzgesetzgebung schon manche gesundheitliche Schäden auf dem Gebiete der Industriearbeit beseitigt oder doch gemildert. Gleichwohl kann nicht ernstlich in Zweifel gezogen werden, daß die

Berufsthätigkeit der landwirthschaftlichen Bevölkerung die körperliche Kraft, Ausdauer und Widerstandsfähigkeit, die vom Krieger verlangt werden muß, mehr fördert, als die Beschäftigung der meisten Industriearbeiter, besonders in den Fabriken. In ähnlicher Weise unterscheidet sich die außerberufliche Lebensweise der ländlichen Bevölkerung von der der städtischen. Für Verbesserung der gesundheitlichen Verhältnisse in den Städten ist in neuerer Zeit durch Kanalisationen, Wasserleitungen, Vorkehrungen für Straßenreinigung und Beschaffung besserer Luft u. s. w. Anerkennenswerthes geleistet. Auch auf Milderung der bedenklichen Wohnungsverhältnisse, unter denen die unbemittelten Volksklassen in den Städten vielfach leiden, wird mehr und mehr Bedacht genommen. Aber ganz lassen sich die sanitären Nachtheile, die mit dem engen Beisammenwohnen vieler Menschen, diesem charakteristischen Merkmal der Städte verbunden sind, niemals beseitigen. Auf dem platten Lande herrscht in der Regel weniger hygienische Fürsorge, aber der daraus erwachsende Schaden ist geringer, weil die Menschen sich dort mehr in der gesunden freien Luft aufhalten und die Wohngelegenheiten nicht so auf einander gehäuft sind wie in den Städten. Die Häuser stehen auf dem Lande freier, und selten wohnen mehrere Familien unter einem Dach. Die Feldarbeit härtet den Körper ab, die Versuchung zu Genußleben und Ausschweifungen ist auf dem Lande gering, das materielle Leben, selbst des wohlhabenden Bauern, einfach und anspruchslos, frei von Verweichlichung. Die Tage des Landmannes verlaufen, bei meistens angestrengter Körperarbeit, ruhig und gleichmäßig; das rastlose Getriebe der Zeit berührt ihn wenig, es spielt sich in den Städten ab, die Geister dort belebend und fördernd, aber auch die Nervenkräfte stark in Anspruch nehmend und abnuzend.

Es wäre nicht zu erklären, wenn unter solchen Verhältnissen die Landbevölkerung im Durchschnitt nicht körperlich geeigneter als die städtische, namentlich die in der Industrie arbeitende, zur Ertragung der Strapazen und Entbehrungen, nicht widerstandsfähiger gegen die Nerveneindrücke des Krieges wäre, es müßte denn sein, daß sie in bitterer Armuth verkümmerte. Schnell wachsender Reichthum, wie man ihn in wirtschaftlich günstigen Zeiten in den Industrie- und Handelsstädten wahrnehmen kann, ist ihr nicht beschieden. Aber nur um so sicherer wird sie ihre Ueberlegenheit an körperlicher Kraft und Gesundheit bewahren.

Nicht minder die moralischen Eigenschaften, die sie für den

den Zahlen zu Tage tretende Erscheinung auffallend genug, um zu weiterer Beobachtung aufzufordern.

Es ist nun aber auch verschiedentlich versucht worden, durch Vergleich der Ergebnisse der Rekrutirungsstatistik mit denen der allgemeinen Bevölkerungsstatistik die Frage zu lösen, ob und in welchem Grade die landwirthschaftliche Bevölkerung sich durch Kriegstüchtigkeit vor der industriellen zc. hervorthue. Man hat zu diesem Zweck die Zahl der Dienstauglichen, die in einer Reihe von Jahren in den verschiedenen Armeekorps-Bezirken, Staaten, Provinzen oder Regierungsbezirken unter je hundert untersuchten Militärpflichtigen ermittelt worden sind, zu den Ziffern der Gesamtbevölkerung jener Bezirke und der der landwirthschaftlichen zc. Bevölkerung in ihnen in Parallele gestellt. Hiergegen ist geltend gemacht worden, zum Zweck von Vergleichen dieser Art dürfe man die tauglich befundenen Militärpflichtigen nicht nach den Bezirken gruppiren, in denen sie ausgehoben worden sind, sondern nach ihren Geburtsbezirken; und daran knüpften sich dann weitere Meinungsverschiedenheiten darüber, ob die Zahl der aufgebrauchten Rekruten den Bevölkerungsziffern der Aushebungsjahre oder denen der Geburtsjahre gegenüberzustellen sei.

Gegen jede dieser Vergleichsmethoden lassen sich begründete Einwendungen erheben, keine der nach ihnen entworfenen Tabellen kann der Anforderung genügen, ein zutreffendes Bild von den Leistungen der verschiedenen Berufsclassen für die Heeresergänzung zu liefern. Immerhin ist sehr bemerkenswerth, daß in allen Tabellen die Bezirke mit starker agrarischer Bevölkerung, trotz deren ungünstigen Zusammensetzung nach Altersklassen — vergl. S. 11 —, im Ganzen betrachtet, durch ihre Leistungen vortheilhaft vor den anderen hervortreten. In einigen Tabellen erscheint diese Ueberlegenheit nicht so groß wie in anderen, aber erkennbar ist sie aus allen; man braucht zu diesem Zwecke nur die Ziffern der 10 oder 15 Bezirke, die die stärkste Landbevölkerung haben, den entsprechenden Summenziffern der mindestagrarischen Bezirke gegenüberzustellen.

Nach meinem Dafürhalten hat dieses Ergebnis der vergleichenden Statistik allein Bedeutung. Sie wird nicht abgeschwächt durch die von Muczynski in den Vordergrund gestellte Thatsache, daß einzelne überwiegend industrielle Bezirke in Bezug auf die Zahl der von ihnen gelieferten Rekruten einzelnen überwiegend ländlichen Bezirken überlegen erscheinen. Das erklärt sich zur Ge-

nüge schon daraus, daß die physische Beschaffenheit der Bevölkerung nicht lediglich durch die Berufsgliederung bedingt ist, sondern daß hierbei auch Rassenunterschiede sowie die allgemeinen Existenzbedingungen der Landschaften mitsprechen. Eine überwiegend landwirthschaftliche Bevölkerung in armer Gebirgsgegend wird oft für die Heeresergänzung weniger leisten als die gleiche Bewohnerzahl eines blühenden Industriegebietes. Endlich aber bestehen auch, was nicht immer genügend gewürdigt wird, bezüglich des Einflusses der Industrie auf die körperliche Brauchbarkeit der Arbeiter für den Militärdienst bemerkenswerthe Unterschiede zwischen einzelnen Industriezweigen. Die Industriearbeiter, die viel Muskelarbeit verrichten, wie die der Eisen-Industrie, die Schmiede, die Fleischer zc., stehen, zumal wenn sie, wie die Zimmerleute, die Erdarbeiter zc., in freier Natur arbeiten, an körperlicher Tüchtigkeit der landwirthschaftlichen Bevölkerung mehr oder weniger nahe. Den Industriearbeitern dagegen, deren Erwerbsthätigkeit sich in geschlossenen Räumen ohne gleichmäßige Muskelanspannung abspielt, fehlt es meistens an der für den Militärdienst erforderlichen Kraft und Widerstandsfähigkeit. Und dieser letzteren Kategorie gehört der größere Theil der Industriearbeiter an: die der Textil-, Bekleidungs-, Nahrungsmittel-, Leder-, Holz-, Bijouterie-, Spielwaaren-, chemischen u. s. w. Industrie. Die Bezirke, in denen diese Industriezweige einen großen Bruchtheil der Bevölkerung beschäftigen, weisen durchweg ungünstige Rekrutierungsergebnisse auf. Die nachtheilige Einwirkung der mehrgenannten Industriezweige auf die Heeresergänzung würde sehr scharf hervortreten, wenn die Statistik die Mittel böte, genau festzustellen, wie viele oder wie wenige brauchbare Rekruten aus den ihnen angehörenden Arbeiterkreisen hervorgehen.

Aber die Statistik reicht hierzu nicht aus, sie gestattet nicht einmal ziffernmäßig festzustellen, wie stark die industrielle Bevölkerung im Ganzen und im Vergleich zur landwirthschaftlichen an der jährlichen Rekrutengestellung theilhaftig ist. Nur eine Ueberlegenheit der landwirthschaftlichen Bevölkerung leuchtet aus ihr hervor, aber nicht ist zu erkennen, wie hoch sich diese beziifert. Eine entsprechende Vervollkommnung der Rekrutierungsstatistik wäre gewiß wünschenswerth. Aber der Zweck könnte nur dadurch erreicht werden, daß von jedem einzelnen Militärpflichtigen außer seiner Abstammung auch der ganze bisherige Entwicklungsgang ermittelt würde. Daraus würde sich eine endlose Reihe von Kategorien ergeben, für

deren Gliederung nach Berufsclassen sich kaum einwandfreie Grundsätze aufstellen ließen. Wäre z. B. der Bauernsohn, der bis zum 10. Lebensjahre im Elternhause gelebt, dann eine Stadtschule besucht hat, mit 14 Jahren einem städtischen Handwerksmeister in die Lehre gegeben, mit 16 Jahren auf den Bauernhof zurückgekehrt, aber mit 18 Jahren Fabrikarbeiter geworden ist, — der landwirthschaftlichen oder der industriellen Bevölkerung zuzuzählen? Die amtliche Berufsstatistik rechnet Jeden, der am Tage der Berufszählung seinen Haupterwerb in der Industrie hat, zur industriellen Bevölkerung, unbekümmert um seine Vergangenheit. Mit diesem Verfahren würde offenbar dem vorliegenden Zweck nicht Genüge gethan. Wäre es aber auch möglich, alle Schwierigkeiten der vorgedachten Art zu überwinden, die Militärpflichtigen nach ihren bürgerlichen Verhältnissen zutreffend zu klassifiziren, und festzustellen, wie viele Dienstaugliche aus jeder Klasse hervorgehen, so wäre durch eine so vervollkommnete Rekrutirungsstatistik für Lösung der Frage, welchen Einfluß Landwirthschaft und Industrie u. auf die Wehrhaftigkeit der Bevölkerung ausüben, zwar Einiges, aber doch nur wenig gewonnen.

Zunächst bliebe noch zu berücksichtigen, daß es unter den Tauglichbefindenden sehr verschiedene Grade körperlicher Tüchtigkeit giebt. Nicht selten stellen achtzig Rekruten eines Bezirks eine größere physische Kraft dar als hundert Rekruten eines anderen. Bisweilen erkennt man solche Unterschiede auf den ersten Blick beim Vergleich von Truppentheilen, die sich aus verschiedenen Bezirken ergänzen. Als Mittel, diesem Umstande in der Rekrutirungsstatistik Rechnung zu tragen, käme eine Eintheilung der Ausgehobenen in Klassen nach dem Grade ihrer körperlichen Tauglichkeit in Frage. Allein es würde schwer sein, hierfür so bestimmte Regeln aufzustellen, daß dadurch die Beurtheilung nach gleichem Maßstabe in allen Bezirken gesichert wäre. Muß doch schon für die Entscheidung darüber, ob ein Militärpflichtiger für den Heeresdienst stark genug ist oder nicht, dem subjektiven Ermessen ein erheblicher Spielraum gelassen werden, und es ist nur zu natürlich, wenn hierfür in Bezirken mit besonders kräftiger Bevölkerung ein strengerer Maßstab angelegt wird, als da, wo den Erfasbehörden Mindertüchtige zur Auswahl stehen.

Sollte man aber auch, sich hierüber hinwegsetzend, eine Klassifizirung der Rekruten nach dem Grade ihrer körperlichen Tüchtigkeit durchführen, so bliebe doch noch zu bedenken, daß die Geeignetheit für den Heeresdienst nicht nur von körperlichen, sondern in sehr

hohem Grade auch von sittlichen und intellektuellen Eigenschaften abhängig ist. Man würde bei Bewerthung des Heereserfolges aus verschiedenen Volksklassen oder Gegenden zu ganz einseitigen und unzutreffenden Ansichten gelangen, wollte man hierbei die letztgedachten Eigenschaften außer Betracht lassen. Aber sie statistisch zu erfassen, ist offenbar unmöglich.

Schließlich ist darauf hinzuweisen, daß selbst dann, wenn die Rekrutirungsstatistik über alle vorgedachten Verhältnisse Aufschluß geben könnte, dadurch die Frage, wie sich die verschiedenen Bevölkerungsklassen in Bezug auf Wehrhaftigkeit zu einander verhalten, noch keineswegs gelöst wäre. Denn der Krieg wird nicht mit Rekruten geführt, sondern das mobile Heer setzt sich aus den wehrfähigen Männern vom 20. bis 40. Lebensjahre, der Landsturm sogar aus den Männern von 17 bis 45 Jahren, soweit sie nicht zum Heere gehören, zusammen. Sie alle stehen im Frieden, außer in der kurzen, ihrer militärischen Ausbildung gewidmeten Zeit, inmitten des bürgerlichen Lebens. Und wenn außer Zweifel steht, daß die Lebensweise, die Art der Erwerbsthätigkeit, überhaupt die allgemeinen Lebensverhältnisse auf die körperliche, geistige und sittliche Entwicklung der Menschen großen Einfluß ausüben, so steigert sich dieser naturgemäß auch mit der Dauer der Einwirkung. Die Spuren der Erwerbsthätigkeit am Webestuhl, in der Glashütte, auf dem Schusterstempel u. s. w. treten bei dreißigjährigen Wehrleuten viel deutlicher hervor als bei den Rekruten, die den Einwirkungen des Erwerbslebens, wenn auch in den Jahren körperlicher Entwicklung, so doch erst kürzere Zeit ausgesetzt waren. Will man wissen, wie die Erwerbsverhältnisse auf die Wehrhaftigkeit des Volkes einwirken, so genügt es nicht, die Rekruten darauf anzusehen, sondern man muß vor Allem auch ein Urtheil darüber gewinnen, welchen Einfluß sie auf die Tüchtigkeit der Reservisten und Wehrleute ausüben.

Ich glaube hiermit den Werth der heutigen und einer wie immer vervollkommeneten Rekrutirungsstatistik für die Beurtheilung der Wehrhaftigkeit verschiedener Bevölkerungsklassen auf ihr richtiges Maß zurückgeführt zu haben. Wer eine überlegene Wehrhaftigkeit der landwirthschaftlichen Bevölkerung erst dann anerkennen will, wenn sie ihm durch eine, auf einwandfreier Grundlage beruhende Rekrutirungsstatistik nachgewiesen wird, der wird sie niemals anerkennen. Und das ist ja für die Parteigänger des reinen Industrie- Staates eine sehr verlockende Stellungnahme.

Nun ist aber doch auch die Statistik nicht die einzige Quelle der Erkenntniß. Neben ihr gebührt der Erfahrung und dem ge-

funden Menschenverstande ihr Recht, und beide belehren uns, daß das Heer vorzugsweise aus den Städten die Intelligenz und geistige Regsamkeit bezieht, die in der Kriegsführung der Neuzeit erhöhten Werth gewonnen haben, daß dagegen das platte Land dem Heere verhältnißmäßig zahlreichere und in allen anderen Beziehungen meistens tüchtigere Mannschaften liefert. Auf Grund der Erfahrungen, die sie zu machen reichliche Gelegenheit haben, steht dies wohl bei allen Militärs fest, nicht minder, daß starke Nerven und die moralischen Eigenschaften, die den Soldaten tüchtig machen, in der Landbevölkerung mehr heimisch sind als in der städtischen. Der erfahrene militärische Führer weiß daher eine Beimischung städtischer Elemente in der Truppe wohl zu würdigen, traut dieser jedoch für alle möglichen Fälle mehr zu, wenn das ländliche Element in ihr das Uebergewicht hat.

Zu demselben Ergebniss muß aber auch Jeder gelangen, der vorurtheilsfrei die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens aus dem Gesichtspunkte ihres Einflusses auf die Tüchtigkeit der Bevölkerung für den Kriegsdienst betrachtet.

Große Beachtung verdient in dieser Hinsicht die Verschiedenheit der sozialen Schichtung der landwirtschaftlichen und der industriellen Bevölkerung. Wenn man, dem Gebrauch der amtlichen deutschen Statistik folgend, die Erwerbsthätigen beider Berufsabtheilungen in drei Klassen eingetheilt:

- a) Selbstständige, auch leitende Beamte und sonstige Geschäftsleiter (Eigenthümer, Inhaber, Besitzer, Mitbesitzer, Pächter, Unternehmer, Handwerksmeister, Direktoren, Administratoren),
 - b) wissenschaftlich, kaufmännisch oder technisch gebildetes Verwaltungs-, Aufsichts- und Bureaupersonal,
 - c) sonstige Gehilfen, Fabrik-, Lohn- und Tagearbeiter, Lehrlinge,
- so gehörten nach der deutschen Berufsstatistik von 1895 Erwerbsthätige und in ihrem Hausstande lebende Angehörige (ohne die häuslichen Dienftboten):*)

	in der Landwirtschaft z.**)		in der Industrie z.***)	
	absolut	0/0	absolut	0/0
zur Klasse a.	9 119 128	50,3	6 284 709	31,5
„ „ b.	238 473	1,3	723 875	3,7
„ „ c.	8 769 009	48,4	12 924 523	64,8
Summa	18 126 610	100,0	19 933 107	100,0

*) Statistik des Deutschen Reichs, Neue Folge, Band 102, S. 1. u. 12.

***) Landwirtschaft, Gärtnerei, Thierzucht, Forstwirtschaft und Fischerei.

****) Industrie und Bauwesen, Bergbau und Hüttenwesen.

Nun hat zwar in der Landwirthschaft notorisch im Jahre 1895 empfindlicher Mangel an Arbeitskräften geherrscht. Aber es ist nicht gesagt, daß diesem Mangel nur durch Vermehrung der Zahl der besitzlosen Lohnarbeiter (Klasse c) abgeholfen werden könne, vielmehr ist bemerkenswerth, daß in der Zeit von 1882 bis 1895 in der Landwirthschaft die Zahl der Erwerbsthätigen der Klasse a von 2 288 033 auf 2 568 725 gestiegen ist, während sie in der Klasse c von 5 881 819 auf 5 627 794 zurückging. Die Entwicklung der Verhältnisse in der Industrie zeigt die entgegengesetzte Tendenz; bei ihr ist in derselben Zeit die Zahl der Erwerbsthätigen der Klasse a von 2 201 146 auf 2 061 764 gesunken, die der Klasse b hat allerdings ungefähr um die gleiche Differenzzahl zugenommen, aber die der Klasse c ist von 4 096 243 auf 5 955 711 gestiegen. Hier saugen die großen Unternehmungen die kleinen auf, und das Proletariat nimmt schnell zu; zwei Drittel der industriellen Bevölkerung gehören ihm an, von der landwirthschaftlichen weniger als die Hälfte.

Faßt man die soziale Schichtung der selbstständigen Erwerbsthätigen (Klasse a) der Landwirthschaft im engeren Sinne (ohne Forstwirthschaft, Fischerei etc.) ins Auge, so kommen 2 521 398 Personen in Betracht. Von ihnen leiten Betriebe*) in der Größe von

weniger als 2 ha (Parzellenbetriebe)	525 297 = 20,83 Proz.	
2 bis unter 5 "	} (Bauernwirthschaften) {	679 127 = 26,93 "
5 " " 10 "		541 541 = 21,48 "
10 " " 50 "		677 442 = 26,87 "
50 " " 100 "		67 102 = 2,66 "
100 und mehr " (Großbetriebe)	30 889 = 1,23 "	
	2 521 398 100 Proz.	

Faßt vier Fünftel aller selbstständigen Landwirththe gehören also in Deutschland dem Mittelstande, dem Bauernstande an. Aus der landwirthschaftlichen Betriebsstatistik für 1895 geht des Weiteren hervor, daß von der landwirthschaftlich benutzten Fläche 70,36 Prozent auf den bäuerlichen Besitz entfallen, auf den Großgrundbesitz (einschließlich der Staatsdomänen) 24,08 Prozent, auf die Parzellenbetriebe 5,56 Prozent. Die seit 1882 stattgehabten Besitzverschiebungen charakterisiren sich als eine Verstärkung des mittleren Grundbesitzes. Endlich ist noch hervorzuheben, daß nur 12,38 Prozent der bewirthschafteten Fläche aus Pachtland besteht. Die Eigenwirthschaft

*) Statistik des Deutschen Reichs, Neue Folge, Band. 111, S. 189 ff.

bildet die weit überwiegende Form der deutschen Landwirtschaft, im Bauernstande die nahezu ausschließliche.

Ich habe diese Verhältnisse ausführlicher dargelegt, weil aus ihnen hervorgeht, daß in Deutschland der vorherrschende Typus der landwirthschaftlichen Bevölkerung der Bauer auf eigener Scholle, der der industriellen der besitzlose Lohnarbeiter ist. Sitte und Lebensanschauung der Landarbeiter stehen unter dem bestimmenden Einfluß des Bauernstandes; in der Industrie fehlt ein Mittelstand von annähernd gleicher Bedeutung, während die gesellschaftliche Kluft zwischen Unternehmern und Arbeitern sich dort immer mehr zu erweitern droht.

Der Entwicklung der Geisteskräfte sind die Lebensverhältnisse der industriellen Bevölkerung im allgemeinen günstiger als die der landwirthschaftlichen. Zwar erkennen wir an der hervorragenden Gewandtheit, die die Buren trotz mangelnder militärischer Schulung wie bei früheren kriegerischen Anlässen so auch in ihren zeitigen Kämpfen gegen die englische Uebermacht an den Tag legen, daß das landwirthschaftliche Leben mindestens kein Hinderniß für die Erwerbung der geistigen Eigenschaften ist, die für den Kampf geschickt machen. Es fördert namentlich den Blick für Gelände- verhältnisse, und das ist für den militärischen Beruf werthvoll. Im Gegensatz hierzu ist die Thätigkeit vieler Fabrikarbeiter an sich infolge der weit durchgeführten Arbeitstheilung keineswegs geistig anregend. Aber sie befinden sich dabei und in den Arbeitspausen immer in mehr oder weniger großer Gesellschaft, während der Landmann bei seiner Thätigkeit viel auf sich allein angewiesen bleibt. Die Hauptsache ist jedoch, daß die Industriebevölkerung ganz überwiegend in den Städten und deren Vororten lebt; und daß dort regeres Geistesleben herrscht als auf dem platten Lande, bedarf keiner näheren Ausführung und Begründung.

Dagegen ist das Landleben und die landwirthschaftliche Thätigkeit der physischen Gesundheit und der Entwicklung der Sieges- heißenden moralischen Kräfte zuträglicher als das städtische Treiben und die Industriearbeit. Was den Einfluß der Letzteren auf Kraft und Gesundheit der Menschen betrifft, so wurde bereits darauf hingewiesen, daß in dieser Hinsicht bedeutende Unterschiede zwischen den verschiedenen Industriezweigen bestehen. Auch hat die Arbeiterschutzgesetzgebung schon manche gesundheitliche Schäden auf dem Gebiete der Industriearbeit beseitigt oder doch gemildert. Gleichwohl kann nicht Ernstlich in Zweifel gezogen werden, daß die

Berufsthätigkeit der landwirthschaftlichen Bevölkerung die körperliche Kraft, Ausdauer und Widerstandsfähigkeit, die vom Krieger verlangt werden muß, mehr fördert, als die Beschäftigung der meisten Industriearbeiter, besonders in den Fabriken. In ähnlicher Weise unterscheidet sich die außerberufliche Lebensweise der ländlichen Bevölkerung von der der städtischen. Für Verbesserung der gesundheitlichen Verhältnisse in den Städten ist in neuerer Zeit durch Kanalisationen, Wasserleitungen, Vorkehrungen für Straßenreinigung und Beschaffung besserer Luft u. s. w. Anerkennenswerthes geleistet. Auch auf Milderung der bedenklichen Wohnungsverhältnisse, unter denen die unbemittelten Volksklassen in den Städten vielfach leiden, wird mehr und mehr Bedacht genommen. Aber ganz lassen sich die sanitären Nachtheile, die mit dem engen Zusammenwohnen vieler Menschen, diesem charakteristischen Merkmal der Städte verbunden sind, niemals beseitigen. Auf dem platten Lande herrscht in der Regel weniger hygienische Fürsorge, aber der daraus erwachsende Schaden ist geringer, weil die Menschen sich dort mehr in der gesunden freien Luft aufhalten und die Wohngelegenheiten nicht so auf einander gehäuft sind wie in den Städten. Die Häuser stehen auf dem Lande freier, und selten wohnen mehrere Familien unter einem Dach. Die Feldarbeit härtet den Körper ab, die Versuchung zu Genußleben und Ausschweifungen ist auf dem Lande gering, das materielle Leben, selbst des wohlhabenden Bauern, einfach und anspruchslos, frei von Verweichlichung. Die Tage des Landmannes verlaufen, bei meistens angestrengter Körperarbeit, ruhig und gleichmäßig; das rastlose Getriebe der Zeit berührt ihn wenig, es spielt sich in den Städten ab, die Geister dort belebend und fördernd, aber auch die Nervenkräfte stark in Anspruch nehmend und abnutzend.

Es wäre nicht zu erklären, wenn unter solchen Verhältnissen die Landbevölkerung im Durchschnitt nicht körperlich geeigneter als die städtische, namentlich die in der Industrie arbeitende, zur Ertragung der Strapazen und Entbehrungen, nicht widerstandsfähiger gegen die Nerveneindrücke des Krieges wäre, es müßte denn sein, daß sie in bitterer Armuth verkümmerte. Schnell wachsender Reichthum, wie man ihn in wirthschaftlich günstigen Zeiten in den Industrie- und Handelsstädten wahrnehmen kann, ist ihr nicht beschieden. Aber nur um so sicherer wird sie ihre Ueberlegenheit an körperlicher Kraft und Gesundheit bewahren.

Nicht minder die moralischen Eigenschaften, die sie für den

Kriegsdienst besonders tüchtig machen. An dem Sitten verderbenden und sozial zerfetzend wirkenden Tanz ums goldene Kalb nimmt sie nicht theil. Der Bauer ist zufrieden mit bescheidenem Lohn seiner redlichen Arbeit; und wenn dieser reichlicher ausfällt, so wird seine Lebensweise und seine Lebensanschauung davon kaum berührt. In ihrem ruhigen, beschaulichen Leben ist die Landbevölkerung Versuchungen weniger ausgesetzt und weniger zugänglich als die städtische. An stetige und hoher Anspannung der Kräfte gewöhnt, trägt sie nach des Tages Last und Mühe wenig Verlangen nach Vergnügungen und Zerstreuungen. Sie bieten sich ihr auch nur in geringem Maße dar; die Freude an der Arbeit selbst und an der Natur muß sie ersetzen. Das giebt den Lebensanschauungen eine ernste Richtung, in der das Herkömmliche, Anerzogene, Ueberlieferte eine große Rolle spielt und schlichte Frömmigkeit gedeiht. Mit der Liebe zur Scholle erwächst die Liebe zum Vaterlande. Für eine neue Idee läßt sich der Landmann schwer erwärmen; aber in der Zucht des Hauses und der Gemeinde aufgewachsen, unterwirft er sich willig rechtmäßiger Obrigkeit und tritt, wie er zäh an seinen Vorstellungen und Rechten festhält, so auch für seine Pflicht mit Hingebung, Treue und Selbstverleugnung ein. Aus so gearteten Menschen werden unter richtiger Leitung wohl- bisziplinirte, pflichttreue und tapfere Soldaten.

* * *

So ergibt sich die überlegene physische und moralische Tüchtigkeit der Landbevölkerung für den Krieg ebenso aus der Natur der Verhältnisse, unter denen sie lebt, wie sie von allen mit der Praxis des militärischen Lebens vertrauten Männern bezeugt wird. Gerade in unseren Tagen wieder ist uns der kriegerische Werth der Landbevölkerung durch den heldenmüthigen Widerstand vor die Seele geführt worden, den die Buren, trotz Armuth an materiellen Hülfsmitteln und trotz mangelhafter militärischer Organisation und Schulung, der gewaltigen Uebermacht des reichsten Landes der Welt zu leisten vermocht haben. Wohl ist die Kriegstüchtigkeit Jener durch die Nothwendigkeit steter Kampfbereitschaft gesteigert worden, die in europäischen Kulturländern das tägliche Leben der Bevölkerung nicht in ähnlicher Weise beeinflusst. Gleichwohl steht außer Zweifel, daß die Fähigkeit der Burenstaaten in dem von ihnen geleisteten Widerstande vorzugsweise auf ihrem

agrariſchen Charakter beruht. Das würde noch ſchärfer hervor- treten, wenn dieſelben Altersklassen, die bei den Buren im Felde ſtehen, von der Londoner Börſe, oder aus der Fabrikbevölkerung engliſcher Städte aufgeboten worden wären, um als Miliz ſich mit jenen in männermordendem Kampfe zu meſſen. Leider iſt uns dieſes lehrreiche Schauſpiel vorenthalten geblieben.

* * *

Ich faſſe zuſammen.

Induſtrie und Handel fördern Wohlſtand und Kultur und vermehren die materiellen Machtmittel des Staates. Freilich ſteigern ſie auch die auswärtigen Interereſſen, die des ſtaatlichen Schutzes bedürfen, und vermehren mit den friedlichen Beziehungen zu anderen Völkern und Staaten die Möglichkeit internationaler Reibungen. Für die erweiterten Aufgaben, die dem Staate hier- durch zuſallen, kann er nur die Machtmittel verwenden, die für den Schutz der Quellen ſeiner Macht, alſo der Grenzen ſeines Gebietes, entbehrlich ſind. Die leztgedachte Aufgabe beſteht nicht nur unverändert neben jenen fort, ſondern gewinnt dadurch an Bedeutung, daß Induſtrie und Handel das nationale Leben empfindlicher gegen Störung durch feindlichen Angriff machen, und der zunehmende Reichthum des Landes ſelten verfehlt, Neid und Begehrlichkeit im Auslande wachzurufen.

Nun ſind nicht alle Staaten feindlichem Angriff in gleichem Grade ausgeſetzt. Es wurde bereits darauf hingewieſen, wie großen Vortheil in dieſer Hinſicht England durch ſeine inſulare Lage voraus hat. Ohne die Hilfe des Meeres würden die Machtmittel, über die es heute verfügt, zur Verteidigung ſeines Gebietes nicht ausreichen, geſchweige denn zur Behauptung und Ausbreitung ſeiner Macht in fremden Welttheilen. In grellem Gegenſatz hierzu iſt Deutſchland von den ſtärkſten Militärmächten Europas nur durch ſchwer zu verteidigende Landgrenzen getrennt und gleichzeitig dem Angriff feindlicher Seemacht ausgeſetzt. Es hat zu allen Zeiten der höchſten Anſpannung ſeiner Wehrkraft bedurft, um ſein Daſein zu behaupten; es bedarf deſſen auch fernerhin zu dieſem Zweck, während mit der Ausbreitung ſeiner Induſtrie und ſeines Handels gleichzeitig die zu ſchützenden auswärtigen Interereſſen täglich an Bedeutung gewinnen. Davon, daß die Entwicklung ſeiner Wehrkraft mit dieſen wachſenden Anſorderungen gleichen Schritt halte, hängt die Zukunft Deutſchlands ab.

Dank der Initiative Kaiser Wilhelm II. werden wir bald in den Besitz einer achtungsgebietenden Flotte gelangen. Diese neue Schöpfung nimmt nicht nur beträchtliche Mittel des Reichs in Anspruch, sondern mehr und mehr wendet sich ihr auch das nationale Interesse zu. So erfreulich Letzteres an sich ist, so erwachsen daraus doch auch Gefahren für die ungeschmälerte Erhaltung und eine den Anforderungen der Zeit entsprechende Fortentwicklung der Landmacht. Hüten wir uns, deren Werth zu unterschätzen! Können wir den erweiterten nationalen Aufgaben, die die Zeit uns stellt, nicht ohne starke Flotte gerecht werden, so beruht doch Deutschlands Sicherheit und politischer Einfluß nach wie vor in erster Linie auf seiner Landmacht.

Und das Rückgrat der Landmacht ist die Landwirtschaft. Sie dem Verfall preisgeben, um die Entwicklung der Industrie und des Handels mehr zu beschleunigen, als zur Deckung unseres eigenen Bedarfs an Industrieerzeugnissen, zum Eintausch fremder Erzeugnisse, deren wir bedürfen und die wir nicht selbst zu produziren vermögen, endlich zur Sicherung des Lebensunterhalts der zunehmenden Bevölkerung nothwendig ist, hieße die Zukunft der deutschen Nation trügerischem, schnell vergänglichem Glanze der Gegenwart opfern!

Ernst Haeckel als Philosoph.*)

Von

Friedrich Paulsen.

Vor ein paar Jahren habe ich die moderne Philosophie gegen das Verwerfungsurtheil vertheidigt, das D. Willmann in seiner Geschichte des Idealismus über sie im Namen des christlichen Glaubens oder vielmehr der katholisch-kirchlichen Philosophie gefällt hatte. Ich gab der Vertheidigungsrede (in der „Deutschen Rundschau“, August 1898) die Ueberschrift: „Das jüngste Rebergergericht über die moderne Philosophie“. Eine ähnliche Ueberschrift hätte ich auch den folgenden Blättern geben können. Auch hier wird es sich handeln um eine Vertheidigung der Philosophie gegen ein allgemeines Verwerfungsurtheil, nur daß es diesmal nicht im Namen der Religion, sondern der Wissenschaft gefällt wird: E. Haeckel hat in seinem jüngsten Werk im Namen der Naturwissenschaft der Philosophie das Urtheil gesprochen, er hat wenigstens der Philosophie der Universitäten jede Bedeutung aberkannt und die Aufgabe, zu deren Lösung sie sich vollständig unfähig erwiesen habe, in die eigene Hand genommen. Gleich ist bei den beiden Richtern die Selbstgewißheit der höheren Einsicht, gleich der Eifer und die Zuversicht, durch die Vernichtung der falschen und unfähigen Philosophie der guten Sache zu dienen, gleich auch der Angriffspunkt: hier wie dort ist es die Kantische Philosophie, auf die sich in erster Linie der Ansturm richtet. Verschieden sind die Gründe des Urtheils: dort erscheint die Philosophie schuldig, die Religion

*) „Die Welträthsel“. Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie. Von Ernst Haeckel, Dr. phil., Dr. med., Dr. jur., Dr. scient., Professor an der Universität Jena. Vierte unveränderte Auflage. Achte bis zehntes Tausend. 1900.

zu stören, hier wird sie schuldig befunden, die Wissenschaft zu mißachten und den Aberglauben zu schützen. Dort ist Kant der Revolutionär, der alle Autorität, alle objektive Wahrheit durch seinen Subjektivismus untergräbt, hier ist er der Reaktionsär, der den Glauben gegen die Wissenschaft halten will. Verschieden ist auch Habitus und Ton des Richters: dort das Pathos der Entrüstung, womit die Auflehnung gegen die berechnete Autorität zurückgewiesen wird, hier das geringschätzige und überlegene Lächeln, womit der fortgeschrittene Moderne von der Höhe des eigenen Selbstbewußtseins auf die Rückständigen herabsieht.

Es wird durch diese beiden Werke die Lage bezeichnet, in der sich die Philosophie nun schon geraume Zeit befindet. Mitten hindurch zwischen zwei feindlichen Heerlagern geht ihre Straße, von beiden Seiten wird sie angegriffen und beschimpft. Von der einen Seite wird ihr vorgeworfen, daß sie dem Unglauben als Führer und Verführer diene, von der andern, daß sie die Wissenschaft verrathe und das Volk betrüge, indem sie die alten Ladenhüter des Glaubens, Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, immer wieder mit einem neuen Aufpuß oder Mäntelchen versehen zu Markt bringe. Kein Zweifel, die beiden Gegner haßten sich untereinander, aber in ihrer Feindschaft gegen die Philosophie sind sie einig. Und in gewissem Sinne schätzen sie sich gegenseitig und können einander nicht entbehren: ich zweifle nicht daran, daß man Haackels Welträthsel fortan in der katholischen Literatur überall mit einer gewissen freundigen Genugthuung vorführen wird: hier habe man die moderne Philosophie in ihrer endlich offenbar gewordenen vollendeten Gestalt. Und so hat Haackel an der katholischen Theologie und Philosophie ein gewisses ästhetisches Wohlgefallen: hier sehen wir in ursprünglicher und frei entwickelter Gestalt, was in der modernen Philosophie, so z. B. in dem Kantischen Kritizismus, nur noch in verkümmelter und verkrüppelter Bildung vorliegt. In der That, was wäre Haackel ohne seinen Gegensatz? Und andererseits ist nicht zweifelhaft, daß ein Buch wie die Welträthsel dem Zufallsbilismus, natürlich wider Willen, gute Dienste leistet.

Von diesem Gesichtspunkt gesehen, gewinnt das Werk Haackel's eine Bedeutung für die Philosophie, die es an sich nicht hat. Denn einen Gewinn an philosophischer Einsicht, das will ich gleich bekennen, habe ich daraus nicht zu schöpfen vermocht, und an seinen Urtheilen über die Philosophie hätte man ein Recht, stillschweigend vorüberzugehen; sie gehören zu jener Art von Urtheilen, die, mit

Kant's Ausdruck, vor der Untersuchung vorhergehen. So sicher sie auftreten (was sie übrigens mit allen a priori Urtheilen gemein haben), so wenig findet sich eine Spur, daß Haekel jemals philosophischen Werken ein ernstliches Studium gewidmet habe, man müßte denn die zahlreichen Büchertitel, die er, freilich in seltsamer Zusammenstellung, den einzelnen Kapiteln hat vordrucken lassen, als einen Beweis anerkennen. Und es ist verständlich, daß er es nicht gethan hat: wie sollte, wer sich im Besitz der wahren Philosophie weiß, sie vor fremden Thüren suchen? Also an sich wäre es gerechtfertigt, wenn die Philosophie, erlittene Geringschätzung mit gleicher Münze vergeltend, das Werk unbeachtet ließe. Aber Bedeutung gewinnt es als Zeichen der Zeit. Der Umfang, in dem es gekauft und gelesen wird — „10 000 Exemplare wurden in wenigen Wochen verschlungen“, verkündigt die Verlagsbuchhandlung —, ist ein Beweis dafür, daß die Gattung von Verächtern der Philosophie, die durch die Namen C. Vogt und Büchner der früheren Generation bezeichnet wurde, auch am Anfang des neuen Jahrhunderts noch lebt und thätig ist. Man darf wohl annehmen, daß einem sehr großen Theil der Käufer jener 10 000 Exemplare von philosophischer Literatur überhaupt nichts bekannt wird, als was ihr hier in Gestalt von fertigen Verwerfungsurtheilen darüber zu Gesicht kommt.

Daß die folgenden Bemerkungen nicht in der Erwartung geschrieben sind, sie könnten den berühmten Senaer Biologen davon überzeugen, daß der objektive Werth seiner philosophischen Gedanken der subjektiven Befriedigung nicht gleich komme, die sie ihm gewähren, brauche ich nicht zu sagen. Autodidakten in der Philosophie zu belehren, ist von allen Geschäften das hoffnungsloseste. Sie sind geschrieben für Leute, die durch den großen Namen des Verfassers und durch den Kredit, den er sich in seiner Wissenschaft erworben hat, versucht sein könnten, auch alles, was er hier als ausgemachte Wahrheit hinstellt, dafür anzunehmen. Ich betone: die nachfolgende Betrachtung gilt Haekel dem Philosophen, nicht Haekel dem Biologen. Sie will verhindern helfen, daß das Ansehen, dessen dieser sich erfreut, zu einem Freibrief für alle seine grundlosen Behauptungen und leichtfertigen Urtheile über philosophische Dinge werde. Was ich darzuthun vorhabe, ist nicht mehr, aber auch nicht weniger als dies: daß Haekel als Philosoph nicht ernst zu nehmen ist.

Ich habe mich nicht gern entschlossen, einem Manne, der wirk-

liche Verdienste hat, so entgegenzutreten. Es soll ihm unvergessen bleiben, daß er als junger Mann den Muth hatte, für den damals noch von allen Autoritäten verworfenen Darwin einzutreten, und ebenso die Kühnheit, womit er die durch Darwin gestellte ungeheure Aufgabe auf sich nahm, die Geschichte der Lebensformen auf Erden zu konstruiren, ihren Stammbaum darzustellen; wobei es dahin gestellt bleiben kann, wieviel von dem ersten Entwurf sich als dauernd erweist. Die Aufgabe konnte nur von einem Manne in Angriff genommen werden, der etwas vom Künstler und Poeten, etwas von dem Trieb und Wagemuth eines Weltenschöpfers in sich fühlte. Diesen künstlerischen, freudigen, produktiven Haeckel, wie ihn W. Bölsche uns dargestellt hat, lasse ich gelten. In den Welträthseln tritt uns ein anderer Haeckel entgegen, ein negativer, beschränkter, verdrießlich absprechender Haeckel, dessen Philosophie eigentlich aus lauter Negationen besteht: kein von der Welt getrennter Gott, keine vom Körper unterschiedene Seele, kein über das Wissen hinausgehender religiöser Glaube, keine Philosophie außer der mechanistischen Physik, und der dann den so gewonnenen leeren Raum mit einigen dürftigen, leeren Wörtern ausfüllt: Substanz, Monismus, Psychoplasma u. s. w. Damit sollen alle jene Fragen erledigt sein, die den Menscheng Geist seit Jahrtausenden in Unruhe und Nachdenken versetzt haben. Und wer sich nun nicht zufrieden geben will, der wird mit dem großen Bann der Unwissenschaftlichkeit, der Unfähigkeit zu klarem Denken, oder auch der Unehrlichkeit bedroht. Diesem Haeckel, der es nicht gestatten will, daß jemand sich andere und weitere Gedanken über die Dinge macht, als er denken kann, seinen leichtfertigen und herausfordernden Urtheilen gelten die folgenden Bemerkungen. Sind sie scharf, er ist der Herausforderer.

In dem Vorwort zu den Welträthseln nimmt er, mit einem Anlauf zur Bescheidenheit, für seine Gedanken nicht absolute Geltung in Anspruch. „Das Einzige, was ich für sie in Anspruch nehme, und was ich auch von meinem entschiedensten Gegner verlangen muß“ (will sagen: dessen Anerkennung ich verlange) „ist: daß meine monistische Philosophie von Anfang bis zu Ende ehrlich ist, d. h. der vollständige Ausdruck der Ueberzeugungen, welche ich durch vieljähriges eifriges Forschen in der Natur und durch unablässiges Nachdenken über den wahren Grund ihrer Erscheinungen erworben habe.“ Daß wir in dem Buch von den Welträthseln den ehrlichen und rückhaltlosen Ausdruck von Haeckels Anschauungen haben, daran

wird niemand zweifeln; ich bin auch noch bereit, anzuerkennen, daß er in guter Meinung, im Eifer für Wahrheit und Aufklärung diese Aufsätze geschrieben hat. Dagegen würde ich zu dem „unablässigen Nachdenken über den wahren Grund der Naturerscheinungen“ schon ein Fragezeichen machen: ein Nachdenken wird ja nicht stattfinden ohne ein Zweifeln und Fragen; ich würde mich aber getrauen aus seinen eigenen Schriften nachzuweisen, daß die Zeit, wo er noch fragen und zweifeln konnte, bereits sehr weit zurückliegt; im besonderen athmet aus dieser Schrift nichts als alte, verjährte, dogmatisch erstarrte Gewißheit. Und eben darum würde ich ein Fragezeichen, oder auch zwei, zu seinem Beruf zur Philosophie machen: wer keine Probleme sehen kann, der taugt nicht zum Philosophen. Das sich wundern (*θαυμάζειν*), das in Verlegenheit gesetzt werden durch die Dinge (*ἀπορροῖν*) ist nach der Einsicht der griechischen Weisen die Voraussetzung des Philosophirens, die Disposition hierfür das eigentlich philosophische Temperament. Ich kenne wenig Schriftsteller, die davon weniger haben als Haeckel. Er ist, wie schon Lasson in einer Besprechung der Welträthsel hervorgehoben hat, durch und durch Dogmatiker. Ja, er hat eine, beinahe möchte man sagen beneidenswerthe Gabe, mit einer Formel, einem Wort, einem neu-geprägten Kunstausdruck sich eine absolute Befriedigung hinsichtlich der schwierigsten Probleme zu verschaffen. Endlich wäre zu der im Vorwort zur Schau getragenen Bescheidenheit ein Fragezeichen zu machen, oder auch zwei oder drei: im Buch spricht Unfehlbarkeit.

2. Fassen wir Haeckel's Gedanken in eine Summe, so lautet sie: die Naturwissenschaften allein sind Wissenschaft, alles übrige hat nichts zu sagen. Er wird nicht müde, uns zu versichern, daß die Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert unermessliche Fortschritte gemacht habe. Dagegen seien die Philosophie und mit ihr alle Geisteswissenschaften rückständig geblieben; sie stünden ungefähr noch auf demselben Fleck, wie am Ausgang des Mittelalters. Die Philosophie, die Psychologie, die Schulwissenschaften, die Rechtswissenschaft, die Politik und gar die Theologie sind wirklich in einem entsetzlichen Zustand, glauben sie doch noch an ein apartes Seelenwesen und halten dieses für „frei“ und „unsterblich“. Ja, sie glauben sogar noch an einen „persönlichen Gott“; die „neuere mytische Theologie“ stellt ihn als ein „unsichtbares — eigentlich gasförmiges — Wesen dar und läßt ihn doch gleichzeitig nach Menschenart denken, sprechen und handeln; sie gelangt dadurch zu dem paradoxen Begriff eines gasförmigen Wirbelthieres“ (S. 14).

Man kann sich hiernach schon eine Vorstellung davon machen, in welchem wahrhaft deplorablen Zustand unsere von solchen Wissenschaften bedienten Anstalten, unsere Kirche, unsere Schule, unser Staat sind. Die Juristen und Politiker wissen nichts von der Zoologie und den Zellen: „als ich einmal einem bedeutenden Juristen versicherte, daß die winzige Eizelle, aus der sich jeder Mensch entwickelt, lebendig sei, ebenso mit Leben begabt, wie der Embryo von neun Monaten, fand ich nur ein ungläubiges Lächeln“ (S. 9). Daher die „entsetzliche Fülle von soziologischen Irrthümern und von politischer Kammergießerei, welche unsere Parlamentsberichte und auch viele Regierungserlasse auszeichnen“. „Unseren meisten Lehrern erscheint immer noch als Hauptaufgabe jene todte Gelehrsamkeit, die aus den Klosterschulen des Mittelalters übernommen ist; im Vordergrund steht der grammatikalische Sport und die zeitraubende gründliche Kenntniß der klassischen Sprachen“ (S. 11). Daher denn „so traurige Bilder, wie sie uns jetzt am Schluß des 19. Jahrhunderts der deutsche Reichstag vor Augen führt: die Geschichte des gebildeten deutschen Volks in der Hand des ultramontanen Zentrums; statt Recht und Vernunft regiert Aberglaube und Verdummung“.

Und dagegen auf der anderen Seite die ungeheuren Fortschritte der Naturwissenschaften in Theorie und Technik. Vor Allem hat das Jahrhundert zwei größte Entdeckungen gebracht: das „Substanzgesetz“ und die „Entwickelungslehre“. „Daß die Welt nichts weiter ist als eine ewige „Entwicklung der Substanz“, dieser gewaltige Gedanke ist ein Kind des 19. Jahrhunderts“ (S. 6). Es ist für Haeckel die zusammenfassende Formel für die unermesslichen Fortschritte in der Physik, Chemie, Kosmologie, Geologie und Biologie, die in den letzten Menschenaltern gemacht worden sind.

Die dringende Aufgabe, die damit der Gegenwart gestellt ist, ist die: eine neue Philosophie zu schaffen, die diese Fülle der Erkenntniß in sich aufgenommen hat, und durch sie „jene abstrakte und größtentheils metaphysische Wissenschaft, welche auf unseren Universitäten seit Jahrhunderten als Philosophie gelehrt wird“, zu verdrängen.

Haeckel ist überzeugt, daß ihm diese Aufgabe in der Hauptsache gelungen ist. Er sagt über seine neue Philosophie, die „monistische“, im Vorwort: sie sei die Frucht einer halbhundertjährigen Gedankenarbeit: „ich darf jetzt“, heißt es in der Vorrede, „wohl annehmen, daß sie reif im menschlichen Sinne ist; ich bin auch völlig gewiß, daß diese „reife Frucht“ vom Baum der Erkenntniß für die kurze

Spanne des Daseins, die mir noch beschieden ist, keine bedeutende Vervollkommnung und keine prinzipiellen Veränderungen erfahren wird.“

Ich gestehe, daß mir diese Frucht des Denkens in der Hauptsache völlig ungenießbar ist. Ich lasse dabei die naturwissenschaftlichen Anschauungen, die Häckel zu Grunde legt, stehen. Ich habe gar nichts gegen die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung, im Gegentheil, ich bin von ihrer Wahrheit im Prinzip und ihrer Brauchbarkeit als Forschungsmaxime durchaus überzeugt; ich mache auch keine Ausnahme zu Gunsten des Menschen und habe keine Bedenken gegen ihre Verwendung auch in der Psychologie, im Gegentheil: ich halte solche Anwendung für nothwendig und fruchtbar. Ich glaube auch nicht, um den Naturphilosophen darüber zu beruhigen, an eine „besondere, unsterbliche Seelensubstanz“ und halte so wenig als er die „uralte semitische, aus dem ersten Buch Moses herübergenommene Schöpfungssage“ für eine wissenschaftliche Theorie, noch glaube ich, daß überhaupt die Welt einmal von einem menschenähnlichen Einzelwesen in ähnlicher Art wie ein Produkt menschlicher Kunst hervorgebracht worden ist: in der physischen Welt gilt es ausschließlich aus physischen Kräften zu erklären, ohne Einmischung über- oder außerphysischer Wesen und Kräfte. Ich habe endlich gar nichts gegen das Unternehmen, von den Naturwissenschaften aus, und im besonderen von den Ergebnissen aus, die uns ihr reiches Wachsthum in diesem Jahrhundert zugeführt hat, zur Lösung der letzten Probleme vorzudringen; im Gegentheil, ich halte dies für durchaus wünschenswerth und nothwendig; freilich kann ich das Unternehmen in dem Zeitalter, dem Fechner und Loze, dem H. Spencer und Wundt angehören, nicht für ein so neues ansehen, als es enthusiastischen Bewunderern Häckel's erschienen ist.

Also nicht gegen die Voraussetzungen des Unternehmens erhebe ich Widerspruch, wohl aber gegen die philosophischen Folgerungen, die hier aus diesen Voraussetzungen als allein mögliche Gedanken über die Natur der Welt und das Wesen der Dinge abgeleitet werden. Und noch entschiedeneren Widerspruch erhebe ich gegen die absprechenden und leichtfertigen Urtheile über fremde Gedanken, z. B. über die Kantische Philosophie, die vor der Be- und Verurtheilung kennen und verstehen zu lernen Häckel nicht für nothwendig gehalten hat, wie ich beweisen werde. Und nicht minder gegen die leichtfertige und täuschende Benützung fremder Gedanken, z. B. der Philosophie Spinoza's, die vor der Benützung kennen

und verstehen zu lernen Haeckel ebensowenig für nothwendig gehalten hat, wie ich auch zu beweisen vor habe.

Was Haeckel fehlt, das ist überall dasselbe; es ist, was Göthe die Fähigkeit nennt, zu sehen, „wo eigentlich das Problem angeht“. Er sieht, seitdem ihm der Darwinismus das Problem der Entstehung der Arten aufgelöst hat, nirgends mehr Probleme, sondern nur bereite Lösungen. Und deshalb fehlt es ihm freilich auch vollständig an dem Interesse und an der Fähigkeit, philosophische Werke zu verstehen: ihre Fragen sind ihm keine Fragen. Er aber hält das für seinen größten Vortheil: da für ihn die Fragen Kant's und Spinoza's keine Fragen sind, so schließt er, giebt es also überhaupt für mich keine ungelösten Fragen mehr, oder: alle Welträthsel sind durch meinen „Monismus“ aufgelöst.

Wäre das ein individuelles Phänomen, so wäre darüber ja nichts weiter zu sagen; es ist aber, wie es die Masse der Leser und Bewunderer anzeigt, ein Symptom eines allgemeinen Zustandes. Der naturwissenschaftliche Dogmatismus, der alle Probleme der Welt jedesmal durch die jüngsten Entdeckungen der Physik, der Biologie, der Gehirnphysiologie, gelöst sein läßt, ist offenbar eine sehr weit verbreitete Erscheinung unserer Zeit wie jedes unphilosophischen Zeitalters. Sie findet in Haeckel nur ihre besonders charakteristische Darstellung. Die Selbstüberhebung, die in dem Welträthselbuch überall zwischen den Zeilen durchschimmert, ist nicht Ausfluß persönlichen Hochmuths, sondern einer Zeitströmung, der er sich mit völliger Naivetät überläßt: der Zeitströmung, die die Naturwissenschaften allein für Wissenschaft ansieht und von ihnen die Lösung aller Fragen erwartet.

Ich möchte im Folgenden dem Leser einige Proben der Früchte dieses Geistes, wie sie das Welträthselbuch in eigenthümlicher Vollkommenheit gezeitigt hat, vorlegen.

3. Zuerst eine Probe der neuen Seelenlehre, womit uns der Naturphilosoph beschenkt.

Von der Psychologie der sogenannten Philosophen hält Haeckel nichts; der größte Theil der gewaltigen psychologischen Literatur, versichert er seinen Lesern gelassen, ist „werthlose Makulatur“; die meisten sogenannten Psychologen haben von Anatomie und Histologie, Ontogenie und Physiologie gar keine oder nur höchst unvollkommene Kenntniß; „sie sind daher gar nicht im Stande, auch nur von ihrer eigenen Seele eine genügende Vorstellung zu erwerben. Dazu kommt noch der schlimme Umstand, daß die hochverehrte eigene

Seele dieser
ihrem intellektuellen
menschlichen höchsten
langen Reihe.

Psychologen gewöhnlich die einseitige (wenn auch in ihrem Sport sehr hoch entwickelte Psyche!) eines Kulturmenschen höchster Rasse darstellt, also das letzte Endglied einer langen Reihe, deren ältere und niedere Vorläufer für ihr richtiges Verstandniß unentbehrlich sind" (S. 111). Die Folge ist, daß diese „reinen Psychologen über das immaterielle Wesen der Seele, von dem Niemand etwas weiß, phantasieren und diesem unsterblichen Phantom alle möglichen Wunderthaten zuschreiben" (S. 443). Ich brauche nicht zu sagen, wie grotesk Jedem, der auch nur ein wenig in der psychologischen Literatur der letzten Jahrzehnte bewandert ist, diese Schilderung ihres Zustandes erscheinen muß. Es ist, als ob Jemand von Psychologie redet, der die letzten 30 Jahre verschlafen und nur etwa aus Lange's Geschichte des Materialismus oder aus Büchner's Kraft und Stoff ein paar Reminiscenzen im Ohr hat. Doch Haeckel hat auch von der „exakten" Psychologie und der Psychophysik gehört. Er erwartet aber auch von ihnen nicht viel: „Die „exakte Methode" hat sich auch hier, wie auf vielen anderen Gebieten der Physiologie, als unzureichend und wenig fruchtbar erwiesen" (S. 114).

Diese wenig fruchtbaren Bemühungen, zur Kenntniß des Seelenlebens zu gelangen, will nun Haeckel durch ein neues Verfahren ersetzen: die entwickelungsgeschichtliche Psychologie. Vorausgeschichte wird ein Umriss der entwickelungsgeschichtlichen Biologie; die Lehre vom Stammbaum des Menschen wird vorgetragen; sie erreicht ihr Ziel mit der am Schluß des 5. Kapitels abgegebenen Versicherung, daß durch den jüngsten Fund des fossilen Affenmenschen auf Java (1894) die Abstammung des Menschen vom Affen nun auch durch die Paläontologie ebenso klar und sicher bewiesen sei, wie früher schon durch die Urkunden der vergleichenden Anatomie und Ontogenie.

Nun folgt in sechs Kapiteln die neue Psychologie selbst. Ich gestehe, daß mir kein Beispiel öden und inhaltleeren Schematisirens bekannt ist, das die „Stufenleiter der Seele" in dem Welträthselbuch Haeckel's übertrifft. Ich gebe als Probe die „Hauptstufen der phylogenetischen Psychogenie" (Kap. 9). Wir werden so belehrt:

1. Die unterste Stufe des Seelenlebens bildet die Zellseele (cytopsyche), die Seele der einzelligen Urthiere, der ältesten Vorfahren aller Thiere. Ihr Dasein, das von Haeckel schon vor 33 Jahren erkannt worden und nunmehr auch experimentell festgestellt ist, wird bewiesen durch die Bewegung und Empfindung der

Archezoen: sie nehmen, so behauptet er, keine chemische und physikalische Unterschiede wahr. „Ihr hohes psychologisches Interesse liegt aber besonders darin, daß die Funktionen der Empfindung und Bewegung hier in einfachster Form als chemische und physikalische Prozesse erscheinen; — — die Plasmasseele, als mechanischer Naturprozeß, offenbart sich hier als ältester Ausgangspunkt des thierischen Seelenlebens“ (S. 447). Als „mechanischer Naturprozeß“? Dann wäre es also keine Seele, sondern eben ein „mechanischer Naturprozeß“. — O nein, sondern der mechanische Prozeß ist ja gerade die Zellseele; und diese Seele, wird uns versichert, zeigt „schon innerhalb des Protistenreichs eine lange Reihe von Entwicklungsstufen, bis zu sehr vollkommenen und hohen Seelenzuständen“ (178). Wir sind begierig Näheres nicht über die „Entwicklungsstufen“ der Körperformen der Einzelligen (hierüber S. 446 ff.), sondern über diese Zustände zu erfahren; indessen müssen wir uns begnügen mit der Auskunft, daß sich über die höchst schwierige Frage, „ob den Infusorien bereits ein gewisses Bewußtsein, eine einheitliche Ichvorstellung“ zuzuschreiben sei, nichts ganz Sicheres ausmachen lasse (Haeckel ist nicht dafür); daß aber so viel feststehe: „daß uns diese einzelligen Protozoen eine hochentwickelte Zellseele zeigen, die für die richtige Beurtheilung der Psyche unserer ältesten einzelligen Vorfahren von höchstem Interesse ist.“ Nun, es brauchte kein Geist vom Himmel zu kommen, um uns dies zu sagen, daß die Zellseele für die richtige Beurtheilung der Zellseele von höchstem Interesse ist. Dagegen hörten wir von ihr selbst nun gern ein Mehreres: was hat sie denn für Empfindungen, Strebungen? Noch ist hier ein bloßes Schema, ein leerer Ort; wir zweifeln ja nicht an ihrem Dasein, aber von dem Biologen, der durch die wegwerfende Kritik der introspektiven Psychologie unsere Erwartung gespannt hat, erfahren wir nun doch gern etwas Positives. Doch, fast hätten wir es übersehen: „bei denjenigen Infusorien, die sich durch Kopulation von zwei schwärmenden Zellen fortpflanzen, ist eine chemische Sinnes-thätigkeit anzunehmen, welche dem Geruch höherer Thiere ähnlich ist; und wenn die beiden kopulirenden Zellen bereits sexuelle Differenzirung zeigen, gewinnt jener Chemotropismus einen erotischen Charakter“ (449). Also Liebesromane in einem Wassertropfen? Aber der Psycholog der Zellseele findet es nicht für gut uns mehr zu verrathen. Wir müssen vielmehr weiter zur zweiten Hauptstufe der Seele:

2. Die Zellvereinsseele (coenopsyche, auch cytopsyche socialis genannt), kommt vor bei den vielzelligen Organismen, Pflanzen und Thieren. Hier können wir bereits, so wird uns gesagt, „neben einander zwei verschiedene Stufen der psychischen Thätigkeit unterscheiden: die Zellseele der einzelnen Zell-Individuen und die Cönobialseele des ganzen Zellenvereins“ (181). Leider bleibt unser Verlangen, von dem Leben und den Thaten dieser vereinigten Seelen Näheres zu hören auch hier völlig unbefriedigt. Wir werden sofort weiter geführt zu

3. der Gewebeseele (histopsyche). Sie eignet den Gewebe bildenden Pflanzen und Thieren; von ihr erfahren wir, daß sie die „höhere psychologische Funktion ist, die den vielzelligen Organismus als einheitliches Bion oder physiologisches Individuum, als wirklichen Zellenstaat erscheinen läßt: sie beherrscht alle einzelnen Zellseelen der sozialen Zellen, welche als abhängige „Staatsbürger“ den einheitlichen Zellenstaat konstituieren“ (S. 182). Wir hören dann noch einiges von Reflexbewegungen der Pflanzen, von den Urdarmthieren und ihrem Hautblatt oder Ektodarm, dem „ursprünglichen Seelenorgan“ aller Metazoen, von der Seele selbst, genannt histopsyche, nichts mehr. Wir kommen zur vierten Stufe:

4. Der Nervenseele (neuropsychyche), die dadurch gekennzeichnet ist, daß ihre Thätigkeit durch einen eigenen mehr oder minder komplizirten „Seelenapparat“ vermittelt wird; er besteht nimmer aus drei Hauptbestandtheilen: Sinnesorgane, Muskeln und Nerven, die die Verbindung zwischen ersteren und letzteren durch ein besonderes Zentralorgan, Gehirn oder Ganglion, herstellen (S. 187). In dieser vierten Gruppe tritt dann wieder ein Unterschied hervor: Nervenseele ohne Bewußtsein, bei der Mehrzahl der Wirbellosen mit einfachem Zentralorgan, und Nervenseele mit Bewußtsein, bei den höheren Wirbellosen und den Wirbelthieren mit entwickeltem Zentralorgan. Ueber acht Stufen in der Bildung des Medullar-Rohrs gelangt die Wirbelthierseele endlich bis zur Menschenaffen- und Menschenseele hinauf, wobei allein auf die letzten Stufen (Säugethierseele) mindestens 14, vielleicht über 100 Millionen Jahre zu rechnen sind, ein Zeitraum, der völlig ausreicht, „selbst die größten psychologischen Fortschritte zu ermöglichen“ (S. 194). In der That, wenn die Ausbildung dieser neuen Psychologie in dem kurzen Zeitraum eines Menschenlebens gelang, wenn die Menschenseele im Verlauf von ein paar Jahrhunderten vom Zustand dumpfen Kirchenaberglaubens bis zu

diesem Gipfel erleuchteter Naturerkenntniß sich erhoben hat, dann werden 14 Millionen Jahre zur Entwicklung der simplen Fähigkeiten der Sinnesempfindung, des Gedächtnisses, der „Assoziation“ wie Haeckel, der Silbenersparniß halber, statt Assoziation sagen will, (S. 141) der Reflexe ja wohl als ausreichend erscheinen.

Das ist es, was uns die neue biologische Psychologie von dem Seelenleben und seiner Geschichte auf Erden mitzutheilen für gut findet; es bleibt, ich gestehe es, beträchtlich unter unserer Erwartung. Und die Wiederholung desselben öden Schematismus der Stufenbildung in der „Skala“ der Empfindungen, der Bewegungen der Reflexe, der Vorstellungen, des Gedächtnisses, der Gemüths-bewegungen (Kap. 7), die ich dem gedulbigen Leser erlasse, bringt uns um keinen Schritt weiter, so sehr der Verfasser seine Spekulationen den Philosophen anpreist: „wenn die spekulative Philosophie auch nur die wichtigsten aus der Fülle der interessantesten Entdeckungen, womit in der jüngsten Zeit Anatomie, Physiologie, Histologie und Ontogenie unsere Kenntniß des Seelenapparats bereichert haben, in sich aufgenommen hätte, müßte sie schon eine ganz andere Gestalt zeigen“ (S. 188). Ich wäre wirklich in Verlegenheit zu sagen, was die Philosophie von diesen Phantasien eines Biologen über die Seele sich aneignen könnte, oder vielmehr von seinen Phantasien über den Seelenapparat; denn von der Seele selbst erfahren wir ja rein gar nichts, außer den neuen Namen: Entopsyche, Histopsyche u. s. w. Und das wird denn freilich seinen guten Grund haben: von der Zellseele weiß auch der phantasievollste Biolog nicht viel zu sagen, am Ende nicht viel mehr als der spekulative Philosoph von den „Wunderthaten des unsterblichen Seelenwesens“. Natürlich, er kann beschreiben nur, was er sieht; was er sieht, ist aber nicht die Seele, sondern bestenfalls die physische Organisation und Funktion; von den Empfindungen und Strebungen zeigt ihm auch das leistungsfähigste Mikroskop nichts. Er kann sie nur auf Grund eines Analogieschlusses hinzu denken. Aber auch dieses Mittel versagt bald, wenn wir aus der Reihe der uns ähnlicher organisirten Thiere in die niedere Thierwelt herabsteigen. Die Seele der niederen Lebewesen bleibt für uns ein leerer Raum, wir nehmen sie an, können ihr auch schön verzierte Namen geben, aber einen Inhalt vermögen wir ihr nicht zu schaffen, außer so, daß wir ihr einen letzten verschwindenden Schimmer oder Abglanz von unserem Seelenleben leihen. Und so wird es also wohl dabei bleiben, daß wir die Kenntniß des Seelen-

lebens von der Menschenseele, und nicht von der Zellseele aus suchen müssen; und ebenso dabei, daß das Erleben seelischer Vorgänge im Selbstbewußtsein die erste Voraussetzung aller Erkenntniß ist. Ich theile die Ansicht, daß jedem relativ in sich geschlossenen körperlichen System ein Innenleben entspricht; aber unmittelbar gegeben ist uns dieses Innenleben nur an einem einzigen Punkt: dem eigenem Ich. Und so wird also jede Deutung der Körperformen auf ein Seelenleben von der „introspektiven“ Beobachtung seinen Ausgang nehmen müssen.

Ueber die Theorie der Entstehung der Einzelseele, die Ontogenie, die nach unserem Philosophen bei Gelegenheit der Verbindung der beiden Keimzellen in „erotischem Chemotropismus“ stattfindet, halte ich es nicht für nothwendig, den Leser zu unterrichten, obwohl sie nach ihrem Erfinder „über die wichtigsten Geheimnisse des Seelenlebens uns erst das wahre Licht anzündet“ (S. 155). Ich finde sie nur geeignet, über die Verwirrung des Verfassers dem Leser ein Licht anzuzünden. Oder sollte sich wirklich Jemand belehrt vorfinden, wenn er hört: daß im Moment der Empfängniß nicht nur die beiden Keimzellen, sondern auch „ihre Seelen, das heißt (!) die Spannkraft, welche in beiden enthalten sind, sich zur Bildung einer neuen Spannkraft, des Seelenkeimes der neugebildeten Stammzelle vereinigen?“ Die variirende Wiederholung dieser sinnlosen Verbindung von Wörtern macht ihren Inhalt nicht vorstellbarer; wir müssen also die Versicherung, daß die Uebertragung der elterlichen Seeleneigenschaften auf das neugebildete Individuum, der die herrschende dualistische Psychologie rathlos gegenüberstehe, so „in einfachster Weise erklärt“ sei (S. 164), für die Erklärung selbst nehmen.

Nicht minder wird mir der Leser den Bericht über das Unsterblichkeitskapitel mit dem Kampf der „Athanisten“ und „Thanatisten“, dem „primären Thanatismus“ der Beddachs, und dem „sekundären Thanatismus“ erleuchteter Philosophen erlassen: die Sucht, mit neuen Wortbildungen die Armuth der Gedanken zu verhüllen, grenzt hier wirklich ans Kindische.

4. Wir gehen nun etwas näher auf Haeckel's Lösung des Problems ein, von dem die philosophische Weltanschauung in erster Linie bestimmt wird: das Verhältniß des Physischen und Psychischen zu einander.

Die Vorstellung über dieses Verhältniß, die er prinzipiell zu Grunde legt oder legen zu wollen erklärt, ist die Spinozistische,

wie denn von dem großen Spinoza öfters die Rede ist. „Wir halten fest an dem reinen und unzweideutigen Monismus von Spinoza: die Materie als die unendliche ausgedehnte Substanz, und der Geist (oder die Energie) als die empfindende oder denkende Substanz sind die beiden fundamentalen Attribute oder Grundeigenschaften des göttlichen Weltwesens, der allumfassenden Substanz“ (S. 23, 249). Wir lesen die Formel noch einmal: eine Substanz (das Weltwesen) hat zwei Substanzen als Attribute, die Materie und den Geist, für den man aber auch die Energie setzen kann. Seltsam, die Worte kommen uns aus dem Spinoza bekannt vor, aber die Verknüpfung! sollten sie durch den Setzer verschoben sein?

Doch sehen wir auf den Gebrauch, den er davon zur Auflösung unseres Problems macht. Zunächst, wie dachte Spinoza über die Sache? Es ist aus seiner Ethik, aber auch aus jedem Leitfaden der Geschichte der Philosophie zu ersehen, daß er Ausdehnung (oder Körperlichkeit) und Bewußtsein (oder Geistigkeit) für die beiden einander nebengeordneten Daseinsformen der Wirklichkeit ansah, so daß jedes Wirkliche unter jeder der beiden Formen gesetzt sei und also sowohl als Glied in der physischen wie auch als Glied in der psychischen Welt vorkomme. Ebenso ist auch in jeder kleinsten Darstellung seiner Gedanken zu lesen, daß er mit dieser seiner Attributenlehre die Theorie der Wechselwirkung von Leib und Seele beseitigte und dafür die Theorie des psycho-physischen Parallelismus einführte, die da lehrt: zwischen physischen oder Bewegungsvorgängen und psychischen oder Bewußtseinsvorgängen ist das Verhältniß von Ursache und Wirkung nicht denkbar; Bewegungen können nur Bewegungen zur Ursache und zur Wirkung haben, nicht aber Bewußtseinsvorgänge. Und umgekehrt: psychische Vorgänge, Empfindungen und Strebungen können nur psychische Vorgänge zur Ursache und Wirkung haben, nicht aber physische. Die tatsächliche Korrespondenz zwischen physischen und psychischen Vorgängen ist demnach als ein bloßes Zugleich, ein Nebeneinander in der Zeit, vorzustellen: der Leib ein Automat, den der Physiolog demonstriert, ohne dabei irgendwie von der Seele Gebrauch zu machen; umgekehrt, die Seele (mens) ein automaton spirituale, das seine Weisemäßigkeit als Theil des spirituellen Universums hat.

So Spinoza, dessen klare und scharf umrissene Begriffe an diesem Punkt wirklich nicht leicht zu verfehlen sind.

Sehen wir nun, wie Haeckel mit diesen Begriffen operirt.

Schenken wir ihm die verdächtige Gleichsetzung Geist-Energie in seiner obigen Formel (obgleich sie eigentlich schon die Vernichtung des Spinozistischen Gedankens ist: es giebt natürlich für Spinoza so gut psychische wie physische Energie oder Kausalität): wie hält er es mit der Theorie des Parallelismus, die er zu Grunde legen will? Gleich bei Gelegenheit der Seele der Einzelligen hören wir: Die Ergänzung ihres besonders gestalteten, oft höchst verwickelt gebauten Skeletts ist „nur dann erklärlich, wenn wir dem bauenden Plasma die Fähigkeit der Vorstellung zuschreiben und zwar der besonderen Reproduktion des plastischen Distanz-Gefühls“ (S. 137, 140). Also: nicht durch seine physischen Kräfte, so scheint es, sondern allein durch die Fähigkeit des Vorstellens (freilich nur unbewußten Vorstellens) ist das Plasma, z. B. der Radiolarien, im Stande, die Gestalt zu bauen.

Wir stehen verwirrt: damit wären wir ja auf einmal mitten in der aristotelisch-scholastischen Naturphilosophie: die Seele das Prinzip, das den Körper baut; nicht im Stoff, sondern im Formprinzip, in der Entelechie, der Idee, ist die Ursache der organischen Gestaltung und des Wachstums zu suchen. Die Seele ist dann die bildende „Lebenskraft“, und es ist garnicht abzu sehen, warum Haeckel die Neovitalisten so hart anlätzt (S. 305, 444); er ist ja selbst Vitalist, denn was ist die Zellseele, die durch unbewußte Vorstellung den Leib baut anders, als die alte Lebenskraft?

Freilich, wir sehen bald, Haeckel ist Vitalist wider Wissen und Willen. Es heißt bald darauf, daß in Wahrheit nicht die Seele den Leib baut, sondern vielmehr die physisch-chemischen Kräfte das Seelenleben hervorbringen: schon der „große Spinoza in der berühmten Statik der Gemüthsbewegungen“ habe dargethan, daß auch die feinsten Gefühlstöne und Abstufungen von Entzücken und Abwiegen den physikalischen Gesetzen absolut unterworfen seien (S. 148). Und nachher werden wir belehrt, daß überhaupt „das Bewußtsein lediglich ein physiologisches Problem und als solches auf die Erscheinungen im Gebiete der Physik und Chemie zurückzuführen ist“ (S. 211), ganz ebenso wie alle übrigen physiologischen Funktionen, z. B. die Vererbung, „schließlich auf physikalische und chemische Prozesse, auf die Mechanik des Plasma zurückgeführt werden müssen“ (S. 163). Und dies Problem, so werden wir weiter belehrt, ist gelöst, so gut als gelöst, seitdem wir das physische Organ des Bewußtseins, die Großhirnrinde, näher kennen: „Die wichtigste von diesen Erkenntnissen ist die Entdeckung der „wahren

Denkorgane“ von Paul Flechsig; er hat die vier inneren Empfindungs-sphären in der Hirnrinde nachgewiesen und „zwischen ihnen die vier großen Denkherde oder Assoziations-Zentren, die realen Organe des Geisteslebens; sie sind jene höchsten Werkzeuge der Seelenthätigkeit, welche das Denken und das Bewußtsein vermitteln“. Derselbe Flechsig hat dann noch nachgewiesen, daß in einem Theile dieser wahren und einzigen Organe des Denkens und Bewußtseins „beim Menschen sich noch ganz besonders verwickelte Strukturen finden, welche den übrigen Säugethieren fehlen, welche die Ueberlegenheit des menschlichen Bewußtseins erklären“ (211 ff.). Und ganz ebenso, wie wir hier auf eine rein physische, in letzter Absicht mechanische Erklärung für das Denken und das Bewußtsein verwiesen werden, so werden wir dann auch wieder für die Erklärung leiblicher Organisation auf mechanische Ursachen hingewiesen; dem Darwinismus wird unablässig nachgerühmt, daß er uns von der absurden Erklärung durch Zweckursachen befreit habe und uns gestatte, „die zweckmäßigen Einrichtungen in der lebendigen Körperwelt ebenso auf mechanische Ursachen zurückzuführen, wie das vorher nur in der anorganischen Natur möglich war“ (S. 299).

Wir fassen uns an die Stirn: wo sind wir denn nun eigentlich? Zuerst wurde uns gesagt: wir wollen nach der parallelistischen Theorie Spinoza's die Dinge konstruiren. Dann hieß es: Die zierlichen und komplizirten Körper der Radiolarien können nicht erklärt werden, ohne daß man dabei Vorstellung und Gedächtniß als mitwirkend voraussetzt; was denn doch wohl auch von dem Bau des menschlichen Leibes und der Flechsig'schen Denkorgane anzunehmen wäre: oder ist ihr Bau leichter rein mechanisch zu erklären? Und endlich heißt es: Wir können, dank den ungeheuren Fortschritten der biologischen Wissenschaften, jetzt nicht bloß das organische Leben, sondern auch das Bewußtsein und das Denken aus der verwickelten Struktur der Denkorgane mechanisch erklären. Ist's nicht, als ob es uns ginge wie jenem, von dem Mephistopheles spricht: ein Kerl, der spekulirt und dabei von einem bösen Geist im Kreise herumgeführt wird? Was sollen wir denn nun also denken: daß die Seele den Körper baut? oder daß der Körper das Seelenleben als seine Funktion hervorbringt? oder keines von Beiden?

Ach nein, wird unser Philosoph sagen, sondern alles Beides. Ich liebe das entweder — oder nicht, es klingt so hart und scharf, sondern das sowohl — als auch. Ich meine ja so: physische und psychische Kräfte sind eins und dasselbe; „die Zellen besitzen eine

Summe von physiologischen Eigenschaften, welche wir unter dem Begriff der Zellseele zusammenfassen“ (S. 159). Habe ich doch schon gleich zu Anfang gesagt: „der Geist oder die Energie“ (S. 23) und wiederhole (S. 249): das „göttliche Weltwesen zeigt uns zwei verschiedene Seiten seines wahren Wesens, zwei fundamentale Attribute: die Materie (der ausgedehnte Substanz=Stoff) und der Geist (die allumfassende denkende Substanz=Energie)“. Das wird doch deutlich sein: der Stoff ist ein Attribut der Substanz und ebenso auch der Geist. Geist aber ist gleichbedeutend mit Energie und unter Energie verstehe ich natürlich physische Energie, die Energie, für die das große Grundgesetz von der Erhaltung der Kraft gilt. Aber diese selbe Energie ist auch zugleich Geist und Denken, denn Denken ist eine physiologische Funktion, wie ich oft genug gesagt habe, und Physiologie ist nichts als „organische Physik“, trotz dem Widerspruch vitalistischer Biologen und dualistischer und spiritualistischer Philosophen (S. 247). Also Materie, Ausdehnung, Bewegung, Kraft, Energie, Denken, Geist, das ist alles ein und dasselbe, bloß verschiedene Wörter für dieselbe Sache. Und wer nun nicht zufrieden ist mit diesen so klaren Bestimmungen, dem ist nicht zu helfen, wahrscheinlich ist ihm durch spiritualistische Philosophie die Fähigkeit zu denken verdorben worden.

Wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen, sagt Nichtenberg einmal, und es giebt keinen hellen Ton, so muß das nicht an dem Buch liegen. Aber, werden wir hinzufügen dürfen, es muß auch nicht an dem Kopf liegen. Und in diesem Fall thun wir dem Buch wohl wirklich nicht Unrecht, wenn wir uns mit der Möglichkeit der uns günstigeren Annahme trösten.

So wird auch Wundt sich trösten, der sich in dem Welt-räthselbuch wiederholt als einen zu klarem und konsequentem Denken nicht fähigen oder wenigstens nicht mehr fähigen Kopf abgebildet finden kann: als junger Mann habe auch er den Muth gehabt, „monistisch“ zu denken, aber jetzt sei er in den gewöhnlichen spiritualistischen Dualismus zurückgefallen, wodurch er denn freilich den lebhaften Beifall der herrschenden Schulphilosophie gefunden habe. „Den schärfsten Ausdruck, sagt Haeckel, findet diese Bekehrung in seinem Prinzip des psychophysischen Parallelismus, wonach zwar jedem psychischen Geschehen irgendwelche physischen Prozesse entsprechen, beide aber völlig unabhängig von einander sind und nicht in natürlichem Kausalzusammenhang stehen“ (S. 117). Aber, Berchtrter, wird Wundt sagen, das ist ja gerade der von Ihnen an-

genommene Spinozismus! — Ach nein, erwidert Haeckel, das ist ja das Unglück: das ist der Spinozismus, wie ihn die verdrehte und alles verdrehende spekulative, dualistische und spiritualistische Schulphilosophie auffaßt. Der wahre Spinoza, der lehrt ganz dasselbe, was ich lehre: die Identität von Seele und Körper oder die Wechselwirkung von Psychischem und Physischem; denn Identität und Wechselwirkung ist ja doch wohl ganz und gar dasselbe.

Wir aber stehen erheitert, wenn so das letzte Wort gesprochen ist. Mit diesem Mittel sind freilich alle Welträthsel gelöst; das war schon einer aus dem Faust bekannten klugen Frau aufgegangen: Denn ein vollkommener Widerspruch bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren. Und gern gönnen wir dem Löser der Welträthsel vermittelt des Gesetzes von der Identität des Widerspruchs nun auch seinen oft gefeierten Triumph über Dubois-Reymond, der noch sieben Welträthsel als unlösbare meinte stehen lassen zu müssen. Das Bewußtsein erklären? sagt Haeckel, das macht Ihnen noch Schwierigkeiten? Nichts leichter als das: wir haben ja, dank den ungeheuren Fortschritten, die in den letzten Jahren von der Gehirnphysiologie gemacht sind, die Bewußtseinsorgane und die wahren Denkforgane dazu in der Hand: sehen Sie denn nicht, wie die Zellen der Hirnrinde Bewußtsein erzeugen? wie die „Assoziationszentren“ als Denkherde Gedanken produziren? Und wenn Dubois schüchtern bemerkt: ich kann wirklich nichts als physische und chemische Prozesse gewahr werden, so belehrt ihn der Philosoph: ja, das ist eben Ihre Schwäche, die Schwäche aller Dualisten und Spiritualisten, daß sie die monistische Alles ist Eins-Lehre, die Identität des Physischen und Psychischen nicht einsehen können; und darum können Sie in diesem chemischen Prozeß in den Gehirnzellen nicht den seelischen Vorgang des Denkens sehen. Und doch ist nichts offener, als daß die Umlagerungen der Moleküle in den Zellen Ihrer Denkforgane sammt den dazwischen durch die freilich erst seither entdeckten Assoziationsfasern ablaufenden Prozessen gar nichts Anderes sind als Ihr Gedanke: ich kann die sieben Welträthsel nicht lösen!

Genug, genug! Haeckel bekennet sich wiederholt als Laien oder bloßen Dilettanten in der mathematischen Physik und spricht hier von seinen Spekulationen mit Bescheidenheit. Ob es nicht für ihn rathsam gewesen wäre, ein Wenig von dieser Bescheidenheit auch auf seine philosophischen Spekulationen auszudehnen und anzuerkennen, daß es auch hier Leute gegeben, die den Dingen ein

eindringenderes Nachdenken gewidmet haben als er, z. B. Spinoza oder Kant? Und daß es auch hier nicht möglich ist, nur so im Vorübergehen ein paar Begriffe oder Ausdrücke aus dem Zusammenhang herauszurufen, um damit gelegentlich zwischen Schlaf und Wachen die Probleme spielend aufzulösen, woran jene ein ganzes Leben ernsthaftester Arbeit gesetzt haben? Oder sind Haekel höhere Kräfte als jenen beschieden? Herakles, der Halbgott, erwürgte schon in der Wiege die Schlangen mit spielenden Händen. Ist der Geist und die Kraft jenes mythischen Heros in Haekel in neuer geistiger Gestalt wiedergeboren? Wenn man sieht, wie er (S. 283) die Schlangen erkenntnistheoretischer Fragen und Zweifel spielend erwürgt, möchte man es beinahe glauben. „Körper sind nur Vorstellungen“, sagt Berkeley; ganz Recht, sagt Herakles-Haekel: der Satz muß aber eigentlich heißen: „Körper sind für mein persönliches Bewußtsein nur Vorstellungen, ihr Dasein ist ebenso real, wie dasjenige meiner Denorgane, nämlich der Ganglienzellen des Großhirns, welche die Eindrücke der Körper auf meine Sinnesorgane aufnehmen und durch „Assoziation“ derselben Vorstellungen bilden. Ebenso gut, wie ich die Realität von Raum und Zeit bezweifle oder gar leugne, kann ich auch diejenige meines eigenen Bewußtseins leugnen“; halte ich doch im „Fieberdelirium“ Vorstellungen für wahr, welche nicht real, sondern Einbildungen sind; ich halte sogar meine Person für eine andere, das cogito ergo sum gilt hier nicht mehr. Dagegen ist die Realität von Raum und Zeit jetzt endgültig bewiesen durch die Erweiterung unserer Weltanschauung, welche wir dem Substanzgesetz und der monistischen Kosmogonie verdanken.“

Armer Berkeley! Armer Kant, daß euch so nahe liegende Gedanken nicht gekommen sind! So einfach liegt die Sache, und da plagt dieser alte Königsberger Philosophieprofessor sich und seine Leser mit den endlosen hirnausdörenden Ueberlegungen über „empirische Realität“ und „transcendentale Idealität“ von Raum und Zeit! Was willst du denn? Siehst du nicht, so ist die Sache: „Die unendliche Materie, welche objektiv den Kosmos erfüllt, nennen wir in unserer subjektiven Vorstellung „Raum“; die ewige Bewegung derselben, die objektiv eine periodische, in sich selbst zurückkehrende Entwicklung darstellt, nennen wir subjektiv „Zeit“. Diese beiden „Formen der Anschauung“ überzeugen uns von der Unendlichkeit und Ewigkeit des Weltalls“ (S. 285).

Das begreifst du doch: was subjektiv, in der Vorstellung, Raum ist, das ist objektiv Materie oder der sogenannte Stoff, der

die wirkliche Welt oder den Raum füllt; was subjektiv Zeit ist, das ist objektiv Bewegung, die in der wirklichen Welt vorgeht, die 14 oder 100 Millionen Jahre ausfüllend, die allein seit der Entstehung der Säugethiere auf Erden vergangen sind, und natürlich ebenso alle übrigen vorhergehenden Jahrtausenden. Nicht wahr, das ist doch einfach? Und ebenso begreifst du, daß Bewegung Energieäußerung ist, und daß Energie und Geist oder Denken dasselbe sind, und daß also das Denken, womit du dir diese Gedanken über Raum und Zeit machst, auch Bewegungen sind, die in Raum und Zeit ablaufen. Also was ist da überhaupt Räthselhaftes daran?

Wer nach diesem noch Weiteres von den erkenntnistheoretischen Leistungen unseres Philosophen zu erfahren wünscht, sei auf das 16. Kapitel verwiesen, wo er über die Sinnesorgane (Aesteten) und die Denkgorgane (Phroneten) das Nähere nachlesen kann.

5. Wir aber wollen noch auf die Auflösung eines zweiten wichtigen Problems, des kosmologisch = theologischen, einen Blick werfen.

Sie beginnt mit der Entwicklung einer neuen Theorie der Materie, der „physikalischen“ im Gegensatz zur atomistischen, die diskrete Theile im leeren Raum und Fernwirkung annimmt, wogegen jene bloß Verdichtungen innerhalb der kontinuierlich den Raum erfüllenden Urmaterie kennt. Ich überlasse diese Vorstellungsart der Kritik der Physiker, ebenso wie die Rettung des Universums vor der ihr nach Clausius drohenden ewigen Erstarrung: Haeckel verhilft der Welt einfach dadurch zur ewigen Fortdauer des Weltprozesses, daß er die Weltkörper, wenn die Ausgleichung der Wärme stattgefunden hat, mit ungeheurer Geschwindigkeit auf einander prallen und zerstoßen läßt; dann beginnt das Spiel der Bildung von Planeten von neuem, und so in alle Ewigkeit. Ich will bloß auf die Frage nach Konstitution und Thätigkeitsform des kosmischen Ganzen ein wenig näher eingehen.

Auch hier sucht Haeckel Anlehnung an Spinoza: „Der Pantheismus ist nothwendiger Weise die Weltanschauung unserer modernen Naturwissenschaft“ (S. 333); er ist „durch den großen Baruch Spinoza in reinsten Form ausgebildet, dessen Klarheit, Sicherheit und Folgerichtigkeit wir heute um so mehr bewundern müssen, als diesem gewaltigen Denker vor 250 Jahren noch alle die sichereren empirischen Fundamente fehlten, die wir erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewonnen haben.“ (335.)

Was bedeutet nun der Pantheismus bei Haeckel? Er erklärt: „Gott und Welt sind ein einziges Wesen, der Begriff Gottes fällt mit dem der Natur oder der Substanz zusammen.“ Die Substanz aber ist ewig und unendlich, ihre Attribute sind Bewegung und Empfindung (S. 279, oder Fühlung und Strebung S. 259); ihr Gesetz das Substanzgesetz: Erhaltung des Quantum der Materie und der Energie bei allem Wechsel der Vertheilung und der Form.

Also, folgern wir: die Wirklichkeit ist ein einheitliches psychophysisches Wesen, dessen einheitlichem physischem Entwicklungsprozeß ein ebenso einheitliches psychisches Leben mit Einheit des Bewußtseins entspricht. Das scheint ja auch Spinoza's Ansicht zu sein; er legt bekanntlich Gott ein Bewußtsein oder ein Denken seiner selbst und alles dessen, was aus seinem Wesen folgt, bei (Ethica II, 3: in Deo datur necessario idea tam ejus essentiae, quam omnium, quae ex ipsius essentia necessario sequuntur). Und nicht minder legt er Gott Liebe zu sich und Freude an seiner eigenen Vollkommenheit bei. (V, 35: Deus se ipsum amore intellectuali infinito amat. Und: Dei natura gaudet infinita perfectione idque concomitante idea sui.) Das Universum oder die einheitliche Wirklichkeit hätte demnach Ähnlichkeit mit einem organischen Wesen. Der Kosmos wäre, mit dem Platonischen Timäus, etwas wie ein besetztes Lebewesen (ein ζων ἐμβρυον), oder vielmehr eigentlich, die besetzten Lebewesen sind kleine mikrokosmische Nachbilder des großen Makrokosmos, Spiegelbild, in sehr verkürztem Maßstabe, seine geist-leibliche Natur. Und so dürften wir denn auch in der Zielstrebigkeit oder Zweckmäßigkeit der Organismen eine Hindeutung auf eine vergleichbare, nur vermuthlich unendlich höhere und weitere Zielstrebigkeit des Universums erblicken. Und vielleicht dürften wir dann in dem Substanzgesetz den physikalischen Ausdruck des conatus se in suo esse conservandi, des Selbsterhaltungstriebes erblicken, der nach Spinoza das Wesen jedes Dinges ausmacht. (III, 6, 7: Unaquaeque res in suo esse perseverare conatur; und dieser conatus ist ipsius rei actualis essentia).

Ich sehe unseren „monistischen“ Pantheisten die Hände über den Kopf zusammenschlagen über solche Folgerungen. Das sind ja unsinnige Phantastereien, womit mein Monismus nichts zu thun hat. Das Universum ist ja doch ein Körper, eine körperliche Substanz, in der es nichts giebt als blinde Kräfte: „Der Mechanismus allein giebt uns eine wirkliche Erklärung der Natur-

erscheinungen — zu denen ja bekanntlich auch die physiologischen und psychischen gehören — indem er dieselben auf blinde und bewußtlos wirkende Bewegungen zurückführt, welche durch die materielle Konstitution der betreffenden Naturkörper selbst bedingt sind“ (S. 300). Das ist ja der einzige Sinn der ganzen Entwicklungslehre: die Zweckmäßigkeit oder Zielstrebigkeit aus der Welt herauszubringen. Erst ist das in der anorganischen Natur gelungen: seitdem durch Newton, Kant und Laplace die Entstehung des himmlischen Systems mechanisch erklärt ist, „sind die sämtlichen anorganischen Naturwissenschaften rein mechanisch und damit zugleich rein atheistisch geworden“ (S. 301).

Dann versuchte sich der Zweck in der organischen Welt zu erhalten, aber auch da ist er jetzt ausgetrieben; was Kant noch für unmöglich erklärt hatte, daß je ein Newton des Grashalms komme, das ist geschehen, Darwin hat die Entstehung der Lebewesen nach rein mechanischen Prinzipien erklärt. Und ebenso erklärt unsere moderne Biogenie alle embryologischen Thatsachen, allen Vitalisten zum Troß, „rein physiologisch, indem sie als bewirkende mechanische Ursachen derselben die Funktionen der Vererbung und Anpassung erkennt“ (S. 310). Und ebenso erklären wir, wie wir schon sahen, Bewußtsein und Denken rein mechanisch. Und endlich steht es selbstverständlich auch mit der Geschichte nicht anders. Auch in dem winzig kleinen Ausschnitt aus der Naturgeschichte der irdischen Lebewesen, den der menschliche Größenwahn Weltgeschichte überschreibt, wird Alles „mit eiserner Nothwendigkeit durch die mechanische Kausalität bestimmt“ (S. 314). Der Kampf ums Dasein ist „der große züchtende Gott, welcher ohne Absicht neue Formen durch natürliche Auslese bewirkt; damit ist das große Räthsel gelöst: wie können zweckmäßige Einrichtungen rein mechanisch entstehen?“ (S. 305).

Also was wollt Ihr:

Ich finde nicht die Spur
Von einem Geist, und alles ist Dreßjur.

Es ist Goethe's Faust, der diese Zeiten zu Wagner spricht, Faust, der daran verzweifelt, in seinem Schüler jemals eine Spur von Sinn für das Innere, Geistige der Natur aufdämmern zu sehen. Es ist Goethe selbst, der dem „Pantheisten“ Faust in seinem *Hamulus* Wagner einen Vertreter der mechanistischen Weltanschauung gegenübergestellt hat, den Mann, der nachher im Laboratorium, Haeckel zuvorkommend,

den Homunculus auf mechanisch-chemischem Wege hervorbringt; ich weiß nicht, ob er dabei auch, wie Haeckel in gleichem Fall ohne Zweifel thun würde, im Beginn der Biogenese erst durch „Autogonie einfachstes Plasma in einer unorganischen Bildungsflüssigkeit“ hergestellt hat, um hierauf durch „Plasmogonie die Individualisierung von primitivsten Organismen aus dem Plasma“ zu bewirken (S. 298).

Spinoza und Goethe werden regelmäßig von Haeckel als Zeugen für seinen „Monismus“ geladen. Ich fürchte, sie würden sich beide, Goethe noch entschiedener als Spinoza, die Pathenschaft verbeten haben; an Wagner hätte ihn Goethe als Gevatter verwiesen.

Goethe erzählt in seinem Leben, wie er als junger Mann in Straßburg ein Buch erwartungsvoll in die Hände genommen habe, das auch die Auflösung des Welträthsels verhieß: das *Système de la nature*. Obwohl nicht von einem Dr. phil., Dr. med., Dr. jur., Dr. scient. und Professor an der Universität, sondern von einem simplen Baron von Holbach verfaßt, macht es doch ziemlich dieselben Versprechungen: vor allem die, die Welt ohne Gott und Seele zu erklären und die drei großen Gespenster, Gott, Freiheit, Unsterblichkeit zu verbannen. Und was war der Eindruck, den das Buch, das damals großen Lärm verursachte, auf den jugendlichen Goethe machte? Er sagt: „Das Buch kam uns so grau, so finsternißlich, so todtenhaft vor, daß wir Mühe hatten, seine Gegenwart auszuhalten, daß wir davor wie vor einem Gespenst schauderten.“ „System der Natur ward angekündigt, und wir hofften also wirklich etwas von der Natur, unserer Abgöttin, zu erfahren. — — Allein wie hohl und leer ward uns in dieser trüben atheistischen Halbnacht zu Muthe, in welcher die Erde mit allen ihren Gebilden, der Himmel mit allen seinen Gestirnen verschwand! Eine Materie sollte sein von Ewigkeit her und von Ewigkeit her bewegt, und sollte nun mit dieser Bewegung rechts und links und nach allen Seiten ohne Weiteres die Phänomene der Wirklichkeit hervorbringen. Dies Alles wären wir sogar zufrieden gewesen, wenn der Verfasser wirklich aus seiner bewegten Materie die Welt vor unseren Augen aufgebaut hätte. Aber er mochte von der Natur so wenig wissen als wir, denn indem er einige allgemeine Begriffe hingepfahlte, verläßt er sie sogleich, um dasjenige, was höher als die Natur, als höhere Natur in der Natur erscheint, zur materiellen, schweren, zwar bewegten, aber doch richtungs- und geistlosen Natur zu verwandeln, und glaubt dadurch recht viel gewonnen zu haben.“

Wenn Goethe statt jenes Buches die *Welträtselfel* von Haeckel in die Hände gekommen wäre, sein Urtheil wäre kaum viel anders ausgefallen.

Auch hier vor Allem das Bestreben, den Geist aus der Natur hinauszutreiben, um sie rein mechanisch zu erklären; auch hier statt der lebendigen Natur, da Gott die Menschen schuf hinein, nichts als Thiergeripp und Todtenbein grauer Theorie und klappernder Terminologie. Statt der Freude am Sehen, der innigen Hingebung an die Dinge, der Bescheidenheit der Untersuchung und der Mittheilung, die Darwin zu einem so lebenswürdigen Forscher und Lehrer macht, von der auch der jugendliche Haeckel etwas besaß, nun nichts als fertiges Dogmatifiren, hastiges Konstruiren, hartes Regiren, heftiges Voltern und Schelten über alle, die andere Wege gehen. In der That, von dem Geist Goethe'scher Naturanschauung ist in diesem Buch Haeckel's nichts mehr, trotz der Entwicklungsgeschichte.

Und nicht viel mehr ist auch von dem Geist Spinozistischer Philosophie und Weltanschauung in Haeckel. Zu Lucretius, würde Spinoza nach der Lektüre der *Welträtselfel* gesagt haben, oder allenfalls zu Hobbes möge er sich stellen, aber nicht zu ihm, dem der Name Deus denn doch nicht eine bloße Wortvertauschung gegen Welt, sondern eine andere Auffassung von dem, was die Leute sonst Welt oder Wirklichkeit nannten, bedeute. Warum er, Haeckel, denn überhaupt darauf bestehe, seine Ansicht von der Natur Pantheismus zu nennen und nicht lieber Atheismus, um den Gegensatz zum Theismus, der ihm doch allein am Herzen liege, rein auszudrücken? Weil das Wort zu hart klinge und Pantheismus ja im Grunde auch dasselbe sage? Also nach Schopenhauer's Rezept: Pantheismus ist ein höflicher Atheismus? Aber er sei ja sonst doch nicht eben höflich gegen die Religion, und so möge er lieber auch diesen letzten Anflug an den ihm so verhassten „Anthropismus“ meiden. Oder ob er den Namen Pantheismus beibehalte, weil er der Materie Empfindung, Gefühl, Strebung beilege? Nun, warum dann nicht Synzoismus oder, wenn es ja etwas mit „Pan“ sein müsse, Panpsychismus sagen? Uebrigens sei es ihm ja auch damit offenbar gar nicht ernst; sonst hätte er den Gedanken der Innerlichkeit und Idealität der Wirklichkeit durchführen, die geistige und körperliche Welt als zwei gleich ausgedehnte und gleich wirkliche Formen des Daseins anerkennen müssen und nicht die geistige

als eine „physiologische“ Funktion aus der Struktur des Gehirns mechanisch erklären können. Aber in Wahrheit hatte er den Begriff bloß als Lückenbüßer bereit, um ihn vorzuweisen, wenn ihm mit der Frage nach der ersten Entstehung der Empfindung zugesetzt werde. Seine, des Spinoza, Begriffe, seien aber nicht als Lückenbüßer für eine mechanistisch-materialistische Theorie gemeint. Und so erjuche er ihn, hinfort auf den Gebrauch seiner termini zu verzichten. Sonst könnte er sich genöthigt sehen, dem Beispiel eines andern Philosophen folgend, eine Anzeige zu erlassen:

Sachen, so gestohlen worden:

Zwanzig Begriffe wurden mir neulich diebisch entwendet.

Leicht sind sie kenntlich, es steht deutlich mein V. S. darauf.

6. Nachdem wir gesehen, wie es Haeckel mit der Aneignung und Verwendung fremder philosophischer Begriffe geht, zeige ich, wieder an einem Beispiel, wie es ihm mit der Kritik geht. Kant und die Kantische Philosophie dient durch das ganze Buch hindurch als Zielscheibe für die Polemik. Er stellt die „dualistische“ Philosophie dar, für die es, im Gegensatz zum Monismus, charakteristisch ist, daß sie nicht an der einen Wirklichkeit der Natur sich genügen läßt, sondern darüber eine andere dichtet, Gott, Freiheit, Unsterblichkeit.

In der Bekämpfung Kant's tritt überall ein bemerkenswerther taktischer Zug hervor: das Bemühen, ihn mit sich selbst zu entzweien: Haeckel stellt dem zaghaften Kant des dogmatischen, an den Universitäten geltenden Systems einen jugendlichen, kritischen, tapferen Kant gegenüber. Es ist das ein Verfahren, das er auch Andern gegenüber gern anwendet. Immer wieder kommt er auf diesen Gegensatz zurück: der echte Kant auf der Seite der „monistischen“ Philosophie, erst der späte, alte, verdrückte Kant ist zum Dualismus zurückgekehrt, wodurch er denn freilich der Abgott der Universitätsphilosophie geworden sei. „Der jugendliche, wirklich kritische Kant, so werden wir belehrt, war zu der Ueberzeugung gelangt, daß die drei Großmächte des Mystizismus, Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, im Licht der reinen Vernunft unhaltbar erschienen; der gealterte dogmatische Kant dagegen fand, daß diese drei Hauptgeistespostulate der praktischen Vernunft und als solche unentbehrlich seien“ (S. 108). Oder, wie es später (S. 402) heißt: „Zuerst hatte der kritische Kant den großartigen und bewunderungswürdigen Palast der reinen Vernunft ausgebaut und einleuchtend gezeigt, daß die drei großen Zentraldogmen der Meta-

phie: der persönliche Gott, der freie Wille und die unsterbliche Seele, darin nirgends untergebracht werden können, ja daß vernünftige Beweise für deren Realität gar nicht zu finden sind. Später aber baute der dogmatische Kant an diesen realen Anstaltspalast der reinen Vernunft das schimmernde ideale Lustschloß der praktischen Vernunft an, in welchem drei imposante Kirchenschiffe zur Wohnstätte jener drei gewaltigen mystischen Gottheiten hergerichtet wurden.“ „Obgleich nun der Gegensatz der beiden Vernünfte, der prinzipielle Antagonismus der reinen und der praktischen Vernunft schon im Anfang des Jahrhunderts erkannt und widerlegt (!) wurde, blieb er doch bis heute in weiten Kreisen herrschend. Die moderne Schule der Neufantianer predigt noch heute den Rückgang auf Kant gerade wegen dieses willkommenen Dualismus und die streitende Kirche unterstützt sie dabei aufs wärmste, weil ihr eigener mystischer Glaube dazu vortrefflich paßt. Eine wirksame Niederlage bereitete demselben erst die moderne Naturwissenschaft.“ — —

Ich bitte den Leser um Verzeihung, daß ich in dieser Breite ihm dies zu lesen vorlese; aber ich mußte Haeckel selbst reden lassen, um von dem Maß von Verwirrung, das in seinen Gedanken herrscht, eine Vorstellung zu geben. Man faßt sich an den Kopf: was meint er denn? Der Kant der praktischen Vernunft in Widerspruch mit dem der theoretischen Vernunft, jener dogmatisch, dieser kritisch, und zugleich jener alt, dieser jugendlich — was will das sagen? Wir meinten bisher: der jugendliche Kant habe der dogmatischen Richtung der Wolff'schen Philosophie angehört und mit ihr Beweise für das Dasein Gottes gesucht; dagegen der gealterte Kant habe die Kritik der reinen Vernunft verfaßt und darin die rationale Psychologie, Kosmologie und Theologie zerstört. Was meint denn dieser neueste Kantphilolog? Will er etwa Kant's Jugend bis 1781, dem Jahre der Kritik der reinen Vernunft, dem 57. Lebensjahr des Philosophen, ausdehnen, um ihn dann plötzlich alt werden und im Jahre 1788 die Kritik der praktischen Vernunft mit der Wiedereinführung von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit veröffentlichen zu lassen? Aber das kann er ja nicht meinen, denn der „vernünftige Glaube“, an dem unser Fanatiker des Wissens so schweren Anstoß nimmt (er nennt ihn den „unvernünftigen“ Glauben), ist ja schon in der ersten Kritik sichtbar genug angedeutet: als die Mehrseite der Kritik des „dogmatischen“ Gebrauchs der spekulativen Vernunft stand dem Kritiker Kant von Anfang an die

Begründung des dogmatischen Gebrauchs der praktischen Vernunft fest. Also was kann er meinen? Stehen ihm, wie später für das Leben Jesu apokryphe Evangelien, so für das Leben und die Philosophie Kant's bisher unbekannte Quellen zu Gebote?

Doch, da kommt ein Schimmer von Licht: in einer Anmerkung (S. 454), wo er Kant's Irrthümer aus seinen Entwicklungsbedingungen demonstirt, kommt auch einmal eine Jahreszahl vor: das Jahr 1769 ist der Wendepunkt zwischen dem früheren und späteren, zwischen dem jungen kritischen und dem alten dogmatischen Kant: hätte Kant, heißt es hier, in seiner Jugend statt Philologie und Theologie mehrere Jahre Medizin studirt, „dann hätte er sich nicht so leichtens Herzens über die wichtigsten, schon damals bekannten biologischen Thatsachen hinweggesetzt, wie es in seinen späteren Schriften (seit 1769) geschah.“

Also die Schriften der vorkritischen Periode, wie wir zu sagen pflegen, die sind eigentlich die kritischen? Und nun dämmert uns auch ein Sinn in seinen Worten auf: Haeckel denkt an die „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ von 1755, worin der jugendliche Kant das Planetensystem nach „mechanischen Grundsätzen“ konstruirt. Also hat er, so denkt unser a priori Gelehrter, in dieser Schrift offenbar den lieben Gott aus der Welt hinauskomplimentirt; denn wenn man das Weltall mechanisch erklärt, dann bleibt doch für einen „persönlichen Gott“ nichts mehr zu thun. Also ist er in seiner Jugend „monistisch“ gewesen: allein die Welt, ohne einen Gott. Da aber in der späteren Philosophie Kants der liebe Gott wieder eine Rolle spielt, er ist durch das Moralpförtchen wieder hereingelassen worden, so ist Kant also wieder ‚dualistisch‘ und ‚dogmatisch‘ geworden und hat also offenbar auch seine mechanische Entwicklungsgeschichte des Kosmos wieder fallen gelassen oder verleugnet. Und dazu stimmt es denn auch, daß er in der Kritik der Urtheilskraft die Möglichkeit eines ‚Newtons des Grasshalm's‘, d. h. einer mechanischen Entstehung der Organismen, nicht zulassen will, offenbar auch um dem „persönlichen Gott“ wieder Raum und Aufgabe zu verschaffen.

Ja, ja, man ist dem Alten auf die Schliche gekommen: er weiß ganz gut oder wußte es doch einmal, daß die Welt mechanisch erklärt werden kann und muß. Aber mit dem Alter entsinkt ihm der Muth, und da legt er sich denn auf's Glauben und beweist wieder Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Und das wird denn freilich auch noch durch seine Jugendeindrücke und seinen Bildungs-

gang erklärlicher; im Pietismus war er aufgewachsen, dann hatte er statt Entwicklungslehre Wolffsche Philosophie studirt, und so verstehen wir ihn nun ganz: „seine dualistische, mit den Jahren immer zunehmende Richtung zur transszendentalen (!) Metaphysik war bei Kant schon durch die mangelhafte und einseitige Vorbildung auf der Schule und Universität bedingt. Seine Bildung war überwiegend philologisch, theologisch und mathematisch; von den Naturwissenschaften lernte er nur Astronomie und Physik gründlich kennen, zum Theil auch Chemie und Mineralogie. Dagegen blieb ihm das weite Gebiet der Biologie, selbst in dem bescheidenen Umfang der damaligen Zeit, größtentheils unbekannt“; weder Zoologie noch Botanik, weder Anatomie noch Physiologie hat er studirt: was Wunder, daß da die alte Theologie am Ende wieder durchschlug, trotz der Anläufe in einer mechanistischen Theorie des Himmels.

Nicht wahr, die Sache ist einleuchtend? Schade, daß sie nur einen kleinen Fehler hat: daß sie nicht wahr ist. Sie stimmt nicht zu den Thatsachen. Und darüber wird doch auch Haackel, im Prinzip wenigstens, nicht anders denken: daß die Theorien, in der Geschichte ebenso wie in der Naturwissenschaft, sich nach den Thatsachen richten müssen. Aber freilich, um seine Theorien nach den Thatsachen richten zu können, muß man diese kennen. Haackel hätte also, um Kant's Entwicklungsgeschichte schreiben zu können, ihn vorher kennen, seine Schriften studiren müssen. Dann würde er allerdings gleich gesehen haben, daß die von ihm öfters angeführte „Naturgeschichte des Himmels“ nicht ein Versuch ist, den „persönlichen Gott“ aus der Welt hinauszubringen; er hätte sogar nur die Vorrede zu lesen brauchen, um dies zu erfahren. Gleich zu Anfang heißt es: „Ich habe nicht eher den Anschlag auf dies Unternehmen gefaßt, als bis ich mich in Ansehung der Pflichten der Religion in Sicherheit gesehen habe. Mein Eifer ist verdoppelt worden, als ich bei jedem Schritt die Rebel sich zerstreuen sah und die Herrlichkeit des höchsten Wesens mit dem lebhaftesten Glanze hervorbrach.“ Und hätte er in den vorkritischen Schriften weiter geblättert, so hätte er auch noch die Schrift angetroffen, worin Kant acht Jahre später diese Entwicklungsgeschichte des Kosmos in den Grundzügen wiederholt und gleichzeitig einen neuen Beweisgrund für das Dasein Gottes aufgestellt hat. Andererseits hätte er, wenn er auch nur das Verzeichnis der Schriften Kants in der Hartenstein'schen Ausgabe durchgesehen hätte, sich überzeugen können, daß Kant, der Lehrer der physischen Geographie und Anthropologie, der Zoologie,

Biologie und Physiologie zeit seines Lebens eingehende Aufmerksamkeit widmete.

Dann aber wird er, wenn er sich auch fernerhin über Kant und seine Philosophie unter Leuten, die beide kennen, hören lassen will, sich doch entschließen müssen, auch die Schriften aus der späteren Periode zu lesen, die sogenannten kritischen Schriften; und vielleicht wird's auch ihm so gehen, daß er mit einem einmaligen Lesen noch nicht zum Ziel kommt. Er wird mit einem ungünstigen Vorurtheil herangehen. Er wird sich aber angenehm enttäuscht finden, wenn er in der Kritik der reinen Vernunft wirklich nun eben das findet, was er dem „jugendlichen“ Kant als Verdienst anrechnen wollte: nämlich die Vernichtung der dogmatischen Beweise für das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele. Und selbst in der Kritik der praktischen Vernunft und der Urtheilskraft wird er nicht auf neue Versuche, ihre Realität theoretisch auszumachen, stoßen. Vor allem aber wird er hier einen Gottesbegriff antreffen, der vielleicht sogar einigermaßen geeignet ist, ihn mit dem Gottesgedanken überhaupt auszuföhnen: nicht einen Gott, der zu Erklärungen in der Physik zu brauchen ist oder dem mechanischen Physiker das Feld seiner Thätigkeit einengt, sondern einen Gott, der, für alle menschlichen Anschauungen und Begriffe überschwänglich, allein durch eine „Idee“ bestimmt ist, die Idee einer absoluten Vernunft, durch die die Wirklichkeit gesetzt ist. Er wird sich dann auch überzeugen, daß er Kant den Vorwurf des Dualismus mit Unrecht macht. Kant ist Monist, sofern er als absolute Wirklichkeit eine einheitliche intelligible Welt denkt, als Wirklichkeit für uns, für unsere wissenschaftliche Erkenntniß eine ebenso einheitliche Erscheinungswelt, in welcher das Kausalgesetz ausnahmslos herrscht, annimmt.

Wenn aber die beschränkte Zeit unserem Philosophen nicht gestattet, so langwierige philosophische Untersuchungen zu lesen, die dazu noch etwas unbequem geschrieben sind und freilich auch keine Lösung der Welt räthsel, wenigstens nicht auf seine Art, in Aussicht stellen, so möchte ich ihm den unmaßgeblichen Vorschlag machen, den Namen Kant in seinen künftigen Veröffentlichungen lieber zu vermeiden. Man muß ja am Ende nicht über alle Dinge Meinungen haben, oder doch nicht sie drucken lassen.

Der berühmte Biolog ertheilt den Philosophen gelegentlich einen Rath: das „vergleichende Studium der Affenseele“ ja recht eifrig zu betreiben: der Besuch zoologischer Gärten, der Affentheater, des Zirkus, des Hundetheaters u. s. w. könne den „Psychologen von

Fach" nicht dringend genug empfohlen werden; er sei „viel unterhaltender und erweitere viel mehr den anthropologischen Blick als das langweilige und theilweise geradezu verdummende Studium der metaphysischen Hirnspinnste, welche die sogenannte reine introspektive Psychologie in tausenden von Büchern niedergelegt hat". (S. 453.) Vielleicht nimmt er für diesen so wohlwollenden und einsichtigen Rath meinen Wink hinsichtlich Kant's und der Kantischen Schriften als Gegengabe freundlich auf.

Und vielleicht darf ich noch Eins hinzufügen: er hat die Gewohnheit, die dualistische Weltanschauung, worunter er jede beliebige nicht-materialistische versteht, als eine Art Rückbildungsprodukt des höheren Alters hinzustellen: wie hier bei Kant, so ein ander Mal bei v. Baer, bei Dubois-Reymond, bei Virchow, bei Wundt (S. 107 ff., 117, 308). Ueberall entdeckt er in den Jugendarbeiten dieser Männer die „monistische" Auffassung, die erst später, wahrscheinlich bei sinkender Geisteskraft, der dualistischen gewichen sei. In einer Betrachtung unter dem Titel „Postembryonale Psychogenie", die einer nicht minder anziehenden „Embryonalen Psychogenie" gegenübersteht, giebt er auch einen Zeittermin, von dem das Sinken der geistigen Kraft beginnt, bei der Frau das 50., beim Manne das 60. Lebensjahr. Ich finde das Verfahren nicht ungefährlich, wenn es auch für den Zweck zunächst bequem ist, es könnte doch einmal jemand eine naheliegende Anwendung davon machen. Und es könnte doch auch sein, daß bei jenen Männern, denen er übrigens noch Romanes hätte anfügen können, allmählich Reife und Besonnenheit gewachsen wäre. Sollte es nur als ein Zeichen von Konsequenz und Charakterstärke gedeutet werden können, daß jemand seit seinem 30. Lebensjahr keinen neuen Gedanken mehr denkt?

Und nun noch ein Wort über die Kantianer. Sie sollen, wird behauptet, Kant gerade um seines „Dualismus", also wohl um seiner Rettung von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit willen anpreisen, ja viele von ihnen sollen ihm eine „unbedingte abgöttische Anbetung" widmen. Wer sind diese Leute? An wen hat der Verfasser der Welträtselfel gedacht, als er von der modernen „Schule der Neokantianer" handelte? Etwa an F. A. Lange, den Verfasser der Geschichte des Materialismus? Ist von dessen Kritik des Materialismus ihm etwas zugeflogen, das ihn verdrossen hat? Freilich hätte Lange dies Buch erlebt, er würde ihm wohl auch einen Platz in seinem Werke eingeräumt haben. Oder wer ist sonst gemeint? Eine sich selbst so nennende Schule

der Neofantianer ist mir nicht bekannt; auf die aber, die man vielleicht da oder dort so nennt, paßt die Charakteristik wieder nicht: denn grade sie legen viel weniger Gewicht auf die Rettung von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, als auf die Kritik der dogmatischen Metaphysik und die neue Theorie der Erfahrung. Also wer ist denn gemeint? Oder sind überhaupt nicht bestimmte Leute gemeint, sondern nur so die Universitätsphilosophen im Allgemeinen? Ist dem gelehrten Biologen zu Ohren gekommen, daß Kant gegenwärtig bei diesen Leuten viel gilt, und zwar grade die Schriften Kants, die er als ein Produkt des Alters weniger schätzt? Und dann hat er sich, vielleicht von Schopenhauer'schen Invektiven bestimmt, weiter gedacht: offenbar ist es die Angst vor der „monistischen“ Philosophie, die sie bei dem Alten Zuflucht zu suchen treibt, denn freilich, für Philosophieprofessoren ist mit der monistischen Philosophie zur Zeit noch nichts zu machen.

Dann würde auch auf die „streitende Kirche“, die in diesem Zusammenhang von ihm genannt wird, ein wenig Licht fallen. Ich dachte erst an die Jesuiten, denen Haeckel sonst alles Schlimme zutraut, also werden sie wohl auch die „dualistische“ Philosophie Kant's mit den drei „Hauptgespenstern“ begünstigen. Aber, daß die katholische Kirche den Thomismus allein gelten läßt und Kant als den Erzfekker in der Philosophie ansieht, kann ihm doch kaum unbekannt sein. Also müssen wir auf protestantischem Boden bleiben. Ich dachte einen Augenblick an die Ritschl'sche Schule; aber „streitende Kirche“? So wird es denn wohl am sichersten sein, auch hier anzunehmen: es sind, wie dort die Universitätsphilosophen im Allgemeinen, so hier die Theologen nur so im Allgemeinen gemeint. Ungefähr muß es ja stimmen: sie hassen beide die monistische Philosophie; also sind sie offenbar Verbündete in Kant. —

So viel von Haeckel dem Historiker und Kritiker im Gebiet der Philosophie. Man weiß wirklich nicht, worüber man mehr stammeln soll, über den Mangel an Kenntnissen oder über den fröhlichen Leichtsin, mit dem er von Dingen redet, von denen er nur von fern gehört hat.

7. Haeckel hat sich noch an einem andern Punkt in der Geschichte und der geschichtlichen Kritik versucht. Im 17. Kapitel handelt er von Wissenschaft und Christenthum, und benützt die Gelegenheit zu einem kleinen Exkurs in die Bibelkritik und Kirchengeschichte. Die Unwissenheit und Leichtfertigkeit, die er in der

Behandlung Kant's und Spinoza's bewiesen hat, wird hier noch überboten. Dazu kommt eine äußerst peinlich berührende Neigung, das, was Jahrtausenden heilig gewesen ist, in den Schmutz häßlicher Anekdoten und niedriger Wibelereien herabzuziehen; Haekel hat sich hier in eine Gesellschaft gestellt, in der man ihn nicht ohne schmerzliches Bedauern sehen kann. Eine Abhandlung von dem Kirchenhistoriker Prof. Doofs in Halle überhebt mich des näheren Eingehens auf die Sache; der Leser findet darin die schmutzigen Quellen nachgewiesen, aus denen das Kapitel geschöpft ist.*) Es ist nicht zu hart geurtheilt, wenn hier gesagt wird, daß Haekel mit der Benutzung und Empfehlung dieser Literatur sich unter das Niveau eines ernst zu nehmenden und selbst ernststen Gelehrten gestellt habe, daß sein wissenschaftliches Gewissen an diesem Punkt ein nicht normales sei. Was würde Haekel sagen, wenn Jemand von den Medusen und Kalkschwämmen mit dem Maaß von Sachkenntniß handelte, mit dem er von den Evangelien handelt? Sind die Evangelien, sind Jesus und Paulus, sind Kant und Spinoza den Kalkschwämmen gegenüber ein *corpus vile*, worüber Jedermann beliebige Einfälle zu Markt zu bringen ein Recht hat?

Haekel hat Kant a priori konstruirt: unzulängliche Bildung, seine Jugendvorurtheile, endlich seine Altersschwäche erklärten und entschuldigeten auf gewisse Weise seine Verirrungen. Vielleicht kann man in ähnlicher Weise Haekel's Verhalten gegen Geschichte und geschichtliches Leben sich verständlich machen, und auch hier wird denn jenes Wort, das das Verstehen und das Verzeihen in Zusammenhang bringt, seine Geltung haben.

Er erzählt selbst (S. 461), daß er sich in Folge seiner frommen Erziehung durch besonderen Eifer und Fleiß im Religionsunterricht ausgezeichnet habe und noch als Student mit 21 Jahren die christlichen Glaubenslehren in lebhaften Diskussionen gegen seine freidenkenden Kommilitonen vertheidigt habe, obgleich das Studium der Anatomie und Physiologie seinen Glauben schon erschüttert hatte. Aber erst durch das vollendete Studium der Medizin und die Erfahrungen des Arztes sei er zur Verwerfung des Glaubens gekommen: weder die „Allgüte des liebenden Vaters habe er in der harten Schule des Lebens“ noch die „weise Vorkehrung im Kampf ums Dasein“ zu entdecken vermocht. Man empfindet: es ist der Angrim des Betrogenen, der in ihm lodert: man hat ihn

*) Anti-Haekel. Eine Replik nebst Beilagen. Halle, Niemeyer 1900.

als Kind bethört, ihm als Knaben den Verstand mit Formeln gebunden, dann den Jüngling angehalten, die Zweifel des Verstandes durch den Willen zu unterdrücken: endlich ist er doch dem Gefängniß entronnen, und nun kann er nicht ohne Haß daran zurückdenken, wie man ihn irreführt, hingehalten, gemißbraucht hat. Die Kirche ein Gefängniß, der Glaube die Fessel, die Priester die Gefängnißwärter, die Theologen und in zweiter Linie auch die Philosophen die Verfertiger der Fesseln: so stellt sich ihm jenes ganze Wesen dar, und er glüht von dem Verlangen, die Bastille zu zerstören, die noch drin gefangen Gehaltene in die Freiheit, ans Licht der Sonne herauszuführen.

Zu dem Persönlichen kommt ein Allgemeines. Freilich auch schon jenes persönliche Erlebnis ist ja im allerweitesten Umfang ein Allgemeines: vielleicht kann man sagen, daß es wenig moderne Menschen giebt, die nicht etwas davon erlebt haben; denn es ist ja keine Frage, daß die Form, in der das Christenthum in Schule und Kirche heute gelehrt wird, einer Zeit angehört, die weit hinter der Gegenwart liegt, daß die Thatfachen und Formeln, die im Unterricht überliefert werden, in tausendfältigem Konflikt mit den Anschauungen stehen, die außerhalb des Religionsunterrichts gelten. Daß nun die Theologie, auch die wissenschaftliche Theologie der protestantischen Universitäten, hiergegen allzu lange die Augen geschlossen hat, daß sie vielfach mit der Wahrheit, wenn sie sie nicht mehr einfach leugnen oder ignoriren konnte, gehandelt und gemarktet hat, das hat das harte Mißtrauen gegen sie groß wachsen lassen, das nun auch hier seine Früchte trägt: Theologie ist keine Wissenschaft, Arbeiten von Theologen sind bei der Wissenschaft nicht akkreditirt; darum hat jeder das Recht, sich hier seine eigenen Ansichten zu machen oder zu suchen, wo er sie findet; ein beliebiger Sudler gilt eben so viel als ein gewissenhafter Gelehrter, wenn es sich um die Evangelienkritik handelt: ja vielleicht verdient er noch mehr Vertrauen, er muß doch wenigstens nicht die Wahrheit verleugnen. Harnack hat hierüber ein ernsthaftes Wort in der „Christlichen Welt“ gesprochen, das auch Voofs mittheilt: solche Vorkommnisse zeigten, „daß die theologische Wissenschaft noch immer nicht den vollen Kredit besitzt, weil sie eine alte Schuld noch nicht völlig getilgt hat.“

Endlich kommt noch ein Drittes hinzu: das ist die Geringschätzung der Geschichte und der geschichtlichen Wissenschaften überhaupt, zu der die einseitige Beschäftigung mit den Naturwissenschaften nicht selten ausschlägt. Der Gegenstand dieser ist ein so großer,

ſo allgemeiner, ſo umfaſſender, ſo unermefliche Weiten in Raum und Zeit umspannender, daß dagegen das Geſchichtliche zu einem Kleinen, Zufälligen, Singulären herabſinkt. Das Auge des Naturforſchers wird leicht weitiſichtig, während das des Hiſtorikers zur Kurzsichtigkeit neigt: ſo geſchieht es, daß ſich beide nicht verſtehen.

Bei Haeckel tritt dieſe Ueberſichtigkeit beſonders ſtark zu Tage. Er iſt gewöhnt, als Entwicklungshiſtoriker des Lebens mit Jahr- millionen zu rechnen, ſtatt mit Jahrhunderten, wie der Hiſtoriker. Die Weite des Geſichtskreiſes hat bei ihm eine Geringschätzung der hiſtoriſchen Verhältniſſe hervorgebracht, die überall durchklingt. Er liebt es, mit großen Zahlen, mit unermeflichen Zeiträumen um ſich zu werfen, als wollte er den Leſer fühlen laſſen: ein Kopf, der Millionen Jahre zu umſpannen hat, der kann freilich nicht alle die kleinen Quisquilien feſthalten, mit denen eure Geſchichte und Philologie ſich abmüht; was kommt darauf an? in 1000, höchſtens in 10 000 Jahren ſind alle dieſe Dinge, ſo wichtig ſie dem Augenblick erſcheinen mögen, mit einander vergeſſen. Was ſind 10 000 Jahre für den, der die Entwicklungsgelchichte der Primaten, der Säuge- thiere, des Lebens, der Erde, des Sonnenſystems ſchreibt? ein Augenblick. 6000 Jahre umfaßt die geſchichtliche Erinnerung, es ſind 5 Sekunden, wenn wir die wenigſtens 100 Millionen Jahre, die ſeit der erſten Entſtehung des Lebens auf der Erde verfloſſen ſind, auf die 24 Stunden eines Tages reduziren (S. 442).

Und dieſe Geringschätzung der kleinen Zeiten der Geſchichte hat ſich nun bei ihm auf die Gegenstände, die ſie füllen, übertragen: auf den Menſchen: was iſt er doch für ein kleines unerhebliches Geſchöpf! Haeckel hat ſeine ganze Geringschätzung in ein Wort zuſammengedrückt: das Wort „Anthropismus“, das ſein auch ſonſt überall thätiger Sprachzerſtörungs- oder Wörterbildungstrieb eigens hierfür angefertigt hat. „Anthropismus“, es drückt ſeine ganze Verachtung gegen die enge, dumpfe, eingesperrte Luft der geſchichtlichen Weltanſicht aus, gegen den Menſchen, der nichts als ſeine eigene Athmoſphäre athmet, die Verachtung des Naturwiſſenſchaftlers gegen das Geſchöpf, das, weil es von der großen Welt nichts weiß, ſich für etwas unermeflich Großes und Hohes hält, das ſich zum Zweck aller Dinge aufbläht, das ſich losreißen möchte von der allgemeinen Natur, das kein Säuge- thier ſein will und ſich ſchämt, in den Affen Vorfahren und Brüder zu erkennen. Dieſer thörichte kleine Sernegroß macht ſich zum Maß aller Dinge, ſtellt die Natur nach ſeinem eigenen Bilde vor, dichtet ein Weſen ſeines

Gleichen über der Natur als den Anfertiger der Natur, titulirt die paar Jahrtausende seiner Erinnerung „Weltgeschichte“, und am Ende hält sich dieses Ding noch gar für unsterblich! Was sind dagegen die Moneren und Radiolarien für respectable Geschöpfe, leben nun schon ich weiß nicht wie viele Millionen Jahre und bilden sich nichts darauf ein, und diese Kreatur von gestern, nein, nicht von gestern, nicht einmal von heute früh, dieses Geschöpf von 5 Sekunden bildet sich ein, es sei der Zweck der Welt und denkt von seinem bißchen Intelligenz so groß, daß es meint, ohne solche Intelligenz hätte die Welt gar nicht zu Stande kommen können. Unser Philosoph kann sich nicht genug thun, dieser Kreatur ihre Wichtigkeit zum Bewußtsein zu bringen: für den richtig eingestellten Blick sinkt dies Wesen, „welches in seinem anthropistischen Größenwahn sich als Ebenbild Gottes verherrlicht, zur Bedeutung eines plazentalen Säugethiers hinab, welches nicht mehr Werth für das Univerjum besitzt, als die Ameise und die Eintagsfliege, als das mikroskopische Infusorium und der winzigste Bazillus“ (S. 282).

Und dieser verächtlichste aller Bazillen, verächtlich nämlich durch seine Einbildung, die andern halten sich doch nicht für mehr als sie sind, dieses Nichts von einem Wesen, das macht, statt bescheiden ein wenig Naturwissenschaft zu lernen, seine eigenen dummen Einbildungen unter dem Titel Religion zur wichtigsten Angelegenheit des Univerjums. Haeckel kann nicht Worte genug und nicht hart genug finden, um seine Geringschätzung und seinen Unwillen hierüber zum Ausdruck zu bringen; das ganze Elend des „Anthropismus“ kommt in der Religion und ihrer Absolutsetzung des Menschenweins zu Tage: der Glaube an einen „persönlichen Gott“ und das „unsterbliche Seelenwesen“, dieses Produkt der bornirtesten Selbstüberschätzung, ist das große Unglück des Menschengeschlechts, ist das schädliche Unkraut, das ausgerottet werden muß. Religion, die Mutter des Aberglaubens, ist das große Hinderniß der wissenschaftlichen Erkenntniß, die wahnwitzige Feindschaft des Papismus gegen die Wissenschaft ist ja nur ein besonders deutliches Symptom der allgemeinen Erscheinung; Religion, die Mutter der Intoleranz, ist das große Hinderniß der Menschlichkeit, der Humanität, von ihr erhält Haß und Feindschaft und Verfolgung unter den Völkern und unter den Einzelnen immer neue Nahrung. Also, écrasez l'infame, das ist der Herzenswunsch dieses nicht wißigsten, aber offensten und ehrlichsten Fanatikers des Atheismus: wenn ihr Gott und den Religionswahn los sein werdet, dann wirds besser, eher nicht.

Vor allen Dingen ist das Christenthum Gegenstand seiner Abneigung. Natürlich, das Christenthum ist die Religion, die ihn umgiebt und drückt. Das Christenthum, wie es ist, ist eine der schlechtesten unter allen Religionen: asketisch in der Moral, supranaturalistisch in der Metaphysik, noch besonders verdummt und verdummend durch das stupide Dogma von der Dreieinigkeit, dem „Triplotheismus“ (S. 321). Dagegen ist der Mohammedanismus noch eine ganz annehmbare Religion; freilich den „Anthropismus“ konnte er auch nicht überwinden, aber er ist doch als reiner Monotheismus dem Monismus näher; ja unser Philosoph bekennt, daß er in den herrlichen Moscheen inairo und Konstantinopel sich selber der Andacht nicht habe erwehren können, ja, die stillen Gebete und Andachtsübungen des Koran erscheinen ihm sogar erhaben, nämlich im Vergleich mit dem katholischen Kultus. Katholizismus und Papstthum wirkt auf unseren Philosophen überhaupt wie auf ein anderes Geschöpf das rothe Tuch: wenn er auf diese Dinge kommt, erfolgt regelmäßig ein kleiner Anfall von Tobjucht: die Päpste sind ihm in der großen Mehrzahl „schamlose Gaukler und Betrüger, viele von ihnen nichtswürdige Verbrecher“ (S. 374); die Klöster die Höhlen aller Laster, das Cölibat die Quelle schamloser Greuel u. s. w. Auch der Buddhismus erhält, wie billig, gelegentlich sein Lob auf Kosten des Christenthums, „das jene rühmliche Liebe zu den Thieren nicht kennt, welche zu den Sittengesetzen vieler älterer Religionen gehört, besonders des Buddhismus.“ Erst vom Durchdringen des Monismus ist hier eine Besserung zu hoffen: „kein mitfühlender monistischer Naturforscher wird sich jemals jener rohen Mißhandlung schuldig machen, die der gläubige Christ in seinem anthropistischen Größemwahn — als Kind des Gottes der Liebe — gedankenlos begeht“ (S. 410).

So viel von Haackels Verhältniß zur Geschichte und seiner Fähigkeit, geschichtliche Dinge zu verstehen. Man darf wohl, ohne ihm Unrecht zu thun, sagen: es ist wirklich beschämend gering, noch geringer als sein Verständniß für philosophische Dinge. Er sagt einmal, es handle sich ihm um einen „ungeheuren Kulturkampf“, den Kampf gegen den „vergiftenden Aberglauben des Mittelalters“, der in der Orthodoxie der verschiedenen Kirchen fortwirkt. Nun, wenn etwas gewiß ist, so ist es dies, daß mit diesen Mitteln in diesem Kampf ein Sieg nicht zu gewinnen ist.

8. Das Bild Haackels des Philosophen wäre nicht vollständig, wenn wir nicht noch eins berührten. Wir haben ihn als Kosmologen,

als Psychologen, als Metaphysiker, als Historiker und Kritiker kennen gelernt: nun lernen wir ihn im 18. Kapitel noch als Religionsstifter kennen. Nachdem er die Dogmen und Tempel der „anthropistischen“ Religion niedergeworfen hat, erbaut er auf dem von dem wüsten Schutt des Aberglaubens gereinigten Boden die neue Religion, die reine, monistische Naturreligion. Er gründet einen Tempel oder besser einen „Palast der Vernunft, in welchem wir mittelst unserer neu gewonnenen Weltanschauung die wahre Dreieinigkeit des 19. Jahrhunderts andächtig verehren, die Trinität des Wahren, Guten und Schönen“ (S. 388). Das Wahre: die monistische Philosophie, ihr Zentraldogma das „wahrhaft göttliche Gesetz von der Erhaltung der Kraft und der Erhaltung des Stoffs“, wie es in der letzten Vorrede zur natürlichen Schöpfungsgeschichte heißt, ihr heiliges Symbol der Stammbaum der Lebewesen von der Monere bis zum Menschen. Das Gute: „die Humanitätsgebote der Liebe und Duldung, des Mitleids und der Hilfe“ (S. 390; à propos, wie soll es denn mit den 250 Millionen Papisten und Zufallsbilisten gehalten werden, wenn sie nun wahnwitzig genug sind, die neue Religion nicht annehmen zu wollen? Und ferner, wie steht es denn mit dem ehernen Kampf-ums-Dasein-Gesetz?) Endlich, das Schöne: auch eine „monistische Kunst“ wird es geben, und sie wird ganz anderes leisten als die christliche Kunst mit ihrem dummen „Anthropismus“. „Die Entdeckung von unzähligen schönen Lebensformen hat in unserer Zeit einen ganz anderen ästhetischen Sinn geweckt und damit auch der bildenden Kunst eine ganz neue Richtung gegeben“; man denke nur an die mikroskopische Forschung und namentlich an „die Entdeckung der fabelhaften Tiefseebewohner durch die berühmte Challengerexpedition: tauende von zierlichen Radiolarien und Thalassophoren, von prächtigen Medusen und Korallen, von abenteuerlichen Mollusken und Krebsen eröffneten uns eine ungeahnte Fülle von verborgenen Formen, deren eigenartige Schönheit und Mannigfaltigkeit alle von der menschlichen Phantasie geschaffenen Kunstprodukte weit übertrifft“ (S. 394). In der That, es ist undenkbar, daß die Menschheit des kommenden Jahrhunderts im Besitz so unschätzbbarer Formen und zwar wirklich wirklicher Formen, noch an den vom „anthropistischen“ Größenwahn ausgedachten und nicht einmal naturwahren Gestalten wie Zeus und Apollo, oder gar an Madonnengemälden und ähnlichen Ausgeburten des finsternen Mittelalters sollte ein ästhetisches Wohlgefallen haben.

Haeckel sieht diese neue Zeit der „natürlichen Religion“ schon vor der Thür; das 20. Jahrhundert wird sie gewiß bringen; er hat schon die Grundzüge eines Kults entworfen, selbst an die Dekoration der Andachtsstätten, sonst Kirchen genannt, ist fürsorglich gedacht: „statt Heiligenbilder werden in großen Aquarien unterhalb der Kirchenfenster reizende Medusen und Siphonophoren die Kunstformen des Meereslebens erläutern. An die Stelle des Hochaltars wird eine Urania treten, welche an den Bewegungen der Weltkörper die Allmacht des Substanz-Gesetzes darlegt“ (S. 463). „Die staunende Bewunderung, mit der wir den gestirnten Himmel und das mikroskopische Leben in einem Wassertropfen betrachten, die Ehrfurcht, mit der wir das wunderbare Wirken der Energie in der bewegten Materie untersuchen, die Andacht, mit welcher wir die Geltung des allumfassenden Substanzgesetzes im Universum verehren“ (S. 396), sie sind der Gemüthsinhalt, der die neue Gemeinde verbindet, die schon in der Bildung begriffen ist. Sie sammelt sich natürlich um den Propheten der Entwicklungslehre als ihren sichtbaren Mittelpunkt; ist er doch, wie er uns mittheilt, für seinen, noch dazu extemporirten Altenburger Vortrag: „der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft“, nicht nur „durch hunderte von zustimmenden Briefen belohnt worden, sondern auch durch die weite Verbreitung des Vortrags, von welchem innerhalb 6 Monaten 6 Auflagen erschienen“ (S. 384). Wie sollte diesem Mann nicht herrliche Hoffnung die Brust schwellen: die Naturwissenschaften machen täglich ungeheuerere Entdeckungen, die „Aufklärung“ wächst von Jahr zu Jahr, der „Fortschritt“ geht mit Riesenschritten, kurz, „es beginnt mit dem 19. Jahrhundert wiederum eine ganz neue Periode in der Geschichte der Menschheit, charakterisirt durch die Entwicklung der monistischen Naturphilosophie“ (S. 371). Ja wohl, es ist eine Lust zu leben — wenn nur nicht der dumme oder vielmehr der verteuflert schlaue Papismus wäre! Doch groß ist die Macht der Wahrheit und sie wird siegen. —

„Der Mensch merkt nie, wie anthropomorphisch er ist.“ Das Wort Goethe's summt mir, während ich Haeckel's Buch las, beständig in den Ohren. Auch Haeckel merkt es nicht, wie anthropomorphisch, nein, wie automorphisch er ist: er selbst der Mittelpunkt der Geschichte, der neue Adam, der die neue Menschheit nach seinem Bilde formt. Mit der „natürlichen Schöpfungsgeschichte“ beginnt die zweite große Hälfte der Geschichte; „Anthropismus“ und „Monismus“, so können wir die beiden Abschnitte über-

schreiben: dort Finsterniß, Aberglaube, Barbarei, hier Licht, Vernunft, Kultur; dort der Papst, der Repräsentant der Vergangenheit, der Vorsteher des Reiches der Finsterniß; hier der berühmte Jenaer Professor, der Entdecker des Bathybius und des homo alalus, der cyto- und der histopsyche, der Schöpfer der monistischen Philosophie und Religion, der Universalmensich, der Dr. philos., Dr. med., Dr. jur., Dr. scient., der Vorsteher des Reiches des Lichts und der Aufklärung. In ihm ist endlich die Vernunft zu sich selber gekommen, hat endlich die 14 oder 100 Millionen Jahre lange Entwicklung des organischen Lebens auf Erden ihr Ziel erreicht: sie hat sich selbst begriffen! Was für ein Tag, der dies erlebte!

Wunderbar, der Jubel klingt uns so bekannt: hörten wir ihn nicht schon einmal in diesem Jahrhundert: ist die Wirklichkeit nicht schon einmal zu sich selbst gekommen im 19. Jahrhundert? Ach ja, richtig, in Hegel war es: das An-sich der Wirklichkeit in den Formeln des Hegel'schen Systems zum Für-sich geworden. Die Welt nun ganz rational, ganz sich selber durchsichtig, das Weltrathsel gelöst: und nun mag die Menschheit, im Besitz eines so unaussprechlichen Schatzes, ruhig kommenden Tagen entgegengehen, viel Neues werden sie ihr freilich nicht mehr bringen, aber jener Ertrag ist unverlierbar und hinlänglich groß, um mit seiner Betrachtung noch einige Jahrtausende zuzubringen.

An Hegel glaubt man nicht mehr, aber nun ist ein neuer Prophet aufgestanden, statt eines Hegel ein Haeckel. Wieder klingt das: Es ist erreicht! in gläubigen Ohren; „mehrere hundert zustimmende Briefe“ geben dem Führer Kunde, daß er gehört und verstanden worden ist; das „Weltrathsel“ ist gelöst, die Sphinx gestürzt, der Himmel auf Erden, ein Leben in dem „Palast der reinen Vernunft,“ ist vor der Thür: die ratio Haeckelii primigenia im Allerheiligsten als Gott-Schöpfer dieses neuen Lebens aufgestellt. Nur ein kleiner Unterschied ist zwischen der alten und der neuen Lehre: in Hegels Monismus begriff die Wirklichkeit sich selber als Vernunft, in Haeckels Monismus begreift sie sich selbst als Unvernunft. Sie begreift sich hier als eine Wirkung blinder, mechanischer Kräfte; sie begreift, daß Vernunft bei der Weltentstehung keine Rolle gespielt hat, sondern physische und chemische Gesetze haben die Sache gemacht, und allenfalls ist noch der blinde Kampf ums Dasein als „züchtender Gott“ dabei betheilig. Aber von Vernunft keine Spur, wie sollte sie auch? sie war ja nicht am Anfang, sondern ist eigentlich erst im 19. Jahrhundert in die Welt gekommen.

Vor allen Dingen ist das Christenthum (Gegenstand seiner Abneigung). Natürlich, das Christenthum ist die Religion, die umgiebt und drückt. Das Christenthum, wie es ist, ist eine schlechtesten unter allen Religionen: asketisch in der Moral, supranaturalistisch in der Metaphysik, noch besonders verdunkelt und verdummend durch das stupide Dogma von der Dreieinigkeit, den „Triplothismus“ (S. 321). Dagegen ist der Mohammedanismus noch eine ganz annehmbare Religion; freilich den „Anthropismus“ konnte er auch nicht überwinden, aber er ist doch als reiner Monothetismus dem Monismus näher; ja unser Philosoph bekennt, daß er in den herrlichen Moscheen in Cairo und Konstantinopel selber der Andacht nicht habe erwehren können, ja, die stillen Gebete und Andachtsübungen des Moran erscheinen ihm sogar erhabener, nämlich im Vergleich mit dem katholischen Kultus. Katholizismus und Papstthum wirkt auf unseren Philosophen überhaupt wie ein anderes Geschöpf das rothe Tuch: wenn er auf diese Dinge kommt, erfolgt regelmäßig ein kleiner Anfall von Tobiaucht: die Päpste sind ihm in der großen Mehrzahl „schamlose Gaukler und Betrüger, viele von ihnen nichtswürdige Verbrecher“ (S. 374); die Klöster die Höhlen aller Laster, das Celibat die Quelle schamloser Greuel u. s. w. Auch der Buddhismus erhält, wie billig, gelegentlich sein Lob auf Kosten des Christenthums, „das jezt rühmliche Liebe zu den Thieren nicht mehr hat“, „das jezt gesetzten vieler älterer Religionen“ (S. 375). „Das jezt“ (S. 375) „Erst vom Durchdringen“ (S. 375) „zu hoffen: „kein mitfühlendes“ (S. 375) „jemals jener rohen Mis“ (S. 375) „Christ in seinem anthropologischen“ (S. 375) „Gottes der Liebe — ge“ (S. 375) „Soviel von Haedel“ (S. 375) „Fähigkeit, geschichtliche“ (S. 375) „ihm Unrecht zu thun, so“ (S. 375) „geringer als sein Ver“ (S. 375) „einmal, es handle sich“ (S. 375) „den Kampf gegen den“ (S. 375) „der in der Orthodoxie“ (S. 375) „wenn etwas gewiß ist,“ (S. 375) „diesem Kampf ein Sieg“ (S. 375)

8. Das Bild Haedel

wir nicht noch eins b

... als Historiker und ...
 ... im 18. Kapitel noch als ...
 ... Tempel der,, an ...
 ... erbaut er auf dem von ...
 ... gereinigten Boden die neue ...
 ... Religion. Er gründet einer ...
 ... Vernunft, in welchem wir ...
 ... die wahre Dreieinigkeit ...
 ... verehren, die Trinität des ...
 ... (S. 388). Das Wahre: die ...
 ... das „wahrhaft göttliche ...
 ... der Erhaltung des ...
 ... Rede zur natürlichen ...
 ... Symbol der Stammbaum ...
 ... zum Menschen. Das ...
 ... und Duldung, des Mitleids ...
 ... mit den 250 ...
 ... wenn sie ...
 ... nicht annehmen zu ...
 ... mit dem ehernen Kampf ...
 ... „monistische ...
 ... anderes leisten als die ...
 ... „Numerismus“. „Die Entdeckung ...
 ... in unserer Zeit einer ...
 ... und damit auch der ...
 ... werden“; man denke nur ...
 ... an „die Entdeckung ...
 ... berühmte Challenger ...
 ... und Thalymphoren, ...
 ... von abenteuerlichen ...
 ... Fülle von verborgenen ...
 ... und Mannhaftigkeit alle von ...
 ... Kunstprodukte weit über ...
 ... ist denkbar, daß die Mensch ...
 ... so unheiliger Normen ...
 ... den vom „alten, eifernen“ ...
 ... einmal naturwahr ...
 ... Dämonen ...
 ... sollte ein ...

r
t
s
s
e
r
r
r
t
at
u-
id
ar
er
ia
ft.
en
ber
oft
er,
It-
che
ide
von
ng,
en.

Das ist die neue heilige Lehre, jetzt in dem Buch von den Welträtsheln für ewige Zeiten festgestellt. — Ob ihr erspart bleiben wird, was bisher allen heiligen Lehren, wenigstens im Abendlande, widerfahren ist, der Zweifel? Ob nicht, wenn nun am Ende dieses Jahrtausends die doctrina Haeckelii, in einen Katechismus mit Artikeln vom Substanzgesetz und der Entwicklung, vom Psychoplasma und der Entopsyche verfaßt, in allen Schulen auswendig gelernt wird, auch hier die alte Erbsünde des Menschengeschlechts, die Neuerungsucht wieder hervorbricht? Ob nicht einmal ein fürwichtiger Schüler, nachdem er die Dogmen gelernt und das Examen abgelegt hat, anfängt zu fragen: Also durch Entwicklung ist die Vernunft in die Welt gekommen. Aber, Entwicklung woraus? Aus dem Plasma, sagt der Meister, dem Psychoplasma mit Empfindung und Streben, dem durch die „Karbogentheorie“ völlig festgestellten Plasma. Und das Plasma, woher entwickelt sich das? Aus der unorganischen Materie und diese aus dem Urstoff oder dem Aether (auch Prothyl), und zwar, so heißt es in dem heiligen Buch von den Welträtsheln (S. 253), durch Psyknose: „die einzige der Substanz innewohnende mechanische Wirkungsform (agens) bringt durch Verdichtungsbestreben unendlich kleine Verdichtungscentren zu Stande („Psyknatome“) und diese haben Empfindung und Streben oder Willensbewegung einfacher Art.“ Also die „Psyknatome“, damit beginnt so zu sagen das Denken und die Vernunft, die vorher nicht war. Wie seltsam, woher kommt sie nun doch auf einmal? Oder ob sie schon im Aether vorher war? Ueberhaupt, die Psyknatome, woran erinnern sie mich doch? Ach ja, an die Wolken oder Nebel, die ein alter Philosoph, Sokrates hieß er, glaub' ich, als die kosmischen Göttinnen einführen wollte. Sdwohl, so hab' ich einmal in einem Stück von einem gewissen Aristophanes gelesen; und da wird auch erzählt, daß Sokrates zu den Wolken als zu seinen Göttinnen, gerade solchen kleinen durch „Psyknose“ entstandenen Wölkchen oder Nebeln, gebetet habe:

Allwaltende Macht, unermessliche Lust, die du schwebend die Erde emporhältst,
 Und du Aether des Lichts, und Wolken ihr, behr — ehrwürdige, donnerumblühte,
 O steigt empor, Herrinnen erscheint, hochschwebende, euerem Denker!

So könnten wir ja auch zu den Psyknatomen beten. Aber, ich weiß nicht, wenn sie doch aus dem Aether durch Entwicklung entstanden sind, ob es dann nicht besser ist, gleich zum Aether zu beten? Und wenn nun der Aether eine einzige, den unendlichen Raum kontinuierlich erfüllende Substanz ist, und wenn aus dieser

Substanz doch auch die Empfindung und das Wollen, das Denken und die Vernunft durch Entwicklung hervorgegangen sind, so mußten sie also wohl ursprünglich darin sein, und also am Ende auch als einheitliches Bewußtsein? wie ich es auch bei Spinoza, dem vielgepriesenen, finde, daß die Substanz ursprünglich ein einheitliches denkendes Wesen ist, sich selbst und die Welt denkend.

Freilich kämen wir damit gewissermaßen wieder auf den Anthropismus. Aber sollte das auch wirklich so schlimm sein? Am Ende ist der Mensch doch auch ein Stück Natur, ein Theil der unendlichen Substanz; ist die Natur hier anthropomorph, und in den Thieren, vom Affen abwärts bis zur Monere, scheint sie es ja auch zu sein, warum denn nicht auch im Großen? Gibt es eine cytopsyche, warum nicht auch eine geopsyche und kosmopsyche? Freilich man sieht sie nicht, aber ich hab auch noch keine cytopsyche gesehen. Und warum sollte das so schlimm sein? Ich finde es eigentlich heimischer in einer Welt, in der ursprünglich Vernunft und Geist ist, als unter einer bloßen Masse von „Physiatomen“. In der That, ich hab es nie verstanden, weshalb wir uns darüber so freuen sollten, daß durch die monistische Philosophie die Vernunft aus der Welt, nämlich ihrem Ursprung, vertrieben sei. Und aus den Andachten zum allmächtigen und allumfassenden Substanzgesetz mache ich mir schon längst nichts mehr; vernünftiger und für ein vernünftiges Wesen angemessener würde ich doch die Andacht zu einer ersten und allumfassenden Vernunft finden. Also sprach der junge Mensch im Kreise der Genossen. Und es erhob sich ein Fragen und ein Raunen, und breitete sich über immer weitere Kreise aus; und das Ende war, daß sich ein allgemeines Gelächter erhob: die ganze neue Religion ist ja bloß ein Traum und Spukbild, und die ganze „monistische“ Philosophie dazu, sie sind ja nichts als Augenverblendung. Und so ging die Geschichte aus wie jenes Märchen von dem König mit dem von ein paar Betrügnern gewobenen unsichtbaren Prachtkleid, das bloß die Dummen nicht sollten sehen können. Lange hatten sich die Leute durch Suggestion oder Furcht die Augen halten lassen, bis endlich ein kleines Mädchen sagte, was es sah: aber der König hat ja gar nichts an! Da fiel der Zauber von den Augen.

9. Wir sind am Ende. Denn der Leser wird mir erlassen, auch noch über die monistische Ethik und Pädagogik zu berichten; wenn ein Buch von Seichtigkeit triefen könnte, so würde ich dies von dem 19. Kapitel sagen.

Das 20. macht den Schluß, es ist überschrieben: Lösung der Welt-räthsel. Sind sie nun also gelöst? Haeckel zählt nochmals auf: das gewaltige Substanzgesetz, das nur ein anderer Ausdruck für das große Gesetz der mechanischen Kausalität ist, — ja wohl, wir wissen es nun schon: alles ist eins, und der Stoff ist ja bloß ein Attribut der Substanz, die nichts anderes ist als die Materie oder die sogenannte Energie, sonst auch Geist genannt — und dann die mechanische Kosmologie und die Geologie, endlich die monistische Biologie, „deren Prinzipien ich (1866) in meiner Generellen Morphologie festzulegen versucht habe“, und zu allererst die „Anthropologie“, „das gewaltige Räthsel vom Ursprung des Menschen“: „ich selbst habe in meiner Anthropogonie (1874) den ersten Versuch gemacht, die ganze Reihe der Ahnen, durch welche sich unser Geschlecht im Laufe vieler Jahrtausende aus dem Thierreich entwickelt hat, im historischen Zusammenhang darzustellen“ (S. 436). Und damit wäre denn also das Wort „des alten Weisen: Homo, nosce te ipsum“ (S. 436) erfüllt. — —

Wie stolz, o Mensch, mit Deinem Palmenzweige
 Stehst Du an des Jahrhunderts Reige
 In edler stolzer Männlichkeit,
 Mit aufgeschloss'nem Sinn, mit Geistesfülle,
 Voll milden Ernst's, in thatenreicher Stille,
 Der reifste Sohn der Zeit!

Mit wie viel mehr Recht singen wir so, am Ende des XIX. Jahrhunderts, als Schiller am Ende des XVIII. Das vorige Jahrhundert hatte mit dem Verzicht auf die Lösung der Welt-räthsel geendet, mit einem Kant, der es für der Weisheit Schluß erklärte: erkennen und anerkennen, daß die Welt nicht in unseren Gedanken aufgeht, und darum endlich zum „Glauben“ die Zuflucht zu nehmen rieth, mit einem Goethe, der da behauptete: der Mensch sei gar nicht geboren die Probleme der Welt aufzulösen, sondern bloß zu suchen, wo das Problem angehe und sich sodann in den Grenzen des Begreiflichen zu halten. Wie anders jetzt: mit erhobenem Haupt dürfen wir einherstreiten und die Summe unseres Selbstbewußtseins aussprechen mit dem bescheidenen Wort: homo, nosceis te ipsum! —

Aber noch wartet unser ein Epilog des Verfassers: „Schlußbetrachtung“ überschrieben. Seltsam, kommen ihm nun doch noch Zweifel? Wir hören: „Was ist denn nun eigentlich im tiefsten Grunde dieses allgewaltige Weltwunder, welches der realistische

Naturforscher als Natur oder Universum verherrlicht, der idealistische Philosoph als Substanz oder Kosmos, der fromme Gläubige als Gott?" „Wir müssen eingestehen, daß uns dieses eigentliche Wesen der Substanz immer wunderbarer und rätselhafter wird, je tiefer wir in die Erkenntniß ihrer Attribute, der Materie und der Energie, eindringen. Was als Ding an sich hinter den Erscheinungen steckt, das wissen wir auch heut noch nicht.“ Sollen wir nun doch noch zu Kant zurück? Schlägt auch für den Verfasser die Stunde, da er alt und schwach wird? Doch nein; er fährt fort: eigentlich geht uns das Ding an sich auch gar nichts an; überlassen wir also „dieses ideale Geistes den reinen Metaphysikern“ und erfreuen wir uns der „monistischen Philosophie und der monistischen Religion.“

Und nun, Freunde, Genossen, Brüder erheben wir uns und schütteln uns die Hände: es war ja alles nicht so schlimm gemeint: „Ich möchte von meinem Leser nicht Abschied nehmen, ohne verjöhnlich darauf hinzuweisen, daß dieser scharfe Gegensatz (nämlich von monistischer und dualistischer Weltanschauung) bei konsequentem und klarem Denken sich bis zu einem gewissen Grade mildert, ja selbst zu einer erfreulichen Harmonie gelöst werden kann. Bei völlig folgerichtigem Denken, bei gleichmäßiger Anwendung der höchsten Prinzipien auf das Gesamtgebiet des Kosmos nähern sich die Gegensätze des Theismus und Pantheismus, des Vitalismus und des Mechanismus bis zur Berührung. Aber freilich, konsequentes Denken bleibt eine seltene Naturerscheinung“ (S. 439).

Ja, ja, konsequent denken, es ist eine herrliche, aber seltene Naturerscheinung! Preisen wir uns glücklich, daß unserem Jahrhundert in dem Begründer der monistischen Philosophie ein solcher Mann zu Teil wurde. Nur konsequentes Denken konnte zu dem herrlichen Ziel führen, zu der allumfassenden, gewaltigen Erkenntniß: Alles ist Eins! Gott und Welt, Materie und Kraft, Energie und Geist, mechanische Kausalität und Substanzgesetz, Dualismus und Monismus, Theismus und Pantheismus, Vitalismus und Mechanismus, Rationalismus und Empirismus, Kritizismus und Dogmatismus: Alles ist Eins! Und Menschen und Affen nähern sich bis zur Berührung!

*

*

*

Ich lege die Feder nieder und frage mich: war es nothwendig, das Buch zu lesen und darüber zu schreiben, so zu schreiben, wie hier geschehen ist?

Ich hatte ursprünglich nicht vor, es zu lesen, ich hatte es gesehen und bei Seite gelegt. Der Anstoß, es doch wieder vorzunehmen, kam von außen. Als ich nun darin zu blättern anfing, noch ohne die Absicht, darüber mich zu äußern, hielt es mich bald fest. Freilich war es nicht Freude an dem Inhalt, es war vielmehr Indignation, die mich weiter zu lesen trieb, die Indignation über die Leichtfertigkeit, womit hier von ernstesten Dingen gehandelt wurde. Daß es ein Mann von Ruf war, der hier sprach, ein Mann, den Tausende als Führer verehren, der selbst mit Stolz in Anspruch nimmt, dem neuen Jahrhundert voranzugehen und den Weg zu weisen, das steigerte die Indignation, und sie wurde nicht gemildert, sondern geschärft dadurch, daß ich hier vielfach Gedanken, die mir werth sind, in allerlei Verzerrungen wiederkehren sah. Den Ausschlag, zur Feder zu greifen, gaben endlich die beständigen Herausforderungen an die „Universitätsphilosophie“, der unablässig wiederkehrende Vorwurf nicht allein der vollständigen Unfruchtbarkeit, sondern auch des Mangels an Muth und Willen, die Dinge zu sehen, die sind. Es wird nicht direkt der Vorwurf ausgesprochen, daß sie falsch und feige sei; aber ich bin überzeugt, die Masse der Leser Haekel's nimmt von dem Buch mit der Vorstellung Abschied, daß die Philosophen bloß nicht den Muth, die Charakterstärke haben, um aus den Voraussetzungen der Naturwissenschaften, die sie ja nicht leugnen können, dieselbe materialistisch-mechanistische Weltanschauung zu folgern, wie es hier geschehen; daß sie, wie ihr Patron, der „große“ Kant, dem Frieden zu Liebe Selbstverleugnung üben. Und daß diese Insinuation mit der Miene harmloser Bonhommie ausgesprochen wird, als ob er sagen wollte: wir verstehen uns ja, das gab den letzten Stoß.

Hat jedes Volk und jede Zeit, wie die Regierung, so auch die Literatur, die sie zu haben verdienen, nun, so ist damit auch Jedem, der an ihr Theil hat, die Mitverantwortlichkeit dafür auferlegt. Ich habe mit brennender Scham dieses Buch gelesen, mit Scham über den Stand der allgemeinen Bildung und der philosophischen Bildung unseres Volks. Daß ein solches Buch möglich war, daß es geschrieben, gedruckt, gekauft, gelesen, bewundert, geglaubt werden konnte bei dem Volk, das einen Kant, einen Goethe, einen Schopenhauer besitzt, das ist schmerzlich.

Indessen: nosce te ipsum!

Grundzüge der thierischen Organisation.

Von

Dr. Karl Camillo Schneider,

Privatdozent an der Universität Wien.

In einem früheren Artikel in den „Preussischen Jahrbüchern“ versuchte ich einen Ueberblick über den Bau der thierischen Zelle zu geben. Die Zellen sind die elementaren Bausteine aller Organismen. Sie sind Lebenseinheiten, die wir in der Natur einzeln oder in Verbänden antreffen. Als Einzelwesen (Urthiere) zeigt sich jede Zelle zur Leistung jeglicher thierischen Funktion befähigt; sie verdaut, sondert ab, bewegt sich, empfindet und pflanzt sich fort. In den Verbänden, die sich als die höheren Thierformen repräsentiren, ist der Funktionskreis jeder Zelle eingeschränkt; doch erreicht durch die Arbeitstheilung bei einer Vielheit von Zellen jede besondere Leistung weit bedeutendere Intensität. Für diese erhöhte Leistungskraft ist nicht allein die große Zahl der angepassten Zellen wesentlich, sondern vor Allem ihre Anordnung, also die Art des Verbandes, die gewebliche Zusammenfügung. Es ist nun eine der wichtigsten Aufgaben der zoologischen Forschung, die strukturelle Gliederung der Organismen in ihren wesentlichen Zügen aufzudecken und genau verstehen zu lernen. Immer umfassender wird das Material, das in dieser Hinsicht vorliegt. Cuvier war der erste, der sich das Studium der inneren Organisation der Thiere zur Lebensaufgabe machte. Aber er sah doch nur grob anatomische Züge; um in die Beschaffenheit der Organe einzudringen, bedurfte es eines Heeres vervollkommneter Methoden, vor Allem der Schnittführung durch schnittfähig gemachte ganze Thiere oder Theile derselben; dann aber auch einer färbereichen Behandlung, die für die Unterscheidung feinsten Strukturen unentbehrlich ist. So drang

man Schritt für Schritt von außen nach innen in die Organismen ein und fand staunend, daß, je eingehender die Kenntniß, um so weiter die Erkenntniß sich zurückshob. Nicht nur in äußeren Merkmalen unterscheiden sich die Thiere untereinander; die äußeren Verschiedenheiten sind nur von geringer Bedeutung im Vergleich zu den inneren Charakteren; und unter diesen sind es nicht etwa bloß einzelne, die den Bauplan bestimmen, sondern alle und deren besondere Verfassung. Die Individualität der Thiere, die sich äußerlich in Form und Lebensweise so lebhaft darstellt, ist Ausdruck elementarer Besonderheit in allen Strukturen. Man kann in dieser Hinsicht so weit gehen, zu sagen, daß selbst zwei nächstverwandte Arten, ja sogar zwei Individuen einer Art, in ihren Chemismen, in ihren letzten Zellstrukturen von einander verschieden sind. Wenn sich zwei Menschen in der Form ihrer Haare unterscheiden, so ist das nur ein Ausfluß des spezifischen Charakters aller ihrer Zellen, und wollten wir somit sagen, worin sich beide Menschen unterscheiden, so müßten wir erst aus einer Analyse aller ihrer Zellen gewissermaßen das spezifische Radikal ihres Körpers ermitteln — ein Vorhaben, das auszuführen uns vielleicht überhaupt nie gelingen dürfte. Man schließe aus diesen Bemerkungen auf den Werth unserer jetzigen Thierjystematik, die bei der Unterscheidung von Arten noch immer fast ausschließlich auf äußeren Charakteren fußt. Es ist zur Zeit vollkommen unmöglich festzustellen, ob es gute Arten giebt oder nicht, da wir gar nicht wissen, was das Wesentliche jeder Art ist. Gegenüber dieser unanfechtbaren Thatsache erscheint die Annahme der Darwin'schen Theorie, etwas über die Ableitung einer Thierart von einer anderen aussagen zu wollen, als eine Spielerei, und es wäre weit besser, mit allen Mitteln der Technik immer tiefer in den Bauplan eines Thieres einzudringen, als dessen Umbildungsmöglichkeit, die wir zur Zeit nicht feststellen können, zu erörtern.

Sind wir nun weit davon entfernt, die letzten Probleme der Zoologie berechtigter Weise in Angriff nehmen zu können; ist es z. B. derzeit unmöglich, den Begriff der Art zu umgrenzen, so hat sich doch die Forschung bereits soweit vertieft, um über die Verwandtschaftsbeziehungen der großen Gruppen Bestimmteres aussagen zu können. Immerhin bleibt es mehr ein tastender Versuch, als eine sichere Abrechnung; manches scheint erledigt, anderes zeigt sich andeutungsweise, drittes wird mehr erschlossen als erkannt. Aber es ist der unbestreitbare Vortheil

umfassender Hypothesen, daß sie mit einem Schlage dort Licht und Bahn zeigen, wo die spezielle Forschung mühevoll hin und her tappt und einen Haufen widersprechender Einzelangaben aufwirft, der, ohne in Beziehung zu anderen Beobachtungssummen gesetzt zu werden, mehr schwerfälligen Ballast, als ein erfreuliches Ergebniß darstellt. Wie oft aber haben die Versuche, Klarheit in ein Thatfachenchaos zu bringen, irre geführt und dadurch mehr geschadet als genützt, da sie die Forschung auf falsche Bahn lenkten! Diese Fehlgriffe können jedoch den Werth der Hypothese nicht erschüttern, da das Bedürfniß, Zusammenhänge zu erkennen, ein allgemeines ist. Aber der spekulativ arbeitende Forscher hat die Pflicht, vorher das Thatfachenmaterial auch eingehend zu studiren, bevor er es zu ordnen beginnt; und für die hier beabsichtigte Darlegung wesentlicher Organisationszüge dürfte ein leidlich solides Fundament bereits vorhanden sein.

Wir beginnen mit dem einfachen und schreiten zum komplizirten vor. Wie die Zellen die Bausteine unserer Organisation, so sind die Urthiere, die nur aus einer Zelle bestehen, das Material, aus dem sich alle höheren Thiere entwickeln mußten — wenn wir, wie es hier geschieht, überhaupt eine Abstammung der Thiere von einander annehmen. Daß eine Abstammung angenommen werden muß, auch wenn die Umbildungsmöglichkeit einer Art in eine andere in darwinistischer und lamarckistischer Weise nicht zugestanden wird, habe ich bereits in einem früheren Artikel in den „Preußischen Jahrbüchern“: „Die Entstehung der Arten“ erörtert. Die Verwandtschaftsbeziehungen der Thiere sprechen in dieser Hinsicht zu beredt. Wir wollen nun sehen, welche Unterschiede die höheren Thiere von den Urthieren trennen, und wiederum wie aus den einfachsten Formen ersterer durch gesteigerte Komplikation des inneren Bauplans immer reicher gegliederte und leistungsfähigere Wesen entstanden. Nur das Wesentliche soll berücksichtigt werden; die Skizze eines Bauplans soll mit der eines anderen verglichen werden, und dabei wird nur kurz auf die einzelnen Thiergruppen hingewiesen, die gleich den Farben, Lichtern und reinen Umrissen eines fertigen Bildes erscheinen.

* * *

Die Urthiere bezeichnen wir als Personen 1. Stufe, weil sie nur aus einer einzigen Zelle bestehen. Dierher gehören die nackten und beschaltten Wurzelfüßler, die Weißelthiere, die

Zusuforien, die schmarozenden Gregarinen und die wunder-
vollen Strahlunge (Radiolarien), deren inneres kieieliges Skelet
die schönsten regelmäzigen Formen von unübertrefflicher Mannig-
faltigkeit bildet. Haekel, der ſich mit dieſer Gruppe ſo eingehend
befaßte, hat in ſeinen „Kunſtformen in der Natur“ eine Anzahl
beſonders ſchöner Strahlunge in bildlicher Darſtellung zur allgemeinen
Kenntniß gebracht. Es kann nicht überrafchen, wenn wir unter
der Fülle der Urthiere ſolche treffen, welche die im Allgemeinen
eingehaltene Organisationsſchranke zu überſchreiten ſuchen und gegen
die höheren Thiere hinführen. Da für letztere ein komplizirter
zelliger Bau charakteriſtiſch iſt, ſo können ſich ſolche Beſtrebungen
nur an einer Vielheit von Urthieren, an kolonialen Verbänden, an
Stöcken oder Kormen — wie man es bezeichnet — dokumentiren.
Die Vereinigung vieler Individuen iſt die Vorſtufe zur Ausbildung
eines Ganzen, das ſich aus einer Vielheit aufbaut, dieſe aber zur
Individualität zuſammengefügt zeigt. Eine derartige höhere Indi-
vidualität nennen wir eine Perſon 2. Stufe. Alle höheren
Thiere repräſentiren ſolche, ſoweit ſie nicht, wie wir ſehen werden,
über dieſes Ziel noch hinausgehen. Wir finden nun unter den
Urthieren folgende Arten von Koloniebildungen.

Im einfachſten Falle ſind durch Theilung eines Individuums
zahlreiche andere entſtanden, die nur durch einen äußeren Gallert-
mantel zuſammengehalten werden (bei den Strahlungen). Bei den
Zuſuforien finden wir Beiſpiele unvollständiger Theilung, wo alle
Individuen in Stiele auslaufen, die wie die Aeſte eines Baumes
ſich zuſammenfügen; bei den Geiſelthieren iſt die Vereinigung
noch weit inniger, da alle Kolonieindividuen eine Kugelfchale bilden,
alſo ſeitlich ſich direkt berühren und nur innen und außen frei
begrenzt ſind. Eine ſolche Schale kann man als ein einfachſtes
Gewebe auffaſſen, das aus lauter gleichartigen Theilen beſteht.
Eine Komplikation dieſes Verhaltens tritt noch ein, wenn einzelne
Individuen der Schale ſich als Geſlechtsthier, die die Fort-
pflanzung übernehmen, von den übrigen, die die Bewegung beſorgen,
unterſcheiden, wie es z. B. bei dem bekannten Volvox unſerer
Tümpel, einem hellgrünen Kugeln von weniger als einem Milli-
meter Durchmeſſer, der Fall iſt. Ueber dieſes Differenzierungs-
ſtadium gehen aber die Protozoenkolonien nicht hinaus.

Da aber auch die niederſten Formen der höheren Thiere weit
komplizirter gebaut ſind als eine Volvoxkolonie, ſo fehlt vor der
Hand jeder Anhaltspunkt für eine ſpeziellere Hypotheſe über die

Ableitung ersterer von den Urthieren. Die höheren Thiere charakterisirt man am besten als Gewebethiere gegenüber den Urthieren oder den Zellenthieren. Solch einfache Gewebe, wie eine Polvorfugel sie darstellt, kommen bei den Gewebethieren nur in der Entwicklung — und hier nicht immer — vor. Ein echtes Gewebe besteht immer aus verschiedenartigen Elementen, deren einzelne Zellen soweit an ein Zusammenleben angepasst sind, daß sie frei gar nicht existiren könnten. Die Zellen der Urthierkolonien können aus dem Verbande ausscheiden und frei existiren, oder sie erscheinen wenigstens funktionell und formal äußerst selbstständig; die Zellen der Gewebe dagegen sind mit speziellen Strukturen ausgestattet, die den anderen Zellen zu Gute kommen, ihnen selbst aber bei einer Isolirung direkt Schaden bringen würden. Nur die Geschlechtszellen und Wanderzellen, die im Blut und in der Lymphe vorkommen, erscheinen selbstständiger, weil freibeweglich; aber ihre Freiheit ist auch nur Mittel zum Zweck bestimmter Funktionsleistung, die allein der Gesamtheit nützt. Alle anderen Zellen eines Gewebethieres, die ja aus den Geschlechtszellen durch Theilung hervorgehen, müßten um an Selbstständigkeit zu gewinnen, erst wieder ihre im Laufe der Entwicklung gewonnenen besonderen Strukturen — also z. B. die Muskelfaser oder die Drüsenkörner — zurückbilden. Solche Fälle kommen allerdings gelegentlich vor, vor Allem bei Regenerationen, wenn Theile des Körpers verloren gingen, und nun von Theilen, die ihrer Entstehung nach eigentlich nicht dazu befähigt erscheinen, neu gebildet werden. Aber hier gilt es nicht die Rückschlagsmöglichkeit in einfachere Zustände darzuthun, sondern gerade umgekehrt die Fortbildungsmöglichkeit wenig differenzirter Gebilde; und dafür — so wenig wir sie auch bestreiten wollen — bieten die bis jetzt bekannten Urthiere keine Anhaltspunkte.

Doch der Sprung von den Zellenthieren zu den Gewebsthieren ist noch größer, da unter letzteren kein einziges ist, das nur aus einem Gewebe bestünde. Die bis jetzt mit Sicherheit als niederste Gewebethiere bekannten Formen sind die Polypen und die Schwämme. Indem wir diese hier zunächst betrachten, wird der Abstand zu den Urthieren noch deutlicher werden; wir beginnen mit den Schwämmen. Die Schwämme sind knollen-, krusten- oder sackartige Gebilde. Sie bestehen aus einer äußerst zarten peripheren Lage von gleichartigen flachen Zellen; ferner aus einem dichten inneren Gewebe von gallertiger Beschaffenheit, das durch eingebettete Nadeln

aus Kiesel- oder Kalksubstanz oder durch Hornfasern Festigkeit gewinnt; in diesem inneren Gewebe finden sich zahlreiche kleine kugelige Hohlräume, die von einem dritten Gewebe, das der Ernährung dient, ausgekleidet sind. Alle Hohlräume werden durch ein Kanalsystem verbunden, das von außen Wasser mit feinen Nahrungstheilen zuführt und dann wieder abführt. Wir bezeichnen die äußere Zelllage als Hautblatt, das dichte Gewebe als Mittelschicht, das dritte Gewebe als Darmblatt. Von diesen drei Geweben zeigt nur das Darmblatt Eigenschaften, die an die Urthiere erinnern. Es besteht aus sehr gleichartigen, nur an der Basis leicht zusammenhängenden Zellen, die durch den Besitz einer großen Geißel und eines ringartigen Tragens in Umgebung der Geißel höchst auffallend an manche der oben erwähnten Geißelthiere erinnern. Einzelne Forscher haben deswegen die Schwämme als Kolonien von Geißelthieren aufgefaßt; diese Deutung ist aber ganz unhaltbar, da vor Allem die Mittelschicht einen typischen Gewebescharakter zeigt, indem sie aus verschiedenartigen, an verschiedene Funktionen angepasste Zellen besteht. Wir finden hier in einer dichten Grundsubstanz kontraktile Zellen, die als einfachste Muskelbildungen aufgefaßt werden können; ferner Bindegewebsfasern, Wanderzellen, Bildner der Skeletelemente und die Geschlechtszellen; nervöse Zellen sind bis jetzt nicht sicher bekannt.

Wesentlich verschieden sind die Polypen gebaut. Sie haben Schlauchform, sind mit dem einen Ende festgewachsen, an dem andern zeigen sie den Mund und im Umkreis von diesem die Tentakeln. Wir unterscheiden nur zwei Gewebe: ein Außenblatt und ein Innenblatt, die beide im Wesentlichen gleich gebaut und durch eine dünne Stützlamelle, die von beiden Geweben abstammt, getrennt sind. Außen- und Innenblatt erscheinen höher differenzirt als die Spongiengewebe. Sie enthalten echte Muskelfasern, Nerven- und Sinneszellen; ferner Drüsenzellen und Nesselzellen, die alle den Spongiengeweben abgehen. In ihnen entstehen auch die Geschlechtszellen. — In Folge dieser hohen Differenzirung kann von Beziehungen zu den Urthieren nicht im Geringsten mehr die Rede sein. Weder die Spongien, noch viel weniger aber die Polypen geben uns einen Fingerzeig, wie die Gewebethiere aus den Zellenthieren hervorgingen. Da wir aber Erstere von den Letzteren ableiten müssen, so steht zu hoffen, daß noch irgend welche vermittelnde Formen gefunden werden dürften; andernfalls müßte man sich mit der Annahme trösten, daß sie

existirt haben, aber wieder verschwunden sind, wie so manche andere Thiergestalten.

Für die Gewebe der Schwämme und Polypen wurden verschiedene Bezeichnungen gewählt, weil in der That die Gewebe beider Thiergruppen einander nicht vergleichbar sind. Diese Auffassung hat sich durch die vergleichende Erforschung der thierischen Gewebe nach und nach aufgedrängt, nachdem lange beide Gruppen einem großen Thierstamme, den Cölenteraten, eingereiht wurden. Wir kommen bei Erörterung dieser Frage zum Hauptthema unseres Artikels, daß die Vergleichung der Gewebe der höheren Thiere, die wir mit der kurzen Besprechung der Schwämme und Polypen nur eingeleitet haben, betrifft. Die Unvergleichbarkeit der Gewebe besteht nämlich nicht bloß zwischen den Schwämmen und Polypen, sondern es lassen sich überhaupt im Reiche der höheren Thiere zwei Abtheilungen unterscheiden, die geweblich verschieden gebaut sind. Die Vertreter der einen Abtheilung schließen sich an die Schwämme, die der anderen aber an die Polypen an; beide Abtheilungen zeigen keinerlei verwandtschaftliche Beziehungen zu einander, dagegen sind die Verwandtschaftsbeziehungen der Vertreter jeder Abtheilung mit Sicherheit nachzuweisen, oder wenigstens — dem unvollkommenen Stande unserer Kenntnisse entsprechend — wahrscheinlich zu machen.

Wir wollen mit der Abtheilung beginnen, der die Schwämme angehören (1. Abtheilung der Gewebethiere). Hierhin sind zu stellen die Rippenquallen, die sich mit Hilfe eigenthümlicher Wimperrippen frei im Meere bewegen; die echten Würmer (Platt-, Naden-, Schnur- und Gliederwürmer), die Gliedertiere (Arthropoden) und die Weichthiere (Mollusken). Für alle sind folgende Eigenschaften charakteristisch:

Die Entwicklung verläuft in einer bemerkenswerthen Weise. Aus dem befruchteten Ei entwickelt sich, wie bekannt, das junge Thier durch fortgesetzte Theilung und durch gesetzmäßige Anordnung der Theilungsstücke. Das Ei furcht sich, wie man sagt; die Theilungsstücke (Furchungsfugeln) ordnen sich zunächst zur Wand einer Blase an (Blastula), deren innerer Hohlraum meist ein sehr kleiner ist oder ganz fehlt; darauf wird ein Theil der Wand nach innen eingestülpt, wodurch ein zweischichtiger Keim (Gastrula) entsteht. Das Bemerkenswerthe der Furchung in der ersten Abtheilung der Gewebethiere liegt nun in der Ungleichwerthigkeit bereits der ersten Furchungsfugeln. Trennt man — wie es bei verschiedenen Formen experimentell ausgeführt wurde — die ersten zwei Furchungsfugeln,

in welche das Ei zunächst sich theilt, und läßt jede sich isolirt weiter entwickeln (was unter günstigen Bedingungen wenigstens bis zu gewissen Alterstadien leicht erreicht werden kann), so entsteht ein halbes Thier. Das beweist die verschiedene Veranlagung der Furchungskugeln; es kann nicht jede Furchungskugel Alles liefern; aber auch aus anderen Beobachtungen wird dieselbe ersichtlich. Man hat bei manchen Würmern genau das Schicksal jeder Furchungskugel verfolgt und gefunden, daß von den Zellen der Blastula die einen das Hautblatt, die anderen die Mittelschicht, dritte das Darmblatt liefern; ja es ließ sich sogar die Herkunft mancher Organe des fertigen Thieres aus bestimmten Furchungskugeln ermitteln. Für die Schwämme liegen allerdings solche Beobachtungen nicht vor; wir wissen nur, daß hier gewisse Zellen der Blastula zum Darmblatte werden. Indessen ist bei der niederen Differenzirung der Schwämme mehr auch nicht vorauszusetzen; die Zugehörigkeit derselben zu der ersten Abtheilung ergibt sich aus anderen Thatfachen.

Wie schon bemerkt, gelangen die Furchungskugeln, die zum Darmblatte werden, ins Innere der Blastula, welchen Vorgang man Gastrulation nennt. Alle gastrulirten Zellen liefern nur den Darm und nichts Anderes weiter; ja selbst an der Bildung des Darmes betheiligte sich noch das Außenblatt der Gastrula, indem es später den Vorder- und den Enddarm liefert; das Innenblatt der Gastrula wird also nur zum Mitteldarm (bei vielen Insekten wird sogar auch dieser vom Außenblatte geliefert, da das Darmblatt ganz zu Grunde geht). Aus diesem Grunde ist das innere Blatt der Gastrula in der 1. Abtheilung nicht dem der 2. Abtheilung (siehe unten) vergleichbar, da dieses noch weit mehr als den Darm liefert; es wurde deshalb hier auch direkt als Darmblatt bezeichnet.

Das Außenblatt der Gastrula wird nicht allein zum Hautblatt des fertigen Thieres, sondern von ihm leitet sich auch die Mittelschicht ab (siehe Schwämme). Bei den Schwämmen geschieht das so, daß Zellen aus der Außenschicht an beliebiger Stelle in die Tiefe sinken und zu einer kompakten Lage zwischen Hautblatt und Darmblatt verfließen. Die Beziehungen der Mittelschicht sind hier zum Hautblatt dauernd sehr innige und bei manchen Formen sind beide überhaupt nicht scharf zu sondern, wie auch vielfach schon an der Blastula (vor Einstülpung des Darmblattes) die Mittelschicht angelegt erscheint. Bei den anderen Formen, sogar auch schon bei

den Rippenquallen, ist die Auswanderung von Zellen der Mittelschichte aus dem Außenblatte der Gastrula eine lokalisirte, und zwar erscheint als Auswanderungsstelle der Umschlagsaum des Außenblattes ins Darmblatt, der Rand des Urmundes, wie wir den Gastrulationspunkt nennen. Von hier aus breiten sich die auswandernden Zellen zwischen Haut- und Darmblatt aus. Bei den Würmern und Weichthieren sind es sogar meist nur 4 oder 2 Zellen, die durch ihre Größe im Außenblatte sich schon zeitig bemerkbar machen, in die Tiefe sinken und durch vielfache Theilung die Mittelschichte liefern; man nennt diese die Polzellen der Mittelschichte. Oft sind die Polzellen bereits an der Blastula nachweisbar, und man kann in diesem Falle nicht von einem Außenblatte an der Gastrula reden, da sich ja Hautblatt und Anlage der Mittelschichte bereits deutlich gesondert zeigen. Aber die Spezialisirung geht an der Gastrula manchmal, wie schon bemerkt, noch weiter. Es lassen sich dann Polzellen des Nervensystems und auch Polzellen der Geschlechtsorgane unterscheiden. Somit kann man mit Fug und Recht sagen, daß die Furchung in der 1. Abtheilung der höheren Thiere eine in hohem Grade spezialisirte ist (siehe das Gegentheil bei der 2. Abtheilung), indem an den jungen Furchungsstadien bereits alle drei Gewebsschichten des ausgebildeten Thieres gesondert angelegt sind.

Wie das Darmblatt nur die Zellwand des Darmes und der Anhangsdrüsen desselben (z. B. Leber der Mollusken) liefert, so das Hautblatt nur die periphere Zelllage des Thieres und ferner das, was zur Außenwelt in direkter Beziehung steht, nämlich die Sinnesorgane und das Nervensystem. Die gesammte Muskulatur des Organismus, das Bindegewebe, die Nierenkanälchen, das Blutgefäßsystem und die Geschlechtsorgane stammen von der Mittelschichte ab (bei den Rippenquallen ist die Ableitung der Geschlechtsorgane noch nicht sicher ermittelt). An der Mittelschichte spielen sich daher auch, entsprechend dieser hohen Veranlagung, die weiteren Differenzirungsvorgänge ab, die für die Unterscheidung der oben genannten Typen der 1. Abtheilung so bedeutungsvoll sind. Man kann ruhig sagen — und es gilt das auch für die 2. Abtheilung —, daß auf der verschiedenen Ausbildung der Mittelschichte das System der Thiere sich aufbaut. Die wesentlichsten Unterscheidungsmerkmale sind nun folgende:

Bei den Schwämmen entbehrt die Mittelschichte jeglicher Hohlräume. Sie ist ein massiges Gebilde mit gallertiger oder

feiterer Grundsubstanz, in der die verschiedenen zelligen Elemente (siehe oben) einzeln eingelagert sind. Für die Rippenquallen gilt dasselbe, falls nicht durch die Geschlechtsorgane eine Abweichung gegeben sein dürfte. Denn es erscheint nicht unmöglich, daß die Anlagen der Geschlechtsorgane lokalisierte sind, die sich vom übrigen Gewebe der Mittelschichte sondern. Bei den Schwämmen entstehen die einzelnen Geschlechtszellen völlig getrennt und vertheilen sich beliebig in der Mittelschichte. An die Rippenquallen schlossen sich dann die niederen Würmer (Plattwürmer), bei denen die Geschlechtsorgane sich als Bläschen anlegen, deren gesonderte Hohlräume wir als Geschlechtshöhle insgesamt bezeichnen. Die Geschlechtshöhle finden wir auch bei den höheren Würmern, den Gliederfüßlern und Weichthieren wieder und ihre spezielle Ausbildung ist bezeichnend für die verschiedenen Typen. Neben ihr haben wir aber noch andere Hohlräume in der Mittelschichte zu konstatiren.

Ihr hauptsächliches Gepräge erhält die Mittelschichte durch die Anordnung der Muskulatur. Bei den Schwämmen kann von einer echten Muskulatur noch nicht geredet werden; sie würde ja auch in Hinsicht auf die Unbeweglichkeit und die Unfähigkeit der Formveränderung überflüssig erscheinen. Bei den Rippenquallen, wo die Fortbewegung des Körpers durch äußere Wimperung bewirkt wird, ist die vorhandene hoch differenzierte Muskulatur wenig gesetzmäßig geordnet. Erst bei den Plattwürmern bildet sie einen typischen Hautmuskelschlauch, der vorzüglich aus Längsfasern besteht, die dem Hautblatte dicht angelagert sind und die Lokomotion besorgen; ferner auch Fasern, die den platten Körper vom Rücken zum Bauche quer durchsetzen und den Darm zwischen sich nehmen (Quermuskeln). Diese Muskelanordnung ist für alle Würmer charakteristisch, wenn auch nicht immer gleich deutlich ausgeprägt. Verschieden dagegen ist die Entwicklung des Bindegewebes, welches die Muskeln umspinnt und die Grundsubstanz der Mittelschichte abscheidet. Je lockerer die Muskulatur, desto reicher ist das Bindegewebe entwickelt. Je dichter gefügt die erstere, desto rudimentärer das letztere. Desto größer ist aber auch die Neigung, Lücken im Körper entstehen zu lassen, die wir als Leibeshöhle bezeichnen. Während die Plattwürmer derselben ganz entbehren, sind z. B. die Fadenwürmer (die Spulwürmer gehören hierher) mit einer geräumigen Leibeshöhle ausgestattet. Diese Leibeshöhle findet sich auch bei den Gliederwürmern wieder, zu welchen der Regenwurm gehört. Ihre Entstehung ist überall dieselbe: am jungen Thier treten bei

Entwicklung der Muskulatur aus der einheitlichen Mittelschichte Spalträume auf, die sich, dem oben gegebenen Schema der Muskulatur entsprechend, zwischen Darm und Hautmuskelschlauch ausdehnen und durch die Quermuskeln jederseits vom Darm in zwei Hälften (eine Darm- und eine Nierenhöhle) abgetheilt werden. Selbständige Geschlechtshöhlen kommen neben dieser großen Leibeshöhle nicht bei allen Gliederwürmern zur Entwicklung. Während wir sie bei den Land- und Süßwasserformen vorfinden, fehlen sie den Seeformen, und es reifen hier die von der soliden Geschlechtsanlage sich ablösenden Geschlechtszellen direkt in der Leibeshöhle.

Ueber die Auffassung der Leibeshöhle bei den verschiedenen Würmern wird viel gestritten. Man bezeichnet allgemein die der niederen Würmer (Fadenwürmer) als primäre Höhle, die vom inneren Hohlraum der Blastula — in welchen der Darm eingestülpt wird — sich ableitet. Diese primäre Höhle soll sich bei den höheren Würmern (Gliederwürmern) nur als Blutgefäßsystem erhalten, das den niederen Würmern ganz fehlt. Die Leibeshöhle der Gliederwürmer aber wird als sekundäre bezeichnet und soll, unabhängig von der primären, durch Auftreten von Lücken in der Mittelschichte, die von einem besonderen Blatte (Mittelblatte) begrenzt werden, entstehen. In Wahrheit ist dieser Unterschied ein durchaus künstlicher; denn das wesentliche Moment in der Entwicklung der Mittelschichte ist die Ausbildung der Muskulatur und die verschieden deutliche Umgrenzung der auftretenden Hohlräume eine ganz nebensächliche Zuthat, die die Werthigkeit derselben nicht bestimmen kann. Die Ausbildung gesonderter Blutgefäße kann gleichfalls die Deutung der Leibeshöhle nicht beeinflussen; denn bei den Blutegehn, die zu den Gliederwürmern gehören, hängen Blutgefäße und sogenannte sekundäre Leibeshöhle auf das Innigste miteinander zusammen.

Ein weiterer Grund, zwei Arten von Leibeshöhlen zu unterscheiden, lag in dem verschiedenen Verhalten der Nieren bei den niederen und höheren Würmern. Bei ersteren bilden die Nieren mehr oder minder verzweigte Kanäle in der Mittelschichte, die blind endigen; bei letzteren sind sie dagegen einfach kanalartige, regelmäßig geordnete Durchbrechungen der Leibeshöhle, die die Leibeshöhle mit der Außenwelt verbinden. Indessen ist dieser Zusammenhang von Nierenkanälen und Leibeshöhle nur eine Eigenschaft der Gliederwürmer, wo ja auch die Geschlechtshöhle mit der Leibeshöhle vereinigt erscheint. Bei den Gliederfüßern (Insekten, Spinnen, Krebse u. a.) ist die Geschlechtshöhle wieder von der Leibeshöhle

gesondert, und auch die Nierenkanäle münden nicht in letztere, vielmehr in besondere blasenförmige Hohlräume, die wir als Nierenhöhle bezeichnen können (z. B. grüne Drüse des Flußkrebse). Wir sind, der Art der Entstehung nach, durchaus berechtigt anzunehmen, daß bei den Gliederwürmern die vorhandene, sogenannte sekundäre Leibeshöhle eine Vereinigung von Geschlechtshöhle, Nierenhöhle und der schon bei den niederen Würmern vorhandenen sogenannten primären Leibeshöhle vorstellt. Diese Vereinigung wurde jedenfalls ermöglicht durch die äußerst regelmäßige Art der Anordnung der Körpermuskulatur, die bei den Gliederfüßern wieder verschwunden ist, entsprechend der Zuordnung eines großen Theiles der Muskelfasern des Hautmuskelschlauches zu den Gliedmaßen. Die Gliederfüßer besitzen außer einzelnen Längs- und Quermuskelfasern nur Muskeln, die die Extremitäten bewegen.

Bei den Weichthieren (Muscheln, Schnecken, Tintenfischen, fehlt die Leibeshöhle vollständig, entsprechend einer reichen Entwicklung der Muskulatur und des Bindegewebes, in welche der lange gewundene Darm mit seiner voluminösen Leber eingebettet ist. Die Ausbildung einer ventralen Kriechfläche (Fuß) bedingt eine besonders starke Entwicklung der Muskulatur, die ihre für die Würmer charakteristische Anordnung ganz verloren hat. Geschlechtshöhle und Nierenhöhle sind vorhanden und stehen, wie bei den Gliederwürmern, in direktem Zusammenhange.

Außer dieser Gliederung der Mittelschichte, wie sie ein Querschnitt lehrt, ist die Mittelschichte bei den Gliedertieren auch in der Längsachse des Thieres gegliedert (was eben zur Bezeichnung Gliedertiere für die höheren Würmer, Insekten, Spinnen, Tausendfüßer und Krebse Anlaß gegeben hat). Die Leibeshöhle ist nicht eine einheitliche im ganzen Thier, wie bei den Fadenwürmern z. B., sondern zerfällt in eine Längsreihe von sogenannten Segmenten. Wohl zu beachten ist hierbei aber, daß nicht die Muskulatur in segmentale Abschnitte zerfällt, sondern nur der Hohlraum, den sie umschließt, und wiederum die Organe, welche in letzterem eingelagert sind, z. B. die Nierenkanäle und Blutgefäße. Die Muskulatur paßt sich der segmentalen Gliederung erst an, wenn Extremitäten (zur Fortbewegung dienende Körperanhänge) auftreten. Dann löst sie sich zum großen Theil in Bündel auf, die zu den Extremitäten in Beziehung stehen und dementsprechend segmental geordnet sind (Gliederfüßer). — Wir werden später noch ein paar Worte über die Bedeutung der Segmentirung zu sagen haben.

Die 2. Abtheilung der Gewebethiere unterscheidet sich fundamental im Bauplane von der ersten. Wir rechnen hierher die Polypen, die Stachelthiere (Seeesterne, Seeigel u. A.), die Eichelwürmer (*Balanoglossus*) und einige diesen nahe verwandte Formen, auf die hier nicht eingegangen werden kann; ferner die Moosthiere (*Brachyzoen*), die Armfüßer (*Brachiopoden*), die Pfeilwürmer (*Sagitta*), und vor Allem den großen Kreis der Chordathiere, zu denen die Mantelthiere (*Tunikaten*), der Lanzettfisch (*Amphioxus*) und die Wirbelthiere (*Vertebraten*) gehören. Bei der Betrachtung der sie charakterisirenden Eigenschaften beginnen wir wieder mit der Entwicklungsgeschichte.

Aus dem Ei geht durch die Furchung eine kugelige Blastula mit geräumiger Höhlung und verhältnißmäßig dünner Wand hervor. Die ersten Furchungskugeln sind einander völlig gleichwerthig, indem — im Gegensatz zur Furchung in der 1. Abtheilung — jede der ersten 2 oder 4, ja sogar oft 8 Kugeln bei Isolirung ein ganzes, nur kleineres Thier, aus sich hervorgehen läßt. Halbbildungen kommen gelegentlich auch vor, sind aber durch ungünstige Bedingungen veranlaßt; das Wesentliche für uns ist die Fähigkeit der ersten Furchungszellen, zu einem Ganzthier sich entwickeln zu können, die den Thieren der 1. Abtheilung völlig abgeht. Auch an der Blastula sind oft die Zellen ganz gleichwerthig. So giebt es bei den Polypen viele Fälle, wo jede Blastulazelle durch Theilung und Verlagerung des einen Theilstückes in die Tiefe sowohl an der Bildung von Außenblatt wie Innenblatt theilzunehmen vermag, während wir ja in der 1. Abtheilung eine weitgehende Spezialisirung oft jeder einzelnen Blastulazelle fanden. Wenn, wie es meist der Fall ist, die Bildung des Innenblattes durch Einstülpung des einen Poles der Blastula vor sich geht, so sind doch nicht immer die zum Innenblatte werdenden Zellen von den übrigen verschieden; man hat bei Stachelhäutern beide Blastulahälften getrennt und aus beiden Ganzlarven gezüchtet. Der Gegensatz von Außen- und Innenblatt ist daher nur ein wenig scharfer und wird zumeist durch die Einlagerung von Dotter in die Zellen des Innenblattes bedingt.

Die weitere Differenzirung ist gleichfalls ganz von der in der 1. Abtheilung abweichend. Bei den Polypen repräsentirt die Gastrula schon im Wesentlichen das fertige Thier. Außenblatt und Innenblatt entwickeln Muskulatur, Nervensystem und die Stützlammelle, in welche bei den Korallen und Scheibenquallen Zellen einwandern. Im Umkreis des Mundes entstehen die Tentakel, die

von Außen- und Innenblatt gebildet sind; das Innenblatt umschließt einen Hohlraum, den wir als Urdarm bezeichnen. Eine Mittelschicht im Sinne der bei der 1. Abtheilung allgemein zu beobachtenden fehlt vollständig; denn die in die Stüßlamelle einwandernden Zellen sind nicht muskelbildend und liefern auch nicht die Geschlechtsprodukte; auch leiten sie sich von beiden Blättern ab. Indessen erscheint bei den Korallen die Bildung einer Mittelschicht auf ganz anderem Wege angebahnt.

Das Innenblatt, die Wand des Urdarms, ist bei den Korallen nicht bloß dicht am Urmunde in die Tentafel schlauchartig vorgezogen, es stülpt sich auch seitwärts zu Taschen vor, die gleichfalls in offener Verbindung mit dem zentralen Hohlraume bleiben. Wir haben demnach bei den Korallen einwärts vom Außenblatte einen Kranz von schmalen, lang ausgezogenen Taschen, die den zentralen Raum, in den der Mund führt, umgürten. Diese Taschenbildung bedeutet nicht allein eine Vergrößerung der Urdarmhöhle, so wenig als die Bildung der Tentafel es allein bedeutet; vielmehr dient sie in erster Linie zur Lokalisation gewisser Funktionen im Körper. Tentafel- und Taschenbildung sind Mittel für ausgiebige Formveränderung, die in Hinsicht auf den Beuteerwerb und Vertheidigung so wichtig ist. Durch ungemeine Verlängerung der Tentafel beherrscht der Polyp einen weiten Umkreis; durch große Kontraktionsfähigkeit des Körpers derselben vermag er sich seine Beute zu sichern. Durch große Kontraktionsfähigkeit des Körpers schließlich vermag er diesen so auf ein Minimum an Umfang zu reduzieren, daß er hierdurch gegen Angriffe wesentlich an Sicherheit gewinnt. Dem entsprechend sind sowohl die Tentafel, wie auch der Körper selbst reich mit Muskeln ausgestattet; und zwar sind es am Körper gerade die seitlichen Wandungen der Urdarmtaschen, die die Bildung der wichtigsten Muskeln übernehmen. Wir begegnen hier einer interessanten Funktionsübertragung. Bei Ausbildung der Urdarmtaschen übernehmen diese die Bildung der Längsmuskulatur, die bei den niederen Polypen, z. B. bei der bekannten *Hydra* des süßen Wassers, vom Außenblatt geliefert wurde. Machen wir uns nun einen Schritt weiter zur nächst höheren Thiergruppe der 2. Abtheilung, den *Stromatoporen* häutern, so treffen wir auch an den *Stromatoporen* Urdarmtaschen frei von Muskulatur und diese vom Außenblatte geliefert; aber finden wir die Urdarmtaschen um den zentralen Hohlraum herum, so daß dieser eine Leibeshöhle darstellt.

Die Bildung der Leibeshöhle ist also in der 2. Abtheilung der Gewebethiere eine durchaus andere als in der 1. Abtheilung.

Die Leibeshöhle gliedert sich von der Urdarmhöhle ab und demnach stammen die Wandungen derselben vom Innenblatte. Die Mittelschichte ist niemals ein durchaus dichtes Gewebe, vielmehr umschließt sie immer eine geräumige Leibeshöhle, deren Wandung die Muskulatur liefert. Erst jetzt ist ein echter Darm vorhanden, der mit dem der Würmer z. B. verglichen werden kann; denn der innere Hohlraum der Polypen ist Darm und Leibeshöhle zugleich und wurde deshalb auch Urdarm genannt. Erst jetzt ist auch ein echtes Hautblatt vorhanden, denn das Außenblatt der Stachelhäuter und anderen höheren Gruppen der 2. Abtheilung entbehrt der Muskelfasern und ist nur noch — wie z. B. bei den Würmern — Bildner des Nervensystems und der Sinnesorgane. Somit ist der in vielen Stücken ähnliche gewebliche Bau z. B. eines Gliederwurms und eines Eichelwurms auf ganz verschiedene Weise entstanden und die bis jetzt übliche Zurechnung der Eichelwürmer zu den echten Würmern eine durchaus unberechtigte.

Die Mittelschichte übernimmt nicht nur die Bildung der Muskulatur, sondern auch die der Geschlechtszellen vom Außen- und Innenblatte der Polypen. Die Leibeshöhle ist in der 2. Abtheilung immer zugleich Geschlechtshöhle, da ihre Wandung die Genitalzellen liefert; zugleich ist sie aber auch Nierenhöhle, da die Leibeshöhle stets durch mindestens eine Pforte mit der Außenwelt in Verbindung tritt. Es versteht sich von selbst, daß die Leibeshöhle in Hinsicht auf ihre Wandung nicht vergleichbar mit der der Würmer und Gliederfüßer ist. Der Hohlraum selbst ist zweifellos derselbe, da er innerhalb des Hautblattes gelegen ist. Loch ist Loch in der ganzen Welt, sagte der leider zu früh verstorbene Forscher Kleiner, in Anlehnung an ein etwas obscönes Sprichwort. Haben wir also ja doch schon oben die gleiche Ansicht in Hinsicht auf den so auffälligen Unterschied einer primären und sekundären Leibeshöhle, den Würmern vertreten. Auch bei den Formen der 2. Abtheilung könnte man einen solchen Gegensatz konstruiren, wenn man wollte; denn es giebt Beispiele, wo sich nicht Theile des Innenblattes zur Bildung der Leibeshöhle abfallen. Vielmehr wandern diese Zellen aus dem Innenblatte in den Zwischenraum zwischen dem Innen- und dem Außenblatte ein, und innerhalb dieser Zellen erst später weite Lücken auf, die im Uebrigen morpho-

logisch und funktionell eine echte Leibeshöhle darstellen. Das Wesentliche in der Entstehung der Leibeshöhle bei der 2. Abtheilung ist nur, daß das Wandungsmaterial vom Innenblatte stammt; daß es erst verhältnißmäßig spät zur Sonderung gelangt, während es bei den Vertretern der 1. Abtheilung meist bereits in einer oder mehreren der ersten Furchungsfugeln angelegt ist.

Wie bei den Thieren der 1. Abtheilung wird die Organisation auch in der 2. Abtheilung durch die spezielle Entwicklung der Mittelschichte bestimmt. Man kann im Wesentlichen 3 große Gruppen entsprechend dieser Entwicklung — die schon besprochene Gruppe der Polypen als vierte, niederste gerechnet — unterscheiden. Die eine Gruppe ist die der Stachelhäuter, wohin die Seeilien, Schlangensterne, Seeesterne, Seeigel und Seewalzen gehören. Nur ein Theil des als Mittelschichte aufzufassenden Zellmaterials findet zur Wandbildung der Leibeshöhle Verwendung; ein anderer, der schon zeitig aus dem Innenblatte auswandert, liefert ein dichtes Bindegewebe, in welchem das kräftige Kalkskelett der harten Stachelhäuter zur Entwicklung kommt. Die Leibeshöhle selbst gliedert sich in 3 Abschnitte, von denen der eine — größte — den Darm umgiebt, der andere das Hohlraumssystem der vielen kleinen Tentakel und Füßchen bildet, die so charakteristisch für die Stachelhäuter sind und die Fortbewegung derselben vermitteln; während der dritte, nur sehr gering entfaltete, nach außen ausmündet und zugleich mit dem zweiten in Verbindung tritt. Indem durch diese Ausmündung (Wasserporus) und genannte Verbindung (Steinkanal) Wasser in den zweiten Leibeshöhlenabschnitt (Wassergefäßsystem) gelangt, werden die Anhänge desselben geschwellt und gedehnt; mittelst Saugscheiben heften sie an der Unterlage fest, und wenn nun eine Kontraktion eintritt, vermögen diese so zarten Füßchen den plumpen schwerfälligen Körper nach sich zu ziehen und vermitteln dergestalt eine zwar langsame, aber nicht ungeschickte Fortbewegung.

In der zweiten großen Gruppe, zu der die Eichelwürmer, Moosthiere, Armsfüßer und Pfeilwürmer gehören, ist kein skelettbildendes Bindegewebe vorhanden und alles Material der Mittelschichte zur Ausbildung dreier geräumiger Leibeshöhlenabschnitte, die der Entstehung nach mit denen der Stachelhäuter verglichen werden können, verwendet. Schon äußerlich zeigt sich eine entsprechende Gliederung des Körpers oft angedeutet; man unterscheidet einen vordersten, verschieden geformten Abschnitt, der

bei den Pfeilwürmern indessen ganz reduziert ist; einen mittleren, der meist kräftig entwickelte Tentakel trägt, und den dritten größten oder eigentlichen Kumpfabschnitt, der den Darm umschließt. Ausführende Pforten, die wir als kurze Nierenkanäle auffassen dürfen, können allen drei Abschnitten zukommen. Im Einzelnen zeigen die Vertreter dieser Gruppe mannigfache bedeutende Unterschiede, die hier nicht berücksichtigt werden können.

Am komplizirtesten gebaut ist die dritte Gruppe, die der sogenannten Chordathiere, wohin die Mantelthiere, der berühmte Lanzettfisch (*Amphioxus*) und die Wirbelthiere gehören. Die Anwesenheit der Chorda, der Rückenleiste oder des axialen Skeletstabes, wie man sie bezeichnet, ist vor allem deshalb von so großer Bedeutung, weil sie eine besondere Gliederung der Mittelschichte ermöglicht, die zur Herausbildung so großer und bewegungsfähiger Thiere, als es die Wirbelthiere z. B. sind, nothwendig ist. Wir finden folgenden Bauplan ausgeprägt. Vom Urdarm der Gastrula falten sich rechts und links nicht bloß drei — wie bei den anderen zwei Gruppen —, sondern eine große Zahl Leibeshöhlenabschnitte ab, wodurch der Körper, ähnlich wie bei den Gliederwürmern, gegliedert — segmentirt — erscheint. Außer diesen seitlichen Abfaltungen vollzieht sich aber auch eine an der Rückenfläche des Urdarms, und diese liefert einen festen elastischen Stab (Chorda), der sich durch das ganze Thier der Länge nach hindurch erstreckt und als Stützpunkt der Gewebe dient. In seiner unmittelbaren Nähe sammelt sich alle Muskulatur an, die von der Leibeshöhlenwand gebildet wird, und liefert vor Allem den großen langen Rückenmuskel, der z. B. bei den Fischen allein die Fortbewegung besorgt. Die Leibeshöhle selbst erhält sich nur auf der Bauchseite und umschließt hier den Darm mit seinen Anhangsdrüsen (Leber, Pankreas). Die Abfaltungen vom Urdarm liefern außer dem Rückenmuskel und der Leibeshöhlenwand noch das Bindegewebe, in welchem das Skelet der Wirbelthiere, vor allem die Wirbelsäule und die Schädelkapsel, zur Ausbildung gelangen.

Die Mantelthiere unterscheiden sich vom Lanzettfisch und den Wirbelthieren bedeutend. Nur in ihrer Jugend zeigen sie die geschilderten Charaktere, später werden sowohl die Chorda wie der Rückenmuskel rückgebildet und der Körper umgiebt sich mit einem dicken cellulosehaltigen Mantel, der jede Fortbewegung unmöglich macht. — Näher steht der Lanzettfisch den Wirbelthieren, unterscheidet sich aber vor allem durch den Mangel knorpeliger und

knöcherner Skelettbildungen im Umkreis der Chorda, die deshalb das einzige Stützorgan des Körpers bildet, während sie bei den Wirbelthieren mehr oder weniger durch die Wirbelsäule ersetzt wird.

* * *

Wir haben so in kurzen Zügen die wesentlichsten Eigenthümlichkeiten der inneren Organisation der Thiere hervorgehoben. Nur auf Grund einer genauen Kenntniß des geweblichen Aufbaues läßt sich ein wirklich natürliches System entwerfen; zur genauen Kenntniß können wir aber nicht allein durch Untersuchung der ausgebildeten Thiere gelangen, vielmehr bedarf es auch des Studiums der Entwicklung. Denn die Zugehörigkeit zu der einen oder andern Abtheilung der Gewebethiere macht sich sofort bei der Furchung des Eies bemerkbar; ja man wird vielleicht auch lernen, am Ei selbst unterscheidende Merkmale nachzuweisen. Wir haben also gefunden, daß die Schwämme, Rippenquallen, echten Würmer, Gliederfüßer und Weichthiere zu einander in näherer verwandtschaftlicher Beziehung stehen, als zu den Polypen, Stachelhäutern, Scheinwürmern (wie wir kurz die Gruppen der Cichelwürmer, Pfeilwürmer, Moosthiere und Armfüßer zusammenfassen wollen) und Chordathieren, die wieder unter einander innigste Verknüpfung zeigen. Zur Erkenntniß dieser Zusammengehörigkeit verhalf uns in erster Linie die Untersuchung der Mittelschichte. Hier ist der Sitz fortschreitender Komplikation, denn Haut- und Darmblatt verharren im Großen und Ganzen, sobald sie einmal in typischer reiner Form vorliegen, auf der gleichen Entwicklungsstufe oder wenigstens sind ihre Differenzirungen nur nebensächlicher Natur. Dies wird uns besonders klar werden, wenn wir nun kurz die hauptsächlichsten Charaktere der verschiedenen Gruppen zusammenstellen und derart unsere gedrängte Uebersicht etwas erweitern. Wir wollen den verschiedenen Habitus der einzelnen Gruppen schildern und sehen, was diesen bestimmte.

Die Schwämme sind feststehende, formunveränderliche Thiere, die früher überhaupt nicht für Thiere, eben ihrer Starrheit wegen, gehalten wurden. Hier sind vor Allem zwei Eigenthümlichkeiten bestimmend für die Herausbildung von meist so plumpen, unregelmäßig gestalteten Formen. Die eine liegt im unvollkommenen Bau des Darmes, der nicht ein einheitliches Ganze, sondern vielmehr eine Summe von kleinen Räumen (Weißkammern) bildet,

die durch ein Kanalsystem von besondrer unabhängiger Entstehung verbunden werden. Hierdurch war die Möglichkeit krustenartiger, baumartiger und anderer bizarrer Formen gegeben, die bei einheitlicher Darmanlage nirgends beobachtet werden. Um trotz der unregelmäßigen Umrisse innere Festigkeit zu gewinnen, mußte wiederum die Mittelschichte reich entwickelt und durch angepaßt vertheilte Skelettelemente (Nadeln, Gerüste, Fasern) widerstandsfähig gegen den Einfluß bewegten Wassers geworden sein. Denn so plumpe und muskellose Thiere, als die Schwämme es sind, können einer kräftigen Brandung, in der viele Arten gefunden werden, nur durch soliden Bau, nicht aber durch Nachgiebigkeit — wie etwa die Polypen — widerstehen.

Nicht durch Muskelthätigkeit erfolgt die Fortbewegung der ganz im Gegensatz zu den Schwämmen so zarten Rippenquallen, die wegen ihrer Zartheit und Zerfließlichkeit zu den am schwersten feinerwirbaren Thieren gehören. Sie schwimmen durch das Schlagen von regelmäßig geordneten Wimperreihen und es erhalten so die Rippenquallen einen embryonalen Charakter, da fast allgemein die Larven der Thiere sich durch Wimperung fortbewegen. Die Muskulatur zeigt daher, trotzdem sie reichlich vorhanden ist, ein lockeres Gefüge und dient hauptsächlich zur Bewältigung der großen Beutestücke, die in dem weiten Schlunde verdaut werden. Mit der eigenartigen Fortbewegung hängt auch ein großes Maß von Formlosigkeit zusammen, das zu oft überaus eigenthümlichen Gestalten führt — man denke nur an den oft meterlangen Venusgürtel und an die großen Anhänge der Lappenquallen, die, wenn man sie in die Hand nimmt, zerfließen. — Somit zeigen sich gewisse Verwandtschaftsbeziehungen der Rippenquallen zu den Schwämmen in dem wenig straffen, wenig zusammengehaltenen Bau; wenn auch bei Berücksichtigung allein des so verschiedenen Zeitigkeitszustandes, der Fortbewegung und der Ausbildung eines hochdifferenzirten Sinneskörpers an einem Pole eine engerer Zusammengehörigkeit nicht begründet erscheint. Aber auch die Vielgliedrigkeit des Darmes, der aus zahlreichen radiär geordneten Abschnitten, die nur an einem Punkte in Zusammenhang treten besteht, erinnert noch entfernt an die so primitiven Verhältnisse der Schwämme.

Primitiv müssen wir zweifelsohne den Bau des Schwannendarms bezeichnen, wie sich ja auch aus der Beschaffenheit der Zellen des Darmblattes ergibt. Die verstreute Anordnung der Darm-

abschnitte ist als letzter Rest eines Kolonialstadiums, das wir als Uebergang von den Urthieren zu den Gewebethieren voraussetzen müssen, anzusehen. Je höher die Differenzirung in der Thierreihe, desto inniger verbunden, desto einheitlicher sind die Theile eines Ganzen. Das tritt uns, wenn wir nun zu den Würmern übergehen, deutlich vor Augen. Der Darm zeigt zunächst noch eine Neigung zu reicher Gliederung (Plattwürmer), aber diese ist doch schon viel gedrängter als bei den Rippenquallen, und die Glieder erscheinen immer deutlicher als Anhänge, nicht als etwas relativ Selbstständiges. Bei den höheren Würmern ist der Darm endlich ein einfaches Rohr, und wenn sich, wie bei den Gliederfüßern und Weichthieren, Anhänge an diesem finden, so sind letztere doch sekundär entstanden und zu besonderer Funktion bestimmt, daher den Darmästen eines Plattwurms ganz unvergleichbar.

Nach die Form wird nun eine einheitlichere, gedrängtere. Die Plattwürmer sind noch mannigfaltig gestaltet, meist flach, breit und wenig konsistent. Wo aber die Leibeshöhle sich ausbildet und die Muskulatur sich unter der Haut dichter zusammenfügt, wird der Körper schlank, rund und widerstandsfähig. Vor Allem gewinnt er an Beweglichkeit, besonders auch durch die Entwicklung von Gliedmaßen, wie sie den Gliederwürmern nur in stummelartiger Anlage, den Gliederfüßern aber in so hochausgebildeter Weise zukommen. Die Bewegung aller Gliedertiere ist indessen durch ein gewisses Moment charakterisirt, das sie als eine im Ganzen minderwerthige auffassen läßt. Die Hilfsmittel der Bewegung sind äußerliche; sie bestehen entweder allein aus dem Hautmuskelschlauche oder aber aus peripheren Anhängen, den Gliedmaßen. Nun wird zwar Niemand die kolossale Geschwindigkeit, mit der viele Insekten fliegen, unterschätzen; aber um diese zu erzielen, bedarf es eines verhältnißmäßig bedeutenden Kraftaufwandes, der nothwendig wird wegen der wenig günstigen Zuordnung der Muskulatur zu den zu bewegenden Flächen und Massen. Bei den Wirbelthieren finden wir viel günstigere Bedingungen, wodurch es vor Allem ermöglicht wird, riesig große Körper schnell zu bewegen. Sobald aber ein Wurm, und in gewissem Verhältniß auch ein Krebs oder Insekt beträchtlichere Größe gewinnt — die aber mit der Größe beträchtlicherer Wirbelthiere gar nicht verglichen werden kann —, so wird er schwerfällig und verliert an Lokomotionsvermögen.

Das hat ferner auch seinen Grund in der Ausbildung eines

äußeren Skeletts, wie es die Gliederfüßer charakterisirt. Ein Krebspanzer vergrößert sich im Vergleich zur Zunahme der Muskulatur viel mehr als es für die Wirbelsäule eines Wirbeltieres gilt. Was aber der Körper bei den Gliedertieren an einheitlicher Bewegung nicht leisten kann, das vermag er dagegen um so ausgiebiger an Mannigfaltigkeit der Bewegung seiner Theile. Reichste Gliederung des Körpers und reichste Gliederung der Anhänge vermitteln eine staunenerweckende Fülle verschiedener Bewegungsarten, die auch nicht leicht durch Verlust von Körperteilen und Anhängen geschädigt wird. Ein großes Regenerationsvermögen unterstützt in gleicher Hinsicht. Die einzelnen Theile sind dem zufolge auch viel unabhängiger von einander als es bei den Wirbeltieren der Fall ist. Ein Wurm vermag sich aus einer geringen Zahl von Segmenten völlig neu zu regeneriren; er bildet einen Kopf und weitere Segmente mit allen Anhängen. Auch ein Krebs ist eminent regenerationsfähig, und daß das Gleiche nicht von den Insekten gilt, erklärt sich sehr einfach aus der kurzen Lebensdauer derselben im fertig ausgebildeten Zustande, der nicht zu langem Lebensgenusse, sondern nur zur Erledigung der Fortpflanzungspflichten bestimmt ist.

Von sehr geringer Bewegungsfähigkeit sind die plumpen Weichthiere, die als Vegetarier des Wassers — in dem die weitaus meisten heimisch sind — auch besonders schneller Ortsveränderung nicht bedürfen. Sie belasten sich mit schweren Panzern, die als Muschelschale oder Schnefengehäuse sehr sichere Schutzmittel darstellen, aber beträchtlich die Bewegung hemmen. Bei den Weichthieren zeigt sich die Abhängigkeit der ganzen Organisation von der Ausbildung der Mittelschichte besonders deutlich. Jede Gliederung fehlt darin sowie auch eine Leibeshöhle; und die mäßige Fügung der Muskulatur und des Bindegewebes finden ihren Widerpart in der gedrunghenen kurzen Form.

Für die Gruppen der 2. Abtheilung der Gewebetiere ist im Gegensatz zu denen der 1. zweierlei im Allgemeinen bezeichnend. Nämlich erstens eine stets deutlich ausgeprägte Einheitlichkeit der Organisation und zweitens eine vielfache Neigung zur Kolonienbildung. So ins Breite verfließende Formen wie die Schwämme, deren Individualität unter Umständen gar nicht scharf abgegrenzt werden kann, oder auch wie die Rippenquallen, giebt es in der 2. Abtheilung nicht. Schon die einfachsten Thiere, die Polypen, erscheinen wie aus einem Gusse gefügt; von letzten Spuren einer Urthierverwandtschaft, wie bei den Schwämmen, ist

nichts zu finden; selbst der Urdarm, der doch zugleich Leibeshöhle ist, bildet ein einfaches Rohr bei den niedersten Formen, und bei den höheren sind ihm die ausgestülpten Taschen aufs Engste angegliedert. Für die Stachelhäuter gilt daselbe. Es bedurfte des ganzen Erkennungsvermögens eines doktrinären Forschers, um aus einem Seeesterne eine Kolonie von fünf Wesen zu machen; gerade bei den Stachelhäutern ist wegen des Mangels einer irgendwie deutlichen Segmentirung die Individualität jeder Form viel schärfer ausgeprägt als z. B. bei einem Gliedertiere. Die Scheinwürmer und die Chordathiere repräsentiren sich gleichfalls als typische Individuen; vor Allem die letzteren leisten, wie wir sehen werden, das Höchste an Einheitlichkeit der Organisation, trotz vorhandener Segmentirung. Auf die Begriffe der Segmentirung und Individualität noch etwas näher einzugehen, ist hier vielleicht der richtige Platz.

Wenn wir ein gegliedertes Thier, dessen Glieder sehr gleichartig beschaffen sind, in kleine Stücke zerlegen und finden, daß diese Stücke zu existiren vermögen, so erscheinen dieselben sehr selbstständig, und man ist geneigt, die Gesamtheit der Glieder als eine Kolonie aufzufassen, so wie wir oben die Vorkugel mit ihren gleichartigen Zellen als eine Kolonie bezeichnen mußten. Für die Gliederwürmer liegen die Verhältnisse vielfach derart. Indessen ist bei Beurtheilung eines Thieres, als Individuum oder Stock, auch die Entwicklung heranzuziehen, und diese lehrt uns aufs Unzweideutigste, daß ein Gliederwurm, ein Individuum ist, dessen Gliederung nur Ausdruck besonderer innerer Organisation ist, die wir oben besprochen haben. Denn wir finden am wachsenden Thiere die Bildungsstätte der Mittelschichte genau dort gelegen, wo sie bereits an der Gastrula lag, nämlich am Hinterende; und der gegliederte Wurm erscheint als eine verlängerte Gastrula mit eigenartiger innerer Differenzirung. Betrachten wir dagegen einen echten Thierstock, wie ihn z. B. ein Bandwurm vorstellt, so sehen wir, daß aus der Larve nur der Kopf des Bandwurms hervorgeht, an dessen hinterem Ende aber unausgesetzt neue, anders gestaltete Individuen, die Bandwurmglieder, knospen. Der Kopf ist das Hauptindividuum der Kolonie, die Glieder sind die Geschlechtsthiere. Der Bandwurm ist eins der wenigen Beispiele von Stockbildung unter den Formen der ersten Abtheilung.

Zunehmend muß man zugeben, daß die Bildung der Bandwurmglieder und die neuer Segmente bei den Gliederwürmern gewisse

Ähnlichkeit durch die große Selbstständigkeit letzterer Segmente gewinnt. Stockbildung und Segmentirung nähern sich einander, wenn die Individualität der Thierpersonen, an denen sie sich abspielen, eine wenig bestimmte ist. So kommt bei einzelnen Gliederwürmern neben der Segmentbildung auch Stockbildung vor, die in Hinsicht auf die eminente Regenerationsfähigkeit direkt in einander verschließen. Betreffs der Bandwürmer vertreten viele Forscher mit größtem Nachdruck die individuelle Natur. Ganz unmöglich ist eine Entscheidung bei vielen Schwämmen, ob sie Individuen oder Kolonien darstellen. Viel klarer und unzweideutiger sind nun die Verhältnisse bei den Gruppen der 2. Abtheilung.

Hier finden wir Koloniebildung bei den Polypen, den Moosthieren und den Mantelthieren. Ueber die individuelle Natur der Koloniebildner kann in allen drei Gruppen kein Zweifel sein. Wenigstens nicht in dem Sinne, daß die Kolonie durch Vereinigung von Personen entstand; dagegen kann sekundär die Personennatur sich verwischen, indem die Zugliederung der einzelnen Individuen zu einem kolonialen Ganzen über das Maß einer Stockbildung hinausschreitet und zur Herausbildung einer neuen höheren Individualität hinstrebt. Bei den Moosthieren und Mantelthieren sind die Koloniebildner meist völlig gleichartig gebaut; beträchtliche Unterschiede finden wir aber bei den Polypen. Vor Allem ist es die Gruppe der Schwimmpolypen (Siphonophoren, von Haeckel „Staatsquallen“ genannt), die bei großer Mannigfaltigkeit der an verschiedene Arbeitsleistungen angepaßten Personen, zugleich eine möglichst gedrängte Anordnung derselben zeigt. Ja, es giebt einige Schwimmpolypenarten, wo die vorhandenen Nähr-, Wehr-, Deck-, Schwimm- und Geschlechtspersonen so in zentralisiertem Sinne zusammengefügt sind, daß die Kolonie direkt wie ein Individuum erscheint. Viele Personen sind bereits mit anderen zu einer höheren Art geweblichen Verbandes zusammengetreten; noch ein geringer Schritt weiter, der z. B. zur Bildung eines einheitlichen Darmraumes führen würde, der nicht aus Zellen, sondern aus Polypenpersonen spezifischer Art zusammengesetzt wäre und — wir hätten dann eine Person 3. Stufe vor uns.

Auch die Wirbelthiere hat man schon als Kolonien aufgefaßt, indem man jedes ihrer Segmente als Individuum — wie bei den Würmern — betrachtete. Indessen erweist die Entwicklungsgeschichte auch hier diese Anschauungsweise als eine völlig verfehlte. Ferner ist kaum ein Organismus zu denken, der bei

aller komplizirten Zusammensetzung so deutlich als Einheit sich darstellte, als ein Wirbelthier. Das findet seine hauptsächlichste Ursache in der Ausbildung des axialen Skeletstaves (Chorda) und des großen Rückenmuskels, die als einheitlicher Stütz- und Bewegungsapparat zu betrachten sind. Die Bewegung der Fische ist eine äußerst einfache. Eine leichte Krümmung des Rückenmuskels schiebt den ganzen Körper in bewundernswerther Weise vorwärts. Das ist nur denkbar durch Anlehnung der Muskelmassen an eine feste Axt; nur so wird die ausgiebigste Bewegungsleistung bei geringstem Kraftaufwande ermöglicht. Auch bei der Bewegung der mit Extremitäten versehenen höheren Wirbelthiere spielt der Rückenmuskel eine bedeutende Rolle, und wir haben ja selbst landbewohnende höhere Formen, deren Lokomotion allein durch den genannten Muskel bewirkt wird (Schlangen). Für die Einheitlichkeit der Organisation kommt ferner auch die Ausbildung eines ungegliederten Nervenrohrs (Rückenmark und Hirn) mit einheitlichem Empfindungs- und Bewegungszentrum in Betracht; während bei den Würmern und Gliederfüßern nur ziemlich lose verknüpfte Nervenknoten vorliegen — so daß z. B. die Entfernung des Kopfes selbst bei einem Insekt erst nach längerer Zeit zum Tode führt.

Von charakteristischen Zügen der Vertreter der 2. Abtheilung sei hier, um den Ueberblick zu vervollständigen, noch Folgendes hervorgehoben: Die Kolonien der niederen Polypenformen entwickeln Geschlechtsthiere — die Medusen —, welche, wie Schirme gestaltet, durch Kontraktionen der Schirmfläche weit bewegungsfähiger sind als z. B. die Rippenquallen. Sie sind zugleich, trotz reicher Gallertentwicklung, weit konsistenter als diese, da die Gallerte durch eingebettete elastische Fäden gefestigt wird. Die Bewegung geschieht durch Kontraktion sehr leistungsfähiger (quergestreifter) Muskeln, die dem Außenblatte angehören. — Ihr charakteristisches Gepräge erhalten die Polypen durch die Ausbildung der Tentakel, die wir, wie oben gezeigt wurde, als erste Anläufe einer Leibeshöhlenbildung anzusehen haben. Sie sind radiär um den Mund gestellt und geben so dem ganzen Thiere ein regelmäßiges blumenartiges Aussehen; man nennt daher auch eine Gruppe der Polypen die „Seeanemonen“ oder direkt „Blumenthiere“. Der Vergleich mit Blumen ist besonders eindringlich bei den Korallenstöcken, und jedem wird der Eindruck unvergeßlich bleiben, der im Aquarium zu Neapel in dem

einen Becken das leuchtende Beet orangefarbener Sternkorallen sah, wo eine prächtige Blüthe neben die andere sich fügt. An Thiere wird man erst gemahnt, wenn plötzlich eine solche Blüthe ihre Blumenblätter — die Tentakel — einzieht, um die an ihnen gefangene Beute zum Munde zu führen.

Für die Stachelhäuter ist charakteristisch die Ausbildung der Tentakelfüßchen, des festen Kalkskelets und der Kalkstacheln. Alle drei Gebilde sind aber durch Differenzirung der Mittelschichte entstanden; der Panzer ist daher nicht dem der Weichthiere oder der Gliederfüßer vergleichbar, denn er liegt unter der Haut, nicht dieser auf. Die Stachelhäuter sind zweifelsohne die abenteuerlichsten Figuren unter den Thieren, deren absonderliche Bewegungsweise (oben geschildert) das größte Staunen veranlaßt. Man hält es Anfangs nicht für möglich, daß ein runder starrer und stacheliger Seeigel an Felsen und Algen umherzuklettern vermag; um so überraschender ist der Anblick, als man bei flüchtiger Betrachtung die zarten durchsichtigen Füßchen gar nicht sieht, es vielmehr den Anschein hat, als wandle er allein auf seinen oft recht langen, beweglich angegliederten spitzen Stelzen.

Auch den Moosthieren und Armfüßern giebt die Anwesenheit der Tentakel ihr charakteristisches Gepräge und man nennt sie deshalb auch direkt Tentakulaten. Während die Moosthiere so klein wie die meisten Polypen sind, baum- oder membranartige Kolonien bilden und in ungetheilten Gehäusen sich verbergen, sind die Armfüßer weit größer, leben isolirt und besitzen zwei äußere Schalen, die ihnen eine gewisse Aehnlichkeit mit den Muscheln geben. — Die kleinen Pfeilwürmer erinnern durch ihre eminente Bewegungsfähigkeit — sie schießen wie Pfeile ins Wasser — an winzige Fischehen, mit denen sie im Uebrigen nichts zu thun haben. — Am interessantesten unter den Scheinwürmern sind die Eichelwürmer. Diese müssen als die Vorfahren der Chordathiere, also auch der Wirbelthiere, aufgefaßt werden. Unter den zahlreichen Anhaltspunkten, die dafür sprechen, sei hier nur einer erwähnt, nämlich die Ausbildung von Kiemenpalten, d. h. von Verbindungen des Darmes mit der Außenwelt, die für die Athmung von Bedeutung sind. Die Anlage der Kiemenpalten belehrt uns aufs Neue über die bedeutame Differenzirungsfähigkeit des Innenblattes; denn neben den Leibeshöhlentaschen und der Chorda (bei den Chordathieren) wird jede Kiemenpalte angelegt als eine Ausstülpung der Darmwand, die später nach außen durchbricht. Die

Niementaspalte erscheint zuerst als Niementasche, die völlig den übrigen Abfaltungen des Urdarmes entspricht. Erst der Darm der Wirbelthiere ist daher eigentlich dem Darm der Würmer zu vergleichen, da ja im Darm der Stachelhäuter die Fähigkeit der Bildung einer Chorda und von Niementaschen gewissermaßen latent verborgen liegt; da aber bei allen Vertretern der 2. Abtheilung das Innenblatt auch Vorder- und Enddarm liefert, so ist in Wahrheit ein genauer Vergleich überhaupt gar nicht möglich.

Ueber die Chordathiere wurde schon im Laufe des Artikels so mancherlei ausgesagt, daß wir hier nichts weiter zuzufügen brauchen. Die Wirbelthiere geben sich als die höchstorganisirten Thiere, weil sie bei komplizirtestem Baue doch im weitesten Sinne einheitlich organisirt sind. Wie ausgeführt, gilt dasselbe nicht für die Gliederfüßer, die wir als die höchsten Differenzirungsprodukte der 1. Abtheilung der Gewebethiere betrachten müssen. Es ist interessant, daß wir die best ausgeprägte Individualität, wie z. B. ein Mensch sie repräsentirt, aus einem Meime mit vielen gleichartig veranlagten Zellen hervorgehen sehen; während andererseits die Keimesanlage einer Ameise, deren Lebensfunktionen nicht so scharf von einem Centrum aus geregelt werden, in jedem einzelnen Elemente besondere Bildungsmöglichkeiten zeigt, also höher veranlagt, weil reicher differenzirt, erscheint. Wenigstens dürfen wir diese Annahme hinsichtlich der Meime des Menschen und der Ameise, in Rücksicht auf Befunde an verwandten Formen, machen, wenngleich noch niemand, der technischen Schwierigkeiten wegen, darüber experimentelle Untersuchungen anstellte. Aber sehen wir genauer zu, so kann uns die geschilderte Thatsache nicht wundern. Denn unstreitig ist eine engere Zusammengliederung aller Theile möglich, wenn die Differenzirung ganz von innen heraus erfolgt. Das ist aber der Fall in der 2. Abtheilung der Gewebethiere, da vom zentral gelegenen Urdarme alle Organe der Mittelschichte sich ablösen; in der 1. Abtheilung geschieht entgegengesetzt aber die Differenzirung von außen gegen innen zu, denn die im Außenblatte der Larve lokalisirten Organanlagen sinken in die Tiefe und die Neigung zu mehrfacher Wiederholung einer Anlage ist größer als bei dem Herauswachsen gegen außen zu. Die Einheitlichkeit eines Ganzen ist um so größer, aus je einheitlicherer Quelle die Theile entstehen und je mehr sie sich innerlich im Organismus zusammendrängen. Ein Fisch mit seinem zusammengehaltenen einfachen Körper ist, zur Erläuterung dieses Satzes, die

drahtliche Gegenüberstellung zu einem Krebs, der in seine Glieder förmlich auseinandergeflossen erscheint.

Die in diesem Artikel angestellten Betrachtungen lehren aber noch etwas Anderes als allein die Verwandtschaftsbeziehungen der Thiere. Die Existenz der vorhandenen Thierformen kann unmöglich das Resultat von Anpassungsvorgängen, die Folge äußerer Einflüsse auf gegebene einfache Organisationen sein. Alle Formgestaltung ist vielmehr das Resultat innerer Veranlagung. Wer unbefangenen Blickes die Fülle der Thiergestalten überschaut, findet mehr Formen, die wider alle Erwartung in die Welt gesetzt erscheinen, als solche, die den vorhandenen Bedingungen adäquat sind. Ein Fisch ist sicher dem Leben im Wasser wunderbar angepaßt, ganz und gar nicht aber eine Lappenqualle, die in ihrer Unbeholfenheit von jedem Sturme zerfetzt wird, oder gar ein Seeigel, der nur mit den raffiniertesten Mitteln sich zu bewegen vermag. Wie gering im Ganzen — wenn auch im Einzelnen wie interessant — das Anpassungsvermögen der Thiere ist, das zeigen ja viele Formen, die durch oft für uns gar nicht erkennbare Einflüsse zum Aussterben gebracht werden. Das Gebiet der funktionellen Anpassung der Thiere oder von deren Organen ist daher eines, von dem man voraussichtlich nicht viel für das Verständniß der Thierformen erwarten darf.

Ein neues Buch über David Friedrich Strauß.

Von

Dr. Heinrich Rüntler.

David Friedrich Strauß. Von Samuel Eck, Lic. der Theologie.
Stuttgart 1899, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. (VIII und 278 Seiten).

David Friedrich Strauß ist nicht todt. Einen im Ganzen erfreulichen und schönen Beweis, daß er noch lebt und beachtet wird, liefert das vor Kurzem erschienene Buch von Samuel Eck. Die buchhändlerische Ankündigung bezeichnet es als eine zusammenfassende Darstellung von Strauß' wissenschaftlichem Lebenswerk; dem Verfasser sei es glänzend gelungen, den Inhalt der Strauß'schen Schriften klar zu entwickeln und das Biographische mit künstlerischer Feinheit hineinzuweben, so daß ein Werk geschaffen sei, das zugleich ein praktisches Handbuch und eine ästhetisch anziehende Lektüre biete. Das Letztere ist ohne Weiteres zuzugeben, da das Buch gut geschrieben ist und seinen Gegenstand in würdiger Weise behandelt; ob aber im Uebrigen die Aufgabe innerhalb eines so knappen Rahmens von 278 Seiten zu lösen sei, dürfte einigermaßen zu bezweifeln sein. Daß man die Vortragsform — das Buch ist aus vier Vorträgen entstanden — zwar durchblicken sehe, auch die Anordnung des Stoffes darauf zurückführen könne, daß ihm aber damit keine Gewalt geschehe, darin hat der Verfasser Recht.

In der Einleitung sagt Eck, die Fragen, die Strauß in seinem ersten Leben Jesu aufgeworfen habe, könne Niemand als gelöst und abgethan bezeichnen, der die jüngste Phase theologischer Forschung mit offenen Augen verfolgt habe, und hebt dann die selbständige Wirklichkeit der Religion hervor, deren Ursprünge, wie er hofft, der geschärfte Blick einer unbefangeneren Prüfung unterziehen werde; den Gegensatz zu ihr bilde die trotz allem Wandel der Zeit nicht



ausgestorbene Lebensanschauung moderner Bildung, als deren namhaftester Vertreter Strauß erscheine, in dessen Leben sie mit zunehmender Deutlichkeit ihr Wesen und ihre Ziele enthülle und zugleich ihre volle Unvereinbarkeit mit aller wirklichen Religion beweise.

Es handelt sich also um Strauß' Stellung zu Religion und Christenthum. Strauß' Leben bildet, wie der Verfasser mit Recht sagt, das prägnanteste Einzelbild aus der Geschichte jüngst vergangener Konflikte zwischen Religion und Wissenschaft oder Bildung. Weiter ist er Verfasser der Meinung, daß die Religion eine schlechthin persönlich Angelegenheit sei, die sich mit einer bloß objektiven Beurtheilung nicht zufrieden gebe, und daß sich dies in dem weitreichenden Einfluß subjektiver Maßstäbe und Motive auf die schriftstellerische Arbeit des antireligiösen Kritikers zeige. Ob dies in dem Maße, wie Eck annimmt, der Fall ist, dürfte zu bezweifeln sein; Eck erscheint uns hier in seinem Urtheil allzu sehr von Hausrath abhängig, dessen Buch über Strauß er einmal lobend erwähnt. —

Die Vorgeschichte zum Strauß'schen Leben Jesu ist sehr übersichtlich dargestellt. Strauß selbst nennt bekanntlich in den literarischen Denkwürdigkeiten sein erstes Leben Jesu ein inspirirtes Buch, insofern als es aus dem Entwicklungstrieb der damaligen theologischen Wissenschaft hervorgegangen sei. Das Dogma von Jesu Christo, dem Gottmenschen, hatte, wie Eck richtig sagt, durch lange Jahrhunderte hin, in vielem Wandel und immer neuen Anläufen, das Interesse an der Person des Stifters unserer Religion beherrscht, es war eine Konstruktion aus Begriffen der griechischen Philosophie, in denen das geschichtlich=persönliche, menschlich=eigenthümliche Leben des Jesus von Nazareth zu Zeiten fast ganz unterzugehen drohte. Aus der Empörung gegen einen Glauben, der sich (in den Konfessionsstreitigkeiten und Religionskriegen) nur als eine Kraft der Zerstörung auszuweisen schien, wuchs in allen führenden Kulturvölkern die neue Weltmacht der Aufklärung. Die Abkehr vom Dogma, die pragmatische, individualistische Geschichtsbetrachtung und die natürliche Vernunftreligion bildeten die drei Voraussetzungen zu der Lebensgeschichte Jesu von Johann Jakob Heß (1768), dem „Lieblingsbuch unsrer Väter“, in dem Jesus in seinen Lehren und Handlungen, sowie im Erleiden seiner Schicksale als das Vorbild aller Tugenden hingestellt wird. Im Gegensatz zu Heß, bei dem Vernunft, Moral und Glückseligkeit noch gar nichts gegen den Wunderglauben einzuwenden haben, richtet Hermann Samuel

Reimarus in seiner Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes seine Anklagen gegen die Mysterien, Wunder und Weissagungen. Dabei verehrt er Jesus als moralischen Reformator, dessen Lehren groß, edel, göttlich sind und die heidnischen Weltweisen weit überragen. Alles Andere liegt außerhalb seines Gesichtskreises, und weil er überall in der Geschichte nur individuelle Kräfte wirksam sieht, wird ihm Alles, was seiner individuellen Vernunft widerspricht, zu bewußter Täuschung und absichtlichem Betrug. Gegen diese unhaltbare Beurtheilung der evangelischen Geschichte, die Jesus zugleich als den Vertreter der reinsten religiös-moralischen Lehre und als betrügerischer Absichten und Handlungen fähig dachte, mußte die Vernunftreligion, wenn sie dabei bleiben wollte, alles Nichtnatürliche auch als nichtwirklich zu verwerfen, den Versuch machen, die ärgerlichen Elemente in der evangelischen Geschichte, d. h. also vornehmlich die Wunder, durch eine Deutung oder Umdeutung in ihrem Sinne unschädlich zu machen. Diesen Fortschritt machte der Rationalismus, der reifere Sohn der Aufklärung, der die Schule der kantischen Philosophie durchgemacht hatte, in seinem Hauptvertreter auf dem Gebiet der Exegese Heinrich Eberhard Gottlob Paulus. Er vermischte den Rationalismus mit der Aufklärung, indem er einfach Paulus dieser zuzählt, wogegen in diesem Zusammenhange kaum etwas einzuwenden sein dürfte. Mit der Erklärung der Wunder als natürlicher Ereignisse zeichnete die pragmatische Geschichtsschreibung jetzt ein Bild Jesu, von dem alle ärgerlichen Züge der Superstition entfernt waren.

Sehr wohlthuend berührt der Umstand, daß Eck durchweg mit großer Achtung und Anerkennung von Hegel spricht, was man nicht gerade von vielen unserer heutigen Schriftsteller rühmen kann — den meisten gilt er bekanntlich als „abgethan“. Nachdem Eck u. a. den Ausspruch Goethe's erwähnt hat, daß wir alle im Grunde kollektive Wesen seien, die alle empfangen und lernen, sowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns sind, bespricht er Hegel's Auffassung der Geschichte, wonach die Begebenheiten der Weltgeschichte die Dialektik der besonderen Völkergeister sind, durch die der allgemeine Geist seinen Endzwecken in Kunst, Religion und Philosophie sich entgegenbewegt, indem er über jede Stufe der Entwicklung, die in einem besonderen Volksgeist sich verwirklicht, in dialektischer Bewegung zu einer höheren fortschreitet. Nur das Allgemeine ist zu ewigem Bestande berufen, das Besondere,

Partikulare ist nur willkürlicher Durchgangspunkt und als solcher dem Untergang geweiht; das Allgemeine in seiner ewigen Bewegung ist das allein wahrhaft Wirkliche, das Partikulare, schon eines Volks- oder Zeitganzen, vollends des Individuums, ist nur die leere Form, in der es sich verwirklicht. (Daß Hegel hier die Macht der Persönlichkeit, die Bedeutung des Individuums unterschätzt, welches keineswegs eine leere Form ist, möge nebenbei bemerkt werden. Die Kategorie, die hier zur Anwendung zu kommen hat ist die der Wechselwirkung, was Hegel sehr wohl gewußt, aber nicht immer genug betont hat.) Damit waren die pragmatifizirenden Erfindungen psychologischer Gründe und Zusammenhänge auf ein bescheidenes Maß herabgedrückt und durch die Aufweisung der großen Zusammenhänge in der Geschichte das Auge des Forschers auf die Wirksamkeit großer, unvergänglich werthvoller Ideen hingelenkt, die sich in den Individuen und durch diese durchsetzen.

Unser Verfasser geht nunmehr zu der Genesis und dem Inhalt des ersten Lebens Jesu von Strauß über. Wir können den Unterschied zwischen dem ursprünglichen Plan, den Strauß zuerst in einem Brief aus Berlin an seinen Freund Märklin im Winter 1831/32 entwickelte, und der Ausführung nicht so groß oder vielmehr nicht so wesentlich finden, wie dies Eck annimmt. Strauß hat sich selber genugsam darüber ausgesprochen. Ganz besonders ist dabei zu beachten, daß als Ergänzung zum Leben Jesu die Glaubenslehre nachfolgte. Strauß folgt, wie Eck mit Recht sagt, der Fährte, die ihm Hegel gewiesen: das Individuelle wird sich in das Allgemeine auflösen, die Persönlichkeit Jesu soll zum Symbol für den Geist der Menschheit werden.

Den eigentlichen Körper des Buchs bilden die Einzeluntersuchungen der evangelischen Perikopen. „Man wird diesen Untersuchungen“, sagt Eck, „das Lob schlechterdings nicht versagen können (ein positiver Ausdruck anstatt dieses negativen wäre besser am Platz gewesen!), daß sie mit unermüdlicher Geduld, die auch vor keiner lästigen Wiederholung zurückschreckt, mit staunenswerther Kenntniß, Umsicht und Sorgfalt, eingehender Berücksichtigung gegnerischer Meinungen, zumal apologetischen Gepräges, durchgeführt sind.“ Strauß greift zurück auf die Kritik der Aufklärung und verwendet davon, was er brauchbar findet, indem er zugleich der neuen spekulativen Theologie zum Vorwurf macht, daß sie sich von der Kritik ganz und gar abgewandt habe. Aber Strauß geht über die Kritik der Aufklärung und des Nationalismus hinaus, und es

muß ihm, wie Eck von ihm rühmt, sehr hoch angerechnet werden, daß er hier eine Säuberung vorgenommen, nicht blos mit den groben Anklagen auf Täuschung und Betrug aufgeräumt, sondern auch den Fabeleien von der natürlichen Erklärung ein für allemal ein Ende gemacht hat: „mit alledem hat deutsche Wissenschaft trotz Schleiermacher, Bunsen, Hase nichts mehr zu thun, seit Strauß den Schleier über diesen, in mysteriöses Dunkel gehüllten Entdeckungen gelüftet hat.“

An die Stelle der natürlichen Erklärung trat durch Strauß der mythische Standpunkt, der uns seitdem zum Gemeingut geworden ist. Eck führt aus, wie dies kein willkürlicher Einfall von Strauß war, wie dieser vielmehr auch hier ein reiches Erbe unserer klassischen Literatur-Epoche antrat, nennt die Namen Herder, Goethe, Friedrich August Wolf, Schelling, Kreuzer, Ottfried Müller, Niebuhr, Ferdinand Christian Baur, Jakob Grimm u. a. und berührt deren Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten, citirt auch Heyne's Ausspruch, daß alle Geschichte sowohl wie Philosophie der Alten mit Mythen anfange. Auch auf die evangelische Geschichte war der Begriff des Mythos bereits von einigen Theologen im Einzelnen angewandt worden, aber ohne alle Konsequenz. Erst Strauß war es vorbehalten, mythische Elemente im ganzen Verlauf der evangelischen Geschichte zu entdecken. „Fast bis zum Ermüden wird der Leser gezwungen, die dreigliedrige Schlußfolgerung mitzumachen: das traditionelle Verständniß ist unmöglich, die natürliche Erklärung unhaltbar, also bleibt nur die mythische Auffassung übrig.“

Es erübrigt die gewichtige Frage, wer denn nun der eigentliche Gegenstand all dieser Dichtungen war. Hierüber hat sich Strauß lediglich in der im Vergleich zu dem ganzen, bis dahin 139 Paragraphen umfassenden Werk unverhältnißmäßig kurzen Schlußabhandlung mit nur 8 Paragraphen „über die dogmatische Bedeutung des Lebens Jesu“ ausgesprochen, als deren ausführliche Fortsetzung seine Glaubenslehre von den Jahren 1840 und 41 anzusehen ist, die aber leider im Wesentlichen nur negativ abschließt. Hier ist der Mangel an Strauß' Leistung und die Schranke seiner Begabung zu suchen: seine Stärke lag in der Kritik. Die Deutung Friedrich Vischer's in seinem Aufsatz „Dr. Strauß und die Würtemberger“ (1838), daß Strauß bei Abfassung der Schlußabhandlung müde gewesen, oder gar daß es ihm widerlich sein mußte, auch nur von Weitem sich den Schein zuzuziehen, als bitte er zum

Schlüsse für seine Kühnheit um Verzeihung — diese Deutung erkennt auch Eck in ihrer Unzulänglichkeit, indem er fragt, ob es irgend glaublich sei, daß äußere Umstände und Rücksichten den Geist in ihm ebenda zum Schweigen gebracht hätten, wo er, nach all der kritischen Zerstörung, die er angerichtet, zu sich selbst gekommen, sich selbst auszusprechen verpflichtet war.

Der Grundgedanke des theologischen Dogmas, die Menschwerdung Gottes, war, wie Eck anführt, schon von Schelling und Hegel als eine im ganzen Leben der Gattung zu immer völligerer Erscheinung kommende Durchdringung der endlichen Naturseite der Menschheit mit den unendlichen Ideen und Idealen des Geistes aufgefaßt worden. Strauß geht weiter im Verfolgen dieses Gedankens. Eck führt die bekannte Stelle aus der Schlußabhandlung des Lebens Jesu nach der zweiten Auflage an; bei der Wichtigkeit und Bedeutung, welche sie sowohl für das Buch, wie für Strauß' spätere Entwicklung hat, halten wir es für angemessen, sie in größerer Ausdehnung hierher zu setzen, und zwar in ihrem ursprünglichen Wortlaut in der ersten Auflage Seite 734 ff.: „Das ist ja gar nicht die Art, wie die Idee sich realisiert, in Ein Exemplar ihre ganze Fülle auszuschütten und gegen alle andern zu geizen, sondern in einer Mannfaltigkeit von Exemplaren, die sich gegenseitig ergänzen, im Wechsel sich setzender und wiederaufhebender Individuen liebt sie, ihren Reichthum auszubreiten. Und das soll keine Wirklichkeit der Idee sein? Die Idee der Einheit von göttlicher und menschlicher Natur wäre nicht vielmehr in unendlich höherem Sinn eine reale, wenn ich die ganze Menschheit als ihre Verwirklichung begreife, als wenn ich einen einzelnen Menschen als solchen aussondere? eine Menschwerdung Gottes von Ewigkeit nicht eine wahrere, als eine in einem abgeschlossenen Punkt der Zeit?

Das ist der Schlüssel der ganzen Christologie, daß als Subjekt der Prädikate, welche die Kirche Christo beilegt, statt eines Individuums eine Idee, aber eine reale, nicht kantisch unwirkliche, gesetzt wird. In einem Individuum, einem Gottmenschen, gedacht, widersprechen sich die Eigenschaften und Funktionen, welche die Kirchenlehre Christo zuschreibt: in der Idee der Gattung stimmen sie zusammen. Die Menschheit ist die Vereinigung der beiden Naturen, der menschengewordene Gott, der zur Endlichkeit entäußerte unendliche, und der seiner Unendlichkeit sich erinnernde endliche Geist; sie ist das Kind der sichtbaren Mutter und des unsichtbaren Vaters: des Geistes und der Natur; sie ist der Wunderthäter: sofern im

Verlauf der Menschengeschichte der Geist sich immer vollständiger der Natur bemächtigt, diese ihm gegenüber zum machtlosen Material seiner Thätigkeit heruntergesetzt wird; sie ist der Unsjündliche: sofern der Gang ihrer Entwicklung ein tadelloser ist, die Verunreinigung immer nur am Individuum klebt, in der Gattung aber und ihrer Geschichte aufgehoben ist; sie ist der Sterbende, Auferstehende und gen Himmel Fahrende: sofern ihr aus der Negation ihrer Natürlichkeit immer höheres geistiges Leben, aus der Aufhebung ihrer Endlichkeit als persönlichen, nationalen und weltlichen Geistes ihre Einigkeit mit dem unendlichen Geiste des Himmels hervorgeht. Durch den Glauben an diesen Christus, namentlich an seinen Tod und seine Auferstehung, wird der Mensch vor Gott gerecht: d. h. durch die Belebung der Idee der Menschheit in sich, namentlich nach dem Momente, als die Negation der Natürlichkeit, welche selbst schon Negation des Geistes ist, der einzige Weg zum wahren geistigen Leben für den Menschen sei, wird auch der Einzelne des gottmenschlichen Lebens der Gattung theilhaftig.

Dies allein ist der absolute Inhalt der Christologie: daß derselbe an die Person und Geschichte eines Einzelnen geknüpft erscheint, hat nur den subjektiven Grund, daß dieses Individuum durch seine Persönlichkeit und seine Schicksale Anlaß wurde, jenen Inhalt in das allgemeine Bewußtsein zu erheben, und daß die Geistesstufe der alten Welt, und des Volks zu jeder Zeit, die Idee der Menschheit nur in der konkreten Figur eines Individuums anzuschauen vermag. In einer Zeit der tiefsten Zerrissenheit, der höchsten leiblichen und geistigen Noth, versinkt ein reines, als göttlicher Gesandter verehrtes Individuum in Leiden und Tod, und bildet sich in Kurzem der Glaube an seine Wiederbelebung: da mußte jedem das tua res agitur einfallen und Christus als derjenige erscheinen, welcher, wie Klemens von Alexandrien in etwas anderm Sinne sagt, τὸ ὄραμα τῆς ἀνθρωπότητος ὑπεκρίβετο. War in seinem Leiden die äußere Noth, welche die Menschheit bedrückte, konzentriert und die innere abgebildet: so lag in seiner Wiederbelebung der Trost, daß in solchem Leiden der Geist sich nicht verliere, sondern erhalte, durch die Negation der Natürlichkeit sich nicht verneine, sondern in höherer Weise affirmire. Hatte Gott seinen Propheten, ja seinen Liebling und Sohn in solches Elend dahingegeben um der Sünde der Menschen willen: so war auch diese äußerste Grenze der Endlichkeit als Moment im göttlichen Leben erkannt, und lernte der von Noth und Sünde

darniedergedrückte Mensch sich in die göttliche Freiheit aufgenommen fühlen. — Wie der Gott des Plato auf die Ideen hinschauend die Welt bildete, so hat der Gemeinde, indem sie, veranlaßt durch die Person und Schicksale Jesu das Bild ihres Christus entwarf, unbewußt die Idee der Menschheit in ihrem Verhältniß zur Gottheit vorgeschwebt.“

Der letzte, auch von Eck wörtlich angeführte Satz erscheint diesem nicht einwandfrei. „Man traut seinen Augen kaum“, sagt er, „wenn man diesen letzten Satz heute liest: der Gemeinde hat bei der Abfassung der Evangelien die Idee der Menschheit in ihrem Verhältniß zur Gottheit vorgeschwebt.“ Hier müssen wir unserm Verfasser entgegentreten. Nicht bei dem Abfassen der Evangelien hat der Gemeinde die Idee der Menschheit in ihrem Verhältniß zur Gottheit vorgeschwebt, sondern bei dem Bilden der Mythen, die Jesu Person immer mehr umkleideten, worauf dann in späterer Zeit die Evangelisten die Geschichte Jesu in dieser Gestaltung „abfaßten“; Eck hat Strauß' Ausdruck „entwarf“ falsch aufgefaßt.

Wenn Eck sagt, daß im Laufe der kritischen Untersuchungen der philosophische Dogmenhistoriker und Dogmatiker hinter dem historischen Kritiker fast verschwunden sei, so ist dies richtig; wenn er aber weiter meint, nur in der Schlußabhandlung finde er sein altes Selbst noch einmal wieder, und zwar zum ungläubigen Erstaunen seiner Leser, so ist dies nicht richtig. Denn der Inhalt der Schlußabhandlung blieb im Sinne des von vornherein angelegten und in seinem Grundgedanken keineswegs veränderten Planes, und nur die breite Ausführung der „Rekonstruktion des von der Kritik aufgelösten durch die philosophische Idee“ unterblieb und — mußte wohl unterbleiben in Folge der Unzulänglichkeit von Strauß, die indeß nicht bloß bei ihm vorhanden war.

Jesus ist nach Strauß der Repräsentant der Menschheit, die der etwas Konkretes verlangende religiöse Glaube sich in einem Einzelwesen vorstellt. Ist dies ausreichend für die Wissenschaft? Soll sie sich damit begnügen? und ist es ausreichend für das religiöse Bewußtsein der Gebildeten? Wir sind der Meinung, daß hier in Kraft tritt, was Eck in der Einleitung sagt, daß Niemand die Fragen, die Strauß in seinem Leben Jesu aufgeworfen, als gelöst und abgethan bezeichnen könne.

Eck stellt Schleiermacher Strauß gegenüber und spricht von dem Weg, der zu ihm zurückführe, nämlich zu einem Verständniß

jenen einzigartigen Individuums in seinem unvergänglichen religiösen Werth, ohne jedoch zu behaupten, daß Schleiermacher uns dieses Verständniß erschlossen habe. „Die Kritik allein und die Historie“, fügt Eck hinzu, „werden das freilich nicht leisten. Sie allein, scheint es, sind zunächst im Leben Jesu zum Wort gekommen. Aber haben sie nicht ein Recht dazu? Schleiermacher's Verfahren jedenfalls erregt — ohne die Regulative der historischen Kritik — nicht geringe Bedenken. Strauß aber hat aus allen Quellwässern geschöpft, die seit dem Aufgang der modernen geschichtlichen Wissenschaft zugänglich geworden waren. Das giebt seinem Buche bis heute seine Bedeutung und wird ihm trotz aller Mängel, die man an ihm entdecken mag, das Prädikat eines von der Wissenschaft inspirirten sichern.“ Fürwahr eine verständnißvolle Anerkennung des Verfassers des Lebens Jesu.

Wir glauben unserm Verfasser am besten gerecht zu werden, wenn wir dem Gange folgen, den er in seinem Buche eingeschlagen hat. Der zweite Vortrag, überschrieben: „Die Folgen des Lebens Jesu“ ist in seiner ersten größeren Hälfte vorzugsweise biographischen Inhalts. Die Darstellung der persönlichen Verhältnisse und Erlebnisse ebenso wie die Schilderung der Zustände ist geradezu meisterhaft zu nennen.

Als Strauß in dem oben erwähnten Brief aus Berlin im Winter 1831/32 seinem Freunde Märklin den Plan zu seinem Leben Jesu im Urriß mittheilte, hatte er die Vorahnung, daß dieses Buch schlimme Folgen für ihn nach sich ziehen würde; „aber ich kann es nicht ändern,“ schrieb er, „auf irgend eine Weise muß dieser Stoff aus mir herausgestaltet werden.“ Die Folgen waren derartige, daß sie alle Erwartungen weit überboten. Das Zerwürfniß mit dem orthodox-mystischen Vater, die Entfernung von der Repetententstelle am Tübinger Stift, die ins Persönliche gehende gehässige Agitation der württembergischen Pietisten, die vor der Bezeichnung als „leibhaftiger Antichrist“ nicht zurückschreckten, die Rücksichtslosigkeiten selbst gegen die in einem Badeort weilende franke Mutter, Alles dies wird von Eck aufs Anschaulichste geschildert, der sein Urtheil dahin zusammenfaßt, daß durch eine leichtfertige, fast nur auf Hörensagen beruhende Entscheidung der Behörden Strauß' Lebensglück ein in seinen Folgen unheilbarer Stoß versetzt wurde und das Ganze ein unerfreuliches Blatt in der neuesten Kirchengeschichte bildet.

Unser Verfasser kommt auf die außerordentliche Wirkung zu

sprechen, die Strauß' Leben Jesu in allen Kreisen sowohl in Norddeutschland wie in Süddeutschland ausübte. So interessant auch diese Ausführungen sind, so glauben wir uns doch dabei nicht länger aufhalten zu sollen, da sie zum größten Theil Bekanntes enthalten. Es thut der Differenz mit Ferdinand Christian Baur Erwähnung, über die uns Strauß' Brief vom 19. August 1836 Auskunft giebt. Weniger bekannt dürfte sein, was auch Es erwähnt läßt, daß Gustav Schwab den ihm von seinem Kompro-motionalen Baur übersandten ersten Theil des Lebens Jesu mit einigen Versen zurückschickte, deren Anfang lautete:

Nimm, Freund, zurück dein mächtig Straußenei,
Halb ausgebrüet schon umfaus't von Wetterei,

und die folgendermaßen schlossen:

Ich ungelehrter Christ, unus multorum,
Behalt' an meiner Bibel Gottes Wort
Und lei' in ihr des heil'gen Geistes Zeugniß.

Bei der Besprechung des württembergischen Pietismus zieht Es den von uns bereits erwähnten Aufsatz Friedrich Vischer's „Dr. Strauß und die Württemberger“ (zuerst in den Hallischen Jahrbüchern 1838 erschienen, 1844 in die „Kritischen Gänge“ aufgenommen) heran, von dem er vollkommen richtig sagt, daß in ihm ein Bild des heimischen Pietismus gezeichnet sei, welches dicht an die Karikatur streife, aber durchaus nicht als solche gemeint, vielmehr von bitterem Ernst erfüllt sei.

Es erläutert hierauf den Unterschied des norddeutschen Pietismus vom württembergischen und geht zu dem Hauptvertreter der neuen norddeutschen, speziell Berliner Frömmigkeit, Ernst Wilhelm Hengstenberg, über, dessen ausführliche Charakteristik nichts zu wünschen läßt.

Was Es über die Beurtheilung Hengstenberg's durch Strauß sagt, halten wir für richtig. „Es war ein schwerer Fehlgriß von Strauß, daß er diesen Berliner Gegner, damals und später, mit einer gewissen behaglichen Anerkennung behandelte. Die Neujahrskapuzinade (1836) der sogenannten evangelischen Kirchenzeitung hatte ihm sehr begreiflicher Weise keine schwere Stunde bereitet. Und er mochte ganz im Rechte sein, wenn er urtheilte, daß diese schroffe Behandlung seiner Richtung keine jetzigen oder künftigen Anhänger abwendig machen werde. Aber wenn er von dem guten Eindruck sprach, den die unvermischte Farbe, die entschiedene Richtung, das verdammende, aber klare und entschiedene Urtheil der Kirchenzeitung

make, so wurde der Parteimann in ihm laut, der nur für die Extreme Verständniß hat, die Kompromisse und Vermittelungen in denen allein die Geschichte vorwärts schreitet, verachtet. Und unter dieser halben Anerkennung verhallte jedes Wort über die unästhetische Kampfweise, die hier geübt wurde.“

Dagegen, daß die Geschichte allein in Kompromissen und Vermittelungen vorwärts schreite, ist nur einzuwenden, daß die Geschichte manchmal doch auch durch einen gewaltigen Ruck vorwärts gebracht wird, durch den eine neue Epoche eingeleitet wird; ich denke, wir haben einen derartigen Ruck in unserer politischen Geschichte erlebt, in der Geschichte der Wissenschaft bildete einen solchen das erste Leben Jesu von Strauß.

Zu beachten ist übrigens, daß Strauß ursprünglich keineswegs ein Feind aller Vermittelungen war. Er führt selbst in der Folge die Stelle aus seiner an den Württembergischen Studienrath im Juli 1835 eingereichten Vertheidigungsschrift die Worte an: „Wenn alle diejenigen, welche die kritischen und skeptischen Elemente der Zeit in sich aufgenommen haben, aus dem geistlichen Stande treten wollten: so bliebe am Ende der Geistlichkeit nur noch der unwissenschaftliche Glaube, der kritische Zweifel fielen den Gebildeten in der Gemeinde anheim, und es müßte sich die Kirche in zwei Hälften spalten, zwischen denen am Ende gar keine Vereinigung mehr möglich wäre; während nun, so lange auch im geistlichen Stande das Skeptische und Kritische repräsentirt bleibt, für eine solche Vermittelung wohlthätig gesorgt ist“.

Diese milde Gesinnung zeigt sich sogar in den Streitschriften von 1837; Er weist darauf hin, daß von den drei Hefen das erste (gegen Steudel und die Selbsttäuschungen des verständigen Supernaturalismus unserer Tage) das streitlustigste, das letzte, in dem Strauß sich mit den Gegnern von der Hegel'schen Schule und mit Ullmann's theologischen Studien auseinandersetzte, das zahmste war.

Und daß die Gedanken, die Strauß hier aussprach, eine merkwürdige Ausprägung in den „Zwei friedlichen Blättern“ vom Jahre 1839 fanden, hebt Er mit vollem Recht hervor. Nach unserer Ansicht verdient der zweite Aufsatz, die Selbstgespräche über Vergänglichendes und Bleibendes im Christenthum, mit sammt der sehr bedeutenden Vorrede noch heutzutage Beachtung, obgleich Strauß selbst bekanntlich später von dieser Schrift nichts wissen wollte und den Abdruck derselben in einer Sammlung seiner Werke untersagte.

In der vielbesprochenen dritten Auflage des Lebens Jesu von 1838 machte Johann Strauß mehr Konzessionen, als ihm später lieb war, die er bereute und in der vierten Auflage im Jahre 1840 wieder zurücknahm. Das Gefühl der Vereinsamung, in das der verkettete Mann gerathen, der Schreck, der ihm darüber — nach seinen eigenen Worten — in die Glieder gefahren war, beherrschte ihn, er fühlte das Bedürfniß, darauf hinzuweisen, wie er in der Vorrede zu den „Friedlichen Blättern“ selbst sagt, daß es bei allem Streit zwischen ihm und seinen Gegnern doch noch Punkte gebe, an denen sie einträchtig zusammenträfen, und daß er nicht ein Geist sei, der nur zu verneinen wisse.

Es macht die Bemerkung, daß hier bei Strauß viel Selbsttäuschung, augenblickliche Stimmung und Ermüdung von der Heftigkeit des Streits mit unterlaufen sei. Die Hauptsache war die Selbsttäuschung (alles Andere war mehr oder weniger vorübergehend), in der sich Strauß befand, indem er mit seinen Gegnern noch auf demselben Boden zu stehen glaubte; hierüber hat er sich selbst verschiedene Mal ausgesprochen, am deutlichsten und ausführlichsten wohl in seinem „Christian Märklin“. Strauß bewegte sich nicht mehr innerhalb der spezifisch christlichen Weltanschauung; selbst die Ausführungen in den „Friedlichen Blättern“, die sich ihr am meisten näherten, hatten doch den Rahmen des positiven Christenthums verlassen, und es war nur eine Sache der Konsequenz, daß er in seiner Dogmatik nunmehr das Facit zog, das die Scheidung zwischen der christlichen Glaubenslehre und der modernen Wissenschaft vollzog.

„Nach dem Gesetz, wonach du angetreten,

So mußt du sein, du kannst dir nicht entziehen.“

Von Strauß' zweitem Hauptwerk, „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft“, erschien der erste Band im Jahre 1840, der zweite 1841.

Der Gedanke dazu war, wie Strauß in der Vorrede kurz erwähnt und wie wir aus seinen Briefen des Näheren erfahren, schon vor dem zum Leben Jesu in ihm erwacht, in der Ausführung von diesem überholt und auf einige Zeit in den Hintergrund gedrängt worden. Wir hegen gegründete Zweifel, ob Es's Vermuthung, daß die Ausführung noch weiter von dem ersten Plan (über den wir nichts Genaueres wissen) abgewichen sei, als dies nach Es's Ansicht bei dem Erstlingswerk der Fall war, wenn wir auch

nicht bestreiten wollen, daß „die fertige Arbeit in Bahnen gerathen war, an die Strauß selber beim Beginn derselben nicht gedacht haben konnte.“ Denn das ist ja außer Zweifel und geht aus allem Bisherigen einwandfrei hervor, daß Strauß' Anschauungen erst im Laufe der Jahre immer mehr zur Negation des specifisch christlichen Standpunkts neigten: die Bilanz, von der er in der Vorrede zum ersten Band der Dogmatik spricht, stand keineswegs von Anfang an für ihn fest, sondern sie ergab sich erst in Folge der Untersuchungen. „Gesezt übrigens,“ sagt Strauß am Ende dieser Vorrede (die selbstverständlich nach Abschluß des ersten Bandes geschrieben ist), „das Ergebnis fiel so negativ aus, wie bei meiner Kritik der evangelischen Geschichte, so war ja dort die Folge nur, daß das übrig gelassene schmale Stück Landes um so emsiger angebaut, der mäßige Rest des Besitzes desto sorgfältiger zu Rathe gehalten wurde: und brächte das gegenwärtige Buch auf dem dogmatischen Gebiete eine ähnliche Wirkung hervor — wer hätte ein Recht, es zu verwünschen?“

Auf einige weitere Punkte der Vorrede hinzuweisen, scheint uns nicht überflüssig. In Betreff des Ganges der Behandlung sagt Strauß: „Hier werden Partei und Gegenpartei ausführlich vernommen und ihre Gründe gegen einander abgewogen: zuerst hat, wie billig, der alte Glaube das Wort und darf ungestört in aller Breite seine Herzensmeinung aussprechen; sofort mag die moderne Wissenschaft vorbringen, was sie gegen ihn zu erinnern weiß; doch damit auch sie nicht den Vortheil des letzten Wortes genieße, so dürfen zuletzt noch die Unterhändler und Vermittler mit ihren Vergleichsvorschlägen ihr Heil versuchen. Bei dieser Behandlung der Sache bin ich bemüht gewesen, den Forderungen der Gründlichkeit wie der Billigkeit möglichst nachzukommen. Ich bin der Entstehung und Ausbildung jedes Dogmas Schritt für Schritt nachgegangen, habe mich in den Geist der Zeiten und Bewußtseinstufen, aus dem es organisch hervorgewachsen, zu versetzen gesucht und das Wahre, Große und Schöne, was ich auf diesem Wege fand, gebührend ins Licht gesetzt. War ich mit einem Dogma auf der Höhe seiner kirchlichen Ausbildung angelangt, so schloß sich freilich hieran unmittelbar die weitere Aufgabe, in dieser höchsten Reife die Keime des Verfalls zu entdecken und diesen sofort durch die Stadien seines Verlaufs bis auf die Gegenwart herunter zu verfolgen; zuletzt aber galt es noch, scharf zuzusehen, um nicht einen neuen Anstrich des alten Gebäudes mit wirklicher Reparatur desselben zu verwechseln. — — Dabei habe ich einen Tadel in dieser Schrift wo möglich noch

mehr als in der über das Leben Jesu zu verdienen gestrebt: den nämlich, nichts Eigenes zu geben, sondern nur Gegebenes zusammenzufassen. Auf der positiven Seite meines Geschäftes ergab sich dies von selbst. Doch auch an der andern habe ich mich möglichst historisch zu halten gesucht. Die subjektive Kritik des Einzelnen ist ein Brunnenrohr, das jeder Knabe eine Weile zuhalten kann: die Kritik, wie sie im Laufe der Jahrhunderte sich objektiv vollzieht, stürzt als ein brausender Strom heran, gegen den alle Schleusen und Dämme nichts vermögen.“ —

Er führt an, daß Strauß bei seiner Berufung an die Universität Zürich als Professor für Dogmatik dorthin geschrieben habe, er werde dahin wirken, daß die göttlichen Grundwahrheiten des Christenthums geachtet und im Geiste dieser Achtung immer mehr von menschlichem Beweisen gereinigt würden, und fügt die Bemerkung hinzu: „Sollen das nicht schlechterdings leere Worte sein, so ist es unmöglich, daß die letzten Gedanken seiner Glaubenslehre ihm damals schon im Sinne lagen.“ Nun, leere Worte hat Strauß Zeitlebens niemals gemacht, dies wird jetzt, da vornehmlich seit Veröffentlichung der Briefe sein Charakterbild klar vorliegt, selbst von seinen Feinden und Gegnern zugegeben werden. Die Worte aber, die er nach Zürich schrieb, stimmen genau mit den Darlegungen der „Friedlichen Blätter“ sowohl dem Sinne wie der Zeit (1839) nach.

Die Berufung nach Zürich war bekanntlich in Folge der „Züriputtsches“ zu nichte geworden. Er knüpft hieran behufs Ueberganges zur Besprechung von Strauß' Dogmatik die Bemerkung: „Jetzt aber, nach dem kläglichen Ausgang der Züricher Verhandlungen, brach Strauß alle diese Nothbrücken ab. Man wird das gewiß nicht groß nennen, am allerwenigsten als Beweis geistiger Klarheit und sittlicher Charaktermacht beurtheilen, aber man wird es sehr menschlich finden.“

Dem vermögen wir nicht beizustimmen. Wir können Strauß' Entwicklungsgang nur natürlich und folgerichtig finden. Er versuchte mit der ganzen Tiefe seines Gemüths an dem Bestehenden festzuhalten, so lange es eben ging, d. h. so lange es sein scharfer Verstand nicht unbedingt verbot; von den äußeren Einwirkungen kann man höchstens sagen, daß sie sein Fortschreiten zur reinen Negation immer mehr beschleunigten, welches im Uebrigen nach seiner individuellen kritischen Anlage und nicht minder nach dem Gang und Stand der damaligen Wissenschaft nur natürlich war.

Von einem Mangel an sittlicher Charakterkraft kann vollends bei Strauß keine Rede sein.

Er giebt eine kurze Uebersicht über Strauß' Gedankengang in der Dogmatik und hält sich etwas länger bei dem Gegensatz von Glauben und Wissen auf. „Also die Sache des Christenthums steht und fällt (nach Strauß) mit der Gesamterscheinung der Religion. Das Urtheil aber über diese faßt sich so zusammen: alle Religion gründet sich auf Offenbarung, die Philosophie stellt die immanente Bewegung des Geistes in sich dar. — — In der Gegenwart sind Glaube und Wissen, indem jener auf der Linie des letzteren festgehalten wird, durch die denkbar weiteste Kluft von einander geschieden. Die Glaubenden und die Wissenden treten wie zwei Welten, die sich nicht mehr berühren, auseinander: Also lasse der Glaubende den Wissenden, wie dieser jenen, ruhig seine Straße ziehen; wir lassen ihnen ihren Glauben, so lassen sie uns unsere (nicht „ihre“, wie bei Er steht) Philosophie; und wenn es den Ueberfrommen gelingen sollte, uns aus ihrer Kirche auszuschließen, so würden wir dies für Gewinn achten: falsche Vermittlungsversuche sind genug gemacht; nur Scheidung der Gegensätze kann weiter führen.“

Damit war Strauß, der an dem Hegel'schen Satz, daß Religion und Philosophie denselben Inhalt haben, nur jene in der Form der Vorstellung, diese in der des Begriffs, ausgegangen war, bei der absoluten Negation angelangt, und wenn man mit seiner Kritik der christlichen Lehre in allen ihren Theilen einverstanden sein sollte, so bliebe doch die Frage, ob auch dieser Negation der Religion zuzustimmen sei? —

Wenn Er sagt: „Nicht der Aufbau einer neuen Weltanschauung war Strauß' Absicht. Ob sich aus den in der Glaubenslehre zerstreuten Stimmen eine solche herstellen läßt, mag seine Leser mehr kümmern, als ihn selbst. Kampf-, nicht Baulust ist die Stimmung, die ihn befeuert“ —, so wollen wir dies nicht bestreiten; die „Rekonstruktion des von der Kritik Aufgelösten durch die philosophische Idee“, die in der Schlußabhandlung des Lebens Jesu wenigstens versucht worden war, unterblieb hier vollständig. Der Schlußsatz des zweiten Bandes der Dogmatik lautet: „Hiermit ist unser Geschäft für diesmal beendigt. Denn das Jenseits ist zwar in allem der Eine, in seiner Gestalt als Zukünftiges aber der letzte Feind, welchen die spekulative Kritik zu bekämpfen und wo möglich zu überwinden hat.“ Was für Strauß blieb, war also

das Diesseits. Wie aber in diesem eine neue Weltanschauung im Gegensatz zur christlichen aufzubauen sei, dies darzuthun hat er unterlassen; das Einzige, was er uns bietet, sind seine knappen Hinweisungen auf den „Humanitätsstaat“, von einer neuen Ethik und Anderem ist keine Rede. Nur eine Andeutung darf unseres Erachtens nicht so unbeachtet bleiben, wie dies bis jetzt geschehen zu sein scheint. Strauß sagt: „Hiermit ist für diesmal unser Geschäft beendigt.“ Sollte hierin nicht implicite liegen, daß sich Strauß doch schon damals mit dem Gedanken an den Aufbau einer neuen Weltanschauung trug? Der Plan zu dem „alten und neuen Glauben“ ist nicht erst dreißig Jahre später entstanden, Strauß hegte lange vorher die Absicht, an Stelle des von ihm in seiner Dogmatik niedergedrungenen Gebäudes ein neues zu setzen; sowohl seine Briefe wie die literarischen Denkwürdigkeiten enthalten Einiges hierüber. Wir kommen später darauf zurück.

Es erinnert zu wiederholten Malen in beachtenswerther Weise an Hegel, insbesondere an dessen Religionsphilosophie, und bespricht in Kürze die Stellung, die Strauß zu dieser einnimmt. „Strauß hat von Hegel das Prinzip der Immanenz Gottes in der Welt übernommen, aber er hat es unter veränderten geschichtlichen Bedingungen vertreten. Von den letzten Zielen des Geistes in der Geschichte hatte Hegel geredet: Kunst, Religion, Philosophie waren die einzelnen Glieder dieses leuchtenden Dreigestirns. Nicht bloße Unbequemung an das geistige Leben der Vergangenheit wies der Religion diese Stelle in den abschließenden Gedanken des Philosophen an. Wie er vielmehr an Plato anknüpfte, so mußte er mit Recht in dem Dogma der Kirche Geist von seinem Geiste sehen. In dem Dogma aber erschien der Religion, gerade nach den Maßstäben, die hier angelegt wurden, ihr unvergänglicher Werth gesichert. Anders durfte der Epigone urtheilen. Die Epoche der klassischen Dichtung wie der idealistischen Philosophie lag abgeschlossen hinter ihm. Ueberjah er das Erbe, das er angetreten hatte, so konnte er finden, daß von jenen drei Geisteszielen sich nur zwei ihm in lebendiger Fortentwicklung zeigten: die Kunst und die Wissenschaft hatten einen ungeheuren Aufschwung genommen, die Religion hatte eigentlich nur Schleiermacher in neuen Zungen gepriesen. Aber dieser selbst hatte auch von düstern Larven geredet, die er ausfrischen sah; und bei wie Vielen, was von religiöser Begeisterung oder kirchlichem Fanatismus an die Oeffentlichkeit drang, konnte sich Strauß daran erinnern finden. Sah sich nun die neue Frömmig-

feit vollends gemüßigt, die angeblich verschwisterten Ideale schlechtthin abzulehnen, die Heroen der Kunst wie der Philosophie mit ihrem Banne zu belegen, wer wollte sich wundern, wenn dem begeisterten Verehrer Goethe's und Hegel's die Religion aus jenem Dreigestirn verschwand? Kunst und Wissenschaft blieben ihm allein als werthvolle Ziele der geistigen Entwicklung übrig; das Prinzip der Immanenz Gottes in der Welt machte einen Schritt weiter zu seiner vollen Verweltlichung hin."

Wir sehen, unser Verfasser versteht es, Strauß gerecht zu werden.

Er fährt fort (wir glauben gut daran zu thun, wenn wir die ganze Stelle anführen): „Aber dies Geschlecht hatte nicht nur einen Reichthum geistigen Kulturlebens ererbt, der jeden Vergleich mit den Errungenschaften anderer ähnlichen Epochen der Geschichte ausschloß, es war zugleich im Begriff, die neue Fähigkeit in sich zu entwickeln, das geschichtliche Leben verschwundener Zeiten in scharf-umrissenen Einzelzügen aufzufassen. Wir haben Strauß immer wieder auf die Ergebnisse der kritischen Geschichtsforschung der Aufklärung zurückgreifen sehen. Ohne ihren Sammelfleiß und Scharfsinn hätte die idealistische Geschichtsbetrachtung Hegel's nie entstehen können. Aber diese selbst forderte ja unwillkürlich wieder auf, die weiten Linien, die sie beschrieb, im Einzelnen nachzuprüfen, hier hellere Farben, dort tieferen Schatten anzubringen. Ging man aber nun an, jede Zeit, also auch die christliche Urzeit, unbeschadet des unzerreißbaren geschichtlichen Zusammenhangs, in ihrer Sonderart zu sehen, aus ihren eigenen inneren Kräften und Motiven heraus zu verstehen, so war es unvermeidlich, daß bei der Vergleichung dieser peinlich ausgeführten geschichtlichen Einzelbilder sich schneidende Kontraste herausstellten. Zwischen der Lebensanschauung der alten Christen und dieser modernen Menschen that sich eine weite Kluft auf: jene hatten alle Güter der Welt verachtet, über diese hatten Welt und Zeit eben jetzt ein Füllhorn geistiger Bildungsschätze ausgeschüttet, die jedem idealen Bedürfniß zu genügen schienen. Dort sah man die Religion in ihrer ursprünglichen, geschichtlichen, und so allein wahren Wirklichkeit: sie lebte im Jenseits; hier that sich eine Kultur auf in seltener Vollendung, ihre Wurzeln versenkt in die Erde, ihre Wipfel nirgends den sichtbaren Himmel überragend: sie kannte nur ein Diesseits.

Wird es bei dieser Auseinandersetzung zwischen Religion und Kultur verbleiben? In Strauß' Leben werden sich die Grenzen

schwerlich weit verrücken, die er ihnen in seiner Glaubenslehre abgesteckt hat.“

Hiermit schließt der zweite Vortrag. Der dritte, überschrieben: „Neue Lebensziele,“ ist wiederum größtentheils biographischen Inhalts in vortrefflicher Darstellung.

Unser Verfasser spricht zunächst mit großer Anerkennung von dem Reichthum der Straußischen Produktion, die sich in den Jahren 1834—41 hauptsächlich auf dem theologischen Feld bewegte, aber auch schon andere Gebiete mehr als bloß streifte. Er erwähnt die 1839 erschienenen „Charakteristiken und Kritiken, eine Sammlung zerstreuter Aufsätze aus den Gebieten der Theologie, Anthropologie und Aesthetik“ und Strauß' Aufsätze über Justinus Kerner, sowie seine freundschaftlichen Beziehungen zu diesem, die bis zu Kerner's Tod (1862) ohne Unterbrechung fort dauerten. Die Streitschrift gegen Wolfgang Menzel sodann gab Strauß Veranlassung, seine Feder in den Dienst der Aesthetik stellend, das Verhältniß des Guten und Schönen, wenn auch nur in Bezug auf die literarische Kritik, zu untersuchen und die Ungerechtigkeit des Dreinfahrens mit bloß moralisch-patriotischen Maßstäben nachzuweisen. „Strauß zog das Schwert des Geistes gegen den frechtsten Gegner,“ sagt Friedrich Vischer in dem erwähnten Aufsatz, „that einen guten Schwabenstreich und hieb durch bis auf den Sattelknopf.“

„Gleichzeitig aber traten,“ wie Er sagt, „noch andere Kunstinteressen in den Vordergrund. In dem Winter 1836 auf 1837 hatte Strauß so viel Kunstanschauung gehabt, wie noch niemals in so kurzer Zeit. Er hat sich erst jetzt einen Begriff von der Oper zu machen gelernt, ist mit Schauspielern und Dramaturgen in Umgang getreten. Dabei weiß er nicht, ob seine Arbeit gegen Menzel Mitursache oder bereits Wirkung einer Veränderung ist, die sich bei ihm anbahnt. Das rein wissenschaftliche Wesen fängt ihn an trocken zu werden, ihm gelüftet nach einem etwas weiteren Literaturgebiet. Die Zeit war zwar schon im Schwinden begriffen, die Schauspielerinnen ebenso gehäßt, wie sie Demagogen verfolgt hatte. Damals hatte in einseitiger Reaction gegen eine ungeliebte Zeitströmung Tholuck seine Stimme gegen die Theaterlust erhoben, Hengstenberg es gar für eine Sünde geachtet, einer Aufführung des Hamlet beizuwohnen. Die Hochfluth fing an, sich zu verlaufen, als seit der Julirevolution von 1830 das politische Interesse sich wieder lebendiger regte. Aber eine letzte Welle ergriff Strauß und zog ihn in ihre Wirbel.“

Er kommt auf die hochberühmte Sängerin Agnese Schabeist und Strauß' Beziehungen zu ihr (1837 und 1838) zu sprechen, welche nach ihrer vierjährigen Abwesenheit von Stuttgart zur Schließung der Ehe führten, die nach vier Jahren (im Sommer 1846) aufgelöst ward. Wir können es nur selbstverständlich finden, daß Er bei diesem nicht nur für die Zeitdauer seiner Ehe, sondern für das ganze spätere Leben von Strauß so wichtigen Verhältniß länger verweilt, und wir halten es für angemessen, eine Hauptstelle wörtlich anzuführen. „Nach übereinstimmenden Aussagen von Strauß selbst, Frau Kauffmann und der Tochter eines anderen Freundes war es die unbezwingliche Eifersucht der ehemaligen Schauspielerin, die Strauß zur Verzweiflung trieb:

Sie war mir gut, ich war es ihr,
Und doch — o graujames Verhängniß! —
In krankem Wahne macht sie mir
Das Haus zum traurigsten Gefängniß.

Sie ruhte nicht, bis sie den geselligen Mann völlig isolirt, selbst den brieflichen Verkehr mit den Freunden aufs Aeußerste beschränkt hatte. Frägt man also nach der unmittelbaren Schuld an dem unheilbaren Zerwürfniß, so führt auch Strauß' Verhalten nach der Trennung zu keinem anderen Schluß. Er muß wiederholt die Freunde beruhigen, daß er nicht schwach werden wolle. Er stellt sich alle guten Seiten, die sie hat, vor; er träumt von ihr in ruhig freundlicher Weise, wie wenn nichts vorgefallen, Alles ausgeglichen wäre; hätte sie nicht durch Veröffentlichen der Sache eine unübersteigliche Mauer zwischen sich und ihm aufgerichtet, so würde er dennoch wieder einen Versuch mit ihr machen.“

Damit tritt Er mehr auf die Seite von Strauß, während es bisher mehr oder weniger üblich war, diesem die Hauptschuld für die Trennung beizumessen, eine Auffassung, die durch die unzureichenden, allzu spärlichen Mittheilungen bei Herausgabe der Briefe durch Zeller eine Art von Bestätigung erhielt, da hierdurch nicht nur ein unvollständiges, sondern ein falsches Bild gegeben wurde *). So konnte es kommen, daß z. B. Richard Weitprecht in den Blättern für literarische Unterhaltung sich dahin aussprach, daß bei der unglücklichen Ehe doch auch nach den Veröffentlichungen aus Justinus Kerner's Nachlaß die Schuld wesentlich auf Strauß'

*) Ausführlicher und in objectiver Weise wird diese Frage in einer jüngst erschienenen Schrift behandelt: „Zum Gedächtniß an D. F. Strauß.“ Zwei kleine Aufsätze von Dr. H. Müntler, Wiesbaden, J. N. Bergmann.

Seite gewesen zu sein scheine. Der Verfasser dieser Anzeige weiß, daß die Hauptschuld nicht an Strauß lag, sondern an Anderen — weiter darf er sich darüber nicht äußern. Allen Einzelheiten nachzuforschen, hat ihm übrigens so fern gelegen, daß er nicht einmal die Nerger'sche Schrift und überhaupt keine Strauß' Privatverhältnisse in den Vordergrund stellende Schrift gelesen hat: seine eignen persönlichen Erinnerungen an Strauß sind so reich, daß er hierzu kein Bedürfniß empfand. Gerechtfertigt aber erscheint das Verlangen des Publikums und insbesondere der vielen Verehrer von Strauß, deren Zahl nach der Veröffentlichung der Briefe ohne allen Zweifel im Zunehmen ist, auch über die ehelichen Verhältnisse eines Mannes, der zu den Besten der Nation zählt, derart informirt zu werden, daß Licht und Schatten nach allen Seiten hin gleich vertheilt sind; der Vergleich mit Goethe und den zahllosen Schriften über seine Liebesverhältnisse und seine Ehe liegt nahe.

Es führt die bekannte Stelle aus den literarischen Denkwürdigkeiten an: „Während der vierjährigen Dauer meiner Ehe habe ich nichts, kein Buch, keine Abhandlung, keinen Aufsatz geschrieben. Von den furchtbarsten Fragen der eignen Existenz bedrängt, wie ich jene ganze Zeit über war, lagen mir die wissenschaftlichen Fragen fern; so fern, wie dem Schiffbrüchigen, dem das Wasser bis ans Kinn geht, die Sorge für die Bewirthschaftung seiner Güter am Lande.“ Es wäre zu wünschen gewesen, daß wir über einen Punkt, der dem Leser unverständlich bleibt, über den man auch bei Zeller vergebens nach Belehrung sucht, Auskunft erhalten hätten, nämlich von welcher Art „die furchtbarsten Fragen der eignen Existenz“ waren. Oekonomische Sorgen können es unseres Erachtens während der Ehe nicht wohl gewesen sein; denn, wie sich später zeigte, besaß Strauß genug Mittel zum Leben (in den literarischen Denkwürdigkeiten Seite 26 sagt er selbst, daß er — um 1850 — die Schriftstellerei zu seiner Subsistenz nicht nöthig hatte), neue Einnahmen von Belang hatte er bis über die Mitte der fünfziger Jahre nicht.

Es ruft aus: „Geschäft, Arbeit, Beruf!“ und findet es begreiflich, daß Strauß später das Verständniß von Ursache und Wirkung in umgekehrter Folge sich vergegenwärtigte, oder — vorzüglichter ausgedrückt — daß in dem Netz von Wechselwirkungen, das hier gesponnen war, die verderblichen Fäden ihm am deutlichsten entgegentraten, die, von dem Unglück seiner Ehe ausgehend, in seine Arbeitsunlust ausliefen. Wir glauben, daß unser Verfasser

das Richtige getroffen hat, wenn er von Wechselwirkungen spricht, daß er aber doch die Nachwirkungen der unglücklichen Ehe, von denen Strauß zeitlebens nicht frei wurde, zu gering anschlägt: wie groß diese waren, ist schon den von Zeller mitgetheilten Briefen ersichtlich.

Die — von Eck geschickt zusammengestellten — brieflichen Aeußerungen der Unzufriedenheit mit sich selbst, die Klagen über Mangel an zusagender Beschäftigung, nachdem er aus der Theologie heraus war, der Widerwille gegen alles Theologische — sogar schon in einzelnen Aeußerungen aus der Zeit, da er noch nicht heraus war — und doch zugleich das Bedauern, daß er mit Gewalt der Theologie entrißen worden, die mehrmals wiederkehrende Behauptung, daß er nur in der Theologie etwas Gründliches leisten könne bezw. geleistet habe und in allem Anderen ein bloßer Dilettant sei — alles dies hatte seinen Grund in dem einen Umstand, daß Strauß ohne Amt war, ohne regelmäßige praktische Thätigkeit, die seine Natur verlangte und die ihm genehm gewesen wäre; dazu der Mangel an einer Häuslichkeit, die diesen Namen verdient hätte, während der Ehe und ebenso vor und, vier Jahre abgerechnet, nach dieser — hatte doch Strauß mit Recht von sich sagen können in einem Brief an seinen Freund Rapp vom 2. März 1838: „Ich sollte eine Häuslichkeit haben, für welche, wie Du mir früher einmal mit Recht schreibst, meine Natur ganz geeignet ist.“

Eck stellt Strauß seinen Freund Friedrich Vischer, den sogenannten Schwaben-Vischer, gegenüber, den er mit einigen kurzen Strichen richtig charakterisirt. Wenn er aber meint, Vischer habe mit seinem unausgesetzten Bemühen, Strauß auf die Gebiete, auf denen er selbst sich ein neues Feld der Thätigkeit geschaffen, auf Kunst und Politik zu drängen, tauben Ohren gepredigt, und Strauß tadelt, daß er auf Vischer's freundschaftliche Mahnungen nicht eingegangen sei, so ist hiergegen doch Einiges einzuwenden. Was die Politik anbelangt, so müssen wir Strauß entschieden Recht geben, daß er damit nichts zu thun haben wollte; es ist nicht abzusehen, was er Großes darin hätte leisten können, und auch für Vischer wäre es kein Nachtheil gewesen, wenn er sich etwas weniger mit Politik befaßt hätte. Und die Kunst? Nun, wir denken, Strauß hat sich thatsächlich um sie gekümmert, Vischer konnte mit der Zeit nicht über Erfolglosigkeit seiner Vorschläge klagen: Strauß hat — dagegen dürfte sich kein Widerspruch erheben — in der Folgezeit Alles verwerthet, was von künstlerischer

Beanlagung in ihm lag, und zwar auf verschiedenen Gebieten, um schließlich doch wieder in sein ursprüngliches Fach zurückzukehren. Wischer hatte gut reden, er war Universitätslehrer und fühlte sich am Platz in dieser Stellung; gerade eine solche fehlte eben Strauß, und weder Wischer noch überhaupt Jemand vermochte ihm sie oder einen Ersatz für sie zu verschaffen. Dies war es, was Strauß fehlte, und was er mit der ihm eigenen Selbstkenntniß vermißte. Einen Beleg hierfür bietet ein Brief an Kuno Fischer vom 3. Dezember 1872, in dem es heißt: „Es ist der Segen einer Berufsthätigkeit, wie Du sie hast, in geschlossener Reihe fortarbeiten zu können und nicht mit jedem Werke wieder vorne anfangen zu müssen.“

Zusammenhängende Arbeitsleistung ergibt sich bei einem Universitätslehrer, wie überhaupt bei Jedem, der ein Amt, einen Beruf hat, von selbst. Strauß kam wenigstens zunächst nicht zu einer solchen, dies lag theils an den Verhältnissen, theils in seiner Natur; denn es war richtig, was er von sich sagte, daß er zu jeder größeren Arbeit eines pathologischen Antriebs bedurfte, ja, man kann sagen, daß er zu allen Arbeiten, selbst zu kleineren, einen Anstoß, sei es von innen oder von außen (was denn im letzteren Fall ein bloßer Anlaß war), nöthig hatte. Insofern können wir Eck nicht Unrecht geben, wenn er Strauß' Charakteristik des Naturdichters Schubart auf Strauß selbst anwendet; nur mit dem Unterschied, daß Strauß' Leistungen doch etwas höher standen! Daß er ein Dilettant in allen Fächern außer der Theologie sei, sagt Strauß von sich, aber wir dürfen dieses Urtheil nicht unterschreiben; und wenn Strauß sich einmal sogar einen Künstler von Gottes Unquaden und ein andermal einen wissenschaftlich-künstlerischen Maulesel nennt, so dürfen wir ihm nicht nachsprechen, was er in übergroßer Bescheidenheit und übertriebener Gewissenhaftigkeit von sich aus sagte und was höchstens einen ganz kleinen Theil von Wahrheit enthielt.

Pflicht und Neigung waren für einen Charakter wie Strauß keine schlechthinigen Gegensätze: er folgte in Allem seiner Neigung (oder „seiner Natur“, wie er am liebsten von sich sagte), die ihm ein inneres Gebot war; selbst zu der kleinsten Arbeit genügte ihm eine äußere Veranlassung nicht, es mußte der innere Antrieb hinzukommen mit sammt den erforderlichen Voraussetzungen. Eck führt das Bild vom Zwetschenbaum, welches Strauß in einem Brief an Wischer gebraucht hatte, fort, indem er sagt: „Am Zwetschenbaum

wachsen die süßen Früchte, auch auf dem besten Boden und im schönsten Sommer, doch nicht, ehe der junggepflanzte Baum sein Alter erreicht, ehe er in Wurzel, Stamm und Zweigen alle die Stadien des Wachstums durchlief, die die Voraussetzung für den Fruchtansatz bilden.“ Damit stimmt aber gerade, was Strauß an Vischer geschrieben hatte: „Dein Schütteln am Zwetschenbaum nützt nichts, wenn eben diesmal keine Zwetschen darauf gewachsen sind. Belebe seine abgestorbenen Wurzelfasern wieder und schaff ihm nächstes Jahr einen schönen Sommer, wenn Du kannst; darauf will ich Dir mehr halten.“ Das bedeutet doch nicht, wie Eck meint, den Verzicht auf eine zusammenhängende Arbeitsleistung.

Im Uebrigen lesen wir die Betrachtungen, die Eck über Strauß' innere Verfassung und die Art und Weise seines Schaffens anstellt, mit großem Interesse und sind erfreut, Eck in Vielem zustimmen zu können. Von Einzelheiten, in denen er uns zu irren scheint, möchten wir noch hervorheben, daß er Strauß Mangel an Geduld zum Vorwurf macht. Dies halten wir weder im Allgemeinen noch im Einzelnen für richtig. Den besten Gegenbeweis bildet das Leben Frischlin's, bei dem Strauß unseres Erachtens sogar zu viel Geduld zeigte, um über den spröden und unergiebigen, so recht undankbaren Stoff Herr zu werden; schon die mit dem Ruin seiner Augen allzu theuer erkauften Entzifferung der „heillosen“ Gelehrtenhandschrift in beinahe 600 Blätternstücken und Briefen, die Strauß aus dem Stuttgarter Staatsarchiv erhalten hatte (Literarische Denkwürdigkeiten S. 28 f.), war eine Geduldprobe, die wahrscheinlich nur Wenige an seiner Stelle bestanden hätten. Uebrigens hat Eck selber bei Besprechung des ersten Lebens Jesu die „unermüdlige Geduld“ gerühmt, die Strauß bei den Untersuchungen der evangelischen Perikopen geübt habe, und er wird doch nicht annehmen, daß sich diese Geduld bloß auf das theologische Feld habe erstrecken können.

Strauß bezeichnete sich bekanntlich als einen Epigonen der Epoche der Individualbildung, deren Typus Goethe war. Wenn Eck hiergegen auf Goethe's praktische Thätigkeit hinweist und den Namen „Almenau“ nennt, so ist nur zu sagen, daß (mutatis mutandis) darin ja eben der Unterschied bestand, daß Goethe als Staatsdiener einen praktischen Beruf hatte, den Strauß so sehr vermischte, und nach dem er sich vergebens sehnte. Im Uebrigen ist die Bedeutung, die der Staatsdienst für Goethe hatte, zum ersten Mal in voller Ausdehnung von Adolf Schöll in seinen Aufsätzen

„Goethe als Staatsmann“ in den „Preussischen Jahrbüchern“*) nachgewiesen worden, und Strauß selbst bekannte, daß er erst aus ihnen gelernt habe, wie Goethe's Arbeiten für den Staat seiner Poesie nicht nur nicht schädlich, sondern in hohem Grade nützlich gewesen seien, so daß es — was hier für uns in Betracht kommt — weit entfernt davon, der Individualbildung Eintrag zu thun, vielmehr zu deren Vervollständigung und Vollendung diene.

Er bespricht auch Strauß' „fast unstatetes Wanderleben, zu dem ihn bald auch die Sorge um die Erziehung seiner Kinder nöthigte.“ Dabei wäre nur zu betonen gewesen, daß Strauß nicht etwa von Reiseunruhe und Wanderlust getrieben war, und daß er sich immer nur aus triftigen Gründen und manchmal widerstrebend zum Wechsel seines Wohnortes entschloß. München war von vornherein nicht als dauernder Aufenthalt vorgesehen, es diene Strauß als Erholung von den Strapazen des Jahres 1848 und von den Leiden seiner Ehe. Weimar wählte er hauptsächlich wegen seines Freundes Schöll; es konnte ihm aus verschiedenen Gründen nicht genügen, von denen uns seine Briefe, sowie auch ein Gedicht in dem „Poetischen Gedächtnisbuch“ neben den literarischen Denkwürdigkeiten Kunde geben. Mit Köln versuchte er es, weil dort sein Bruder anässig war; allein nur zwei Jahre konnte er es dort aushalten, keine Stunde, pflegte er zu sagen, sei es ihm dort wohl gewesen, und was ihn am meisten anwiderte, war — sehr charakteristisch für Strauß — die Verquickung des politischen Freisinn mit der religiösen Gebundenheit in Gestalt des Katholizismus. In Heidelberg endlich fand er im Herbst 1854, was er suchte, und zwar in jeder Beziehung (Natur und Kunst, letztere in der Mannheimer Oper unter Vincenz Bachner, sowie in Heidelberger und Mannheimer Konzerten, vernünftigen und angenehmen Umgang fern von großstädtischem Getriebe), und wie gern wäre er dort länger als sechs Jahre geblieben trotz einiger Unannehmlichkeiten, die er augenblicklich überschätzte (Literarische Denkwürdigkeiten Seite 48, 58). Wenn nur nicht das Heidelberger Gymnasium damals in einem so wenig einladenden Zustande sich befunden hätte, daß er sich „trotz der besten Absichten“ nicht entschließen konnte, ihm seinen Sohn anzuvertrauen! Hierin lag der maßgebende Grund für die Ueberfiedelung nach Heilbronn, wo er sich in dem neuen mit

*) Band 10 und 11, 1862 und 63; später unter dem erweiterten Titel „Goethe als Staats- und Geschäftsmann“ und in erweiterter Gestalt in Schöll's Geammelte Abhandlungen über „Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens“ (Berlin, Verlag von Wilhelm Herß, 1882) aufgenommen.

seiner Tochter begründeten Haushalt wohlfühlte und so lange blieb, bis diese sich (im Herbst 1864) verheirathete. Hierauf folgte das ruhige Darmstadt, und im vorletzten Jahre seines Lebens zog es ihn bekanntlich nach seiner schwäbischen Heimath. —

Geß sagt: „Ein gleiches Bild (wie sein Wanderleben) zeigt auch sein geistiges Schaffen während dieser Jahre.“ Dies ist richtig; allein wir möchten uns nicht der Ansicht zuneigen, daß Beides in innerem ursächlichen Zusammenhang stände, vielmehr würden höchstwahrscheinlich die nänlichen Geisteserzeugnisse auch bei einem stetigen Wohnsitz entstanden sein. Wir glauben sagen zu dürfen, daß Strauß von jetzt ab Berufsschriftsteller wurde und somit nicht mehr ohne Beruf war: er übte in Wirklichkeit einen Beruf aus, auch wenn er es nicht zugeben wollte und dieser Beruf ihm nicht genügte. Indessen beweist eine Aufzeichnung in den Literarischen Denkwürdigkeiten vom 9. Februar 1866, daß er bei ruhiger Stimmung auch wohl anders dachte: „Das Ergebnis einer derartigen Rückschau (auf eine mehr als dreißigjährige Autorkarriere) ist, ich darf es mir gestehen, auf einer Seite ein solches, das mich erfreuen, ja erheben kann. Ich habe mehr erreicht, als ich ursprünglich erwarten konnte; eine Wirksamkeit und Bedeutung als Schriftsteller gewonnen, wie ich sie nie gewagt hatte mir zu versprechen. Auch hat meine schriftstellerische Produktivität diese dreißig Jahre her immer so ziemlich nachgehalten; selbst wenn sie einmal erlöschen schien, sich immer wieder hergestellt.“

Und Strauß übte seinen Schriftstellerberuf aus in einem Maße und mit einer Wirkung, daß er von manchen anderen Schriftstellern beneidet werden konnte. Und daß er sich auf mehrere Gebiete warf, sich nicht mit Politik und Kunst, wie ihm Wischer gerathen hatte, begnügte, war dies vielleicht ein Mangel oder ein Fehler? Wird Jemand behaupten wollen, daß auch nur eine seiner zahlreichen Arbeiten etwas Dilettantenhaftes an sich habe? Strauß selbst verlor, wenn wir nicht irren, immer mehr sein Dilettantenbewußtsein und fühlte sich immer wohler und heimischer in seiner schriftstellerischen Thätigkeit; daß er sich niemals ganz wohl fühlte, lag daran, daß er daneben keinen praktischen Beruf, kein Amt hatte.

Geß erwähnt und bespricht Strauß' einzelne Schriften aus dieser Periode in zwangloser Folge. Daß Strauß mit seinem „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren“ das politische Gebiet betrat, könnte uns einigermaßen Wunder nehmen, allein er that dies sozusagen mehr in indirekter Weise; direkt mußte er sich wider Willen,

buchstäblich „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Trieb“ im Jahre 1848 in politischer Thätigkeit üben, als deren Frucht wir die sechs theologisch-politischen Volksreden besitzen. Eck's Darstellung, sowie sein Urtheil über beide Arbeiten ist einfach zu unterschreiben, auch was er über Treitschke's Behauptung von verblendetem Haß und abgeschmackten und widerlichen Uebertreibungen in Julian dem Abtrünnigen bemerkt.

Eck berührt kurz die Epigramme aus der Glyptothek und die musikalischen Sonette, sowie die biographischen Aufsätze über die württembergischen Maler Eberhard Wächter und Gottlieb Schick. Ausführlicher verweilt er bei den deutschen Dichterleben von Klopstock bis Schiller, oder vielmehr bei Strauß' Absicht, diese zu schreiben. Es sollten drei Paare werden, Klopstock-Wieland, Lessing-Herder, Goethe-Schiller, als Vertreter unserer auf dem Humanismus und der Reformation basirenden klassischen Literatur. Wie man weiß, gelangte der Plan nicht zur Ausführung, nur Klopstock's Jugendgeschichte gab Strauß nach sieben Jahren als abgeschlossenes Fragment in der zweiten Sammlung seiner „Kleinen Schriften“ (1866) heraus. Eck erwähnt Gervinus' zurückhaltende Einwirkung, der in dem Unternehmen ein Fortspinnen an unserer schönwissenschaftlichen Aera sah, die er mit seiner Geschichte der deutschen Nationalliteratur abgeschlossen haben wollte, um einer politischen Aera Raum zu schaffen (Literarische Denkwürdigkeiten S. 41), und meint, wenig sei für Strauß' Schriftstellern charakteristischer, als dieser Schiffbruch. Wir vermögen uns diesem scharfen Urtheil nicht anzuschließen. Am wenigsten können wir zugeben, daß, wie Eck meint, zu solchen umfassenden schriftstellerischen Unternehmungen, in denen die Stimmungen und Zustände ganzer Reihen und Personen darzustellen waren, an denen, unbeirrt durch die wechselnde Laune des Tages, Monate und Jahre lang fortgearbeitet werden mußte, Strauß' Kraft nicht ausgereicht habe. Wir sind der Ansicht, daß, wer auf einem ihm bisher fast ganz fremden Gebiet, der Reformation und dem Humanismus mit ihren Ausläufern, so umfassenden Studien sich unterziehen und diese im Frischlin und Hutten zu vollendeten Darstellungen verdichten konnte, daß der auch auf einem Felde, auf dem er so heimisch war wie kaum ein Anderer, auf welchem zudem das Material durch Gervinus' Geschichte der deutschen Dichtung gesichtet vorlag, sogar mit Leichtigkeit uns mit ähnlichen Meisterwerken hätte beschenken können. Allein das war es eben, daß

Strauß vielleicht zu sehr in unserer klassischen Literatur, vorzugsweise in Goethe, lebte, den er „zu seinem Vergnügen“ zu lesen pflegte, und dessen Biographie zu verfassen er sich trotz aller Bitten seiner Freunde nicht entschließen mochte: dies wolle er seinem Freunde Schöll überlassen, er selbst werde dieses Weges, so schreibt er in einem Briefe an Wischer, außer genießend, schwerlich mehr kommen. Wenn Eck nun gar, indem er die fein ausgeführten Skizzen über Lessing's Nathan, H. W. Schlegel und Karl Immermann lobend erwähnt, die Bemerkung hieran knüpft, daß die Hand, die hier die Feder führte, zur Ausführung großer literarischer Gemälde ungeeignet gewesen sei, so müssen wir dies auf Grund der Beanlagung von Strauß für falsch erklären. Dagegen stimmen wir Eck bei, wenn er als Grund, der die Schuld an diesem Versagen, wie er es nennt, trug, das Fehlen des pathologischen Antriebs annimmt (nicht auch des „Zornes“, was bei Strauß eine übertriebene Aeußerung des Augenblicks war, die nur auf einige Schriften paßt), womit unsere obige Auffassung bestätigt sein dürfte. In Betreff der kleinen Arbeiten ist noch zu bemerken, daß Strauß solche zwar liebte, aber doch nicht in dem Maße, daß er sich besonders häufig mit ihnen befaßte; wenn man sich seine „kleinen Schriften“ ansieht, wird man finden, daß ihre Zahl nicht so groß ist, wie bei manch anderen Berufsschriftstellern.

Ein neues Gebiet, das Gebiet der umfassenderen Biographie, eröffnete sich Strauß, auf dem er sich sofort und mit der Zeit immer mehr wohl fühlte, zunächst durch einen zufälligen Anlaß. Daß der Zufall bei Strauß' Beschäftigung und schriftstellerischem Arbeiten eine nicht unbedeutende Rolle spielt, darauf wird von Eck zu wiederholten Malen hingewiesen; hiergegen ist nichts zu sagen, nur darf man Strauß keinen Vorwurf daraus machen. Strauß hatte, was wir nicht oft genug wiederholen können, kein Amt und somit keine regelmäßige Thätigkeit auf einem bestimmten Feld, das ihn festhielt.

Den Anlaß zu der ersten größeren Arbeit nach dem Schiffbruch seiner Ehe bildete der Tod seines Freundes Märklin im Herbst des Jahres 1849. Das von Strauß sofort verfaßte, aber erst gegen Ende des Jahres 1850 erschienene „Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart“ bietet aus dem Grunde ein besonderes Interesse, weil in ihm größtentheils Strauß' eigener Entwicklungsgang dargestellt ist.

Schon früher übrigens, in dem Schmerzsjahr 1847, dem

Jahr nach der Trennung der Ehe, hatte Strauß eine Sammlung von Briefen Schubart's mit biographischen Einleitungen zusammengestellt, sie erschien jedoch erst im Jahr 1849 im Druck. Strauß erkannte selbst, daß er hier allzu ausführlich geworden war, und entschuldigte dies mit seiner subjektiven Stimmung. Indessen waren Schubart und Märklin nur Vorläufer für größere biographische Arbeiten.

Erst das Jahr 1855 brachte eine neue biographische Leistung, den Frischlin. Auch hier war zu große Ausführlichkeit; das Buch hatte aber für Strauß die Bedeutung, daß er, im Grunde zum erstenmal, ein ungemein weitschichtiges Material für diese Biographie durchgearbeitet hatte, was ihm als Vorstudie zu seinem Hutten dienen mochte, den er bald darauf in Angriff nahm, und der im Jahre 1857 erschien. Wie sehr Strauß selbst von dem „neuen Weg, den er für seine Schriftstellerei gefunden“, und seiner ersten Leistung auf dem neuen Gebiet, seiner „ersten eigentlichen Biographie“, dem Buch über Frischlin, trotzdem daß es beim Publikum so wenig wie seine unmittelbar vorhergegangenen Schriften Glück machte, befriedigt war, und wie wenig er sich seine gehobene Stimmung durch den geringen Erfolg verderben ließ, ist aus den literarischen Denkwürdigkeiten zu ersehen.

Er nennt den Hutten das in seiner Art beste Buch, das Strauß geschrieben, indem er die Gründlichkeit der Quellenforschung und die blendende Kunst der Darstellung hervorhebt, die der Handlung dramatischen Reiz zu verleihen weiß. Aber die Gesamtaufassung der Zeit, in ihrem Mittelpunkt: der Reformation, hält Er für verfehlt.

Es erscheint uns nicht geboten, die Begründung dieses Urtheils durch Er im Einzelnen zu verfolgen; es genügt, zu sagen, daß wir ihm beipflichten müssen. Auch daß Strauß die Biographie Luther's nicht schrieb, zu der ihn bekanntlich Gervinus zu bestimmen versuchte, hatte den nämlichen Grund; hier lag Strauß' Schranke, der Mangel an tieferer Auffassung der Religion — dies müssen selbst seine wärmsten Verehrer zugeben.

Was wir vermiffen, ist eine Beurtheilung von Strauß' Ausspruch über Luther Seite 190. Was Er danach bringt (Goethe's Satz: „An Luther irre zu werden, ist für die Protestanten ein Unglück“) genügt doch nicht. Er bricht ab, wo wir noch mehr erwarten; hier, wie an manchen anderen Stellen, hat das Buch etwas Fragmentarisches an sich.

In der Schlußbetrachtung des dritten Abschnittes, so würdig sie im Ganzen gehalten ist, finden wir in dem Satz: „Strauß hat aber auch die sittliche That nicht vollbracht, in geduldiger und entfagungsvoller Arbeit sich die Grundlagen zu einem neuen zweckvollen Dasein zu schaffen: er ist zum Rohr geworden, das die Winde hin und her treiben“ zum mindesten eine starke Uebertreibung und eine schiefe Auffassung. Auch den Vergleich mit Shakespeare's Dichtungen hätte Eck besser weggelassen; er nennt ihn selber gewagt, und wenn er nicht mißverstanden zu werden hofft, so möchten wir bezweifeln, ob dies allgemein der Fall sein wird. Dagegen sagt uns eine frühere Stelle seines Buches zu: „Die Unmöglichkeit, wenn er denn in dem alten Hause nicht mehr zu Hause war, irgendwo sonst heimisch zu werden, ist ein starker Beweis für die unüberbietbare Anziehungskraft, welche die Theologie auf Strauß geübt, wie für die bedingungslose Hingabe, mit der er ihr einst gedient hatte.“

Im Anschluß an diese Worte kehren wir zur Theologie zurück, wie Strauß selbst zu ihr zurückkehrte im Jahre 1860 mit seiner Vorrede zum dritten Bande seines Hutten (Hutten's Gespräche). Damit treten wir in den vierten Abschnitt des Eck'schen Buches ein.

Die Ueberschrift dieses letzten Vortrags lautet: Der alte und der neue Glaube. Eck giebt uns zunächst einige biographische Mittheilungen. Als Strauß bei seinem Freunde, dem Pfarrer Rapp in Münkheim, zu Besuch weilte und es ruckbar ward, was für ein Vogel (um mit Strauß zu reden) sich daselbst eingenistet hatte, wurde Rapp wegen seines Umgangs mit dem Ketzer von dem Prälaten Mehring in Hall zur Rechenschaft gezogen, die Bauern wurden ob des der Gemeinde gegebenen Mergernisses ihrem Pfarrer auffässig (oder vielmehr auffässig gemacht), und dieser war, allerdings nachdem er selbst Unvorsichtigkeiten sich hatte zu Schulden kommen lassen, genöthigt, um seine Versetzung einzukommen. „Strauß' Born“, jagt Eck, „flammte hell auf. Für solches Volk, schrieb er, gehören solche Pfaffen. Und boshaft gab er dem Freunde den Rath, das Amtskredo nicht zu vergessen, den objektiven Amts- und Gemeindemenschlichen herauszuführen, sich mit dem religiösen Bewußtsein der Kirche mehr in Rapport zu setzen, Bibel, Homiletisches und dergleichen zu lesen. Denn es sei unstreitig das Amt des Geistlichen, der Gemeinde ihren Glauben vorzutragen; er dürfe ihr kein Stück ihres Glaubens unterschlagen, auch von keinem vermeintlichen Edelstein ihres heiligen Apparats sagen: das

ist Glas.“ Hierzu ist zu bemerken, daß Eck sich im Irrthum befindet, wenn er Strauß' Rath boshaft nennt. Was dieser seinem Freunde rieth, war nicht nur ernsthaft gemeint, sondern seine volle Uebersetzung: waren es ja doch die nämlichen Grundsätze, die Strauß selber als Vikar befolgt hatte; andere Briefe, z. B. an Käferle, sowie das Buch über Märklin, enthalten Aehnliches.

Sehr anziehend sind die Streiflichter zu lesen, die Eck im Anschluß an den Münchheimer Hergang auf die damaligen Zeitverhältnisse wirft. Dem Abt Lücke in Göttingen war es schwer verübelt worden, daß er bei Gelegenheit eines Gustav-Adolf-Festes die Gastfreundschaft Ferdinand Christian Baur's — „der es sich recht eigentlich zur Lebensaufgabe gemacht hat, die Geschichte und das Wort des Herrn in Altome zu zerpfücken“ — anzunehmen und sich der biedereren Herzlichkeit seiner echt schwäbischen Persönlichkeit zu erfreuen gewagt hatte. Zur hundertjährigen Schillerfeier wurde der nicht mißverständliche Ruf laut: hinweg mit aller Menschenvergötterung in und außer der Kirche; Strauß entgegnete: wir außerhalb der Kirche haben nie daran gedacht, Schiller sei wohl bei lebendigem Leibe in den Himmel erhoben worden. Bei Alexander von Humboldt's Begräbniß konnte der Leichenredner, Strauß' alter Freund und Gegner Wilhelm Hoffmann, dem großen Naturforscher nur sehr bedingte Aussicht auf den Zutritt in den christlichen Himmel eröffnen; Strauß bestätigte ihm: Humboldt's Kosmos mit seinen populären Bearbeitungen habe dem Kirchenglauben unberechenbaren Abbruch gethan.

Einigermassen auffallend ist es, daß Eck bei der Vorrede zu dem dritten Band Hutten, der das Vorstehende entnommen ist (S. S. XXIV f. und S. XXXV), sonst gar nicht verweilt. Kurz vor ihrer Abfassung schrieb Strauß am 19. Februar 1860 an Vischer, er sei allen Streitens so herzlich müde — ein kleines Anzeichen dafür, daß es ihn schon damals, wie überhaupt stets, mehr um Verständigung als um Streit mit Anderen zu thun war. Da wir hier das Buch von Eck zu besprechen und an dieses nur anzuknüpfen haben, was sich nahe daran anschließt, so verzichten wir auf ein näheres Eingehen in die nach mehr als einer Seite sehr bedeutende Vorrede.

Eck geht nun, nachdem er Strauß' Schrift über Hermann Samuel Reimarus von 1862 als Vorgänger für das neue Leben Jesu, und seinen Voltaire von 1870 als Vorgänger für den alten und neuen Glauben in Kürze erwähnt, zu einer

Beisprechung des Lebens Jesu für das deutsche Volk vom Jahr 1864 über. Strauß' erstes Leben Jesu von 1835 hatte uns eine Kritik der evangelischen Geschichte ohne Kritik ihrer Quellen gegeben. Eck sagt hierüber zutreffend: „Den heute sehr billigen Vorwurf, daß in dieser Kritik, die überall die Sache im Auge hat, die Vorfrage nach den Quellen unserer Evangelien, nach ihrem gegenseitigen literarischen Abhängigkeitsverhältniß unbefriedigend behandelt sei, wird man sehr kurz abweisen können. Was im Jahre 1835 in dieser Hinsicht irgend zu erreichen war, hat Strauß selbständig benutzt. Ultra posse nemo obligatur.“ Jetzt galt es nachzuholen, was in der Zwischenzeit durch Ferdinand Christian Baur und seine Schüler und Nachfolger über den Ursprung des Christenthums und die Quellen der Evangelien erforscht worden war. Eck bezweifelt wieder, ob Strauß die Geduld finden werde, diesen minutiösen Untersuchungen bis ins Einzelne nachzugehen, und meint, er sei von vornherein überzeugt gewesen, daß nur seine Freunde, die Tübinger, es im Ganzen recht gemacht hätten. Unterdessen war dem von Strauß so gering geschätzten Marcus sein Recht geworden, er hatte die nicht mehr bestrittene Priorität vor Matthäus und Lucas erlangt: „Strauß kam mit den quellenkritischen Voraussetzungen seines Buches, die er von den Tübingern übernahm, um ein Jahrzehnt zu spät. Die Sorglosigkeit aber in dieser Beziehung, die 1835 zu entschuldigen war, hatte 1864 ihr Recht verloren.“

An einer andern Stelle sagt Eck über den Begriff des Mythos, der Gesichtspunkt bewußter Erdichtung sei von Baur viel weiter ausgedehnt worden, als der Begriff des Mythos zuzulassen scheine; aber sofern die bewußte Erdichtung eines Einzelnen Glauben gefunden, in die Sage eines Volkes oder einer Religionspartei übergegangen sei, bleibe der Name des Mythos auch für diese in seinem Recht.

Eck stellt die Hauptgesichtspunkte in dem neuen Leben Jesu mit anerkenntnenswerther Objektivität klar und übersichtlich dar, soweit dies in einem so engen Rahmen möglich ist, und faßt das Ergebnis in folgenden Schlüssen zusammen: „Das zweite Leben Jesu stellt die letzte Bemühung in Strauß' Denken dar, trotz Allem, was sich dagegen sträubte, sich in ein positives Verhältniß zum Stifter des Christenthums zu setzen. Können wir ihm insofern unsere Theilnahme nicht versagen, so bieten die späteren Urtheile den Beweis, daß dies Bemühen mißlingen mußte. Denn er wollte den Religionsstifter darstellen, indem er zugleich den Inhalt

der Religion als nicht-wirklich behauptete. Ihm war schlechterdings unfaßbar, daß zwischen dem physisch und moralisch Natürlichen, das uns aus seinen Ursachen begreiflich ist, und dem Uebernatürlichen, das uns in der leeren Form des Mirakels entgegentritt, es noch ein Drittes geben kann und giebt. „Geheimnisse“, sagt Goethe, „sind keine Wunder“. Und „Die Geheimnisse“ betitelt Goethe das Fragment der merkwürdigen Dichtung, in der Humanus im verschwiegenen Kloster die Repräsentanten aller besonderen Religionen um sich versammelt. — Vieles, gewiß, in dieser Welt der Geheimnisse wird dem Wanderer aus den Reden der Brüder verständlich werden. Aber Goethe warnt:

Doch glaube keiner, daß mit allem Sinnen
Das ganze Lied er je enträthseln werde.

Dies wunderbare Lied der Religion hat Strauß auf seinem Höhepunkte ohne Rest enträthseln, den Religionsstifter alles Geheimnisvollen entkleiden wollen. Dies Beginnen freilich mußte scheitern.“

Wird die Enträthselung — so müssen wir fragen — Jedem gelingen? wird sie wenigstens bis zu einem gewissen Grad gelingen, wenn auch das „ganze Lied“ Niemand jemals enträthseln wird?

Ueß bespricht noch die Bestimmung des zweiten Lebens Jesu für das deutsche Volk als das Volk der Reformation, das diese fortführen soll in einer Scheidung des Wesentlichen im Christenthum vom Unwesentlichen, und kommt dann zu der Streitschrift „Die Halben und die Ganzen“ gegen Schenkel und Hengstenberg vom Jahre 1865, auf deren Inhalt er jedoch nicht näher eingeht. Auffallend ist es uns, daß er eine andere Schrift aus demselben Jahre nicht erwähnt: „Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte, eine Kritik des Schleiermacher'schen Lebens Jesu.“ Wir vermögen uns diese Auslassung nur als ein unabsichtliches Versehen zu erklären, da Ueß sonst sehr oft auf Schleiermacher und dessen Beurtheilung durch Strauß zu sprechen kommt und auf Seite 25 zwei ungedruckte Hefte Schleiermacher'scher Vorlesungen über das Leben Jesu anführt, die Strauß bei seinem Aufenthalt in Berlin im Winter 1831/32 studirte. —

Nun zu Strauß' letztem Bekenntniß, seinem alten und neuen Glauben.

Die erste Anregung ging, wie Ueß nach den literarischen Denkwürdigkeiten berichtet, von Strauß' Bruder Wilhelm aus. Auf dem Boden der modernen Weltanschauung durch Lectüre und eigenes Nachdenken fest begründet, ihren Ergebnissen mit warmer

Ueberzeugung zugethan und nur von der vollständigen Ausarbeitung und Verbreitung derselben Heil für die Menschen erwartend, sah der Bruder zwar in Strauß' früheren theologischen Schriften dankenswerthe Beiträge dazu, aber sie erschienen ihm in ihrer Haltung zu negativ und in ihrer Form zu gelehrt. Jetzt, nach der Rückkehr zur Theologie, verlangte er, daß dieser auf den Kern der Sache losgehe, der alten christlichen Weltanschauung in allen ihren Theilen und Folgerungen, vom Gottes- und Weltbegriff bis auf die Lehren von Lebensgenuß und Sitte hinaus, die moderne natürliche oder philosophische Weltanschauung entgegenstelle, und zwar in einer Sprache, die für Alle verständlich und ergreifend wäre.

Strauß bemerkt hierzu Folgendes in den literarischen Denkwürdigkeiten: „Daß ein solches Werk wünschenswerth sei, bestritt ich nicht; daß es schwer und die Zeit vielleicht noch nicht da sei, es zu schreiben, bestritt er (der Bruder) nicht; als ich ihm meinen Plan eines neuen Lebens Jesu vorlegte, ließ er ihn nur als eine Abschlagszahlung gelten; ich selbst halte es nicht für mehr und denke eben jetzt an die schließliche Abzahlung: allein nur mit halber Hoffnung, sie noch leisten zu können.“

Diese Worte tragen das Datum des 22. Februar 1866. Die Anregung durch Strauß' Bruder war bereits fünf Jahre früher erfolgt; Strauß' Antwort vom Gründonnerstag 1861 ist in so hohem Grad charakteristisch, daß wir es für angemessen erachten müssen, die Hauptstellen wörtlich anzuführen. Strauß schreibt: „Die religiöse Frage anlangend, wird es von einer verschiedenen Auffassung abhängen, ob das Christenthum auch in moralischer Absicht diese Vorwürfe verdient; ich glaube soviel jedenfalls beweisen zu können, daß aus dem Sumpf des faulenden Heidenthums ohne dasselbe nicht herauszukommen war. Noch viel sicherer scheint mir das zu stehen, daß, wer auf die jetzige Zeit wirken will, wenigstens den einen Fuß auf dem Boden des Christenthums behalten muß. Man muß vorerst mit Preisgebung des Historisch-Wunderhaften und damit des Dogmatischen das Wesentliche seines göttlichen Gehalts festhalten, in der Hoffnung, daß, was darin noch unrein ist, sich eben mit Entfernung des Mirakulösen vollends läutern werde. Ein Katechismus, wie Du davon schreibst, wäre allerdings eine schöne Sache, aber ich glaube nicht, daß er in den nächsten zwanzig Jahren geschrieben wird. Dazu sind die Dinge noch nicht weit genug. Ob ich ihn schreiben könnte, ist dann noch eine andere Frage, auf die ich nicht so aus dem Stegreif

antworten kann; so etwas muß ich langsam in mir operiren lassen.“

Nicht minder wichtig dürfte eine Stelle in einem Brief an Vischer vom 18. Juli 1863 sein: „Was ich machen möchte, ja eigentlich für Schuldigkeit halte, daß es einer von uns macht, das ist eine Moral oder vielmehr eine populäre Glaubens- und Sittenlehre; denn wenigstens die Punkte von Gott und Unsterblichkeit müßten nothwendig auch darin zur Sprache kommen. Wir sagen immer, wir wollen die Moral nicht aufheben, denn, was für den Frommen aus dem Glauben, das ergebe sich für uns aus dem Wesen des Menschen selbst als Pflicht; allein wenn man mich heute beim Wort nähme, so käme ich in keine kleine Verlegenheit, da dieser Zusammenhang für uns doch weit mehr erst im Gefühl und Instinkt, als im klaren Denken vorhanden ist. Insofern ist es zunächst ein eigenes Bedürfniß, das ich mit einer solchen Arbeit befriedigen würde; und auf jeden Fall werde ich, sobald ich arbeitsfrei bin, einmal in der neuern anthropologisch-moralischen Literatur eine Umschau halten.“

Und in dem letzten der unpolitischen Gespräche über die Todesstrafe aus dem Jahre 1865 sagt Strauß, die alten Bande, die den Menschen vom Bösen abhielten, seien morsch, und die neuen seien noch nicht fest geknüpft.

In den literarischen Denkwürdigkeiten erwähnt er, daß ihm die Vorbereitungen zu einem kleinen Büchlein, das an die Stelle der alten Dogmatik treten solle, den Winter 1865/66 herumbringen halfen, und am 19. November 1867 schreibt er (Literarische Denkwürdigkeiten Seite 61): „Nur Eins ist, wozu ich noch einen verborgenen Trieb in mir empfinde, und schon ein gewisser Instinkt der Symmetrie in meinem Innern führt mich dazu: in ähnlicher — oder viel mehr in ganz anderer Art, nämlich in viel freierer Umgestaltung, wie von meinem Leben Jesu, möchte ich auch von meiner Dogmatik noch eine, so gut als mir möglich populäre Umarbeitung, gleichsam ein lektwilliges Glaubensbekenntniß eines Denkenden unserer Tage, geben. Aber diese Aufgabe ist eine so schwere, daß ich immer wieder verzweifle, ihr mit meiner sinkenden Kraft noch gewachsen zu sein.“

Aus alledem geht hervor, wie Strauß sich nicht bloß der Schwierigkeit einer derartigen Arbeit bewußt war, sondern auch seiner eigenen Unzulänglichkeit, die er indessen, wie wir schon einmal bemerkt haben, mit Anderen theilte.

Die Ausarbeitung des Werkes, mit dem sich Strauß' Gedanken fortwährend beschäftigten, verschob sich bis nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges. Inzwischen hatte Strauß seine Vorträge über Voltaire erst vor der Prinzessin Alice gehalten und dann herausgegeben und den Briefwechsel mit Renan geführt. Eck bespricht den Voltaire in verhältnißmäßig ausführlicher Weise und sagt von den Renan-Briefen: „Mit seiner feinen und spitzen Feder hatte auch Strauß einen guten Waffengang zu seines Vaterlandes Ehrenschutz gethan. Mit keiner seiner Schriften hatte er so vielen Menschen aus dem Herzen geredet, so vieler Menschen Dank geerntet, wie mit diesen Zeilen. Noch auf dem letzten Krankenlager freute er sich dieser Briefe; wem die Natur, meinte er, auch nur einmal die Zunge so gelöst hat, der gehört nicht zu ihren Stiefkindern“ (in dem Briefe an Rapp vom 25. Juli 1873).

Eck giebt zu, daß Strauß sich bei der Ausarbeitung seines letzten Buches der Größe der Aufgabe, die er lösen wollte, vollaufbewußt gewesen sei. „Was seines Amtes ist, daran mahnt ihn die Erinnerung an das Leben Jesu von 1835.“ Wir ziehen es vor, in dem Folgenden den Wortlaut aus dem „Nachwort als Vorwort“ zu den neuen Auflagen des alten und neuen Glaubens anstatt des Eck'schen Excerptes herzusetzen. „Mehr als ein Menschenalter“, sagt Strauß, „war hingegangen; die Ergebnisse jener Schrift (des Lebens Jesu von 1835), vielfach näher bestimmt, doch in der Hauptsache nur bestätigt durch die Forschungen Anderer, hatten nicht nur die theologische Wissenschaft, sondern auch die Ueberzeugungen der Gebildeten überhaupt durchdrungen; man fing an, mich mit meinem Unglauben in Ruhe zu lassen, wie ich die Welt und ihren von selbst sich zerlegenden Glauben in Ruhe ließ; da brachte mich die weitere Entwicklung der Wissenschaften von Neuem in die Lage, durch Zusammenziehen einzelner vorliegender Gedankenreihen einen Anstoß zum Fortschritt, aber auch zum Aergerniß zu geben. Diesmal handelte es sich nicht mehr um lediglich theologische Fragen, sondern um Kombinirung der auf diesem Gebiete erreichten Ergebnisse mit den Errungenschaften vornehmlich der Naturwissenschaft. Auf der einen Seite hatte man einen Christus, der nicht mehr Gottes Sohn, sondern im vollen Sinne Mensch sein, dabei aber doch fort und fort in der für den Gottmenschen eingerichteten Kirche verehrt werden sollte; auf der anderen sah man sich immer vollständiger ausgerüstet, das Zustandekommen der natürlichen Welt in ihrer Mannigfaltigkeit und ihrer

Stufenfolge bis zum Menschen hinauf ohne Zunahme eines Schöpfers, ohne Zwischeneintritt des Wunders zu erklären. Manche Forscher wie Liebhaber eigneten sich diese naturwissenschaftlichen Ergebnisse an, ohne über die Konsequenzen nachzudenken, die sie für die Religion und Theologie haben mußten; während auf der Gegenseite moderngläubige Theologen wie Laien auf die steigenden Fluthen des naturwissenschaftlichen Forschens und Entdeckens ruhig hinausblickten, ohne davon für ihren kirchlichen Boden etwas zu besorgen. Hier galt es abermals, das getrennt Vorliegende zusammenzudenken, und das war eine Aufgabe, deren Lösung ich so wenig wie in dem früheren Falle widerstehen konnte.“

Es fährt fort: „Aber ist das wirklich Alles, was zur Lösung der Aufgabe erforderlich ist? Ein kritisches und kombinatorisches Talent sollte zum Aufbau einer neuen Weltanschauung genügen? Nichts von eigentlich schöpferischer Produktivität wäre dazu erforderlich? Und wir entsinnen uns, meine ich, daß sich Strauß auch nur die produktive Phantasie des Dichters abgesprochen hat. Diese verschiedenen Selbstanalysen seiner Begabung bilden doch ein gefährliches Präjudiz für das Urtheil über die innere Berechtigung seines letzten Werkes. Und diese Bedenken werden dadurch nicht gehoben, daß er dem Buche den Nebentitel „ein Bekenntniß“ giebt, oder es sonst ein Generalglaubensbekenntniß, eine Confessio, eine Generalbeichte nennt. Denn um das bloße Bekennen war es ihm doch nicht zu thun. Der es so schmerzlich empfand, wenn das Publikum ihn nicht mehr lesen wollte, der hat auch bei der Abfassung seines letzten Buches nicht vergessen, daß der Bruder von der Verbreitung der modernen Weltanschauung Weil für die Menschen erwartet hatte. Wenn je, so hat er mit diesem Buche ins Weite zu wirken gehofft. Aber, war er zu dem wirklich innerlich ausgerüstet, was er mit ihm zu bieten gedachte?“

Wenn wir auch nicht in allem Einzelnen mit Es übereinstimmen, so müssen wir doch sagen: das ist ein maßvolles und im Ganzen auch ein gerechtes Urtheil; nur dürfte noch geltend zu machen sein, daß Strauß selbst sein letztes Werk stets nur als einen ersten Versuch, die moderne Weltanschauung gemeinverständlich darzustellen, bezeichnet hat.

Es kann nicht unsere Absicht sein, den vielen Besprechungen des vielgekauften und vielgelesenen Buches (es hat bis jetzt, so viel wir wissen, zehn Auflagen erlebt) eine neue Besprechung hinzuzufügen, und auch Es wollen wir nicht in Allem nachgehen, was

er, gleichfalls fragmentarisch, über das fragmentarische Buch sagt; wir beschränken uns auf einige Bemerkungen über einiges besonders Wesentliche.

Es hebt hervor, daß, während früher bei Strauß das Wissen die dunkelen Ahnungen der Religion zur Klarheit bringen sollte, jetzt umgekehrt ein Glaube, ein religiöses Gefühl, das Wissen kröne, da ja die Einheit des Universums nur eine Voraussetzung sei, die jedem strengen Beweisverfahren Trost bietet, weshalb Strauß wohlbedacht nach seiner eigenen Erklärung schon im Titel seiner Schrift dem alten Glauben nicht ein neues Wissen, sondern einen neuen Glauben entgegengestellt habe. Der erste Abschnitt: „Wie begreifen wir die Welt?“ enthält den Versuch, wenigstens einen Theil durch das begreifende Denken aufzuschließen; die zukünftige Wissenschaft wird mehr leisten können, in erster Linie handelt es sich um die Bekämpfung des Dualismus.

Es faßt einige Sätze aus dem alten und neuen Glauben, die sich an verschiedenen Stellen befinden, in treffender Weise zusammen. „Wir betrachten die Welt nicht mehr als das Werk einer absolut vernünftigen und guten Persönlichkeit, wohl aber ist sie die Werkstätte des Vernünftigen und Guten; sie ist uns nicht mehr angelegt von der höchsten Vernunft, aber angelegt auf die höchste Vernunft. Das Universum ist zwar unpersönlich, aber personbildend; im Menschen hat die Natur nicht nur überhaupt aufwärts, sondern über sich hinaus gewollt. Das Prinzip der Moral darum soll lauten: vergiß in keinem Augenblick, daß Du Mensch und kein Naturwesen bist; der Inbegriff der neuen Religion faßt sich in die Worte zusammen: vergiß in keinem Augenblick, daß Alles, was Du in Dir und um Dich her wahrnimmst, nach ewigen Gesetzen aus dem einen Urquell alles Lebens, aller Vernunft und alles Guten hervorgeht.“

Ob dies, wie Es mit einem jedenfalls starken Ausdruck meint, bloß sinnlose Phrasen sind, wird die Zukunft entscheiden.

Bei dem Abschnitt „Wie ordnen wir unser Leben?“ von dem er bekannte, daß er ihm am schwersten gefallen sei, empfand Strauß die Begründung der Moral als den schwächsten Punkt, „glaubte“ aber, daß eine Begründung auch vom monistischen Standpunkt möglich sei. Auch hierüber muß die Zukunft entscheiden.

Es führt die vielbesprochene Stelle des „alten und neuen Glaubens“ an, in der Strauß sagt, er habe den oft mit so vielem Lärm geltend gemachten Gegensatz zwischen Materialismus und

Idealismus, oder, wie man die dem ersteren entgegenstehende Ansicht nennen möge, im Stillen immer nur für einen Wortstreit angesehen, — und er fügt hinzu, daß dies allerdings sehr im Stillen der Fall gewesen sein müsse, indem er mehrere sehr gewichtige Zeugnisse für Strauß' gegentheilige Ansicht beibringt, u. A. zwei Briefe an Anno Fischer vom 6. März 1864 und vom 23. Oktober 1870. In letzterem, der aus der Zeit stammt, da Strauß schon mit der Ausarbeitung seiner „Generalbeichte“ beschäftigt war, heißt es: „Bis in Preußen freiere Luft kommt, hast Du in Jena einen so schönen Sitz, eine so erfreuliche Wirksamkeit, und auch Muße, durch Deine Schriften ein heilsames Gegengewicht gegen Materialismus und einseitigen Empirismus zu geben.“

Hierzu können wir eine noch gewichtigere Stelle aus dem „Poetischen Gedenkbuch“ hinzufügen, nämlich das Gedicht mit der Ueberschrift: „Besuch oder Brief?“ vom 30. September 1873, aus dem Krankenzimmer, gerade ein Jahr nach dem Erscheinen der ersten Auflage des „alten und neuen Glaubens“. Wir geben hier die zweite Strophe:

„Unser geistiges Verfehren
Kann der morische Leib nur stören;
Leichter, wenn wir ihn verneinen,
Werden sich die Seelen einen.“

Wir fragen: verdient der — gleichviel, was man unter Materialismus verstehen mag — den Namen eines Materialisten, und darf er sich selbst so nennen, der so etwas schreiben konnte? Strauß befand sich eben hier in einem starken Widerspruch mit sich selbst, und es ist dies, wie allgemein mit Recht geurtheilt wird, nicht der einzige Widerspruch in dem Buche, welches man im Gegensatz zu allen seinen anderen Leistungen ein nicht reifes Produkt nennen darf, ohne befürchten zu müssen, daß Strauß selbst gegen diese Bezeichnung Widerspruch erhoben hätte.

Aber von Interesse ist es immerhin, daß er mit seinem „Wortstreit“ nicht allein steht, und von noch größerem Interesse, daß er hierin eine Art von Zustimmung von einer Seite findet, von der man dies kaum hätte erwarten sollen. Es ist kein Geringerer, als der im Herbst 1896 verstorbene, so vielseitig, wir möchten sagen: so allseitig gebildete Konstantin Köhler, der sich sonst mit Strauß' letztem schriftstellerischen Erzeugniß sehr wenig einverstanden erklärte und dieses vornehmlich in seinem Buche „Das deutsche Reich und

die kirchliche Frage“ (Leipzig bei Grunow, 1876) bekämpft hat, in dessen Aufsatz „Neue Lessingstudien“ (Preussische Jahrbücher Band 20, Heft 3: Septemberheft von 1867) jedoch die folgenden Sätze zu lesen sind (S. 283): „Das Grundprinzip des Materialismus ist leicht zu widerlegen, denn es enthält einen augenfälligen Widerspruch. Daß die Materie gedacht wird, muß der Materialismus zugeben, weil es sozusagen eine sinnfällige Erscheinung ist. Damit nimmt der Materialismus den Satz an: die Materie denkt sich selbst. Sind wir erst so weit, so begreifen wir leicht, daß die Materie vielmehr eine Bestimmung des Denkens ist. Gerade der selbstzufriedene Idealismus aber stürzt uns immer wieder in den Materialismus. Wenn Alles in gleichem Grade Idealität ist, dann kann ebenso gut Alles Materie sein, und das große Problem wird zum Wortstreit.“

Ein solcher Ausspruch eines so hervorragenden Publizisten dürfte doch zum Nachdenken auffordern und namentlich Strauß' Kritiker veranlassen, sich nicht zu vermaßen, einen großen Geist so leicht hin „abzuthun“.

Wohlthuend berührt es, daß Eck anerkennt, wie Strauß im Gegensatz zu seiner neuen materialistischen Theorie von praktischem Idealismus erfüllt war, den unser Verfasser als Residuum einer anderen Weltanschauung bezeichnet. „Praktischem Materialismus hat Strauß jederzeit ferngestanden. In dieser Hinsicht ist sein Schild rein und auch die schärfste Prüfung wird keine begründeten Klagen in dieser Richtung zu Tage fördern.“ — „So wenig Hengstenberg einst ein Recht hatte, Strauß mit Heinrich Heine und dem jungen Deutschland zusammenzustellen, so wenig ist Karl Vogt jetzt sein Mann. Für den Giftstrom, der in Form von Romanen und Theaterstücken von Frankreich ausgeflossen ist, findet er so gut ein zürnendes Wort, wie bei den Schandstücken und schamlosen Tänzen, die man in Berlin aufführen sehen konnte, das beschämende Geständniß, daß wir uns zu Mitschuldigen der französischen Verderbniß gemacht haben. Und den Tanz ums goldene Kalb, in den Gründerjahren nach dem Krieg, macht der Mann nicht mit, der zur Konfirmation seiner Tochter die Worte schrieb: O Georgine, wie einfach war Deine Großmutter in ihrem Anzug. Ach, der edelste Gehalt hat nur um so mehr Werth, je schlichter die Form ist, in der er sich giebt. Wird mein liebes Kind das einmal verstehen lernen?“

Er stellt Strauß wiederum seinen Freund Vischer gegenüber. Wir haben niemals finden können, daß die Gegensätze in der Weltanschauung Beider so groß waren, wenn solche überhaupt jemals bestanden haben. In seinem Aufsatz im sechsten Heft der neuen kritischen Gänge weist Vischer vorzugsweise auf die Lücken in Strauß' altem und neuem Glauben hin, und zwar ganz besonders auf die Lücken in der Begründung des Monismus, dem er ebenso huldigte, wie Strauß; „dem Univerſum kann absolut nichts von außen kommen.“ Dabei erklärt Vischer, daß er sich auf bloße Andeutungen beschränke, und dies mit Recht, denn Vischer war es ebenso wenig wie Strauß gegeben, das Problem der Religion zu lösen. Und weiterhin sagt er, er habe Strauß in dem überſandten ausführlichen Manuskript „natürlich“ nichts zu sagen gemeint, was im Verlauf der öffentlichen Debatte nicht ihm selbst auf ähnliche Weise zum Bewußtsein gekommen sei; von einer Absage Vischer's an seinen alten Freund kann keine Rede sein.

Wird der Inhalt der Gegnerschaft Vischer's gegen Strauß stark übertrieben, so hat es mit dem letzten persönlichen Zerwürfniß eine ähnliche Bewandniß. Die Darstellung Günthart's in seinem Charakterbild Friedrich Theodor Vischer's erhält ihre Richtigstellung durch die von Zeller mitgetheilten Briefe (siehe die Briefe vom 18. Februar, 20. März und 27. August 1873 an Rapp), und Zeller's Reduziren des Auseinandergehens der beiden Freunde auf eine zeitweilige Verstimmung ist nicht so „verkehrt“, wie Er meint; richtiger noch wäre hier vielleicht die Anwendung des so oft mißbrauchten Wortes „Mißverständniß“. Der Gegensatz zwischen dem Charakter Beider tritt allerdings hervor, allein nicht in der Art, wie Er annimmt; denn nach einem Widerspruch, den Vischer, wie Er meint, im Namen einer sittlichen Weltordnung gegen den neuen Glauben erhoben hätte, sucht man in seinem ganzen Aufsatz vergebens, wenn man ihn auch noch so aufmerksam durchliest: ein solcher Gegensatz bestand zwischen Beiden nicht.

Ob das Moralprinzip, welches Strauß aus dem „wohlertannten Wesen des Menschen“ ableitet, „Vergiß in keinem Augenblicke, daß du Mensch und kein bloßes Naturwesen bist; in keinem Augenblicke, daß alle Anderen gleichfalls Menschen, d. h. bei aller individuellen Verschiedenheit, dasselbe wie du, mit den gleichen Bedürfnissen und Ansprüchen wie du, sind“, ob dieses „Sichbestimmen des Einzelnen nach der Gattung“ eine nichtsagende Phrase ist, möchten wir Er

nicht zugeben. Ein System der Ethik ist es freilich nicht, aber wo haben wir ein solches? Auch dies muß die Zukunft bringen; Ansätze dazu sind gemacht.

Zu dem Bedeutendsten, was über den „alten und neuen Glauben“ gesagt worden ist, gehören wohl ohne Zweifel die Bemerkungen Zeller's, sowohl gegen Ende seines kurzen Abrisses über „D. Fr. Strauß in seinem Leben und seinen Schriften“, wie in seinen Briefen an Strauß. Letzteres können wir freilich nur aus den Briefen von Strauß an Zeller schließen, welche Antworten auf Zeller's Äußerungen enthalten, da Zeller's Briefe selbst zu unserem Bedauern nicht mitveröffentlicht sind. Leider beschränken sich Zeller's Äußerungen in dem genannten Abriss auch nur auf Andeutungen:

Daß die ästhetische Weltanschauung nicht ausreicht und die Kunst nicht alle Probleme löst, dies Erkenntniß war auch Strauß nicht so verborgen, wie Eck anzunehmen scheint; denn würde sich sonst Strauß mit den ethischen Problemen so getragen, nach einem neuen Moralprinzip und nach der Begründung eines solchen gesucht und seinen Freund Zeller um Beihilfe hierfür angesprochen haben? Daß die Zugaben „von unseren großen Dichtern“ und „von unseren großen Musikern“ eben nur als Zugaben erschienen, ist doch nicht so unbegründet, wie Eck meint.

Das, was Eck gegen den neuen Glauben vorbringt, nicht ausreichend, wird jeder unbefangene Leser ebenso zugeben, wie es feststeht, daß Strauß' letztes Buch keine ausreichende Lösung der aufgeworfenen Fragen enthält.

Was aber nun? Diese Frage muß auf Jedermanns Lippen sein, wenn er den „alten und neuen Glauben“ oder eine der vielen Kritiken über dieses Buch gelesen hat, und es gehört sich, daß sie mit voller Offenheit besprochen wird. „Was ist Wahrheit?“ Es ist die alte, die ewige Frage. Zeller fordert eine neue Metaphysik; Nijcher sagt in dem erwähnten Aufsatz in den neuen kritischen Gängen: „Das Räthsel der Welt wird der Mensch in Ewigkeit vergeblich streben zu erforschen.“ So ist es und so wird es bleiben, ignoramus et ignorabimus, das ist der Weisheit letzter Schluß.

Wir haben es unsererseits stets für gut gefunden, in den höchsten Fragen der Menschheit nicht bloß auf Philosophen und Theologen als „die Männer vom Fach“, sondern ebenso auf die Stimmen anderer wissenschaftlich gebildeter Männer zu hören, und so können wir nicht umhin, hier einen Ausspruch des alten Ruß-

manl aus seinen „Jugenderinnerungen eines alten Arztes“ anzuführen: „Die Philosophie hat nie den religiösen Hunger der Völker zu stillen vermocht, und in diesem Unvermögen der Wissenschaft wurzelt die Kraft und die Macht der Kirche.“

Strauß führt in seinem „Nachwort als Vorwort“ zu den neuen Auflagen seines „alten und neuen Glaubens“ einen Brief von Dahlmann an Gervinus an, in dem es heißt: „Wie man ohne Kirche leben kann, das sehe ich ein; ich lebe selbst so, obwohl ich es anders wünschte.“ Strauß bemerkt dazu: „Das ist ganz meine Meinung, bis auf den Punkt des Anderswünschens“, und fügt beherzigenswerthe Worte hinzu.

„Es ist unter allen nur einigermaßen Gebildeten und Denkenden längst ein offenes Geheimniß, daß Keiner mehr an das kirchliche Dogma glaubt“, sagte Strauß in der Vorrede zu seiner Uebersetzung von Hutten's Gesprächen im Jahr 1860. Das liegt, sozusagen, in der Luft, d. h. hier in der Zeitströmung. Die Forschungen der Gelehrten sind mit ihren Resultaten in das allgemeine Zeitbewußtsein übergegangen, die gesammte Bildung ist von ihnen durchdrungen, wie dies Jeder mehr oder weniger an sich selbst erfahren hat. Unsere Jugend, wenn sie von der Schule zur Univerſität entlassen wird, besucht sie noch die Kirche? Und dies, ohne daß sie eine Zeile von Strauß und seinen Gesinnungsgenossen Wischer und Andern gelesen, und nachdem sie die übliche Erziehung in einem traditionell-gläubigen, selbstverständlich auch toleranten Elternhaus und die übliche Unterweisung im Religionsunterricht genossen hat. So war es schon vor länger als fünfzig Jahren, und so ist es heutzutage zum mindesten in nicht geringerem Maße.

Aber nach welchen sittlichen Grundsätzen leben wir, die Alten sowohl wie die Jungen? und wie steht es mit der Begründung der Grundsätze? Leben und handeln wir überhaupt nicht mehr nach Tradition und Gewohnheit oder, wie Strauß in dem oben erwähnten Brief an Wischer vom 18. Juli 1863 sagt, nach Gefühl und Instinkt, als nach vollbewußten Grundsätzen? Wer will da nicht zugeben, daß Strauß' Versuch mit seinem neuen Glauben am Plage war? Das Alte ist gestürzt, und zu einem neuen Gebäude fehlt es gerade zu allererst an den Fundamenten.

Hier rufen wir den trefflichen Schwaben=Wischer herbei, der in seiner Gedächtnisrede bei Enthüllung der Gedenktafel an Strauß' Geburtshaus zu Ludwigsburg im Jahr 1884 den Ausspruch that:

„Wird ein neuer Luther kommen, ein Mann mit Luther's Herz und Muth und Geist, aber freier und weiter blickend und die Wege findend zu einer Religion für mündige Geschlechter? Wir wissen es nicht, kein Auge durchdringt dieses Dunkel.“

Dem stimmen wir aus voller Seele bei. Und wie heißt es doch in Robert Prutz' Politischer Wochenstube von dem sehnsüchtig erwarteten Bräutigam für die Germania: „O erscheine dem hoffenden Volke!“

Notizen und Besprechungen.

Berichtigung.

In meinem Aufsatz über den Rückgang der deutschen Sprache in der Schweiz (Aprilheft der Preussischen Jahrbücher) habe ich in einer Fußnote am Ende gesagt: „Der Basler Peter Dchs ist in seiner Vaterstadt dermaßen dem allgemeinen Schimpf anheimgefallen, daß sich seine Familie vom Rath die Erlaubniß, einen anderen Namen anzunehmen, erwirkt hat.“ Diese Notiz bedarf einer Berichtigung.

Laut den von Nachkommen von Peter Dchs mir gemachten dankenswerthen Mittheilungen sagten über den Namenswechsel die Familienpapiere und die öffentlichen Akten Folgendes: Die beiden Söhne des Peter Dchs haben bei ihrer Verheirathung einen anderen Namen angenommen, weil sie den Namen Dchs, der öfter zu abgeschmackten Anzüglichkeiten Anlaß gegeben hatte, nicht auf eine folgende Generation zu übertragen wünschten. Politische Motive lagen dabei nicht vor. Der Namenswechsel geschah unter amtlich erklärter Einwilligung des Vaters. Uebrigens war dieser bald nach der Revolution von seinen Mitbürgern wieder in die höchsten Behörden gewählt worden und ist darin bis zu seinem Tode verblieben. Von einem allgemeinen auf ihm lastenden Haß konnte zur Zeit des Namenswechsels seiner Söhne (1818) nicht mehr die Rede sein, wenn auch die aristokratische Partei dem früheren Revolutionär immer noch recht unfreundlich gesinnt sein mochte.

Habe ich so zu meinem Bedauern in meiner Bemerkung über Peter Dchs einen Mißgriff gethan, den ich als solchen anzuerkennen nicht anstehe, so kann ich dafür zu meiner Entschuldigung anführen, daß die Behauptung, die Familie Dchs habe diesen Namen wegen des auf ihm lastenden politischen Hasses abgelegt, schon vor mir öffentlich ausgesprochen worden ist*) und daß ich selber diese irrthümliche Auffassung aus dem Vortrage eines Schweizerischen Geschichtsforschers geschöpft habe, auf dessen Mittheilungen ich sonst bauen konnte.

Zürich, im Juni 1900.

E. Blocher.

*) Siehe M. Birmann, Peter Dchs. Allg. deutsche Biographie, Bd. XXIV, Leipzig 1887.

Das englische Beispiel in Sachen der höheren Erziehung.

Das dringliche Interesse der Erziehungsfrage möge die Mittheilung folgender Bemerkungen, die eigentlich in den Rahmen einer ausführlicheren Abhandlung gehören, in fragmentarischem Zustand entschuldigen. Ich knüpfe dabei an eine gelegentliche Aeußerung in Cauer's Aufsatz „Fini's Gymnasii“ (Zuni-Heft der Preussischen Jahrbücher) an. Cauer spricht (S. 517) von unserm Vaterland, „demselben Land, in dem jetzt darangegangen werden soll, nach englischem Vorbilde, mit Hervorkehrung dessen, was unmittelbar von heute auf morgen Nutzen bringt, die Ausbildung der Jugend umzugestalten“. Die von mir durch Sperrdruck hervorgehobenen Worte enthalten einen freilich sehr verbreiteten, aber nicht weniger großen Irrthum. Es ist genau das Gegentheil der Wahrheit. Kein Volk hat sein Erziehungsweisen so gänzlich ohne Rücksicht auf das sogenannte Praktische oder das „was unmittelbar von heute auf morgen Nutzen bringt“ eingerichtet, wie das englische. Zwar sind England so wenig wie Deutschland und Frankreich die modernen Bestrebungen (Hervorheben der „praktischen“ neueren Sprachen und Naturwissenschaft) erspart geblieben, und einige der großen öffentlichen Schulen, z. B. Clifton, haben eine „modern side“ neben der „classical side“ eingerichtet; aber die Mehrzahl wohl der public schools und grammar schools haben dieser Strömung keine Rechnung getragen, und, was ebenso wichtig ist, überall wenden sich die aus guten Familien stammenden und die besser veranlagten Schüler fast ausnahmslos den klassischen Studien zu. Es wird ihnen gestattet, sich diesen klassischen Studien so ausschließlich zu widmen, daß darüber alle anderen Fächer und gerade eminent praktische, wie Geographie und die neuere Geschichte fremder Völker, gänzlich vernachlässigt werden. Diese Schüler erwerben dann auch noch auf der Schule auf diesem Gebiet Kenntnisse, wie sie unsere Abiturienten — ich meine gute Abiturienten vor 1892 — schon lange nicht mehr besitzen. — Die Universitäten haben zwar ihre alten Studienordnungen, wonach eigentlich nur Lateinisch und Griechisch getrieben wurde, längst aufgegeben, und jeder, der will, kann z. B. in Oxford Theologie, Jurisprudenz, Medizin, Neuere Geschichte, Mathematik oder Naturwissenschaften studiren. Aber die Elite der Studenten treibt — von einzelnen selbstverständlichen Ausnahmen abgesehen — durchaus klassische Studien und besteht das zum Baccalaureus-Artium-Grad erforderliche Schlußexamen in „Classical Finals“. In Cambridge besteht dieses klassische Universitätsstudium hauptsächlich im eigentlichen Sprachstudium (Grammatik, Gebrauch der alten Sprachen in Prosa und Versen, Lectüre, Textkritik); in Oxford (hier heißt das Examen „Litterae Humaniores“, vulgo „Greats“) im Studium der alten Sprachen, alten Geschichte und Philosophie. An dem Glauben, daß das Studium der Antike am meisten geeignet ist, wirklich bildend im höchsten Sinne auf die Jugend einzuwirken, und an dem entsprechenden Handeln halten die maßgebenden Kreise in England durchaus fest. Sie würden lachen über den

Gedanken, auf Schule und Universität das, was von heute auf morgen Nutzen bringt, lehren zu wollen. Wenn England in diesem Glauben etwas hat, was uns mehr und mehr verloren geht, so fehlt ihm dagegen auf diesem Gebiete etwas überaus Werthvolles, was wir besitzen: die Ausbildung und Ausnützung der spezifisch fachwissenschaftlichen Methode und die genügende Schätzung des fachwissenschaftlichen Momentes auf allen Gebieten. Das Erstere gilt gerade von der klassischen Philologie, und dies bedeutet zugleich Schwäche und Stärke. Von unserm wissenschaftlichen Betrieb, der durchaus zur Produktion anleitet, findet sich in England sehr wenig, und so sind auch die spezifisch-produktiven Leistungen der klassischen Philologie in England mit denen unserer Philologen im Ganzen nicht zu vergleichen. Dagegen gewinnen die Engländer in Folge der viel intensiveren und viel liebevolleren rezeptiven Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum einen viel größeren Bildungswerth aus diesen Studien als wir. Die Engländer sind sich dieser Sachlage vollkommen bewußt — man lese nur u. v. a. die einschlägigen Aufsätze Matthew Arnolds — und es ist nicht Unkenntniß, sondern bewußte Entschließung, wenn sie, wenigstens die maßgebenden großen Universitäten, im Gegensatz zu Amerikanern und Franzosen sich von dem deutschen wissenschaftlichen Betrieb so gut wie nichts angeeignet haben*). — Die Verachtung der Fachbildung — desjenigen, welches ein Jeder in seinem Beruf braucht oder welches von heute auf morgen Nutzen bringt — geht in England so weit, daß z. B. weitaus die meisten Studenten, die (Weißliche der Staatskirche werden wollen, und jedenfalls fast alle besser veranlagten Köpfe unter ihnen, auf der Universität das klassische Studium ergreifen. Diese hören dann, nachdem sie ihr Examen bestanden, vor ihrer Ordination meist noch ein Jahr lang in Oxford oder Cambridge theologische Vorlesungen, oder sie gehen in ein theologisches College. Oft unterlassen sie selbst das. Noch viel bezeichnender aber ist folgende Erscheinung für die Auffassung des „praktischen Krämervolkes“ vom Werthe der klassischen Bildung: die Verwaltungsbeamten, sowohl die des Mutterlandes (Home Civil Servants), als auch die Indiens (Indian Civil Servants), sind zum weitaus größten Theil rein humanistisch vorgebildet. Als Beleg dieser für Deutsche gewiß auffallenden Thatfache — man denke sich bei uns Philologen als Verwaltungsbeamte! — will ich aus mehreren mir heute vorliegenden Statistiken eine beliebig herausgegriffene hier mittheilen, und zwar die der im Jahre 1894 ernannten Indian Civil Servants**). — Die Verwaltungsbeamten werden ernannt — das ist vorauszuschicken — auf Grund eines

*) Auf eine sicher uns entlehnte Oxford-Neuerung möchte ich indeß doch hinweisen. Vor Kurzem wurde ein sog. Research- (Forschungs-) Degree (Baccalaureus-Grad) eingerichtet, welcher auf eine unserer Inauguraldissertation entsprechende Abhandlung hin ertheilt wird. Es können sich aber nur solche Kandidaten dazu melden, welche das zum (alten) Baccalaureus-Artium-Grad erforderliche Examen bestanden haben.

***) Nach dem Oxford Magazine.

Examens in einem Fach, das jeder Kandidat, der sich vorbereiten darf, wie er will, auf der Universität oder privatim, selbst auswählt. Die hauptsächlichsten Fächer, die gewählt werden dürfen, sind Philologie („Classics“), Neuere Geschichte, Jurisprudenz, Mathematik und Naturwissenschaften. Thatsächlich werden aber, wie wir sehen werden, die an den „Classics“ gebildeten Kandidaten weitaus am häufigsten ausgewählt. — Im Jahre 1894 also bestanden das Examen 61 Kandidaten. Bei 15 von diesen wird das Fach, in dem sie geprüft wurden, nicht angegeben: es sind diejenigen, welche von kleinen Universitäten kamen oder gar keine Universität besucht hatten. Von den andern 46 waren 34 Philologen (27 Exford*), 3 von Cambridge, 3 von Dublin, 1 von der Royal Irish University, 7 Mathematiker (5 von Cambridge, 1 von Exford, 1 von Dublin), 3 Historiker (2 von Exford, 1 von Cambridge), 1 Jurist (Exford), 1 Naturwissenschaftler (Cambridge). Rechnen wir von den 15, deren Fach nicht angegeben ist, auch nur $\frac{2}{3}$ zu den Philologen (vermutlich zu wenig, da jene kleinen „Universitäten“ fast nur „Classics“ lehren), so erhalten wir 44 von 61, also 72 Prozent, Philologen. Besonders auffallend ist für uns die Mißachtung der Jurisprudenz als Vorschule der Verwaltungsthätigkeit. — Wir sehen aus diesen vermehrbaren Beispielen, daß in England ein uns maßlos dünkendes Vertrauen zu der erzieherischen Macht des klassischen Alterthums herrscht, aber auch eine nicht zu verkennende Mißachtung der Fachbildung. Gegen diese, nicht gegen eine in den maßgebenden Kreisen nicht existierende Mißachtung der erzieherischen Macht der Wissenschaft überhaupt oder gar des klassischen Alterthums, sind die bekannten, auch von Cauer zitierten, Worte Roseberry's gerichtet. N. ist ein Kämpfer für das Moderne gegen das klassische Alterthum; die meines Wissens in Deutschland bisher allgemein seinen Worten gegebene Deutung ist gänzlich unzulässig: „wissenschaftlicher**“) in der Methode im Handel sein“ z. B. kann doch unmöglich heißen: „mit besserer (klassischer) Schulbildung an den Handel herantreten.“ Nein, an was N. denkt, wenn er unsere Methode im Handel, im Kriege, in der Erziehung preist, sind in erster Linie unsere Handelsschulen, ist unsere Kriegsakademie, ist (leider!) unsere moderne Nürnbergger-Trichter-Pädagogik.

Um nicht mißverstanden zu werden, will ich zum Schlusse hervorheben, daß der alleinige Zweck der obigen Zeilen war, darzulegen, daß England — wie in vielen Dingen, so auch hier das am wenigsten „moderne“ Land unter den Kulturländern — dem Ideal des Humanismus von allen weitaus am treuesten geblieben ist, vor allem aber, daß, wenn

*) Man beachte die in jedem Jahr nachweisbare Bevorzugung der Exford, auf die gesamte Alterthumswissenschaft, nicht die Sprachen allein, gegründete Schulung.

***) „Scientific“ deckt sich übrigens durchaus nicht ganz mit „wissenschaftlich“. Das Substantivum „science“ heißt in seinem weitaus üblichsten Gebrauch „Naturwissenschaft“ (im Gegensatz zu Geisteswissenschaft).

daß so häufig, auch z. B. in Frankreich, herangezogene englische Beispiele in Sachen der Erziehung als nachahmenswerth ins Feld geführt werden soll, es, abgesehen von der körperlichen Auszubildung, der Pflege des Sports und Spiels, nur für die Aufrechterhaltung, ja Stärkung der klassischen Bildung sprechen kann.

Freiburg i. B.

Adalbert Wahl.

Einige Bemerkungen zu der Abhandlung „Der deutsche Wortschatz und die deutsche Kultur“.

Die ebenso aufklärenden und lehrreichen, wie umsichtigen Untersuchungen, die Friedrich Seiler in Bd. 100, Heft II und III dieser Zeitschrift veröffentlicht hat, scheinen in manchen Einzelheiten der Nachprüfung, wohl auch der Berichtigung zu bedürfen.

Es bleibe dahingestellt, ob, wie behauptet wird, Dach (S. 230) ein rein deutsches Wort, oder ob es nicht, gleich decken, mit tegere verwandt, oder ob das von graphicus (= Schreiber) hergeleitete Graf (S. 245) nicht auf grau = alt, entsprechend dem slavischen Starost, zurückzuführen, oder ob Preis (S. 423) erst mittelbar aus pris, nicht unmittelbar aus pretium gebildet sei. Mindestens gewagt erscheinen dagegen die Ableitungen Estrich von ostrakon (S. 230), Eppich von apis (S. 233), laben von lavare (239), Mulde von muletra (S. 242), Karat von Keration (S. 426), Back von bacca (S. 430), Zille von elun (S. 438).

Estrich erklärt sich anders bei anderer Schreibart, nämlich Nestrich, sagt von selbst; es ist ursprünglich eine Bauart der Wände oder der Decken von Wohn- oder Wirtschaftsräumen, bei welcher Astholz oder gespaltenes Holz mit in Lehmbrei getauchtem Stroh unwickelt, dicht aneinander gereiht und dann mit Lehm überstrichen, oder auch ohne Stroh nur mit Lehm beworfen wird. — Die Beziehungen, welche die Selleriepflanze, Eppich (apium), zu den Bienen gehabt haben sollte, würden ausführlich nachzuweisen sein; die moderne Bienezucht weiß nichts davon, und zur Römerzeit wurde bekanntlich nur wilde Imkereit betrieben. — Bei dem Wort laben ist näher an Laib = gefornite, widerstandsfähige, starke Masse zu denken, daher laben = stark oder dick machen, wie Milch bei der Käsebereitung laben (s. Wörterbuch der Milchwirtschaft, Bremen 1891). — Sollte Karat wirklich aus Keration hervorgegangen und unter dem Hörnchen die Schote des Johannisbrotbaums zu verstehen sein, so würde man doch wohl — um so werthvolle Dinge, wie Gold, Juwelen, Perlen, genau abzuwägen, nicht die ungleich großen und ungleich schweren Schoten sondern eher die dem Gewicht nach minder verschiedenen Samentörner (vgl. Gran) als Gewichte benutzt haben. — Mulde von muletra herzuweisen, ist schon darum bedenklich, weil die Deutschen den Römern in der Milchwirtschaft voran waren.

Nicht fraglich erscheint auch die vermeintliche Aehnlichkeit der Tulppe mit einem Turban (S. 438), und die Schreibart *kontoir* (434).

Entschieden unrichtig aber ist die Annahme, daß die Butter mit ihrem lateinischen (eigentlich griechischen!) Namen *butyrum* aus dem nord-östlichen Frankreich nach Niederdeutschland gekommen sei (S. 241). Die Butter ist vielmehr, wie in meinem Buch „Kirne & Kirbe“, Berlin 1895, ausführlich nachgewiesen, nordischen Ursprungs, und nur die Bezeichnung (Emör) ist gewechselt worden. Dieses Beispiel zeigt, wie unzulässig es sei, allein aus dem Auftreten eines Wortes schließen zu wollen, daß bis dahin die damit bezeichnete Sache unbekannt gewesen sei, etwa wie wenn man ohne weitere Prüfung behaupten wollte, es habe vor dem Gebrauch des Wortes Portier in Deutschland keine Thürhüter, Pförtner oder Hauswarte gegeben.

Unrichtig ist ferner die Schreibart *Unbilde* (S. 231) statt *Unbill* (verwandt mit *billig* = gerecht, daher wohlthuend), *verjiegen* (S. 237) statt *verfischen* (von *fisch*), *Seckel* (S. 246) statt *Täckel*, *Zeug* (S. 432) statt *Zeuch* (vgl. *Züch*), *liefern* (434) — wie Verfasser selbst angiebt aus *livrer* — statt *liforn*, *Luark* (S. 437) statt *Luarg* (österreichisch *Luargel*, ostpreussisch *Zwarg*, Mehrheit *Zwärke*).

Mit vollem Recht tadelt der Verfasser den Ueberreifer mancher sogenannter Sprachreiner, die der Einddeutschung aller Fremdwörter, auch solcher widerstreben, welche, den Sprachschatz bereichernd, sich bereits mehr oder weniger eingebürgert haben und nur durch umständliche Bildung zusammengesetzter, schwerfälliger Worte, oder durch weitläufige Umschreibungen ersetzt werden können: wenn er aber, mit einigem Spott sich selbst verbeßernd, meint, an Stelle „verlorenen terrains“ verlorenes Gelände setzen zu dürfen oder zu sollen, so schießt er über das Ziel hinaus, denn, gleich vielen Fremdwörtern, die eine mehrfache Bedeutung erlangt haben und eben darum verwerflich sind, bedeutet *terrain* in diesem Fall nicht Gelände, sondern Gebiet.

Venno Martiny.

Erwiderung.

Daß in der Etymologie vieles unsicher ist, davon ist jeder, der sich mit dieser Wissenschaft beschäftigt hat, durchdrungen. Ich habe in meinem Artikel „Der deutsche Wortschatz und die deutsche Kultur“ die gegenwärtig als sicher oder wenigstens als die wahrscheinlichsten geltenden und von den berufensten Etymologen, wie Kluge, Henne, Diez u. A., vertretenen Ansichten vorgetragen, bin aber selbstverständlich gern bereit, Besseres und Nüchtigeres anzunehmen, wenn es mit überzeugenden Gründen gestützt wird.

Das ist nun freilich bei den von Herrn Dr. Martiny gemachten „Berichtigungen“ nicht der Fall. Ich bin nicht in der Lage, auch nur eine einzige derselben zu acceptiren. Einige von ihnen würde Herr Martiny

vielleicht von vornherein vorzutragen unterlassen haben, wenn er die nähere Begründung meiner Angaben in meiner auf S. 224, Anmerkung, angeführten Schrift „Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts“ (Halle 1895 und 1900) eingesehen hätte. Dasselbst (II, 40) würde er z. B. gelesen haben, daß die „Butter“ den Griechen und Römern erst von den Barbaren des Nordens zugeführt ist, daß unsere Vorfahren dieselbe eher gebrauchten als die klassischen Völker, und daß sie dennoch das einheimische Wort „Anse“ oder „Anfmer“ durch butyrum ersetzten, die griechische Uebersetzung eines skythischen Wortes — die Griechen lernten die Butterbereitung zuerst bei den Skythen der südrussischen Steppe kennen —, welche später ins Lateinische überging. Die Veranlassung der Entlehnung ins Deutsche ist keineswegs die Unbekanntschaft der Deutschen mit der Butter gewesen. In der zitierten Stelle meines Buches habe ich vielmehr den Satz ausgesprochen:

„Sprachliche Entlehnungen treten keineswegs nur dann auf, wenn ein neuer Gegenstand aus der Fremde eingeführt wird, sondern auch dann, wenn an einem längst bekannten Gegenstand durch fremde Einwirkung eine neue Kulturerfahrung gemacht wird.“

Diese neue Kulturerfahrung ist aber in diesem Falle die Herstellung der Butter nicht mehr, wie früher, in flüssigem oder breiigem Zustande, sondern in fester und reiner Form durch wiederholtes Waschen, Kneten und Salzen. Diese neue Form aber ging aller Wahrscheinlichkeit nach von Mönchern des nordöstlichen Galliens aus und gelangte von dort zunächst nach England und Niederdeutschland, erst später nach Süddeutschland, wo die Butter noch heute weicher und weniger gesalzen ist als in Norddeutschland. Herr Martiny möge nur die sprachlichen Belege für diesen Gang der Dinge an der zitierten Stelle nachlesen. Hätte er das vor seiner „Berichtigung“ gethan, so würde er wohl mit einem Ausdruck wie „entschieden unrichtig“ etwas zurückhaltender gewesen sein.

Betreffs „Mulde“ würde er II S. 50 die älteste deutsche Form *mulhtra* kennen gelernt haben, welche ihren Ursprung aus *muletra* nicht verleugnen kann. Er würde ebenda eine ganze Reihe anderer Gefäßnamen gefunden haben, wie „Butte, Kufe, Kette, Tonne“, in die sich „Mulde“ kulturhistorisch auf das beste einordnet.

„Eppich“ habe ich nicht von *apis* (Viene), sondern von *apium* (Wienestraut) hergeleitet, und daß das deutsche Wort von diesem lateinischen herkommt, ist außer Zweifel. Daß aber die alten Römer diese Goldart nach *apis* (Viene) benannt haben, ist ebenso zweifellos (vgl. schon Georges, Handwörterbuch); warum sie es gethan haben, möge Herr Martiny mit ihnen selbst ausmachen, nicht mit mir (vgl. I, 58 meines Buches).

Ebenso brauchte Herr Martiny bloß das erste beste größere griechische Handwörterbuch aufzuschlagen, um zu erfahren, daß *keration* schon bei den späteren Griechen ein kleines Gewicht bezeichnete, wie das gleichbedeutende lateinische *siliqua* (vergl. mein Buch II, 125).

„Preis“ würde, wenn es direkt von *pretium* herkäme, „Prez“ oder „Priez“ lauten (vergl. II, 106).

Die Etymologien von „Graf“, „Laben“ und „Estrich“, welche Herr Martiny vorträgt, sind Einfälle, wie sie einem wohl einmal kommen können — in der etymologischen Wissenschaft leider leichter als in andern —, die aber nicht ohne wissenschaftliche Prüfung, und vor allen Dingen nicht ohne Kenntniß der Lautgesetze gedruckt werden sollten, wenn man sich nicht etwa auf das Niveau des bekannten „Weltgermanen“ Martin May stellen will. „Graf“ und „Estrich“ sind allerdings etymologisch noch nicht sicher gestellt. Doch konkurriert bei ersterem mit der Deutung von *graphicus* ernsthaft nur die vom gotischen *agræfts* „Besehl“ (so Kluge im Etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache). Ueber „Estrich“ habe ich noch I, 38 eine andere Deutung vorgetragen: die von *astricus* aus *astrum* „Stern“ wegen der sternförmigen Zusammenfassung der Steinplatten. Doch hat mich seitdem Wiener in der Berliner philologischen Zeitschrift 1895, S. 919 davon überzeugt, daß *ostrakon* „Scherbe“ das Stammwort ist.

Daß „Tulpe“ im Türkischen ursprünglich „Turban“ bedeutet, steht einfach fest, wenn es auch Herrn Martiny noch so „fraglich“ dünkt.

Das Seltsamste aber ist, daß Herr Martiny dahingestellt sein lassen will, ob „Dach“ ein rein deutsches Wort oder ob es nicht, gleich „decken“, mit *tegere* verwandt sei. Natürlich sind „decken, Dach“ mit *tegere* verwandt. Und dennoch sind sie rein deutsche Worte. Weiß denn Herr Martiny nicht, daß es eine große Reihe rein deutscher Wörter giebt, welche mit lateinischen Wörtern verwandt sind, weil eben beide Sprachen aus einer gemeinsamen Mutter, der indogermanischen Grundsprache, geflossen sind? Soll etwa „Pater“ nicht rein deutsch sein, weil es mit *pater*, „Mutter“, weil es mit *mater*, „zwei“ und „drei“, weil es mit *duo* und *tres*, „Saat“, weil es mit *satum*, „Acker“, weil es mit *ager* verwandt ist? Wer sich den grundlegenden Unterschied zwischen Verwandtschaft und Entlehnung nicht klar gemacht hat, sollte doch lieber auf alles Etymologisiren verzichten.

Der Rest der Ausstellungen des Herrn Martiny betrifft orthographische Lausquillen. In solchen Dingen sollte man doch tolerant sein. Wenn Herr Martiny lieber „Umbillen“ statt „Umbilden“, „verfischen“ statt „verfiegen“, „Säckel“ statt „Seckel“, „Zeuch“ statt „Zeug“, „liferen“ statt „liefern“, „Quarg“ statt „Quarl“ schreiben will, so habe ich nichts gegen ein solches Privatvergnügen einzuwenden. Nur soll er mich in Ruhe lassen, wenn ich dem gewöhnlichen Schreibgebrauche und der amtlich eingeführten Schulrechtschreibung folge. Möge er gegen diese Mächte seine orthographischen Anklagen richten, nicht gegen mich, der ich nicht anders zu schreiben mich vermesse als der deutsche Normalmensch schreibt. Außerdem ist die Rechtschreibung in dieser Zeitschrift eine festgesetzte und von dem Belieben der einzelnen Autoren unabhängig.

Den Scherz endlich, daß ich am Schlusse meiner Abhandlung Terrain mit „Gelände“ übersezt habe, hätte mir Herr Martiny wohl gönnen dürfen, ohne mich mit der Nase darauf zu stoßen, daß hier — was ich auch ohne ihn wußte — „Gebiet“ die richtigere, sachgemäßere, ernsthaftere Verdeutschung gewesen wäre.

Friedrich Seiler.

Die Echternacher Springprozession.

An das Prinzip des Katholizismus mußte ich denken, als am Pfingstdienstag in Echternach die berühmte Prozession an mir vorüberzog. Jeder Versuch geistvoller Katholiken, die Grundanschauungen ihres Bekenntnisses mit dem geistigen Leben der modernen Welt in Einklang zu bringen, muß an diesem gewaltigen Schauspiel unrettbar zu Schanden werden. Es ist kein Wunderglaube mehr, es ist ein finsterner Wahn, der hier in überwältigenden Formen unter der Leitung der Kirche als religiöses Empfinden der Masse des katholischen Volkes zum Ausdruck gebracht wird. Grundsätzlich mag allerdings der Echternacher Umzug sich nur in einem Nebenpunkt von jeder gewöhnlichen Prozession unterscheiden, da es für den Theoretiker nicht allzuviel ausmachen dürfte, ob ein Wittgang in gemessener, feierlicher Gangart oder im Tanzschritt unternommen wird. Dennoch hat der Echternacher Vorgang seine ganz besondere Bedeutung. Sie liegt in den Neußerlichkeiten des Vorganges, in denen das katholische Volk hier wie kaum irgendwo anders sein innerstes Empfinden in unzweideutiger, packender Weise kundgibt. Sie liegt in der handgreiflichen Art, wie es hier der Welt vor Augen geführt wird, welch ein unermesslicher Abstand besteht zwischen dem Ideale edler Menschlichkeit, das keine Religion verleugnen darf, und der von der Kirche gepflegten Weltanschauung des Volkes.

Das Bild, das sich uns entrollte, war ungefähr folgendes.

In dem sonst unscheinbaren luxemburgischen Landstädtchen Echternach strömt eine Menschenmasse von mindestens dreißigtausend Personen zusammen. Etwa die Hälfte davon nimmt Theil an der Prozession, die andere Hälfte will feiern und schauen. Den weltlichen Absichten kommt das gute Echternach in weitgehendem Maße entgegen. Man hat lustig geflaggt, Karoussells, Schaubuden, überhaupt Alles, was zu einer reichschaffenen Kiremes gehört, ist zur Stelle. Wo nicht gerade die Prozession einherzieht, wird eine ausgelassene fröhliche Stimmung laut, die junge Welt schwagt und lacht und in verstohlenem Winkel entdeckt man wohl eine besonders ausgelassene Gruppe, die übermüthig im Tanzschritt der Prozession umherhüpft. Unter den Weltkindern wimmelt es von zugereisten Fremden der besseren Stände. Die Masse aber bildet das arbeitende Volk im Sonntagsstaat, an dem ein gewisser städtischer Anstrich sofort ins Auge fällt. Offenbar liegt diesen Leuten daran, durch ihr ganzes Auf-

treten sich in einen Gegenjaß zu bringen zu den dummen Bauern, die heute durch ihr Springen der Welt ein Schauspiel geben. In dieser Umgebung erwarten wir die Prozeßion. Den Zug eröffnet in zwei langen Reihen feierlich einherjchreitend die Geißelichkeit. Dann ziehen mit ihren Fahnen wohl an zweitaufend Sänger vorbei, ohne daß in dem Wilde ein bejonderer fremdartiger Zug auftaucht. Aber nun recken ſich die Hälſe, die Springer kommen in Sicht. Gleichzeitig klingt an unjer Ohr eine Muſik, die uns in maßlojes Staunen verjezt. Das iſt doch keine kirchliche Weiße, das iſt wirkliche, echte Tanzmuſik, das allbekannte luſtige Liedchen: „Adam hatte ſieben Söhne.“ Solche Muſik bei einer Prozeßion? Es wäre zum Lachen, klänge die Muſik nicht ſo unſagbar unangenehm und gemein. Während die Inſtrumente vor uns erdröhnen, bietet ſich uns ein Anblick von unbeſchreiblicher Luſtigkeit. Die ganze Straße hinauf ein geſchloßener Zug tanzender Kinder. Es ſind die Schulen, abwechjelnd Knaben und Mädchen, die, offenbar gründlich eingeübt, in muſterhafter Weiße ſpringen. Die liebe Jugend hat an der Sache augenſcheinlich ihren unbändigen Spaß. Nach dem Takte der Muſik geht es wie bei einem Menuett, halb hüpfend, halb ſpringend 3 Schritte vorwärts und 2 zurück. Die Spaßhaftigkeit einer ſolchen Vorwärtsbewegung muß für ein jugendliches Gemüth ungeheuer einleuchtend ſein. Das kleine Volk ſtrahlt denn auch ordentlich vor Vergnügen — ein Hochgenuß für jeden Kinderfreund. Wir bedauern es geradezu, wenn der Zug der Kinder vorüber iſt. Was wir nun zu ſehen bekommen, macht uns ganz und gar keine Freude mehr. Eine Schaar Burſchen zweifelhaften Ausſehens, an denen ein unangenehmer Ausdruck von Stumpfſinn und Geißelichkeit auffällt, kommt tadellos ſpringend einher. Es ſind die Leute, die für Geld ſpringen. Gelegentlich waren wir ſchon auf der Straße von einem Menſchen angehalten worden mit der Frage, ob man „dangen“ wolle, für zu „ſpringen“. Zahlt man 1,50 Francs, ſo ſpringt der Kerl biß zur nächſten Straßenecke, um ſich dann zu drücken und einen neuen Arbeitgeber zu ſuchen. Mancher Zuſchauer mag des Spaßes halber dieſer Junft etwas zu verdienen geben, ſicher laſſen aber auch Viele in frommer Abſicht für ſich einen Stellvertreter ſpringen. Nun endlich kommt der Haupttheil des Zuges, die Maſſe des Volkes. Mit einem Schlage ein Bild ganz anderer Art, nichts Münteres, Ergößliches mehr, ein düſteres Schauspiel von ergreifender Gewalt. Unjere heitere ſpöttiſche Stimmung iſt plößlich verweht, eine tieferſte, ſchmerzliche Stimmung greift uns ans Herz. In einem einzigen Gedanken drängt ſich unjer Empfinden zuſammen, den wir in dem Klageruf kundgeben möchten: Du armes Volk! Endloſe dunkle Scharen wälzen ſich vorbei, Männer und Frauen, in der überwiegenden Mehrzahl der rohen farbloſen Tracht nach Bauern, die Geſtalten verkümmert und entſtellt von den Unbilden harter Arbeit, die rauhen Geſichter gezeichnet von Entbehrung und Müßjal. Die Sonne brennt auf die Maſſen nieder mit

furchtbarer Gluth. Aber unentwegt stampfen die derben Schuhe die Straße, rastlos geht es springend weiter, vor und zurück. Man faßt sich an den Händen und greift sich unter die Arme, um sich zu stützen, man leuchtet und schwitzt, man erstickt fast in einer ekelhaften Wolke von Dunst und Staub. Hier ein Gesicht leichenblaß, dort ein anderes dunkelroth gefärbt, keines, das nicht die Spuren der Anstrengung zeigte. Merkwürdig, wie bei der körperlichen Anstrengung der Ausdruck der Gesichter verstärkt und ins Leidenschaftliche gesteigert wird. Es ist ein fürchterlicher Ausdruck, den das typische Antlitz dieser Tausenden zeigt. Die Qual des Lebens, stumpfsinniges Entzagen, knechtisches Unterwerfen drücken seine Züge aus, die zugleich das Leuchten der Hoffnung auf das Ueberirdische, das Wunder, fast unheimlich überstrahlt. Gequält wenden wir den Blick von den Einzelnen ab, um durch den Gesamtanblick der Masse fast noch tiefer ergriffen zu werden. Das Hinundherwälzen der Schaaren bringt etwas wie einen schweren mühsamen Kampf zum Ausdruck. Es ist, als rängen die Tausende mit einer unsichtbaren feindlichen Macht, die die Vorwärtstrebenden immer wieder zurückdränge, der mit unjählicher Anstrengung Schritt für Schritt der Boden abgewonnen werden müsse. Und bei diesem jammervollen Anblick immerfort die unaussetzliche, freche Melodie, mit der zahllose Musikbänder im Zuge die Springer immer von Neuem wieder anfeuern. Da erregt eine Gruppe unsere besondere Aufmerksamkeit. Ein Kranker, wohl ein Fallsüchtiger, wird von mehreren Männern kräftig gepackt und nach dem Takt der Musik vorwärts und wieder zurück geschleppt. Der Unglückliche macht mit den Geberden höchster Aufregung den Versuch, aus eigener Kraft zu springen, indem er krampfhaft den Körper auf und nieder schnellt. Dort ein anderes Bild. Unter Anspannung aller Kräfte springt eine Bauersfrau, die ihr krankes Kind in den Armen hält. In diesen Menschen lebt also wirklich der Wahn, der Vortritt zur Kapelle des Heiligen Willibrord sei nicht nur ein gottgefälliges Werk, sondern auch ein Heilmittel gegen schlimme Krankheiten, wie Krämpfe, Fallsucht und Weitschmerz. Für den, der sich springend bis zur Erschöpfung quält, erwirke der heilige Willibrord von der göttlichen Allmacht die Losprechung von dem Naturgebot, das Wunder! Ermüdet wenden wir uns dem Schlußbild des Schauspiels zu. Auf einer kleinen Anhöhe liegt das Ziel der Prozeßion, das dem heiligen Willibrord geweihte Kirchlein. Eine Treppe von 62 Stufen führt hinauf zur Eingangstür. Mit Macht setzt die Musik ein, die Springer raffen alle Kraft zusammen, denn es ist nichts Leichtes, in der Weite der Prozeßion die hohe Treppe zu ersteigen. Hartnäckig wird der Tanzschritt die ganze Treppe hinauf durchgeführt, wenn auch die Pulse zu springen drohen, der Athem fliegt und die Augen dunkelroth aus den Höhlen treten. Kein Wunder, wenn dort oben eine ältere Frau kraftlos zusammenstürzt. Aber nun geht es hinein in den Schatten der Kirche und neues Leben kommt

in die Massen. Doch was ist das? Verstummt auch hier im Innern des Gotteshauses nicht der entsetzliche Gassenhauer, wird auch hier noch weiter getanzt? In starrem Erstaunen hören wir die schrillen Töne an der Wölbung wiederklingen, sehen wir die Prozession springend den Altar umschreiten. Da erblickt man hinter Glas das Grabmal des Heiligen. Das Volk reicht einem Priester allerlei Gegenstände hin, der sie mit der Glaswand in Berührung bringt, um sie zu weihen. Hoch thront das Bild der Gottesmutter, auf und nieder wogt das springende Volk, ohrenzerreißend gellt die Musik, laut klappern die stromweise in den Lasterstock fallenden Münzen. Welch eine Gottesverehrung! Wir wenden uns ab.

Kann der idealgesinnte Katholik, der die höchste Vergeistigung in seiner Religion erstrebt, den Vorgang in Echternach schlechtthin verurtheilen, wie es in weiten katholischen Kreisen geschieht? Kann er uns achselzuckend auf die Erwägungen hinweisen, mit denen diese Prozession gewöhnlich gerechtfertigt wird? Die Prozession sei in Folge tausendjähriger Übung im Volke so festgewurzelt, daß ein Verbot wirkungslos sei, wie sich dies im vorigen Jahrhundert gezeigt? Man müsse die Religiosität des Volkes in ihrer Eigenart hinnehmen und pflegen, wenn man nicht den Unglauben fördern wolle? Die Prozession werde mithin nur aus Gründen der Zweckmäßigkeit von der Kirche geduldet? Für jeden Idealisten ist es ohne Weiteres klar, daß in Sachen der Religion solche Betrachtungen unmöglich maßgebend sein können. Uns scheint aber auch, daß der Katholizismus, mag er noch so geistestolz einhereschreiten, die Echternacher Prozession in keiner Weise von sich abschütteln kann. Daß das Uebernatürliche auch in unserem irdischen Dasein in sinnenfälliger Weise zur Wirkung gelangt, ist eine Grundlehre des katholischen Bekenntnisses. In der Praxis pflegt die Kirche mit Eifer den Glauben an das Wunder und jene ahnungsvollen Stimmungen des Gemüths, durch die der Geist über die Schranken des menschlichen Erkennens emporgehoben werden soll. Wenn nun das Volk in Echternach sich darauf stützt, das Wunder und die religiöse Verzückung zu erleben, wenn es springend zum Grab des heiligen Willibrord wallfahrtet, thut dieses Volk etwas Anderes, als daß es sich in seiner Art an das Prinzip des Katholizismus hält?

Actus.

P ä d a g o g i k.

Zul. Ziehen, Kunstgeschichtliches Anschauungsmaterial zu Lessings Laokoon. Berlin und Leipzig. Velhagen & Klasing. 1899.

Es kann zweifelhaft er scheinen, ob in den „Preussischen Jahrbüchern“ die Besprechung einer Schrift, die sich mit einer vereinzelt Aufgabe des Unterrichts beschäftigt, überhaupt angebracht ist: sie kann es offenbar nur dann sein, wenn das Werk einen ungewöhnlichen

Inhalt hat oder durch die Persönlichkeit seines Verfassers bemerkenswerth ist. Beide Voraussetzungen treffen hier aber zu. Ziehen nimmt durch seine hervorragende Bethätigung an dem ersten Reformschulversuche, durch seine Berufung zu eigener Leitung eines zweiten, durch seine sachmännische Schriftstellerei über den Versuch und durch sein eifriges Werben für die Anerkennung und Verbreitung des lateinlosen Unterbaus eine hervorragende Stellung unter den Reformern ein. Sein Buch aber beansprucht als „pädagogisch-wissenschaftliche“ Leistung einen hervorragenden Platz. Es will eine, wie es scheint, schmerzlich empfundene Lücke in der Schulbücherliteratur ausfüllen (S. 2), es will nicht nur die Schüler, sondern auch die Lehrer berathen, den letzteren das zu einer „inneren Heranziehung“ der gegebenen Bilder nöthige kunsthistorische Wissen mittheilen (S. 2) und ihnen so zu einer gedeihlichen Lektüre des Laokoon verhelfen. Doch auch über die Schule hinaus soll das Buch wirken; es soll dem Universitätsunterrichte dienen und zwar als Grundlage für Seminarübungen über Lessing's Laokoon, die der Verfasser mit Bedauern vermisst und deren Einrichtung er befürwortet (S. 3). Aber damit ist die Bedeutung der Schrift noch nicht erschöpft; sie will uns auch eine tiefere Erkenntniß Lessing's geben und also zu unserer Literaturgeschichte einen Beitrag liefern: „Was Bonitz für die Dialoge des Plato meisterhaft geleistet hat, soll hier mutatis mutandis an Lessing's Laokoon in bescheidenstem Maße versucht werden.“ Man sieht, die Schrift verlangt an sich die größte Beachtung.

Das allgemeinste Interesse erregen zweifellos Ziehen's Versprechungen bezüglich der tieferen Erkenntniß des Laokoon. Nach Schleiermacher's Einleitungen hat wohl kaum wieder ein Buch so befruchtend auf unsere Auffassung Platons gewirkt als Bonitz' Platonische Studien; mit einer seltenen Fähigkeit der Hingabe hatte er sich in den Philosophen vertieft und die erst verkannte Absicht und Gliederung einzelner Dialoge aufgewiesen. Für Lessing's Laokoon aber besitzen wir ja in Blümmer's Kommentar ein Werk, das ebenso von staunenswerther Beherrschung des Stoffes wie höchster Freiheit des Geistes zeugt und auf alle Schwierigkeiten eingeht. Was will also Ziehen noch daneben? Hat Blümmer die Gliederung des Laokoon, die Absicht der einzelnen Abschnitte nicht erkannt? Ja, höre ich diejenigen und jenen aus dem Leserkreis fragen, sind die denn überhaupt zu erkennen? Wir kommen damit auf eine sehr merkwürdige Sache. Ziehen selber sagt nämlich eine Seite später, der Laokoon sei „ein geradezu meisterhaftes Beispiel außerordentlich zwangloser, aber doch völlig übersichtlicher Disposition der Gedanken“, und vergebens fragt man sich, was er denn nun eigentlich in Bonitz' Geiste für den Laokoon hat leisten wollen. Auch hat er nichts geleistet, was irgendwie an den großen Platoniker erinnerte. Wenn man von den Stellen absieht, in denen er lediglich Lessing's eigene Ankündigungen und Uebergänge wiedergiebt, findet man im ganzen Buche

nur folgende drei Bemerkungen, die nicht auch jeder Schüler ohne weiteres machen würde:

1. S. 25: Wir erweitern mit Lessing die Frage und dehnen sie von der Darstellung vorübergehender Affekte auf die vorübergehender Handlungen aus.

2. S. 46: mit Bezug auf die Mittel, welche die Künstler anwenden, um den einzigen Augenblick des Kunstwerks zu erweitern: „Lessing geht von dem größten dieser Kunstgriffe aus, um ihn in einer kurzen Bemerkung zu verurtheilen.“

3. S. 55: mit Bezug auf Lessing's Bemerkung, daß der Reiz, weil er Schönheit in Bewegung sei, im bewegungslosen Kunstwerke leicht zur Grimmasse werde. „Auch diese Bemerkung Lessing's läßt sich an früher besprochene . . . anknüpfen; neu ist an dieser Stelle die Wendung, daß gerade das Streben nach möglichster Hervorhebung der Schönheit hier die bildende Kunst . . . auf falsche Wege gerathen läßt.“

Das ist alles und das ist doch so dürftig, daß man von niemandem glauben mag, er habe davon ein Aufhebens machen wollen.

Sollte Ziehen denn vielleicht mit der Beziehung auf Bonitz etwas anderes gemeint haben? Wir prüfen die Stelle noch einmal: da geht freilich die Erklärung vorher, der Zweck des Textes bestehe darin, daß er . . . „gelegentlich die Disposition der Lessing'schen Schrift schärfer hervortreten lassen und daneben einzelne von Lessing berührte Fragen an heute schwebende Fragen der Kunstübung und der Kunstkritik anknüpfen soll; was Bonitz u. s. w.“ Und in der That hat Ziehen als Reformator und moderner Pädagoge die Fragen des Tages recht häufig berührt; aber leider ist nun die Verführung auf das Vorbild Bonitzens auch ganz inhaltslos geworden. Denn auf die philosophischen Fragen der Neuzeit ist dieser nicht nur nicht eingegangen, er hat es auch ausdrücklich abgelehnt, es zu thun. (Schluß der „Platonischen Studien.“)

Darnach wird jeder Leser wissen, was er von dem Hinweise auf den glänzenden Namen des Platonikers zu halten hat; und wenn so viele Pädagogen alten Schlages dazu neigen, die Reformbewegung in Bausch und Bogen als ein Erzeugniß eitler Wichtigthuerei zu betrachten, so werden sie in dieser Auffassung dadurch bestärkt werden müssen, daß hier ein Bahnbrecher von sachmännischer Autorität, der Mann „pädagogisch-wissenschaftlicher“ Leistungen, auf einen großen Philologen als sein Vorbild hinweist, somit die höchsten Erwartungen erregt und doch nicht das geringste thut, sie zu erfüllen. Doch vielleicht meint jemand, es liege doch nur ein Vergreifen im Ausdrucke vor. Dies Urtheil kann man sich zwar im vorliegenden Falle kaum aneignen; aber gesetzt, der Fehler wäre damit richtig bezeichnet, so ist ja eben auch die Ausdrucksweise das, was an den Reformern so häufig anstößig ist. Statt daß z. B. der Betrieb des Unterrichts im klaren Tageslichte gezeigt wird,

wird er von einem Nebel umhüllt, der auch das Kleinste sich zu gewaltiger Größe ausdehnen läßt. Ziehen giebt auch davon recht bezeichnende Proben. Schon auf der Unterstufe werden gelegentlich Bilder von vaterländischen Denkmälern oder von einem Zeus, Herakles u. s. w. gezeigt, und den alten Pädagogen heißt das einfach „Bilder zeigen“. Wie aber drückt Ziehen das aus? (S. 3) Für die kunstgeschichtliche Belehrung als selbständiges Unterrichtsfach ist auf der höheren Knabenschule kein Platz; „um so mehr soll der Geschichtsunterricht, wo das im inneren Zusammenhange mit den politischen und kulturwissenschaftlichen (!) Vorgängen geschehen kann, bedeutendere Erscheinungen aus der Entwicklungsgeschichte (!) der bildenden Kunst in elementarer Weise schon auf der Unterstufe dem Schüler vorführen.“ Dieser Satz muß ganz falsche, übertriebene Vorstellungen wachrufen. Von einer, wie Ziehen selber es ausdrückt, „geschichtlichen Heranziehung kunstgeschichtlicher Dinge“ ist auf dieser Stufe keine Rede. Die Bilder können hier — auch auf der Reformschule — nicht als Erscheinungen der Entwicklungsgeschichte, sondern nur ohne jede Verbindung mit ihr, lediglich ihres Inhalts wegen in Betracht kommen.

Doch wir gelangen vor den Nebensachen nicht zum Wichtigsten, zu den Bildern des Buches und ihrem Texte. Was die ersteren anlangt, so ist überhaupt passende zu finden bei dem Charakter der Lessing'schen Ausführungen, die sich ja meist um die Grundfragen bewegen, nicht schwer; jedes beliebige Bild wird zur Erläuterung dieser oder jener Wahrheit dienen können. In diesem Sinne sind also auch alle Bilder Ziehens brauchbar, einige, wie die verschiedenen Darstellungen schmerzlicher Affekte, natürlich, da von diesen hauptsächlich die Rede ist, besonders brauchbar. Aber der Allegorien sind viel zu viel, und für manche Partien, wie für die über die malerische Erfindung, für Mengs Bemerkungen zu Raffael's historischen Gemälden, fehlen die Bilder ganz; in anderen Fällen sind nicht die gegeben, die Lessing verlangte, so z. B. statt des lachenden la Mettrie die freundliche Gattin Rembrandt's; statt einer Ewerbung der Iphigenie mit verschiedenen Abstufungen im Ausdrucke des Schmerzes, wie sie Lessing's Ausführung erfordert, eine Scene, bei der nur der Vater von Weh ergriffen ist, während die Andern geschäftig sind, die Jungfrau in dem Wahne, sie gehe zur Hochzeit, zu erhalten. Wichtiger aber als die Bilder ist natürlich der Text. Da fällt nun zunächst auf, daß Ziehen über den Zweck seiner Begleitworte zwei ganz verschiedene Angaben und noch dazu auf einer und derselben halben Seite macht. Zuerst heißt es nämlich S. 2: „Da die richtige innere Heranziehung des kunstgeschichtlichen Materials immerhin ein größeres Maß kunstgeschichtlicher Kenntnisse voraussetzt, als es für den Durchschnitt der Leser und Erklärer angenommen werden darf, so füllt diese Schrift vielleicht eine Lücke unserer pädagogisch-wissenschaftlichen Literatur in willkommener Weise aus“; und acht Zeilen

später lesen wir: „Was den Text zu den Bildern betrifft, so wird er hoffentlich seinen Zweck erfüllen, der darin besteht, daß er die Gedankenverbindung zwischen Lessing's Ausführungen und dem hier veröffentlichten Bildermaterial andeutet (!)“ Das ist doch eine merkwürdige Art, eine „pädagogisch-wissenschaftliche“ Leistung anzukündigen. Nach der ersten Stelle darf der ununterrichtete Leser eine Fülle kunstgeschichtlicher Unterweisungen erwarten, die ihn zu einer wirksamen Ausnutzung der Bilder im Unterrichte befähigen; hier schiebt er sich auf Angaben über die Gesichtspunkte beschränkt, die für Ziehen bei der Auswahl der Bilder maßgebend gewesen sind. So werthvoll das eine, so werthlos ist das andere; und doch soll der Leser beides für gleichwerthig halten.

Was wird nun aber nach einer so widerspruchsvollen Vorrede dem Leser wirklich geboten?

Ziehen giebt, wie schon gesagt, von den Allegorien eine größere Zahl, nämlich 22 unter 58 Bildern. Wodurch der Verfasser sich auch sonst auf bloße Andeutungen des Zusammenhangs zwischen dem Laokoon und den Bildern beschränkt, die Allegorien reden nicht wie die Darstellungen wirklicher Vorgänge eine allgemein verständliche Sprache, und der Beschauer verlangt einen Schlüssel, um in ihren Sinn einzudringen. Diese Forderung erkennt auch Ziehen als berechtigt an. In mannigfachen Wendungen spricht er die Schwierigkeit, Allegorien zu verstehen, aus: er redet (S. 4) von ihrem „an den Haaren herbeigezogenen Gedankeninhalt“, ihren „künstlich erjornenen Beziehungswerthen“, den „seitenlangen Erklärungen“, welche sie häufig verlangen. Was sich daraus für ihn ergab, zumal wenn er auch nur irgend etwas thun wollte, um dem weniger gelehrten Kollegen die Verwerthung, die „innere Heranziehung“ der Bilder im Unterricht zu ermöglichen, liegt auf der Hand. Und womit glaubte er seiner Verpflichtung zu genügen? Nur, der Leser mag selbst urtheilen!

Z. 11 lesen wir Folgendes: „In strenger Gebundenheit der Form erscheint die Allegorie schon in den Anfängen der Renaissancekunst, ja schon bei Giotto z. B. in größerem Umfange; es ist die Gelehrsamkeit und die poetische Gedankenfülle des Kreises von Alfisi, die bei Giotto in stark lehrhaft einseitigen (sic) Kunstdarstellungen zum Ausdruck kommt: wir finden der anfänglichen Rathlosigkeit des Beschauers öfters, z. B. auf dem Bilde der Keuschheit (Abb. 7) durch Weischriften nachgeholfen.“ Das ist alles, was Ziehen nur über dies Bild mit seiner z. Th. höchst bescheidenen Handlung und seinen 30 Figuren mitzutheilen für nöthig findet; Weischriften aber stehen bei vier allegorischen Gestalten, der Keuschheit, der Reinheit u. s. w. Ob darnach wohl Jemand errathen kann, daß die eine Figur den heiligen Franciscus darstellen soll, daß er der geistige Mittelpunkt des Bildes ist, er und sein Erden verherrlicht werden sollen? Oder sollte Ziehen, auch ohne das zu wissen, das Bild verstanden haben? oder sollte er meinen, es lasse sich vom Lehrer, auch ohne daß er solche Angaben

made, dem Schüler erklären? Wir erfahren es nicht: denn Ziehen fährt ohne Aufenthalt fort: „Wo der Künstler auf solche Inschriften verzichtet, da ist das Verstehen seines allegorischen Werkes oft eine mühsame und unerquickliche Arbeitsleistung (!)“ — und er zeigt dadurch, daß ihm neben den allegorischen Figuren der Heilige gar nicht in Betracht kommt und daß ihm alles klar gewesen ist.

Mit einer ähnlichen Dürftigkeit oder, sagen wir lieber, Knappheit der Erklärung begnügt sich Ziehen überall. Zum Beweise theilen wir, damit nicht der Verdacht willkürlicher Auswahl entsteht, die Auslegung der drei gleich darauf folgenden Bilder mit: „Tizian's sogenannte Allegorie des Davolos (Abb. 8) wird selbst dem gelehrten Betrachter erst auf Grund recht mühsamer Ueberlegung verständlich sein; ebenso sind Correggio's Zeichnungen der „Jugend“ und des „Lasters“ im Louvre zu Paris voll schwerfälliger Symbolik, die keinen Beschauer der Darstellung recht froh werden läßt (Ab. 9), und selbst eine Darstellung wie Thorwaldsen's Relief „A genio lumina“ giebt bei aller Einfachheit seiner Elemente seinen ganzen Gedankenwerth erst nach einer dem Wesen der bildenden Kunst ganz fernliegenden Gedankenoperation aus.“ Man sieht, der Verfasser hat einen gradezu erstaunlichen Aufwand von Kunst gebraucht, um dem S. 2 vorausgesetzten, aufklärungsbedürftigen Leser mit vielen und volltönenden Worten über den thatächlichen Inhalt der Bilder nichts, aber auch garnichts zu verrathen.

Nun ist das Buch aus einer wiederholten Besprechung des Laofoon mit den Schülern (S. 2) hervorgegangen: da drängt sich dem Leser vielleicht die Vermuthung auf, die Erklärungen, die Ziehen in der Klasse gebe, könnten ebenso inhaltleer sein. Möglich ist solch ein Schluß, aber nicht nothwendig; denn zum Glück sieht der Unterricht, den der Lehrer Auge in Auge mit dem Schüler erteilt, nicht immer schlechter, sondern oft und hoffentlich meist auch viel besser aus, als die zum Drucke beförderten Lehrproben erwarten lassen. Warum Ziehen aber meinte, ein „pädagogisch-wissenschaftliches“ Werk sei der gewiesene Ort, um jede Kenntniß pädagogischer Grundsätze beharrlich zu verleugnen, ist mir allerdings nicht klar geworden.

Bindendere Schlüsse auf Ziehens Lehrthätigkeit erlaubt sein Stil: der zeigt uns, welche Anforderungen er an seine Schüler stellt und welche er nicht stellt, oder vielmehr, welche er nicht stellen darf. Ich urtheile so nicht nach dem Grundsätze ultra posse nemo obligatur, sondern nach dem Charakter der Schrift. Da nämlich (S. 3) „für die Gestaltung des Buches in erster Linie die Rücksicht auf die Prima der höheren Schulen maßgebend war“, so soll es in stilistischer Beziehung doch wohl ein Vorbild, eine Musterleistung sein. Trifft dies zu, so ist die Möglichkeit gegeben, aus ihm die Anforderungen zu entwickeln, die Ziehen an die Aufsätze seiner Schüler stellt, und diese Forderungen weichen ganz erheblich von denen ab, die die Lehrer des Deutschen meines Wissens bisher gestellt haben. Wir kommen damit zu der interessantesten Seite an dem ganzen so interessanten Werke.

Logischer Aufbau, logische Durchführung galt bisher als das Haupterforderniß: Ziehen findet auch einen handgreiflichen Zirkelschluß dem Anschein nach nicht bedenklich. So lesen wir Seite 9: „Die bildende Kunst kann selbstverständlich die Allegorie nicht ganz entbehren.“ Das ist wohl richtig. Aber wie wird es von Ziehen bewiesen? Nun dadurch, daß Allegorien nicht ohne allegorische Elemente möglich sind. Er fährt nämlich fort: „Jede Viktoria unserer Kriegerdenkmäler kann uns das vor Augen führen“, ein Grund, der doch nur dann etwas beweisen würde, wenn die Viktorien keine allegorischen Figuren und wenn die Kriegerdenkmäler ohne eine Viktoria unmöglich wären. — Ferner galt bisher Sicherheit in den Gesetzen der Theilung und Eintheilung als ein Haupterweis der geistigen Reife des Schülers und sie ist darum auch ein Haupterforderniß für seinen Prüfungsaufsatz. Der Reformers Ziehen scheint aber diese Gesetze als Pedanterie und Plunder zu verachten. So werden unsere Primaner durch folgenden Satz von ihm überrascht (S. 5): „Abstrakte Beziehungen, die ihrem Wesen nach mit den körperlichen Ausdrucksmitteln der bildenden Kunst nicht wiedergegeben werden können, will die allegoristische Richtung der Kunst als Aufgabe aufzwingen. An Triumphbögen und bei festlichen Gelegenheiten zu Bestattungen, Krönungen und anderen Akten, deren Entwürfe uns zahlreich erhalten sind, wurde das Unglaubliche in dieser Hinsicht geleistet.“ Triumphbögen und festliche Gelegenheiten — solche Zweitheilung ließ man doch bisher auch im Schüleraufsatze nicht durchgehen.

Aber nicht nur von den Pedanterien der Logik, sondern auch von den doch manchmal recht unbequemen, heute noch geltenden Gesetzen der deutschen Sprache will Ziehen, so sieht es aus, sich und seine Schüler befreit sehen. Nach dem gegenwärtigen Sprachgebrauche müssen die Worte „in dieser Hinsicht“ von dem Aufzwingen abstrakter Beziehungen verstanden werden. Ziehen aber will mit ihnen offenbar nicht darauf, sondern auf den Inhalt des zu Beziehungen gehörigen Nebensatzes verweisen haben und muthet uns zugleich zu, ihn in sein ungefähres Gegentheil zu verkehren. Dort steht, daß Abstraktionen nicht dargestellt werden können; hier soll verstanden werden, daß es trotzdem versucht wurde. Man sieht, in welcher einem scharfen Gegensatz Ziehen zu den bisher geltenden Anschauungen über den deutschen Unterricht steht. Wir geben dem Schüler auf, nach einem Ausdruck zu ringen, der das Verständniß des Gewollten bei dem Leser erzwingt; Ziehen läßt ihn — nach seinem eigenen Vorbilde wenigstens — einen Leser voraussetzen, der sich die Mühe geben werde zu errathen, was gemeint sei. Der Schüler braucht darnach nur ungefähr zu sagen, was er denkt. Nebenbei bedeutet solche Milde zugleich eine außerordentliche Erleichterung nicht nur für den Schüler, sondern auch für den Lehrer. Sie wird viel wirksamer als jeder Spott dazu helfen, die „männermordende Arbeit“ der Aufsatzkorrekturen in das Reich der Fabel zu verweisen; und vor Allem wird sie dem Lehrer das Glück bringen, nur noch

gute Aufsätze von seinen Schülern zu erhalten. Denn wie müßte ein Aufsatz aussehen, der dem Lehrer bei so liebevollem, verständnisinnigem Eingehen auf die Individualität des Schülers und seines Stils nicht genügt? Es kommt demnach nur darauf an, den Schüler zu recht unbefangenen Gebrauche der ihm doch gleichsam angeborenen Sprache zu ermuntern: „Laß es rauschen wie vom Wasserfall; Ergieß nur munter Schwall auf Schwall!“ Das will denn auch wohl Ziehen thun; darum bietet er unsern Schülern oben die Wendungen: „festliche Gelegenheiten zu Bestattungen; Gelegenheiten zu Akten, deren Entwürfe uns noch erhalten sind.“ Zwei Zeilen später scheidet er sogar vor einer so kühnen Neubildung wie „Spätrenaissancezeitalter“ nicht zurück, während wir — aus Gründen nationaler Erziehung — die Schüler vor dem Gebrauche selbsterkundener Wörter warnen und sie zu ehrfurchtsvoller Behandlung des überlieferten Sprachschates, zum Gebrauche der üblichen Wortbildungen anhalten. Das neue Wort findet sich in einem Satze, der sich unmittelbar an die oben berührte Zweitheilung in Triumphbögen und festliche Gelegenheiten anschließt und der uns noch weitere Aufschlüsse darüber giebt, wie nach Ziehen's Ansicht gesprochen und geschrieben werden soll. Er fährt nämlich fort: „Nur die Thatsache, daß Bedeutung und Tragweite allegorischer Darstellungen dem Publikum des Spätrenaissancezeitalters aus der Literatur und der fortwährenden Uebung in der bildenden Kunst sehr geläufig war, läßt uns glaublich erscheinen, daß diese Kunstwerke von ihren Zeitgenossen überhaupt verstanden wurden.“ Ziehen scheidet zwar in anderen Schriften auch gelegentlich von den überraschenden wissenschaftlichen Ergebnissen, zu denen die Lehrer der Reformschule durch den reformirten Unterricht schon öfters gekommen seien; trotzdem will es mir nicht glaublich erscheinen, daß ihre Anschauung von dem „Publikum des Spätrenaissancezeitalters“ so weit von der unjüngeren abweicht, als es die Worte „fortwährende Uebung in der bildenden Kunst“ nach dem heute noch geltenden Sprachgebrauche andeuten. Nein, auch Ziehen wird nicht der Ansicht sein, daß in jenem schönen Zeitalter Männlein und Weiblein, alt und jung mit der Atelierschürze und dem Malerpinsel den ganzen Tag umberliefen; er hat sicher nur gemeint, daß sie Uebung im Auffassen und Erklären der Allegorien hatten. Aber „Uebung in den bildenden Künsten“ hört sich großartiger an und wird von den „Zeitgenossen der Kunstwerke“ fast noch überboten. Ziehen sucht überhaupt den Sinn für das Großartige, Volltönende des Ausdrucks zu wecken. Wir haben die Neigung dazu bei der Jugend bekämpft und sie zur Abstreifung alles inhaltleeren Schimmers angehalten. Hier aber wird die alte Regel *rem tene, verba sequentur* umgekehrt in „*verba tene, res sequetur* — und wenn nicht, schadet es auch nichts“. Um Beispiele dafür zu bringen, brauchen wir nicht, lange herumzublätern: wir finden sie im Umkreise derselben halben Druckseite, auf der die schon aufgesetzten Stilblüthen gesammelt sind. Seite 4 unten ist von der „Kunst-

welt“ die Rede, in der nicht Lessing's Gedanken, sondern seine „Gedankengänge“ entstanden sind. Wenige Zeilen später „rekonstruiren wir uns“ aus einem Bilde Tiepolos gar „die Gedankengänge, die den Künstler im Geschmack seiner Zeit für die Wahl der Einzelheiten bei seinem Gemälde geleitet haben“ eine Stelle, die des Merkwürdigen ja noch mehr enthält. Wir gehen aber darauf nicht ein, wir haben noch einen anderen „Gang“ zu machen. Durch die Betrachtung der ersten Bilder sollen wir nämlich „vorbereitet werden für die Aufnahme“ nicht der Ideen, sondern der „Ideengänge“ Lessing's. Aber nein! Ich mache mich einer Fälschung schuldig. Nicht „vorbereitet“ sollen wir werden, sondern „gleichsam vorbereitet“. Gleichsam — — vorbereitet! Einen wandelt die Lust an, Ziehen zu fragen, ob er denn auch nach seiner eigenen Auffassung nur gleichsam lehrt, gleichsam erklärt, gleichsam auf die Univerſität vorbereitet. Doch lassen wir das und mag es überhaupt der Proben aus seinem Buche genug sein!

Marien burg.

Friedrich Heidenhain.

Literatur.

Neueste Shakspeare-Literatur.

Jahrbuch der deutschen Shakspeare-Gesellschaft. Herausgegeben von Alois Brandl und Wolfgang Keller. 35. Jahrgang. Berlin, Langenscheidt. 1899.

Der 34. Jahrgang war noch von F. A. Leo redigirt, der im Alter von 77 Jahren bald nach dem Erscheinen des Bandes zu seinen Vätern versammelt wurde. Leo war kein originaler Shakspeare-Forscher; was er über den Dichter schrieb, fußte auf dem, was Andere gefunden hatten. Er war auch kein hervorragender Kritiker, obgleich die Schärfe seines Verstandes ihn wohl dazu befähigt hätte. Seine Urtheile waren zu oft einseitig absprechend, manchmal geradezu persönlich gefärbt; und er hatte den Fehler Heine's, daß er eine wichtige Pointe nicht unterdrücken konnte, auch wo sie nicht an der Stelle und in Ansehung des Objectes unangemessen war. Manche seiner Kritiken waren in der That unglücklich. So passierte es ihm einmal, daß er bei der Rezension zweier Ausgaben von Shakspeare's Dramen, die eine, welche aus der Fülle des selbst-erworbenen Wissens geschaffen, eine Leistung allerersten Ranges war, auf's Eingehendste und im Tone der Ueberlegenheit belämpfte, und die andere, eine Arbeit aus zweiter Hand, durch eine milde und lobende Kritik auszeichnete, offenbar weil ihm nicht bekannt war, daß die letztere ihren Werth der engen Anlehnung an eine renommirte englische Ausgabe verdankte.

Man braucht indessen weder ein bedeutender Shakspeare-Forscher, noch ein tief fundirter Kritiker zu sein, und kann doch als Herausgeber des Shakspeare-Jahrbuches Vortreffliches leisten. Und das hat Leo gethan. Wenn er einerseits die Gabe hatte, durch mangelhaft berechnete Schärfe tüchtige Arbeiter abzustößeln, so besaß er die andere, älteren Mitarbeitern neue Anregung zu geben und junge, frische Kräfte heranzuziehen, erst recht. So darf man sagen, daß das Shakspeare-Jahrbuch unter seiner Leitung, wemgleich zu einer Zeit, am Ende der achtziger und im Beginn der neunziger Jahre, sich eine gewisse Schrumpfung des Gehaltes bemerkbar machte, im Ganzen auf der Höhe seiner Aufgabe geblieben ist. Es ist ohne Frage auch nach Elze immer das Repertoire des Besten gewesen, was die deutsche Shakspeare-Forschung hervorgebracht hat.

Bei dieser Sachlage waren die Shakspeare-Freunde ungemein gespannt auf das Erscheinen des ersten Jahrbuches unter der Redaktion A. Brandl's und W. Keller's. Ein Vergleich mit den früheren Bänden zeigt, daß der Plan der Herausgabe im Ganzen derselbe geblieben ist; auch die Namen der Mitarbeiter sind dem Leser des Jahrbuches mit wenigen Ausnahmen aus früheren Bänden bekannt.

Die Hauptmasse der Abhandlungen wie auch der dieses Mal sehr reichhaltigen und interessanten kleineren Mittheilungen bezieht sich selbstverständlich auf Shakspeare selbst. Daneben sind seine Zeitgenossen berücksichtigt: Leben und Werke *Masjinger's* sind von v. *Wurzbach* behandelt, der schon in früheren Bänden bedeutende Studien über *Marston* und *Webster* veröffentlicht hat, und *M. L. Stiefel* weist den italienischen Ursprung von *Chapman's* Drama „*May-Day*“ nach. Auch ein bisher unbekannt gebliebenes Drama aus der Shakspeare-Zeit, „*Richard II.*“ — es war in der Ausgabe *Halliwel* bisher nur in 11 Exemplaren gedruckt — ist von *W. Keller* mit sorgfältiger Behandlung der Quellen und der künstlerischen Seite der Dichtung, die inhaltlich gewissermaßen den ersten Theil zu Shakspeare's Stück bildet, herausgegeben. Die Bücherchau zeichnet sich ebenfalls durch große Reichhaltigkeit aus. Neu und von großem Nutzen ist die übersichtlich nach zehn Gesichtspunkten geordnete Zeitschriften-Schau von *Wilhelm Dibelius*: freilich fällt dabei auf, daß von deutschen Zeitschriften neben viel zahlreicheren englischen nur zwei und von deutschen Zeitungen neben der „*Times*“ gar keine erwähnt wird. Neu ist ferner die Theaterchau, die zwei Artikel über die *Shakespeare-Bühne* in München und über die *Londoner Elizabethan Stage Society* enthält.

Neben diesen Neuerungen würden wir eine dritte mit Freuden begrüßen: die Berücksichtigung der Programme der höheren Schulen. In diesen Programmen wird jedes Jahr eine stattliche Reihe von Aufsätzen und Forschungen über Shakspeare geliefert und ins Meer der Vergessenheit gesenkt. Sollte es nicht möglich sein,

auf wenigen Seiten den besten von ihnen eine kurze Besprechung zu Theil werden zu lassen und die besseren wenigstens zu erwähnen?

Sollen wir ein Gesamturtheil fällen, so können wir nur sagen: Das neue Jahrbuch schließt sich hinsichtlich der Reichhaltigkeit des Inhalts den besten früheren Jahrgängen an. Wir wollen daher der neuen Leitung auch in Zukunft den gleichen guten Erfolg wünschen.

Eröffnet wird das Jahrbuch mit einem interessanten Vortrag von A. Brandl, in welchem er den Zusammenhang der Shakspeare'schen Dramatik mit der antiken nachweist und ihn durch die unbewußte Einwirkung von Uebersetzungen und Nachbildungen antiker Dramen auf den Dichter erklärt. Der Vortrag imponirt durch eine umfassende Literaturkenntniß und ist voll von feinen Beobachtungen. Mir scheint mir, was Brandl von der stofflichen Einwirkung sagt, zum Theil zu weit zu gehen. Warum soll z. B. „Hexakles als Vorbild des Uebermenschen in der Tragödie der Elisabethperiode angesehen werden, wenn die Dichter im wirklichen Leben zahlreiche Uebermenschen um sich sahen oder, wie Marlowe, das Original eines solchen in sich selbst fanden?

Von den Aufsätzen möchte ich nur einen als minderwerthig bezeichnen. Es ist der von A. Schroer über die „neuer und neueste Hamlet-Erklärung“. Der von dem Verfasser behandelte Stoff ist im Verhältnisse zu der Zahl der Neuerscheinungen und für die Ansprüche, die man an das Shakspeare-Jahrbuch stellen muß, viel zu beschränkt und setzt sich thatsächlich aus lauter Büchern zusammen, die in früheren Jahrgängen — zum Theil wiederholt — besprochen worden sind. Die Hauptmasse der Arbeit wendet sich an Voening, dessen Buch 1893 erschienen und an dieser Stelle zweimal eingehend gewürdigt worden ist. Wenn dann der Verfasser außerdem zu keinerlei fruchtbarem Resultate gelangt, sondern zum Schluß in unbestimmter Weise darauf hinweist, daß man Hamlet durch den melancholischen Jaques erklären müsse — was etwa ebenso scharfsinnig ist, als wenn einer die ausgewachsene, hochentwickelte Menschlichkeit durch den menschlichen Embryo erklären wollte — so kann man keinen rechten Grund für die Existenz dieser Arbeit finden. Außerdem giebt der Verfasser in einer seiner Beurtheilungen ein entstellendes Bild von meinem Buche über „Hamlet“, was, da böser Wille nicht anzunehmen ist, nur auf Flüchtiger und unvollständiger Lectüre beruhen kann, und bedient sich eines Tones älteren Juristen gegenüber, zu dem ihm seine einzige umfangreichere — übrigens unmorganisch in einer Anmerkung herbeigezerrte — Leistung kein Recht giebt. Uebrigens bereitet er — wieder in einer unmorganisch, also bloß zur Entlastung seiner Gelehrsamkeit angehängten Bemerkung — dem Leser folgende Belustigung des Verstandes.

Er erzählt uns von Th. Inter, der sich in seinem Buche über Shakspeare's Sonette einen Namen als logischer Zaltmortale-Kämmler

gemacht hat, folgende Schwärmerei der Einbildungskraft, die er als wissenschaftliche Leistung bewundert. Tyler hat in der „Academy“ „wahrscheinlich gemacht“, daß Shakspeare Plato's „Staat“ gelesen habe, „indem er den dort zu Anfange des 7. Buches enthaltenen Vergleich der Welt und der Menschen mit einer unterirdischen Höhle und an Nacken und Beinen Gefesselten mit einigen Stellen im Hamlet in Parallele setzt; wenn einer derselben der Fesseln entledigt wäre und ins Licht ausblicken könnte, wäre er natürlich geblendet u. s. w.“ — Der Stil ist nicht von Tyler. — „Damit vergleicht Tyler Ophelias Schilderung von Hamlet's Besuch in ihrem Kiojet: das vielbesprochene *down-gyved to his ancle*, die durch die frühere Fesselung zu erklärenden herabhängenden, beschmutzten Strümpfe (!!), das Beschatten der Augen mit der Hand, desgleichen Hamlet's Vergleich Dänemarks bezw. der Welt mit einem Gefängnisse.“ — Diese ungrammatische und logisch konfuse Stillleistung bedarf wohl der Erklärung. Schröder möchte Folgendes gern ausdrücken: Shakspeare habe von Hamlet's Strümpfen den obigen englischen Ausdruck gebraucht — „hinabgejesselt auf die Enkel“, d. h. die herabgejuntenen Strümpfe hatten sich wie der eiserne Keil einer Fessel um die Knöchel gelegt — weil er in Plato's „Staat“ eine Stelle gefunden habe, in der dieser „die Menschen mit Gefesselten vergleicht“; er habe Dänemark ein Gefängniß genannt, weil Plato „die Welt mit einer Höhle vergleicht“; und er habe Hamlet seine Augen mit der Hand beschatten lassen, als er Ophelia's Züge zum Abschied in sich sog, weil Plato von seinen „Gefesselten“ sagt, daß sie nicht würden ins Licht (!) sehen können — das Wichtigste fehlt: wenn sie sich nicht die Augen mit der Hand beschatteten; das aber hat Plato nicht gesagt. — Ein weiterer Beweis für Shakspeare's Lektüre von Plato's „Staat“ ist das Vorkommen des Ausdrucks *beggar's shadow* (Bettlerichatten), welche „Stelle Tyler mit den Schatten vergleicht, die die Gefesselten Plato's auf der ihren Augen gegenüberliegenden Wand sehen können.“ Das *tertium comparationis* ist das Vorkommen des Wortes „Schatten“ an beiden Stellen. Ein viertes Argument ist die Angabe, daß Hamlet 30 Jahre alt ist, welche Shakspeare ebenfalls aus Plato's „Staat“ entnommen habe, wo „das Alter von 30 Jahren als das des (!) Studiums der Dialektik angegeben“ wird. —

Wer eine auf solchen baaren Unsinn gebaute Hypothese ernst zu nehmen und als „weiterer Aufmerksamkeit“ würdig hinzustellen befähigt ist, der hat alle Veranlassung, die besser überlegten Hypothesen älterer Gelehrten mit etwas mehr Vertiefung und größerer Bescheidenheit zu behandeln.

Dem aus dem Englischen übersehten Artikel über die Entstehung des „Sturmes“ von Richard Garnett muß außerdem noch Aufmerksamkeit geschenkt werden. Der Verfasser sucht zu beweisen, daß dieses Drama zur Hochzeit des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz mit Elisabeth,

der Tochter Jakob's I., im Anfange des Jahres 1613 verfaßt und aufgeführt sei. Besonders stützt er sich auf das Vorhandensein der Hochzeitsmaske im vierten Akt, die so wenig zu der Handlung gehöre, daß sie von einigen als eine Interpolation Beaumont's aufgefaßt wurde, andererseits aber unauflöslich mit dem Körper des vierten Aktes verbunden sei, wie die Beziehung darauf in den folgenden Worten Prospero's, die eine der schönsten Passagen echt Shakspeare'scher Poesie in sich fassen, beweise. Solche Masken aber waren bei Hoffesten allgemein üblich. Darum sei das ganze Stück zu dem genannten Hoffeste verfaßt worden, wofür besonders die Thatfache spreche, daß „Der Sturm“ thatsächlich Anfang 1613 vor der königlichen Familie aufgeführt worden ist. Aber der Schluß, daß ein Stück in seiner Gesamtheit zum Zwecke einer Hochzeitsverherrlichung geschrieben sein müsse, weil es eine Hochzeitsmaske in sich schließt, ist zweifellos hinfällig. Die Maske könnte ja möglicher Weise mit den erforderlichen Beziehungen darauf in den Reden der Personen zur Feier eines Hochzeitsfestes auf der Bühne speziell eingelegt sein. Vor allen Dingen aber sind die Glieder eines künstlerischen Organismus um des Ganzen willen da; und erst wenn sie ohne organische Verknüpfung, unmotiviert in dem Ganzen stehen, darf man nach einer außerhalb des Organismus liegenden Veranlassung fragen. Der Fall liegt hier nicht vor: Ferdinand und Miranda sollen sich ehelich verbinden, und Prospero führt zur Verherrlichung ihres Festes ihnen eine Maske vor. Also ist die Hochzeitsmaske ohne Frage zur Hochzeit Ferdinand's und Miranda's und nicht zu einer andern verfaßt. Soll etwa die Maske, die dem schlafenden Posthumus im „Cymbeline“ vorgeführt wird, außer der Darstellung seines Traumes noch einen andern Zweck haben? Sie ist um des Posthumus willen und nicht zu einem außerhalb der Handlung liegenden Zwecke da. — Da aber im „Sturm“ eine Hochzeitsmaske zu Ehren Ferdinand's und Miranda's eingelegt war, so war es natürlich, wenn die Hochzeit der Prinzessin Elisabeth durch eine dramatische Aufführung gefeiert werden sollte, gerade dieses Drama für diese Gelegenheit auszuwählen. „Der Sturm“ kann also trotz seiner Aufführung zu diesem 1613 gefeierten Feste sehr wohl früher entstanden sein.

Ferdinand und Miranda, so fährt Garnett in der Begründung seiner Hypothese fort, sollen den Kurfürsten und Elisabeth vorstellen: das können sie allerdings, jedoch mit keinem größeren Rechte als jedes andere junge Paar in einem andern Drama, das zur Aufführung gewählt worden wäre. Daß Ferdinand und der Pfalzgraf beide über See nach einer Insel gekommen sind, ist richtig; aber der Pfalzgraf ist nicht zufällig dahin verschlagen, und England ist kein ödes Eiland. Jakob I. hat, wie Prospero, eine Neigung zu wissenschaftlicher Beschäftigung; weitere Ähnlichkeiten giebt es nicht, und man muß, wie Garnett, der Geschichte Gewalt anthun, wenn man sie finden will. Prospero ist eine vornehm humane, sittlich sehr

hochstehende Gestalt, Jakob trotz seiner geistigen Bildung das Gegentheil. Auch auf den in das Ende des Jahres 1612 fallenden Tod des englischen Kronprinzen soll Shakspeare taktvoll angespielt haben, indem er Alonso glauben läßt, daß sein Sohn Ferdinand ertrunken sei. Nach dieser Entdeckung müßte also Ferdinand nicht bloß den Pfalzgrafen, sondern auch den verstorbenen Kronprinzen von England darstellen; und Jakob würde im „Sturm“ doppelt vertreten sein, durch Prospero und Alonso. Auf diese Weise kann man freilich Alles aus Allem herausdeuten. Diese wenigen äußerlichen und zum Theil nur behaupteten Uebereinstimmungen werden kaum Jemanden bewegen können, die sehr plausible Deutung des „Sturm“ als des Dichters Abschied von der Bühne fallen zu lassen.

Zimmerlin ist die Veröffentlichung der Abhandlung im Shakespeare-Jahrbuch insofern sehr interessant, als sie Alles, was zum Beweise der bereits von Tieck, Meißner und Goldwin Smith aufgestellten Hypothese vorgebracht werden kann, enthält. Daraus ergibt sich, daß diese auf sehr schwachen Füßen steht.

* * *

Shakspeare. Vorträge von Friedrich Theodor Vischer.
Erster Band. Einleitung. Hamlet. Zweiter Band. Macbeth.
Romeo und Julia. Stuttgart, Cotta. 1899. 1900.

Die beiden Bände enthalten eine Fixirung von Vorlesungen über Shakspeare, welche Vischer am Stuttgarter Polytechnikum gehalten hat, und diejen werden, wie der Herausgeber Robert Vischer, der Sohn des Aesthetikers, anzeigt, noch vier andere folgen, welche die Vorträge über König Lear, Ethello, die englischen Königsdramen, Antonius und Kleopatra, Julius Cäsar und Coriolan enthalten werden.

Wie der Herausgeber versichert, hat die Feststellung des Textes dieses und der folgenden Bände, die vermittelt der Kollation einer Reihe von meist stenographischen Kollegien-Nachschriften vor sich gehen mußte, ihn eine vierjährige Arbeit gekostet.

Nun, wir freuen uns, daß unser großer Vischer einen Sohn hinterlassen hat, der die Liebe und die Kraft zu solchen Opfern besitzt. Denn es handelt sich nicht bloß um Shakspeare: Dieser Veröffentlichung sind die Vorträge über „Das Schöne und die Kunst“ vorausgegangen, und die Vorträge über die neuere deutsche Poesie werden ihr folgen. So wird das deutsche Volk eine Fundgrube der gediegensten, feinsüßigsten Urtheile über die Kunst und ihre höchsten Gebilde erhalten — eine kostbare Bereicherung seiner ungeheuren geistigen Schatzkammer.

Wenn ich gefragt würde, welches der beste Stil ist, so würde ich antworten: derjenige, in welchem tiefes und klares Denken, lebhaftes und richtiges Empfinden vermittelt jener schwer definirbaren poetischen Gabe, die ich Sprachgewalt nennen möchte, zu vollendetstem Ausdruck ge-

langt. Einen solchen Stil schrieb Bücher. Er besleißigte sich niemals jener farblosen sogenannten „Objektivität“, die so oft ein bequemes Auskunftsmittel für gewisse Defekte der Begabung ist: er konnte seine Anschauungen, seine Urtheile, sein Wissen niemals vor uns entfalten, ohne uns seine große Persönlichkeit mit zum Geschenk zu machen. Wer nun mit diesem ganz individuellen Stil mit dem reichen, treffenden Bildwerk, mit der Schlagkraft des Ausdrucks, mit den antithetisch scharf geschliffenen Epigrammen und den prächtig rollenden Perioden vertraut geworden und gewöhnt war, durch ihn hindurch die Persönlichkeit dieses besten deutschen Mannes und Gelehrten zu sehen: der hat eine Enttäuschung zu überwinden bei der Lektüre dieser Vorträge. Die ganz persönliche Sprachgewalt des geschriebenen Wortes finden wir in dem gesprochenen nicht wieder. Bücher war Schreiber, nicht Redner; in seinem kurzen Lebensabriß erzählt er uns selbst, daß er die Schwierigkeiten, welche ihm der freie Vortrag von Natur bereitete, durch Selbstaucht zu überwinden hatte. Und er konnte sie nur so weit überwinden, daß er in einfachen, klaren, kurzen Sätzen sprach. Bei aller Fülle des Geistes, aller Bediegenheit des Urtheils, die Bücher hier schmucklos vor uns entfaltet, vermischen wir die poetische Kraft und die flüssige Schönheit seines geschriebenen Stiles in dem Ganzen dieser Vorträge doch schmerzlich. — Aber der Gehalt, auch wenn er uns nicht in so würzreicher, schmackhafter Form geboten wird, ist doch derselbe, und das ist die Hauptsache.

Eine ungemein inhaltvolle Einleitung geht dem Ganzen voraus, in welcher Shakspeare's Stellung in seiner Zeit, seine Bedeutung für spätere Jahrhunderte, sein Stil und seine dichterischen Eigenschaften, sein Leben und sein Charakter sowie die Entwicklung des englischen Dramas und Theaters dargestellt werden. Die zweite, größere Hälfte des sehr stattlichen ersten Bandes nimmt die Erläuterung Hamlet's ein — eine wirkliche Erläuterung, die schrittweise von Szene zu Szene weiterreitet und im Texte selbst schwierige Wendungen und unbekanntere sachliche Verhältnisse erklärt. Bücher pflügte eine Szene oder einen Szenentheil erst vorzutragen, während des Vortrages die letztgenannten kleinen Bemerkungen einzuflechten und danach die Bedeutung dieses einzelnen Gliedes in dem künstlerischen Organismus klar zu machen.

Interessant ist nun, daß er als Text zwar die Schlegel'sche und Tieck'sche Uebersetzung zu Grunde legte, aber überall, wo sie ihm nicht genügte, mit seinem bekannten poetischen Takte Verbesserungen einfügte. Dieser so in der That vielfach verschönte und geklärte Text ist in dem vorliegenden Bande mitabgedruckt.

Die ursprüngliche Ansicht Bücher's über Hamlet ist bekannt: auch er betrachtete ihn als einen grübelnchtigen und thatstheuen Menschen, wenn er ihn auch sittlich nicht so tief stellte wie Krenzig oder Börne. Nicht bekannt ist dagegen, daß er schon Ende der Sechziger seine Auffassung

weientlich modifizierte, wenn er ihr auch erst 1882 den ersten schriftlichen Ausdruck gab. Er hatte eingesehen, daß mit der Reflexionskrankheit, also einer Art Geisteskrankheit, unmöglich der Kern von Hamlet's Wesen getroffen werden konnte. Hamlet's Wesen, sein Leiden und seine Thatlosigkeit erklärt er nunmehr aus seiner Genialität; er nennt ihn ein „Phantasiengenie“, eine „Dichternatur“; er meint, daß der Dichter sich die Frage vorgelegt habe: „Wie würdest Du Dich in solchen Verhältnissen benommen haben?“ — und nun sich selbst in Hamlet geschildert habe. So wird die Thatlosigkeit Hamlet's gerade durch die Größe seiner Natur erklärt, deren reiche innere Kräfte sich gegenseitig bekämpfen und im Kampfe verzehren. Auch der leider nur zu berechtigte Pessimismus, der ihn thatigen macht, wird bereits von Vischer betont, der somit die Priorität nicht bloß vor Türr, sondern auch vor Kuno Fischer hat. Damit ist Hamlet zwar seine tragische Größe und unter tragisches Mitleid wiedergegeben; aber von der Schuldtheorie kann Bücher sich doch nicht losjagen; und er stellt nach wie vor Laertes dem Helden gegenüber als den Mann, dessen Eigenschaften, wenn er sie besitzen, ihn zum Sieger über sein Schickal gemacht hätten. In diesem Punkte weicht also Vischer von einer Anzahl moderner Erklärer entschieden ab.

Wollten wir sagen: Vischer's Macbeth-Auslegung gehört zu dem Bedeutendsten, was über dieses Drama geschrieben ist, so wäre das nicht viel gesagt. Sie ist wohl das Bedeutendste in ihrer Gesamtauffassung und in ihren Einzelbetrachtungen, und darin vortheilhaft abstechend von dem bekannten Buche Werder's, der, von einer unhaltbaren Grundauffassung ausgehend, den Wortlaut im Einzelnen vielfach durch ein logisches Gewaltverfahren umdeuten muß. Bekanntlich vertritt Werder, wie Leo und zum Theil Tieck vor ihm, die Ansicht, daß Macbeth sich schon vor dem Erscheinen der Hexen mit Mordgedanken getragen habe und daß deren Weissagung in seine Seele nur wie ein Funken in ein zu verbrecherischem Zweck bereit gehaltenes Pulverfaß fällt. Er ist eine Verbrechernatur, deren übermächtiger Egoismus jedes etwa aufsteigende Bedenken leicht unterdrückt; wenn er dennoch seiner Gewissensstimme mehr als einmal Gehör schenkt, wenn er sich erst durch die Ueberredungskünste seines Weibes zum Morde treiben zu lassen scheint, so heuchelt er nur: er ist von vornherein zum Morde entschlossen.

Diese Auffassung ist nicht ästhetisch und noch weniger logisch haltbar. Ein solcher Macbeth, der mit Richard III. auf einer Stufe stehen würde, könnte die tragische Hauptempfindung, das Mitleid, so wenig erzeugen wie dieser. Und wem sollte er diese Komödie vorspielen? Dem Zuschauer? — Der Gedanke, daß der Dichter beabsichtigen sollte, dem Zuschauer ein A für ein U zu machen, ist Widersinn an sich. — Seiner Frau? — Aber wie will denn Jemand nachweisen, daß das, was der Dichter seinen Helden sprechen läßt, unwahr ist, daß Macbeth die Gewissensangst, der er

vor und nach der That in Gegenwart seines Weibes Ausdruck giebt, nicht empfindet? Das ist unmöglich, und daher eine solche Annahme rein willkürlich. Wie sollte denn Macbeth dazu kommen, auch wenn er allein ist, Gewissensqualen zu zeigen? Außerdem würde seine kluge Frau, die seine zu große Menschlichkeit fürchtet, einen auffallenden Mangel von psychologischem Scharfblick verrathen — und die beiden Eheleute kennen sich doch sonst so gut. Und schließlich würde Macbeth durch ein derartiges Verhalten einen Theil seiner Schuld thatsächlich auf die Schultern eines schwachen Weibes abladen: das wäre aber eine Feigheit und eine Lieblosigkeit, denen seine sonstigen Weisensäußerungen widersprechen. — Es bleibt noch der Selbstbetrug. Der könnte aber doch nur bis zum Morde reichen, später ist er überflüssig. Eine Natur, die im Grunde ihrem angeborenen rohen Triebe folgt, hier der durch Habucht entflammten Mordlust, mag diesen Trieb vor sich verschleiern, wie es Cromwell vor der Verurtheilung seines Königs that. Als aber der vor seinem Christenbewußtsein sorgsam verhüllte Mordtrieb befriedigt war, als das Todesurtheil zur Unterschrift bereit lag, da konnte er seine wahre Natur nicht länger vergewaltigen, da brach seine innere Freude in rohen Scherzen ans Tageslicht; und von der Verzweiflung, die aus Macbeth's Worten nach dem Morde so erschütternd zu uns spricht, empfand Cromwell nicht einen Schimmer. Cromwell fuhr auch fort, sich selbst zu belügen: er stellte als Staatsoberhaupt die Tyrannei, die aus dem innersten Triebe seiner brutalen Persönlichkeit entsprang, als durch die Verhältnisse erzwungen hin; daß aber der unglückliche, trostlose, seinen Zustand verfluchende König Macbeth nicht wahrhaftig gegen sich selbst wäre, hat noch Niemand behauptet.

Wischer schreibt Macbeth eine im innersten Kerne gute, edle Natur zu, in welche der Keim zum Bösen durch äußere Einflüsse, die Prophezeiung der Hexen und deren Bewahrheitung, gepflanzt wird. Natürlich muß diese Natur einen Boden haben, auf dem der Keim gedeihen kann, und das ist nach Wischer nicht Ehrgeiz überhaupt, sondern „phantasievoller Ehrgeiz“. Nicht rohe Besüßgier treibt ihn die Thronestufen empor, „ihn berückt die Schönheit des Herrschens.“ Und zur Vollbringung des Mordes leistet seine Phantasie ihm verrätherische Dienste: sie schwelgt in den Bildern des Schrecklichen, wie, möchte ich hinzufügen, in allen möglichen Bildern, die starke Empfindungen erzeugen. — Denn Macbeth ist dichterisch beanlagt. — Sie hat öfters in dem Wilde des Mordes geschwelgt, bis das vertraute zur That wurde. — Wischer meint, schon vor der Erscheinung der Hexen, und kommt damit der oben widerlegten falschen Auffassung einen Schritt entgegen. Das ist der Punkt, der nicht zugegeben werden kann: an sein Königssein hat Macbeth oft gedacht, auch schon zu der Zeit, wo er bloß königlicher Vetter und noch nicht der größte Mann in Schottland war;

an ein verbrecherisches König werden nicht, bevor die zweite Weissagung der Horen in Erfüllung geht. Der Dichter kennzeichnet das erste Aufblühen des Mordgedankens durch die furchtbare Aufregung, die sich in einem kurzen Selbstgespräch entlädt. Wenn Shakspeare die Verderbtheit einer im Kerne guten Natur schildern will, so muß er es thun von Anfang an; er kann wohl die Aufnahme des ersten Aufsteckungsstoffes vor den Anfang der Handlung legen, dann aber muß diese uns nachträglich durch den Mund des Helden selbst oder einer andern Person geschildert werden. Geschieht das nicht, so können wir den Fäulnißkeim nur im Stücke selbst finden. — Den Endzustand des Verderbnißprozesses in Macbeth's Seele bezeichnet Wischer sehr fein als „gefühlte Gesühlosgkeit.“

Hinsichtlich der Lady wählt Wischer zwischen den beiden übertreibenden Auffassungen, die einerseits eine Megäre, andererseits bloß das liebende Weib in ihr sehen, hindurch den richtigen Mittelweg. Sie ist die wahlverwandte Genossin ihres edleren Mannes, phantasievoll und ehrgeizig wie er. Als sie Macbeth's Brief gelesen hat, da steht der Mordentschluß mit einem Schlage fertig da: darin ist sie die verwornere. Wischer erklärt den plötzlichen Uebergang von Gut zu Böse dadurch, daß die Gabe des „Denkens im edleren Sinne, des Vernunftdenkens“ im Weibe weniger entwickelt ist. Sehr richtig; aber die Motivirung kann noch, wie ich das vor Jahren an dieser Stelle versucht habe, erweitert werden durch die Berücksichtigung der weiblichen Phantasiebetätigung. Die erfahrungstolle Frau stellt sich das Ziel allein vor: sie sieht ihren geliebten Gatten als stolzen, glücklichen König und sich stolz und glücklich neben ihm. Der praktischere Mann denkt neben dem Ziele den Weg dahin: daher bei ihm der Aufenthalt. Bei dieser Auffassung legt Wischer natürlich bedeutendes Gewicht auf den kindlichen Hinderungsgrund, der sie von der Ermordung Duncan zurückhält, auf ihre Thunmacht, ihren Wahnsinn und Selbstmord als ebenso viele vom Dichter gewollte Züge, welche ihre weibliche Schwäche illustriren.

In den „Romeo“ = Vorträgen wendet sich Wischer gegen Urici, der die Ursache des Unterganges der Liebenden in der reinen Sinnlichkeit ihrer Neigung sieht, „in der Verunreinigung der wahren Liebe durch Begierde und Leidenschaft.“ Wischer bezeichnet eine solche Auffassung, gegen welche ich in meinem letzten Artikel über Shakspeare-Literatur an dieser Stelle ebenfalls Veranlassung nahm zu protestiren, als „Rohheit des Denkens.“ Es ist dem „modernen“ Materialismus vorbehalten gewesen, die Liebe des Kulturmenschen als ungemischt sinnliches Verlangen und die Befriedigung dieses Verlangens als das höchste und daher erstrebenswertheste Glück, das die Erde zu bieten hat, hinzustellen; so tief stand selbst der jugendliche Shakspeare nicht. Romeo's und Julia's Liebe, sagt Wischer, „ist sittlich, gerade weil sie auf vollkommene und hiermit auch auf sinnliche Vereinigung dringt. Sie ist nicht materiell, denn alle

edelsten inneren Kräfte: *) Muth, Treue, Geist, Phantasie, Todesverachtung blühen in ihr auf und vertiefen sie ins Unendliche."

Ulrici mißt hier, wie so oft, wieder einmal die Persönlichkeiten der Helden an der Verständigkeit und Besonnenheit des philosophisch abgefühlten eigenen Ich, und dieser Maßstab ist für heldenhafte Persönlichkeiten zu klein. Wischer erkennt das Recht der Leidenschaft an; wie könnte eine jugendliche Liebe ohne Leidenschaft sein! Es ist das Recht der Liebenden, ihre kirchliche Vereinigung schleunigst herbeizuführen und durch die Ehe sich vor dauernder Trennung zu schützen.

Aber es ist ihm andererseits zweifellos, daß die Leidenschaft zu jähem rücksichtslosem Handeln treibt, und so gehen Romeo und Julia an den verhängnißvollen Fehlern, zu denen sie ihre berechnigte jugendliche Leidenschaft verführt, zu Grunde. Gewiß, das Bedauern, das wir ihnen schenken, ist nicht rein von Vorwürfen; aber das Mitleid mit ihnen ist doch die stärkere Empfindung: sie sind eben jung; also können sie nicht anders als leidenschaftlich sein, und die Fehler, die sie aus Leidenschaftlichkeit begehen, sind bei ihnen verzeihlich.

Wie aber verhält sich Wischer zu dem Fehler, der Shakspeare von vielen Seiten zum Vorwurf gemacht wird, daß nämlich ein thörichtes Zufall, die falsche Benachrichtigung des verbannten Romeo, die Katastrophe herbeiführt? — Wischer findet darin keinen Fehler; er meint, daß der Zufall im Organismus einer dichterischen Handlung wohl berechtigt ist, wenn die Handelnden ihn nur ihrem Charakter gemäß ausnutzen. Und das geschieht ja hier jedenfalls: der stürmische Romeo eilt ohne Ueberlegung zum Tode, als ihm Julia's Tod berichtet wird. — Das ist eins von den nicht wenigen großen Worten, die Wischer in diesen Vorträgen gelassen ausspricht. Ich muß bekennen, mir ist diese Idee von der Zulässigkeit jedes Zufalls in der poetischen Handlung so neu, daß ich augenblicklich außer Stande bin, weder sie zu bekämpfen noch ihr zuzustimmen.

* * *

Zum Schluß ein Wort über den Uebersetzer Wischer. Ich habe oben bereits bemerkt, daß Wischer den Schlegel'schen Text im „Hamlet“ und ebenso auch im „Romeo“ überall verändert, wo er ihm mangelhaft erscheint; diese Aenderungen sind in den allermeisten Fällen Verbesserungen. Und warum sollte Wischer Schlegel nicht verbessern können: als Dichter ist er unzweifelhaft größer als dieser; die Sprachgewalt, die der Uebersetzer Shakspeare's braucht, ist Wischer's unvergleichliche Wabe; die Fähigkeit, die Gedanken des Dichters mit vollkommener

*) Im Texte: „alle edelsten Kräfte des Gemüths“, zu welchen nach den folgenden Worten also auch Geist und Phantasie gehören würden. Eine solche Fassung kann nur dem Kopfe eines Nachschreibers entspringen sein.

Klarheit und Schärfe nachzudenken, wird Niemand an einem Philosophen wie Vischer in Zweifel ziehen. Es bliebe also noch die englische Sprachkenntniß: sollte Vischer hierin von Hause aus ein Manko gehabt haben, was ich nach seinen vorliegenden Leistungen nicht entfernt behaupten will, so hat er es jedenfalls durch eindringendes, von den besten der vor-handenen Hilfsmittel unterstütztes Studium des Originaltextes ausgeglichen.

Für „Macbeth“ mußte Vischer mehr thun, als schwache Stellen verbessern. Bekanntlich ist die Uebersetzung dieser großartigen Dichtung Dorothea Tieck besonders schlecht gerathen; „ihr Deutsch thut unserer Sprache weh“, jagt Vischer mit Recht. Und so ist denn gerade der „Macbeth“ der Gegenstand immer neuer Uebersetzungsversuche gewesen. Ueber Schillers „Uebersetzung“ können wir hinweggehen; es ist keine, sondern eine viel zu freie Bearbeitung. Auch Leos Arbeit (in der Ausgabe der „Shakspeare-Gesellschaft“) verdient diesen Namen. Immanuel Schmidt's Uebersetzung ist treu, aber zu unpoetisch. Die beste der bisherigen war die von Bodenstedt: die dichterische Stimmung wußte er zu treffen, leider aber entfernte auch er sich, wie in seiner Sonett-Uebersetzung, oft gar zu weit von Shakspeare's Text. In Vischer's Arbeit nun besitzen wir die erste wirklich vorzügliche Uebersetzung von „Macbeth“. Das ist eine Thatsache, die für die Bühne, die Höhergebildeten und die Schule nachdrücklich betont werden muß. Eines der größten Dramen der Weltliteratur ist in unseren höheren Schulen verhältnißmäßig wenig gelesen worden, weil die überall gebotene Tieck'sche Uebersetzung gar zu weit hinter dem Original zurückblieb. Wir können daher im allgemeinen Interesse nur wünschen, daß der Cotta'sche Verlag diese ausgezeichnete Arbeit dem deutschen Volke in einer Separatausgabe recht bald zugänglich macht.

Hermann Conrad.

Torjo. Von Kurt Freiherrn von Meibnitz. Verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig 1900.

Der Band enthält vier Novellen und führt seinen Titel nach der ersten, die auch die längste ist. Es ist eine feine und vornehme Poetennatur, die aus diesem Buche zu uns spricht. Aber in diesem feinen Poeten wohnt eine ungesunde und unreife Seele. Gleich die erste Novelle legt Zeugniß davon ab. Der junge Albrecht Freiherr von Nethen ist der Sohn eines alten Kavalleriegenerals und soll, der Tradition der Familie entsprechend, selber die Soldatenlaufbahn einschlagen. Dazu hat der junge Mann aber keine Lust. Denn er fühlt den Dichter in sich. Der Vater verlangt mit unerbittlicher Härte wenigstens den Reserveoffizier. Und zu dem Zwecke dient der junge Freiherr, der von seiner verstorbenen Mutter

her Erbe eines ungeheueren Vermögens ist, in dem vornehmsten Kürassierregiment sein Jahr ab. Nun ergiebt sich hier der Konflikt zwischen dem Poeten und dem Soldaten. Da dieser Poet Freiherr von Methen — und wie es scheint auch der Verfasser Freiherr von Reibnitz — nur Abneigung für das spezifisch preussische Soldatenthum hat, so fällt ein ganz falsches Licht darauf. Dazu kommt noch, daß der junge Freiherr von Methen nicht nur eine sehr zart besaitete, mimosenhaft empfindliche Poetennatur ist, sondern auch schwindfüchtig. In dieser Schwindjucht, die zu spät entdeckt wird, stirbt er dann schließlich auch. Ich vermag den Tod dieses jungen Mannes nicht tragisch zu finden, obwohl er selbst ganz und gar anderer Meinung ist. Er zieht das Facit seines Lebens kurz vor dem Tode: „Ein Band Lyrik, ein Schauspiel „Moses“, ein halb vollendetes Drama „Christus“ — es ist zu viel, als daß mein Name gleich vergessen wird, wenn ich sterbe, und doch zu wenig zur Unsterblichkeit. Es ist die Halbheit, die durch mein ganzes Leben geht.“ Der junge Dichter von Methen hat also riesige Dramenpläne in seiner Seele herumgewälzt. Ja, der „Moses“ ist sogar nicht nur ganz glatt von der Direktion des „Hebbel-Theaters“ in Berlin angenommen worden, sondern schon mit großem Erfolg aufgeführt. Der „Christus“ wird natürlich noch großartiger werden! Es liegt doch wirklich eine naive Unreife des Verfassers darin, einen jungen, knapp dreiundzwanzigjährigen Poeten, wie dies der Freiherr von Methen sein soll, solche Stoffe wie einen Moses oder gar Christus „mit Erfolg“ dramatisch verarbeiten zu lassen. Die Auffassung, die der junge Methen auf Seite 93 der Novelle von Christus entwickelt, ist denn auch wirklich nichts weniger als monumental. Es spricht überhaupt eine krankhafte Sinnlichkeit aus dieser Novelle, die heftige Sinnlichkeit des Schwindfüchtigen. Ich glaube, der Verfasser sieht seinen „Torso“ zum Theil wenigstens als schneidende Satire an. Die halte ich dann aber für sehr schwach und mißlungen. Ich sehe vielmehr eine pathologische Studie in der Arbeit, die dem Verfasser ohne Abicht glänzend gelungen ist. Denn ich glaube, daß das Leben, Leiden und Lieben des jungen Methen durchaus von der Schwindjucht bedingt ist, die ihn schließlich zu frühem Tode führt. So lassen sich die Mischung von lethargie und ruckweiser Erregbarkeit, das bohrende Wollustempfinden, der krankhafte Argwohn und manche anderen Eigenschaften des jungen unglücklichen Soldaten wider Willen vollkommen begreifen. — Ebenjowenig befriedigt hat mich eine andre Soldatengeschichte in diesem Novellenbände: „Feld-einsamkeit“. Beim Ritt zum Schießplatz stürzt der Artillerie-Einjährige Hans Wangen gerade unter die Kanone, wird tödtlich verwundet, abseits getragen und stirbt in den Armen seines Herzensfreundes Bergholm. Diese beiden Einjährigen sind auch wieder solche Soldaten wider Willen. Die Freundschaft der Beiden ist viel zu sentimental. Das ist ja schon die reine Mädchenfreundschaft. Charakteristisch ist, daß Freund Bergholm dem sterbenden Wangen von einem Regimentsviolinisten Schumann's „Abendlied“

mit auf den Weg ins andre Leben spielen läßt. Der sterbende Soldat und Schumann's „Abendlied“ — greuliche Dissonanz. Für Sterben mit Musikbegleitung habe ich wirklich viel Neigung. Ich bitte das durchaus nicht etwa als Blasphemie zu nehmen. Aber der „Hohenfriedberger“ wäre mir lieber und würde mir auch für obige Situation passender scheinen. Ich liebe keine Sentimentalität, auch nicht vor einem Sterbelager. Was hätte die männliche Poetenseele des herrlichen Liliencron aus dem Vorfalle gemacht! — Am besten in dem Buche gefällt mir die kleine Skizze „Didi“. Ich betone nochmals die poetische Begabung des neu auf den Plan tretenden Autors. Aber sie hat sich diesmal auf Stoffe geworfen, die ihr nicht liegen. Herr von Reibnitz wird erst mehr zu sich selber kommen, sich selber entdecken müssen — dann wird seine Kunst erfreulichere, reifere Früchte spenden.

Max Lorenz.

Theodor Fontane. Ein literarisches Portrait von Franz Servaes. Sonderabdruck aus der Kunstzeitschrift „Pan“. Verlegt bei Schuster & Loeffler in Berlin und Leipzig 1900.

Lobend hervorheben möchte ich zunächst die originelle und schöne Ausstattung des Bändchens. Servaes ist ein geistreicher Schriftsteller, der indeß öfter seine Leser mehr blendet, als erleuchtet. Dieser im Sonderabdruck veröffentlichte Artikel gehört nicht zu den besten, die der Verfasser geschrieben hat. Er gehört auch nicht zu den besten und treffendsten, die über Fontane geschrieben sind. Der Servaes'schen Art liegt die Fontane'sche nicht besonders, was aber nicht ausschließt, daß Servaes, nach dem psychologischen Geß der Gegenfäglichkeit, gerade für Fontane eine besondere und aufrichtige Liebe hat.

Max Lorenz.

Stechbriefe, erlassen hinter dreißig literarischen Uebelthätern gemeingefährlicher Natur von Martin Möbius, mit den getreuen Bildnissen der dreißig versehen von Bruno Paul, im Verlage von Schuster und Loeffler, Berlin und Leipzig 1900.

Es handelt sich um eine literarische Karrikatur. Von dreißig Autoren haben Möbius mit der Feder und Paul — auch mit der Feder, aber der Feder des Zeichners — Porträts entworfen, in absichtlicher Verzerrung. Hierbei kommt es natürlich darauf an, daß trotz aller Verzerrung die Porträts doch „treffend“ sind. Und das ist meist der Fall. Alle sind sehr gut, viele ganz vorzüglich, feins geistlos und unwitzig, nur bei Hartleben scheint mir dem Herrn Möbius — übrigens ein Pseudonym — eine kleine Entgleisung zur Geschmacklosigkeit hin widerfahren zu sein. Der literarische und der zeichnerische Karrikaturist, Möbius und Paul, stehen sich bei ihrem „Liebeswerk“ mit schöner Ebenbürtigkeit zur Seite.

Max Lorenz.

Nebel und Sonne. Der Gesammelten Gedichte dritter Band. Von Detlev von Liliencron. Verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig 1900.

Der herrliche Liliencron! Ich habe über ihn in einem ausführlichen Artikel gesagt, was ich zu sagen habe. Ich kann mich darum auf eine kurze Anzeige beschränken. Der Band enthält auf 173 Seiten Altes und auf den darauf folgenden 67 Seiten „Neues“, wie es der Dichter selber kurz und bündig nennt. Und in dem Neuen ist viel Schönes. Welche Greifbarkeit der Darstellung, welche Plastik und Anschaulichkeit entwickelt dieser Mann; z. B. in dem „Brand von Altona“: „Mars beschleht hämisch den Venusstern“, ein Vers, den man natürlich erst im Zusammenhang recht verstehen und würdigen kann. Oder in dem Gedicht „Einsam“:

Noh siel mein Wort, daß wir uns trennen müssen,
Noh wie der Stein in eine Kirchensteibe —

Wie vielfach, wie ergreifend wirkt hier der Parallelismus des Bildes. Als Probe aus diesen neuen Gedichten darf ich wohl die „Au Hans Thoma“ gerichteten Verse hersetzen:

Wie lange hast Du warten müssen:
Die altbekannte deutsche Zeit:
Nun ist Dein Gloria erklingen
Und klingt bis in die Ewigkeit.

Nie hat Dich Ungeduld gefoltert,
Du maltest fort in guter Ruh,
Nest endlich hat Dein Volk begriffen,
Wer Du ihm bist, und jauchzt Dir zu.

Wer Du ihm bist? Sein deutscher Maler.
Die Liebe hat sich Dir gefellt,
Und dankbar beugen sich die Kniee
Vor Dir, Du stiller, treuer Held.

Der dramatischen Scene „Ein Junitag“ weiß ich keinen Geschmack abzugewinnen. Es soll wohl eine dramatisirte Ballade sein. Aber sie wirkt wenig, am ehesten noch in dem vom Dichter nach T'Annunzio's Art mit großer Genauigkeit gegebenen scenischen Weirwerk. Dagegen kann ich die kleine Prosastizze „Die Ewigkeit“ sehr rühmen, der Liliencron als Motto den tief sinnigen „alten Spruch“ vorge setzt hat:

Ich komme, ich weiß nit wober,
Ich gehe, ich weiß nit wobin.
Mich wundert, daß ich so frohlich bin.

Max Lorenz.

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

20. Juni 1900.

Das Ministerium Körber hat sich auf einen parlamentarischen Feldzug eingelassen und denselben, wie zu erwarten war, verloren. Nach dem Ausfalle der Verständigungs-Konferenzen, in denen es nur deshalb zu keinem offenen Bruch kam, weil man die wichtigsten Differenzpunkte von der Berathung kunstvoll ausschloß, war es so viel als sicher, daß die Tschechen sich auf die Berathung der vom Ministerium vorbereiteten Gesetzesentwürfe zur Regelung der Verwaltung und des Sprachengebrauches bei den Behörden in Böhmen und Mähren nicht einlassen würden. Dennoch hat sich das Ministerium bestimmt gefunden, das Abgeordnetenhaus wieder einzuberufen, ihm diese Gesetze vorzulegen und gleichzeitig die Verlängerung des Budgetprovisoriums zu verlangen, im Uebrigen aber es dem Parlamente zu überlassen, ob es sich zunächst mit der Erledigung der sogenannten „Staatsnothwendigkeiten“ befassen oder die Sprachen- und Verwaltungs-gesetze in Behandlung ziehen wolle.

Der Vorgang ist ohne Zweifel formell richtig und der Absicht entsprechend, so lange als möglich an der verfassungsmäßigen Durchführung der Staatsgeschäfte festzuhalten. Die Körber'schen Gesetze, die an die Stelle der aufgehobenen Baden'schen Verordnungen treten sollen, gehen jedenfalls von der Voraussetzung aus, die nationalen Parteien in Böhmen und Mähren würden sich zu einem Kompromiß in der Sprachenfrage verstehen und zur Herstellung desselben in parlamentarische Verhandlungen eintreten. Daß die Regierungsvorlage sofort von beiden Parteien freudig begrüßt werden würde, konnte Niemand erwarten; ihre Brauchbarkeit als Grundlage von Auseinandersetzungen hat sich gerade dadurch herausgestellt, daß weder die Tschechen noch die Deutschen sich von ihr befriedigt erklärten, daß es also an Tausch- und Ausgleichsobjekten nicht fehlte. Von großer Wichtigkeit ist es, daß die von den Deutschen so oft vorgeschlagene sprachliche Abgrenzung zur praktischen Anwendung gebracht wurde. Von 233 Bezirksgerichten in Böhmen sollen 94 ein Sprachig deutsch,

133 einsprachig tschechisch eingerichtet werden, nur 6 haben als „gemischt-sprachig“ zu gelten: von den 103 Bezirkshauptmannschaften (Unterstufe der Verwaltungsbehörden) sind 41 einsprachig deutsche, 58 einsprachig tschechische und 4 gemischt-sprachige in Aussicht genommen. Die Bezirkshauptmannschaften unterstanden bis jetzt unmittelbar der böhmischen Statthalterei, die bei dem enormen Geschäftsumfange die Verhältnisse der einzelnen Landschaften nicht immer richtig zu beurtheilen verstand; man will daher eine Entlastung der obersten Verwaltungsbehörde des Landes durch die Errichtung von Kreisregierungen herbeiführen, welche alle bisher von der Statthalterei zu behandelnden, nur das Kreisgebiet betreffenden Angelegenheiten in ihre Kompetenz zu ziehen und dazu noch einige Geschäfte der Bezirkshauptmannschaften zu übernehmen hätten. Der Statthalterei fallen demnach die Angelegenheiten zu, die das ganze Land betreffen, außerdem hat sie in einer Reihe bereits bezeichneter Fälle als Berufungsinstanz für die Kreisregierungen zu gelten. Für die Eintheilung des Landes in Kreise wurden zwei Vorschläge gemacht: eine Eintheilung in 10 Kreise, wobei 3 deutsch, 5 tschechisch und 2 gemischt-sprachig sein würden, und eine in 14 Kreise: 5 deutsche, 7 tschechische, 2 gemischt-sprachige.

So einfach und sachlich begründet diese Bestimmungen, so komplizirt und umständlich sind die Anordnungen über den Gebrauch der beiden Landessprachen bei den Gerichts- und Verwaltungsbehörden. Ein nicht zu rechtfertigendes Zugeständniß an die Tschechen liegt darin, daß auch in den deutschen Bezirken tschechische Eingaben angenommen werden müssen. Die Behandlung derselben würde allerdings in deutscher Sprache erfolgen. Die Erledigung aber müßte tschechisch hinausgegeben werden. Nur Advokaten und Notare sind verhalten, deutsche Eingaben zu machen, die Parteien dürfen sich selbst im mündlichen Verkehre der tschechischen Sprache bedienen, wenn sie des Deutschen nicht mächtig sind. Es muß also in jedem deutschen Bezirke auch für Beamte gesorgt werden, die des Tschechischen in Wort und Schrift mächtig sind. Das ist der Stein des Anstoßes für die Deutschböhmen, die bekanntlich behaupten, sie könnten diese Kenntniß des Tschechischen sich nicht eigen machen, oder es würden ihre Kenntniße zum mindesten von den Tschechen nicht für genügend erachtet werden, damit möglichst viele Angehörige dieser Nation im deutschen Theile des Landes untergebracht werden. Diese seien dann die berufsmäßigen nationalen Agitatoren, um die würden sich ihre Landsleute jammeln und sich dabei möglichst aufdringlich und störend bemerkbar machen. Inmitten des heißen Kampfes, in dem sich die beiden Nationen dermalen gegenüber stehen, ist dieser Einwand sehr berechtigt, ebenso die Behauptung, daß damit nicht einem Bedürfniß der Tschechen Rechnung getragen, sondern nur ihrer nationalen Eitelkeit und notorischen Stellenjägeri Vorjubel geleistet werde. Und es hat sich gezeigt, daß die Tschechen sich auch durch ein so weitgehendes Entgegenkommen, wie es diese Gesetzesvorlage bethätigt,

niemals befriedigen lassen. Sie verlangen, daß jede Behörde im ganzen Lande, also auch in den Orten, wo sich überhaupt gar keine Tschechen ständig aufhalten, in allen Geschäftszweigen durchaus tschechisch zu amtiren verpflichtet sei, wenn es von einer Partei oder einem Anwalte verlangt wird. Herr Pacak hat im böhmischen Landtage das Verlangen der Deutschen, daß auf ihrem Gebiete nur ihre Sprache als Amtssprache eingeführt werde, als ein „Superioritätsgelüste“ bezeichnet und die Möglichkeit einer Lösung der Sprachenfrage nur darin erblickt, daß jeder Beamte beider Landessprachen mächtig sei. Aber auch damit würde das „Großmachtsgelüste“ der Tschechen nicht befriedigt sein, sie wollen Böhmen allein regieren und überhaupt nur tschechische Beamte anstellen. Herr Fort ist überzeugt, daß das tschechische Volk Kraft genug besitze, „um den Kampf gegen den ganzen Staat aufzunehmen und zu beweisen, daß der Staat ohne das tschechische Volk keine Bedeutung als Großmacht nicht aufrecht erhalten könne.“ Das mag seine Richtigkeit haben; es hat aber auch noch Niemand verlangt, daß das tschechische Volk den Staat verlasse oder als solches zu bestehen aufhöre. Der Staat verträgt es nur nicht, daß seine Verwaltung der tschechischen Eitelkeit wegen von ihren natürlichen Aufgaben abgelenkt und zur Versorgung des überschüssigen tschechischen Beamtenmaterials mißbraucht werde.

Was das Endziel der tschechischen Politik sei, hat übrigens Herr Pacak in den Delegationen ganz unverhohlen zu erkennen gegeben. „Wenn man den Tschechen die Freiheit geben und ihnen die Entwicklung gestatten würde, wie den Ungarn, so würden sie nicht nur treue Unterthanen des Kaisers sein, sondern auch aus ihrem Vaterlande zu Ehren Oesterreichs ein mächtiges Reich schaffen.“ Der tschechische Hochmuth, der jede Verständigung mit anderen Völkern, mit den Polen ebenso wie mit den Deutschen erschwert, begnügt sich nicht mehr mit dem Verlangen nach selbständiger Staatsbildung, er sieht bereits ein neues böhmisches Reich entstehen, das Oesterreich zur Ehre gereichen soll. Wo bleibt nur Oesterreich, wenn es weder in Ungarn noch in Böhmen zu suchen sein soll und wenn die tschechische Großmacht auch noch Wien annektirt, wie sie bereits angekündigt hat?

Hochmuth und nichts Anderes ist auch das Begehren, das die Tschechen dem Ministerium Körber als Vorbedingung für die Bewilligung der Staatsnothwendigkeiten vorgelegt haben, nämlich das Begehren nach einer Genugthuung für die ihnen durch die Aufhebung der Badeni'schen Sprachenerordnung angeblich zugefügte Beleidigung. Die Genugthuung sollte aber nicht etwa in einer von den Deutschen abzugebenden Ehrenerklärung bestehen, was man in Ermangelung des Institutes parlamentarischer pp. Saiten hätte erwarten können, unter Genugthuung versteht der tschechische Politiker einen materiellen Vortheil, die Einführung der inneren tschechischen Amtssprache, die abermals keinen anderen Zweck

hat, als die Systemisirung zahlreicher tschechischer Beamten in deutschen Bezirken zur Herstellung des unerläßlichen Verkehrs zwischen den einzelnen Gerichten erster Instanz. Gegen dieses „Präcipuum“, zu deutsch gegen die Vorausbezahlung eines Gewinnes an die Tschechen nur zur Ermöglichung von Verhandlungen, in denen sie jedenfalls neuerdings Zugeständnisse verlangen würden, haben sich die Deutschen so energisch verhalten, daß es dem Ministerium, selbst wenn es dazu Neigung gehabt hätte, unmöglich gewesen wäre, die Bedingung zu erfüllen. Keine Regierung in Oesterreich kann auf den Gedanken kommen, die deutsche Opposition gegen die tschechische einzutauschen; das Geschäft wäre zu schlecht. Selbst Baden hätte es sich niemals einfallen lassen, den verhängnißvollen Handel mit den Tschechen einzugehen, den sie nachträglich als einen Akt der Gerechtigkeit auszuliegen versuchten, wenn er an die Widerstandsfähigkeit der Deutschen geglaubt hätte. Man hat sie nun kennen gelernt, und kann vom Standpunkte der praktischen Politik, ohne jede nationale Voreingenommenheit, unmöglich Schritte thun, um sie wieder zu entzesseln.

Schon vor der Wiedereröffnung des Reichsrathes mußte die Regierung ganz bestimmt wissen, daß sie vor der Alternative: Obstruktion der Tschechen oder Obstruktion der Deutschen stehen würde; man muß sich daher mit einiger Verwunderung fragen, warum sie den Tschechen die Gelegenheit gegeben hat, jene albernen Kunststücke mit der Geschäftsordnung und endlich jene gemeine Skandalzene aufzuführen, mit der das parlamentarische Leben in Oesterreich neuerdings prostituiert wurde, warum hunderte von gebildeten Männern, deren sonstige Berufsthätigkeit doch nicht werthlos ist, gezwungen wurden, Stunden um Stunden tschechische Petitionen verlesen zu hören und namentliche Abstimmungen darüber vorzunehmen, ob die Petitionen verlesen werden sollen oder nicht, und warum man es endlich so weit kommen ließ, daß die Tschechen dem mahnenden Kaiserworte „Wir sind zum Gespött der ganzen Welt geworden!“ zum Trost mit hübschen Scherzen, mit einer fünf Stunden dauernden Kassenmusik die Regierung und die Abgeordneten aller anderen Nationen höhnen durften? Es wäre doch wahrlich an der Zeit, daß man von dem unfruchtbaren Gedanken abkomme, Oesterreich um jeden Preis parlamentarisch regieren zu wollen. Ein konstitutioneller Staat kann aus den „im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern“ so lange nicht entstehen, als die darin wohnenden Völker und Völkerbruchtheile sich nicht dazu entschließen, zur Erhöhung der staatlichen Kraft auf einzelne nationale Rechte zu verzichten, so lange nicht die Bevorzugung der deutschen Sprache, die bei den vielfachen Funktionen der Regierungsmaschine durch keine andere ersetzt werden kann, von allen Seiten als nothwendig anerkannt wird. Dazu müssen die Tschechen, Slovenen und Italiener erzogen werden; die Erziehung wird aber ebenso gut gelingen, als es die mittleren und kleinen deutschen Souveräne erlernt haben, einzelne ihrer vor fünfzig Jahren noch

für unveräußerlich angesehenen Regierungsaufgaben durch Preußen besorgen zu lassen und diesem die erste Stelle, die Führung im Bunde der deutschen Staaten einzuräumen. Das läßt sich alles erreichen, man muß nur die erforderliche Zeit dazu haben. Auch Preußen hat von 1815 bis 1871 mit jedem Eifer und treuer Hingebung an die Sache daran arbeiten müssen, die Ueberzeugung unter den Deutschen zu vertreten, daß es seiner Aufgabe gewachsen sei, und daß es sie übernehmen wolle, mit oder auch gegen die Zustimmung der Bundesgenossen. Wer wird Oesterreich in seiner inneren Entwicklung stören, wer wird etwa den Tschechen zu Liebe Oesterreich aus seinem Friedenszustande reißen wollen? Welche europäische Macht hätte ein Interesse daran, die Verwirrung in unserem Staate zu steigern oder gar sein Gefüge zu erschüttern? Keine! Der Satz, daß man ein Oesterreich künstlich zu bilden versuchen müsse, wenn es nicht ohnehin schon geschichtlich geworden wäre, gilt heute mehr als je.

Zunächst muß die Obstruktion besiegt werden, nicht nur die tschechische, sondern überhaupt jede Obstruktion, komme sie woher sie wolle, aber bei Leibe nicht durch parlamentarischen Kampf! Es ist fast unglaublich, daß ernste Männer in der berüchtigten Obstruktionsnacht vom 8. auf den 9. Juni auf den abstrusen Gedanken gekommen sein sollen, die „lärmende“ Obstruktion sich auslärmern zu lassen, d. h. geduldig auf die Erschöpfung der böhmischen Musikanten zu warten. Welche Serie unwürdiger Szenen, welche Ausbrüche roher Leidenschaft, ja Ungezogenheit und Gemeinheit hätte man dadurch heraufbeschworen! Und was wäre erreicht gewesen, wenn man einmal einen Beschluß durchgesetzt hätte, am nächsten Tage wäre die höfliche Komödie von vorne angegangen. Herr v. Körber hat gewiß nicht leichten Herzens seinen greisen Herrn aus dem Schlafe wecken lassen, um von ihm die Ermächtigung zur Schließung des Reichstages zu erbitten, er hat sich aber nicht darüber täuschen können, daß es seine Pflicht war, den Kaiser auf das Abstoßende der Situation aufmerksam zu machen. Sollte der tschechische Landsmannminister Dr. Rezek in diesem Sinne seinen Kollegen beeinflusst haben, so hat er nicht seinen Landsleuten den größten Dienst erwiesen, wie man behauptet, sondern dem Staate und allen Patrioten, die Oesterreich vor Unehre bewahren wollen.

Was nun? wird allenthalben gefragt. Die Antwort scheint uns nicht allzuschwierig zu finden; wenn nicht Alles täuscht, hat das Ministerium sich auch schon für die einfachste und natürlichste Konsequenz der Arbeitsunfähigkeit des Parlaments entschieden. Man regiert eben ohne Parlament. Es ist weder Leichtsinns noch Frivolität, die zu diesem Entschlusse treiben, sondern die Nothwendigkeit und der Zwang der Logik. Die Dynastie kann die Völker nicht dazu zwingen, von den ihnen eingeräumten Rechten Gebrauch zu machen, aber sie selbst ist verpflichtet, den Staat zu regieren; denn ihr Mandat ist ein weit älteres als das aus der Verfassung von 1861 abgeleitete und 1867 erneuerte Recht der Mitwirkung an der Regierung,

daß durch die Abgeordneten der Königreiche und Länder ausgeübt werden soll. Für die Staatsnothwendigkeiten muß gesorgt werden. Gäbe es keinen § 14, so würde die Souveränität des Kaisers, Königs, Herzogs u. s. w., die seit Jahrhunderten besteht und durch unzählige Huldigungen anerkannt ist, vollständig genügen, um aus ihrem Begriffe alle Vorkehrungen vollkommen verfassungsmäßig zu rechtfertigen, die der Kaiser durch seine Minister vornehmen läßt. Die Krone muß dabei allerdings in den Vordergrund treten, die Minister können nur in ihrem Namen und Auftrage regieren. Auch das Verhältniß zu Ungarn kann während des Stillstandes der parlamentarischen Gesetzgebung in Oesterreich durch die Krone in ausreichender Weise geordnet werden. Der Inhalt der pragmatischen Sanction, d. h. der Gesetzartikel des ungarischen Landtages von 1722—23, reicht dazu vollkommen aus. Je weniger Bedenken, desto sicherer der Erfolg. Oesterreich-Ungarn ist noch heute eine Monarchie, kein Staat. Daraus geht hervor, daß die monarchische Gewalt die mangelnden staatlichen Funktionen ersetzen muß.

Wenn man den Abgeordneten der verschiedenen Zungen einige Zeit zum Nachdenken gönnt, wenn sie in ihren bürgerlichen Berufsgechäften Einiges von nationalem Dünkel und von Parteileidenschaft abgegeben haben, werden sie vielleicht selbst sich eingehend und wohlwollend mit der Frage beschäftigen, welcher Weg sie wieder nach Wien führen könne? Die Deutschen haben keine Veranlassung, sich um die Wiedereröffnung des Parlamentes zu sorgen, solange die Regierung ihre Stellung achtet und die größten Angriffe auf den deutschen Besitzstand abwehrt. Sie werden bedauern, daß ihre wirtschaftliche Entwicklung gehemmt ist, sie werden sich der Regierung zur Verfügung stellen, wenn sie an ihre Arbeitskraft und Arbeitslust appellirt: aber sie dürfen nicht zu Entschliessungen drängen, deren Folgen unberechenbar sind, nicht aus blasser Furcht vor dem Absolutismus den parlamentarischen Anarchismus schützen. Die Verantwortung der Minister eines auf sein souveränes Recht sich stützenden Herrschers ist weit größer als derer, die sich auf dem bequemen Kissen einer festen Parlaments-Mehrheit wiegen!

Die Rettung der klassischen Bildung in Preußen. — Transvaal. China.

Die große Gefahr, die dem deutschen Bildungswejen vor vier Wochen drohte, ist für diesmal noch glücklich vorübergegangen, ja, man darf hoffen, daß wir jetzt mit unsern höhern Schulen in Bahnen eintreten, die auf lange Zeit hinaus, ohne etwas Werthvolles Preis zu geben, alle Bedürfnisse befriedigen werden. Die klassische Bildung, ein genügender Unterricht im Griechischen ist gerettet. Wiederholen wir noch einmal mit kurzen Worten, weshalb dieser Unterricht so wichtig ist. Es ist zweifellos

richtig, daß die allerhöchste Bildung erreichbar ist ohne Kenntniß der griechischen Sprache. Die strahlenden Beispiele stehen vor unseren Augen: Schiller und Moltke. Beide haben sich auf dem bloßen Wege der Uebersetzungen vom Griechenthum soviel Kenntnisse und Anschauung verschafft, daß nicht die geringste Lücke sichtbar wird. Aber es ist ein Unterschied, ob einzelne, hochbegabte Individuen von nicht zu sättigendem Lernetrieb und eierneim Fleiß sich auf diesem Wege eine vollkommene Bildung verschaffen können, oder ob das Element der griechischen Sprache aus der Bildungs-Sphäre der führenden Stände überhaupt verdrängt und wie Sanskrit oder Hebräisch als ein bloßes Gelehrtenfach betrachtet wird. Es ist vollkommen richtig, daß der unmittelbare Ertrag der griechischen Sprache mit seiner unendlichen Arbeit für einen großen Theil der Gymnasiasten sehr gering ist; aber sie bleiben dadurch in unmittelbarer Verührung mit dem Urgrund aller Wissenschaft. Beschränken wir diese Verührung auf einzelne Gelehrte, so wird unsere ganze Weltanschauung eine andere. In dieser Unterscheidung zwischen dem, was die griechische Sprache für den Einzelnen, und dem, was sie für das Bildungs-Niveau des ganzen Volkes bedeutet, darin, glaube ich, liegt der Schlüssel zu dem Verständniß des ganzen Problems. Der Einzelne kann vollkommen gebildet sein ohne sie, die Bildungs-Qualität der Nation aber sinkt, wenn nicht breite, sehr breite Schichten des regierenden Standes die Wurzeln ihres geistigen Wachstums bis in diese Tiefen herabsenden. Zwanzig mögen das Griechisch ziemlich unnöthiger Weise lernen, damit der Einundzwanzigste eine kostbare, eine sonst unerreichbare Frucht darauf wachsen lasse, die nunmehr nicht bloß ihm, sondern Allen gehört. Jene Zwanzig hätten vielleicht in der Zeit und mit der Mühe, die sie auf die griechische Sprache verwandt, viele andere, im Leben recht nützliche Sachen, Englisch, Chemie oder Botanik lernen können, aber sie hätten das Gefühl, zur höchsten Bildungsschicht zu gehören, die Werthschätzung dieser Bildung und die Geistesrichtung auf ideale Weltanschauung, die daraus erwächst, nicht erlangt — es sei denn, in ihnen selber hätte von Anfang an ein sehr starker Trieb darauf gelegen.

Der Durchschnitt kann einen solchen inneren Trieb und die dazu gehörige Fähigkeit nicht haben. Die klassische Bildung giebt ihm etwas, was er sich nicht selber ersetzen kann. Alles aber, was das humanistische Gymnasium nicht giebt und nicht geben kann, um sich nicht zu zerplittern, neuere Sprachen, Naturwissenschaften oder was es sei, sind Dinge, die ein Gymnasial-Abiturient, sobald er sie gebraucht, ohne jede Schwierigkeit und in sehr kurzer Frist nachholen kann.

Solange Preußen und ebenso die andern deutschen Staaten noch wesentlich Beamten-Staaten waren, ging es an, das höhere Schulwesen (mit Ausnahme des Kadettenkorps) fast ausschließlich auf die klassische Bildung zu stellen. Seitdem wir einen Stand von Kaufleuten, Industriellen

und Technikern herausgebildet haben, der an geistiger Kraft und Produktivität, demgemäß auch an gesellschaftlicher Stellung keinem andern etwas nachgibt, hat sich dies System nicht mehr halten lassen. Die Spannung zwischen der rein idealen Geistes = Bildung des Klassizismus und der Grammatik, und den praktischen Bedürfnissen des modernen Weltmannes ist zu groß geworden. Der Ausweg aber, für die Beamten, d. h. für das akademische Studium die eine, für die praktische Welt die andere Art Vorbildung in anderen Schulen zu schaffen, erwies sich als ungangbar. Die „Berechtigungen“ des Gymnasiums ließen die anderen Schulen nicht aufkommen, und die Universitäten wollten ihre Pforten anderen als erstklassigen Schulen nicht öffnen. Selbst die Vertreter der Medizin, der die Gymnasial = Bildung unmittelbar am wenigsten leistet, wollten aus Standesinteresse nicht auf sie verzichten.

Die praktische Entscheidung liegt bei dem Juristen; so lange die Juristen Griechisch verlangen, müssen es auch die Mediziner thun, weil sie den sozial ebenbürtigen Nachwuchs haben wollen und den Zufluß von Schülern, die nur deshalb dies Fach ergreifen, weil sie für ein anderes keine Berechtigung haben, verschmähen. Die Juristen aber dürfen unter keinen Umständen das klassische Bildungsfundament verlassen. Nicht nur der Stand selbst, sondern unser ganzes Volk, in dem dieser Stand eine so große Rolle spielt, würde dabei unermeslich verlieren. In prächtiger Weise, nach Form und Inhalt unübertrefflich hat Otto Bierle dies jüngst in einem Aufsatz der „Deutschen Juristen = Zeitung“ (Nr. 11) dargelegt.

Das Dilemma ist also: die juristische Wissenschaft und der ganze Stand der Rechtsgelehrten bedarf der Ausbildung in der griechischen Sprache; ein einzelner Jurist aber ist sehr wohl denkbar, tadellos ausgebildet ohne Griechisch.

Die Schulkonferenz hat dafür die Lösung gefunden, daß prinzipiell die Gymnasialbildung mit Griechisch als Vorbedingung des Rechtsstudiums gefordert wird wie bisher; im einzelnen Fall aber wird nachgelassen zwar nicht die Kenntniß des Griechischen überhaupt, aber die systematische Erwerbung dieser Kenntniß auf dem Gymnasium. Auch die Abiturienten der Real = Gymnasien und Ober = Realschulen können künftig als Juristen immatrikulirt werden, aber sie haben auf der Universität eine gewisse Kenntniß der Sprachen nachzuholen und nachträglich nachzuweisen. Das ist eine außerordentlich große Konzession, und die Erfahrung wird nun zeigen müssen, wie weit diese Möglichkeit benutzt wird. Wir wünschen und hoffen, daß sie sehr wenig benutzt wird: ihre Wirksamkeit kann dennoch sehr groß sein. Ein Hauptnachtheil des bisherigen Berechtigungsweises war ja, daß es viele Elemente auf die Gymnasien lockte und dort festhielt, die für das akademische Studium sehr wenig geeignet waren, nun aber, da sie sich einmal durch die Schule durchgejessen hatten, auch studirten. Wenn jetzt die Vorstellung allmählich durchdringt, daß die höheren Schulen

alle dieselben Berechtigungen haben, die Gymnasiasten die einen, die Realisten die andern Ergänzungsstudien machen müssen, so läßt vielleicht der Zustrom zu den Gymnasien etwas nach, während aus den Realschulen sich doch zuletzt nur wenige zum akademischen Studium entschließen. Jedenfalls ist nunmehr die Bahn frei für eine loyale Konkurrenz unter den verschiedenen Schulsystemen. Das falsche Ideal, in einer einheitlichen Schulbildung alle Elemente des modernen Lebens fruchtbar vereinigen zu können, ist aufgegeben. Wir lenken in die seit 1882 mehr und mehr verlassenem Bahnen einer gesunden Pädagogik wieder ein. Die Idee, für die die „Preussischen Jahrbücher“ und namentlich an dieser Stelle unser Mitarbeiter Herr Paul Cauer, jetzt Gymnasialdirektor in Düsseldorf, seit vielen Jahren gekämpft haben, hat geiegt. Der Herausgeber darf heute mit einem Gefühl der Befriedigung die Worte wiederholen, die im Dezemberheft 1890, vor jetzt zehn Jahren, als das Problem der Schulreform so plötzlich wieder auftauchte, an dieser Stelle geschrieben wurden (Band 66, Seite 657): „Ein Kompromiß, der die klassischen Studien an den jetzigen Gymnasien noch mehr einschränkte, würde ihm als das Schlechteste von Allem erscheinen. Die wahre Lösung scheint ihm in den in diesen „Jahrbüchern“ entwickelten Ideen Cauer's zu liegen: nämlich die Aufrechterhaltung der klassischen Bildung der Schulverwaltung und den Universitäten selbst anheimzugeben, den formellen Ausschluß der Realschul-Abiturienten aber für alle Fakultäten fallen zu lassen. Viele Gymnasial-Abiturienten haben thatächlich keine klassische Bildung, viele Real-Abiturienten aber von natürlichem Talent würden, wenn sie auch nicht gerade ein Examen bestehen können, doch sich so viel Latein und Griechisch aneignen, um den Universitäts-Vorlesungen folgen zu können. Schon jetzt besteht ein sehr großer Theil der Hörer nicht aus Gymnasial-Abiturienten; die Furcht, daß der Universitäts-Unterricht durch weitere Zulassungen herabgedrückt würde, ist praktisch nicht berechtigt. Umgekehrt würde durch die Aufhebung der Gymnasial-Privilegien für sehr viele ungeeignete Elemente der Reiz, der sie jetzt aus Gymnasium führt und sie dort festhält, wegfallen und damit eine Hauptquelle des Gelehrten-Proletariats und der Unzufriedenheit verstopft werden.“

Wir wären heute weiter und hätten statt der bloß negativen, positive Erfahrungen, wenn schon die damalige Schul-Konferenz und Unterrichts-Verwaltung diesem Rathe gefolgt wäre. Aber — wenn auch spät — der Erfolg ist erreicht und darf uns ermutigen, auch in anderen Fragen, wo wir heute noch mit unseren Ansichten ziemlich isolirt stehen, weiter zu kämpfen und die Hoffnung nicht aufzugeben, daß in Deutschland sich das Rechte und Wahre durch alle Vorurtheile hindurch doch endlich immer Bahn bricht.

* * *

Lord Roberts führt den Krieg in Transvaal nach den Grundzügen weiter, mit denen er seinen Oberbefehl angetreten hat. Nachdem er mit einer energischen Vorbewegung Johannesburg und Pretoria in seine Gewalt gebracht, hat er wieder Halt gemacht und sucht sich erst in dem gewonnenen Gebiet zu befestigen und sicher zu baxiren. Wieviel Widerstandskraft die Buren noch besitzen, vermag Niemand zu sagen; sind Nachrichten vor einem Kriegsschauplatz immer von vornherein mit großer Vorsicht aufzunehmen, so ist es in verstärktem Maße der Fall bei einem Kriege in einer so weiten Entfernung, mit so schlechten Verbindungen, in einem Lande, von dem nicht einmal die geographische und klimatische Natur sicher und deutlich bekannt ist. Wieviel ist uns erzählt worden von der Vertheidigungsfähigkeit der transvaalischen Hauptstadt Pretoria: es sollte eine fast unmeinehbare Festung sein! Jetzt aber haben sie die Buren fast ohne Widerstand geräumt. Darum braucht aber doch wiederum die Kraft der Buren noch lange nicht gebrochen zu sein. Bei weitem der größte Theil ihres Gebietes, ein Gebiet halb so groß wie das deutsche Reich, ist vom Kriege noch ganz unberührt. Haben die Buren die Entschlossenheit und die Mittel weiter zu kämpfen, so ist es für die Engländer immer noch eine große Aufgabe, sich des ganzen Landes zu bemächtigen, und mittlerweile ist ja nun in China jenes andere Welt-Ereigniß eingetreten, von dem man immer erwartete, daß es einmal kommen und die Buren retten würde. Daß sie aus eigener Kraft dem englischen Weltreich auf die Dauer nicht widerstehen würden, hat man ja eigentlich ziemlich allgemein von Anfang an angenommen: was wäre geworden, wenn die Boyer-Bewegung in China vier Monate früher eingesezt hätte?

Auch heute werden die beiden Bewegungen in Südafrika und China sicherlich in eine Wechselwirkung mit einander treten, aber in was für eine, ist noch schlechterdings unmöglich zu sehen, nicht einmal, ob eine den Engländern günstige oder ungünstige. Scheint es für sie ungünstig, daß die Krisis in China ausgebrochen ist, während sie noch in Süd-Afrika engagirt sind, so haben sie auf der andern Seite den Vortheil, mobil zu sein. Sie haben nach allen Verlusten doch jetzt gegen 200 000 Mann in Süd-Afrika stehen und, da die Rekruten überreichlich zugeströmt sind, zu Hause die Kasernen voll von vortrefflichen Ersatz-Mannschaften. Auch das Offiziercorps hat seinen Nachwuchs. Die Buren aber sind geschlagen: es scheint also nichts im Wege zu stehen, daß 30- bis 40 000 Mann wieder zu Schiffe gehen und nach China überführt werden, oder noch kürzer, daß ein solches Corps von Indien nach China geschickt und gleichzeitig in Indien durch afrikanische Truppen ersetzt wird. Sind die Buren noch zu stark, um eine solche Schwächung der englisch-afrikanischen Armee zu erlauben, so scheint nichts im Wege, daß man ihnen, nachdem die englische Waffenehre wieder hergestellt ist, einen günstigen Friedensschluß anbietet. Es giebt Politiker, die es sogar als die für England vortheilhafteste Politik

ansehen, Transvaal nicht völlig niederzukämpfen und vollkommen zu annektiren, sondern sich mit der Annexion des Dranje-Staates und des südlichsten Theiles von Transvaal mit Johannesburg und Pretoria zu begnügen, den größeren nördlichen Theil von Transvaal aber als halbouveräne Buren-Republik bestehen zu lassen. In England ist heute für diese Lösung keine Stimmung vorhanden; man will keinen Tisch machen und glaubt jeder zukünftigen Gefahr am besten durch völlige Unterdrückung des Burenelementes zu begegnen. Man weiß auch nicht einmal, ob sich die Buren ihrerseits auf eine solche Lösung heute einlassen würden, ob sie nicht, ermutigt durch die Nachrichten aus China, vorziehen würden, den Kampf fortzusetzen. Aber auch in dem äußersten Fall, daß die Buren noch entschlossen fortzukämpfen und die Engländer nicht in der Lage sind, ihre Armee in Afrika zu verringern, scheint es dennoch nicht, daß die chinesische Krisis sie in sehr große Verlegenheit setzt. Zunächst wenigstens halten die europäischen Mächte zusammen und bis sie die chinesische Bewegung niedergepreßt haben und dann um die Macht-Sphären mit einander hadern, wird England vermuthlich in Süd-Afrika wieder ein Stück weiter sein und seine Streitkräfte zur Verfügung haben.

Wohin aber wird die chinesische National-Bewegung die Weltpolitik überhaupt führen? China ist das Land der politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Stagnation, des Fremdenhasses, der Geheimbünde und der Revolutionen. Alles was sich heute vor unsern Augen in China abspielt, ist schon öfters dagewesen. Dennoch ist die Bewegung ganz neu und unberechenbar, denn alle die verschiedenen Elemente wirken diesmal ganz anders und in einer viel höhern Potenz als früher zusammen.

China ist das Land des Fremdenhasses und der wirtschaftlichen Stagnation. Die Fremden haben jetzt ein großes Eisenbahn-System in China eingeführt; allenthalben, wo Eisenbahnen eingeführt werden, verursachen sie zunächst eine Störung der bestehenden Verkehrs- und Erwerbsverhältnisse. Auch in europäischen Ländern hat das vielfach erst im Volke Unzufriedenheit hervorgerufen, aber die Störungen wurden sehr schnell überwunden: Die Vortheile waren so groß, so einleuchtend, die Zahl der Benachtheiligten so gering, die Zahl der Begünstigten, Beförderten so überwiegend, daß die Vorstellung, Eisenbahnen könnten schaden, aus unserm Gesichtskreis fast verschwunden ist. In China ist es naturgemäß anders: der Gegensatz zwischen dem bisherigen Wirtschaftsleben und den Eisenbahnen ist viel schroffer. Es fehlen die Zwischenglieder, der organisirte Postverkehr auf einem gutgepflegten Netz von Chausseen; die Zahl der Lastträger, Karrenführer, Flußschiffer, Gastwirthe, Reisebegleiter, die plötzlich außer Brod gesetzt sind, ist ungeheuer groß, und die Angestellten der Bahn, denen die neuen Brodstellen zugefallen, sind zum großen Theil nicht Chinesen, sondern Fremde. An der Spitze der Bewegung steht der große Bund der Männer der starken Faust, der Boyer, wie die Engländer

sie nennen, Leute, deren Geschäfte es bisher war, den Reisenden als Sicherheitswache zu dienen, und die nun auch durch die Eisenbahnen brodlos geworden sind. Diese sozial-wirtschaftliche Bewegung verschmilzt sich mit leidenschaftlichen nationalen Instinkten. Weit entfernt, in den Fremden die Träger einer überlegenen Kultur zu erkennen, sehen die Chinesen in ihnen trotz ihrer technischen Fertigkeiten Barbaren und argwöhnen von den christlichen Missionaren, daß sie Chinesenkinder rauben, schlachten, ihr Blut trinken und aus ihren Augen Zaubermittel bereiten. Da wir ja in Deutschland neuerdings wieder einmal erleben, daß weite Kreise unseres Volkes ähnliches von den Juden glauben, so darf uns das an den Chinesen nicht wundern. Bestünde nicht das Wesen eines Kulturstaates vor Allem darin, daß er eine intelligente Regierung hat, die stark genug ist, den Aberglauben niederzuhalten, so könnten auch wir hier mitten im Centrum der Zivilisation Ausbrüche erleben, die dem chinesischen Fanatismus nichts nachgeben. Hier aber liegt der entscheidende Unterschied. In Preußen brauchen wir es uns zuletzt wenig ansechten zu lassen, wenn selbst sehr große Volkskreise sich zutrauen, daß die Juden Christkinder schlachten oder daß sie heimliche Wehngerichte abhalten, die Christen zum Tode verurtheilen und umbringen lassen, und daß die Regierung mit ihnen unter einer Decke stecke und absichtlich verhindere, daß diese Verbrechen an's Tageslicht kommen und bestraft werden. Eine politische Bedeutung können solche Erscheinungen bei uns nicht mehr erlangen, wenn sie auch kulturhistorisch und volkspychologisch wohl zu beachten sind und sich gegen den naiven alten Demokratenglauben „Volksstimme, Gottesstimme“ recht wirksam in's Feld führen lassen. In China aber ist das etwas Anderes.

Hier wird der Aberglaube und Fanatismus zu einer furchtbaren Macht; nicht nur, weil er noch viel größere Volkskreise beherrscht als bei uns, sondern vor Allem, weil die einheimische Regierung entweder noch selber in diesem Bannkreise lebt oder zu schwach ist, ihm zu widerstehen und deshalb umgekehrt in jedem Augenblick bereit ist, selber an die Spitze der Bewegung zu treten.

Auch das würde vielleicht noch nicht so gefährlich sein, da ja eben die chinesische Regierung, wie sich immer wieder gezeigt hat, überaus schwach ist. Aber die moderne Technik, die die Fremden in China eingeführt, wodurch sie das chinesische Wirtschaftsleben in Unordnung gebracht und diese Bewegung hervorgerufen haben, eben diese Technik hat auch der Bewegung früher unbekannte Kräfte zugeführt.

China ist das Land der Revolutionen. Aber alle früheren Revolutionen waren lokaler Natur; es dauerte Monate, bis eine Bewegung, die an einer Stelle des ungeheuren Reiches ausbrach, in anderen Provinzen auch nur bekannt wurde, und ehe sie dort anwachsen konnte, war sie an ihrem Ausgangspunkt schon wieder unterdrückt. Heute haben die Chinesen

Telegraphen wie wir, und es ist kein Zweifel, daß die Nachricht von dem Krieg gegen die fremden Barbaren mit allen Uebertreibungen der revolutionären Erregtheit durch einen großen Theil des Landes verbreitet ist und zur Nachahmung und zum Anschluß reizen wird. Die Europäer haben aber noch mehr gethan. Sie haben den Chinesen die modernen Waffen geliefert. Das würde so viel noch nicht besagen, denn der Chineser nach seiner eingeborenen Natur würde sein Mausergewehr bald so verrosten lassen, daß es verjagt. Aber die Europäer haben sich auch bereit finden lassen, die Chinesen als Soldaten zu drillen und auszubilden. Das kommt uns jezt theuer zu stehen. Wenn wir nicht bloß mit den Chinesen Handel treiben, sondern uns bei ihnen festsetzen und sie unter europäische Vormundschaft nehmen wollten, so dürften wir sie nicht gleichzeitig zu Soldaten machen. Mit den Boxern und den aufgeregten Volksmassen werden europäische Truppen immer bald fertig sein. Aber man bedenke, was es heißt, wenn die ungeheuren Mengen auch nur einen kleinen Kern wirklichen Soldatenthums in sich haben, die ihre Krupp'schen Geschütze nicht nur haben, sondern auch zu bedienen wissen. Augenblicklich ist die Lage noch besonders dadurch erschwert, daß die klimatisch ungünstigen Monate bevorstehen. Ungeheure Hitze abwechselnd mit tropischen Regengüssen machen es Europäern fast unmöglich, sich im Lande zu bewegen.

Was wird nun werden? Truppen, die es mit den Chinesen aufnehmen, werden bald genügend zur Stelle sein. Die Russen haben in Ost-Asien im Ganzen 60 000 Mann stehen, und die Japaner sind bereit, eine ganze Armee hinüber zu schicken. Aber ehe sie ankommen, mögen in Peking, Tientsin und anderen Orten viele Europäer gräßlich abgeschlachtet sein, und die politische Aufgabe, die der europäischen Politik nach dem Siege gestellt ist, erscheint unlösbar. Wie in Transvaal die Hauptschwierigkeit für die Engländer nicht sowohl ist, die Buren zu besiegen, denen sie an Zahl so vielfach überlegen sind, als den Raum zu überwinden, so ist in China die Schwierigkeit, nicht sowohl die Chinesen, wo sie Widerstand leisten, niederzuwerfen, als nachher die ungeheuren Massen dauernd in Ordnung zu halten. Es handelt sich ja um annähernd 400 Millionen Menschen und eine Reihe von Städten mit mehr als einer Million Einwohner. In Indien bringen die Engländer es fertig, 300 Millionen Menschen administrativ zu beherrschen. Aber diese 300 Millionen Indier sind kein einheitliches Volksthum, sondern ein Konglomerat der verschiedensten Klassen und Religionen, die nie eine Einheit gebildet haben, nie eine bilden könnten, die gegeneinander ausgepielt werden und gewohnt sind, von Fremden regiert zu werden. Die Chinesen, obgleich ebenfalls nicht ohne harte innere Verschiedenheiten, sind doch alle von einem einheitlichen Volksgefühl gegenüber den Fremden bejeelt und eines Fanatismus fähig, der in Indien höchstens bei einzelnen Stämmen zu finden ist. Daß diese Bestimmung binnen nicht zu langer Zeit zu einem juchtbaren Ausbruch

führen würde, ist von Kennern des Landes seit Jahren vorausgesagt. Ich erinnere an die merkwürdigen, in diesen Jahrbüchern (Bd. 92, S. 337) von Dr. Rohrbach berichteten Aeußerungen des Fürsten Uchtomski, der mit der Festsetzung der Deutschen in Kiautschau deshalb so unzufrieden war, weil inselgedessen auch die anderen Mächte zugegriffen hätten und die Folge eine überaus heftige nationale Reaktion und darauf Anarchie sein würde; das richtige System wäre nach Uchtomski gewesen, die bestehende Regierung möglichst zu stärken und sie gleichzeitig unter Vormundschaft, nämlich russische, zu stellen. Mit der heftigen nationalen Reaktion hat Uchtomski Recht behalten, aber eine solche Krisis war auf jeden Fall unvermeidlich. Es ist eine unmögliche Vorstellung, daß das Reich der Mitte etwa auf alle Zeit von der Kulturwelt hätte abgesperrt bleiben können, und mit der europäischen Einwirkung ist auch die nationale Reaktion dagegen gegeben. Eisenbahnbau in einem Lande wie China bedeutet unter allen Umständen eine so große wirtschaftliche Umwälzung, daß, auch von der eigenen Regierung eingeführt, heftige Zudränge die Folge sein mußten. Hätten die Mächte heute ihre festen Stützpunkte in China noch nicht, so würde man den umgekehrten Vorwurf erheben, daß man unvorsichtig die europäischen Ingenieure und Kaufleute, ohne die doch einmal keine Eisenbahnen gebaut werden können, dem Fanatismus der Chinesen preisgegeben. Auch jetzt werden es wohl nicht Wenige mit dem Leben bezahlen müssen, aber es ist Hilfe in erreichbarer Nähe. Der Eintritt Deutschlands in die Weltpolitik war nichts Willkürliches, sondern etwas schlechtthin Nothwendiges. Wie langsam und zögernd ist noch Fürst Bismarck an sie herangegangen, und wie dankbar müssen wir heute sein, daß wenigstens seit dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. allmählich wieder mit dem Bau von Kriegsschiffen begonnen worden ist, und daß wir heute in Kiautschau den festen Stützpunkt besitzen. Wie kläglich würden wir heute unter den Nationen dastehen, wenn wir, die wir wirtschaftlich in Ostasien gleich nach England kommen, heute den Schutz unserer Landsleute und ihrer wirtschaftlichen Betriebe von den anderen erwarten müßten!

Als das nächste Ziel der europäischen und insbesondere der deutschen Politik wird man aufstellen dürfen, daß es nicht gilt, etwa China jetzt aufzuthellen und den verschiedenen Mächten Provinzen zu direkter Verwaltung zu überweisen, sondern, wenn irgend möglich, eine nationale Regierung zu rekonstruieren und durch sie und mit ihr die Ordnung wiederherzustellen. Das ist also das Programm Uchtomski, mit dem Unterschied jedoch, daß nicht Rußland allein, sondern alle die großen beteiligten Mächte, Japan eingeschlossen, gemeinschaftlich die Vormundschaft ausüben. Eine unermeßliche Perspektive von Heibereien und Intriguen eröffnet sich damit. Aber gibt es eine andere Lösung? Lösung darf man eigentlich gar nicht sagen - es ist eine Augenblicks-Auskunft. Die philosophische Vernunft fordert

rationelle, Dauer verheißende Organisationen. Nur zu oft ist die Weltgeschichte so ungnädig, solche Abmachungen nicht zu gestatten, und die Diplomatie muß sich glücklich schätzen, eine Aushilfe zu finden, deren einziger Werth darin besteht, daß sie einen sofortigen allgemeinen Weltbrand verhindert.

Mittlerweile kommt eine neue Zeit und ermöglicht neue Kombinationen. Schon heute ist ja außer Südafrika und China ein drittes großes Gebiet im Begriff, in eine strudelnde Bewegung zu gerathen: Marocco. Auch hier ist Deutschland sehr wesentlich interessiert, und unsere Diplomatie muß Ebnacht geben, daß nicht ohne unsere Zustimmung über Nacht neue Zustände geschaffen werden.

24. 6.

D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Kullberg, E.** — Das alte Lied. Ein neuer Sang. Oktav. (VIII, 168 S.) M. 3,—. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
- Lasswitz, K.** — Wirklichkeiten. Beiträge zum Weltverständnis. M. 5,—. Berlin, Emil Felber.
- Leonhard, Dr. E. von.** — Die Hauptziele des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches. (142 S.) M. 1,—. Breslau, J. M. Kern.
- Lipsius, H. L.** — Flotte und Volkswohl. (39 S.) Berlin, Joh. Sassenbach.
- Lohsing, E.** — Der Fall Zietzen in der Kriminalstatistik. (Separat-Abdruck aus dem Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik, III. Bd.)
- Lorenz, Max.** — Die Literatur am Jahrhundert-Ende. (250 S.) Stuttgart, J. G. Cotta.
- Louis, G.** — Giordano Bruno, seine Weltanschauung und Lebensauffassung. M. 2,—. Berlin, Emil Felber.
- Mayr, Dr. G. v.** — Die Pflicht im Wirtschaftsleben. (66 S.) Tübingen, H. Laupp.
- Mémoires du Général Bon de Desdem de Gelder.** 1774—1825. (412 S.) Paris, Plon-Nourrit et Cie.
- Niehard, Dr. E.** — Rom und die Lüge. Die Affaire Dreyfus und der Klerikalismus. (39 S.) Bern, Stämpfli & Cie.
- Naumann, Fr.** — Gotteshilfe. 5. Bd. (106 S.) M. 1,40. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
- Neumann, Dr. H.** — Die unehelichen Kinder in Berlin. (78 S.) Jena, Gust. Fischer.
- Neumann, Dr. K. J.** — Die Grundherrschaft der Römischen Republik. (38 S.) M. 1,—. Strassburg i. E., J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).
- Paschen, K.** — Weltwirtschaft und Flotte. (29 S.) 50 Pf. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.
- Pastor, Ludw.** — Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssen's Geschichte des deutschen Volkes. I. Bd. 5. und 6. Heft. M. 3,—. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhdlg.
- Peters, H.** — Der Arzt und die Heilkunst in der deutschen Vergangenheit. Gr.-Oktav. M. 4,—. Leipzig, Eugen Diederich's Verlag.
- Petersen, Hugo.** — Herzog Gothland. Trauerspiel in 5 Aufzügen. M. 1,—. Berlin, Dr. R. Wrede, Verlag.
- Pröll, Karl.** — Deutsch-österreichische Passionsgeschichten. 2. Aufl. M. 1,—. Berlin, Thormann & Goetsch.
- Pröll, Karl.** — Deutsch-nationale Bergpredigten. 2. Aufl. 80 Pf. Berlin, Thormann & Goetsch.
- Pröll, Karl.** — Unter alld deutschem Banner. 2. Aufl. 80 Pf. Berlin, Thormann & Goetsch.
- Remtowski, A.** — Sources documentaires concernant l'Histoire du Régiment des Chevaux-Légers de la Garde de Napoléon I. Varsovie, Rubieszewski & Ch. Wrotnapnyki.
- Salomonsohn, Dr. G.** — Der gesetzliche Schutz der Baugläubiger in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. (193 S.) Berlin, C. Heymann.
- Schiller, Hermann.** — Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis Anfang des 20. Jahrhunderts. I. Bd. Geschichte des Alterthums. M. 10,—. Berlin, W. Spemann.
- Schröder, Dr. Heinrich.** — Freiwillige Beiträge zur Oberlehrerfrage von Gelehrten und Staatsmännern. (71 S.) Kiel und Leipzig, Lipsius & Fischer.
- Strack, Dr. H. L.** — Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit. 5.—7. Aufl. M. 2,50. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.
- Trampe, L.** — Das Deutschtum und sein öffentliches Recht. (132 S.) Berlin, Puttkammer & Neubrecht.
- Tschirsky.** — Die Deutsche Agrarfrage. (F. Naumann, Arbeiterbibliothek Bd. II. Heft 10, 100 Pf.) Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

- Tugan-Baranowsky, M.** — (Dr. B. Minges) Geschichte der russischen Fabrik. (626 S.) M. 12.—, Berlin, E. Felber.
- Ueberhorst, Dr. K.** — Das Komische. II. Bd. Oktav. (XXIV, 821 S.) M. 18.—, Leipzig, Georg Wigand.
- Unser neues Recht in gemeinschaftlichen Einzeldarstellungen.** — Heft 1–8, 11, 14, 15 à 50 Pf. Berlin, Pass & Garleb.
- Varenius, Dr. O.** — Die Schwedisch-norwegische Union. (134 S.) Wien, Alfred Hölder.
- Verhandlungen der Generalversammlungen des Vereins für Sozialpolitik.** — (310 S.) Leipzig, Duncker & Humblot.
- Verlaine, P.** — (O. Hauser) Gedichte. (55 S.) M. 1.50. Berlin, Concordia Dtsche. Verl.-Anst.
- Vogel, E.** — Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1899. Leipzig, C. F. Peters.
- Vorländer, Karl.** — Kant und der Sozialismus. (69 S.) M. 1.20. Berlin, Reuter & Reichard.
- Welter, N.** — Siegfried und Molusine. Dramatisirte Volkssage. (144 S.) M. 3.—, Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.
- Werschtschagin, A. W.** — Skobelew im Türkenkriege und vor Geok-Tepe. Deutsche Ausgabe von A. v. Drygalski. M. 2.50. Berlin, Johannes Rade.
- Wernicke, A.** — Weltwirtschaft und Nationalerziehung. Gr.-Oktav. (31 S.) 80 Pf. Leipzig 1900, B. G. Teubner.
- Wollay, Dr. F.** — Ueber Krieg und Frieden. (25 S.) 30 Pf. Leipzig, O. Mutze.
- Wollay, Dr. F.** — Gedanken über das politische Parteiwesen. (24 S.) 30 Pf. Leipzig, O. Mutze.
- Arndt, Prof. Dr. Adolf.** — Können Rechte der Agnaten auf die Thronfolge nur durch Staatsgesetz abgeändert werden? gr. Oktav. (18 S.) M. 1.—, Berlin, O. Hering.
- Aus dem Leben König Karls von Rumänien.** Aufzeichnungen eines Augenzeugen. IV. Bd. Oktav. (474 S.) M. 8.—, Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H.
- Becker, Bernhard.** — Zinzendorf und sein Christenthum im Verhältnis zum kirchlichen und religiösen Leben seiner Zeit. Zweite wohlfeile Ausgabe. Oktav. (VIII, 680 S.) M. 4.—, Leipzig, Friedrich Jansa.
- Boguslawski, A. von.** Generalleutnant z. D. — Armeo und Volk im Jahre 1806. Mit einem Blick auf die Gegenwart. Mit 2 Karten und 1 Skizze. M. 3.—, Berlin, R. Eisenschmidt.
- Böhtlingk, Prof.** — Unsere deutschen Eisenbahnen. (80 S.) Karlsruhe, Wihl. Jahraus.
- Bölte, Dr. Felix.** — Das klassische Alterthum und die höhere Schule. (16 S.) Heidelberg, Carl Winter.
- Borchst, Dr. R. van der.** — Handel und Handelspolitik. gr. Oktav. (XI, 570 S.) M. 17.50. Leipzig, C. L. Hirtfeld.
- Bornhack, C.** — Geschichte der preussischen Universitätsverwaltung 1810. (200 S.) Berlin, Georg Reimer.
- Brennecke, Adolf.** — Die ordentlichen direkten Staatssteuern Mecklenburgs im Mittelalter. Marburg, 1900.
- Cartellieri, A.** — Philipp II. August König von Frankreich. Oktav. (XXVIII, 161 S.) M. 4.50. Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung.
- Eberstadt, R.** — Der Ursprung des Zunftwesens und die älteren Handwerkerverbände des Mittelalters. Oktav. (201 S.) M. 5.—, Leipzig, Duncker & Humblot.
- Ergänzungsband I** zu den Württembergischen Jahrbüchern. Herausgegeben vom k. statistischen Landesamt. Stuttgart, W. Kohlhammer.
- Falkenberg, O.** — Das Buch von der Lex Heinze. (87 S.) Leipzig, L. Staackmann.
- Franz, Ernst.** — Religion — Illusion — Intellektualismus. Ein Bau- und Zimmerplatz der Weltanschauung. Göttingen, Otto Schulze.
- Fried, Alfred.** — Die Haager Konferenz. (80 S.) Berlin, Hugo Bermüdes.
- Fronmel, Dr. O.** — Frommels Lebensbild. (I, 310 S.) Berlin, Mittler & Sohn.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knefbeckstr. 30.

Einer vorübergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Revisions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knefbeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Die Leichenverbrennung und die evangelische Kirche.

Von

Lic. theol. **M. Neuberger**, Diaconus in Dresden.

Es gab eine Zeit, in der die christliche Kirche vor der Frage stand, inwieweit sie heidnische Sitten erhalten dürfe, und man rühmt ihr nach, daß sie schonend die Sitten der Völker, die sie vorfand, aufgenommen habe, sodaß wir Deutschen uns noch heute manches guten altgermanischen Brauches in christlicher Vertiefung ertheuen dürfen. Heute muß sie um ihre eigenen Sitten kämpfen. Es stürmt bewegt gegen sie an, und schonungslos wirft man die Güter der Alten beiseite. So ändern sich die Zeiten.

Eins der unstürmten Gebiete ist die Bestattung der Todten. Den Christen von Lyon und Vienne war nach dem Zeugniß des Eusebius in der schweren Verfolgung des zweiten Jahrhunderts das besonders wehmüthig, daß es ihnen nicht möglich war, die Leiber der verbrannten Märtyrer zu beerdigen und ihre Gräber pietätvoll zu pflegen. Wir würden schlechte Nachfolger ihres Glaubens sein, wenn uns eine gleichgiltige Sache würde, was ihnen schmerzlich war. Aber wir wollen nicht mit Stimmungen overiren. Sine ira et studio, wie man edel gesagt hat, im Interesse des Friedens, den wir gern unseren theuren Verstorbenen widmen, wollen wir unsererseits die strittige Frage behandeln.

Als Vertreter der Kirche habe ich keinen Anlaß, dieselbe nach allen Seiten eingehend zu besprechen. Wenn ich also manche Momente, wie z. B. das Bedenken der Kriminalisten, daß durch die Leichenverbrennung eine nachträgliche Feststellung der Todesursache unmöglich gemacht und daß der „feige Gang zum Giftmord“ beitätkt werde, nicht in meine Erwägungen ziehe, so wolke man

daraus nicht schließen, daß ich diese Momente nicht kenne oder nicht achte. Auch dazu fehlt es an Zeit und Raum, eine eingehende Geschichte des Bestattungswezens zu geben. Immerhin haben wir uns historisch zu fundiren; denn bloß praktisch-kaisertlich verfahrend, kommen wir entweder zu einer prinziploßen Nachgiebigkeit, zu jener faden Toleranz, die „das Christenthum sich nach der jeweiligen öffentlichen Meinung richten“ läßt und vor jeder modernen *Nouveauté* ihre respektvolle Reverenz macht, oder zu dem gegenständlichen Fehler eines dickköpfigen *Nom possumus*, bei dem man sich überhaupt keine Mühe giebt, den Gegner zu verstehen.*)

Bekanntlich ist die Sitte der Erdbestattung, die wohl, trotz gegentheiliger Behauptung, als die ältere der beiden in Frage kommenden Sitten zu gelten hat, von etlichen Völkern in heroischen Zeitaltern zu Gunsten der Leichenverbrennung aufgegeben worden. Wir denken an die homerischen Schilderungen der Leichenbrände des Patroklos und Hektor. Bei den Römern, die besonders seit Cäsars Zeit zur Verbrennung übergingen, hielten die vornehmsten Patrizierfamilien an der alten Beerdigung fest. So ist Sulla der erste Cornelier gewesen, der sich verbrennen ließ — und auch nur deshalb, damit an seiner Leiche die Schändung nicht vergolten werden könnte, die er der Leiche seines Feindes Marius zugesügt hatte (Plin. 7,54). Dabei zeigen die greulichen Massenbrände, besser Anfohlungen plebejischer Leichen in der Unterstadt am Esquilin³⁶⁶) die ganze Inhumanität der Aufrufe gegen die Glenden des Volkes. Unter den Germanen sind es hauptsächlich die Sachsen gewesen, die ihre Todten den Flammen übergaben. Das *Beowulf*-lied schildert majestätisch die Verbrennung des Helden unter Brünnen und Helmen, Schilden und Rössen. In der *Edda* geht Balders sterbliches Theil in lobenden Flammen auf, und Sigurds Gattin Brunhildis legt sich neben den Geliebten zu freiwilligem Tode auf den Holzstoß. Die Slavenritze ging ähnliche Wege.

*) Außer den unten citirten Schriften sind als trefflich orientirende und gut charakterisirende noch folgende zu erwähnen: Die Todtenbestattung. Eine kulturgeschichtliche Studie von Waldemar Sonntag, Halle 1878. — Wie behatteten wir unsere Todten? Eine Zeithage, beantwortet von Dr. phil. Eduard Weber, P. Leipzig 1876. — Die Leichenverbrennung innerhalb der christlichen Kirche. Eine historisch-theologische Studie von Karl Sartorius, Pfarer zu St. Elisabeth, Basel 1886. — Das sächsische Begräbniß und die Leichenverbrennung. Von Georg Lajon, Pfarer in Auedasdorf (Mühl. Gr. Lichterfelde Berlin. Heft für evang. Weltanschauung und christl. Erkenntniß, I, 12). — Warum begraben wir unsere Todten? Von H. Möller, Pfarer an St. Martin zu Kassel. Kassel 1879.

366) Die Satiriker werten über die Leichtenlichen (culinae).

Heute ist die Verbrennung bekanntlich noch bei den Hindus Sitte, aber auch hier mit einer rohen Ungleichheit des Verfahrens bei höheren und niederen Ständen und mit schauerlichen Eindrücken, wie sie z. B. aus eigener Anschauung der Maler Sildebrand wiedergegeben hat. *)

Anders als die genannten Völker haben die Semiten ihre Todten immer unverlezt der Erde zurückgegeben; die Entdeckung einer Nekropole mit verbrannten Leichen, die auf babylonischem Boden gemacht worden ist (vgl. Koldewey, Zeitschr. für Assyriologie 1887), wird auf einen nichtsemitischen Stamm zurückgeführt werden müssen. — Von den Juden haben dann die ersten Christen naturgemäß ihre Sitten überkommen und sie allerdings auch auf nicht-jüdischem Boden durchgesetzt. Aber nicht aus Glaubensgründen bargen sie ihre Todten in die Erde, denn Minucius Felix läßt in seinem bekannten Dialog den Christen Octavius sagen: *Nec, ut creditis, ullum damnum sepulturae timemus**), sed veterem et meliorem consuetudinem humandi frequentamus.* Die Todten gehörten noch zur Gemeinde und sollten um sie sein, arm und reich, anders als bei den Heiden, mit gleicher Liebe im Tode behandelt und der Erde zurückgegeben in der die Christen auszeichnenden hohen Achtung vor der menschlichen Leiblichkeit als dem gottgeschaffenen Tempel Gottes des Geistes. Julian anerkannte an den verhassten Christen drei Vorzüge: daß sie gegen Fremde freundlich seien, daß sie ehrenhaft lebten und daß sie so treu für die Gräber der Andern sorgten. Ich sagte: reich und arm gleich behandelt, denn, was höchst bemerkenswerth ist, die Bestattung der Todten war eine Angelegenheit der Gemeinde, nicht der Familie, und die der Armen eine Angelegenheit der Kirchkasse (*egenis alendis humanisque*). Daher legten reichere Christen Friedhöfe an; Amrocius ließ zu Zwecken der Armenbestattung selbst den Verkauf heiliger Gefäße zu, und unter den *fossores* der römischen Gemeinde, die bald einen Grad des siebentheiligen Klerus bildeten und deren Amt in Verfolgungszeiten, wie es heißt, *non sine capitis periculo* war, haben sich auch Päpste befunden, so Stephanus, Calixtus u. a. Sonach ist die Erdbestattung eine zwar übernommene, aber doch

*) Auch der theosophische Schwärmer für Indien Dr. Franz Hartmann berichtet von den „wenigen Umständen“, die man bei Armen macht. (Die Feuerbestattung: theosophische Schriften XX, S. 9). In Burma werde die Leiche in ein altes Wehfab gesteckt, mit Stroh bedeckt und angezündet.

**) Kann übrigens auch heißen: Und wir fürchten uns vor keiner Schändung unierer Gräber, . . .

durchdachte und innerlich angeeignete christliche Sitte geworden. Widerspenstigen Völkern wurde sie, als ein Zeichen des Christenthums, wenn es sein mußte, mit Gewalt aufgenöthigt. So belegte Karl der Große in dem Capitulare von Paderborn 785 *) mit Todesstrafe, si quis corpus defuncti hominis secundum ritum paganorum flamma consumi fecerit, ebenso wie den Zauberer, den Taufverweigerer, den Uebertreter der Fastengebote. Damals war man also sich klar darüber, daß die Leichenverbrennung ein spezifisch heidnischer Brauch sei. Ein ähnliches Verbot erließ 1249 in Preußen der deutsche Ritterorden.

Zahrhunderte ruhte in christlichen Ländern der Gedanke des Leichenbrandes. Die französische Revolution wollte ihn wieder erwecken, es blieb aber bei einer Anregung. Auch Fälle wie die von Byron veranstaltete Verbrennung des in Rom 1822 gestorbenen Dichters Shelley (auf offenem Scheiterhaufen!) blieben Kuriosa. Wichtiger war, daß 1849 Jakob Grimm durch seine in der Berliner Akademie der Wissenschaften gelesene, berühmt gewordene Abhandlung „über das Verbrennen der Leichen“ sich als einen Bewunderer der germanischen Sitte kundgab — freilich nur idealistisch, indem er erklärte: „Wir können nicht wieder zu den Gebräuchen ferner Vergangenheit umkehren, nachdem sie einmal seit lange abgelegt worden sind. Sie stehen jetzt außer Bezug auf unsre übrige eingewohnte Lebensart und würden, neu eingeführt, den seltsamsten Eindruck machen.“ Zur That ging man in Italien über. Seit der indische Radjah von Melapur 1870 zu Florenz auf dem Scheiterhaufen seine Leiche hatte verbrennen lassen, erstanden mit südländischem Feuer der cremazione eine Reihe gelehrter Verfechter — besonders Brunetti, Pini und Polli, und unter dem Drucke der schlechten hygienischen Zustände des Landes erklärten sich mehrere medizinische Kongresse für ihre Sache. 1876 wurde das erste Krematorium in Mailand eingeweiht.**) Die Bewegung ist dann über die Schweiz auch nach Deutschland gekommen. In Dresden fand 1876 der erste europäische Kongreß für „Feuerbestattung“ (***) statt, auf dem Gottfried Minkel die Eröffnungsrede hielt. †) Mit deutscher Gründlichkeit traten besonders die Hygieniker

*) Monum. Germ. III. legum I. p. 48.

**) Nebenbei mit der Verbrennung der Leiche eines Deutschen, aber „Italiens aus Sympathie“, des Barons Albert Keller.

**) Das unzutreffend gebildete Wort stammt meines Wissens von Reclam in Leipzig.

†) Für die Feuerbestattung. Berlin 1877.

Trusen und Küchenmeister — minder glücklich Ullersperger und Neclam — für die Bestrebungen ein. In den letzten Jahrzehnten haben sich noch verschiedene Kongresse (London 1891, Budapest 1894, Moskau 1897) für die Leichenverbrennung erklärt, und kaum ein Parlament ist mit Behandlung der Frage verschont worden. Die gesetzliche Regelung und damit die staatliche Genehmigung ist in mehreren europäischen Ländern erreicht, in Deutschland jedoch nur in kleineren Staaten, während man in Preußen, Sachsen u. s. w. noch vergeblich darauf hinzuwirken sucht.

Die Methode des offenen Scheiterhaufens, die zwar die Poeten sehr begeistert, aber thatsächlich auch nach Küchenmeister's Urtheil „sicher nichts das Gemüth Anheimelndes“ hat, ist längst aufgegeben worden. Auch von dem Leuchtgasscheiterhaufen Polli's und von den kassettrommelähnlichen Apparaten Brunetti's in Italien und Thompson's in England ist man bald abgekommen. Die bessere technische Lösung fand der Dresdner Friedrich Siemens mit seinem in Gotha 1878 realisirten System der Verbrennung des Leichnams mittels hoch erhitzter Luft, also in eigener Flamme. Es bestehen jetzt in Deutschland unsres Wissens Krematorien zu Gotha, Jena, Hamburg, Heidelberg, Bremen, Apolda und Offenbach.

In dieser neueren Bewegung, die zwar nicht mehr mit dem Hochdruck der siebziger Jahre, aber doch in rühriger Agitation arbeitet, sind sehr verschiedene Wasser zusammengefloßen. Hier der ganze Gelehrtenernst deutscher Hygieniker, die sehr ernst genommen werden müssen — am tüchtigsten und vornehmsten wohl Küchenmeister*) —, dort das ästhetische Pathos eines Rinkel; hier die Angst vor dem Scheintod, und dort die vor den „Wärmern“ im Grabe; hier eine phantastische Schwärmerei für die Holzstöße Altgermaniens, und dort der Fanatismus, der sich freut, der Kirche eins verzeihen zu können. Es gehört ruhig Blut dazu, sich durch einen Theil der krematistischen Literatur und Presse zu arbeiten. Ich erkläre aber dennoch, daß ich denen nicht beistimme, die die Bewegung in Bausch und Bogen als eine rein antikirchliche abthun.**) Das will sie nicht sein. Daß aus Mund und Feder heißblütiger Laien natürlich alle die Ehrentitel sprudeln, mit denen man gern

*) Vergl. hauptsächlich seine Schrift: Die Feuerbestattung. Stuttgart 1875.

**) So z. B. das katbol. Kirchenlexikon von Weser und Wette, Band VII: „vom Haie gegen das Christenthum entstammt und von ihm allein getragen.“ — Altheiath, lithurg. Abhandlungen I (1854): „Nur paganisirende Naturwissenschaften konnte auf den Gedanken kommen, u. s. w.“; und andere landläufige Urtheile.

die Geistlichen belegt, wenn sie auf ihre Sache halten, ist nicht verwunderlich. „Fromme Beklemmungen“, „frömmelnde Widersacher“, „Zeloten“, „Fanatiker“, „Kirchenherrschaft, welche die Gewalt über die Person selbst nach dem Tod noch beansprucht“, „Des Priesters Wort soll meine Ruh nicht stören, das klingt ja doch so häufig leer und hohl“ (Geisfuß, in der Sammlung „Flammenfang“, herausgegeben*) vom heftigen Landesverein für Todteneinsäherung). — Das ist so aufs Gerathewohl eine Blütenlese derartiger anmuthiger Prädikate, wie ich sie in den Zeitschriften „Flamme“ und „Phönix“ lese; sie sei mit gebührender Milde nebenbei aufgetischt. Mit etwas schärferem Accent aber sei die niedrige Verläumdung registriert, die z. B. 1893 in Berlin Inspektor Fuhrmann ausgesprochen hat: „Die Kirche sieht mit Bangen einer Erbbe in ihren Einnahmen entgegen“; und auch in der „Flamme“ vom März 1894 wagt einer drucken zu lassen: „Darüber ist jeder Frematist sich klar: die Kirche stützt ihren Widerspruch gegen die Einführung der Feuerbestattung auf die Furcht, in Zukunft eine erhebliche Einbuße ihrer bedeutenden, aus den Todtenäckern resultirenden Einnahmen zu erleiden“. Daß die, die unsere Motive nicht verstehen können, auf solche absurde Gedanken kommen, ist immerhin begreiflich. Wenn aber Herr Prediger Kalthoff in Bremen es für gut befunden hat, dieses vornehme Argument auf einem 1894 zu Berlin gehaltenen Vortrag zu verwerthen („sei der Kirchenfackel in Gefahr bei der Einführung einer Verbesserung, so suche man nach Waffen gegen dieselbe bei der Religion“), so ist das höchst bedauerlich. Mit feinem historischen Sinne hat man einmal erklärt**), daß die Kirchenväter, die in der alten Christenheit die Beerdigung durchgesetzt hätten, „das Lukrative der Kirchhöfe klugen Blickes erkannt hätten“. Ich erkläre trotzdem noch einmal, daß wir, trotz dieser feindseligen Faselien, die frematistische Bewegung nicht zu einer ohne Weiteres direkt antikirchlichen stempeln dürfen. Dafür hat sie zu noble und treffliche Vertreter. Auch der Vorwurf des „heidnischen“, der so oft erhoben wird, ist nicht recht treffend. Wenn auch die einschlägige Symbolik gern dem alten Heidenthum entlehnt wird und die Redeweise „heidnisch“ influirt ist (z. B. der Ausdruck „Verbrennungstempel“), wenn auch ferner oft Bezug genommen wird auf den Schlußvers von Goethe's „Braut von Korinth“:

*) Heidelberg, J. Hörning, 1897.

**) „Flamme“ 1897, Nr. 131.

„Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
 Einen Scheiterhaufen schichte Du;
 Öffne meine bange kleine Hütte,
 Bring' in Flammen Liebende zur Ruh!
 Wenn der Funke wüthet,
 Wenn die Nische glüht,
 Eilen wir den alten Göttern zu“:

wenn ferner bei der ersten Gothaer Verbrennung in den Zeitungen an Wuotan und Thor erinnert wurde, die dem alten, lieben Schauspiel vom Hürselberge freudig zuschauten: so hat dennoch Reclam recht, wenn er die Feuerbestattung nicht mehr oder weniger heidnisch findet als die — Erdbestattung, oder als den Christbaum, den Rupprecht, das Osterfest und Pfingstfest.

Wie wird die Nothwendigkeit oder der Vorzug der Leichenverbrennung begründet? Man bringt in erster Linie sanitäre, ökonomische und ästhetische Gründe bei. Wir möchten aber noch einen vierten anfügen, der zwar offiziell von den wissenschaftlichen Vorkämpfern, z. B. von Küchenmeister, desavouirt wird, aber doch vielleicht der populärste bei den Laien ist: Die Angst vor dem Scheintode. Auch Grimm redet von der „unfäglich viele Menschen quälenden Vorstellung des Lebendigbegrabenwerdens.“ Fälle dieser Art sind ja vorgekommen, besonders in dem das Begräbniß oft zu sehr beschleunigenden Italien. Aber wenn eine Notiz in der „Flamme“ (S. 1356) sagt, „daß im Laufe von 25 Jahren in Amsterdam 990 Scheintodte entdeckt worden seien, in Hamburg 107 in 5 Jahren, in New-York 6 unter 1200 Todtgegläubten, die Human Society in London in 22 Jahren 2175 Personen zur Wiederbelebung verholfen habe“, und daß dann analog (!) in Deutschland jährlich mehr als 150 Scheintodte das Schicksal des Lebendigbegrabenwerdens erfahren, so wird man dazu wohl ein kräftiges Fragezeichen setzen dürfen. Bezüglich Amerikas hat erst kürzlich das Journal der amerikanischen medizinischen Vereinigung die Haltlosigkeit aller solcher Aufstellungen erwiesen. Und mehr als eine ärztliche Autorität hat sich schon dahin ausgesprochen, daß solche Fälle bei uns unmöglich seien. Und wenn es wirklich einmal vorkäme, so ist nach einem 1898 in der „Flamme“ erschienenen Artikel des Dr. Newman jedenfalls eine Erstidung vor Rückkehr des Bewußtseins anzunehmen. Der Wiesbadner Dr. Frank erklärte 1893 in einem Vortrag alle Zeitungsnotizen von Scheintodtfällen für Märchen und Uebertreibungen. Die vielen

beigebrachten Fälle seien von Dr. Breitung in Berlin untersucht und als haltlose Erfindungen erkannt worden. Immerhin ist, z. B. im Kriege, der Fall denkbar. Aber was hilft das? Gewiß, wenn Friederike Kempner in ihrer „Denkschrift über die Nothwendigkeit einer gesetzlichen Einführung von Leichenhäusern“ sagt: „Wir nehmen keinen Anstand, die Verbrennung als das sicherste Mittel gegen das Erwachen im Grabe zu bezeichnen“, so leuchtet diese seltsame Logik ohne Weiteres ein. Nur schützt die Verbrennung nicht vor dem Lebendigverbranntwerden. Gegen den Scheintod die Verbrennung als das „selbstverständlich am besten sichernde“ Mittel empfehlen, wie Dr. Moschkau sagte*), das heißt doch wahrlich eine Pferdekur verordnen! Auch Küchenmeister gesteht, daß dergleichen eine „allzu heroische, wo nicht komische Lobpreisung der Feuerbestattung“ sei.**)

Auf das Ernsteste aber haben wir unser Augenmerk zu richten auf das sanitäre Bedenken, das von hygienischer Seite gegen unsere Friedhöfe geäußert worden ist. Man wirft denselben Luftverderbniß, Wasservergiftung und Infektionsgefahr vor. Aber in dem Wirrwarr der Meinungen von sachmännischer Seite wird man bei einigem Studium nur den Eindruck empfangen, daß die angebliche sanitäre Gefahr der Erdbestattung — einer hat sie sogar ein „hochgradiges soziales Verbrechen“ genannt — mindestens eine stark unstrittene Frage ist. Es stehen sich hier die Meinungen schroff gegenüber. Ja, auffällig ist, daß in medizinischen Kreisen das Interesse an der Leichenverbrennung durchaus nicht so groß ist. Wenn eine Petition von Berliner Ärzten um Schaffung eines Krematoriums für Epidemiezeiten (1898) nur von 190 Ärzten unterzeichnet wurde, deren es doch in Berlin 2300 gab (und 300 waren zur Unterschrift persönlich aufgefordert worden), so kann das der Laie doch nur als ein Fiasko betrachten; er entnimmt sich daraus, daß, wenn die sanitäre Gefahr notorisch wäre, die Meinungen und Stimmungen gewiß einheitlicher gewesen sein würden. Es ist nachweislich in den abschreckenden Schilderungen der „Peithöhlen voll Grauens“ ungläublich übertrieben worden. Nach Allersperper sollen „Todtengräber und Leichendiener, sowie alle, die in Gräber- oder Grufisphären weilen, den Stempel des

*) Vortrag 1874 in Oberoderwitz gehalten und herausgegeben (Zittau 1874).

**) Die deutschen Behörden sollten sich aber der Erkenntniß der Nothwendigkeit einer regelrechten obhonorarischen Leichenchau als des einzigen sicheren Mittels nicht länger verziehen.

von da ausgehenden Verderbens an sich tragen“ — man denke an unsre Geistlichen und Lehrer vom Lande! Wohl alle angeblichen Bodengasvergiftungen in geöffneten Grüften sind als einfache Kohlensäurebetäubungen, wie sie ja ebenso in Schächten, Brunnen und Kellern vorkommen, sachmännisch erwiesen worden.*) Und wenn man, historisch weit genug zurückgehend, darauf hingewiesen hat, daß Hannibals Krieger vor Syrakus bei leichenhändlerischem Thun erkrankten, so halten wir dem z. B. entgegen, daß von den 250 Arbeitern, die 1871 vier Monate lang in größter Hitze bei Sedan angeblich 45855 faulende Kriegerleichen ausgegraben und chemisch zerstört haben, nach dem Berichte des Chemikers Créteur, der das inhumane Unternehmen leitete, kein einziger erkrankte. — Was ferner die Brunnenwässer anlangt, so sind dieselben auf den Friedhöfen fast aller bedeutenderen Städte Deutschlands (in München von Pettenkofer, in Dresden von Fleck, u. s. w.) analysirt und zum Theil sogar reiner befunden worden als sonst in der Stadt. Dafür liegen eine ganze Reihe bedeutender Gutachten vor (außer den genannten von Nägeli, Kerchensteiner, dem sächsischen Landesmedizinalkollegium u. a.); sie reden alle zu Gunsten der angefochtenen Friedhöfe. — Die Infektion durch Krankheits-erregter endlich ist gleichermaßen von sachverständiger Seite, besonders auf Grund der Feststellungen von Esmarck, Koch u. A., dahin berichtet worden, daß die Bazillen in der Erde verhältnißmäßig schnell absterben und daß überhaupt die frische Erde als das beste natürliche Desinfektionsmittel gelten dürfe. Trotzdem berichtet die frematistische Presse konsequent über jede Influenza- oder Masernepidemie, die da oder dort vorkommt. Und Kinkel

*) „An der Thatfache dieser Unglücksfälle ist nicht zu zweifeln, aber bemerkenswerth bleibt es, daß dieselben fast ohne Ausnahme aus einer längst vergangenen Zeit stammen und daß auch gegenwärtig noch die wenigen bekannten Fälle, welche sich bis in die Zeit vor 140 und 150 Jahren ereigneten, mit einem Eifer und einer Konsequenz von den Autoren aufgeführt und nachgeschrieben werden, die deutlich lehrt, wie ausnehmend selten solche Fälle vorkommen. Der Todtengräber Pfister, der in die Gruft steigt, um eine Leiche zu berauben, und todt niederfällt, als er im Begriffe steht, die ganz neuen Schuhe des jugendlichen Todten auszuziehen, lehrt in den meisten Berichten wieder u. a. m.“ „Die Mengen Kohlensäure, wie sie v. Jodor in dem Boden des Universitätshofes zu Klausenburg fand, oder Fleck in botanischen Garten zu Dresden, genügen, die Luft eines Brunnenschachtes wie auch die einer Gruft, in welche gar keine Leiche gebracht ist, völlig irrespirabel zu machen.“ (Referat des Herrn Prof. Dr. Franz Hoffmann auf der 9. Versammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege zu Wien 1881; in Braunschweig 1882 erschienen u. d. T.: Ueber die hygienischen Anforderungen an Anlage und Benutzung der Friedhöfe.)

bringt frischweg das Aufkommen der Pest in Egypten im sechsten Jahrhundert nach Christo in geschichtlichen Zusammenhang mit dem Aufhören der Mumifizierung unter christlichen Einflüssen. Ist nicht dem gegenüber bedeutsam, daß der Herd aller Epidemien bis auf heute noch Indien, der klassische Boden der Leichenverbrennung, geblieben ist? — Zu welchem hindischen Argumenten man kommen kann, bewiesen Thompson und Corvinus, die das als einen Vortheil der Feuerbestattung priesen, daß man nicht mit bloßem Haupte und nassen Füßen am Grabe stehen und sich erkälten müsse. Dr. Rudolf Müller empfiehlt solchen Krittlern — Galoischen und Ueberzieher. Ueberhaupt ist jedem, der sich genauer über die sanitäre Frage orientiren will, das kleine, treffliche Schriftchen dieses Dresdner Arztes (Dr. Rudolf Müller, „Schädigen die Kirchhöfe die Gesundheit der Lebenden?“ Dresden 1885*) zu empfehlen, sowie für neueste Ergebnisse der Artikel „Leichenverbrennung“ im 13. Bande der Eulenburg'schen Realencyklopädie der Heilkunde (1897); auch die ausführliche Schrift von A. Bernher in Gießen („Die Bestattung der Todten in Bezug auf Hygiene, geschichtliche Entwicklung und gesetzliche Bestimmungen“, Gießen 1880). Ich schliesse diesen Theil meiner Ausführungen mit einigen Urtheilen von Fachleuten, deren Autorität zu unumstößlich ist, als daß ihnen gegenüber die Behauptung, daß die medizinische Wissenschaft über die Gefährlichkeit der Friedhöfe klar wäre, etwas Anderes wäre als ein Agitationsmittel gewöhnlichen Werthes. Professor von Rügeli in München sprach die bekannten Worte aus: „Gegen das bisherige Begraben der Leichen hat in neuerer Zeit eine Agitation begonnen, als gegen eine besonders gefährliche Art der Bodenverunreinigung. Man verlangt zum Mindesten die Verlegung der Friedhöfe in größere Entfernung von den Städten, oder man fordert Verbrennung der Leichen. Es ist aber nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft ganz unzweifelhaft, daß man sich bei der Ausmalung der Gefahren einer argen Uebertreibung schuldig macht. Die sogenannten schädlichen Folgen, welche die Kirchhöfe haben sollen, sind durch die Erfahrung nicht bewiesen und theoretisch unbegründet. Wenn wir die Fingerszeige der Wissenschaft befolgen, so können wir unsere Sitte, die so vielen als ein alter Brauch und religion geheiligtes Symbol erscheint, ohne Gefahr beibehalten

*) Vgl. auch dieselben Abhandlung „Ueber Leichenverbrennung“ in den mediz. Jahrb., Bd. 199, Heft 1 (mit einem sorgfältigen Verzeichniß der ganzen Literatur).

und können die Gräber unserer Angehörigen in nächster Nähe, selbst in der Mitte volkreicher Städte belassen.“ Die Leipziger Dr. Franz Hofmann und Dr. Siegel verfochten 1881 auf der neunten Versammlung des „Deutschen Vereins“ für öffentliche Gesundheitspflege“ zu Wien folgende beide Thesen: 1. „Die sanitären Nachtheile, welche Friedhofsanlagen zugeschrieben werden, entbehren in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle jeder sachgemäßen Prüfung und Begründung. 2. Wirkliche Gefährdungen der Gesundheit durch Friedhofsanlagen sind nur bei recht ungeeigneter Auswahl des Bodens und bei abstellbarem fehlerhaften Betriebe zu erwarten.“ Beide Referenten gehen dann den tendenziösen Aufstellungen der Friedhofsfeinde gründlich zu Leibe, Hofmann in eingehendem Referat und Siegel mit dem interessanten Geständniß, daß er durch die auf 21 Friedhöfen vorgenommenen Ausgrabungen und Untersuchungen mannigfaltigster Art selbst von seinem früheren Glauben an die „Legende“ von der Gefahr der Friedhöfe abgebracht worden sei.*) Endlich zitiere ich den Schluß eines von Professor Max Gruber vor der Kaiserl. Königl. Gesellschaft der Aerzte in Wien 1898 gehaltenen Referats: „Weder in Bezug auf Infektionsgefahr noch wegen der Fäulnißprozesse ist demnach das Erdbegräbniß grundsätzlich verwerflich. Bei richtiger Anlage des Grabes und des Friedhofes befriedigt es die hygienischen Ansprüche vollkommen. Die Feuerbestattung ist daher auch keine Forderung der Hygiene.“**) Sonach kann man von der Behauptung, die noch neuerdings Rechtsanwalt Seyfert auf der kirchlichen Konferenz zu Chemnitz in Sachsen gethan hat, daß „die medizinische Wissenschaft auf allen großen internationalen Kongressen der Neuzeit sich entschieden auf die Seite der Feuerbestattung gestellt habe“***), nur sagen, daß sie auf ungenügender Orientirung beruht.

Ja, gerade aus hygienischen Gründen hat man gegen die Feuerbestattung geltend gemacht, erstens, daß die nöthig werdenden zahlreichen Ueberführungen — denn jedes Dorf könnte doch nicht sein Krematorium haben — höchst bedenklich sein müßten, und am allermeisten in epidemischen

*) Deutsche Vierteljahrschrift für öffentliche Gesundheitspflege, Band XIV, Heft 1 (auch separat erschienen 1882 in Braunschweig).

**) Phönix (Wien) 1898, 8.

**) Seyfert, Zur Feuerbestattungsfrage, Abdruck aus dem „Neuen sächs. Kirchenblatt 1899.

Zeiten*), und zweitens, daß die Feuerbestattung, wenn hygienisch bedingt, nicht fakultativ, sondern obligatorisch sein müßte. Ein sonderbarer Widerspruch liegt doch gewiß darin, wenn die Krematisten so angelegentlich das rein Fakultative ihrer Forderungen betonen. Sie wollen angeblich niemanden zwingen. Aber schaut nicht vielleicht doch der „wahre Jakob“ aus Aeußerungen, wie sie z. B. 1896 in der „Flamme“ zu lesen waren: „Ruht zum Kampfe nur, Zeloten, kämpft um ein vermeintlich Gut, ein Jahrhundert — und den Todten, allen Todten winkt die Gluth!“

Man stützt ferner die Leichenverbrennung mit ökonomischen Gründen. Für die Großstädte würden die großen Friedhofsareale zu theuer und zu abgelegen. Man höre Kinkel's sentimentale Redensarten: „Soll die alte Arbeiterin in unserer Nachbarschaft, die wir kannten, die wir vielleicht sehr achteten, hinausgeschleppt werden ohne alles Geleit der Ihrigen, ohne den freundlichen letzten Liebesdienst der Nachbarn, weil für jene die Eisenbahn zu theuer ist, und weil wir in diesem arbeitsamen Jahrhundert unmöglich einen halben oder ganzen Tag dem Begräbniß eines Bekannten aufopfern könnten? Welcher Arbeiter kann noch dem gestorbenen Kind eine Rose auf das Grab pflanzen, sie hüten und begießen, wenn der kleine Hügel meilenweit von der Wohnung entfernt liegt?“ Man höre weiter, daß in der sächsischen zweiten Kammer ein Abgeordneter es beklagte (1890), in Dresden habe man jetzt eine starke Stunde weit nach Tolkewitz; es werde soweit kommen, daß man eine Meile weit habe; und dann werde man es auf einmal erleben, daß man sage: Mein Gott! Wie hat man nur so lange daran zweifeln können, daß die Feuerbestattung einzuführen sei! Das heißt doch wahrhaftig der Pietätlosigkeit des Volkes das Wort reden, und ist gewiß eine „brutale Anwendung des amerikanischen Time is money“. Dergleichen wagt man auszusprechen unter einem Volke, das Zeit und Geld genugsam verschwendet. Und wenn man für Anlagen und Plätze den Raum nicht spart, warum den Todten ihr bescheidenes Räumlein nicht gönnen? Warum den Trauernden die stillen Stunden nicht gönnen, die ihr Gemüth fern vom Lärm der Stadt gewiß viel mehr beruhigen als in dem Getriebe?**) Man kann dieses Argument nicht ernst nehmen.

*) 1894 mußte z. B. in Berlin die testamentarisch gewünschte Ueberführung der Leiche eines Kaufmanns nach Gotha wegen festgestellter Typhtheritis verboten werden.

**) Wir Dresdner können oft eine Vorliebe eben für den oben angeführten schon angelegten und still gelegenen Friedhof zu Tolkewitz beobachten.

Wir kommen auf das ästhetische Gebiet, und damit auf den Kampfplatz, wo wir uns mit der Phalanx des Gegners enger berühren. Die Krematisten stellen, wenn sie sich auf den bisherigen Gebieten nicht recht sicher fühlen, ihre Bestrebungen als „Sache des Gefühls, des Schönheitssinns, der poetischen Empfindung“ hin. Das Feuer verrichte schnell und sauber die Zerstörungsarbeit, die in der Erde langsam, peinlich, ekelhaft vor sich gehe. Die Schilderung der Alten von ihren heroischen Leichenbränden entzücke das Gemüth. Die Flamme, die glänzende, läuternde, sei das reinste Symbol des Aufstrebenden, gen Himmel Tragenden, und der Phönix das edle Sinnbild des neuen Lebens aus der Asche. Sonach sei auch „die Feuerbestattung ästhetisch schöner als das Erdgrab“ (Kinkel). Wir wollen nicht leugnen, daß auch im Feuer eine schöne Aesthetik und Symbolik liegt.*) Wir ehren auch die gemüthvolle Bitte des verbannten Ovid, daß man einst seine verbrannten Gebeine in die Heimath bringe: „Sic ego non etiam mortuus exul ero“. Wir bewundern den großartigen Gedanken des Weltbrandes im Hintergrunde germanischer Weltanschauung, und wir erheben uns an Thomas' von Cellano gewaltigem Liede: Dies irae, dies illa solvet saeculum in favilla . . . Lacrimosa dies illa, qua resurget ex favilla judicandus homo reus.**) Wir finden auch in der Bibel das verzehrende Feuer als Sinnbild, ja als Erscheinungsform des Höchsten selbst. Aber wie steht es denn mit dem angeblichen „Bild der Verklärung“, das eine Leichenverbrennung gewähren soll, mit dem „feierlichen, heiligen und imposanten Akt“, der nach Brunetti „den Zuschauer mit stummer, staunender Verwunderung“ erfüllt?

*) Haben doch auch die alten Christen das Sinnbild des Phönix, der aus seiner Asche ersteht, gebraucht, wie sie überhaupt in ihrer Symbolik keineswegs alles „heidnische“ rigoros vermieden (vgl. den Artikel „Sinnbilder“ von H. Mez im 14. Bande der Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche).

**) Wie aber Bahnen (Die Stellung der evangelischen Kirche zur Feuerbestattung, Berlin 1898, S. 37) in Ringwalds Lied:

„Es ist gewißlich an der Zeit,
 Daß Gottes Sohn wird kommen
 In seiner großen Herrlichkeit,
 Zu richten Böse und Frommen.
 Da wird das Lachen werden theur,
 Wenn Alles wird vergehn im Feuer,
 Wie Petrus davon schreibt“

(so lautet die ursprüngliche Form!), wo doch mit dieser klaren Bezugnahme auf 2. Petr. 3 (vgl. daselbst Vers 7) die Vernichtung der Gottlosen, also eine ganz geläufige biblische Idee, gemeint ist, die Idee des Weltbrandes im germanischen Sinne wiederfindet, kann ich nicht verstehen.

„Ein mildes, röthliches Licht“, so hieß es bei der Verbrennung einer Dame zu Dresden, „umspielte die zarten Glieder“, und ein reinliches Häufchen weißer Asche wurde dem trauernden Gemahl als übrig gebliebenes irdisches Theil seiner theueren Ehehälfte eingehändigt. Paula Marsten schaute einmal einer Verbrennung zu — erst zaghaft, dann aber: „Was ich da sah, erfüllte mich mit so stauender Bewunderung, daß ich immer wieder hineinschauen mußte . . . es war wunderbar schön, ein Lichtmeer von zartester rosa Farbe.“ Nüchternern Gemüthern wird mehr einleuchten, was selbst Küchenmeister gesteht: „Das Verbrennen selbst ist eine ziemlich traurige Sache“ — die Dehnung und Verrenkung der Glieder „horribile visu“ —; und was der Oberbürgermeister von Gotha sagte, als er 1886 den Kongreß der Vereine für Feuerbestattung zur Beichtigung einer solchen einlud: „Der Akt der Verbrennung selbst ist sehr nüchtern, aber ich lege Gewicht darauf, daß Sie den Eindruck empfinden, welchen die Feier, die kirchliche Feier bei diesem Akt auf Sie ausübt.“ Bei der Lektüre des (allerdings rein wissenschaftlichen) Protokolls^{*)} der ersten Dresdner Verbrennung (1874, Lady D.) kann man nur widerliche Eindrücke empfangen: „7 Uhr 30 Min. Der Schädel liegt bloß und erscheint glühend, nachdem sich die Oberhaut von der Stirn gegen das Hinterhauptbein zurückgerollt hat, wodurch der Schädel wie skalpirt aussieht.“ „7 Uhr 50 Min. Rechter Unterkiefer und rechtes Schlüsselbein abgebrochen.“ „7 Uhr 57 Min. Von den Weichtheilen widersteht in der unteren Hälfte der großen Höhlen . . . die zusammengeballte Leber. Doch glüht sie bald in heller Gluth gänzlich zusammen.“ „Einen sehr merkwürdigen Anblick bietet mehrere Minuten lang der in seinem unteren Drittheil abgebrochene Radius des rechten Vorderarms, der an die rechte Seitenwand des Ofens sich aufrecht stehend nebit der Ulna angelehnt hat. Aus der freien oberen Spitze des Bruchstücks brennt eine kleine Gasflamme wie aus einem porzellanen Aufsatz emporkommt, als wollte sie bei dem Verbrennungsakte gleich einer zur Seite stehenden Fackel leuchten.“^{**)} „Die Angehörigen, wie alle Anwesenden konnten stets auf ihre Fragen möglichst präzise Antwort erhalten.“ (Wir würden dafür danken!) Das unangenehme Geräusch des brodelnden Settes wird

*) Deutsche Klinik 1874, Nr. 44 (auch separat).

**) Vergl. ebendortelbst Nachtrag (Protokoll einer zweiten Verbrennung). Deutsche Klinik 1874, Nr. 48.

nicht verschwiegen. „Die Alten, welche diesem Geräusche auf dem offenen Scheiterhaufen nicht ausweichen konnten, scheinen nicht so nervös gegen kleine unangenehme Nebenbeigaben gewesen zu sein und sich damit getröstet zu haben, daß es nicht anders, wie geschieht, sein kann. Vielleicht auch erstickte das Prasseln der Flammen und musikalisches Getöse jene Töne.“ Man höre das und begreife dann, mit welcher Logik die Krematisten sich noch über das Widerliche der Erdverwesung, die doch nicht in die Sinne tritt, äußern können! Es mag aber sein, daß in den neueren Oefen obige Unannehmlichkeiten weggelassen. Jedenfalls aber sind alle Schwärmereien, wie sie oben zitiert wurden, nichts als ziemlich haltloses weibliches Gerede. Tod und Vernichtung sind in jeder Form gräßlich, und ein Frevel ist es, hier mit ästhetischen Gefühlen zu spielen.

Dabei soll ein klaffender Widerspruch in dieser ganzen unklaren Bewegung aufgedeckt sein. Was die Dichter anschwärmen, ist die Schönheit des offenen-Scheiterhaufens der Alten. Aber eben von dieser will wohlweislich der neuere Krematismus nichts wissen. Der unerbittlich wahrhaftige, aller Sentimentalität abholden Küchenmeister macht diese Holzstoßästhetik, die Aesthetik der lobenden Flamme, gründlich zu nichte als ein „grauennerregendes Halbverbrennen und Ankohlen“ mit einem „Meilen weit die Luft verpestenden Brandgeruch“ und einem „dicken, braungelben, ekelhaft riechenden Rauch“. „Dieser Scheiterhaufen der Alten, wie der der Hindus, ist ein Greuel dem Gefühl wie der Sanitätspolizei.“ In der „Flamme“ von 1899 las ich eine Notiz, in der man sich ziemlich angebracht wehrte gegen die „durchaus falsche Angabe, mit der Widersacher der Feuerbestattung Nichtwissende ängstigen, daß die lebende Flamme den Leichnam verzehrt.“ Trotzdem nutzen diese unklaren Aesthetiker die Flammenschwärmereien der Poeten in ihren „Flammenjängen“ aus, und die Poeten treten in ihre Reihen ein, obwohl ihrer Phantasie die nüchterne technische Realisirung der Verbrennung im Siemensofen doch widerstreben müßte. Obige Äußerungen sind doch jedenfalls ein Widerspruch zu dem, was z. B. Detlev von Siliencron meint: „Aus der Flamme geboren (?), will ich auch sterben durch die Flamme,“ oder zu dem „Gesang im Krematorium“:

„Den Flammen geben wir den Leib,
Zum Himmel zieht die Seele,
Indeß die heil'ge, mächt'ge Gluth
Vernichtet ird'iche Zehle,“

oder zu dem geschmackvollen Sprüchlein:

„Fäulniß, Würmerfraß und Pest
Zu fördern ist mir peinlich,
Doch tilgt die Flamme den Erdenrest,
Erhebend ist's und reinlich.“

Der Tod hat gar kein Recht, ästhetisch zu sein.

„Lieblich sieht er zwar aus mit seiner erloschenen Fackel,
Aber, ihr Herren, der Tod ist so ästhetisch doch nicht.“ (Schiller.)

Darum kümmern uns auch wenig die möglichst erschreckenden Schildereien, die man der Verwesung im Grabe widmet, wie sie z. B. mit glühender Phantasie Kinkel entwarf: „In dem festgeschlossenen Sarg entwickelt die Zerstörung ihr Spiel: von Stufe zu Stufe scheußlicher wird drunten die Gestalt der geliebten Frau u. s. w.“ „Es ist dieses Ahnen des Entsetzlichen, das unten vorgeht, was die Kirchhöfe so unheimlich macht.“ „Daß die schönste Gestalt auf Erden langsam die greulichste wird. Soll der Leib uns heilig sein als Gefäß des Geistes, dann sollen wir (!) auch nachher dieses edle Gefäß nicht mit Wurm und Sauche füllen.“ „Es ist mir zuwider zu denken, daß dieser Leib, den ich in langem Leben zum Abdruck und Ausdruck meines geistigen Daseins durchgebildet habe, Jahre lang zum Scheusal werden soll, vor welchem die Phantasie meiner Hinterbliebenen — heraus mit dem Wort! — mit Ekel sich abwenden muß.“ „Sollten wir es nicht wünschen, mit der reinen Asche der Geliebten in einer Urne auch unseren reinlichen Staub zu mischen?“ Das sind gedrechselte Worte, und weiter nichts. Es kümmern uns ebenso wenig die greulichen Photogramme erhumirter Leichen, die vor mehreren Jahren die Pariser Société de cremation herausgegeben hat. Uns kümmert nicht die spielende Ironie auf die Ruhe im Grabe und auf unser inniges Lied „Wie sie so sanft ruhn, alle die Seligen“, dem in den krematistischen Zeitschriften immer und immer wieder die Unruhe des durchwühlten Leichnams gegenüber gehalten wird — als ob wir eine Ruhe in so grobem materiellen Sinne meinten. Uns kümmert nicht das Gerede von den freßgierigen Würmern, die, wie Heinrich Lang meint, „die Fackel halten bei dem kalten Brande der Leichenverwesung“ (was übrigens die Zoologie entschieden bestreitet). Wir finden männlicher, was Loofs 1895 in der „Christlichen Welt“ schrieb: „Gegenüber allen Schrecknissen der Ver-

weigung ist mir nie ein „Foltergefühl“ gekommen, weder am Grabe meiner Brüder noch am Grabe meines Vaters.“ Und wie eine Erlösung kam uns nach dem empfindsamen Geschreibsel der vor-
treffliche Artikel in die Hände, den 1875 Eugen Anthes in Westermann's Illustrierten Monatsheften veröffentlicht hat. Ihm ist auch „das Grausen vor etwas, was nach dem Tode mit dem eigenen Leibe geschehen möchte, nur eine gesuchte Empfindelei.“ „Man kann sich seinen eigenen Leib schlechterdings nicht als Leiche vorstellen. Man stellt sich höchstens eine daliegende Leiche vor, und legt ihr dann hinterher das Prädikat bei, sie sei der eigene Leib. Dies ist aber ein ganz unnöthiges Gedankenmanöver. Der Mensch hat mit seinem eigenen Leichnam gar nichts zu thun, und wenn er geistig gesund und frisch ist, werden ihn die Würmer (?), die einstens in seinen Gliedern herumkriechen werden, ebenso wenig geniren, wie ihn bei Lebzeiten der Gedanke genirt, daß sein Leib eigentlich eine wandelnde Latrine sei.“

Die ganze Schreckbarmachung ist im Grunde nichts als eine krankhafte Furcht vor dem Tode und seinen Schrecken, geboren aus derselben Angst unserer Zeit, die das Wort Tod kaum noch erlaubt in den Mund zu nehmen. Es fehlt da gänzlich jener österliche Zug, den die Ueberschrift eines alten Osterliedes aus dem fünfzehnten Jahrhundert ausdrückt: „Sie jubiliert die ganze Kirche mit schallender hoher stimme und unfäglicher Freud.“ Der Tod ist eine furchtbar ernste und traurige Sache, gegen die alles Sichabwenden und Sichhinwegtäuschen nichts hilft. „Es gehört, wie Luther sagt, nicht ein Milchglaube dazu, daß man des Todes gewarte, für welchem sich auch fast alle Heiligen entsetzt haben und noch entsetzen, und wer wollte die nicht loben, die mit Ernste so gesinnet sind, daß sie des Todes nicht groß achten, und sich unter Gottes Rute williglich geben?“

Mag immerhin ein anderer Geschmack in der Verbrennung etwas „Böhlthuedes“ finden — ich will ihn achten, besonders wenn er in Seelen ist, deren entschiedenes, treffliches Christenthum ich anerkennen muß. Aesthetik ist ein schwankender Boden. Selbst Winkel giebt zweierlei Strömungen des Gemüths zu. Aber man sollte doch nicht mit ästhetischen Momenten spielen und lieber ruhig und ehrlich zugeben, daß mindestens der Leichenverbrennungs-Ofen eine durchaus nüchterne, gemüthlose technische Erfindung ist, vor der die Aesthetik nicht mehr viel zu suchen hat. Reclam hat in seinem 1874 für die „Gartenlaube“ geschriebenen Artikel ehrlich zu-

gegeben, daß die Anregung zur modernen Feuerbestattung nicht vom Gemüthe, sondern vom Verstande ausging. Sie ist doch die allernüchternste Technik, die man sich denken kann, diese technische Behandlung des Leichnams bis zur Uebergabe der verlötheten Blechkapsel an die Angehörigen. Sie ist ein Einbruch der Technik in das Reich des Todes. Den ästhetischen Absturz lassen vielleicht Verse wie folgende am besten empfinden:

„Der Mund, der oftmals Scherze sprach,
Wird bald jetzt bleich und stumm,
Und schnell geht es per Eisenbahn
Zu's Krematorium.“

(Theobald Kerner.)

„Weil wie Elias himmelan
Mich doch kein Feuerwagen trägt,
Geh't's flott nach Gotha mit der Bahn,
Wo schon empor die Flamme schlägt.“

Auf derselben Linie weiter gedacht, ist dann diese technische Nüchternheit auf jene abstrusen, oder sollen wir nicht sagen: rohen Ideen gerathen, nach denen man in England einst den Vorschlag machte, die Leichen in den Retorten der Gasanstalten zur Leuchtgaszerzeugung zu verwenden, und Professor Richter 1856 in der „Gartenlaube“ ihre Benutzung zur beiläufigen Gewinnung von Blausäure, Ammoniumsalzen und Fetten empfahl, oder gar ein Dritter 1863 in der „Illustrierten Zeitung“ den Rath gab, daß man die Leichen der Wohlhabenden in Eisenkästen sitzend verkohle und die der Armen zur Kostenersparung zerstücke und dabei als Brennmaterial benutze. Fürst Bückler-Muskau bestimmte die chemische Zerstörung seines Leichnams durch Alkalien, die auch ausgeführt wurde, sodaß „aus dem ideellen Wiedererwecker der Leichenverbrennung in Deutschland ein Gemisch von Gallerte, mürber Knochenmasse und einer Art Seife wurde“ (Küchenmeister). Ein gewisser Kräl wollte, daß man seinen Körper erst secire, dann im pathologischen Laboratorium bearbeite, dann zerklainere, die Reste in Salzsäure zu Gallerte auflöse, die man hierauf innig mit Erde mische und so lange liegen lasse, bis die Masse reif zum Düngen sei.“*) Der Mann hat gewiß auch seine Aesthetik gehabt.

Carmen Sylva hat 1896 dem Wiener „Phönix“ auf seine Umfrage geantwortet: „Ich finde das Verbrennen sehr hygienisch,

*) Schwäbischer Merkur 14. März 1874.

sehr vernünftig und sehr unpoetisch.“ Gleichzeitig schrieb Rosegger: „Gegen die Feuerbestattung kann prinzipiell kaum etwas eingewendet werden, doch habe ich mich in dieser Frage bisher nicht frei zu machen vermocht von Einflüssen des Gemüths. Ich habe schon so viele liebe Menschen verloren, von denen mir nichts blieb als ein Blumenbüschlein auf ihrer Erde.“ Man müßte sich doch auch wundern, wenn man diesen elementaren, mit dem Volksgemüth empfindenden Geist unter den Anbetern einer aus der modernsten Superkultur entsprungenen Sache finden sollte. Er hat in seinen Worten den gemüthvolleren und auch poesievolleren Standpunkt getroffen. Wir wollen keineswegs einer sentimentalischen Betrachtung der Gräber und Friedhöfe das Wort reden — wer weiß, ob wir heut zu Tage nicht manchmal zu viel thun in der anmuthigen, über den Ernst leicht hinwegtäuschenden Anlage derselben? —, wir wollen das Grab nicht zur Kultusstätte machen, Christus würde uns das zerreißen mit seinem schroffen Wort von den übertünchten Gräbern — „außen scheinen sie hübsch, aber inwendig sind sie voller Unflaths und Todtengebein.“ Aber was würde unser Volk verlieren, wenn der aus der Fremde heimkehrende Sohn das Grab seiner Mutter und die Mutter das Grab ihres Kindes nicht mehr hätte! Wie gemüthvoll die letzten Gebete König Wilhelms an den Särgen seiner Eltern, ehe er in's Feld ging! Wie gemüthvoll und zart der alte Volksglaube an die heilige Unverletzlichkeit der Gräber, denen man nicht das kleinste „Friedli“, wie es in der Schweiz heißt, abbrechen darf! Wie gemüthvoll Uhland's ergreifendes Lied von der Kapelle:

„Hirtenknabe, Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal!“

und Lenau's „Postillon“, der dem Kirchhof sandte zu froher Wanderjänge, daß es in die Grabesruh seinem Bruder dränge! *)

Von Hermelin den Mantel umgeschlagen,
Das trunkne Haupt weit über mir im Blauen,
Die Alpen — wie so stolz darein sie schauen,
Als wüßten sie, daß sie den Himmel tragen!

Gleich leicht beschwingten Liebesboten jagen
Die Silberströme hin durch Nacht und Grauen,
Dem Oceane von den hohen Frauen
Wand' einen sehnsuchtsvollen Gruß zu sagen.

*) Nicht zu vergessen des Sonetts „Die Alpen“ von Georg Herwegh:

Die Heerden läuten und die Adler fliegen,
 Das ist ein ewig Rauchen, ewig Rinnen,
 Als könnt' das Leben nimmer hier versiegen.

Läßt sich ein schöner, schöner Bild erinnern?
 Und doch hab' ich das Schönste noch verschwiegen:
 Den frommen, stillen Friedhof mitten drinnen.

Was würde verloren gehen, wenn wir dieses feierliche, ernste Memento mori nicht mehr hätten, das wahrhaftig nicht zum Schaden des Gemüths die Gräber zurufen! Man müßte dann etwa die Leute auf das leichte Wölkchen Rauch hinweisen, das dort aus einem der hohen Schornsteine flüchtet! Oder man müßte mit Wilhelm Walloth wünschen:

„Komm, Wind, weh diesen Staub auf einer Schönen Schminke,
 Weh ihn auf eines Wüßlings Haar,
 Streu' ihn dem stolzen Mann auf Stirn und Geldgebilke,
 Und sprich: Der Tod allein ist wahr.“

Und das ist wenigstens konsequent. Denn wozu, so fragt sich der denkende Mensch, wozu die Aufhebung der Asche, wozu diese Nachhäßerei der Beerdigungsriten, die man mit den Urnen vornimmt? Wie lächerlich jene vor Jahren angepriesene kunstvolle Bahre, die man in Bologna bei der Ueberführung der Urne vom Krematorium ins Columbarium benutzte! Wozu das traurige Aschenhäufchen? Von Werth ist uns doch nicht der elementare Stoff unserer Todten, am wenigsten ihre Asche, sondern ihre Form, wie wir sie in den Seelen tragen. Es ist konsequenter, wenn die Dichter rufen:

„Die Asche — werft sie in die Luft:
 Sie fliege mit dem Wind,
 Sink' nieder, wo ein Bächlein rauscht
 Und wilde Rosen sind.“

Wir haben auch hier wieder Küchenmeister's Ernst zu achten, der sich dagegen erklärt, daß man die Aschenurne wie ein Reliquienstück im Hause aufhebe.*) Soll diese Aufhebung Pietät sein? Wir haben überhaupt kein Recht, etwas aufzuheben, weder ganze Leichen

*) Wenn diese kalten, düstern Urnen wirklich je allgemeine Sitte würden, gewiß würden dieselben Dichter, die jetzt oppositionslustig gegen die heutige Sitte anstürmen, dann wieder dem Grauen vor der kalten Waise und der Schnurucht im freien Walde und unter grünem Nadeln zu liegen Ausdruck geben. — Johanna Ambrosius möchte in schäumenden Wellen bestattet sein. (Vgl. ihr Gedicht „Im Wasser“.)

noch Knochen, wie es die römische Wundersucht thut, noch auch Achenreste. Eben das Hingeben, das Zurückgeben des Todten, ist ja das Wesentliche an der Bestattung. Das man, was Erde ist, unberührt an die Erde als an Gottes Boden zurückgibt, daß man in scheuer Ehrfurcht es nicht wagt, den gottgeadelten Menschenleib anzutasten und willkürlich umzugestalten, das ist das eigenthümlich Ergreifende an der Beerdigung. Im Kaiserdom von Speier stand ich ergriffen über der Gruft, in der die großen Kaiser unberührt seit Jahrhunderten ruhten, soweit nicht frevelnde Menschenhand sie aufgewühlt hatte. Man greift in die Naturarbeit nicht ein, man giebt still und dankbar der Erde zurück, was ihr gehört, so wie es ist, und Gott zurück, was Gottes ist — und es ist nicht bloß die Seele, die Gottes Eigenthum ist —, still und in Hoffnung.

„Dem dunklen Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblihen soll zu schön'rem Loos.“

So spricht auch unsere Bibel. Wenn wir sie in unserer Sache befragen, so gestehen wir, daß wir es mit Reserve, ja mit Bedenken thun. Denn wir haben sie nicht zu einem Kodex zu machen, aus dem wir für alle Fälle der Menschengeschichte buchstäblichen Rath und Ordre holen. Man weiß, wie viel Schaden ihr aus solcher Benutzung schon geworden ist. Wir können nicht unser Leben zu einer Kopie des biblischen machen. Es wird zwar uns treue Anhänger der Beerdigungs-sitte bestärken, wenn wir unsere lieb gewordene Sitte in unserer Bibel finden, von dem Felsgrab an, in dem Abraham sein verstorbenes Weib beisezte und die Erzpäter „zu ihren Vätern versammelt“ wurden, bis zum Felsgrab des Joseph, in dem am friedlichen, weisevollen Ende der Passion der unverwundete Leichnam Jesu, dem sie auch die Glieder nicht brechen durften, geborgen wurde; und wenn die ganze Bibelsprache uns liturgisch auf die alte Sitte weist, wie in dem Wort der Genesiß: „Zu Erde sollst Du wieder werden“, d. h. in natürlichem Prozesse, ohne gewaltsame Eingriffe, oder in den Psalmen, bei Salaja („Wachet auf, und rühmet, die ihr lieget unter der Erde!“)

und Ezechiel (vgl. seine großartige Vision von der Wiederbelebung des Todtenfeldes Kap. 37), in Jesu Wort von dem Weizenkorn, das sterben muß, um neu zu erstehen, und in Paulus' Worten von der verweslichen Saat und dem unverweslichen Auferstehen (1. Cor. 15).*) Aber beweisen kann man doch damit nichts. Es handelt sich doch immer nur um die Sitte eines Volkes, nicht um ein göttliches Gesetz.**) Und man findet (bis auf Amos 2, 1?) kaum eine Stelle des Alten Testaments, in der die Verletzung dieser Sitte mit göttlicher Strafe bedroht wird; wohl aber findet man möglicher Weise Stellen, in denen für Ausnahmefälle, etwa für Epidemien, ohne Bedenken und Kritik von Verbrennung gesprochen wird (Amos 6, 10?)***) Wenn der Evangelist Johannes (19, 40) schreibt: „wie die Juden pflegen zu begraben“, so klingt bei diesem unscheinbaren Worte wie ein Oberton mit einer Art objektiver Reserve. Wer sich dagegen auf das Wort berufen will: „Es kommt die Stunde, in welcher Alle, die in den Gräbern sind, seine Stimme hören und hervorgehen werden“ und dabei noch, wie z. B. neuerdings Friedrich Bechtel mit Nachdruck hinzufügt: „Die in den Gräbern sind, heißt es ausdrücklich, nicht etwa in den Aschenresten der Urne“†), der darf dann auch die Konsequenz nicht scheuen, daß ein Hus oder die im Meere ertrunkenen Christen dem Weltgericht entgehen würden. Von einer religiösen Beerdigungsvorschrift kann an keiner Stelle der Bibel die Rede sein.††)

Ebenso wenig soll Jemand sagen, daß unser Glaube, unsere Auferstehungsgewißheit abhinge von der Bestattungsweise. Das möchten wir denn doch den verbrannten Märtyrern der alten Kirche nicht anthun, zu glauben, daß durch die ihnen angethanene Schmach

*) Es kann nur als Kuriosum erwähnt werden, wenn etliche Krenatisten ihre Anschauung in Bibelstellen hineinzulegen suchten. So hat Küchenmeister in dem Worte Jeiu „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“ ein Bild finden wollen, das den nischenreichen römischen Kolumbarien entlehnt sei; jedenfalls eine „taubenhaft unschuldige Bibelergeiß, die eine Extrantische in dem Kolumbarium der todtgeborenen Kinder verdient.“

***) Es gehört doch gewiß zu den unbegreiflichen Uebertreibungen, wenn auf der bayerischen Pastorkonferenz von 1893 das fünfte Gebot „Du sollst nicht tödten“ zu Hilfe gerufen worden ist.

***) Für 1. Sam. 31 (Verbrennung des gefallenen Saul in Jabes) hat Klostermann neuerdings die ampiehende Konjekture aufgestellt, daß statt „verbrannten“ zu lesen sein wird „betrauerten“.

†) Ein Wort über die moderne Leichenverbrennung innerhalb der christlichen Kirche, Karlsruhe 1900, S. 6.

††) Ich bemerke, daß ich unterlassene Bemerkungen nicht als einen vollständigen Schriftbeweis ansehe. Ich unterlasse demselben vielmehr, weil über diese Seite der Frage kaum noch ernstliche Differenz bestehen kann.

ihrer ewigen Zukunft ein Abbruch gethan sei, und Küchenmeister spottet mit Recht über die „Blasphemirung Gottes“, die in der Meinung läge, „daß er nicht wieder erwecken könne aus dem Staube, sondern dazu grober Knochenreste bedürfe.“ Wenn wir von einer Auferstehung des Leibes reden als des Organs und von ihr unzertrennlichen Gefährten der Seele, so denken wir gewiß nicht an die jeweiligen elementaren Stoffe, die sich ja auch im lebenden Körper jeden Augenblick ändern und umsetzen, denn das „Verwesliche wird nicht erben das Unverwesliche“; sondern wir bekennen, daß Gott der verklärten Seele einen anderen verklärten Leib schenken wird. Damit hat die Bestattung absolut nichts zu thun. In Gottes Hand sind alle Elemente, auch die Asche, Theile seiner Natur, und, wie es bei Minucius Felix heißt, „jeder Körper, er mag in Staub zusammentrocknen oder in Flüssigkeit aufgelöst oder in Asche verwandelt oder in Dunst verflüchtigt werden, wird uns entzogen, aber Gott, dem Behüter der Elemente, aufbewahrt“.

Aber wenn nun, sobald wir auf kirchlicher Seite das Alles zugeben, die Vertreter der Leichenverbrennung triumphirend fragen, was wir denn dann noch für Grund und Recht haben, ihnen entgegenzutreten, so halten wir dem gegenüber, daß es noch andere Werthe als dogmatische giebt und daß wir noch über andere Dinge zu wachen haben. Sonst hätte Paulus nicht sein πάντα ἔστιν, ἀλλ' οὐ πάντα συμφέρει niedergeschrieben. Wir wagen nicht zu sagen, daß ein Ungetaufter verloren sei, aber deshalb ist uns die Taufe nicht werthlos. Wir wagen nicht zu sagen, daß eine Ehe ohne kirchliche Trauung vor Gott nie geschlossen sei, aber deshalb werfen wir die Trauung nicht über Bord. Es hängt an Sitten und Bräuchen oft fester, als man denkt, die Glaubensanschauung, oder richtiger die Glaubenssicherheit des Volkes. Die Sitte ist gleichsam die Illustration des Glaubens, und viele Gemüther brauchen Illustrationen. Worte vergessen wir oft schneller im Leben, als kräftige Bilder. Bricht die Sitte, so werden tausend Fäden zerrissen, die eben doch das und jenes unselbstständige Gemüth noch mit dem Glauben der Väter verbinden.

Die Sitte ist auch keine willkürliche Erfindung, sie ist das nach außen gefehrte Bild der inneren Anschauung, ein Spiegel des Inneren. Sie ist symbolisirend und gehört unter das symbolisirende Handeln des Menschen. Christliches Leben kann ohne Symbolik bestehen, aber es kleidet sich gern in Sinnbilder und sinnbildliche Handlungen; denn das Menschengemüth hat ein Be-

dürfniß zum Symbolisiren, zu der Sprache, die nicht bloß mit Worten redet, sondern auch mit Geberden und Handlungen. Christus aber hat in seinem gütigen Urtheil über das Weib, das über seine Füße die theure Narde schüttete, das Recht des Gemüths über den Verstand hinaus anerkannt. Und wenn man unter diesem Gesichtspunkt der symbolisirenden Sitte die beiden Bestattungsweisen vergleicht, so kommt man auf wesentliche Unterschiede. Die Flamme symbolisirt die Vernichtung. Der Tod kann nicht radikaler als Tod erklärt werden. Und so ist gerade bei den genuinsten Vertretern die Leichenverbrennung oft ein Ausdruck materialistischer Grundstimmung. Zene „staunende Verwunderung“ Brunetti's, die wir oben erwähnten, geht ihm alsbald „in eine tiefe moralische Niedergeschlagenheit“ über, sobald die Formen des Körpers zerstört sind und sich uns der Ruf entwindet: „Vorbei, alles vorbei!“ Eins der Gedichte im „Flammenfang“ ist sehr charakteristisch überschrieben: „Schluß der Vorstellung“, und Geilfus singt:

„Sprecht nicht von Scheiden und von Abschiednehmen,
 Von künst'gem Leben und vom Wiederiehn,
 Verzehrt euch nicht in Kummer und in Grämen,
 So ist es gut: Ich mußte auch vergehn!“*)

Dagegen symbolisirt uns das Begräbniß, daß eben nicht „Schluß der Vorstellung“ ist, ebenso wenig wie bei dem Saatkorn, wenn es in die Erde gebracht wird und in seinem momentanen Bestande verfault. Auch hierüber hat Nuthes in dem erwähnten Artikel trefflich geschrieben: „Das Bild des unzerstörten Leibes bleibt der Phantasie des Ueberlebenden zurück als der symbolische Träger des Gedankens der Auferstehung und des Wiedersehens. Man weiß den Leib des Verstorbenen als einen unantastbaren Besitz irgendwo in der Erde ruhend, an dem nur Gott ein Recht hat, Veränderungen vorzunehmen. Und selbst wenn man weiß, daß derselbe nach einer Reihe von Jahren wieder ausgegraben wird, ja wenn man von der geschehenen Ausgrabung Kunde erhält, selbst wenn man an Ort und Stelle sich mit eigenen Augen von der völligen

*) Eine Nuance dieser symbolisirten Vernichtung ist die von den modernen Theosophen, z. B. dem oben erwähnten Dr. Franz Hartmann, vertretene Idee, daß im Tode der Mensch sich selbst erlöse, indem er den niederen, thierischen Körper verläßt, und seinen „Aimalkörper“ von diesem anderen gemeineren Körper befreie. Solche Denker müssen natürlich der radikal vernichtenden Flamme zuzuschauen.

Zerstörung derselben überzeugt, behält die ursprüngliche Symbolik der einstigen Bestattung doch ihr Recht.“ Andererseits erhöht die Verbrennung nur „den peinlichen Eindruck der Vergänglichkeit des Menschlichen bis zum Eindruck der völligen Werthlosigkeit und Geringschätzung.“ Wenn wir den Sargdeckel schließen, so nehmen wir noch den Eindruck der unverehrten lieben Gestalt auf und tragen ihn in uns davon, und wenn wir sie in die Erde senken, so werden wir in ihr noch die Totalität der Persönlichkeit geborgen sehen, und nicht die völlig werthlose Asche. Darum haben wir zu fürchten, daß mehr, als man ahnt, die Symbolik der völligen, gründlichen Beseitigung auch den Glauben an die Erhaltung des ganzen Menschen in feinen, wenn auch aufgelösten, Elementen anrühren wird und nichts mehr übrig bleibt als die unbiblische und künstliche Philosophie von einer Unsterblichkeit der körperlosen Seele.*) Der Volksglaube jedenfalls, der nicht das philosophische Höhenniveau hat, wo man mit der reinen Vernunft auskommt, wird leiden, und „mit dem Gefäß der Sitte wird nur zu leicht auch ihr Geist und ihr Gehalt zerstört und ausgeschüttet.“

Darum muthe man uns nicht zu, die Sitte ohne Weiteres leichtfertig preiszugeben oder auch nur als eine unwesentliche Sache zu behandeln, sie ohne Weiteres als ein „Adiaphoron“ bei Seite zu stellen. Jedes Adiaphoron kann unter Umständen ein Schibboleth werden.**) Man soll wissen und klar sehen, nach welcher Seite unser Herz neigt. Wir gehören zwar nicht zu denen, die glauben, es handle sich hier um eine Lebensfrage der Kirche. Aber uns ziemt die Pietät gegen das Alte, so lange nicht klar und deutlich, einstimmig und maßgebend erwiesen ist, daß das Alte schlecht war. Daher begehrt unseres Erachtens ein Geistlicher, der für die Leichenverbrennung Propaganda macht, ein Unrecht an seiner Sache. Daher hat ferner die Kirche an einer Urne nicht liturgisch zu handeln. Es ist mit Recht ausgesprochen worden, daß die Urne kein würdiges Objekt für Weihe und Bitte um göttlichen Schutz sei, und daß ein kirchlicher Akt, bei dem man sich mit dem Aschenhäutchen beschäftigt, eine unwürdige sentimentale Spielerei sei.

*) Sehr bezeichnend ist die Notiz in Rahmien's Schrift, daß der Oberhofprediger Carl Schwarz, dessen Leiche bekanntlich 1885 verbrannt wurde, deshalb soviel Sympathie für die Leichenverbrennung befaß, weil „seinem denkenden Geiste die Materie immer ein Hinderniß gewesen sei“. Also wieder — Symbolik.

***) Die Form. Conc., art. 10 stellt den richtigen Grundsatz auf, quod temporibus persecutionum hostibus evangelii in rebus adiaphoris non sit cedendum.

Für „gleichwerthig“ mit dem christlichen Begräbniß die Leichenverbrennung zu erklären, wie unlängst eine Anzahl badischer Theologen beantragt hat, das soll man der Kirche nicht ansinnen. Auch in ihren Agenden und Liedern hat sie auf die seltsame Neuerung keine Rücksicht zu nehmen. Denn diese haben auf dem Boden der idealen christlichen Denkweise zu stehen, und deren Ausdruck ist das Begräbniß. Auch Krematorien weihen, wie leider geschehen ist, ist nicht unsere Sache. Für unser Gefühl ist es einfach eine Blasphemie, wenn ein christlicher Geistlicher sich dazu hergiebt, am Gothaer Ofen auszurufen: „Ja, wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts Anderes denn Gottes Haus, und hier ist die Pforte des Himmels.“ Die Frage also, ob die Kirche die Leichenverbrennung zu bekämpfen Recht und Pflicht hat, bejahen wir ohne Bedenken. Nur freilich nicht — mit den Waffen Karls des Großen.

Denn, und damit kommen wir zu einem ganz anderen Gesichtspunkt für unser praktisches Verhalten —, auch wenn wir klar genug zeigen, daß uns mit der Neuerung — das ist sie eben doch auf christlichem Boden — kein inneres Band verknüpft, so ist es doch eine ganz andere Frage, ob wir gegen jedes Kirchenglied — ohne Ansehung der Person —, das sich mit der neuen Sitte befreundet hat, die volle Schärfe der sogenannten „Kirchenzucht“ anzuwenden haben. Nun und nimmer darf unser Verhalten tangiren oder verletzen unser großes evangelisches Trostamt. Durch die in den größeren deutschen Landeskirchen jetzt übliche völlige schroffe Versagung jeder kirchlichen Betheiligung ist man, so fürchten wir, in einen höchst bedenklichen Rigorismus zu gerathen. Die Formulirung zwar schreien wir nicht nach, daß man den, der sich verbrennen lasse, „an seinem Leibe bestrafe“, aber wir erklären ihn allerdings, wenn wir uns für entwürdigt halten, offiziell an seinem Sarge zu stehen, für exkommuniziert, soweit der Ausdruck im Bereich evangelischen Kirchenthums Sinn hat, für einen außerhalb der Kirche stehenden Menschen. Bei solchem Standpunkt dürften wir dem entschlossenen Krematisten auch nicht das letzte Abendmahl reichen, das man doch in Goslar dem Maler Wisticemus nicht verweigert hat. Einem Gemeindeglied heute das Abendmahl zu reichen und drei Tage später es so zu behandeln, als gehöre es nicht zu uns, es zu einer kirchlichen Null zu erklären, das ist ein Widerspruch, über den man nicht hinwegkommt. Wir haben vorhin gesagt, daß wir die zarten Fäden nicht zer-

schneiden dürfen, die Tausende von Gemüthern in unserem Volke noch mittels der Sitte an den Glauben fesseln. Wir sagen dasselbe hier: Wie können wir die Fäden, die Hunderte von verbrennungslustigen Christen — „Christen“ sagen wir mit Bedacht, und im vollen Sinne, auf Grund von Erfahrungen — noch an unser Trostamt binden, so schnell zerschneiden? Wir erweisen doch sonst sogar Leuten, die in vollem Banferott des christlichen Glaubens dahingegangen sind, die kirchliche „Ehre“ (wenn dieser unklare und undurchdachte Begriff, den man in kirchlichen Zeitschriften dem Verfasser bei Kritik seines Vortrags entgegeng gehalten hat), und versagen sie gut kirchlichen Christen, bloß weil sie — in einer ästhetischen Unklarheit und Schwachheit des Gemüths — nicht unter die Erde möchten. Es ist bequem, alle Freunde der Leichenverbrennung, wie in der „Kreuzzeitung“ geschehen ist, zu Dienern des Antichristen zu erklären. Aber diese Kategorie deckt sich nicht mit der praktischen Erfahrung. Wir waren auch einmal auf dem Standpunkt, von dem aus man zwischen Christen und Krematisten nur einen hohen Berg sieht. Wir haben aber gelernt, daß hinter dem Berge auch Leute, christliche Leute wohnen. Wenn ein Wälslicenus sich einst unter dem Kreuze des Erlösers mit gefalteten Händen und demüthig geneigtem Haupte gemalt hat, so würden wir es nicht wagen, vor unsrem Gewissen die Frage zu bejahen, ob er unwürdig sei, daß wir an seinem Sarge ständen.

Denken wir die Sachlage noch weiter aus: Wenn nun einmal, vielleicht in Pestzeiten, die Leichenverbrennung, etwa auf Zeit, obligatorisch gefordert würde, dann würde ja die Beibehaltung uneres augenblicklichen kirchlichen Verhaltens zu einem allgemeinen Interdikt werden. Oder soll dann wohl die ratio temporum gelten? Aber auch nicht so weit gedacht: wird nicht die völlige kirchliche Verfassung schlimmere Uebel nach sich ziehen? Wir sind nun heute glücklich so weit, daß ein Begräbniß ohne kirchliche Betheiligung nicht mehr, wie in vergangenen Zeiten, das Uebliche ist.*) Wird nicht bei den an Zahl gar nicht zu unterschätzenden Freunden der Leichenverbrennung, wenn die Lage bleibt wie sie ist, sich etwa eine Gilde von Schönrednern ausbilden, denen jede wahrhaft tröstliche biblische Gedankenwelt fehlt, oder werden nicht Sektenprediger die willkommene Gelegenheit benutzen, sich einzufinden? Schon

*) Rufen wir uns in die Erinnerung nur den Uelast des Königs von Hannover 1845, der es den Geistlichen zur Pflicht machte, sich an der Beerdigung der Todten zu betheiligen.

finden wir in der Presse hie und da Anzeichen dafür, daß man sagt, wie 1897 z. B. in der „Flamme“ stand: „Es geht auch so!“, d. h. ohne Kirche. Groß ist die Gefahr zwar nicht, denn das weiß man doch, daß das kirchliche Begräbniß die würdevollste Feier ist, und wo es fehlt, fühlt man eine Lücke. Aber immerhin gilt es in die Konsequenzen zu schauen. Und da denken wir doch, daß das letzte Uebel ärger sein würde als das erste. Denn es würden Hunderte den christlichen Trost entbehren, nach dem sie sich noch sehnen. Vor liberalem Spektakel sollen wir uns nicht fürchten, aber davor sollen wir uns fürchten, daß wir mit ungeschickter Hand den glimmenden Docht auslöschen. „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten“ —, aber fürchtet euch, daß ihr eine Seele tödtet.

Aber die Frage muß prinzipieller angefaßt werden. Wir wollen nicht bloß den „goldenen Mittelweg“ suchen, nach dem Recept: *Medio tutissimus ibis*. Wir wollen die Grenze zeichnen, an der wir kein Recht mehr haben, zu sagen: Wir kommen nicht. Diese Grenze ist dort, wo die Versagung unseren herrlichen Trostberuf verletzen würde. Wenn wir, zu trösten, in einer Abschiedsstunde (nicht bloß vorher oder nachher) in ein Haus gerufen werden, so haben wir unbedingt zu gehen. Christus ist dann selbst in verrufene Häuser gegangen, und nicht bloß heimlich, sondern offiziell. Wir haben Amt und Aufgabe, nach unserem über alles gehenden, und über alles hindenden Ordinationsgelübde, bei jedem Tode eines Christen von Gottes Wort und unserer Christenhoffnung zu reden und daraus zu trösten, wenn die Persönlichkeit des Verstorbenen dem Troste Raum giebt. Versagen wir das, so verletzen wir unser Gelübde. Das Fernbleiben eines Geistlichen von einer Hausgemeinde, die sich zum Anhören des Wortes Gottes und zum Gebet versammelt — und das ist doch der springende Punkt bei einer häuslichen Trauerfeier*) — hat unter allen Umständen etwas Schmerzlichendes. Wir haben nirgends zu fehlen, wo Christen beten wollen. Wir gestehen auch, daß die Bemerkung in dem oben erwähnten Protokoll der ersten Dresdener Verbrennung von 1874: daß jeder der in solenner Kleidung Erschienenen auf die Aufforderung des Herrn Siemens bei entblößtem Haupte ein stilles Gebet sprach, für unser Gefühl etwas Schmerzlichendes hat. Man

*) Ob manche sie nur als Dekoration begehren, ist prinzipiell höchst gleichgültig. Das kommt bei jeder Art von kirchlichen Feiern vor.

betet, und die verordneten Vorbeter der christlichen Gemeinde wollen oder dürfen nicht kommen. Werden wir aber gar in ein Haus gerufen, so ist es noch lange keine charakterlose Sanktionirung einer Neuerung, wenn wir hingehen. Eine solche häusliche Trauerfeier ist ja nicht das öffentliche Begräbniß, die „Bestattung“, ist ja auch gar nicht das Ursprüngliche, sondern eine Sitte neuerer Zeiten, bei deren Ordnung wir also nicht unter alten Sitten stehen. Sie gehört einfach unter den Begriff eines häuslichen Gottesdienstes.

Aber es heißt: Gut, gehe hin, aber nicht im Ornat! Ob das aber kirchlich würdig ist, wenn ein Pastor, wie geschehen, in Frack und Ordensschmuck erscheint und am Sarge spricht, das mögen andere bejahen. Wenn die Heimbirginnen sagen, der „Herr Pfarrer sprechen in Zivil“, so muß man sich das Lachen verbeißen. Ist denn unser Ornat eine Uniform, analog der des Offiziers? Ist er nicht vielmehr der feierliche sichtbare Ausdruck des feierlichen Handelns, also an dasselbe gebunden und von demselben gar nicht zu isoliren, ja sinnlos? Und wenn er wirklich eine Art Uniform wäre, wann legt denn der Offizier seine Uniform nicht an? Wenn er den Ort, an den er geht, als der Uniform nicht würdig ansehen müßte. Soll aber das Haus eines Christen, worin ein Sarg steht, an dem wir reden sollen, des Ornates nicht würdig sein? Wenn die Handlung selbst nicht würdig wäre, so gehört nicht bloß der Ornat, sondern der ganze Pfarrer nicht hin. „Nicht den Pfarrer, aber das Amtskleid ausschließen, so formulirte treffend die „Christliche Welt“, heißt dem Amtskleide eine Bedeutung geben, die nicht evangelisch ist.“ Aber diese Trennung von Substanz und Accidens vollzieht ja nicht einmal die römische Kirche, die doch — den Trierer Hof verehrt.

Wir sind uns also nicht einer nachgiebigen mediocritas bewußt, wenn wir zu empfehlen wagen, daß uns erlaubt würde, einer häuslichen Trauerfeier, oder, wie es manchmal minder gut heißt, „Aussegnung“ amtlich beizuwohnen (denn „nicht amtlich“ wäre, wie gesagt, sinnlos, und bedürfte auch keines Reglements). Ja, wo es an Raum dazu fehlte, würde auch nichts dagegen zu sagen sein, daß man zu einem Trostgottesdienst die trostsuchende Gemeinde in einen weihvollen kirchlichen Raum aufnehme, etwa in eine Gottesackerkapelle — die Kirche selbst hat diesem Zwecke nicht zu dienen. Wir stellen uns damit auf den Standpunkt, den die Konsistorien von Hessen und Bayern neuerdings und andere Landeskirchen (z. B. Dänemark) schon längere Zeit eingenommen haben.

Wir nehmen ihn ein, nicht weil er „weitherzig“ und „tolerant“ ist, denn mit diesen Schlagworten ist nicht viel gesagt, sondern weil wir ihn für evangelisch korrekt halten. Damit, daß wir mit einer Urne nichts zu thun haben, was wie eine Beerdigung aussieht, aber in Wahrheit nur eine unwürdige Imitation ist, und daß wir uns nicht ins Krematorium stellen, wohin uns doch in keiner Weise unser Trostant zwingen kann, ist doch ein hinreichend kräftiges Zeugniß gegen die neue Sitte als einer den alten sinnvollen Begräbnisriten nicht „gleichwerthigen“ abgelegt. Eine Bestattungsfeier kennt die christliche Kirche nur in der einen Form des Begräbnisses. Die Leichenverbrennung kann nicht ein kirchlicher Akt, ein christlicher Gottesdienst sein. Trauerfeiern aber sind eine ganz andere Sache.

Es würde mir herzlich leid thun, wenn ich mit diesen Ausführungen vor solchen, die ich als charaktervolle Vertreter eines entschiedenen kirchlichen Prinzips achten muß, in den Verdacht bequemer Konivenz und sophistischer Unterscheidung käme. Es giebt einen intransigenten Standpunkt, auf dem man mit allen Konsequenzen sein Non possumus spricht. Ich muß ihn achten, aber ich fürchte seine Gefahren. Ich weiß auch, daß man wieder spöttisch und ärgerlich uns hinweisen wird auf die einmüthigere katholische Kirche.

Aber dazu noch einige kurze Worte. Wir müssen uns ein für allemal klar sein, daß wir in dieser Frage mit Rom nicht Hand in Hand gehen und nicht Schulter an Schulter stehen können. Denn erstens ist die Frage dort nicht bloß eine Frage der symbolisirenden Sitte. Die katholische Kirche weihet den Leichnam selbst und bestattet ihn am benedicirten Orte. An dem Verstorbenen beginnt „mit dem Begräbnis ein ganzes System neuer Thätigkeiten und Handlungen“ der Kirche.*) Bei uns gilt das nicht. Wir weihen auch nicht rituell unsere Friedhöfe, indem wir ihnen etwas Neues, eine besondre Gnade zusprechen. Nach der alten Schwäbisch-Haller Kirchenordnung macht „nicht der Ort den Todten, sondern der Todte den Ort heilig“, und alle Bestattungsriten dienen, wie Chnträns formulirte, nicht den Todten, sondern den Lebenden zur Ermahnung und zum Trost. Sonach ist es auch konsequent und wohl zu verstehen, wenn der geweihte Boden eines katholischen Kirchhofs dem Katholiken oder dem Selbstmörder und dann auch

) Kliefoth, Liturgische Abhandlungen. I. Das Begräbnis.

der Urne ver sagt wird. Es ist thöricht, der katholischen Kirche etwas zuzumuthen, was gegen ihre innersten Prinzipien ist, und dann, wenn es ver sagt ist, über persönliche „Intoleranz“ des betreffenden Geistlichen sich zu erbofen. Aber wir Evangelischen können guten Gewissens auf unsren Friedhöfen selbst denen, die nicht unsres Glaubens sind, Gastrecht gewähren — geschweige denn den irgendwie vorhandenen Ueberresten eines Christen. — Zweitens alterirt, was man nicht vergessen darf, die Leichenverbrennung den Reliquiendienst, und was damit zusammenhängt. Ja, das genuin Katholische ist die Konservirung der Leiche eines Heiligen, und nicht seine Beerdigung. — Drittens ist Rom an die Tradition gebunden, der wir stets frei prüfend gegenüberstehen. — Und endlich gilt es: Roma locuta res finita est. In der Schrift des Katholiken Alexius Besi*) gegen die Leichenverbrennung heißt es bezeichnenderweise, daß die päpstliche Entscheidung von 1886, die alle Leichenverbrennung den Katholiken verboten hat, die Frage ganz definitiv löse, sodaß man fortan „nicht mehr in gutem Glauben darüber disputiren könne“. Daher hat auch der Professor des Kirchenrechts zu Pavia, Buccellati, der in einem Briefe an den ihm befreundeten Bolli 1874 erklärt hatte, daß die Leichenverbrennung mit der christlichen Religion nicht in Widerspruch stehe, sich 1886 öffentlich von der frematistischen Bewegung losgesagt und die päpstliche Entscheidung „mit aller Unterwürfigkeit“ angenommen.

Wir wollen uns also lieber das rechte evangelische Fundament suchen und ein evangelisches Rückgrat zeigen, das im Nothfalle auch keine „Dispense“ und Rücksichten auf die ratio temporum kennt.

Wir wollen aber auch durch Wort und Schrift daran arbeiten, daß die alte Sitte in pietätvoller Geltung bleibe und daß man klar ihren Vorzug erkenne, und wir bitten auch die in hohen Aemtern und Ehren stehenden und einflußreichen Männer und Frauen, daß sie, gerade in dieser dissoluten Zeit, mit uns für ihre Person Alles thun, daß die alte Sitte dem Volke erhalten werde. Und noch eins. Wenn wir uns auf die ältesten Christen berufen und ihrer Sitte treu folgen wollen, so wollen wir's doch möglichst auch in allen Hinsichten thun. Ihnen war, wie oben nachgewiesen wurde, die Armenbestattung Gemeindefache. Sie hätten also „Almosenbegräbnisse“ niemals der politischen Armenbehörde überlassen. Sie hätten es auch nicht gelitten, daß in Aeußerlichkeiten

*) Die Beerdigung und Verbrennung der Leichen. Uebersetzt von Emereif Holzinger von Weidich. Regensburg 1889.

der Unterschied von Reich und Arm im Tode zur Geltung käme. Bei uns ist darin noch nicht Alles, wie es sein sollte. So lange aber haben wir kein Recht, uns als pietätvolle Pfleger dessen zu rühmen, was die älteste Christenheit uns überliefert hat. Daher mag uns, ebenso, wie auch nach Zeiten der sorgsamsten sanitären Einrichtung des Friedhofwesens, die krematistische Bewegung eine heilsame Schärfung der Gewissen sein!

*

*

*

Wir fassen unsere Ausführungen zusammen in folgende Leitsätze:

1. Die kirchliche Beerdigung ist eine durch die Geschichte der Jahrhunderte, durch die Redeweise der heiligen Schrift und durch unsere Lieder geweihte und im Volksbewußtsein tief eingewurzelte christliche Sitte, in der eine tief sinnige Gedankenwelt und ohne Zweifel die zarteste Symbolisirung der christlichen Anschauungen von Sterben und Auferstehen liegt.

2. Der christlichen Gemeinde kann nicht zugemuthet werden, von solcher Sitte leichtfertig abzugehen oder auch nur dieselbe als etwas Gleichgültiges zu behandeln, so lange nicht der zwingende Beweis geliefert ist, daß in dieser Sitte eine sanitäre Gefahr liegt.

3. Dieser zwingende Beweis ist von der die Leichenverbrennung erstrebenden neueren Bewegung noch nicht geliefert worden; wir stehen in dieser Beziehung vor einer noch nicht autoritativ entschiedenen Frage. Infolgedessen ist, obwohl religiös-dogmatische Gründe gegen die Leichenverbrennung nicht geltend gemacht werden können und obwohl die Erstrebung derselben nicht ohne Weiteres als ein Zeugniß gegen Kirche und Christenthum erklärt werden darf, die Neuerung für uns doch in erster Linie ein bedenklicher und schmerzlicher Bruch mit der guten alten Sitte. Daher kann die kirchliche Betheiligung immer nur eine modifizierte sein. Die Weihe eines Kremationsapparats oder die rituelle Beisetzung einer Aschenurne sind nicht kirchlich würdige Handlungen.

4. Dagegen würde eine generelle, den Einzelfall nicht prüfende Ablehnung jeder geistlichen Betheiligung seitens der Kirche mit dem evangelischen Prinzip in Widerspruch gerathen, nach welchem in Fällen, die in einer Hinsicht nur von der christlichen Sitte oder Tradition abweichen, ohne direkt den christlichen Glauben anzutasten, die seelsorgerliche Behandlung nicht versagt werden darf. Um so

fühlbarer muß solche Verjagung werden, als wir in anderen, schwerer wiegenden Fällen (Selbstmord) unsre Betheiligung nicht verjagen. Unter seelsorgerlicher Behandlung ist dabei nicht nur die private Besprechung von Person zu Person gemeint, die ja überhaupt keiner kirchlichen Regulirung bedarf. Eine religiöse Sitte kann für den evangelischen Standpunkt niemals religiöses Gesetz sein, und das (öffentliche) Trostamt der evangelischen Kirche steht hoch über allen Fragen der Sitte, wofür uns das Verhalten Christi maßgebend sein muß.*)

*) Die Weisner Kirchen- und Pastoralconferenz, vor welcher am 14. Mai 1900 der Verfasser über die Frage referirt hat, hat sich zu diesen Leitätzen zustimmend erklärt.

Die Unermeßlichkeit der Welt.

Von

Eduard von Hartmann.

Der dreihundertjährige Gedenktag des Martyriums Giordano Bruno's hat uns eine ganze Anzahl von Monographien bescheert, welche die Bedeutung dieses Denkers dem heutigen Geschlechte in das rechte Licht zu rücken bemüht sind. Soweit es sich um die philosophische Bedeutung Bruno's und seinen Einfluß auf den weiteren Entwicklungsgang der Philosophie handelt, soll hier nicht auf diese Schriften eingegangen werden*); nur die kulturgeschichtliche Bedeutung seiner Lehre von der Unendlichkeit der Welt soll hier herausgehoben werden, durch die zum ersten Mal die kopernikanische Auffassung des Weltgebäudes in die Philosophie ihren Einzug hielt. Während die meisten Monographien über Bruno diesen Punkt nur beiläufig behandeln, stellt das Buch von Troeltsch und Lund: „Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten“ (Leipzig, Teubner 1899) ihn in den Mittelpunkt und rechnet von dieser Brunonischen Leistung an eine neue Weltperiode, deren Gegensatz gegen die vorhergehende ihm weit wichtiger scheint, als der Gegensatz des christlichen Zeitalters gegen das vorchristliche. Hierbei verfällt er in mancherlei Uebertreibungen, die zu einer einschränkenden Korrektur herausfordern.

Max Schneidewin hat in seinem neuesten Buche „Die Unendlichkeit der Welt nach ihrem Sinn und ihrer Bedeutung für die Menschheit“ (Berlin, Reimer 1900) diese Verichtigung unter-

*) Ich habe ebenfalls versucht, ihr in meiner „Geschichte der Metaphysik“ Bd. I. S. 300—318, 390—391, 419 gerecht zu werden und seinen Einfluß auf Spinoza und Leibniz klar zu machen.

nommen, während er in der Hauptsache mit Troels auf gleichem Boden steht. Dies hatte er schon im Jahre 1868 durch eine Schrift „Die Kopernikanische Wahrheit und das christliche Dogma“ (Leipzig-Neudnik, Förster) bekundet, die wie die meisten Schriften von geringem Umfang wenig Beachtung gefunden hatte. Durch populär-astronomische Darstellungen für Schüler hatte er im Laufe dieses Menschenalters sein fortdauerndes Interesse an astronomischen Fragen bethätigt, und in seiner Schrift „Eine kritische Musterung unseres religiösen Horizonts“ (Berlin, Stahn, 2. Ausg. 1892) eine sehr feine Analyse unserer gegenwärtigen religiösen Zustände geliefert, die auch heute noch zutreffend und der Beachtung würdig ist. Kein Wunder, daß er das Bedürfniß fühlte, die modernen Ansichten über den Weltbau den vorstellungsmäßigen Voraussetzungen der christlichen Religiosität gegenüberzustellen und das Verhältniß beider zu untersuchen. Dabei fällt auch nach rückwärts Licht auf die Stellung der katholischen Kirche zu Bruno.

Troels thut so, als ob die Menschheit von dem Gedanken an die Unendlichkeit der Welt aufs Tiefste ergriffen und erschüttert wäre; Schneidewin zeigt, daß sie sich bis jetzt merkwürdig gleichgültig gegen ihn verhalten und fast so weiter gelebt hat, als ob er noch gar nicht in ihren Gesichtskreis getreten wäre. Troels behauptet, daß die Schöpferkraft plötzlich jeden Augenblick Millionen und Abermillionen neuer Kugeln ausströme, verwechselt Unendlichkeit im strengen Sinne und unübersehbare, unermessliche Größe, sucht die Entdeckung des unendlich Kleinen in einer Reaktion gegen das sonst unerträglich Gefühl des unendlich Großen statt in der Entdeckung des Mikroskops nach der des Fernrohrs, glaubt den Entwicklungsgedanken mit der absoluten Unendlichkeit der Welt vereinigen zu können, hält die Mitleidsmoral für ein Zubehör des Unendlichkeitsgedankens und bleibt in einer unklaren Schwebelage zwischen Theismus und Pantheismus stecken. Dies Alles wird von Schneidewin (im Kap. III., S. 11—45) gerügt und berichtigt. Er zerlegt den kosmischen Gedanken Bruno's in drei verschiedene Bestandtheile: die Unendlichkeit der Welt im strengen Sinne, die unermessliche Größe der Welt und die Vielheit der Geisterreiche auf verschiedenen Wohnplätzen. Den ersten Bestandtheil verwirft er im Einverständniß mit Kuhlentbeck, dem enthusiastischen Uebersetzer Bruno's, als geradezu falsch; die Bedeutung des zweiten schränkt er wesentlich ein, wenn er sie auch bestehen läßt; auf den dritten legt er allen Nachdruck (S. 20, 120—121). Nicht in

dem zweiten, sondern nur in dem dritten Bestandtheil findet er den Quell der Schwierigkeiten, die für die christliche Religion aus der Brunonischen Weltanschauung erwachsen, und denen auch die moderne Philosophie noch nicht Rechnung getragen haben soll.

Die bemerkbarste Wirkung der modernen Lehren über das Weltgebäude ist eine völlige Gleichgültigkeit der Menschen gegen den Sternenhimmel, die an Stelle des früheren lebhaften Interesses und der pietätvollen Verehrung getreten ist. Wie sollte es auch anders sein? Die Alten maßten Tages- und Jahreslauf nach den Gestirnen, sahen in ihnen selbige göttliche Wesen und glaubten an ihren unmittelbaren Einfluß auf das menschliche Schicksal; wir richten uns jetzt nach Uhr und Kalender, sehen in den Gestirnen zusammengeballte Materien und halten ihren Einfluß auf Menschenschicksale für Aberglauben. Die unmittelbare Gemüthstheilnahme der Alten am Sternenhimmel hat sich in ein kaltes theoretisches Interesse umgewandelt, das nur noch bei wissenschaftlich veranlagten Individuen zur Geltung gelangt (24, 143).

Man kann den Umschwung von der alten zur heutigen Himmelsauffassung in vier Stufen zerlegen, die nach ihrer Entfernung von der Erde zu ordnen sind. Die erste Stufe ist die Einsicht, daß die Erde nicht eine Scheibe, sondern eine Kugel ist, daß also der Himmel sich nicht um die Erdscheibe, sondern um die Ase der Kugel dreht; damit werden die alten Vorstellungen einer Unterwelt, die das Kellergeschoß des Weltbaus einnimmt, ins Wanken gebracht und die Begriffe von Oben und Unten ihrer Absolutheit entkleidet. Die zweite Stufe ist die Einsicht in die Aendrehung der Erde, die den Sinnenschein auf den Kopf stellt und das bewegliche Himmelsgewölbe fest macht. Die dritte Stufe ist die Entdeckung, daß die Erde sich im Jahreslauf um die Sonne bewegt und die Sonne nur scheinbar jährlich die Sternbilder durchwandelt; damit hört der Mittelpunkt der Erde auf, Mittelpunkt der Welt zu sein, und der Mittelpunkt der Sonne tritt an ihre Stelle. Die vierte Stufe ist die Erkenntniß, daß die Sonne nur einer der vielen Fixsterne und die Fixsterne ferne Sonnen sind, daß unser Planetensystem nicht die Welt, sondern ein winziger Bruchtheil der Welt, eines unter vielen Planetensystemen ist, daß es nicht feststeht, sondern im Universum mit großer Geschwindigkeit dahinfliegt.

Der wichtigste Grund für die Annahme der Kugelgestalt der Erde ist der Wechsel in der Neigung der scheinbaren Himmelsare beim Wechsel der geographischen Breite des Beobachtungsstandpunkts.

Für die Annahme der Aendrehung der Erde ist es die östliche Abweichung beim Fall aus größeren Höhen und die Ablenkung der Nord- und Südwinde, die Verminderung der Schwerkraft am Aequator durch die Centrifugalkraft, angezeigt durch die Verkürzung des Sekundenpendels, die Drehung der Schwingungsebene eines sehr langen Pendels in höheren Breitengraden, die Analogie der Sonne und der beobachtbaren Planeten, die sich um ihre Axc drehen, und die ellipsoidale Abplattung der Erde an den Polen durch die Centrifugalkraft. Der Umlauf der Erde um die Sonne wird nahe gelegt durch die Veränderung des scheinbaren Durchmesser der Planeten je nach ihrer wechselnden Entfernung von der Erde und durch ihre Abwechselung zwischen schnellerer und langsamerer, rechtläufiger und rückläufiger Bewegung, die sich bei obiger Annahme in eine gleichmäßige und rechtläufige verwandelt, welche den Kepler'schen Gesetzen gehorcht. Geschichtlich geht die Einsicht in den planetarischen Umlauf der Erde voran und zieht die in die Aendrehung der Erde als ihre unausweichliche Folge nach sich. Die Erkenntniß, daß die Sonne nur ein Exemplar der selbstleuchtenden Fixsterne ist und daß diese in sehr großer Entfernung von uns stehen, geht erst dann auf, wenn es mißlingt, die Parallaxe der Fixsterne auf Grund des Erdradius als Standlinie zu bestimmen, und selbst der Durchmesser der Erdbahn nur bei den feinsten Beobachtungs- und Rechnungsmethoden ausreicht, um eine Parallaxe der allernächsten Fixsterne zu gewinnen. Die Bewegungsverhältnisse der Sonne und der Fixsterne sind erst durch die Spektralanalyse einer näheren Beobachtung zugänglich geworden. Ob die Fixsterne gleichmäßig im Weltraum verstreut, oder in Gruppen gesondert sind, die als „Weltlinsen“ wieder eine noch viel größere Entfernung von einander haben als die Fixsterne innerhalb einer Gruppe, fällt für die praktischen Konsequenzen nicht mehr ins Gewicht.

Die meisten hier angeführten Fortschritte der Astronomie fallen in die Zeit nach Bruno. Wenn dieser bereits die Unermesslichkeit des Weltgebäudes behauptete, so that er es ohne hinreichende Gründe, auf bloße Vermuthung und Ahnung hin (126). In ähnlicher Weise hatten auch die alten Indier die Unermesslichkeit der Welt behauptet (160); Bruno war also mit dieser Behauptung nicht der Erste überhaupt, sondern nur der Erste, der sie auf eine ahnungsvolle Erweiterung der Kopernikanischen Weltanschauung stützte. Deshalb hat die Brunonische Hypothese je länger je mehr Bestätigung gefunden, während die Form, in welcher die Indier die Unermess-

lichkeit der Welt behaupteten, als überwundener Irrthum gelten darf. Alle diese Fortschritte der Astronomie besagen aber nichts weiter als eine räumliche Erweiterung der vorgestellten Größe des Universums, keineswegs eine Unendlichkeit desselben. Mit einer solchen hat die exakte Wissenschaft nichts zu thun und kann sie nichts zu thun haben. Noch Kopernikus schätzte die Entfernung der Erde von der Sonne nur auf den zwanzigsten Theil der heute angenommenen und wußte über die Entfernung der Fixsterne gar nichts. Alle noch so verschiedenen Hypothesen über den Bau unseres Planetensystems stimmen darin überein, daß dasselbe eine ganz bestimmte endliche Größe habe. Ob man das scheinbare Himmelsgewölbe als eine feste Schale oder als leeren Raum auffaßt, ist nicht, wie Troels meint, von grundstürzender Bedeutung, sondern ganz nebensächlich, so lange die Zahl der Fixsterne und ihre Entfernung von uns als endlich angenommen wird. Die Zahl der Fixsterne, die noch auf die photographische Platte wirken, übersteigt nicht einige hundert Millionen, und über die Entfernung der allermeisten von ihnen wissen wir gar nichts. Die Frage nach der Unendlichkeit oder Endlichkeit der Welt ist also auch heute noch bloß durch andere als astronomische Erwägungen zu lösen.

Schneidewin führt gegen die Unendlichkeit der Welt den Widerspruch der als vollendet gegebenen Unendlichkeit an, der um nichts erträglicher wird, wenn man ihn aus der wirklichen Welt in die Organisation unseres Geistes verlegt. Er bestreitet das Vorhandensein einer Antinomie im Kant'schen Sinne, sofern man nur die potentielle Unendlichkeit der Raumweiterung und Bewegung von der aktuellen Endlichkeit des materiell erfüllten Raumes unterscheidet, und leugnet, daß eine solche Antinomie, wenn sie vorhanden wäre, durch die bloße Subjektivität der Räumlichkeit gelöst werden könnte, die er auch sonst für eine falsche Hypothese erklärt (S. 89—101). Außerdem würde eine unendliche Welt keine Welt, kein Kosmos mehr sein, d. h. sich nicht mehr als geordnete Einheit denken lassen (S. 30).

Bruno war so sehr Unendlichkeitsfanatiker, daß darüber der Gefühlszustand des Seienden an Lust und Unlust aus seinem eigensten Gesichtskreise gerückt wurde und er auch an der unendlichen Vielfältigung des überwiegenden Leidens aller Geschöpfe keinen Anstoß nahm (40, 27, 123). Er verzichtete um der Unendlichkeit des Ganzen willen auf universionelle Entwicklung und begnügte sich statt dessen mit einem ewigen Stillstand des Ganzen,

trog des ewigen Kreislaufes im Einzelnen, mit einem beständigen Gleichgewicht gleichzeitigen Fortschritts und Rückschritts an verschiedenen Punkten der Welt und einem unaufhörlichen Phasenwechsel von Evolution und Devolution an jedem Gliede der Schöpfung. Damit erfaßte er die allein richtige Konsequenz des Unendlichkeitsgedankens, die neuerdings von Spencer, Haller u. a. m. durchgeführt worden ist. In einer unendlichen Zeitdauer des Prozesses müssen sich alle überhaupt möglichen Konstellationen der Elemente unendlich oft in derselben Weise wiederholen, wenn auch erst in unendlich langen Fristen; der Unendlichkeitsgedanke schließt also auch den „Ring der ewigen Wiederkunft“ in sich, wie ihn Nietzsche zu behaupten den Muth gehabt hat. Alle örtliche Entwicklung ist universell werthlos und zwecklos, wenn sie durch Auflösung und Rückschritt an einem andern Orte erkauft werden muß; alle zeitliche Entwicklung ist verlorene Mühe, wenn ihr Aufstieg doch nur zum Niedergange führt, und zwar zu einem um so tieferen Niedergang, je höher der Aufstieg war. Allem Streben nach Fortschritt ist der Nerv gelähmt, wenn alles Geschehene sich im ewigen Kreislauf kompensirt; das Streben nach individueller Vervollkommnung, dem Schneidewin so hohen Werth beimißt (36), wird dann ebenso unterbunden wie das nach Vervollkommnung eines größeren Gemeinwesens, eines Volkes, einer planetarischen Menschheit. Wenn Troels glaubt, den Entwicklungsgedanken mit dem Unendlichkeitsgedanken vereinigen, oder gar auf ihn stützen zu können, so befindet er sich in einem schweren Irrthum, den Schneidewin wohl noch schärfer hätte herausstellen sollen. —

Ganz anders verhält es sich mit dem Gedanken, daß die Welt, wenn auch endlich, doch für uns unermeßlich groß ist. Hierbei bleibt die Möglichkeit der universonellen Entwicklung und mit ihr auch das Interesse an den Sonderentwicklungen gewahrt, die auch da, wo sie in individueller Hinsicht ergebnislos zu bleiben scheinen, doch einen Beitrag zu der Entwicklung der nächst höheren Individualitätsstufe und durch sie mittelbar zu der des Ganzen liefern können. Schneidewin läßt den kosmischen Gedanken nur in diesem Sinne der Unermeßlichkeit trotz endlicher Größe gelten, hätte dies aber noch deutlicher zum Ausdruck gebracht, wenn er auf dem Titel und im Texte vermieden hätte die Worte, „Unendlichkeit“ und „Unendlichkeitsgedanke“ für „unermeßliche Endlichkeit“ und „Unermeßlichkeitsgedanke“ zu brauchen, wodurch der minder aufmerksame Leser leicht irre geführt werden kann.

Er glaubt, daß der Gedanke in beiden Fällen die gleiche Wirkung auf das menschliche Gemüth haben müsse, was bei der Unfähigkeit des Menschen, das Unendliche anders als unter dem unangemessenen Bilde des Unermeßlichen vorzustellen, zuzugeben ist, soweit auf die Verschiedenheit der mittelbaren Folgerungen aus beiden Annahmen keine Rücksicht genommen wird. In beiden Fällen wird der Mensch niedergedrückt durch die Einsicht in die verhältnißmäßige Kleinheit seiner Erde und seines Leibes, aber gehoben durch das Gefühl der Erhabenheit des Weltgebäudes, jenes Allergrößten, dessen Größe jeder Messung spottet.

Dieser doppelseitige Eindruck kann lebhaft genug werden, aber aus zwei Gründen nicht allzu lebhaft. Erstens ist er für die Anschauung gar nicht vorhanden, sondern nur für das abstrakte Denken; denn die Anschauung des Menschen sieht im Sternenhimmel ein genau ebenso großes Objekt wie vor Jahrtausenden und kein größeres, weshalb denn auch ein Aristoteles und Cicero von der Kleinheit des Menschen und des Irdischen im Vergleich zum Himmelsbau nicht minder durchdrungen waren als wir Heutigen es sein können (129, 132). Zweitens vermittelt auch der abstrakte Gedanke der Unermeßlichkeit des wirklichen Weltgebäudes nur den Begriff einer erweiterten räumlichen Größe und einer größeren Zahl physischer, materieller Massen. Der ästhetische Eindruck der anschaulichen Erhabenheit des Sternenhimmels ist für uns um nichts größer, als er für die Alten war. Die staunende Bewunderung, die die Anschauung einer Gebirgslandschaft oder des Meeres erweckt, ist meines Erachtens in rein ästhetischer Hinsicht nicht geringer, sondern größer als die beim Anblick des Sternenhimmels. Die ungegliederte Masse des nächtlichen Himmelsgewölbes mit ihren glitzernden Punkten ohne Ausdehnung bietet der Anschauung zu wenig Anhaltspunkte, und die in ihr waltende Ordnung ist ebenso wie die gesetzmäßige Bewegung für die ästhetische Anschauung so gut wie nicht vorhanden, da sie sich nur dem vergleichenden Denken aus den Beobachtungen zu verschiedenen Zeiten erschließt. Das Gebirge aber ist uns nahe und doch so gewaltig, und am sturmbelegten Meere können wir die wuchtig sich dahinwälzenden Wogen ästhetisch auffassen. Deshalb hört man die Menschen sehr selten von dem ästhetischen Eindruck des Sternenhimmels, aber häufig genug von der ästhetischen Erhabenheit der Gebirge und des Meeres sprechen (17), und sie haben darin ganz recht, während die Schwärmer für die ästhetische

Erhabenheit des Sternenhimmels sich nicht sowohl von der unmittelbaren Anschauung als von den mit ihr assoziierten Kenntnissen beeinflussen lassen.

Das „Allergrößte“ ist keineswegs auch das „würdigste Objekt“, um die Schauer der Erhabenheit zu empfinden (136, 123); alles bloß äußerlich Große, räumlich Ausgedehnte und physisch Massenhafte wird an Erhabenheit weit überboten durch das innerlich Große und geistig Bedeutende, das in einem noch ganz anderen Sinne unermeßlich und unererschöpflich ist, und die Ehrfurcht vor der hohen und edlen Gesinnung befreit endgültig von dem Götzendienste der Ausdehnung und Masse (16, 122, 139). Wer schwankt, ob er Medizin oder Astronomie studiren solle, wird seine Entscheidung sicherlich nicht davon bestimmen lassen, daß die Gestirne größer sind als die menschlichen Organismen (131). Die Erschütterung durch das Aufblitzen des Unermeßlichkeitsgedankens ist deshalb bei den meisten Menschen verschwindend klein; wenn die Welt im Vergleich zur Erde größer geworden ist, so ist sie gleichzeitig ihrer Göttlichkeit und ihres magischen Zusammenhangs mit den Erdenchicksalen entkleidet und dadurch zu einem todtten, gemüthlich uninteressanten Objekt herabgesunken, dessen größere oder geringere Ausdehnung uns nunmehr völlig kalt läßt, weil sie außer jeder praktischen Beziehung zu uns steht. Wenn trotzdem Schneidewin darin Troels beistimmt, daß diese Erschütterung von ihm sehr tief, als eine „schreckliche Stunde“, ja sogar wie eine „Krankheit“ empfunden worden sei, und seinem ganzen Denken die entscheidende Richtung gegeben habe (16, 103, 43), so kann diese Wirkung unmöglich aus dem Gedanken der räumlichen Unermeßlichkeit als solchen entsprungen sein, sondern nur aus den mit ihm verknüpften Moniequenzen. Es ist mit andern Worten weder die Unendlichkeit noch die Unermeßlichkeit der Welt, was die Erschütterung in ihm hervorgebracht hat, sondern ganz allein und ausschließlich die Vielheit bewohnter Planeten, die sich ihm als Folgerung aus der Unermeßlichkeit der Welt ergibt (20, 120—121). Auch diese ist von Bruno gelehrt worden, man darf sie aber ja nicht mit den beiden andern, vorher besprochenen Gedanken verwechseln oder vereinigen, sondern muß sie möglichst scharf von ihnen sondern. —

Eine Bewohnbarkeit von Sonnen will Schneidewin nicht annehmen, wengleich namhafte Naturforscher die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit von Flammenorganismen vertheidigt haben, sondern er will sich vorrichts-halber auf Planeten beschränken (75, 101).

Unter den Planeten des Sonnensystems ist die Erde in Bezug auf Licht, Wärme und Feuchtigkeit am günstigsten gestellt (77); da aber wahrscheinlich alle Fixsterne Planeten haben und in jedem solchen Planetensystem einer am günstigsten gestellt sein wird, so hält Schneidewin den Wahrscheinlichkeitsbeweis für erbracht, daß es mindestens einige Millionen Geisterreiche oder Menschheiten geben müsse (102).

Zugegeben, daß es mehrere hundert Millionen Fixsterne und wahrscheinlich noch weit mehr giebt, so ist doch zu bezweifeln, daß sie alle eine größere Zahl von Planeten haben. Je kleiner ein Fixstern ist, umso weniger Planeten wird er haben; je größer er ist, desto mehr. Daß alle Fixsterne gleiche Größe haben, ist ein a priori ganz unwahrscheinlicher Fall (88). Ein Theil der lichtschwächsten Fixsterne mag ja wegen zu großer Ferne so lichtschwach sein, der wahrscheinlich weit größere Theil wird es wegen zu geringen Durchmessers sein. Wir werden deshalb nur bei einem kleinen Theil der Fixsterne Planeten von einer Beschaffenheit voraussetzen dürfen, daß zu irgend welcher Zeit auf ihnen die unerläßlichen Bedingungen zur Entstehung von Organismen vereinigt sind. Von diesen wird aber wieder der bei Weitem größere Theil nur niedere Organismen hervorbringen, etwa nach Art unserer Tiefseebewohner. Verschwindend wenige dürften dazu geeignet sein, Organismen von solcher Höhe hervorzubringen, daß sittlich-vernünftige Geister in ihnen hausen können. Auf den wenigen Planeten aber, wo die Bedingungen hierzu überhaupt eintreten können, werden sie doch nur für eine relativ sehr kurze Epoche ihres Lebenslaufes sich vereinigen können. Wären es selbst Millionen von Planeten, die Geisterreiche tragen können, so würden doch die Epochen ihrer höchsten Bewohnbarkeit nur eine äußerst geringe Wahrscheinlichkeit haben, zeitlich zusammenzutreffen, da schon die geologischen Perioden nach Jahrmillionen, die astrophysischen Perioden aber, in welchen die Nebelflecke sich zu Sternhaufen und Sonnensystemen entwickeln und wieder in ausgebrannte Schlacken, Meteoritenchwärme und kosmischen Staub zerfallen, wohl ebenso unermeßlich für uns sind wie die räumliche Ausdehnung der Welt. Wenn es Flammenorganismen auf der Sonne und den Fixsternen giebt, so werden solche Organismenreiche allerdings in großer Zahl gleichzeitig bestehen, weil die Zeiträume, innerhalb deren glühende Gase an der Oberfläche eines Fixsternes wogen, sehr viel länger sind als die Bewohnbarkeitsdauer eines Planeten für Eiweißorganismen. Aber

noch niemand hat zu behaupten gewagt, daß Flammenorganismen die Träger von vernünftigen und sittlichen Geistern sein könnten, nicht einmal Paracelsus von seinen Salamandern.

Ich kann deshalb Schneidewin nicht zugeben, daß er die gleichzeitige Vielheit von sittlichen Geisterreichen wahrscheinlich gemacht habe, sondern nur die successive (85, 81). Wenn er beide Fälle wohl unterscheidet (85), aber den letzteren als einen solchen bei Seite schiebt, gegen den sein religiöses Bewußtsein sich auflehnt (108), so scheint mir diese indirekte Begründung des andern Falls doch nicht beweiskräftig. Wenn es wirklich mehrere gleichzeitige Geisterreiche giebt, so liegt darin bei den ungeheuren kosmischen Zeiträumen entweder ein ganz sonderbares Zufallsspiel, oder aber eine teleologische Veranstaltung; da der erstere Fall als höchst unwahrscheinlich ausscheidet, bleibt nur die Alternative zwischen der zeitweiligen Einzigkeit der Menschheit oder ihrer vorsehungsmäßig angeordneten Gleichzeitigkeit mit anderen Geisterreichen übrig. Aus dem Gesichtspunkt der Naturwissenschaften, für welche teleologische Erwägungen nicht in Betracht kommen, muß ebenso wie aus dem Gesichtspunkt aller antiteleologischen Philosophien der zweite Fall bei Seite geschoben werden, so daß nur der erste übrig bleibt: die wahrscheinliche Ungleichzeitigkeit der vielen planetarischen Geisterreiche. Nur aus dem Gesichtspunkt einer teleologischen Philosophie kann auch der zweite Fall, die Mehrheit gleichzeitiger Geisterreiche in Erwägung gezogen werden. Die Mehrheit ungleichzeitiger Geisterreiche hängt aber auch wieder noch von der Bedingung ab, daß der Weltprozeß lange genug dauert, um das Auftreten mehrerer nach einander zu Stande kommen zu lassen und nicht etwa schon vorher vom Absoluten abge schnitten wird, wenn das erste Geisterreich von genügender geistiger Entwicklungsstufe seinen Zweck erfüllt hat.

Schneidewin hält an einer Mehrheit gleichzeitiger Geisterreiche fest, weil er die Unermeßlichkeit der astrophysischen Zeiträume und die relative Kürze der Bewohnbarkeitsdauer eines Planeten für ein kultivirtes Geisterreich nicht in Rechnung stellt. Sei dem, wie ihm wolle, so fragt sich, ob der Gedanke an viele Geisterreiche im Stande ist, die „schreckliche Stunde“ mit ihrer krankhaften Erschütterung zu rechtfertigen, was weder der Unendlichkeitsgedanke noch der Unermeßlichkeitsgedanke vermochte. Daß der Pessimist ein Recht dazu hat, sich durch die ungeheure Vervielfachung des Menschheitsleides erschüttert zu fühlen, wie Schopenhauer dies zum

Ausdruck gebracht hat, ist begreiflich; aber Schneidewin billigt diese pessimistische Erwägung nicht, sondern tröstet sich mit dem Bestande eines gewissen Ausgleichs zwischen Gefühlsfähigkeit und Lebensbedingungen bei Thieren und Menschen (123—124). Wenn man alle Erdendinge nicht mehr *sub specie* der einzigen Schaubühne des Seins, sondern nur einer unter vielen empfindet, so mag das für manchen dazu beitragen, eine falsche Ueberschätzung des Irdischen zu berichtigen (134); aber einer solchen Storrektur kann doch nur derjenige bedürfen, der noch nicht gelernt hat, alle Dinge, nicht bloß die irdischen, sondern auch die himmlischen, im Lichte des Ewigen zu betrachten und die Ueberschätzung irgendwelcher zeitlichen Erscheinung durch den Rückblick auf das ewige Wesen auf ihr rechtes Maaß zurückzuführen.

Ob der Mensch sich als Einer unter anderthalb Milliarden Menschen oder als Einer unter ebensoviel Billionen ebenbürtiger Geister fühlt (135), kann für seine Empfindungsweise meines Erachtens keinen Unterschied machen, da er sich von der ersteren Zahl ebensowenig wie von der letzteren noch irgendwelche anschauliche Vorstellung zu bilden vermag; die Eitelkeit, das Scheinewollen, das krankhafte Gethue mit dem eigenen Ich (144) müßte durch die erstere Erwägung ebenso gut wie durch die letztere eingeschränkt werden können, wenn ihnen überhaupt durch solche Erwägungen beizukommen wäre. Der Gedanke an eine Vielheit von Geisterreichen bleibt für so lange völlig unfruchtbar, als dieselben für uns so gut wie nichtexistirend sind; was aber auf die Dauer unfruchtbar bleibt, davon wendet der Geist sich ab, um sich nicht zwecklos zerstreuen und von der Sammlung für die nächstliegenden Forderungen des Tages abziehen zu lassen (129). Wie sehr auch andere Geisterreiche uns an Organisation, Wissen und technischem Können überlegen sein mögen, dessen sind wir sicher, daß die von der Menschheit errungenen geistigen Gesichtspunkte und Ideen die denkbar höchsten sind und nicht übertroffen, sondern nur reiner und vollkommener durchgeführt werden können (131). Ein Mopstock, Herder, Schiller haben dem kosmischen Gedanken bereiten Ausdruck gegeben, ohne deshalb einer krankhaften Erschütterung zu verfallen oder auch nur vor ihm zu erschrecken (128). Eine Menge geistig bedeutender Menschen, die sich von jenem Gedanken haben durchdringen lassen, haben sich ebenso verhalten, indem sie offenbar die von Schneidewin näher entwickelte Unfruchtbarkeit und Gleichgültigkeit desselben unausgesprochen vorwegnahmen (126). Die

Erchütterung durch jenen Gedanken muß da, wo sie eintritt, nach alledem mehr als eine Krankheit des jugendlichen, d. h. hier unreifen, Geistes angesehen werden (130). —

Erklärungsbedürftig bleibt bei diesen Auffassungen Schneidewin's nur das, wie er selbst in seiner Jugend die Erschütterung durch jenen Gedanken so tief empfinden konnte, und wie er es für sich und Andere als einen großen Gewinn und als ein dauerndes Besitzthum ansehen kann, durch diese Erkrankung einmal hindurchgegangen zu sein (134). Sich durch ein besseres Wissen als die Andern und durch einen weiteren Gesichtskreis beglückt zu fühlen (134, 136), hat doch keinen objektiven Werth, und daß der Gedanke an viele Geisterreiche etwas zur Beförderung der Friedensliebe auf Erden beitragen könne (138), ist auch wohl eine zu sanguinische Erwartung. Wenn so einerseits die Hoffnung auf einen Gewinn schwerlich aufrecht zu erhalten ist, so kann andererseits die Erschütterung durch denselben nur erklärt werden aus seinem Zusammentreffen mit einer bestimmten religiösen Weltanschauung, die zwar nicht mehr so felsenfest in sich gegründet ist, um alles Störende spurlos an sich abprallen zu lassen, zugleich aber die Sehnsucht hat, sich durch denkende Ueberwindung störender Verstellungselemente in sich zu festigen. Die Erschütterung durch ein neu hinzukommendes Störungselement wird um so heftiger sein, je stärker die Grundlagen der religiösen Weltanschauung in dem Betreffenden bereits vorher ins Wanken gerathen sind, und je größer seine Sehnsucht nach Rückkehr zu dem beseligenden Glauben seiner Kindheit und sein Unglaube an die Möglichkeit eines für das Gefühl gleichwerthigen Ersatzes ist.

Dieser Fall liegt nun offenbar bei Schneidewin vor; seine Darlegung ist gewiß typisch für Viele, die sich über ihre Seelenkonflikte nicht so deutlich Rechenschaft zu geben vermögen, aber doch nicht typisch für den modernen Menschen überhaupt, der sich von Nachdenken und religiösen Zweifeln wenig anfechten läßt. Der heutige Durchschnittsmensch hängt entweder der Kirchenlehre oder der Wissenschaft gedankenlos an, oder läßt jede an ihrer Stelle gelten, ohne sich um die Vereinbarkeit oder Unvereinbarkeit beider zu kümmern; oder aber er geht seinem Beruf und seinem Vergnügen nach und fragt nach der Wissenschaft so wenig wie nach der Kirchenlehre; oder endlich er huldigt einer von den orthodoxen Dogmen abweichenden freieren Auffassung der Religiosität, die mit dem kosmischen Gedanken in keinen Konflikt geräth (168—173).

Schneidewin hat einerseits ein tiefes religiöses Bedürfnis, und ist andererseits der Ueberzeugung, daß der liberale und spekulative Protestantismus einem solchen nicht Genüge thun und sich an bejeligender Kraft mit der katholischen oder evangelischen Rechtgläubigkeit nicht messen könne (184—185). Seine tiefste Sehnsucht geht dahin, „zu ruhen in der seligen Sternennacht des Glaubens“ (181); deshalb betrauert er den Verlust jener orthodoxen Frömmigkeit, als deren stärkstes Gegenargument ihm die Vielheit der Geisterreiche erscheint, und deshalb widmet er auch dem Konflikt beider Gedankenkreise eine besonders ausführliche Untersuchung, die auf den Konflikt Bruno's mit der katholischen Kirche zurückweist.

Als unerheblich bezeichnet er mit Recht die oft überschätzten Bedenken, die aus der räumlichen Unermesslichkeit der Welt und der Veränderung des alten Weltbildes geschöpft sind (146—149). Solche Bedenken stützen sich auf die buchstäbliche Auffassung sinnlicher Bilder, die doch die christliche Weltanschauung selbst längst gelernt hat, geistig zu deuten, seitdem das Johannesevangelium die Geistigkeit Gottes proklamirt hat. Wer das Wesen des Geistes als unräumlich und seine Wirksamkeit als potentiell allräumlich oder räumlich allgegenwärtig ansieht, für den kann weder Gott, noch die Schaaren der fortlebenden Geister in „Wohnungsnoth“ gerathen, und wer Gottes providentielle Thätigkeit als allgegenwärtige Wirksamkeit in jedem Kleinsten auffaßt, der kann in keiner Welterweiterung eine Schwierigkeit für die göttliche Weltregierung finden.

Die Schwierigkeiten beginnen erst mit der Erlösungslehre (149). Denn wo immer sittlich vernünftige, und doch endliche und sinnlich beschränkte Individuen leben mögen, müssen sie auch der Sünde und Erlösungsbedürftigkeit verfallen, und wenn Anselm von Canterbury mit seiner von beiden Konfessionen anerkannten Abhandlung „Cur deus homo?“ Recht hat, so kann Gott ihre Erlösung nicht anders bewirken, als durch eine Inkarnation seines Sohnes in einer Gestalt, daß sie von den Sündern im Glauben angeeignet werden kann, d. h. auf ihrem eigenen Planeten. Demnach müßte der Logos auf allen Planeten mit sittlichen Geisterreichen Fleisch werden, leiden und sterben, wie der Buddha schon auf Erden viele Inkarnationen durchmacht. Der Erlösungstod Jesu verlore seine Einzigkeit für die Welt und behielte sie nur für unsern Planeten. Daß dieser Umschwung in der Denkweise des

gläubigen Christen eine harte Zumuthung ist, wird zugegeben werden müssen; daß aber eine solche Erweiterung der objektiven Erlösungsveranstaltung „ein entwürdigender, ein gotteslästerlicher Gedanke“ und ein Selbstwiderspruch sei, scheint mir von Troels und Schneidewin ohne Beweis behauptet zu werden (159—160).

Die Kirche hat bis jetzt keinen Anlaß gehabt, dieser Frage näher zu treten, weil die andern Menschheiten auf andern Planeten vorläufig bloße Hypothese sind; sollte aber einmal die Existenz solcher zur nachweislichen Thatsache werden, so würde sie die Vielheit der Logosinkarnationen schließlich noch leichter in sich aufnehmen können wie manche frühere Zuthat zum ursprünglichen Dogmenbestande. Wird aber überhaupt die Erlösung durch die Immanenz Gottes im Menschen von der objektiven Erlösungsanstalt, die Christusidee von dem historischen Jesus gesondert, so fällt das letzte Bedenken Schneidewin's gegen „das reisende Gastspiel“ hinweg; denn zu dieser Idee können andre Geisterreiche auf ganz andern Wegen gelangen als die Menschheit, die durch die Vermittelung der Wirksamkeit der Jesuszünger und ihrer Nachfolger dazu kam. Was Schneidewin am spekulativen Protestantismus auszusetzen hat, ist eigentlich nicht das, daß er die subjektive Erlösung von der objektiven Erlösungsanstalt ablöst, als vielmehr das, daß er trotz dieses entscheidenden Umschwunges die Kontinuität mit dem Christenthum festhalten will, sich nicht zu voller Freiheit entschließen kann und die einflussende Gewißheit der plötzlichen objektiven Offenbarung durch eine allmähliche Entwicklung subjektiver Offenbarungen ersetzt (185). Den ersteren Vorwürfen kann abgeholfen werden; der letzte ist insofern ungerechtfertigt, als auch die Kirchenlehre ihre Offenbarung niemals für fertig, sondern für immer weiter fortschreitend, wenn auch schon von Anfang an ausreichend zur Erlösung, erklärt. Ausreichend zur Erlösung ist aber auch die subjektive Offenbarung, sobald sie auf Grund allmählicher geschichtlicher Entwicklung den Kern aller Erlösungsreligionen in der Immanenz des heiligen Geistes im Menschen und in der Geburt des idealen Christus in der Seele ertast hat.

Hiernach kann die Vielheit der Geisterreiche nur durch ein Mißverständnis des religiös Geforderten und Möglichen für ein grundstürzendes Gegenargument gegen die Erlösungslehre, sei es in ihrer objektiven, orthodoxen, sei es in ihrer subjektiven, modernen Gestalt gehalten werden; die ganze Erschütterung durch den kos-

mischen Gedanken entspringt selbst für den Ausnahmestandpunkt Schneidewin's nur aus diesem Mißverständnis. In Giordano Bruno's Lehre ist nicht die Unermeßlichkeit der Welt oder die Vielheit sittlicher Geisterreiche, sondern ganz allein die Unendlichkeit der Welt schlechthin unverträglich mit der Kirchenlehre, die einen Anfang und ein Ende des Weltprozesses, eine einheitliche Weltordnung und eine universionelle Entwicklung behaupten muß. Da Schneidewin die Unendlichkeit der Welt verwirft, so hat er überhaupt keinen Grund mehr, von der Unermeßlichkeit und der Vielheit der Geisterreiche einen tieferen Konflikt mit dem religiösen Bedürfnis oder eine krankhafte Erschütterung zu befürchten. —

Schließlich ist zu erwägen, ob die Vielheit der Geisterreiche eine Umbildung aller philosophischen Systeme nöthig macht und ob ihr bisher der gebührende Einfluß auf dieselben verjagt worden ist, wie Schneidewin behauptet (107). Wenn es eine gleichzeitige oder eine successive Mehrheit von Geisterreichen giebt, so muß das Verhältniß Gottes zur Menschheit auch auf die anderen Geisterreiche ausgedehnt werden. Dieser Folgerung wird keine Philosophie sich widersetzen, die überhaupt ein lebendiges Verhältniß zwischen Gott und Menschheit anerkennt; aber diese Folgerung ist so selbstverständlich, daß sie gar nicht erst erwähnt zu werden braucht. Ob jedoch die Einmaligkeit des Falles verschwindet (106), hängt davon ab, ob wirklich vor oder gleichzeitig mit der Menschheit sittliche Geisterreiche bestanden haben, beziehungsweise ob der Weltprozeß nach dem Ausleben der Menschheit noch so lange weiter dauern wird, um die Entwicklung anderer Geisterreiche herbeizuführen. Nur bei einem unendlichen, rein mechanischen Weltprozeß ist das frühere und spätere Auftreten anderer Geisterreiche nicht zu bezweifeln, bei einem providentiell geleiteten endlichen Prozeß dagegen fraglich.

Ebenso fraglich bleibt es im letzteren Falle, ob Gott seinen Weltzweck durch Ein Geisterreich allein, sei es das einzige, sei es das höchst entwickelte, verwirklichen wolle, oder ob er es durch das Zusammenwirken mehrerer erreichen wolle. Im ersteren Falle ist die Möglichkeit vorhanden, daß grade die irdische Menschheit dieses eine Geisterreich sei; im letzteren Falle kann das Zusammenwirken mehrerer Geisterreiche auf ihrer Gleichzeitigkeit oder auf ihrer Aufeinanderfolge beruhen. Wenn eine gleichzeitige Vielheit von Geisterreichen nicht durch zufälliges Zusammentreffen, sondern nur auf Grund teleologischer Veranstellung wahrscheinlich zu nennen ist, so ist die Annahme berechtigt, daß dieselbe Vorrichtung, welche sie

als Mittel zum Endzweck herbeigeführt hat, auch dafür Sorge tragen werde, daß sie in derjenigen Art und Weise zusammenwirken, welche erforderlich und ausreichend für die Erfüllung des Weltzwecks ist. Gleichzeitige Geisterreiche können entweder unwissentlich durch gleiches, providentiell geleitetes Wollen, oder wissentlich durch Verständigung (vermitteltst interplanetarischer Telegraphie oder mediumistischer Telepathie) kooperiren, successive Geisterreiche dadurch, daß ein späteres die geistigen Errungenschaften des früheren aus Kulturresten erkennt und sich aneignet, z. B. eine spätere Menschheit auf der verkrusteten Sonne die Spuren der Planetenmenscheiten, nachdem die Planeten längst in die Sonne getürzt sind. Wenn solche phantastische Gedanken überhaupt ausgesprochen werden, so ist es nur, um die uns übersehbaren Möglichkeiten möglichst vollständig aufzuzählen. Aber niemand wird behaupten können, daß eine wissenschaftliche Philosophie sie ernsthaft zu berücksichtigen oder gar sich auf Grund ihrer unzubilden habe. Die Menschheit hat jedenfalls das Beste aus sich zu machen, was sie aus sich machen kann, und es geduldig der Vorsehung zu überlassen, wie diese ihre Arbeit für den universellen Zweck der Welt verwerthet.

Der Zweck kann entweder als ein dem Prozeß immanenter oder als ein transcendenten gedacht werden, d. h. als einer, der entweder im Prozesse selbst oder erst mit seinem Ende erreicht wird. Im ersteren Falle kann er, wie bei Kant und Fichte, bloßes Ideal asymptotischer Annäherung, oder wie bei Hegel auf jeder Stufe in gewissem Grade verwirklicht sein; im letzteren Falle wird er, wie in der christlichen Weltanschauung, die Wiederbringung aller Dinge in Gott bedeuten oder die Wiederherstellung jenes Zustandes, wo Gott (=Vater) wieder Alles in Allem sein wird. Schneidewin hat ganz Recht, daß wir diese letztere, die Schopenhauer'sche Umkehrung der Diastole in die Systole und den Zeitpunkt ihres Eintritts, Gott überlassen müssen (115); aber wir sind nicht berechtigt zu der Annahme, daß Gott die Menschheit geschaffen hätte, wenn sie ihm nicht als Mittel und Durchgangsstufe für die Verwirklichung seines Endzwecks dienen sollte. Wenn Schneidewin mir vorwirft, daß ich auf meine „erste Konzeption von den letzten Dingen noch nicht wieder eingehend zurückgekommen“ sei (113), so darf ich demgegenüber auf folgende Stellen meiner Schriften verweisen: „Gesammelte Studien und Aufsätze“, 1876, S. 629—634; „Neufantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus“, 1877, S. 232—234, 283—286;

„Die Religion des Geistes“, 1882, S. 243—246, 255—268; „Philosophie des Schönen“, 1887, S. 326—327, 338—344, 379—381, 410—414; „Philosophie des Unbewußten“ in den Nachträgen der 10. Auflage, 1890, Bd. II, S. 524—527, 529—536, Bd. III, S. 88—92, 96—97; „Kategorienlehre“, 1896, S. 491—495 (insbesondere die Anmerkung auf S. 495); „Ethische Studien“, 1898, S. 192—198. Ich glaube nicht, in diesen Erwägungen dem kosmischen Gedanken etwas schuldig geblieben zu sein, und kann nicht zugeben, daß meine Auffassung des Endzwecks „zu der Größe der Welt in handgreiflichem Widerspruch steht“ (113); vielmehr meine ich, in Bezug auf die praktischen Aufgaben der Menschheit mit Schneidewin auf völlig gleichem Boden zu stehen. Denn die Pflicht der Mitarbeit an diesen Aufgaben wird dadurch gar nicht berührt, ob man, wie Schneidewin, den Bestand vieler gleichzeitiger Geisterreiche für höchst wahrscheinlich, oder, wie ich, für völlig problematisch hält.

Shakspeare und die Frauen.

Von

Sermann Conrad.

Shakspeare's Persönlichkeit in seinen Werken.

Die größte Macht auf Erden ist die Persönlichkeit, Persönlichkeit gefaßt als die in Thätigkeit gesetzten inneren Kräfte eines Menschen. Alles Bedeufsame und Große, was im Einzel- wie im Völkerleben geschieht, ist der Ausfluß einer bedeutend oder groß entwickelten Persönlichkeit. Die Vorstellung von der Macht der Persönlichkeit ist seit der französischen Revolution öfters verdunkelt worden, aber sie wurzelt dennoch unausrottbar fest in der Seele der Völker wie der Einzelnen und bricht sich allen falschen Gleichheitstheorien zum Trotz Bahn im Heroenkultus, der dem unbefangenen und unverbildeten Menschen so natürlich ist wie der Gottesglaube.

Wenn wir nach dem tiefsten Grunde der Heldenverehrung in unserer Seele suchen, so finden wir das Verlangen, mehr zu können, als wir in Wirklichkeit vermögen; mehr zu sein, als wir sind; wir finden den allen Menschen eingepflanzten idealistischen Zug nach Selbsterhöhung. Während wir uns mit den Thaten unseres Helden beschäftigen, treten wir aus unserer eigenen Persönlichkeit gewissermaßen heraus und in die seinige hinüber: wir empfinden und denken wie er, wir verrichten seine Thaten — in der Phantasie, und fühlen uns für Augenblicke edler, größer, vollkommener, als wir sind. Wer in solchen inneren Zuständen bloß eine angenehme Selbsttäuschung sehen wollte, der würde die Sache sehr oberflächlich betrachten. Diese Zustände, öfters wiederholt, bringen schließlich einen dauernden Zustand hervor: durch das Leben mit unsern Helden werden wir andere; durch die häufige

momentane Selbsterhöhung werden wir in Wirklichkeit etwas höher. Ueber die Grenze der in uns gelegten Kräfte können wir zwar niemals hinaus, wohl aber bis an diese Grenze heran.

Aber was hat der Heroenkultus mit der Dichtkunst zu thun? — Die Verwandtschaft der beiden Gebiete ist leicht gezeigt. Der nämliche Trieb nach Selbsterhöhung, der uns zur Heldenverehrung führt, zieht uns zu den Dichtern hin. Hier wie dort befinden wir uns auf der Suche nach einer großen Persönlichkeit, die hat, was wir nicht haben; die uns giebt, was uns fehlt; die uns zu sich emporzieht und uns zeitweise ein über unsere eigene Kleinheit erhöhtes Lebensgefühl genießen läßt. Die Dichter befriedigen diesen edlen, idealistischen Trieb sogar auf zweifache Weise: durch die großen Persönlichkeiten, die sie schaffen, und durch ihre eigene große Persönlichkeit selbst.

So ist das Verlangen, den Schöpfer großer Werke als Persönlichkeit kennen zu lernen, ein natürliches und läßt sich auch dann nicht zurückdrängen, wenn wenig von seinem Leben bekannt ist, wenn wir vorzugsweise darauf angewiesen sind, seiner geistigen Persönlichkeit in seinen Werken nachzuforschen. Dieser Fall liegt bei Shakspeare vor. Außer neun oder zehn zum Theil äußerlichen Daten und einer Reihe von Auspielungen seiner Zeitgenossen ist über sein Leben nichts bekannt; was wir sonst über ihn wissen wollen, müssen wir seinen Werken entnehmen. Und diese sagen uns sehr viel über seine dichterische und sittliche Persönlichkeit, über seine Weltanschauung, über hervorragende Eigenschaften und Ansichten und selbst über persönliche Verhältnisse und Erlebnisse.

Nur Einiges sei hier hervorgehoben aus der Fülle dessen, was seine Werke erzählen.

Sein religiöser Standpunkt ist natürlich ein christlicher; aber man kann nicht recht erkennen, welcher Seite er in jener Uebergangszeit vom Katholizismus zu dem katholisch gefärbten Protestantismus der Engländer angehört: Hamlet, diejenige Menschenschöpfung, an der er innerlich am meisten theilhaftig ist, bewegt sich durchweg in den kirchlichen Anschauungen des Katholizismus, aber studirt doch gern in Wittenberg und denkt so frei wie ein Protestant. Seine herzliche Abneigung gegen die Puritaner, die Mucker, spricht der Dichter aus in „Was ihr wollt“. Er ist ein Kind seiner Zeit in dem Aberglauben an Hexen und Gespenster, wie er uns aus „Macbeth“ und „Hamlet“ entgegentritt. Seine Stellung den Juden gegenüber — die er übrigens nur aus Italien kennen

konnte; denn aus England waren sie seit 1290 vertrieben und fanden sich dort nur in vereinzeltten Exemplaren vor — zeigt er deutlich im „Kaufmann von Venedig“: er liebt die Shylock und Tübal nicht; das Bild des Shylock, der „umbringen muß, was er haßt“, ist sogar ein entsetzliches. Aber dennoch giebt er der christlichen Härte diese Art der jüdischen Charaktergestaltung zum Theil Schuld und kann in der zwangsweisen Befehrung der Juden zum Christenthum, wie sie damals üblich war, keinen anderen Erfolg erkennen als — die Vertheuerung des Schweinefleisches.

Eine über das Mittelmaß so hoch erhabene Persönlichkeit, ist er Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle. Er schätzt den ästhetisch abstoßenden und geistig blöden Pöbel nicht viel höher als ein wildes Thier: das zeigen die Marktszenen im „Cäsar“ und der ganze „Coriolan“ deutlich. Er hat in seinen ersten Londoner Jahren das für jene Zeit erstaunliche Glück, der Freund eines ebenso hochgestellten wie hochbegabten Jünglings zu werden, und er preist ihn in den unvergänglichen Versen der Sonette und in der Gestalt Hamlets. Er weint blutige Thränen über seinen niederen Stand, der ihm, wie er dem Freunde bekennt, ein Brandmal aufdrückt und ihn zwingt, sein köstliches Verhältniß geheim zu halten. Auch der Gegenstand seiner in den Sonetten geschilderten Liebe steht gesellschaftlich über ihm. Aus dieser sozialen Auffassung heraus ist sein materielles Emporstreben zu erklären, sowie seine Bewerbung um ein Wappen.

Daß er seinen persönlichen Eigenschaften und Neigungen nach besser zum Landeigenthümer als zum Schauspieler gepaßt hätte, geht deutlich aus seinem Verständniß und seiner Vorliebe für Alles, was mit dem Landleben zusammenhängt, hervor. Der rühmlich bekannte englische Shafspereforscher D. H. Madden*) hat in einem Tagebuche über einen Jagdausflug nach den Cotswold Hills im 16. Jahrhundert alle in dieses Gebiet gehörigen Stellen aus Shafspere's Werken in dem Rahmen einer einfachen Erzählung zusammengestellt. Es ergiebt sich mit Sicherheit daraus, daß Shafspere ein gewiegter Jäger, ein Liebhaber und feiner Kenner der Hunde und Pferde war. Wenn er in „Der Liebenden Klage“ die Sprecherin bezaubert werden läßt durch die Reiterkünste ihres treulojen Geliebten, so offenbart sich Shafspere dadurch selbst als

*) The Diary of Master William Silence. A Study of Shakespeare and of Elizabethan Sport. London, Longmans, Green & Co. 1897.

gewandter Reiter. — Ebenso unbestreitbar zeigen seine Werke seine tiefe Kenntniß des englischen Rechtes.

Viele persönliche Anschauungen lassen sich aus ihnen erkennen; z. B. was er zu den verschiedenen Zeiten seines Lebens in der Welt am höchsten schätzte. Am Ende des Jahrhunderts, als er auf der Höhe seiner Erfolge stand, war es — nicht irdischer Besitz, nicht Ruhm, sondern — die edel bethätigte männliche Kraft. Heinrich V. ist sein Ideal, und nicht zufällig preist er in einem der Akt-Prologe des gleichnamigen Dramas die glänzendste Gestalt der englischen Renaissance, seinen Freund, den Nationalhelden Robert Essex. Dann aber, im letzten Jahrzehnt seiner Thätigkeit, scheint eine Aenderung der Anschauung eingetreten zu sein. Die Männer verwirren den natürlichen Verlauf der Dinge durch ihre Leidenschaft und stürzen sich und andere blindlings in den Abgrund. Ueber sie empor wachsen die großen, ruhigen, ergebungsvoll festen Frauengestalten und werden die Pole der Handlung.

Diese Verehrung, die er im letzten Jahrzehnt seiner dichterischen Thätigkeit dem weiblichen Geschlechte bezeigt, ist um so bemerkenswerther, als seine persönlichen Erfahrungen mit den Frauen recht ungünstige waren. Lebten solche Erfahrungen keinen Einfluß auf seine Haltung zum weiblichen Geschlecht aus? oder stieg er trotz ihrer allmählich zu seiner schließlichen großen Auffassung empor? — Shakspere's Stellung zu den Frauen ist eine so hervorragende Seite seiner Persönlichkeit, daß ihr Bild, welches uns aus seinen Werken in vielen Zügen so klar entgegentritt, unvollständig bleibt, so lange sie nicht aufgeklärt ist. Zum Zwecke dieser Aufklärung müssen wir uns drei Fragen beantworten. Zunächst: welcher Art waren die Frauen der Wirklichkeit, mit denen das Leben ihn in intime Berührung brachte? Dann: giebt es erkennbare Zusammenhänge zwischen seinen Erfahrungen in der Wirklichkeit und seinen poetischen Konzeptionen? Und schließlich: ist eine Evolution in der Gestaltung der Frauencharaktere seiner Dramen zu entdecken?

Anne Hathaway.

Betrachten wir zunächst sein eheliches Verhältniß. Im Alter von 18 Jahren heirathet er aus dem Dorfe Shotton bei Stratford die 26jährige Anne Hathaway, die wenig vermögende Tochter eines Farmers. Die Heirath vollzieht sich unter ungewöhnlichen

Umständen; es existirt eine vom Bischof von Worcester ausgestellte Lizenz, welche das junge Paar ermächtigt, nach nur einmaligem Aufgebot die Heirath zu vollziehen. Aber merkwürdiger Weise trägt sie weder Shakspere's noch seines Vaters Unterschrift, welche letztere gesetzlich erfordert wurde, da Shakspere minderjährig war; es figuriren dafür die Namen zweier Freunde der Braut. Ich möchte aus dem Vorhandensein dieser illegalen Urkunde nicht mit Lec, dem neuesten Biographen Shakspere's, auf eine Abneigung des Dichters schließen, der thatsächlich eingegangenen Verlobung Folge zu geben. Sie scheint mir nur die Angst und Sorge der Anne Hathaway und ihrer Freunde zu enthüllen, die sehr wohl wußten, daß John Shakspere, wenn er von der Verlobung seines Sohnes hörte, die Heirath sicherlich verhindert haben würde. Die Sache scheint mir also so zu liegen: der 18jährige Knabe wurde von der reifen, geliebten Bauerndirne durch Verführungskünste zu intimum Verhältniß verlockt und minderjährig, rechtsunerfahren, stellunglos, wie er war, ohne Wissen seines Vaters von ihr geheirathet. Wenn auch die persönlichen Eigenschaften, die Vorgänge, welche zu diesem Verhältniß führten, uns verborgen sind, so können wir doch mit voller Sicherheit feststellen, daß das Zustandekommen dieser abnormen Ehe eine Schuld der Frau in sich schloß.

Die Ehe war ohne jeden Zweifel unglücklich; wie sollte sie anders sein? Mußte der zu reiferem Bewußtsein gelangte Jüngling nicht die an ihm geübte Vergewaltigung, die ihn an eine soviel ältere Frau fettete, mit Empörung empfinden? Die bekannten Worte des Herzogs zu der als Page verkleideten Viola in „Was ihr wollt“:

Wähle doch das Weib
 Sich einen Aeltern stets! So fügt sie sich ihm an,
 So herricht sie sicher in des Gatten Brust.
 Denn, Knabe, wie wir uns auch preisen mögen,
 Sind unsre Neigungen doch wankelmüth'ger
 Unsich'rer, schwanker, leichter her und hin
 Als die der Frau'n.
 So wähl' Dir eine jüngere Geliebte,
 Sonst hält unmöglich Deine Liebe Stand.

sind Shakspere sicher aus tiefster Seele geflossen, aber beweisend für das Unglück seiner Ehe sind sie nicht. Etwas Anderes aber ist beweisend.

Im Alter von 21 Jahren, als Vater dreier Kinder, von denen die letzten Zwillinge waren, verließ Shakspere wahrscheinlich Stratford, wo sein Vater jetzt in den traurigsten Verhältnissen lebte, um in London sein Glück zu suchen. Und er fand es. In die vornehmste Schauspielergesellschaft aufgenommen, ist er schon 1592 ein von bedeutenden Dichtern beneideter Dichter, 1593 und 1594 darf er einem zweiten hohen Gönner, dem jungen Grafen von Southampton, seine beiden epischen Gedichte widmen. 1598 wird er von einem gelehrten Aesthetiker, Francis Meres, mit den besten Dichtern des Alterthums verglichen — ein höheres Lob gab es für jene Zeit nicht. Und sein Einkommen war um diese Zeit groß genug, daß er das vornehmste Grundstück in Stratford erwerben konnte. Was also hätte ihn abhalten können, seine Familie nach London kommen zu lassen*), wenn nicht die Unmöglichkeit, eine Frau, wie Anne Hathaway, dauernd um sich zu haben und in seine Kreise zu ziehen? Man denke sich neben den von der höchsten Intelligenz Londons gefeierten Dichter, dessen Dramen die vielbegehrte Beute räuberischer Verleger waren, neben den geistreichen Lebemann, den täglichen Genossen bedeutender Dichter und feingebildeter junger Edelleute, die er in der Mermaid-Taverne mit seinem fröhlichen Witze bezaubert, die alternde Bauernfrau aus Shottery! Es ist eine unmögliche Verbindung.

Noch deutlicher wird der Charakter seines ehelichen Verhältnisses gekennzeichnet durch das Testament des Dichters. Da sein Sohn Hamnet im 12. Jahre schon gestorben war, so war es nahezu selbstverständlich, daß er der Frau sein gesamtes Besitzthum hinterließ mit der Anweisung darüber, was nach ihrem Tode damit geschehen sollte. Aber all seine „Scheunen, Ställe, Obst- und Gemüsegärten, Ländereien und Pachtungen“ in Stratford und drei umliegenden Ortschaften, seine beiden Häuser in Stratford, sein Haus in London vermacht er seiner ältesten Tochter Susanna, der Frau des Dr. Hall; der jüngeren Tochter Judith ein stattliches Geld-Vertrag und seiner Frau? — „sein zweitbestes Bett mit dem Zubehör“, also offenbar das Bett, in dem sie schlief, und weiter nichts. Dieser

*) Es ist — freilich nur auf wohlwollende Voraussetzungen hin — angenommen worden, daß das der Fall gewesen sei. Die Gründe für das Gegentheil findet man am besten in N. Elzes „Shakespeare“ zusammengestellt. Hier sei nur auf die Thatfachen hingewiesen, daß Shakspere's Familie sich nach seinem Scheiden aus Stratford nicht mehr vermehrte, und daß Anne Hathaway eine Schuld bei dem Schreiber ihres Vaters kontrahirte, von der Shakspere erst nach dessen Tode (1601) erfuhr.

Thatfache gegenüber können die Beschönigungsversuche wohl-
denkender Verehrer des Dichters nichts helfen. Nehmen wir
immerhin einen der von ihnen angeführten günstigen Fälle an,
daß Shakspere seiner Frau nicht die Fähigkeit zutraute, einen so
großen Besitz zu verwalten, oder daß sie durch körperliches Siech-
thum außer Stande war, es zu thun: so mußte er ihr unbedingt
ein Witwengut aussetzen. Daß er ihr aber nichts vermacht, sondern
sie allein auf das Wohlwollen ihrer ältesten Tochter verweist, ist
ein so herber Zug, daß er nicht mißverstanden werden kann.*)

Die dunkle Geliebte.**)

Die Folie eines solchen ehelichen Verhältnisses in Verbindung
mit dem sittlichen Milieu der Renaissance-Zeit hilft uns, Shakspere's
Verhältniß zu einer andern Frau, das die Sonette schildern, richtig
zu beurtheilen. Es ist an dieser Stelle unmöglich, eine Dar-
stellung des sittlichen Milieus der Renaissance zu geben und etwa
den Unterhaltungston und andere charakteristische Erscheinungen
am Hofe der offiziell zwar als Diana besungenen Königin Elisabeth
oder den Inhalt der zahllosen Novellen, welche die höchstgebildete
Gesellschaft verschlang, oder die Dialoge und Handlungen, welche auf
der Bühne als darstellbar betrachtet wurden, zu schildern. Das würde
für Shakspere sehr günstig sein; denn inmitten der Leichtfertigkeit
seiner sünnenfrohen Zeit steht er geradezu vereinzelt da in dem

*) In dem im letzten Jahre erschienenen Buch: „Venezianische Skizzen“ von
Theodor Elze wird das Vermächtniß auch des zweitbesten Bettes —
denn das beste, das Ehebett, sei selbstverständlich an sie gefallen — als
„eine Handlung zarter Aufmerksamkeit“ aufgefaßt. Aber der selbstverständ-
liche Heimfall des besten Bettes an die Frau ist eine freundliche Annahme,
für die es keine Stütze im Gesetz giebt. Und das Vermächtniß zweier
Betten wäre in den Augen der Menschen ein Hohn gewesen: was sollte die
arme Frau mit ihrem Bettenreichtum anfangen, wenn ihr nicht ein Zimmer
in Shakspere's Häusern, nicht ein Heller von seinem Vermögen gehörte.
Hier war also weniger in der That mehr. Die Pointe dieses Vermächtnisses
ist eine ganz entgegengesetzte: hätte es im Shakspere'schen Hause ein
Ehebett gegeben, so wäre der Gattin dieses zweifellos mit vielem Andern,
was ihr gebührt, zugefallen; es gab aber keins, und — Shakspere wollte
das Bett, in dem er schlief — das beste natürlich — nicht an seine Frau
fallen lassen.

***) Es ist mir mit Rücksicht auf den folgenden Abschnitt unmöglich, die Dar-
stellung dieses Verhältnisses hier zu umgehen, obgleich ich es schon einmal
vor vielen Jahren an dieser Stelle behandelt habe und obgleich dieser
Aufsatz mit andern (1897) in Buchform erschienen ist. Aber da es hier
nicht auf die Ausmalung des Verhältnisses ins Einzelne, sondern nur auf
den Charakter der Geliebten und Shakspere's Verhalten zu ihr ankommt, so
muß die Form der Darstellung gänzlich verändert, ihr Umfang beschränkt
werden.

Ernst und der seelenvollen Tiefe, mit denen er dieses Verhältniß in den Sonetten behandelt. Wer etwa mit frivoler Gesinnung an die Sonette herantreten sollte, der wird bald enttäuscht werden, wenn er Zeuge der seelischen Leiden, der Gewissensqualen wird, welche dieses Verhältniß dem Dichter bereitet. Es scheint seine erste und einzige tiefe Liebe gewesen zu sein.

Anfangs, d. h. in den ersten Neunzigern, gleicht das Verhältniß dem zwischen Goethe und der Frau von Stein. Die Geliebte steht dem Dichter geistig gleich; nicht bloß ihre eigenartige Schönheit — ihr lebhafter Geist, ihre Bildung ziehen ihn an; und da es der hochstehende junge Freund ist, welcher schließlich Shafspere's Eifersucht erregt, so werden wir kaum irre gehen, wenn wir in ihr eine Hofdame oder wenigstens die Angehörige der Familie eines Hofbeamten sehen. Anfangs schwärmt der Dichter sie in platonischen Sonetten an, die sie schwerlich zu Gesicht bekommen haben wird. Er preist ihre Schönheit und ihre musikalische Fertigkeit. Dann wird der Umgang intimer, so daß die Bekannten des Dichters anzügliche Reden führen, die Shafspere mit Entrüstung zurückweist (121):

Was sie summen

Von meiner Schuld, ist ihrer Schuld Bericht.
Vielleicht bin ich gerad', und sie die Krummen,
Ihr gift'ger Hauch trübt meine Reinheit nicht.

In diese Zeit fällt die Reise, welche Shafspere — das ist so gut wie erwiesen — nach Italien gemacht hat. Daß der Dichter jetzt noch nicht ein erhörter Liebhaber ist, zeigt ein schönes Sonett, das er in der Fremde gedichtet hat (61):

Soll durch Dein Bild in Nächten voller Kummer
Der Schlaf von meinen müden Augen weichen?
Ist es Dein Wunsch, zu stören meinen Schlummer,
Derweil mich Schatten höhnen, die Dir gleichen?
Ist es Dein Geist, den Du in banger Stunde
Als Später nachgehaunt mir auf die Flucht,
Daß in der Fremde er mein Thun erkunde
Als Ziel und Inhalt Deiner Eifersucht?
O nein, so groß ist Deine Liebe nicht!
Die eigne Liebe hält mein Auge offen,
Sie ist's, die Nachts so oft den Schlaf mir bricht,
Da sie auf Deine Treue nicht kann hoffen.
Weit von Dir lieg' ich um Dich wachend da —
Du wachst wo anders, andern viel zu nah.

Wenn wir uns in die herrlichen Trennungs-Sonette, die in ihrer südlich-glühenden Bilderpracht so schwer zu übersetzen und leider auch von Bodenstedt nur mangelhaft überetzt sind, vertiefen, werden wir unmittelbar an eine andere, ganz einzig dastehende Dichtung Shakspeare's erinnert — an „Romeo und Julia“. Was so unverkennbar auf diese Dichtung hinweist, sind noch weniger die gleichen Bilder, die gleichen erotischen Gedankenzüge als der Ton, der in „Romeo“ eben auch ein ganz eigenthümlicher ist. Man vergleiche doch Romeos und Julias Liebe mit dem wenig früher geschilderten Liebesverhältnisse der Gattin „Heinrichs VI.“ mit dem Grafen Suffolk; trotz der Leidenschaftlichkeit ist keine Ähnlichkeit vorhanden. In „Romeo“ wie in den Trennungs-Sonetten zeigen die Liebenden in Worten und Handlungen ein südliches Temperament; was sich hier ausspricht, ist keine nordische Liebe, die, mag sie noch so heiß sein, niemals ganz unverschleiert ans Tageslicht tritt; es ist eine Leidenschaft, wie sie unter der glühenden Sonne, in der üppigen Natur Italiens erwächst, einer Natur, die fort und fort in der heißen Leppigkeit des Bilderschuks dieser Dichtungen sich geltend macht. In der Liebe Romeos und Julias ist jene einwärtslose, blöde Jugendllichkeit, die kein anderes Glück auf Erden sehen will noch kann als die Befriedigung der einen Leidenschaft; die den Tod der Nichtbefriedigung vorzieht und darum oft genug, auch in unserm nüchternen Zeitalter tragisch endet. Es giebt keine Dichtung in der Weltliteratur, in der die jugendliche Liebesgluth in ihrer beseligenden und verderblichen Kraft dargestellt ist, wie in „Romeo“. Die gleiche verzehrende Sehnsucht herrscht in den Trennungs-Sonetten. Das 97., in dem diese Sehnsucht zu hinreißendem Ausdruck gelangt, könnte dem verbannten Romeo in den Mund gelegt werden. So glaube ich denn, daß diese Trennungslieder, die zu dem Schönsten gehören, was die Liebeslyrik aller Zeiten hervorgebracht hat, mit „Romeo“ unter italienischem Himmel gereift sind.

Nach dem Wortlaut der Gedichte war Shakspeare einen Sommer, einen Herbst und ein Frühjahr abwesend. Nach seiner Rückkehr erklingen andere Töne, ähnliche, wie sie in Shakspeare's übermüthigstem Lustspiel, in „Verlorener Liebesmüth“ angeschlagen werden, das nach den zahlreichen Anklängen zweifellos um diese Zeit entstanden ist. Der erhörte Liebhaber preist die Dame seines Herzens in hellen Tönen; er schildert sie äußerlich und ihrem Wesen nach und ist entzückt auch von solchen Eigenschaften, die

sein Bedenken erregen sollten. Wir erkennen aus diesen Sonetten die ganze Persönlichkeit der „dunklen Dame“ — das ist ihr Name in der Shafspere-Literatur; denn sie ist „dunkel von Farb' und Sinn“, wie der Dichter in einem späteren Stadium selbst sagt. Sie ist eine seltene, pikante Schönheit; im Gegensatz zu den Blondinen, die offiziell den höchsten Grad der weiblichen Schönheit darstellten, weil die Königin Elisabeth röthlich-blonde Haare hatte, ist sie tief brünett, und Shafspere freut sich, das als schön preisen zu können, was nach der allgemeinen Schätzung nicht für schön gilt (Son. 130):

Dein Auge gleicht in Nichts dem Sonnenlicht,
 Dein Mund ist nicht so rosig wie Korallen,
 Wenn Schnee als weiß gilt, ist's Dein Busen nicht,
 Dein dunkles Haar will manchem nicht gefallen.
 Weit schön're sah ich roth und weiße Rosen,
 Als jene, welche Deine Wangen zeigen;
 Auch mancher Duft schien in der Winde Rosen
 Mir süßer, als er Deinem Edem eigen.
 Gern hör' ich Deine Stimme, doch gestehn
 Muß ich, Musik beut mir noch mehr Genuß.
 Ich sah noch niemals eine Göttin gehn,
 Doch weiß ich, auf die Erde tritt Dein Fuß.
 Und doch, beim Himmel! so schön find' ich Dich
 Als je die Beste, die man schlecht verglich.

Sie ist lebhaft, geistig gewandt und witzig, eine hervorragende, gefeierte Persönlichkeit in ihrem Kreise, und sie genießt ihre Erfolge den Männern gegenüber mit der Freiheit, die den Frauen jener Zeit und speziell an Elisabeths Hofe gestattet war, und die nicht geeignet war, vor böser Nachrede zu schützen. Man denke sich in das Verhältniß des Schauspielers zu der gesellschaftlich höher stehenden Frau hinein, so ergiebt sich von selbst, daß es kein ungestört glückliches sein konnte. Die Selbstverleugnung, die ihm seine Stellung auferlegt, die Sorge um ihren Ruf, die Bedenken in Bezug auf das, was sie in seiner Abwesenheit thut, die naheliegende Möglichkeit, daß sie ihn ebenso leicht aufgeben könnte, wie sie ihn entbehren kann, drängen sich auch in diese Sonette hinein; z. B.

(Sonett 96.)

Die tadeln Deiner Jugend Uebermuth,
 Den als die Zier der Jugend andre loben;

Doch Zier wie Fehler: Dir steht Alles gut,
Der Fehler wird durch Dich zum Schmuck erhoben.

Wie viel Bewunderer könntest Du bethören,
Wollt'st Du all Deine Zaubermacht entfalten.
Doch thu' es nicht! denn wie Du gänzlich mein
Zu Liebe bist, soll mein Dein Ruf auch sein.

oder:

(Sonett 70.)

Der Jugend Nachstellungen und Gefahren
Entgingst Du siegreich oder unverfehrt,
Doch kann Dich Dein verdienter Ruhm nicht wahren
Vor bösem Neid, der täglich sich vermehrt.
Umflorte nicht Verleumdung Deinen Glanz,
Beherrschebst Du der Menschen Herzen ganz.

(Sonett 57.)

Nicht folg' ich eifersüchtig Deiner Spur,
Erspähend, was Du thust, wohin Du eilst.
Still überdenkt Dein armer Diener nur,
Wie glücklich die sein werden, wo Du weilst.
Lieb' ist so nützlich treu: was es auch sei,
Daß Du beginnst, sie hat kein Arg dabei.

(Sonett 92.)

Du könntest falsch sein, und ich weiß es nicht.

(Sonett 93.)

Denn da der Haß nie Deinem Auge naht,
Kann ich darin nicht Deinen Wandel lesen.
In manchem Nuttz spricht sich der Verrath
Des Herzens aus durch mürrisch seltsam Wesen.
Dir ward bei der Geburt des Himmels Segen,
Daß stets Dein Nuttz nur von Liebe strahle,
Und — was auch Herz und Sinne mag bewegen —
Nur Guld und Anmuth auf der Stien sich male.

Dann kommt eine Zeit, wo der Dichter sich auf eine bevor-
stehende Trennung gefaßt macht (Son. 87):

Leb wohl! Du stehst im Preis zu hoch für mich,
Und fremd bist Du dem eignen Werthe nicht,
Frei macht das Vorrecht dieses Werthes Dich,
Mein Recht an Dir erkliht, wie Deine Pflicht.
Denn wie besäß' ich Dich als durch Dein Geben?
Nicht durch Verdienst ward solcher Reichthum mir:
Der Grund so holder Gunst fehlt meinem Leben,
Und so kehrt das Geschenk zurück zu Dir.

Du gabst Dich selbst, fremd Deinem eignen Werth,
 Gabst Dich mir eigen ohne Ueberlegung,
 So fällt das Gut, mir unbedacht gewährt,
 An Dich zurück nach reiflicher Erwägung.
 Mir war's wie Schmeicheln eines Traumgesichts:
 Im Traum ein König, und erwacht ein Nichts.

Aber so ruhig, wie es der Dichter sich hier vorstellt, pflegen sich solche Verhältnisse nicht zu lösen, zumal wenn der Liebhaber eine leidenschaftliche Natur ist. Als die Trennung, mit der er in der Einbildung gespielt hat, zur Wirklichkeit wird, da bricht seine lange beherrschte Eifersucht los in verzweifeltsten Beschwörungen, in furchtbaren Beschuldigungen und Drohungen. Wenn wir die betreffende Sonette, deren Vorhandensein ich hier nur berühren will, lesen, so erkennen wir, daß der Dichter die entsetzliche Krankheit, die er in „Othello“ mit so niederdrückender Anschaulichkeit zu schildern weiß, selbst durchgemacht hat. Seine kraftvolle männliche Natur überwand diese Krise natürlich, und schon die Dichtungen um die Mitte der Neunziger, als seine Erfolge immer mächtiger emporschwanden, zeigen jenen heitern, freien Blick ins blühende Leben, der den Dramen vor der Jahrhundertwende ihren unvergänglichen Glanz und Zauber verleiht. Um diese Zeit erfolgt auch die Aussöhnung mit dem Freunde, auf den seine Eifersucht einen falschen Verdacht geworfen hatte, in Sonetten, die mit den innigen, gedankentiefen und zum Theil höchst persönlichen Freundschaftsgebichten gegen das Ende des Jahrhunderts die höchste lyrische Leistung der Renaissance bilden.

So hoch Shafspere hier seinen Freund preist, der nach meiner anderswo eingehend begründeten Ansicht Robert Essex ist, so wegwerfend spricht er von der Frau, so tief bereut er seine Verirrung, die er ein „Wahnsinnsfieber“ nennt. — Man könnte nun, anknüpfend an meine einleitenden Sätze, meinen, daß gerade dieses Verhältniß die Persönlichkeit des Dichters nicht in besonders glänzendem Lichte zeigt.

Dem muß widersprochen werden. Wir sehen hier Shafspere in einem Verhältniß zu einer feingebildeten, geistesgewandten Frau, die ihn also keineswegs bloß körperlich anzieht. Er hüllt das Schuldvolle seiner Liebe keineswegs in ein Schweigen, das wie sittliche Indifferenz aussehen könnte, und noch weniger in beschönigende Redensarten; er zeigt die höchste Wahrhaftigkeit gegen sich selbst in den Anklagen sich selbst gegenüber und in der an-

fänglichen Entschuldigung der Frau; er kämpft mannhaft gegen den Dämon der Leidenschaft, dem er zeitweise dennoch unterliegt; und die Folgen dieser Verirrung sind Selbsthaß und Reue. Wer erkennen will, wie Shakspere auch aus diesem Verhältniß groß hervorgeht, der lese zum Beschluß der Liebesgedichte das gewaltige 129. Sonett, das anfängt mit den Worten:

Geliebte Wollust ist des Geiſts Verſchwendung
Zu wüſte Schmach . . .

und ſchließt:

Doch niemand weiß zu meiden
Den Himmelspfad zu ſolchen Hölleleiden.

Wer war die dunkle Dame?

Daß die Geliebte Shakspere's in der letzten Zeit entdeckt sein sollte, werden die Leser dieser Zeitschrift gehört haben. Der mehr — oder weniger — glückliche Entdecker ist der englische Shakspereforscher Tyler. Nach ihm ist eine Mrs. Fitton, die etwa um 1600 am Hofe der Elisabeth ihre zweifelhafte Blüthe entfaltete, die dark lady der Sonette, und der junge Earl von Pembroke, der allerdings ihr Liebhaber gewesen ist, Shakspere's Nebenbuhler. Diese Hypothese ist im Fundamente morsch. Lange bevor Tyler sie veröffentlichte, hatte ich nachgewiesen, daß alle Liebessonette und etwa die Hälfte der Freundschaftsonette in den ersten Neunzigern verfaßt sind. Sie sind eben, wie die jugendlichen Dramen und Epen, in dem markanten italienischen Stile geschrieben, der uns alle mit seinen gesuchten Bildern, mit seinen Spitzfindigkeiten und Wortspielereien oft genug belästigt hat; während die späteren Freundschaftsonette einen originalen und durchaus klassischen Stil zeigen. Diesen durch Hunderte von Beispielen und Parallelismen für jeden oberflächlichen Stilkenner erbrachten Beweis kannte Herr Tyler — er erwähnte ihn in seinem Buche; aber er versuchte seine Widerlegung, die, wie ich glaube, unmöglich ist, nicht; sondern machte sich an die Nachforschung über den Teint der Mrs. Fitton. Anfangs wußte er nicht mehr zu sagen, als daß sie aus Wales stammte und wegen ihres feltischen Ursprunges wahrscheinlich brünett gewesen sei. Dann aber wurde ihm bekannt, daß Mrs. Fitton auf einem Erbegräbniß in Stein gehauen noch vorhanden wäre. Er flog nach Wales, und da diese Statue, wie die meisten aus jener Zeit, Reste eines einstigen

Anstrichs zeigte, so glaubte er, trotz der dreihundertjährigen Verwitterung schwarze Haare und schwarze Augen deutlich zu erkennen. Und nun wurde die Neuigkeit in einem stattlichen illustrierten Bande mit großer Sicherheit in die Welt posaunt. Aber ach! Frisch gewagt, ist doch nur halb gewonnen. Eine resolute Nachkommnin der übelbeleumundeten Dame, Lady Newdegate, empfand den natürlichen Wunsch, ihre Vorfahrin wenigstens von dem Vorwurfe jenes Doppelverhältnisses mit dem Grafen Pembroke und dem Schauspieler Shakspeare zu reinigen. Sie durchsuchte die Ahnengalerie und fand zwei Bilder in vortrefflich erhaltenem Zustande, welche blonde Haare und graublauere Augen zeigten. Dadurch war die Möglichkeit, daß Mrs. Fittion Shakspeare's dunkles Liebchen sein konnte, ausgeschlossen; und Lady Newdegate säumte nicht, ihre Entdeckung bekannt zu machen. So war denn Tyler's Liebesmüh verloren gewesen, und noch immer wissen wir von der Person der Geliebten Shakspeare's nichts.

Glänzende Frauen.

Ist diese Frau, die eine so verhängnißvolle Rolle in Shakspeare's Leben gespielt hat, denn nicht in seine Dramen übergegangen?

Mit Haut und Haaren — im eigentlichen Sinne. Hören wir, wie der Dichter in den Sonetten ihr Neufheres schildert:

Schwarz hielt man nicht für schön im Alterthum,
 Und war's auch schön, ward's doch nicht so genannt —
 Jetzt rühmt man's als der Schönheit wahre Blume,
 Und blond wird ganz und gar verkauft.
 Denn seit die Kunst mit der Natur sich mißt
 Und Häßliches mit Glitterstaat verhöht,

(eine Anspielung auf die Unsitte der damaligen englischen Damen, röthlich-blonde falsche Haare zu tragen, wie sie die Königin Elisabeth hatte)

Bleibt reine Schönheit namenlos, vergeht
 Man ihren Dienst, lebt sie entweicht, verhöhnt.
 Drum hat mein Mädchen Haare schwarz wie Raben,
 Als ob sie Trauer über andere trügen,
 Die sich durch fremdes Haar verunziert haben,
 Durch falschen Auspuß die Natur betrügen.
 Doch solchen Zauber schließt dies Trauern ein,
 Daß Jeder sagt, so müsse Schönheit sein.

Mit fast gleichlautenden Worten schildert Biron in „Verlorener Liebesmüh“ seine geliebte Rosalina:

Wenn Schwarz die Stirn meiner Liebsten deckt,
 So trauert sie, daß falsches Haar
 Verliebte reizt mit trügerischem Schein;
 Das Schwarz ward schön, da sie zur Welt erschien;
 Ihr Antlitz lenkt die Mod' auf neue Bahn.

Nach ihre Gefinnung theilt Rosalina mit der dunklen Dame ihrem Liebhaber gegenüber:

O hätt' ich auf acht Tag' ihn nur gefangen,
 Er sollte kriechen, wedeln, betteln, bangen,
 Nach Stund' und Zeit und Wink sich drehn und wenden,
 In leeren Reimen seinen Wiß verschwenden,
 Mir Slavendienste thun aus aller Macht,
 Stolz, daß er stolz mich Höhnende gemacht:
 So wundergleich beherrschte mein Gebot ihn,
 Daß er als Narr mir folgte, der Despotin.

Indessen Rosalina ist eine harmlose Kokette; denn ihre Härte wendet sich gegen einen koketten Mann, der ihr Herz mit spitzfindigem Wiß erobern wollte. Fünfzehn Jahre später — so nachhaltig war die Erinnerung an sie — hat Shafipere noch einmal die *dark lady* in ihrer ganzen unheimlichen Glorie gezeichnet; und dieses Mal ist es ein großartiges Vollbild, die Kleopatra.

Es ist unmöglich, die zahlreichen Aehnlichkeiten, welche die Worte und Handlungen der Kleopatra, sowie die Urtheile über sie mit dem Wortlaute und den Vorgängen der Sonette haben, hier aufzuzählen; interessant ist es, sich vermittelst der Lektüre beider Dichtungen zu überzeugen, daß wir hier wirklich äußerlich und innerlich die nämliche Frau vor uns haben. Gleich in der ersten Szene — um nur ein paar Züge anzuführen — charakterisirt Antonius Kleopatra fast mit den nämlichen Worten, die ich aus Shafipere's 96. Sonett citirt habe:

. . . Dich kleidet alles Schelten, Lachen
 Und Weinen. Jede Laune ist bemüht,
 An Dir bewundernswerth und schön zu scheinen. (I, 1.)

Aehnlich spricht Enobarbus (II, 2):

Goldjelig steht ihr das Niedrigste . . .
 Den Fehler machte sie zur Vollkommenheit.

Als Kleopatra Antonius vor Actium auf ihre Flucht mitgeriffen hat und in Alexandria angekommen ist, bekommt sie harte Vorwürfe zu hören:

Zu gut nur kanntest

Du Deine Herrschaft über mich (ruft Antonius ihr zu) und wußtest,
Daß mich Dein Wink selbst dem Gebot der Götter
Zum Troß regirt.

Im 150. Sonett aber heißt es:

Von welcher Macht hast Du die mächt'ge Kraft, trotz Deiner
Schwäche mein Herz zu lenken? Woher hast Du die Gabe, das
Böse mit so schönem Schein zu umgeben, daß selbst Dein schlimmstes
Thun eine so gewandte Sicherheit und Ueberlegenheit zeigt?

So können wir denn die Züge der Kleopatra fast alle für die Veranschaulichung der dunkeln Dame verwenden. Wenn auch älter als Shafspere's Geliebte, ist sie von blühender Körperlichkeit; die Jahre haben ihr, wie Enobarbus sagt, nichts von der Frische, der Lebenslust und der Elastizität der Jugend genommen. Sie liebt Antonius allerdings um seiner selbst willen; er ist ein schöner, kraftvoller, lebensfrischer Mann, groß als Feldherr und Politiker, eine der beiden „Säulen der Welt“, ein Fürst, der in der Gebe-laune Königreiche verschenkt — er ist ihresgleichen, ein herrlicher Genof, um mit ihm in nimmermüder Genußsucht und Sorglosigkeit götterähnlich das Leben zu verschwelgen. Als er in den letzten Kampf zieht, ruft sie ihm ein bewunderndes Wort nach, obgleich ihr Scharfblick an seinem Untergange nicht zweifelt. Und als der große Freund entsetzt vor ihr liegt, da wird auch sie von dem Fall des königlichen Mannes niedergeschmettert; sie jammert über der Leiche des Geliebten wie ein echtes Weib:

O Edelster, Du stirbst?

Denkst Du denn nicht an mich? Ich soll hier athmen
In dieser dumpfen Welt, die, wenn Du fehlst,
Nicht besser als ein Stall ist? Seht, ihr Frauen,
Da schmilzt die Krone dieier Welt — Mein Herr!
Ach! hingewelt ist nun der Kranz, deß Kriege's,
Das Schlachtenbanner fiel . . .
Nichts ragt mehr über das Gemeine vor,
So weit der Mond herabschaut.

Und doch liebt Kleopatra Antonius mehr um ihretwillen als um seinetwillen; mehr um das, was er ihr giebt und leistet, als um das, was er ist. Sie ist eine Kokette großen Stiles, und als

solche nur von der Selbstsucht bestimmt. Die Liebe oder besser das Verliebtthum ist ihr nur Mittel zur Erreichung egoistischer Zwecke; und die Empfindung, die wie Liebe in ihr erscheint, in Wahrheit aber zum größten Theile Sinnlichkeit und befriedigte Eitelkeit ist, erlischt, sobald jene Zwecke nicht mehr erreicht werden können. Den großen Antonius mit der Macht und der Herrlichkeit des Lebens, die er zu spenden hat, zu ihren Füßen zu sehen, das hat ihrer Selbstsucht genug gethan. Antonius ohne diese Macht und Herrlichkeit kann ihr Genosse nicht sein. Sie bedauert seinen Verlust wohl um der persönlichen Eigenschaften willen, die sie nun entbehren muß; ihn aufzugeben, ist ihr selbstverständlich. Der Gedanke, daß sie den Geliebten gerade im Unglück nicht verlassen dürfe, kommt ihr gar nicht; ohne inneren Kampf sucht sie sich heimlich mit seinem Gegner gut zu stellen. Shakspere durchleuchtet ihr innerstes Wesen in einem Selbstgespräch von drei Versen.

Antonius hat Octavius herausfordern lassen, um ihre Sache durch einen Zweikampf zu entscheiden; natürlich vergeblich. Der Ausgang der kommenden Schlacht ist für den überlegenen Octavius kaum zweifelhaft; darum hat Kleopatra seinem Boten ja jene Vertraulichkeiten gestattet, die Antonius außer sich gebracht haben. Als dieser nun in die Schlacht zieht, schaut sie der herrlichen Gestalt bewundernd nach, die so leicht und frei in den Kampf um Reich- und Leben schreitet, als ging's zum Tanz.

Hin zieht er wie ein Held. — O könnte zwischen beiden
Der große Krieg im Zweikampf sich entscheiden,
Dann würd' Anton — Doch so! — Nun, sei's drum.

Die herrliche Leichenklage über dem todten Antonius und der bei dieser Gelegenheit geäußerte Todesentschluß hatten sie nicht ab, mit Octavius um günstige Bedingungen zu unterhandeln. Aus freien Stücken überreicht sie ihm das Verzeichniß ihres Schatzes; aber — nachdem sie, wie ein Diener verräth, die größere Hälfte verborgen hat. Das Leben erscheint ihr auch unter diesen Verhältnissen wünschenswerther als der Tod. Aber nicht jedes Leben, nicht das Leben in Verachtung und Niedrigkeit, nicht das Leben als Gefangene in Rom. Und das ist der große Zug, den Shakspere zum Schluß wie zur Ausöhnung mit so vielen Schwächen hervortreten läßt: als sie mit Sicherheit erfährt, das Octavius sie in Rom im Triumphe aufzuführen will, da ist ihr Selbstmord beschlossen, und sie weiß königlich zu sterben.

Kleopatra ist eine Frau von reifer, aber verführerischer Schönheit, von bezaubernder Anmuth und von einem Temperament, dem die Jahre nichts von seiner Feinfühligkeit und seinem Feuer geraubt haben — sie ist die personifizierte ewige Jugend. Ihr Wesen ist impulsiv, launenhaft und leicht zur Leidenschaft entflammt; vollkommen ruhig ist ihre Seele nie. Sie ist eine Feinschmeckerin des Lebens, dessen Glanz und Schönheit sie abschöpfen, dessen trübe Gese sie niemals sehen möchte. Als solche ist sie von Natur sanguinisch und zur Freundlichkeit geneigt. Und wenn all die hohen Ansprüche und die feinen Bedürfnisse ihres Egoismus befriedigt sind, ist sie die Deutseligkeit und Güte selbst; man reizt sie durch Widerspruch, man thut, was ihr widerwärtig ist, und die numidische Löwin erwacht in ihr. Ein Glück für den Boten, der ihr die Nachricht von der Verheirathung des Antonius bringt, daß er nicht allein mit ihr ist, sonst würde er unter ihrem Dolche fallen. Ihre Lebensanschauung ist eine rein materialistische; und doch zeigt sie königlichen Sinn in dem Opfer ihres höchsten, heißgeliebten Gutes, ihres Lebens.

Die Darstellung dieser vielseitigen und auseinanderstrebenden Eigenschaften, dieser scheinbaren Widersprüche, die auf der Bühne ausgeglichen erscheinen müssen, in Verbindung mit solchen körperlichen Vorzügen, ist eine Aufgabe, die nur von einer außergewöhnlichen Persönlichkeit gelöst werden kann. Darum wird „Antonius und Kleopatra“ ebenso selten gespielt wie die „Hermannsschlacht“: denn es findet sich ebenso selten ein Mann von der kolossalen dämonischen Männlichkeit Hermanns. Man muß vorsichtig sein mit dem Besuch solcher Dramen, damit man nicht so abstoßende Enttäuschungen erlebt, wie uns vor einigen Monaten die Duse mit ihrer Kleopatra eine bereitet hat.

Daß gerade diese berühmte Darstellerin von Kameliendamen die Lösung einer solchen Aufgabe sich zugetraut hat, zeugt entweder von einer unerhörten Selbstverkenning oder von einem zu wenig entwickelten Kunstverstande. Allerdings hat die Kleopatra mit jenen Damen einige Seiten gemein, die Sinnlichkeit, den Wankelmuth, die rücksichtslose Genußsucht. Aber sie ist noch etwas mehr: eine Frau von feinem Verstande, von lebhaftem Geiste und tiefer Menschenkenntniß; eine Frau von unverfäglichem Lebensfülle, die den großen Antonius an sich zu fesseln weiß, und eine Königin. Die Duse hat nahezu nichts von dem, was zur Darstellung dieser großartigen Figur gehört. Ihre üppige Leibes Schönheit will sie

darstellen mit einem verfallenen Körper, einem runzeligen, pergamentfarbenen Gesicht und grauem Haar; ihr feuriges Temperament, ihre Lebenslust mit eingesunkenen Augen, von denen das eine durch eine Lähmung halb geschlossen ist, und einem gewohnheitsmäßig trübsinnigen Gesichtsausdruck; ihre Majestät mit einer unansehnlichen, haltungslosen Gestalt, mit hastigen, eckigen Bewegungen und mit jener Finger-Gestikulation, die das Abzeichen der tieferen Volksklassen ist. Den Boten, der des Antonius' Heirath mit der Octavia meldet, wirft sie zu Boden, kniet auf ihm und bearbeitet ihn mit den Fäusten; eine solche Krafterregung — die nebenbei in einem rasenden Beifallsturm ihre Anerkennung fand — mag sich eine Hallendame zumuthen; eine Königin thut das nicht. Wenn in dieser Verkörperung irgend etwas von der Kleopatra war, dann war es ihre Mumie — galvanißirt.

Mit der Kleopatra ist die Reihe der Figuren, in welche die dark lady übergegangen ist, noch nicht beschloffen. Wer nach „Verlorener Liebesmüh“ „Viel Lärm um Nichts“ liest, dem muß die fast vollkommene Gleichheit der Figuren der Heldinnen, Rosalina und Beatrix, in die Augen fallen. Die brünette Beatrix bekämpft ihren Liebhaber Benedick erfolgreich mit denselben Waffen des Wises, zeigt die nämliche Feindseligkeit und Selbstherrlichkeit dem männlichen Geschlechte gegenüber wie Rosalina in „Verlorener Liebesmüh“. Sie unterscheidet sich von dieser nur dadurch, daß sie sich zur Nachsicht bestimmen läßt und ihren weiblichen Unabhingigkeitsinn unter das eheliche Joch beugt.

Die kleine Phöbe in „Wie es euch gefällt“ mit ihrem „Negergesicht“, ihrem „schwarzen Seidenhaar“ und den „schwarzen Glaspertlen von Augen“ zeigt ihrem schmachtenden Schäfer Silvius Rosalinen's Herzenshärte, und die Empfindungen der Sonette wiederholen sich in ihren Gesprächen mit wörtlichen Anklängen. Der Dichter straft sie mit der gleichen Liebespein, die sie Silvius bereitet, indem er in ihr die hoffnungslose Neigung zu der als Jüngling verkleideten Rosalinde erweckt, auf welche letztere er der Geliebten muntern Witz überträgt.

In genau dieselbe Situation, wie Phöbe, versetzt er die schöne Olivia in „Was Ihr wollt“. Sie ist eine höchst energische junge Dame: ihren bedenklich zusammengesetzten Haushalt, in dem der trink- und rauflustige Junker Tobias, der Narr und ihre Kammerzofe gegen den puritanischen Haushofmeister Malvolio stehen,

beherrscht sie mit ruhiger Festigkeit; die Bewerbung des edlen Herzogs Orsino, eines im höchsten Sinne begehrenswerthen Mannes, weist sie kalt zurück. Aber der böshafte Liebesgott bestraft sie dafür, indem er ihre Augen auf des Herzogs Pagen lenkt, der leider ein verkleidetes Mädchen ist. Auch in diesen beiden Verhältnissen klingen die Gedanken und Empfindungen der Liebesfonette wiederholt wörtlich an. Hier aber tritt ein auffallender Wechsel ein; die selbtherrliche Frau, die offenkundige Verwandte Rosalins und Beatricens, ist nicht, wie diese, brünett, sondern blond.

Auch Porzia im „Kaufmann von Venedig“, die höchste Entfaltung dieser Gattung von Frauengestalten, ist blond: ihre Haare sind das goldene Vließ, zu dessen Eroberung die Jägers aus fremden Ländern herbeieilen. Die glänzende Portia ist ebenso witzig und geistreich, ebenso selbtherrlich und willensstark wie ihre Ahnfrau, die dark lady; sie ist dem edlen Bassanio so überlegen, daß er nur die vornehme Fassung für diese Frauenperle bildet. Das Weib scheint dem jungen Shakspere nur anziehend gewesen zu sein vermöge dieser Eigenschaften. Jetzt aber — also in den Jahren 1595 oder 1596 — zeigt sich eine Wandelung in seiner Anschauung von den Frauen. Die genannten Eigenschaften können bestehen und bestehen wiederholt bei den Shakspere'schen Frauen ohne tiefes Gemüth, ohne jenen feinfühligem, zarten, mitleidsvollen Sinn, der die edelste Seite der weiblichen Natur ist; Shakspere's Geliebte z. B. war eine kaltherzige Kokette. In Portia erscheinen die äußerlich glänzenden und die tiefen, gehaltvollen Seiten des Weibes zum ersten Male vereint. Nach dem munteren Gespräch mit ihrer Gesellschaftsdame Nerissa im 1. Akt scheint sie den Männern gegenüberzustehen wie Rosalina und Beatrice, denen das Verhältniß zum andern Geschlecht ein Streit um die Herrschaft ist, in welchem die kluge Frau den Sieg behält. Bei Portia verhüllt jedoch die fröhliche, spielende und fast leichtfertige Außenseite einen edlen Kern, der nur bei außerordentlichen Gelegenheiten ans Licht tritt, aus dem indessen alle ihre Handlungen hervorgehen. Nachdem sie, wie irgend eine andere Frau dieser Gattung, mit Bassanio gescherzt hat, als ob die Ehe ein Spiel wäre, eins von den vielen Spielen, in die sich das Leben für sie aufzulösen scheint, überrascht sie uns mit einem unerwartet starken Gefühlsausbruch, als das ersehnte Schicksal sich erfüllt und Bassanio das bleierne Mäntchen wählt:

Wie jede Regung fort die Lüfte tragen!
 Als irre Zweifel, unglücklich Verzagen
 Und bange Schau'r und blasse Schüchternheit.
 O Liebe, mäß'ge Dich in Deiner Seligkeit!
 Halt' ein, laß Deine Freuden sanfter regen;
 Zu stark süß' ich, Du mußt mich minder segnen,
 Damit ich nicht vergeh'.

Ihre Liebe weiß nichts von Egoismus: wenn sie sich selbst und all ihr Gut dem Geliebten hingiebt, denkt sie nur an die Freude, die sie ihm damit bereitet. Nun wundern wir uns nicht mehr, als die Kunde von des treuen Antonio Noth nach Belmont gelangt, daß alle Liebessehnsucht aus ihrem Herzen verdrängt wird, von dem Mitleid; sie könnte ihres Glückes nimmer froh werden, wenn sie es mit dem Leiden eines so aufopfernden Freundes erkaufen sollte. Das Mitleid mit ihrem Geliebten und Antonio treibt sie nach Venedig, und hier entfaltet sie eine Seelenstärke, die uns immer wieder zur Bewunderung hinreißt, zur Bewunderung für die Milde, mit der sie zuerst den blutgierigen Schurken Shylock zur Barmherzigkeit ermahnt, und für die Kraft, mit der sie dieses Raubthier in Menschengestalt niederschmettert. Von allen Frauengestalten, die Shakspere gezeichnet hat, ist Portia die glänzendste.

Keine Weiblichkeit.

Gegenüber diesen bedeutenden und glänzenden Frauen, welche Shakspere im ersten Jahrzehnt seiner Thätigkeit als den höchsten Typus des Weibes betrachtet, zeichnet er eine bescheidenere Gattung von Frauen, wie Helena im „Sommertraum“, Dianka in der „Bezähmten Widerspenstigen“, Hero in „Viel Lärm um Nichts“, Celia in „Wie es euch gefällt“ u. a., welche die spezifisch weiblichen Eigenschaften in großer Vollkommenheit besitzen. Sie sind zart, liebevoll, demüthig in ihrer Hingebung an den geliebten Mann, dessen Schutz ihre Schwäche erfordert. Für diese rein weibliche Gattung der Frauen scheint der jugendliche Shakspere sich nicht erwärmt zu haben: sie sind ärmlich, schablonenhaft gezeichnet, und haben so wenig individuelles Leben, daß sie nur als Gesamtheit, sozusagen als Heerde zu betrachten sind.

Plötzlich, am Ende des Jahrhunderts, tritt uns auch in dieser Gattung ein eigenartiges Geschöpf entgegen. Ist es ein bloßer Zufall, daß das gerade zu der Zeit geschieht, wo Shakspere's Lieblingsstochter Susanna zur Jungfrau erwächst? Diese eigen-

artige Gestalt ist Ophelia. Sie ist eine zarte Mimose, die keine Kraft hat, Schicksalsschlägen standzuhalten; ihre Existenz hängt von dem Glücke ab, das die Hand eines stärkeren Mannes für sie aufbaut und vor dem Sturme schützt. Unglück ist für sie Vernichtung. — Und dennoch hat Shafspere sie zur Geliebten des herrlichsten Heldenjünglings gemacht, den die Weltliteratur kennt, seines Abgotts Hamlet. Dem starken Manne durfte er kein starkes Weib an die Seite geben, aber doch auch kein schwächliches Heerdenwesen. Und das ist Ophelia nicht. Der Dichter begabt sie mit einem Fonds tiefsten, freilich ewig vibrirenden Empfindens und einem feinen Verständniß für die umgebende Welt und die Menschen, unter denen sie lebt. Durch diese Gaben ist sie den meisten trotz ihrer zarten Schwäche überlegen, z. B. dem rohen Gigant Laertes, ihrem Bruder, dessen plumpe Ermahnungen sie mit lächelnder Ironie zurückweist. Und ist sie selbst nicht im Stande groß zu sein, so ist sie doch fähig, fremde Größe zu erkennen und liebend zu verehren. Das ist das Band, das sie an Hamlet und ihn an sie knüpft. Ihr und keinem Andern legt der Dichter die Worte in den Mund, die uns sagen sollen, wie er seinen jungen Helden aufgefaßt wissen will; und zugleich mit der bekannten erschöpfenden Charakteristik Hamlets kündigt sie uns in einem erschütternden Ausbruch ihrer schon verschlossenen Empfindung Alles, was sie mit Hamlets Liebe verloren hat. Unter dem zweiten Schlage, dem Tode ihres Vaters von des Geliebten Hand, bricht ihr schwankendes Nervensystem zusammen in erlösende Geistesnacht. Und der Dichter schenkt ihr einen schönen Tod in den leise rauschenden Blüthen seines geliebten Avon, in den sie singend von einer der Trauerweiden hinabgleitet, welche noch heute bei Stratford sich über das herrliche Flüsschen neigen. Und die sündige Königin wirft der Reinen Blumen ins Grab mit den alles sagenden Worten: „Der Süßen Süßes“.

Zum ersten Male scheint der Vater zweier heranblühender Töchter hier erkannt zu haben, welcher Zauber nicht bloß, sondern welcher Werth auch in der zarten, schwachen, in der mit männlichen Eigenschaften ungemischten reinen Weiblichkeit liegt. Sie ist bestimmt, das Leben des Starken, des Knaben oder Mannes, mit ihrer jänsstigen Ruhe, ihrem köstlichen Frieden zu erfüllen, der die zum Lebenskampfe geballte Kraft abspannt und zu neuem Streite erfrischt.

Fast noch wundervoller, mit reiner väterlicher Zärtlichkeit ist

die Frauenknospe in dem Drama gezeichnet, mit dem Shafspere von der Bühne Abschied nimmt; Perdita im „Wintermärchen“. Sie hat den Vortheil vor Ophelia voraus, daß sie nicht in einer verübten Gesellschaft, nicht in einer durch Laster verpesteten Hofatmosphäre aufgewachsen ist, in der Mimosen schlecht gedeihen; sondern unter harmlosen, gesunden Landbewohnern, in der ozonreichen Luft des lieblichen Warwickshire, in der der Dichter selbst groß geworden ist. — Das herrliche Schaffschurfest im vierten Akt ist eine zum Leben erweckte Erinnerung an seine schöne Jugendzeit. — Daher ist sie frischer, fröhlicher, hat sie bei aller Weichheit der Empfindung eine festere Körper- und Geisteskonstitution, freilich nicht so fest, daß sie ein schweres Schicksal kraftvoll tragen könnte. Auch im bäurischen Kleide verräth sich die Prinzessin durch natürliche Grazie, feinen Takt und helles Auffassungsvermögen, sowie durch eine fürstliche Selbstherrlichkeit, welche Rohheit und Böswilligkeit zurückschreckt. Vermöge dieser Eigenschaften beherrscht sie ihre Dorfgenossen ohne Annäherung als Königin, fesselt das unverdorbene Herz des Prinzen Florizel absichtslos an sich und läßt die ungerechten Vorwürfe des Königs Polyxenes, der sie die Verführerin seines Sohnes nennt, schweigend und unberührt von ihrer jungfräulichen Würde abgleiten:

Ich war nicht sehr erschreckt; denn ein-, zweimal
Wollt' ich schon reden, wollt' ihm offen sagen,
Dieselbe Sonn', an seinem Hofe leuchtend,
Verberg ihr Antlitz nicht vor unsrer Hütte
Und schau auf beide gleich.

Eine ganz ähnliche Figur, obgleich einige Jahre älter, ist Desdemona.

Heroinnen.

Neben diesen ungemein zarten, knospenhaften Frauengestalten erhebt sich Shafspere im letzten Jahrzehnt zur Darstellung des höchsten Typus der Weiblichkeit, wie wir ihn nur noch bei unsern größten deutschen Dramatikern, in Goethe's Iphigenie und Leonore, in Schiller's Gräfin Terzky, in Kleist's Natalie und in Grillparzer's Sappho wiederfinden. Der innere Reichthum dieser Frauen ist so groß, daß ein Buch dazu gehören würde, um ihn bis zum Grunde auszumessen; in einer einzelnen kurzen Betrachtung kann es sich nur um ein paar armjelige Bemerkungen

handeln, die ihren Zweck erreicht haben, wenn sie eine ungefähre Vorstellung davon geben.

Die erste dieser Frauen erscheint um die Wende des Jahrhunderts: es ist Portia in „Julius Cäsar“. Shafspere hat an dieser Figur ein Wunder der Charakteristik vollbracht: sie tritt eigentlich nur in einer Szene auf, spricht noch nicht 60 Verse, und doch enthüllen uns diese wenigen Verse das Bild einer Ehe, wie sie in solcher Reinheit und Größe in der Wirklichkeit selten vorkommt. Portia steht ihrem Gatten gleich, wenn nicht in der Kraft des Handelns, doch in der Gesinnung; sie ist die würdige Genossin des stolzen Römers. Sie ist eins mit ihm nicht bloß durch die Gluth ihrer hingebenden Liebe, sondern durch die begeisterte Verehrung, mit der sie ihn als ihr irdisches Ideal umfaßt. Wir fühlen aus ihren leidenschaftlich bewegten Worten heraus, daß das Leben für sie nur Werth hat durch ihn, und sind nicht erstaunt, als wir später hören, daß sie sich aus Liebesgram und in ihrer Angst um das Schicksal des in fernen Landen kämpfenden Gemahls den Tod gegeben hat.

Portia reicht an ihren Brutus hinan. Die späteren Frauen gestalten dieser Gattung überragen an Größe der Gesinnung und sittlicher Kraft die mit ihnen verbundenen Männer, unter deren verblendeter Thorheit oder Bosheit sie zu leiden haben. Wie wenig Shafspere beabsichtigt, in ihnen etwa abnorm entwickelte, männlich geartete Frauen zu schildern, zeigt die verschwenderische Fülle von äußeren und inneren weiblichen Vorzügen, mit denen er gerade sie ausstattet. Isabella erweckt mit ihrer Schönheit das unlaunere Begehren des Statthalters; die gefährlichen Nachstellungen des mächtigen Mannes geben ihr Gelegenheit, ihre ganze sittliche Hoheit zu entfalten; sie würde sich keinen Augenblick besinnen, Portias Weg zu gehen, wenn sie keine andere Rettung vor der Verfolgung Angelos fände. Da aber der Mißbrauch seiner Gewalt dem Herzoge bekannt wird, so wird sie in die Lage versetzt, ihm seine Bosheit zu vergelten — indem sie ihm das Leben rettet.

Ebenso wird Cordelia die einzige Stütze ihres jähzornigen, kindischen Vaters, der sie verstoßen hat, und muß um seinetwillen das Leben lassen, da sie in die Gefangenschaft ihrer grausamen Schwestern geräth.

Die reizende Imogen vergißt alle Leiden und Gefahren, in welche sie die eifersüchtige Blindheit ihres Iachimo gestürzt hat, ja selbst den Frevel, den er gegen sie begangen hat mit seinem

Mordbefehl, als sie ihn nach langer Trennung wieder sieht. Wie klein erscheint der stattliche Kavalier und tapfere Krieger neben seiner Geliebten, die so zu dulden und so zu verzeihen vermag.

Die größte von diesen Gestalten ist Hermione im „Wintermärchen“. Auf sie, ebenso wie auf ihre liebliche Tochter Perdita, scheint Shafspere alle Verehrung und Liebe, die er für das weibliche Geschlecht empfand, gehäuft zu haben. Sie wächst durch ihre stolz getragene Erniedrigung und durch die selbstaufgelegte unverschuldete Leidenszeit von 16 Jahren so hoch über ihren Gemahl, den König Leontes, hinaus, daß dieser zum Schluß als Bettler vor ihr steht, der sein Glück und Leben von ihrer Gnade fristet. So tief Shafspere für diese Frau empfindet, so wundervoll harmonisch sind die Farben in ihrem Bilde abgetönt — das ist die Errungenschaft seiner reifsten Kunst, daß niemals sein Gefühl ihn fortreißt; daß der Kunstverstand, ja ich möchte sagen, die Kunstberechnung seine Empfindung souverän beherrscht. Ihre Würde ist ohne Stolz, ihre Liebe ohne Leidenschaft, ihre Zartheit ohne Schwäche. In ihrer ruhigen, milden und ernsten Schönheit, ihrem natürlichen Selbstbewußtsein, ihrer erhabenen Einfalt steht sie vor uns wie eines jener antiken Urbilder menschlicher Anmuth und Größe.

Alles, das in den bezaubernden Bannkreis ihrer Persönlichkeit tritt, ist einstimmig in ihrem Preise. Niemand hält sie der Untreue für fähig außer ihrem verblendeten Gemahl, dessen Eifersucht der Stolz auf solchen unschätzbaren Besitz in gewissem Grade entschuldigen mag.

Die Eifersucht verfolgt ein kostbar Wesen
Und wird so groß, wie jenes einzig ist,

sagt Polixenes. Niemals verliert sie ihre hoheitsvolle Ruhe, die empörende moralische Mißhandlung, die der wahnsinnige Leontes sie vor allem Volke erdulden läßt, erpreßt ihr keine Thräne der Entrüstung, keinen Ausruf der Verzweiflung. Man könnte versucht sein, solches Verhalten als kalten Stolz auszulegen, wenn man nicht die Wärme und Freundlichkeit ihrer Worte und Thaten vorher kennen gelernt hätte. Ihre Haltung ist die, welche ein reines und starkes Herz giebt; in dem Bewußtsein ihrer Unschuld verächtet sie es, ihrer weiblichen und königlichen Würde auch nur ein Titelchen zu vergeben. Daneben aber bricht ihre Liebe und ihre Ergebung immer durch.

Als der König sie vor den Hofleuten beschimpft, erwidert sie ihm:

Wie wird's Euch schmerzen,
Wenn ihr zu heßrer Einsicht einst gelangt,
Daß Ihr mich so beschimpft habt. Theurer Herr,
Ihr könnt mir kaum genug thun, sagt Ihr dann:
Ihr irret Euch.

Und als er sie in den Kerker führen läßt, wendet sie sich an die Großen des Reichs mit den Worten:

Es herrscht ein böj' Gestirn;
Ich muß geduldig sein, bis der Aspekt
Am Himmel günst'ger ist. — Ihr guten Herrn,
Ich weine nicht so schnell, wie mein Geschlecht
Wohl pfllegt: der Mangel diees eiteln Thaus
Macht wohl Eu'r Mitleid welken; doch hier wohnt
Der Schmerz der Ehrverletzung, der heß'ger brennt,
Als daß ihn Thränen löschten.

Und als Leontes ihr mit der öffentlichen Gerichtsßigung droht, erspart sie ihm nichts von den Vorwürfen, die ihn vor den Augen des ganzen Volkes moralisch nieder schlagen. Aber wie leitet sie diese ein?

Epart Euer Trohn.
Das Gren'l, womit Ihr schrecken wollt, erbitt' ich;
Mir kann das Leben kein Geschenk mehr sein.
Die Kron' und Lust des Lebens, Eure Liebe,
Die geb' ich auf; ich fühl' es, sie ist hin.

Aber auch ihre Kraft hat eine Grenze: als der Tod ihres Sohnes gemeldet wird, bricht sie bewußtlos zusammen.

Nun aber ihre sechzehnjährige Zurückgezogenheit, während welcher Leontes durch Gram und Reue vom jugendfrischen Manne zum Greise wird — liegt darin nicht Härte? Nein: wenn sie zu ihrem reinigen Gemahl zurückkehrte, müßte sie eine kleinere Frau sein, als sie ist. Als solche kann sie über den Abgrund des Frevels, der sie von Leontes trennt, nicht hinweg. Sie müßte ihr ganzes vornehmeres Selbstbewußtsein aufgeben, um wieder an den Stätten und unter den Menschen zu leben, die einst ihre Hoheit und ihr Glück und dann ihre klägliche Schmach gesehen haben. Ist das Leontes werth? —

Und wenn ihre Aufopferung soweit ginge, würde es der trauernden Mutter möglich sein, Leontes über die Leichen ihrer

beiden Kinder hinweg in die Arme zu sinken? Sie müßte eine rohe Frau sein, wenn sie das könnte. Es giebt Sünden, die hier auf Erden nicht wieder gut gemacht werden können, deren furchtbare Folgen bis ans Ende getragen werden müssen. Das sieht die edle Frau ein und thut trotz ihres Mitleides, was sein muß. Erst als die todtgeglaubte Tochter lebend erscheint, da kehrt sie ins Leben zurück; Liebe und Pflicht ziehen sie aus ihrer Verborgenheit hinaus zu ihrer Tochter, nicht zu Leontes.

Die Schlußzene, in der Hermione zuerst als das marmorne Abbild ihrer einstigen Schönheit erscheint und dann allmählich zum Leben erwacht, gehört zu dem Rührendsten und Erschütterndsten, das je eine reiche Phantasie erfonnen und ein liebevolles Dichterberz ausgestaltet hat. Vor der Tiefe des in diese Szene gelegten Empfindungsgehaltes, vor der Feinheit solcher dichterischen Arbeit versagt die arme Prosa. Man muß sich lesend in sie hinein versenken oder noch besser: sie sehen, wenn möglich, auf unserer königlichen Bühne. Das Bild, das hier seinem großen Schöpfer ebenfalls von einem bedeutenden Künstler nachgezeichnet wird, ist von so überwältigender Schönheit, daß man es sein ganzes Leben lang nicht wieder vergessen kann.

Ueberhaupt ist das „Wintermärchen“ nach meiner Empfindung, wenn auch nicht die größte, doch die entzückendste Schöpfung Shafspere's. Es ist, als ob der große Zauberer, ehe er den Stab, mit dem er eine Welt von Geistern zu ewigem Leben erweckt hat, für immer niederlegt, zum Abschiede noch einmal all seine Kunst entfalten, noch einmal uns in einem Kaleidoskop das ganze Leben zeigen wollte im Ernst und im Scherz, mit seinen tragischen Verwickelungen und seiner idyllischen Lieblichkeit, mit seinen egoistischen Leidenschaften und seinen reinen Neigungen, mit der Verwirrung der Sünde, die auf den Thäter zurückfällt, und mit den Leiden der Unschuld, die schließlich gekrönt wird, und mit der Allmacht der Liebe, die über Irrungen und Verbrechen, über Schmach und Gram triumphirend emporsteigt. Ich halte „Das Wintermärchen“ für das dichterische Testament Shafspere's.

Wir sind am Ende einer ziemlich langen Bahn angelangt. Wir haben Shafspere in seiner Stellung zum weiblichen Geschlecht verfolgt: wir haben gesehen, wie er, von einer überwiegend sinnlichen Betrachtung ausgehend, sich zuerst für die äußerlich glänzenden,

verführerischen Frauen begeistert, um dann zu dem Kern der reinen Weiblichkeit vorzudringen, sei es in ihrer knospenhaften Entwicklung, die Alles verspricht, sei es in ihrer Reife, die das Höchste erfüllt. Damit haben wir ein gutes Stück von der Persönlichkeit Shakspere's, die wir suchen wollten, kennen gelernt; denn die Stellung des Mannes zum weiblichen Geschlecht ist ebenso charakteristisch für ihn, wie die Stellung, welche die einzelnen Völker der Frau angewiesen haben, in günstigem oder ungünstigem Sinne für sie charakteristisch ist. Zu dieser Hochschätzung der weiblichen Natur ist er gelangt trotz der traurigsten eigenen Erfahrungen. Wenn wir an die vielen denken, die in Folge solcher Erfahrungen, für welche sie selbst verantwortlich sind, das ganze Geschlecht entgelten lassen, was einzelne gefehlt haben, so haben wir den richtigen Maßstab für eine solche Entwicklung und damit wiederum ein erfreuliches Stück von der großen Persönlichkeit Shakspere's.

Seine Verehrung ist keine blinde, wie die Figuren der treulosen Cressida und Kleopatra, der mörderischen Lady Macbeth und der weiblichen Hünen Goneril und Regan beweisen. Er bekennt sich auch hier zu dem oft ausgesprochenen Grundsatz: der Verderb des Besten wird das Schlimmste. Auch verehrt er die Frauen nicht aus dem Uebermaß jenes femininen Zuges, der jeder Künstlernatur eigen ist; er kann sich begeistern auch für männliche Kraft und Tüchtigkeit und stellt sie auch in seiner letzten Zeit glänzend dar in Macbeth, Coriolan und Antonius, wenn auch die Inhaber durch ihre Leidenschaften zu Schaden kommen, und in vielen Figuren zweiter Ordnung. Aber als er von der reichbesetzten Tafel des Lebens, an der er zwanzig Jahre lang gefessen hatte, sich erhob und zurückdachte und abwog, was er genossen hatte, da waren die weibliche Anmuth und die Reinheit und Größe des weiblichen Herzens das Köstlichste gewesen. Denn den Sinn seines Testaments, des „Wintermärchens“, können wir nicht mißverstehen: Die Krone des Lebens war ihm ein edles Weib.

Eine Kulturskizze aus dem Osten.

Von

Carl Schmelker.

Bei Aufstellung sozialer Theoreme scheint mir bis jetzt fast immer das wichtigste Stück, das Objekt der ganzen Bestrebung, der Mensch vergessen zu werden, der Mensch auf den verschiedenen Kulturstufen, und dem entsprechend, was der Mensch für Bedürfnisse zu befriedigen nöthig hat, um sich wohl zu fühlen; ich sage mit Absicht nicht, um glücklich zu sein: denn den Zustand der Glückseligkeit werden keine sozialen Maßnahmen heraufzaubern, liegt doch das Glück mehr in dem Herzen des Menschen selbst. Die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse allein kann nur ein vegetatives Wohlfühlen gewähren, das man allerdings als Unterlage zum Glück ansehen kann, aber durchaus nicht immer in dem Maße erforderlich ist, wie es die sozialen Reformbeglückter der verschiedensten Schattirungen verlangen.

Was wir also brauchen, um unsere sozialen Fragen richtig zu verstehen, ist genaue Kenntniß der Kultur und Denkweise der verschiedenen Bevölkerungsschichten unseres Landes, wobei von vornherein nicht das Deutsche Reich, der nationale Staat als eine Einheit anzusehen, sondern die Grenzen der Betrachtung je nach dem Unterschiede in dem kulturellen Leben der Menschen möglichst eng zu ziehen sind.

Die Theoretiker, welche nur eine Musterkultur im Kopfe haben, erkennt man daran, daß sie eine Theorie, die für bestimmte Verhältnisse passend sein mag, generalisiren wollen auf möglichst viele

Verhältnisse, wenn nicht sogar auf alle! Sie kommen bei der Nichtbeachtung der verschiedenen Kulturstufen und -Arten stets in Konflikt mit der realen Welt, die einmal so ist, wie sie ist, und die sich einer Theorie zu Liebe nicht verändert.

Das, was für Berlin und Umgebung paßt, paßt nicht für den Osten; wenn auch die Leute, die von dieser Kulturhöhe zu urtheilen gewöhnt sind, die dortigen Zustände zehnmal als Barbarei verächren.

Von dieser Erkenntniß ausgehend, will ich nur einen kleinen Theil unseres Vaterlandes, das südliche Ostpreußen, nahe an der polnischen Grenze gelegen, von der kulturellen und sozialen Seite aus schildern, ein Landstrich, den ich genau kenne, denn ich hatte dort nicht nur Gelegenheit, in Berührung zu kommen mit allen Klassen der Bevölkerung, sondern ich war dort selbst praktisch thätig auf Gütern als Berufslandwirth. Auf welcher Kulturhöhe stehen hier die Landarbeiter im Verhältniß zu den Arbeitern der Großstadt?

Den geringsten Unterschied erblicke ich in der Schulbildung. Hier wie dort herrscht Schulzwang, und wenn die Kinder in der Großstadt auch etwas mehr lernen, so kann ich mir durch das Mehr an Schulbildung nicht den kolossalen Unterschied erklären, der in dem ganzen „Sich-geben“ eines hiesigen Landarbeiters und eines großstädtischen Arbeiters besteht. Lesen, Schreiben, Rechnen lernen sie hier auch zur Noth; aber ihr ganzes Leben, das sie als Arbeiter an die Scholle fesselt, verleiht ihnen einen engeren Gesichtskreis. Sie haben nichts weiter gesehen als ihre Hütte, den Gutshof, die Felder und Wälder und das kleine Landstädtchen, wo sie ihre Einkäufe machen; sie kommen mit Niemandem zusammen, als mit Leuten gleicher Art; andere treten ihnen als Höherstehende, als Befehlende gegenüber. Selbst den Kleinrämer im Städtchen sehen sie als großen Herrn an, der dann sein Autoritätsübergewicht auch gut dazu benutz, den Leuten ein X für ein U zu machen.

Und gerade das Autoritätsverhältniß zwischen Besizenden und Nichtbesizenden ist hier ein ganz anderes als in der Großstadt: der Herr ist hier noch immer der Herr, der Kraft seines Herrenthums ohne gesetzliche Unterstützung und Lohnzwang befiehlt, weil er eben der Herr ist.

Das Autoritätsgefühl der Gehorchenden den Befehlenden gegenüber wird hier speziell durch ein besonderes Moment wesen-

lich verstärkt: durch die unterschiedliche Sprache. Die Leute sprechen hier, obgleich sie evangelisch sind, polnisch. Mit polnischen Schimpfwörtern sind die Väter der jetzigen Generation traktiert worden, und unter polnischen Flüchen haben die damals sehr rohen Inspektoren ihre Stöcke auf deren Körper zer schlagen. Nun wird heut zu Tage so gut wie gar nicht geschlagen, auch sind die groben Schimpfworte fast alle aus dem Vortschatz der Inspektoren gestrichen, doch sitzen diese früheren Zustände als ein Atavismus dem Volke dort noch so fest im Blute, daß, wenn man es auf polnisch anredet, das einen ganz andern Eindruck macht, als, wenn man zu ihnen deutsch spricht. Redet man die Leute deutsch an, so sehen sie einem gerade ins Auge, und ihre ganze Haltung drückt aus, daß sie sich als Mensch unter Menschen fühlen. In der Sprache der Herren zu ihnen reden heißt: sie vom Gefühl der Unterthänigkeit befreien. Redet man sie jedoch im befehlenden Tone auf polnisch an, so bekommt man unterwürfige Gebärden und demüthige Haltung zu sehen: das ist die Sprache, deren der Pan sich nur gegenüber seinen Untergebenen bedient, mit seines Gleichen spricht er deutsch: mit ihnen deutsch reden, ist fast so viel, als sie zu Pans machen.

Die lokale Beschränktheit und das Autoritätsgefühl bestimmen die noch immer verhältnißmäßige Bedürfnislosigkeit der Leute. Fleisch täglich wird nur zur Erntezeit gegessen und dann auch nur von dem Familienvater, der die schwere Arbeit mit der Sense zu leisten hat, für gewöhnlich wöchentlich ein- bis zweimal. Das ist so eine allgemeine Ausgabe; die einzelnen Haushaltungen werden, trotzdem die Leute dasselbe verdienen, verschiedentlich verwaltet. Im Uebrigen ernähren sie sich von Kartoffeln, Erbsen, Graupe, Milch, Brot und dünnem Kaffee; der Schnaps ist das Anregungs- und Berausungsmittel. Noch heute verfallen ganze Familien seiner zerstörenden Wirkung: alles, was verdient wird, wird in Schnaps umgefekt. Die Ernährung ist dann eine äußerst mangelhafte, und man muß sich wirklich wundern und den Glauben an die Zuverlässigkeit der chemischen Ernährungstabellen verlieren, wenn man sieht, daß solche Leute noch im Stande sind, zu arbeiten. Im Ganzen aber hat das übermäßige Schnapstrinken sehr nachgelassen; kam man vor zwanzig Jahren von einem Jahrmarkt zurück, so fand man sinnlos Betrunkene hie und da am Wege liegen, oft Arm in Arm, die sich nicht rühren konnten: diesen häßlichen Anblick hat man nicht mehr zu fürchten.

Darin und auch in der Bekleidung ist ein großer Kulturfortschritt gemacht. Vor einem Menschenalter ging im Sommer Alles barfuß. Unterkleider, auch in der strengsten Kälte, kannte man nicht. Heute fällt es Keinem mehr ein, barfuß zu gehen. Leider habe ich auch die Beobachtung gemacht, daß die Leute sich verweichlichen — bei paar Grad Frost Ohrenklappen und doppelte Unterkleider! Auch wird es immer schwieriger, die Leute bei Sturm und Wetter auf dem Felde zu halten; sie wollen heut zu Tage nicht mehr in durchnässten Kleidern arbeiten und fürchten sich vor Erkältung, während vor einem Menschenalter ein tüchtiger Landregen auf sie keinen Eindruck machte.

Heute können die Leute die Unbilden der Witterung lange nicht mehr in dem Maße aushalten, wie ihre Voreltern. Angenommen, man könnte sie zwingen, bei Regenwetter und Schneesturm so zu arbeiten, wie es noch vor einem Menschenalter üblich war, so würde man damit wenig Glück haben, denn Alle würden mehr oder weniger erkranken. Hierbei kommt in Betracht: Früher wurden die Menschen von Jugend auf an Kälte, Hitze, Hunger und Strapazen aller Art gewöhnt, folglich waren diese Impponderabilien der Natur auch bei der Arbeit von weniger Einfluß, als heut zu Tage, wo ein soziales humanes Zeitalter die Ertragung solcher Unbilden viel zu oft als menschenunwürdig brandmarkt. Die Abhärtung von klein auf bewirkte aber eine ganz andere natürliche Auslese, als das gegenwärtig möglich ist, wo jedes schwächliche Kind auch schon hier eine angemessenere Pflege erhält. Diese Schwächlinge von Geburt, die früher hinwegtarben, bleiben doch meistens Theils Schwächlinge, wenn sie auch noch so gut gepflegt werden, und sind gerade wegen ihrer verzärtelten Pflege für Strapazen aller Art nicht geschaffen.

Wie hat sich nun unter dem Einfluß der verweichlichenden Kultur der Mensch in Bezug auf die Krankheit überhaupt verändert?

Falsch wäre es, diese Frage generell zu beantworten und zu sagen, er ist der Krankheit mehr oder weniger unterworfen. Ein fundamentaler Unterschied, den die Lebensverhältnisse bedingen, macht sich im Ganzen bemerkbar: früher war der Mensch mehr krank, heute fränkelt er mehr. Ehemals rafften Epidemien, deren verheerendes Auftreten unsere ärztliche Wissenschaft in der Lage ist, immer mehr zu verhindern, Tausende und Abertausende hinweg;

heute haben wir anstatt der Epidemien, die auch nur in großen Zwischenräumen auftraten, ein konstantes Epidemiechen: die Influenza. Das ist die modernste Krankheit, wobei die Menschen oft gar nicht wissen, ob sie auch wirklich krank sind oder ob sie nur an Einbildung leiden. Die arbeitende Bevölkerung dieser Gegend wird seit einigen Jahren fast jeden Winter von dem „Epidemiechen“ befallen. Bei einer achtwöchentlichen Anwesenheit im letzten Winter hatte ich Gelegenheit, den Verlauf der Influenza hier kennen zu lernen. Einige Leute eines Gutes werden plötzlich krank. Die Krankheit greift schnell um sich. Am nächsten Tage fehlen schon mehr bei der Arbeit. Leute anderer Güter werden krank, schließlich ist die ganze Gegend infiziert. In einigen Gütern hört die Arbeit ganz auf, auf anderen können nur die notwendigsten Hofarbeiten gemacht werden. Schwere Erkrankungen waren höchst selten, die Meisten hatten nur etwas Gliederreißen und Kopfschmerzen. Wenn sich die Einen hinlegten, standen die Andern auf und kamen zur Arbeit; doch bedurfte es bei Vielen der dringenden Mahnung des Arztes, daß sie wieder ganz gesund seien und wieder zur Arbeit kommen müßten, weil sie das unangenehme Wetter, Frost und Schneetreiben dazu bestimmte, so lange wie möglich krank zu sein, so daß der Argwohn eines alten Besitzers — „die Aunders' seien gar nicht krank, sie seien nur faul“ — doch etwas Wahres an sich hatte. Auf das wenige Tagelohn kam es ihnen nicht an; Deputat erhielten sie weiter und auch Doktorkosten und Medizin. Die Influenza währte auf einem Gute so an drei bis vier Wochen. Wie es sich aber mit den Epidemien verhält, so verhält es sich auch im Einzelfalle: überall Kränkereien, aber selten eine ordentliche Krankheit. Früher wurden kleine Erkältungen und Unwohlsein gar nicht beachtet; die stärkere Natur unterdrückte das: die Leute legten sich nicht eher, bis sie ernstlich krank waren, und das kam unter dem fernigen Landvolk fast nur bei Epidemien vor.

Was ist aber vorzuziehen? in seinem Leben ein paar Mal ernstlich krank zu sein, oder fast nie gesund zu sein und immer zu kränkeln? — Die Antwort überlasse ich dem Leser.

Bei unseren sozialen Maßnahmen wird leider die Abhärtung der Menschheit und der daraus für diese in den meisten Lebenslagen resultierende Nutzen fast ganz aus dem Auge gelassen. Das tritt dem aufmerksamen Beobachter besonders entgegen, wenn neues

Leben zur Welt kommt: beim Geburtsakt. Es ist bekannt, wie leicht die Weiber der Neger und anderer niedrig stehender Völker gebären, und wie schwer unsere Kulturfrauen!

Man kann wohl sagen, je verweichlichter der Körper der Frau ist, desto schwerer die Geburt. Das Zutreffende dieser Behauptung macht sich auch unter dem Landvolf dieser Gegend bemerkbar.

Vor einem Menschenalter gab es noch so gut wie keine Schweregeburten; allein damals ging die Frau viel mehr zur Arbeit, als heut zu Tage, wo sie nur noch in der Erntezeit Nachmittags harft und bindet, dafür sind die Schweregeburten keine Seltenheit mehr; öfters muß der Arzt mit der Zange kommen. Die Verhältnisse in der Landwirthschaft sind dabei gar nicht mit denen in der Industrie zu vergleichen. In ungefundener Luft vergiftende Dünste ausströmendes Material in gezwungener Stellung ohne Fortbewegung des ganzen Körpers zu bearbeiten, ist der Schwangeren schädlich: doch Freiluftarbeiten, nicht allzu anstrengend, in ungezwungener Stellung sind ihr gesund: denn leichte Geburten hat nur die gut gebaute, mit stark entwickelter Unterleibsmuskulatur begabte Frau. Unsere Aerzte rathen auch den Frauen aus höheren Ständen während der Schwangerschaft viel Bewegung in freier Luft an. Die Deputantenfrau hat aber hier in ihrer kleinen Wohnung, in ihrem sehr kleinen Garten zu wenig Bewegung, wenn sie nicht auf Arbeit geht; sie gebiert ja noch meistens viel leichter, als die Industriefrau und die Frau höherer Stände; schlechter würde es jedoch schon mit ihr stehen, wenn sie nicht ihre Muskulatur als Mädchen im Scharwerk gekräftigt hätte.

Sehr schwer ist die Frage zu beantworten, ob die Unsittlichkeit zu- oder abgenommen hat. Wenn man den Moralpredigern Glauben schenken wollte, so müßte man an ein fortwährendes Wachsen der Unsittlichkeit glauben. Nun ist es keine Frage, daß der äußere Anstand hier bei den Leuten zugenommen hat; doch denkt die Männerwelt — wie es die fortschreitende Kultur im Allgemeinen mit sich zu bringen scheint — auch hier über das Verhältniß zum Weibe immer lockerer. Früher fühlte sich der junge Mann verpflichtet, das Mädchen, das von ihm ein Kind erhalten hatte, zu heirathen; heute läßt er sie schon häufiger sitzen und geht nach Westfalen, sein Glück versuchend.

Westfalen! Damit habe ich das für diese Gegend bedeutungsvollste Wort ausgesprochen: es birgt in sich Alles, was Neu-

gestaltung auf sozialem Gebiet heißt; den Besitzenden ist es eine Angst, ein Fluch! den Nichtbesitzenden ein Wunsch, ein Ziel, eine Hoffnung! Westfalen ist das unerfüllliche Land, das Tausende und Abertausende von Menschen verschlingt, das ganze Gegenden der östlichen Provinzen volkslos macht und in dessen ungeheuren Kohlen- und Eisenbergwerken so viel Menschenmaterial verbraucht wird, daß sich der Strom der östlichen Auswanderer immer von Neuem dorthin ergießen kann!

Westfalen hat das hiesige Arbeitsverhältniß von Grund aus umgewandelt. Der Nationalökonom sagt: die Arbeiter ziehen sich dorthin, wo die höheren Löhne gezahlt werden. Gegen diese allgemeine Wahrheit habe ich nichts einzuwenden; allein wenn noch andere Faktoren für das Bleiben und Fortziehen der Leute bestimmend sind, so sind sie mir in der Praxis so recht bewußt geworden. Ich gehe von einem einzelnen Falle aus.

Hier auf diesem Gute sind zu Martini die Hälfte Leute fortgegangen. Ich habe herumgefragt; überall nur eine Antwort: „Der Herr hat an dem Abzug der Leute die Schuld.“ Dabei giebt man sie ihm weniger darin, daß er nicht zur rechten Zeit zugelegt hat, sondern darin, daß er die Leute, die ihn wegen der Zulage sprechen wollten, nicht vor sich gelassen hat. Er glaubt sie durch ein „Sichverstecken“ bis über Martini hinhalten zu können; doch die Leute fühlten sich dadurch, daß sie nicht für werth gehalten wurden, das Angesicht ihres Herrn zu sehen, beleidigt, und was zuerst ein ungewisser Plan war, gewann durch dieses Verhalten feste Gestalt: die Hälfte erneuerte ihren Kontrakt nicht mehr. Ein alter Vogt hat zu mir gesagt: „Paar Liter Schnaps und ein gutes Wort hätten sie gehalten.“ Dieser Ausspruch aus berufenem Munde charakterisirt besser, als dickleibige Bücher klar zu legen vermögen, den Unterschied zwischen hiesigen ländlichen Arbeitern und Arbeitern aus der Großstadt, die organisiert sind und um Lohn und Arbeitszeit regelrecht kämpfen. Als nun der Herr sah, daß er so nichts ausrichten konnte, legte er zu und ließ den Leuten sagen, er würde ihnen neue Wohnungen bauen. Nun wären die Deputanten gern geblieben, wenn sie nicht schon Alles für das Ueberniedeln nach Westfalen vorbereitet hätten; sie hatten das Hausgeräth und auch ihre Ruh verkauft.

Hier, wie in den meisten Fällen, wenn es nicht die Ueberbildung der Güter ist, die es den Besitzern unmöglich macht, den Ansprüchen der Leute zu genügen, bildet der „unmoderne“ Herren-

geist die Gefahr für die Entvölkerung dieser Gegenden. Ich sagte früher, der Herr ist hier noch immer der Herr; er ist es leider noch viel zu viel: er kann sich nur schwer in die Gedanken finden, daß er mit den Wünschen der Leute auch zu rechnen hat und daß er nur herrschen kann durch Klugheit, nicht mehr durch Gewalt. Er untergräbt seine Autorität, indem er zuviel verlangt, und erst recht dann, wenn er in der für ihn bösen Erfahrung, daß die alten Herrenmittel nicht mehr wirken, ängstlich wird und gegen das Eindringen des modernen Geistes Thüren und Fenster schließt. Dann scheut sich der Besitzer in persönlichen Verkehr mit seinen Leuten zu treten, unterstützt von der hier traditionellen Ansicht, daß es nicht fein sei, sich zu viel mit den Leuten einzulassen; er wird ihnen immer fremder, er weiß sich weder in die durch die allmächtige Zeit veränderten Lebensanschauungen des Landvolks zu finden, noch kennt er die erst durch diese veranlaßten Wünsche und Bedürfnisse. Nur zu geneigt ist er, alle an ihn herantretenden Forderungen, weil er deren Wurzel nicht bloß legen kann, als Anmaßungen und Frechheiten, besten Falls als Einwirkungen von Wühlereien und Aufreizungen zu betrachten, von denen er sich aber, weil er fern steht, kein richtiges Bild machen kann. Den Zusammenhang mit seiner Wirthschaft erhält er dann nur noch mit seinen Inspektoren und Bögten.

Wenn der Oberinspektor ein genügend gebildeter und pflicht-treuer Mann ist, so ist das kein Fehler; meistens wirkt aber die Landwirthschaft, besonders auf minderwerthigen, verschuldeten und kleineren Gütern nicht so viel ab, um eine gute Kraft bezahlen zu können; treten an Stelle einer solchen minderwerthige Inspektoren und ungebildete Bögte, so kann sich der Herr auf diese Elemente gar nicht verlassen.

Im Allgemeinen hat der Inspektor, der täglich mit den Leuten zusammenarbeitet, vielmehr Verständniß für deren Sinnesart und Bedürfnisse als der Herr, der das nicht thut. Er ist ja auch bei Aufbesserung der Löhne und des Deputats nicht mit seinem eigenen Beutel theilhaftig und ist daher stets zur Hebung der Lebenslage der Arbeiter geneigt, zumal da er von jener Aufbesserung seine eigene erhofft; auch ist es sein Interesse stets, fleißige und zufriedene Arbeiter zu haben: denn er ist dem Gutsherrn für die Arbeit verantwortlich, und befriedigt sie letzteren nicht, so fällt zuerst auf ihn die Schuld. Heute, wo eine beständige Aufbesserung der Lebenslage der Arbeiter Platz gegriffen hat, ist der Streit um

vortheilhaftere Arbeitsbedingungen zwischen Gutsherr und Inspektor ein permanenter geworden. Oft werden gute Inspektoren entlassen, die darin nicht nachgeben wollen und in den Geruch gerathen, es mit den Leuten zu halten, und machen Anderen Plak, die dem Herrn zum Munde reden.

Hier bin ich auf den Punkt gelangt, von dem man aus leicht begreift, wie schädlich das Sich-zurückziehen des Gutsherrn von der Wirtschaft auch für das Arbeitsverhältniß sein kann. Unzuverlässige, aber schlaue Inspektoren und Bögte hoffen dadurch, daß sie dem Herrn Recht geben, auf persönlichen Vortheil. Sie haben auch ein heimliches Ergötzen, sich an den Klengsten des Herrn zu weiden und malen ihm die Zustände unter dem Arbeitsvolk so schwarz wie möglich aus.

Ich kenne einen interessanten Fall, wo der Vogt des Gutes dem Herrn gegenüber beständig von Streikgefahr redet, die durchaus nicht vorhanden ist. Er weiß dabei die Rede zum Schluß so schlau zu lenken, daß er dem Besitzer Glauben macht: er, der Vogt, habe nur die Leute abgehalten, sonst hätten sie schon gestreift. Er mag dann für seine unbezahlbaren Dienste einen klingenden Lohn einstreichen; ist er aber wieder unter den Leuten, so beklagt er sich über den Herrn und spricht mit großem Behagen von den Kohlenstreiks, und daß hier doch auch so etwas Noth thäte.

Ich sagte wohl: „Eine Streikgefahr liege hier nicht vor.“ Damit will ich nur gesagt haben, daß den ökonomischen und sozialen Verhältnissen entsprechend ein Streik nicht zu erwarten ist, es könnte ja wohl hie und da eine den Zuständen widersinnige lokale Arbeitseinstellung zur Erntezeit durch Aufreizungen, vielleicht durch die des Vogtes, von dem ich sprach, entstehen; ich glaube nicht einmal daran: denn Alle, die eine Hoffnung auf höhere Lebenshaltung haben und den Wunsch in der Brust, unabhängiger im Handeln zu sein, ist Westfalen das Leitbild, woran ihre Phantasie sich klammert, und sobald es ihnen möglich, führen sie die Ueberfiedelung aus. Der Tummelplatz des Arbeitskampfes ist nicht der Osten, sondern der Westen. Der Destler streift nicht in seiner Heimath, er streift da, wo Organisationen sind, da, wo das ergiebigste Feld ist, im Westen.

Zurück bleiben nur diejenigen Elemente, die nicht fähig sind, sich aufzuraffen, die zu stumpf, zu faul, zu geistesträge sind, um mit dem Wunsch der Lebensaufbesserung, den sie ja auch haben, ernst zu machen. Solange deshalb der Westen und die Großstadt

die Ventile des Ostens für Lebensmuth und Uebermuth sind, ist wohl an eine Streikgefahr auch in diesen Gegenden nicht zu denken.

Das kann ein schwacher Trost für die Besitzer des Ostens sein, allerdings ein sehr schwacher. Mir sagte ein Baumeister aus einem kleinen Landstädtchen: „Das Streiken ist gar nicht so schlimm, viel schlimmer ist, wenn man keine Arbeiter bekommt, man mag thun, was man will. Ich wünsche mir die Zustände im Westen.“

Die Beziehungen von Stadt und Land sind sehr eng, weil die Stadt als Landstadt an dem Gedeihen der Landwirthschaft den größten Vortheil hat. Unter der schleichenden Agrarkrise leiden die Landstädte mit. Am besten geht es noch den Bürgern, die ihr Leben auf Land- und Stadtwirthschaft gestellt haben; diejenigen, die nur Krämer oder Gastwirth oder Handwerker sind, verarmen bei dem Niedergang des Großgrundbesitzerthums und bei dem Fortzug der Leute immer mehr, weil ihnen die Kundenschaft fehlt, so daß sie auch schon fortziehen. Diejenigen, welche Arbeiter gebrauchen, bekommen sie oft noch schwerer als die Landbesitzer. Der Baumeister, dessen Aeußerungen ich wiedergab, beschäftigt sich jetzt mehr mit Wälder-Ankauf und Verkauf.

Ja, woher Leute hernehmen? so fragt Jeder dort, der welche braucht.

Zeit dem Fortzug einheimischer Arbeiter hat man es mit Fremden versucht. Schon noch ehe die moderne Leutenoth anhub, kamen besonders, zur Zeit der Kartoffelernte, viel Polen über die Grenze; heute muß man sich mit ihnen auf vielen Gütern beständig behelfen.

Sie sind aber sehr unzuverlässige Arbeiter, sie gleichen unruhigen Zugvögeln, die nicht einheimisch werden. Ein junger Besitzer sagte zu mir: „Nun habe ich es auch mit den Polen versucht, bin aber dabei sehr schlecht weggekommen. Zum Frühjahr, als ich sie annahm, waren sie ganz ausgehungert und so schwach, daß sie nichts leisten konnten. Bis zur Ernte habe ich sie satt gefüttert. Dann aber, als sie was leisten sollten, liefen sie fort. Ich bemühe mich nun um den Zuzug einheimischer Arbeiter von anderen Gütern, ich habe sie auch besser gestellt, doch wer weiß, wie lange sie bleiben, denn Westfalen steckt ihnen zu sehr im Kopf.“

Wo waren nun jene ausgerückten Polen geblieben? — Nach

den neuesten Gesetzesbestimmungen sollen ja ausländische Arbeiter, die den Kontrakt brechen, ausgewiesen oder auf die alte Arbeitsstelle zurückgeführt werden. Diese Bestimmungen werden schwer in die Praxis zu übertragen sein. In diesem Falle hat man von ihnen keine Spur in der Umgegend gefunden. Wahrscheinlich ist, daß sie sich genug verdient hatten, um weiter nach Westpreußen oder Posen in die Zuckerrübengegenden zu ziehen, wo sie mehr verdienen und auch mit den Zuckerrüben nicht so schwere Arbeit haben wie mit dem Getreide zur Erntezeit. Viele gehen dann noch weiter nach dem Westen, nach Sachsen oder sogar bis nach Westfalen in die Industrie. Sie machen überall Arbeitsstation, und wo es ihnen am besten gefällt, dort lassen sie sich nieder, bis sie ausgewiesen werden und kommen nächstes Jahr wieder. Ein großer Theil beachtet aber die Ausweisungen nicht, auch an der Grenze kommt es vor, daß sie über den Termin hinaus bis ins nächste Jahr hinein bleiben. Die Gesetze sind ja dazu da, daß sie übertreten werden, und die Lokalbehörden sind in der Auffassung dieser Dinge nicht sehr streng. Sie werden dabei auch durch die allgemeine Landesstimmung beeinflusst, die bekanntlich dahin gerichtet ist, die Grenze bei den heutigen Verhältnissen ganz zu öffnen.

Weil die Polen nun so unzuverlässig sind, hat man es in den letzten Jahren mit Galiziern versucht; das Angebot von überflüssiger Arbeitskraft in Galizien, durch Agenten bekannt gemacht, führte dazu. Auf einem großen Gute dieser Gegend arbeiten fast nur noch Galizier. Da man sich auf die Agenten nicht verlassen kann, die statt Männer vierzehn- bis fünfzehnjährige Knaben hereinführen, hat es der Herr dort so eingerichtet, daß ein zuverlässiger Beamter selbst nach Galizien fährt und Leute holt. Muß dann der geholte Transport, wenn die Arbeitszeit um ist, wieder in die Heimath zurück, so fährt der Beamte gleich mit, um sich neue Leute zu besorgen: so findet ein beständiger Wechsel von Arbeitskraft statt. Solche Versuche sind ganz neu, man hat damit noch nicht die nöthige Erfahrung gemacht. Es hieß wohl, die galizischen Frauen arbeiteten besser als die unsrigen, — das ist ja auch nicht wunderbar, da, wie ich das dargelegt, die einheimischen nur noch selten zur Arbeit gezogen werden —; in letzter Zeit habe ich doch meist die Ansicht gehört, die Galizier seien wohl etwas besser als die Polen, doch weit schlechter als die unsrigen;

im Ganzen kämen sie auch weit theurer zu stehen. Auf einem anderen Gute, wo man es mit ihnen versucht hat, sind sie auch fortgelaufen.

So ist das Arbeitsverhältniß hier ein sehr ungünstiges; ein Oberinspektor sagte zu mir: „Wir sind hier nur noch Kleinkinderbewahranstalt, Kranken- und Alterspfleger. Haben Sie hier noch stramme Kerle gesehen? — Ich nicht.“

Darin, daß der Osten dem Westen die Arbeiter aufzieht, kann man seine Leistungsfähigkeit für das Gesamtwaterland, die jetzt sehr unterschätzt wird, nicht hoch genug einschätzen. Kaum, wenn die jungen Leute eingeeignet sind und ein Jahr auf dem Gute gearbeitet haben, gehen sie nach dem Westen. Was haben aber diese jugendlichen Auswanderer dem Lande nicht bis dahin gekostet? — und was kosten sie dem Lande ferner, wenn Viele als krank und unbrauchbar zurückkommen! — Von diesem Gesichtspunkt aus in Zusammenhang mit dem Erziehungs Gesichtspunkt, daß es immer nicht gut ist, wenn junge Leute zu früh in die Fremde gehen, wäre eine kleine Einschränkung der Freizügigkeit nicht ungerecht, wenigstens müßte der junge Mann bis zu seiner Militärpflicht, das Mädchen auch bis zum zwanzigsten Lebensjahr im Lande bleiben. Auch die Stornzölle, die der Westen dem Osten bezahlt, sind nicht ungerecht, wenn man die Erziehungskosten des Arbeitsvolkes rechnet, welches ganz jung die Heimath verläßt und in die Industrie geht. Allein Sünden der Herrenschicht haben doch erst die Auswanderung in diesem hohen Maße möglich gemacht; das sieht man auch mehr und mehr selbst ein.

Zu mir sagte ein junger Besitzer: „Früher, als die Leute bei uns bleiben mußten, haben wir sie doch zu schlecht behandelt. Wenig damals ein Kerl kam und wollte nach dem Markt gehen und hatte das Maul kaum aufgemacht, so hörte man ihn nicht an und schmiß ihn einfach heraus. Solche Behandlung rächt sich jetzt.“

Ein wahres Wort, das die Theoretiker auch nie beachten, denn sie reden stets von Verschärfung der Gegensätze, die zu ihrem „Ideal“ hintreiben muß, ist: jede Zeit bildet ihre Leute; und ein großer Umschwung zum Besseren ist auch in diesen abgelegenen Gegenden nicht zu verkennen.

Als ich vor sechs Jahren hier war, wurde ich von den Besitzern, wenn ich meine Ansichten über die soziale Frage entwickelte, für

einen verkappten Sozialdemokraten gehalten. Wenn ich heute von höheren Löhnen und besseren Wohnungen spreche und die Herren besonders darauf hinweise, daß es in ihrem Interesse liege, alles zu thun, was irgend möglich, um ihre Leute zu halten, so finde ich überall geneigte Ohren, mit Ausnahme einiger alten Herren — die die neue Zeit nicht verstehen können noch wollen.

Ein Besitzer sagte zu mir: „Wenn es mir irgend möglich ist, bei den schlechten Zeiten für meine Leute mehr zu thun, thue ich es gern, wenn ich mich nur dabei halten kann. Aber was sagen Sie dazu: vor sechs Jahren erhielt der Pferdeknecht 90 Thaler, heute erhält er 130 Thaler. Der Deputant erhielt im Winter 25 Pfennig, im Sommer 30 Pfennig, heute bekommt er im Winter 40 Pfennig, im Sommer 50 Pfennig auf den Tag, dazu ist das Deputat durchschnittlich um 25% gestiegen. Und sehen Sie sich meine neuen Familienhäuser an, aber die Leute sind noch immer nicht zufrieden. Das Zulagen hört doch einmal auf.“

Ich antwortete ihm: „Leider verabsäumten es heute die Besitzer ihren persönlichen Einfluß bei den Leuten geltend zu machen, so daß sie den Klügsten unter ihnen, die schon oft in Verbindung mit agitatorischen Agenten ständen, gehorchten. Zulage allein half nichts. Wo der Agitator mehr Einfluß habe, als der Arbeitsherr, werde stets Unzufriedenheit vorherrschen.“

Und wäre es wirklich ein Segen für das deutsche Volk, wenn den Abzug der Leute nichts aufhalten könnte?

Theoretiker, die nur eine Musterkultur im Kopfe haben, setzen sich über alle gegebenen Hindernisse der Volkswirtschaft und der Menschennatur leicht hinweg; sie deduzieren: durch den Abzug von Arbeitskräften wird es dem Großgrundbesitzer, dem Reaktionär, dem Hinderer modernen demokratischen Lebens unmöglich, zu bestehen — er wird vom modernen Geist hinweggepusht, anstatt seiner werden dann überall zwischen Elbe und Memel Bauern sitzen.

Was aber dazwischen liegt, bis diese Zustände möglich werden, und ob sie überhaupt einst möglich sein werden, das berücksichtigen sie nicht.

Nun aber ist zu bedenken, daß sich derartige große Besitzthumswandlungen nicht mit einem Schlage, auch nicht in einem Menschenalter friedlich vollziehen können. Die Bauern müssen erst da sein, die das Land besiedeln sollen und wollen. Damit sieht es aber heut zu Tage nicht so glänzend aus, wie sich das die Theoretiker

vorstellen; die General- und Ansiedelungskommissionen können nicht genug brauchbare Leute finden: die aufblühende Industrie absorbiert alles Menschenmaterial, selbst der Gutstagelöhner, wenn er auch etwas zurückgelegt hat, will in der Regel kein Rentenquä, sondern geht nach Westfalen. Vielleicht fühlt er auch dabei seine Schwäche, daß, obwohl er die landwirthschaftlichen Arbeiten versteht, ihm es doch an Intelligenz fehlt, um eigenen Besitz zu mehren: vor allem mangelt ihm die Schule des selbstständigen Unternehmers, er versteht nicht zu rechnen. Bei höherer Kulturstufe würde sich der Arbeiter leichter in das Unternehmertum einleben, heute gelingt es wohl nur von Natur sehr begabten Leuten, den Mangel an Unternehmerbildung zu überwinden.

Ein Beispiel mag das illustriren: Ein Besitzer, dem das Wasser bis an den Hals stand, parzellirte mit Hilfe eines Juden sein Gut. Er verkaufte den Morgen bis zu 200 Mark. Das Gut war so heruntergekommen, daß der Morgen, nicht gerade der beste Boden, in einer abgelegenen Gegend mit 125 Mark über bezahlt wäre. Zwei Deputanten von einem benachbarten Gute wollten sich selbstständig machen; sie zahlten an, und erst nachher kamen sie durch Vorstellungen Klügerer dahinter, daß sie über's Ohr gehauen worden waren. Sie ließen nun das Geld verfallen. Einer von diesen ist schon in Westfalen, der Andere arbeitet noch auf dem Gute.

Solange wir nun die Großgrundbesitzer des Ostens als Getreideproduzenten nöthig haben, wird ihnen jeder verständige Volkswirth die nöthigen Arbeitskräfte nicht absprechen wollen; ohne diese können sie das Land nicht intensiv bewirthschaften, die Produktion muß zurückgehen und damit der Nationalwohlstand Deutschlands; auch wächst die Gefahr, daß wir im Kriege im Getreideverbrauch noch abhängiger vom Ausland werden, als wir es jetzt schon sind.

Und die Leute selbst, die ihr Bündel schnüren, die Heimath verlassen und nach Westfalen ziehen — was haben die davon?

Gelangen sie auf eine höhere Kulturstufe? —

Wenn man nur auf die ökonomischen Theoretiker hören wollte, die das ganze Leben abhängig machen vom höheren oder geringeren Verdienst, so müßte man mit „Ja“ antworten; ich erinnere aber an die germanischen Völkerschaften, die zur Zeit der Völkerwanderung in Italien, auf dem Balkan und in Afrika ihr Grab fanden. Aehnliches, wenn auch nicht Gleiches, geschieht mit den

östlichen Auswanderern: der hohe Verdienst, die lockenden Vergnügungen, die städtischen Sitten und Unsitte können sie nicht vertragen, meist alles verkommene Volk in den Großstädten und in den Industriebezirken ist aus dem Osten. Ein gewöhnlicher Mensch ist nicht im Stande, Kulturstufen zu überspringen; es sei denn, daß der Mensch ein Akrobat des Geistes und der Sittlichkeit ist, so kann er den Sprung in die Hochkultur ohne Uebergang wagen. Aber wie viele Solche giebt es? —

Der Sprung in die Kultur der germanischen Völkerschaften war allerdings ein größerer, denn sie kamen aus der Barbarei in eine Kultur, die noch verfaulter als die unsere war. Doch bezweifle ich, daß das Fortkommen der Dichter in der unserigen sich günstiger gestaltet, wenigstens von der moralischen Seite aus gesehen. Denn die Germanen mußten sich in den fremden Ländern stets ihrer Haut mit dem Schwerte wehren. Das höchststehende dieser Naturvölker, das ostgothische, ist ja, wie bekannt, nicht durch Verweichlichung untergegangen, sondern aus Mangel an Zahl dem oströmischen Kaiserreich gegenüber. Dieser Gewaltkampf um die Existenz fällt bei der modernen Völkerwanderung fort; die Streikkämpfe bilden doch zu dem Kampfe auf Leben oder Tod nur ein minderwerthiges Äquivalent der Kampfanspannung: Das *Toujours en vedette* kann ein ganzes Volk gesund erhalten. Von diesem haben wir ja Gott sei Dank auch noch etwas in Form der Dienstjahre beim Militär, sonst würde es noch viel schlechter mit der Gesundheit des Industrievolkes stehen. Andererseits hat man, wie von kompetentester Seite in diesen Jahrbüchern (Juli-Heft) dargelegt worden ist, gar keinen Grund, sich darüber zu wundern, daß viele Industriebezirke mehr und kräftigere Soldaten liefern, als viele landwirtschaftlichen. Ein gut Theil Soldaten, die in Westfalen ausgehoben werden, sind im Osten erzogen worden und haben erst paar Jahre die Freuden des Industrielbens genossen: in der modernen Völkerwanderung entbehrt der Streit um die Bevorzugung der Landwirthschaft oder der Industrie in Bezug auf Rekrutenlieferung jeder realen Unterlage.

Und doch kann sich jeder Städter leicht überzeugen, dadurch, daß er selbst den Aufenthalt in der Stadt mit dem auf dem Lande vertauscht, daß das Leben auf dem Lande gesünder ist. Für den Landbewohner aber, der das Leben auf dem Lande gewöhnt, ist die Großstadt noch viel unzuträglicher als dem Großstädter. Auch die Jugend der höheren Stände verkommt im Studenten- und

Offiziersleben dort weit eher, wenn sie vom Lande stammt. Wieviel mehr muß das der Fall sein mit dem unkultivirten östlichen Landarbeiter, der den Sprung in die Hochkultur ohne Uebergang macht!

Nur in dem Interesse der Leute selbst liegt es, in ihrer Heimath, da, wo sie mit ihrem ganzen Sein wurzeln, allmählich die Kulturleiter in die Höhe zu steigen. Das würde auch für die Besiedelung des Ostens von großem Vortheil sein: aus intelligenteren Landarbeitern lassen sich leicht Bauern machen, aber schwerlich aus den intelligentesten Industriearbeitern.

Auf diesen Standpunkt gelangt man, wenn man frei von jeder ökonomischen, sozialen oder politischen Theorie, den Menschen nur als Menschen betrachtet und daran denkt, was ihm dienlich ist.

China in der Weltgeschichte.

Von

Albrecht Wirth.

I.

Als Columbus nach Westen fuhr, war die Herrschaft der Europäer auf etwa $\frac{1}{15}$ der Erde beschränkt; jetzt umfaßt sie, unmittelbar oder mittelbar, gut $\frac{4}{5}$. Bevor es aber den Europäern gelungen ist, den ganzen Erdball sich unterthan zu machen, haben sich zwei Kräfte erhoben, die dazu bestimmt scheinen, den Siegesgang der Westmächte nicht nur zu hemmen, sondern ihn in Rückzug zu verwandeln. Das ist der Panislamismus und der chinesische Nationalismus. Da das Islamhumeanismus noch keine allgemein anerkannte Spitze gefunden hat, denn der Türken Sultan wird weder von den Schiiten, noch von Marokko anerkannt, und dasselbe außerdem nicht auf einem einzigen Volkstum ruht, sondern von vielen Rassen getragen wird, so ist in der chinesischen Bewegung, die sich auf eine straffe Organisation und eine im Wesentlichen einheitliche Nationalität stützt, der gefährlichste Feind abendländischer Macht zu erblicken.

Fürwahr, ein ungeheures Schauspiel, das vor unseren staunenden Blicken sich entrollt. Das Reich der Mitte, das vor wenigen Jahren von dem kleinen Japan so gründlich aufs Haupt geschlagen wurde, es erhebt sich jetzt, der ganzen Welt zu trotzen. Die erbittertsten Feinde unter den Mächten und solche, die bisher lau oder gleichgültig zu einander standen, sie haben sich zusammen verbunden, um den ostasiatischen Riesen zu bekämpfen. Der alte Dreibund von Deutschland, Rußland und Frankreich ist erneuert, um gemeinsame Interessen im fernen Osten wahrzunehmen; dazu

stößt der einstige Gegner, England, dazu ferner die Theilhaber am europäischen Dreibund, Oesterreich und Italien, dazu endlich die Vereinigten Staaten von Amerika, die bisher jegliches Zusammengehen mit Fremden verschmähten, und, was am aller-sonderbarsten ist, Japan. Dasselbe Japan, das noch unlängst, unter Führung des genialen Prinzen Konoye, engste Freundschaft mit China und mit ihm vereint gemeinsame Vertheidigung gegenüber europäischen Uebergriffen anstrebte. Es ist dies offenbar eine Lage, die in der ganzen Weltgeschichte noch nicht vorgekommen ist. Entfernte Aehnlichkeit damit hatte allerdings die Beschießung von Nagoshima im Jahre 1861, bei der französische, britische, amerikanische, russische und holländische Schiffe mitwirkten. Daß aber der Besiegte von Nagoshima, daß Japan sich nunmehr seinen ehemaligen Feinden bei der Beschießung von Tsuku angeschlossen hat, das ist vielleicht das Wunderbarste von den vielen Wundern, die wir jetzt erleben.

Das Eine ist jetzt schon gewiß, daß die Ereignisse in Tientsin und Peking an Bedeutung selbst den Burenkrieg übertreffen. Da Deutschland, das in Südafrika nicht oder nur wenig eingegriffen hat, in Ostasien eine der ersten Rollen zu spielen sich ansieht, so ist es von der äußersten Wichtigkeit, sich über die Lage in China klar zu werden. Auf dem Kongokongress, in Schimonoseki und auch in der Samoafrage haben im Wesentlichen die Diplomaten entschieden: jetzt ist der erste Fall, da wir mit kriegerischer That Weltpolitik treiben. Da wollen wir doch wissen, für was wir fechten. Nun ist hier die Aussicht auf die Zukunft völlig verarramt; aber auch eine Erkenntniß der chinesischen Gegenwart ist mißlich und fast unmöglich, weil die Entwicklung, die zu den jetzigen Zuständen geführt hat, weil die Vergangenheit uns noch ein Buch mit sieben Siegeln ist.

Nichts hat die Auffassung ostasiatischer Verhältnisse mehr gehindert und gestört, als das Dogma von dem hohen Alter der chinesischen Kultur und des chinesischen Staates. Das Dogma ist nicht nur den Abendländern, sondern auch den Chinesen selbst verderblich. Die Vorer sind überzeugt, daß die Bildung ihrer Heimath ein, ja mehrere Jahrtausende älter sei als die Europas*); das

*) Zu den Gesprächen mit Voren, die in der deutschen Presse wiedergegeben waren, siehe hier eines aus dem *Matin* vom 29. 6.:

— *Voyez-vous, monsieur. la civilisation occidentale est une belle chose, mais c'est encore une chose neuve. Elle a tout le généreux et tout*

wiegt sie in den Wahn einer unendlichen Ueberlegenheit, das hält sie von den Pfaden neuzeitlichen Fortschrittes zurück. Wir dagegen glauben, daß China schon seit Urzeiten dieselbe Kultur gehabt habe, verknöchert und altersschwach sei und daher nicht mehr in der Lage, sich erfolgreich gegen unseren Andrang zu wehren. Ich habe zwar schon einmal in diesen Jahrbüchern (April 1899) den Werdegang der Chinesen und das vermeintliche Alter ihres Reiches besprochen, komme indeß darauf zurück, um meine Ansicht noch schärfer hervortreten zu lassen und sie zugleich durch neue Beweise zu stützen. Wenn es sich dann ergibt, daß die ostasiatische Kultur jünger als die vorderasiatisch-europäische und daß China nicht am Ende, sondern vielmehr am Anfang seiner Blüthe steht, so wird das gegenwärtige Auftauchen des Nationalismus nothwendig in einem neuen und wahrscheinlich unerwarteten Lichte erscheinen.

Die Chinesen haben zweimal ein Schicksal erduldet, das durch einen unheilbaren Riß sie von der Vergangenheit schied. Im Jahre 770 v. Chr. ward ihre Hauptstadt von nördlichen Barbaren zerstört, die dann mehrere Jahrhunderte über das damalige China herrschten, und ein halbes Jahrtausend später wurden sämtliche Bücher von einem einheimischen Kaiser vernichtet. Diese Thatfachen allein machen alle Berichte über angebliche Ereignisse des zweiten und dritten Jahrtausends unglaubwürdig. Einheimische Gelehrten haben das selber anerkannt.*) Szema Kwang, der zuerst die Zeitrechnung der vaterländischen Geschichte festlegte, und zwar im 11. Jahrh. nach Chr., beginnt mit 424 v. Chr. Offenbar wurden ihm

le pétillant des vins jeunes; elle n'a pas cette saveur onctueuse, ce parfum assagi des vins longuement mûris en bouteille. Nous autres, que vous qualifiez de sauvages, quand vous êtes de bonne humeur, et de barbares, quand vous êtes en colère, nous avons tout simplement une civilisation plus ancienne que la vôtre. Nous avons au moins mille ans de bouteille de plus que vous. . . Tous les alliages frelatés que vous possédez encore: agitation faite d'ambition, soif de dominer, faim de conquérir, nous les avons possédés comme vous, mais nous les avons dépouillés.

Nous aussi, nous avons connu les ardeurs de la croyance et les découragements du doute. Nous aussi, nous avons eu nos fanatiques, nos réformateurs et nos martyrs. Nous aussi, nous avons eu nos inventeurs: nous fabriquions déjà de la poudre quand vous tiriez encore des flèches, et nous imprimions déjà des livres quand vous écriviez encore sur des parchemins.

Auch der jüngste Weltgeschichtschreiber, Graf Morf von Wartenburg, sagt: „Mit China und Indien ist wohl die pazifische Welthälfte die älteste Kulturwelt gewesen, aber seit nunmehr viertausend Jahren steht im Vordergrund die atlantische Welt“ (Weltgesch. in Umrissen 370).

*) Zum folgenden vgl. Faber und King'smill im Journal China Branch Asiatic Society 1890 S. 152 ff.

darob Vorwürfe gemacht, denn später setzte er den Anfang in das Jahr 840 v. Chr. Konfuzius selber wußte von seiner engeren Heimath, vom Staate Su, kein früheres Datum, als das Jahr 722. Die so gewonnenen Ansätze werden theils bestärkt, theils noch weiter heruntergedrückt durch die einschneidende Kritik, die der Deutsche Faber an der Entwicklung der chinesischen Schrift geübt hat. Faber ist der Meinung, daß erst um 800 v. Chr. phonetische Schriftzeichen aufkamen, während der (allerdings gelegentlich phantastische) Engländer Mingsmill dafür hält, daß selbst zur Zeit des Konfuzius nur Ideogramme, nicht besser als die Quipos von Peru, im Schwange waren. Noch 541 v. Chr. schickte der Fürst von Tschau einen Gesandten zu einem benachbarten Duodezstaat, um dort ein Gedicht anzuhören und darüber zu berichten — ein ziemlich klarer Beweis dafür, daß die Schrift noch kaum entwickelt war. Wie bei den Druiden ging die Ueberlieferung mündlich vor sich. Welches Mißtrauen die ostasiatischen Philosophen aber gegen die Ueberlieferung hegten, das enthüllt ein Spruch des Mencius: „Besser kein Schu-king, als rückhaltslos daran glauben!“

Nachdem so die Schlacken weggeräumt, wird die Bahn für die Ueberzeugung frei, daß die chinesische Kultur, die mit dem Y-king und dem Schu-king beginnt, beides Darstellungen eines höchst dürftigen Urzustandes, erst um 500 mit Laotse und seinem jüngern und weit geringeren Zeitgenossen Konfuzius einen höheren Anlauf nimmt, und erst im zweiten Jahrhundert, nachdem Wuti das Einheitsreich sicher begründet, festere Formen erhält. Der kulturelle Höhepunkt fällt hier mit dem politischen zusammen. Nach Faber vermehrte sich der Bestand chinesischer Zeichen in dem Zeitraum von 200 v. Chr. bis 100 n. Chr. von 3000 auf 9353, die bei weitem bedeutendste Zunahme, die auf diesem Gebiet je stattgefunden hat.*) Zugleich dehnt sich das Reich vom Yangtse bis nach Tonking aus und vom Stillen Meer bis zum Aralsee, zeitweilig sogar das Kaspiische Meer berührend. In dieser Ausdehnung stößt das chinesische Imperium mit dem römischen zusammen.

Das verhältnismäßig späte Emporkommen der chinesischen Kultur erhellt auch aus der späten Erfindung der bedeutendsten Künste und Gewerbe.***) Zur Zeit des Konfuzius schrieb man noch

*) Um 800 v. Chr. gab es 1000 Zeichen, um 200 v. Chr. 3000, um 100 n. Chr. 9353, um 1150 n. Chr. 29000, um 1720 n. Chr. 44000.

**) F. Fa th, Ueber die lange Dauer und die Entwicklung des chinesischen Reiches. München 1861.

auf Bambusstäbe und Seide und bediente sich harter Griffel; erst um 200 v. Chr. ward Papier und Pinsel erfunden, und noch später der Pinsel zu seiner jetzigen Gestalt vervollkommenet. Die ersten sicheren Nachrichten von ostasiatischer Malerei, die übrigens auf weltliche Muster weisen, scheinen erst in die letzten Jahrhunderte v. Chr. zu fallen.*) Porzellan wurde zum ersten Male zur Zeit Christi in Honan angefertigt. Die Kunst des Glaschmelzens ward gegen 450 n. Chr. durch fremde Kaufleute aus dem Nordwesten eingeführt. Der Buchdruck ward gegen 600 n. Chr. erfunden und ein halbes Jahrtausend darnach besser ausgestaltet. Aehnlich die Entwicklung der Landwirthschaft und der Viehzucht. Die köstlichen Eigenschaften des Thees lernte man erst gegen 350 n. Chr. kennen, er ward damals einem kranken Kaiser als Arznei verordnet, und noch im sechsten Jahrhundert galt der Thee beim Volke als ein außergewöhnliches Laxsal. Die Gewinnung von Wachs fällt gar erst in die Mongolenzeit.

Zur Zeit des Konfuzius wimmelte Nordchina noch von Wild. Allmählich wich das Wild zurück, und auf weiten Latifundien tummelten sich ein halbes Jahrtausend später Pferde, Rinder und Schafe. Dann kam auch die Schafzucht ganz ab, und Pferde wurden seltener, wurden zum Luxus- und Paradedhier. Die großen Güter aber wurden zerpalten, dergestalt, daß jetzt bloß noch kleinste landwirthschaftliche Betriebe bestehen, bei denen durchschnittlich bloß 1³/₄ Acker auf die Familie kommt. Schweine-, Enten- und Fischezucht brachte erst die Mongolenzeit. Zuckerrrohr, das aus Indien eingeführt wurde, ist zuerst gegen 550 n. Chr. angebaut worden, während Raffinerien erst um 840 entstanden. Baumwolle, die schon bald nach Alexander von Indien nach Hellas gedrungen war, wurde in China erst nach 1000 allgemeiner. Tabak, jetzt unentbehrlich, ist erst durch die Weißen von Amerika nach Ostasien gebracht worden.

Nicht minder hat die wichtigste Entwicklung in Wissenschaft, Staat und Kirche erst nach Christus stattgefunden. Eine richtige Geschichtschreibung beginnt zwar schon 90 v. Chr. Die Naturwissenschaften erreichen indessen ihre erste Blüthe im achten Jahrhundert n. Chr. Die Ziffern werden in der Mongolenzeit aus Indien eingeführt. In derselben Epoche findet die Astronomie, deren Träger arabische Gelehrte, Einlaß und werden sprachliche

*) Firth, Weil. 3. Allg. 3tg. Juni 1900.

Studien stärker begünstigt. Neue wissenschaftliche Anregung, besonders in der Sternkunde, bringen dann die Jesuiten. Daß der Konfuzianismus nicht vor 200 v. Chr. und der Buddhismus erst seit 65 n. Chr. zur Herrschaft kam, ist bekannt. Jedoch hatten die Buddhisten so manchen Schicksalswechsel zu durchdulden. Um 575 wurde ihnen, sowie den Taoisten, jede religiöse Thätigkeit verboten und nach 845 brach eine Verfolgung der Buddhisten aus. Die Hierarchie der Taoisten bildete sich erst seit 1114 aus. Inzwischen hatte vom 7.^{*)} bis zum 14. Jahrhundert das Christenthum Einfluß. Im Staatswesen aber ist das jetzige System vollends nur wenige Jahrhunderte alt. Es handelte dabei sich vor Allem um den Kampf zwischen Feudalismus und Kaiserthum. Schiwoangti zerbrach die sechs Herzogthümer des Tschau und legte die ersten Grundlagen zum zentralisirten Einheitsstaat, zum Imperium. Es fehlt indeß nicht an Versuchen, den Feudalismus wieder herzustellen. Der erste Han mußte seine Generale mit Fürstenthümern abfinden. Die empörten sich, wurden besiegt und hingerichtet, die Lehen aber kaiserlichen Prinzen anvertraut. Später wurden die Lehen, unter Zurücksetzung entfernterer Glieder des Kaiserhauses, nur an Söhne oder Enkel des Monarchen gegeben, denen in der Folge kaiserliche Beamte zur Seite gestellt wurden. Ganz wie in der Ottonen- und Stauferzeit! Bei den Wirren der Türken- und Tunganseinfälle wurde das System mehrfach gewechselt. Bald erhielten die kaiserlichen Verwandten volle Zivil- und Militärgewalt, bald hatten sie, wie unter der ersten Sung-Dynastie (420—480), ihre Gewalt nur dem Namen nach. Wenn die Herrscher Lehen austheilten, so wurde diese leicht erblich, wie bei uns in Schwaben, Sachsen, Brandenburg; wenn sie keine begaben, so standen sie allein, was z. B. bei den Sung zum Sturz der Dynastie führte. Das Dilemma wurde zuletzt so gelöst, daß unter den Tang (rund 600—900) die Herzogswürde aufhörte, erblich zu sein, und China allmählich zu einer zentralistischen Bureaucratie umgestaltet wurde. Zwar wurden kaiserliche Prinzen noch weiter verwandt, aber seit dem Beginn der Mandschu ist ihr Ansehn nur titular, auch trafen die Mandschu die wichtige Maßregel, daß Titel und Einkünfte kaiserlicher Prinzen mit jedem Geschlechte sich um einen Grad verringern. So kommt es, daß heut zu Tage Prinzen in den niedersten Verufen angetroffen werden.

*) Das erste Datum, 631, also noch vor dem Datum des Steines von Singanü (635), für die Einführung des Christenthums giebt eine chinesische Quelle bei Parker, J. N. A. E. 1890 S. 295.

Viele Sitten der Chinesen, die wir für besonders bezeichnend halten, sind gar nicht besonders alt. Ihre Tracht und das Einschmüren der Füße stammt aus dem 9. oder (nach Anderen) dem 11. Jahrhundert. Stellen wurden anfänglich durch Gunst verliehen oder verkauft, erst um 1100 wurde das System der jetzigen Prüfungen eingerichtet. Der Zopf, ohne den wir uns den Bürger des himmlischen Reiches gar nicht denken können, ist durch die Mandschu zwangsweise eingeführt worden. Ähnlich könnte man für die Familie, für die Dorfverwaltung, für die Bodengesetzgebung,^{*)} für Kriegswesen und Handel nachweisen, daß die bedeutungsvollste Entwicklung nach Christus einsetzt oder gar nur wenige Jahrhunderte vor der Gegenwart zurückliegt. Wenn vollends die Chinesen selber sich Söhne Han's nennen, nach jener gewaltigen Dynastie, die 220 n. Chr. vom Thron stieg, so zeigt das mit großer Klarheit, daß von einem Volksthum nach unserem Sinne, einem Volksbewußtsein der Chinesen vor den Han keine Rede sein kann. Ich möchte behaupten, daß erst seit 600 n. Chr. ein solches Bewußtsein sich merklicher rege.

Die Erkenntniß von dem späten Anfang der ostasiatischen Kultur ist die Grundbedingung für die richtige Beurtheilung Chinas. Die zweite Stufe ist die Erkenntniß, daß China nicht seit Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden stillgestanden und verkümmert ist, sondern eine unablässige, niemals ruhende Entwicklung durchgemacht hat. Ich habe darüber im vorigen Jahre ausführlich gehandelt und habe hier nur nachzutragen, daß bereits der Münchener Akademiker Plath, dem wir das beste historische Werk über Ostasien, eine Geschichte der Mandschurei, verdanken, der Italiener Ferrari in seinem Werke „La Chine et l'Europe“ und Fürst Nchtomskij oder vielmehr sein Sekretär Brunnhofer** auf die Wichtigkeit einer derartigen Erkenntniß hingewiesen haben. Dazu ist drittens der Einfluß zu erwägen, den China auf die übrige Welt und den die Welt auf China gehabt hat.

Am Bosphorus ist eine starke Oberströmung, die das überschüssige Wasser des Schwarzen Meeres in das Mittelländische Meer überführt; entgegengesetzt verläuft eine Unterströmung, die das salzreichere, schwerere Wasser des Mittelmeeres in den Eurinus bringt. Ähnlich giebt es in der Geschichte eine Oberströmung der Kulturausdehnung und eine Unterströmung des inneren Kulturgehaltes. Die geschichtlichen Sonderströmungen laufen gelegentlich

*) Man kann das Nähere bei Plath a. C. nachlesen.

**) Orientreise des Großfürsten-Thronfolgers. II. 262.

in derselben Richtung, häufig aber auch entgegengesetzt. Wenn man bloß den inneren Kulturrückgang betrachtet, so wäre die Zeit von 600—900 eine Epoche bedenklichsten Rückschrittes; sobald man dagegen die äußere Ausbreitung der Kultur ins Auge faßt, so hätte man von einer Epoche größten Fortschrittes zu reden. Das Problem verwickelt sich dadurch, daß, während im Abendland die Kultur sinkt, verflacht und verödet, sie im Gegentheil in Ostasien und in den Ländern des Islams aufsteigt und sich vertieft.

Ich unterscheide vier Zeitalter der Weltgeschichte. Älteste Bildungen am Euphrat und Nil. Hiernach die klassischen Kulturen von Indien, Iran, Griechenland und Rom und die Zivilisationen von Syrien und China. Die Zone der alten Weltkultur erstreckt sich von 25°—45° N. und vom Tajo bis zum Hoangho. In der Zeit von Cäsar bis zur Annahme des Christenthums durch Rußland und Skandinavien dehnt sich jene Zone im Norden bis zu 60°, im Süden bis über den Aequator aus (Java, Sansibar). Der erweiterte Kulturürtel zieht sich im vierten oder ozeanischen Zeitalter über die ganze Erde. China tritt zu Ende des zweiten Zeitalters auf die Bühne. Es gründet ein Imperium, dessen westliche Interessensphäre bis zum Kaspisee reicht. Wenige Jahre später gelangen römische Feldherren nach Acherbeidschan. Ein Verkehr zwischen den beiden Imperien entwickelt sich, zugleich ein noch regerer und für die Betheiligten bedeutungsvollerer Verkehr zwischen Indien und Iran einerseits und Ostasien andererseits. Die politischen Geschehnisse Europas, Persiens und des Pendschabs werden durch die chinesischen Generale beeinflusst, während der Seidenhandel die wirtschaftliche Lage Roms verändert. China erhält von den baktrischen Griechen künstlerische und kunstgewerbliche Anregungen,*) von Iran edle Rasse und mehrere Industrien, von Indien den Buddhismus, das Zuckerrohr und mathematische Kenntnisse, von Syrien das Christenthum. Der einmal eingeleitete Verkehr ward dann von den Arabern und besonders wirkungsvoll von den Mongolen weitergeführt. Tausende von chinesischen Handwerkern wurden durch die Mongolen nach Bagdad verpflanzt und tausende von Christen, Juden und Mohamedanern kamen nach Ostasien. Der Gesichtskreis der Chinesen erweiterte sich, dank der vielseitigen Toleranz der Mongolen, ganz ungemein; er

*) Vielleicht sogar das Porzellan. Der Brüsseler Rechtsanwalt Joris hat in seiner schönen Sammlung einen Porzellanteller, der von Kennern für altgriechisch gehalten wird.

erstreckte sich bis auf Ostafrika, Marokko und Osteuropa. Jedoch der Glanz der Mongolen erblich. Unter den Ming schrumpfte das Reich zusammen und schloß sich gegen die Fremden ab. Das erste Anzeichen von Fremdenhaß war die Zerstörung der überaus zahlreichen Fremdenkolonie von Hangtschau am Ende des 9. Jahrhunderts. Die Ming trieben die Fremdenhetze im Großen. Sie vernichteten das Christenthum und verboten allen auswärtigen Handel. Durch solche Ausschließlichkeit ging das Land wirtschaftlich zu Grunde. Bürgerkrieg brach aus. Zuletzt bemächtigten sich die Mandtschu der Herrschaft. Sie dehnten dieselbe bis nach Nepal, an der Schwelle von Britisch-Indien, und bis Fergana und zum Amur, an der Schwelle Russisch-Asiens aus. So kam Osten und Westen Eurasiens wieder in Berührung.

Zwei Jahrtausende lang, von Wuti und Sulla bis zum Anbruch ausgedehnter überseeischer Siedlung, waren die beiden Imperien an den Enden des eurasiatischen Festlands die maßgebenden Faktoren der Welt. Das römische Reich und seine Erben im Abendland, das chinesische Reich im fernen Osten waren die Träger der Kultur, während Araber und Mongolen im Wesentlichen bloß vermittelten. Auch ist der Werdegang der beiden Imperien bemerkenswerth gleichartig und verläuft des östern parallel. Barbarische Nordstämme brechen in beide Reiche ein und werden allmählich von der höheren Kultur bezwungen. Im fünften Jahrhundert Zerfall und Verwirrung hüben wie drüben, darnach geordnete Doppelbildungen: halbbarbarische Reiche im Norden, Ausläufer der alten Imperien im Süden. Wiederum später Ueberwältigung Roms und Konstantinopels durch die „Franken“, Chinas durch die Mongolen; zuletzt Auslösung selbständiger Nationen. Inzwischen Wechselwirkung der beiden Imperien durch die von Ostasien ausgehenden Hunnen, Türken, Awaren*) und Mongolen.

Auf dem Boden und an den Rändern des Römerreiches begannen mit den Karolingern um 800 unabhängige Volksthümer zu entstehen. Die beiden Sprachen des Verdener Vertrages zeigen die Anfänge der bedeutsamen Entwicklung. Ein richtiges Nationalbewußtsein regt sich aber doch erst in der Zeit der Staufer. Genau so lösen sich in ungewissen Umrissen etwa im 9. Jahrhundert

*) Daß die Hunnen dasselbe Volk wie die Hingnu waren, wurde bis zur jüngsten Gegenwart bestritten, ist aber unlängst durch Hirth zur Gewißheit erhoben worden; daß die Awaren mit den Zwen-Zwen der chinesischen Quellen identisch, leugnen noch jetzt Marquart und Parker.

einzelne Volkheiten von dem ostasiatischen Hintergrunde los: Koreaner, Japaner, Siamesen gewinnen ein mehr oder weniger deutlich umschriebenes Sonderdasein. Ein lebhafteres Selbstbewußtsein ist jedoch nicht vor dem 12. Jahrhundert wahrzunehmen. Damals begann ein eigenes Schriftthum von Macht und Fülle wie bei Franzosen und Deutschen, so bei Koreanern und Japanern. Letztere behaupten allerdings, daß ihre ältesten Chroniken in der Landessprache schon um 700 niedergeschrieben worden seien, allein der Holländer Schlegel*), vermuthlich der hervorragendste Sinolog der Gegenwart, erklärt das für patriotische Fälschung. Nun weiter! Die nationale Bewegung ist durch Kreuzströmungen gestört und geschwächt, lange latent geblieben, um erst in der Neuzeit mit gesteigerter Kraft fortzufahren. In Europa wird sie durch den „Sturm und Drang“ und heftiger durch Napoleon zu erhöhter Wirksamkeit angetrieben; in Ostasien war es der Anstoß der Westmächte, der die schlummernden Kräfte weckte. Der Anstoß riß Japan mit sich fort und bewirkte die Wiederaufrichtung des nationalen Kaiserthums. Nicht minder erstreckte sich der Anstoß sofort auch auf China und erzeugte den Aufstand der Taiping, allein vorerst erwiesen sich die dynastisch-konservativen Truppen stärker als die der Volksrevolution, wie ja auch 1848 in Europa.

Der große Unterschied zwischen äußerstem Westen und äußerstem Osten war aber der, daß das Schwergewicht der Macht im Abendlande je länger, desto entscheidender nach dem Norden verlegt wurde, während in den Sonnenaufgangsländern es dauernd bei China verblieb. Es fehlte ja nicht an Versuchen der nördlichen Türken, Mongolen und Japaner, die Macht an sich zu reißen, allein diese Versuche sind sämmtlich zuletzt gescheitert. Andere Unterschiede ergeben sich aus der sozialen Entwicklung. Im Römerreiche verwickelten sich zunächst die Abstände zwischen Nobilität und Plebs, dann zwischen Römer und Nichtrömer, es galt bloß noch die Kluft zwischen Beamten und Nichtbeamten; hierauf aber wurden durch die Germanen neuerdings Standesabstufungen eingeführt, die sich bis jetzt behauptet haben. In China fand die gleiche Ueberbrückung der Klassen und Stände, die gleiche Annäherung und Ausgleichung zwischen Chinesen und Fremdvölkern

*) Young Bao 1898 S. 153 legt Schlegel das Nitongi gegen 1600 und weist ins Jahr 1644. Die Glaubwürdigkeit der japanischen Geschichte für Schlegel erst 1300 Jahre nach dem offiziellen Awaiz für den Aftado.

innerhalb des Reiches statt: dann aber wurde dieser Vorgang, statt Rückwirkung hervorzurufen und sich ins Gegentheil zu verkehren, immer weiter fortgesetzt und führte zuletzt zum Staatssozialismus. Allerdings auch hier nicht etwa sofortige Verknöcherung, sondern stets flüssige Entwicklung, die schon allein durch den Gegensatz der herrschenden Klasse zum Volk vom Erstarren behütet wurde. Noch unter den Tang gab es Herzöge, noch unter den zweiten Sung, die 1279 gestürzt wurden, gab es Adlige und Nichtadlige, die im nördlichen Theilreiche sich durch besondere Tracht zu unterscheiden hatten. Die Mongolen brauchten nur zwei Examen zu bestehen, um eine Stelle zu erlangen, die Chinesen drei. Noch jetzt klappt ein jäher Abgrund zwischen der Bourgeoisie, den leang, und der sogenannten natürlichen Familie, den tsien jin, Hausgefinde und Sklaven, und ist eine Heirath zwischen den beiderseitigen Ständen verboten. Im Uebrigen aber ist das Einzige, was eine soziale Gliederung bedingt, der Umstand, ob Einer zur Beamtenchaft gehört oder nicht und welchen Rang er in der Beamtenhierarchie einnimmt. Allein auch dies ist nicht von allzu großem Belang. Denn die Zahl der Reichsbeamten ist ungemein gering. Sie betrug in der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht mehr als 13 000. Die Erklärung dieser auffallenden Erscheinung liegt darin, daß das Volk in den unteren Kreisen sich selbst regiert, ähnlich wie bis vor kurzem der russische mir. Jedes Dorf bestellt, ohne Einmischung von oben, seine eigene Verwaltung, und selbst für eine Bevölkerung von 10 000 Seelen ist oft nur ein einziger kaiserlicher Beamter vorhanden. Und auch eine derartig weitgehende Demokratisirung hat den Chinesen noch nicht genügt. Ihre gefährlichsten Aufstände gingen aus dem Bestreben hervor, die noch vorhandenen Unterschiede gänzlich abzuschaffen, das Land zu „nationalisiren“, kurz, den reinen Staatssozialismus durchzuführen. Dieser verflachende Radikalismus, dieser Mangel an fördernder, fruchtbarer Wechselwirkung der Stände, der in schneidendem Gegensatz zu der farbenprächtigen, thatenfrohen Lebensfülle des aristokratischen Japans steht, er ist vielleicht das wahre Geheimniß der jetzigen Schwäche Chinas, namentlich der militärischen und kulturellschöpferischen Schwäche. Dagegen entspringt jener Gleichmäßigkeit der volklichen Gliederung eine bedeutende passive Widerstandsfähigkeit nach außen. Man kann die Chinesen nicht wie die Polen dadurch trennen, daß man die Bauern gegen den Adel aufhebt. Und man kann sie ihres Volksthums nicht berauben. Denn so

sehr auch die Chinesen durch sprachliche Klüfte und durch religiöse Spaltung geschieden werden, so steht ihnen doch stets ihr Volksthum in erster Linie. Es heißt, daß in den 18 Provinzen Chinas mehr als 18 Sprachen ertönen, die zum Theil mehr von einander abweichen als Englisch und Spanisch; es ist ferner bekannt, daß fünf Religionen im Lande walten, nämlich die Lehren des Laotse, des Konfuzius, Buddhas, Mohammeds und Christi, und man sollte meinen, daß derartige Abweichungen genüßten, um das festeste Volksthum zu zerstören. Allein die verbindenden Elemente sind noch mächtiger. Kein Sprachenhader entsteht, weil dem Chinesen das gesprochene Wort gleichgiltig ist, weshalb es auch keine Redner bei ihnen giebt; das geschriebene Wort aber wird überall verstanden. Religionszwiste entbrennen nur selten, weil der Chinese nicht sonderlich religiös ist und dermaßen tolerant, daß er es ganz gut vereinigen kann, heute im Tempel der Taoisten, morgen in dem der Buddhisten Anbetung und Opfer zu zollen. Dazu kommt die Einheitlichkeit der Tracht und die Einerteiheit von Sitten und Anschauung, kommt endlich die lange Tradition gemeinsamer Erfahrungen. So ist ein Volk entstanden, wie es geschlossener und in sich gefesteter auf dem Erdenrund kein zweites giebt.

Was aber diesem merkwürdigen Volke erst seine weltgeschichtliche Bedeutung verleiht, das ist seine ungeheure Masse. Die beispiellose Vermehrung der Chinesen hängt unmittelbar mit ihren Sitten und Gesetzen zusammen. Der Chinese heirathet sehr jung, und nimmt, wenn er keinen Sohn bekommt, sofort eine zweite und, wenn nöthig, eine dritte Frau. Er muß einen Stammhalter haben, der den Ahnendienst versieht. Der Hausherr ist sogar verpflichtet, für die rechtzeitige Verheirathung seiner Sklaven zu sorgen. Weiteren Vorichub thut der Volksvermehrung die Freizügigkeit und Gewerbefreiheit, vermuthlich auch die Militärfreiheit. Es besteht kein Paßzwang, keine Beschränkung des Assoziationsrechtes, mithin keine Erwerbsverhinderung. Auch bestehen keine triftigen Gründe wie bei uns, in gewissen Fällen die Heirath zu beschränken oder ganz zu verbieten. Die Folge dieser Zustände war eine ungemessene Zunahme der Bevölkerung, die nur durch Kriege, Hungersnoth und Ueberschwemmungen einigermaßen zurückgehalten wurde. Wir sind über diese Zunahme durch mehrfache Statistiken unterrichtet, die jedoch erst kritisch zu sichten sind, bevor sie brauchbar

werden*); es ist nämlich gar nichts Seltenes, daß eine Berechnung die doppelte Zahl einer gleichzeitigen Berechnung angiebt. Häufig entzogen sich die Leute dem Census, um nicht zum Kriegsdienst und zur Besteuerung herangezogen zu werden, oder es wurden Heimstätten statt Seelen gezählt oder aber die Zählung bezog sich bloß auf das halbe Reich, weil die andere Hälfte gegen die Regierung sich erhoben hatte. Immerhin geht das Eine mit Sicherheit aus allen Berechnungen hervor, daß gerade in den letzten zwei Jahrhunderten die Reichsbevölkerung phänomenal angeschwollen ist, und dies trotz des Taiping-Aufstandes, der 50 Millionen Leben gekostet haben soll. Von den zuverlässigeren Zählungen, die sich auf das eigentliche China beziehen, sind folgende bemerkenswerth:

1579	60 $\frac{1}{2}$ Millionen
1753	103 "
1792	307 "
1812	362 "
1900	400—423?"

Dazu die Nebenländer mit etwa 14 Millionen, wovon die Hälfte, nämlich die meist chinesirten Bewohner der Mandschurei**), ebenfalls den Kopfträgern zuzutheilen ist, und vielleicht 10 Millionen Chinesen des Auslands.***) Wie aus dem nationalen Erwachen des chinesischen Reiches, das mit den Taiping beginnt und jetzt in sein entscheidendes Stadium tritt, so geht aus dieser beständigen Bevölkerungszunahme mit zwingender Nothwendigkeit hervor, daß China nicht im Sinken begriffen ist, sondern sich im Gegentheil einem Höhepunkte seiner Geschichte nähert.

II.

In der äußeren Politik hat China zweimal entscheidend auf das Abendland eingewirkt. Von den Chinesen zerstückert, stürzten sich die Hunnen auf die Germanen und das Römerreich und leiteten

*) Williams, Das Reich der Mitte. I. 195.

**) Die Mandschurei wird auf 5—23 Mill. Seelen geschätzt. Die amtliche Epimanie Mandschurij (1897) I. 214 ff. führt an, daß der Census von

1749	406 511 Seelen
1812	1 249 784 "
1842	1 665 542 "

ergeben hätte, schlägt aber die gegenwärtige Bevölkerung auf 12 Mill. an. Der Anjaß von 23 Mill. rührt von dem Engländer James her.

***) 2 $\frac{1}{2}$ Millionen auf Formosa, 3 Millionen in Siam, 1 $\frac{1}{2}$ Millionen in Annam u. s. w.

dessen Umgestaltung ein. Von den Tang zurückgewiesen, wandten sich die Türken nach Vorderasien und besiedelten Adherbaidshan, Kleinasien und Bulgarien.*) Auch darf man wohl sagen, daß die Osmanen nur deswegen das Abendland angriffen, weil in dem fester gefügten China, der Türkstämme altem Jagd- und Beuterevier, ihnen keine Vorbeern winkten.**) Geringfügig waren dagegen bis zum Opiumkrieg die politischen Einwirkungen der Abendländer auf China. Portugiesen, Holländer und Russen waren zurückgewichen, erhaben thronte in selbstgewisser Unnahbarkeit der Bogdochan in Peking. Sechzig Jahre sind erst verflossen, seitdem das himmlische Reich zum ersten Male die Uebermacht Europas fühlen lernte. Die kurze Zeit hat aber genügt, den Sohn des Himmels von seiner stolzen Höhe zum Abgrund der Verzweiflung zu erniedrigen, hat dazu genügt, die Dynastie ihres Stammlandes, sowie das Reich seines ganzen Nimbus zu berauben. Nur einmal in seiner ganzen Geschichte ist China völlig unterworfen worden, obwohl nicht einmal achtzig Jahr lang, von den Mongolen; jetzt droht ihm dasselbe Verhängniß in doppelt furchtbarer Gestalt. Zwar haben die Mächte sich gegen eine Theilung des Kaiserreiches ausgesprochen, allein auch die Mankees haben feierlichst versprochen, Kuba nicht anzugliedern, und die Engländer haben erst vorigen Oktober ausdrücklich erklärt, die Burenstaaten nicht annectiren zu wollen, und hatten schon nach einem halben Jahre ihres Versprechens vergessen. Die Absicht der Auftheilung hat sich bereits durch das 1898 erfolgte Abstecken von Einflußkreisen kundgegeben; ob freilich die Absicht ausführbar sei, das ist eine andere Frage. Jedenfalls aber ist die Lösung der Frage von ausschlaggebender Bedeutung für alle Weltmächte.

Japan fühlt sich durch die ungeahnte Krisis in seinen Grundfesten erschüttert. Sofort nach Schimonoseki erschollen Stimmen, die zur Freundschaft und zum Bündniß mit China riethen. Stutzige wurden auf das Vorbild von Preußen und Oesterreich nach 1866 verwiesen. Die Einmischung der Mächte diente als Brandfackel, Laue zu entflammen, Zögernde fortzureißen. „Wühlet Berlen aus dem Schlamm, schöpft Erhebung aus der Schmach!“ rief der Führer der glühenden Nationalisten, Baron Tani. „Wir mußten das schon

*) Marquart hat leztlin erwiesen daß die Bulgaren die duesten Nachfahren der (türkischen) Hunnen sind. (Die Genealogie der alttürkischen Zaidriften 72 ff.)

**) Daß den Osmanen der Gedanke eines Chinazuges geläufig war, zeigt das Kitai nameh, das Selim I. zur Eroberung China's anstacheln sollte.

eroberte Schwert des Regenten (so heißt die Port Arthur-Insel) den Europäern preisgeben, aber wir werden die Europäer aus Asien verjagen.“ Und ein japanischer Dithyrambus, den ich beim Lagerfeuer im mandschurischen Feldzug hörte: „Ich wende mich gen Norden und sehe russische Schiffe anbrausen auf dem breitströmenden Amur. Ich wende mich gen Süden und erschäue Panzer der Briten, anseggelnd vom ragenden Hongkong. Ich erblicke sie und fordere sie zum Kampf, zum Kampf um die Welt Herrschaft!“ Phantastische Gedanken erfüllten die Gemüther heißblütiger Patrioten: Dai Nippon sei dazu bestimmt, den Erdkreis zu reformiren, überallhin japanische Sitte und Sprache zu tragen, vor allem aber die Führerschaft Asiens zu ererben. Eine panjapanische, eine panbuddhistische Partei that sich auf, und das Inselreich hallte wieder von dem Rufe: Asien für die Asiaten! Die Bewegung verstärkte sich beträchtlich durch das Vorgehen der Mächte in Kiautschau, Port Arthur und Wei-hai-wei. Auch kalte Köpfe, nüchterne Denker wurden für den asiatischen Vormachtsgedanken gewonnen. In den Vordergrund trat Prinz Konoye. In Bonn und Straßburg ausgebildet, trat der Prinz, ein Kuge (Verwandter des Mikado), sogleich nach seiner Rückkehr in die Politik ein und wurde in jugendlichem Alter (etwa 35-jährig) Präsident des Herrenhauses. Kein unruhiger Schwarmgeist, sondern ein fester, kühlüberlegender Staatsmann. Wenige Monate nach Kiautschau, im Februar 1898 veröffentlichte er eine Flugchrift, die ungeheures Aufsehen erregte. Er that darin dar, daß die Entwürfe der Westmächte nun offenkundig zu Tage getreten, daß Asien in kurzer Frist ihnen gänzlich anheimfallen würde, wenn nicht ein Retter aufstünde. Dazu sei Japan ausersehen. Das Land der aufgehenden Sonne müsse mit dem Reich der Mitte ein Trug- und Schutzbündniß schließen, um die gierigen Leute des Westens nach Europa und Amerika zurückzuwerfen. Im Juli 1899 ging ein japanisches Geschwader nach Taku, ein kaiserlicher Prinz, Komura, begab sich von da nach Peking, um einen Vertrag mit dem Nachbarreiche abzuschließen. Indeß, die Japaner sind Sanguiniker. Was sie für möglich halten, das dünkt ihnen schon halb gethan. Aus Formosa hätten sie schon lernen können, daß das Zusammengehen mit den Chinesen sich in der Praxis gar anders macht als in der Theorie; fünf Aufstände, die seit ihrer Besitzergreifung dort ausbrachen, hätten ihnen zeigen müssen, daß ihre Liebe auf keine Gegenseite stoße. Nur, ihre Versuche sind

völlig geheitert. Wie völlig, das offenbart erst die Stellung, die sie bei den gegenwärtigen Wirren einnehmen. Statt dem Nachbarn gegen die rothhaarigen Barbaren zu helfen, sehen sie sich veranlaßt, den Barbaren gegen China beizustehen; statt des Vorerkranktes sich zu freuen, müssen sie Truppen nach Formosa senden, um gegen die dort sich erhebenden Boyer zu kämpfen.

Allem Anschein nach sind auch die Russen von der Empörung überrascht worden. Sie dachten so allmählich allein China zu verschlucken, und da ist es ihnen höchst unangenehm, daß auch noch andere Leute den großen Bissen mit ihnen theilen wollen und zu dem Ende schaarenweise aus allen Weltgegenden heraneilen. Rußland that zwar immer, als ob es so vortrefflich mit allen Mäkten auskomme und auch mit den Zopfträgern auf's Freundschaftlichste verkehre, allein auch die Kosaken sind an vielen Punkten von den „Männern der harmonischen Faust“ angefallen worden. Auch Rußland muß jetzt mit seinem Busenfreunde Krieg führen. Zweifellos ist das Zarenreich dazu in der besten Verfassung, wenn auch die Mobilisation keineswegs so glatt vor sich geht, wie von unseren Strategen angenommen wurde. Unsere Strategen haben stets russisches Militär überschätzt, weil sie glaubten, daß Alles genau so sei, wie es in den amtlichen Berichten und Statistiken verzeichnet ist. Es ist jedoch anzunehmen, daß trotzdem die Mandchurei mit verhältnißmäßig leichter Mühe befriedet werden und daß auch die Mongolei und Ostturkestan den Russen anheimfallen wird. Auch ist es sehr möglich, daß sie bereits auf Kanju und Schanü ausgereifte Pläne hegen. Dagegen wird ihnen Tschili und Schensi wohl schwerlich zufallen, da die anderen Mächte in der Lage wären, scharfen Einspruch mit Waffengewalt zu unterstützen. Was würde nun die Folge einer russischen Besetzung der gedachten Länder sein? Man spricht immer von der Leichtigkeit, mit der Rußland seine neuen Unterthanen sich näher bringt. Durch die Möglichkeit, auch die höchsten Stellen zu erlangen, werde der Adel der Kaufajusstämme (Fürst Zmeretinsky) und der Armenier (Bagracion, Melikoff u. a.), durch den Grundsatz frère coehon würden niedere Völker zu ihnen herübergezogen. Ich kann nur sagen, daß ich bei meiner Reise durch Sibirien von einer derartigen Verichmelzung nichts bemerkt habe. Im Gegentheil, es kommt vor, das Russen burjatifizirt und jakutifizirt werden. Wie nun gar, wenn die Slaven auf das zähe, eisenköpfige Geschlecht des himmlischen Reiches stoßen? Der Russe ist in der Regel ein sympathischer Mensch und mir persönlich lieber

als zehn Engländer, aber er ist auch weich und eindrucksfähig und gegen die steinerne Härte des Chinesen, der allein von den Völkern der Erde es fertig gebracht hat, sogar die Juden ohne Rest aufzufangen, kommt er nicht auf. Zumal da er ihm an Zahl bedenklich unterlegen. In ganz Ostibirien giebt es kaum $\frac{3}{4}$ und in ganz Sibirien kaum $4\frac{1}{2}$ Millionen Slaven. Was heißen die gegen 50 Millionen Chinesen der Mandschurei und der Nordwestprovinzen? Wie noch alle Eroberer des himmlischen Reiches, so würden auch die östlichen Slaven chinesirt werden. Den Mankees fehlt es gewiß nicht an Selbstgefühl, ich habe aber einen verständigen Mankee getroffen, der behauptete: gebt den Celestials freien Zugang in die Union, und in hundert Jahren wird Amerika verchinesirt sein! Der Fall ist nun denkbar, daß eine derartige Erscheinung den Zaren ganz gelegen käme. Schon hat der Panславismus begonnen, ihnen unbequem zu sein. Die Romanoff, die keine Slaven sind und die ebenso viel sich auf Deutsche und andere Fremdrassen wie auf die Slaven stützen, denken vor Allem an ihre eigene Herrschaft. Alexander hat sich der Perser gegen die chauvinistischen Mazedonier, die Römerkaiser der Germanen-Leibwache gegen Dolch und Gift der Römer bedient, wie jetzt die Habsburger Polen und Tschechen gegen die Deutschen auspielen: wäre es da so wunderbar, wenn die Zaren daran dächten, mit Hilfe gehorsamer chinesischer Unterthanen sich des volkstümlich revolutionären Allslaventhumes zu erwehren?

Die Vereinigten Staaten von Amerika beginnen nicht erst jetzt in China eine Rolle zu spielen. Sie haben zur Eröffnung des Landes und zur Niederwerfung der Taiping mit Rath und That mitgewirkt; sie dachten an den Erwerb Formosas und der Liu-kiu; sie schlugen vor, ganz Ostasien von Korea bis Singapur zu neutralisiren. Grant, der diesen Vorschlag machte, hegte dabei wahrscheinlich dieselben Absichten, wie jetzt Rußland, wenn es erklärt, es wolle kein japanisches und kein englisches, sondern ein chinesisches China. Wer einem Lande dessen Unabhängigkeit verbürgt oder gar erstreitet, wird dadurch dessen Beschützer. Dabei sind gerade in Nordamerika die Gelbgesichter den schlimmsten Unbilden ausgesetzt. Das Ausdehnungsfieber hat aber einmal die Union erfaßt und selbst ein Parteiungschwung bei den nächsten Wahlen würde unfähig sein, einmal Gesehenes ungeschehen zu machen und das rollende Rad aufzuhalten. Daran kann auch der ständige Mißerfolg auf den Philippinen nichts ändern, denn er wird durch den Erfolg in

Weitindien verdunkelt. Uebrigens sind gelegentlich die amerikanischen Absichten auf China bereits ganz offen enthüllt worden. Man wünscht den größten Theil der noch zu bauenden Eisenbahnen und außerdem die Provinz Tschili an sich zu bringen. Bisher verfolgte man derartige Pläne abge sondert von den anderen Mächten — Washingtons *no entanglement with european powers* in neuer, etwas umgearbeiteter Auflage — muß sich aber jetzt, sicher zum lebhaften Mißvergnügen derer um Mc Kintley, dazu bequemen, im Einverständnis mit den europäischen Nebenbuhlern zu handeln. Die Gemeinsamkeit der Kriegführung, die dadurch nöthig wird, ist den Hankees besonders fatal, denn während sie bis jetzt ihre Heldenthaten fern vom Auge der übrigen Welt ausführen konnten, wird jetzt ein Vergleich zwischen ihrer Kriegskunst und der anderer Truppen gezogen werden können, ein Vergleich, der, nach dem was ich selber auf Kuba gesehen, unmöglich zu Gunsten der Union ausfallen kann. Was aber wird dann aus dem sorgfältig gepflegten Wahne, daß die Amerikaner *the best soldiers of the world*?

Frankreich ist bis jetzt militärisch recht schwach in Ostasien aufgetreten, wenigstens im Verhältniß zu seinen ausgedehnten Interessen daselbst. Es besitzt in Indochina einen Länderkomplex mit beiläufig 21 Millionen Seelen und erhebt Anspruch auf so ziemlich den ganzen Süden des himmlischen Reiches. Es wiegt sich in großartigen Träumen, auch Szechwan zu ergattern und dort den durch die Mongolei vorrückenden Russen die Hand zu reichen. Dadurch würde ein starker Kiegel gegen die Engländer geschaffen, die von Birma im Westen, vom Jangtse im Osten unaufhörlich vordringen. Es handelt sich mithin um ein Fajschoda von hundertfach größerer Bedeutung. Diesmal ist aber die Stellung Frankreichs unvergleichlich stärker als am Nil. Eine kompakte Basis mit einem wohlausgebildeten Kolonialheere gegenüber dem verlorenen Häuflein Marchands. Auch werden es schwerlich die Engländer sein, die den nachhaltigsten Widerstand gegen französische Eroberung zu leisten im Stande wären. Die weiten Gebiete von Manipur bis zur Grenze Siammas werden noch fortwährend durch Aufstände beunruhigt, auch ist von der Bahn von Bhamo nach Tsalifu und weiter nach Tschungking, von der die Engländer seit zwanzig Jahren reden, noch keine Schwelle gelegt. Es ist daher ausgeschlossen, daß die Engländer größere Unternehmungen jenseits der Ostgrenze Birmas auf sich laden. Freilich werden auch die Franzosen einen gewissen Theil

ihrer Streitkräfte auf Peking verwenden müssen, allein schon durch ihr thatkräftig gefördertes Bahnetz ist ihre Lage viel günstiger als die ihrer Gegner. Ueberhaupt haben die Franzosen ein ordentlich Stück Arbeit in Indochina vollbracht, auch ist der finanzielle Erfolg gar nicht so spärlich, wie man oft in hämischen englischen Berichten liest. Siambodicha hat vor einem Jahre einen Reinertrag von 16 Mill. Fres. geliefert. Derartige Ergebnisse spornen dann die Franzosen erst recht an, das reiche Südchina für sich zu gewinnen, und veranlassen sie dazu, ihre Hauptmacht lieber im Süden als im Norden zu verwenden.

England ist der unzufriedenste Spieler im Kongerte. Das Jangtse-Becken schien ihm bereits sicher, und jetzt entschlüpft es seinen Händen. Auch ist es um die maritime Vormacht in ost-asiatischen Gewässern dauernd geschehen. Daß es auch nicht einen einzigen Soldaten aus Südafrika entfernen kann, ist nach Roberts Niederlage in nächster Nähe Pretorias auch denen klar geworden, die schon vor fünf Monaten an das völlige Erlahmen der Buren glaubten. Welchen Werth aber England darauf legt, mit starkem Aufgebot vor Peking zu erscheinen, das zeigt sich überraschend klar aus der Sendung von 12 000 indischen Truppen. Das ist ein außerordentlich gefährliches Experiment! Fast schon ein Verzweiflungsakt. Die Sache ist sogar doppelt bedenklich, nicht nur weil dadurch Indien, das so schon bis zur äußersten Spannung durch die südafrikanischen Sendungen angestrengt wurde, durch die neue Entblößung von Truppen geradezu zum Aufstand eingeladen wird, sondern auch weil die mohamedanischen Inder in China (Staubsbrüder) finden werden. Schon zur Zeit des kontinentalen Krieges ergaben sich seltsame Auftritte, wenn moslemische Algerier in Birmanen und Chinesen Mohamedaner erkannten. Ein Ueberlaufen der indischen Hilfstruppen zu den Ostturkestanern vor Peking liegt durchaus im Bereiche der Möglichkeit. Was ist aber Englands Aufgabe? Die Zurückdrängung sämtlicher anderen Einflüsse. Der Aufgabe ist es natürlich nicht gewachsen. Da sucht es denn als Sturmbock Andere vorzuschieben, vornehmlich Japan. Vielleicht wären die Japaner in die Falle gegangen, denn die englandfreundliche Partei ist stark bei ihnen, aber der alte ost-asiatische Dreibund war dagegen. So trachtet England danach, diplomatisch Vortheile zu erwerben, ein Vorhaben, das bei der allgemeinen Verworrenheit der Lage sehr gut von Erfolg gekrönt sein mag.

Wir übergehen die Niederlande, die mit drei Schiffen vertreten sind, Italien, das 5000 Mann und fünf Schiffe ausendet, Oesterreich, das durch seine innerpolitischen Verhältnisse an energischer Bethätigung gehindert wird — die Deutschen sind gegen jede besondere Bethätigung nach außen, weil dies die Aufmerksamkeit von ihren Leiden und Bedürfnissen abziehe — und wenden uns zu Deutschland. Es ist das erste Mal, daß wir mit der That in die Weltpolitik eintreten. Mit deutlicher Sprache reden unsere Kanonen. Es kann nicht schaden, wenn die Andern einmal wieder ihren Donnerhall erdröhnen hören. Was deutsche Militärs sagten, so schrieben englische Kritiker vor dem Ausbruch des Transvaalkrieges, das sei ganz schön und gut, nur sei es graue Theorie, denn Deutschland habe ein Menschenalter hindurch nicht mehr gefochten und habe keine Erfahrung. Auch kann es den Chinesen nicht schaden, wenn ihre brutale Mordlust und ihr haushoher Dünkel einmal eine derbe Lektion erhalten. Wir haben den Gesandtenmord zu rächen, und das soll in vollem Maße, mit zerfchmetternder Kraft geschehen. Und darnach? Graf Bülow hat eigens erklärt, daß an Auftheilung nicht gedacht werden dürfe, auch schrecken die Ergebnisse des Rachekrieges von 1859. Die gemeinsame damalige Aktion von England und Frankreich hat lediglich das eine bewirkt, durch die Schwächung Chinas den Russen in die Hände zu arbeiten, die vergnügt und ohne Schwertstreich die Küstenprovinz einsteckten. Wir haben keinen Grund, in so ausgiebiger Weise Gut und Blut für unsere russischen Freunde zu opfern.

Und nun zu China selber! Man kennt die ergögliche Geschichte vom Meergreis, der drei Schiffe vor sich hatte. Das eine hatte keinen Mast, das andere keinen Boden, das dritte war überhaupt nicht da. Aehnlich war von drei chinesischen Regimentern das eine ohne Oberst, das andere ohne Gemeine und das dritte war überhaupt nicht da. Und wenn wirklich Offiziere da waren, so wäre es in der Regel besser gewesen, wenn sie auch gefehlt hätten. Das Alles hat sich mit einem Schlage geändert. Zu Hunderttausenden strömen die gelben Krieger nach Tientsin und Peking, sie schießen mit Präzision, sie maskiren aufs beste ihre Batterien und es erstehen ihnen tüchtige Führer. Was verleiht China, dem angeblich in Schlaf versunkenen Riesen, plötzlich solche Lebenskraft? Ohne Zweifel der nationale Aufschwung. Ich habe in diesen Jahrbüchern (96 S. 114 und 120 f.) den Aufschwung bestimmt vorausgesagt und habe darauf hingewiesen, daß auch wir aus Noth

und Schmach erstaunlich schnell uns erholten und ungeahnte kriegerische Tüchtigkeit bewiesen. Das Jahr unserer tiefsten Demüthigung war 1807, die Zeit unseres Aufstehens und der Volksbewaffnung — einer Bewaffnung wider den Willen des Herrschers! — war Ende 1812. Die Zeit der Niederlagen Chinas war von 1894—95, und wiederum sind bloß fünf Jahre verflossen, und das gelbe Volk steht auf in seinem Zorn. Wer freilich dem albernen Märchen glaubte, daß noch jetzt es Leute im himmlischen Reiche gäbe, die von den Schlachten am Jalu und Liao nicht ein Sterbenswörtlein gehört*), der mußte von solch allgemeiner Erhebung überrascht sein. Das Wahre daran ist, daß die Chinesen vielmehr nicht nur äußerst gespannt auf jede Neuigkeit sind, sondern dieselben auch unerklärlich rasch erfahren. Als ich im Feldlager von Gaiheng war, wußten die dortigen Chinesen eher die Nachricht vom Friedensabluß, als der (allerdings unvollkommene) Telegraph sie uns überbrachte. Wer jedoch die Leute ungeschickt fragt, dem werden sie in allen Landen erwidern, sie wüßten von nichts. Nein, es ist kein Zweifel mehr: die nationale Bewegung, die in Europa anhub, von dort nach Amerika und Südafrika, nach der Türkei und Persien hinüberloht, eine Bewegung, die man schmähen oder rühmen mag, aber mit der man politisch rechnen muß, sie hat endgiltig auch das ungeheure Reich der Mitte erfaßt. Bestätigt sich diese Auffassung, so ist der Schluß daraus unvermeidlich: China kann von den Mächten nicht überwältigt werden. Besiegt in Schlachten, ja! aber nicht niedergezwungen. Festungen geschleift, aber das Land nicht besetzt. Zurückgeworfen, aber niemals vernichtet. Im Gegentheil wird der gewaltige Anfall der Fremden das Volk nur immer tiefer und zu nur immer größeren Anstrengungen entflammen. Auch Japan ward vor Kagoshima durch die vereinigten Flotten von fünf Mächten niedergekämpft, allein daraus nahm es gerade Anlaß, sich besser zu rüsten und zuguterletzt doch seine Unabhängigkeit zu erringen. Der Fall Peking's wird ein zweites Kagoshima sein.

Der eigentliche Grund zur chinesischen Bewegung ist der ewig währende, bald schlummernde, bald zu furchtbarer Thätigkeit erwachende Gegensatz zwischen Morgen- und Abendland. Der Anlaß dazu ward bald in der irritirenden Wirksamkeit der Missionare, bald in der Besignahme Kiautschaus, was doch bloß ein Glied in

* Vergl. dazu meine Bemerkungen Fr. 3. 95 S. 241.

langer Kette war, bald in wirthschaftlichen Mifßständen geſucht. Es iſt damit wie mit einem Schadenfeuer. Ganz einerlei, ob wie beim Brande Chicagos eine Kuh eine Lampe umgeſtoßen hat, ob eine Cigarre ſorglos weggeworfen wurde, ob böswillige Brandſtiftung, ob Selbſtentzündung, genug, das Feuer iſt einmal da und verbreitet ſich über alles Brennbares mit unheimlicher Schnelle. Das Bewußtſein weſtöſtlichen Gegenſatzes iſt einmal geweckt, und das wird unermeßliche Folgen haben. Durch die Mobilmachung des gefährlichſten Gegners europäiſcher Ausdehnung, durch das Wachsen der gelben Gefahr, iſt auch bereits der andere Gegner, der Panislamismus auf den Plan gebracht worden. Die beſten Truppen der Chineſen, die turkeſtaniſchen Soldaten, ſind Mohamedaner. Ihr Führer, Tung ſuh ſiang, der für den beſähigſten General der Armee gilt, iſt ein Singo reinſten Waſſers. Er ſtellte ſich ſchon vor Jahresfriſt, nachdem er den großen Aufſtand von Manſu und Shenſi niedergeſchlagen — einen Aufſtand, der für die Ruſſen daſſelbe geleiſtet, wie die gegenseitige Schwächung der Saffaniden und Byzantiner zu Heraklius' Zeit für die Araber — ſtellte ſich der Kaiſerin zur Verfügung, um den Krieg gegen alle Fremden zu eröffnen. Im japaniſchen Krieg hat der General, der aus dem entlegenſten Ende des Reiches herbeieilte, nicht mehr eingegriffen. Ich habe oben angedeutet, welche Ueber-raſchungen aus dem Vorhandenſein von Mohamedanern in China noch erwachſen können. Leider haben wir keine irgend verläßliche Statiſtik der oſtaſiatiſchen Jünger des Propheten. Hubert Janſen berechnet ihre Zahl in ſeinem fleißigen Werkchen „Verbreitung des Islams“ auf 32 Mill. *) Dabei nimmt er noch beſpielsweiſe an, daß es in der Mandſchurei keine Moslime gäbe. Ich kann aus eigener Kunde berichten, daß Niutſchwang ſich einer und Mukden dreier Moſcheen erfreut. Der Islam iſt die einzige Religion Chinas, deren Anhänger mit Eifer Propaganda treiben, zugleich die einzige, die nicht auf Aſien beſchränkt iſt (die Chriſten können wir unberückſichtigt laſſen). Die weltweite Verbreitung des Islams hat denn auch bereits dazu geführt, daß man in Stambul undairo ſich ganz auffällig für die öſtlichen Wirren intereſſirt. Die Osmanen wiſſen, daß die Turkeſtanier ihre Kaffeegenoffen, ſie haben vielleicht davon gehört, daß in den Aldern der Nordchineſen reichlich türkiſches Blut fließt, ſie freuen ſich, daß es den Weſtmächten ſchlecht

*) Die Gesamtzahl der Mohamedaner zählt Janſen auf 251 Mill.

geht, und sie nehmen den innigsten Antheil daran, daß Brüder ihres Glaubens dahinten im fernen Osten mitfechten. In die Fußstapfen der Osmanen treten die Madjaren. Sie haben zwar keinen religiösen Antheil an den Kämpfen, aber auch sie fühlen sich, obzwar mit Unrecht, als Türfstämme (es sind halbtürksürte Finnen), und stellen sich auf die Seite der Boyer, auf die Seite der Asiaten gegen die Europäer. Ein bedeutungsvolles Zeugniß dafür, daß Rasse zäher, größer, ausdauernder als Kultur!

Der Kaiser hat vor zwei Jahren in Damaskus ein Wort gesprochen, das weiten Widerhall in allen Ländern des Islams fand: er sei der „Bruder aller der 300 Millionen Mohamedaner“ der Erde. Die so gewonnene, nutzbringende Freundschaft kann durch Bekämpfung der ostasiatischen Mohamedaner leicht verscherzt werden. Erobert Rußland die Rußländer Chinas und den Nordwesten des Reiches, so stürzt es sich in einen Nationalitätenstreit, der seine Kräfte lähmen wird. Wir haben keinen Grund, diese Lähmung aufzuhalten. Gerathen Rußland und Frankreich mit England zusammen, so sollten wir uns hüten, den Puffer zwischen den Streitenden abzugeben. Werden Rußland und Japan uneinig, so ist es ebenfalls für uns unvortheilhaft, eine bestimmte Partei zu ergreifen. Daher erheischt es die Klugheit, daß, sobald unserer Ehre genug gethan, sehr vorsichtig und vorurtheilslos abgewogen wird, was weiter unseren Interessen am besten entspricht.

Die Europäer haben im ozeanischen Zeitalter eine stattliche Reihe blühender Tochtervölker in Uebersee und Nordasien geschaffen. Fünf Neu-Europas sind so entstanden: in Sibirien, jenseits der Atlantis, in Südafrika, in Algerien, in Australien. Als die Vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit erklärten, dem Jahre 1776, waren kaum 4 Millionen Weiße außerhalb Europas; jetzt beläuft sich deren Zahl auf das 35fache, auf rund 140 Millionen. Neben der politischen scheint demnach auch die Siedelungs-Weltherrschaft den Europäern gesichert. Man kann sich jedoch nicht verhehlen, daß Niederlassungen der Weißen nur da gedeihen, wo das Land von niederen Stämmen ohne Zusammenhalt, ohne Widerstandskraft bewohnt war und wo jene Stämme einfach verdrängt oder vertilgt wurden. Ganz anders in dem größten Theile Afrikas und Asiens. Trotz der erfolgreichen weißen Kolonisation in Algerien und am Kap verhält sich der Weiße in Afrika, selbst Garnisonen und Levantiner mitgerechnet, nur wie 1 : 100, und in Asien, trotz der erfolgreichen Besiedelung Sibiriens, gar nur wie 1 : 280. Der Europäer

zergeht in der Volksmenge Asiens wie ein Tropfen Weines in einem Glas Wasser. Von den Griechen Alexanders und von den Franken der Kreuzzüge ist kein Nest geblieben. Ich fürchte, daß auch die Spur des jetzigen Ansturmes auf China verwehen wird. Ein Wanderer bricht mit der Art sich im Urwald Bahn, aber hinter ihm richten die geknickten Gräser sich wieder auf und die gefälltten Stämme wachsen nach, und des Wanderers Schritt verhallt. Der Urwald tritt wieder in seine Rechte.

Ganz spurlos freilich, ganz vergeblich werden die jetzigen Ereignisse nicht vorüberzuehen. Die Entwicklung Ostasiens zeigt, daß es allerdings zu wiederholten Malen von Indien, von Persien, von Europa beeinflusst worden ist. Der jetzige Druck auf China, der stärkste, der je von außen auf das Riesenreich ausgeübt worden ist, wird immerhin einige Veränderungen hervorrufen. Ob aber diese Veränderungen für das Uebergewicht des Westens günstig sind? Wir haben den Chinesen im Gegentheil bloß dazu Waffen geliefert, geistige und materielle, um sie gegen uns zu gebrauchen. Wir werden auch jetzt China nur stärker und mächtiger machen. Nicht so sehr wirtschaftlich, denn die Gefahr der ostasiatischen Industrie ist sehr übertrieben worden, insofern die Ostleute nicht unser schöpferisches Geschick haben und, bei erhöhter Leistung, auch sofort die Löhne stiegen — in Japan 100—170 % —, sondern militärisch und politisch. Vielleicht würde jedoch die Erde zu einförmig, wenn sie lediglich von westlicher Art erfüllt wäre: durch erneutes Ringen, durch frische westöstliche Wechselwirkung zieht eine neue Menschheitsära herauf, bereichert und vertieft sich das Leben.

Marx, Engels und der Zukunftsstaat.

Von

Max Lorenz.

Mit dem Begriff des „Zukunftsstaates“ sieht man gewöhnlich den Namen August Bebel's aufs Engste verknüpft; und man nimmt an, daß dieses sozialistischen Agitators erfolgreiches Buch über die Frau und den Sozialismus das Evangelium der kommenden Gesellschaftsherrlichkeit mit wenig Wissenschaftlichkeit, aber viel Phantasie verkündige. Dagegen sollen die eigentlichen Begründer des sogenannten „wissenschaftlichen“ Sozialismus, Marx und Engels, ihre Wissenschaftlichkeit mit dergleichen auf das Gemüth der Masse berechneten Phantastereien nie befleckt haben. In neuester Zeit ist es besonders Werner Sombart's Schriftchen über „Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert“, das, eine journalistische Glanzleistung, weite Kreise der bürgerlichen Welt zu der Annahme des großen „Realisten“ Marx überredet und sogar den wankend gewordenen Glauben mancher Sozialisten wieder gestärkt hat. Sombart schreckt nicht davor zurück, einen Marx neben oder gar noch über Hegel und Darwin zu stellen. Und wenn ein Mann von der Art und Bedeutung des Pfarrers Raumann jenes horrende Urtheil unbesehen übernommen hat, so spricht das wohl für die eindringliche Gewalt der Sombart'schen Beredbarkeit, aber kaum für die wissenschaftliche Besonnenheit und Selbständigkeit des national-sozialen Vereinschefs.

In Wahrheit ist das Bild des sozialistischen Zukunftsstaates gar nicht allein und ursprünglich auf das Konto Bebel'scher Phantasie zu schreiben. Es giebt nicht nur Phantasten des Herzens, sondern auch des Hirns. Und es reimt sich mit dem von Sombart an Marx hervorgehobenen „Uebermaß der Verstandesthätigkeit“

durchaus zusammen, daß dieses Uebermaß zur Konstruktion von gewissen Hirngemälden und Hirngespinnsten verwandt worden ist. Sowohl aus Marx wie aus Engels läßt sich ein ziemlich deutliches Bild jener Struktur gewinnen, die der kommunistischen Zukunfts-gesellschaft zu eigen sein würde. Allerdings hält sich Marx noch in gewissen Grenzen, während Engels in seinen Andeutungen und Darstellungen recht weit geht. Der ganze letzte Abschnitt seines Buches „Herrn Eugen Dühring's Umwälzung der Wissenschaft“ ist diesem Zukunftsstaat gewidmet.

Da bekanntlich die ganze Marx-Engels'sche Welt sich auf ökonomischer Grundlage materialistisch aufbaut, woraus und worüber sich dann die geistigen Richtungen und Strömungen als ideologische Ueberbauten erheben, so müssen wir auch zunächst die Frage nach der Beschaffenheit der kommunistischen Wirtschaftsstruktur stellen, d. h. wie findet künftig einerseits Produktion, andererseits Konsumtion statt, nachdem durch die „Vergesellschaftung der Produktionsmittel“ die kommunistische Ära begonnen hat?

Wer ist in dem Produktionsprozeß thätig und wie ist der Einzelne darin thätig? Das ist die erste Frage.

Heute, in unserer Gesellschaft, herrscht weitgehendste Arbeitstheilung. Wir haben Gelehrte, Künstler, die Männer der Verwaltung und der Justiz, Handwerker, „Arbeiter“ im engeren Sinne; innerhalb des Fabrikbetriebes herrscht unter den Arbeitern wieder Arbeitstheilung. Wir haben also Arbeitstheilung innerhalb der Gesellschaft und auch innerhalb jeder Produktionsanstalt. Mit der Arbeitstheilung aufs Engste verbunden ist die Klassentheilung und Klassenherrschaft. Die Beseitigung der Klassenherrschaft muß nothwendiger Weise auch die Beseitigung der Arbeitstheilung in sich schließen. Im neunten Abschnitt des „Maschinerie und große Industrie“ überschriebenen dreizehnten Kapitels, im „Kapital“ Band I (dritte Auflage) S. 503 ff. legt nun Marx dar, wie die heutige Gesellschaft bereits die Keime der Beseitigung der Arbeitstheilung in sich enthält und wie diese Aufhebung dann künftig zu ihrer Vollendung gelangt sein wird. Er schreibt: „Durch Maschinerie, chemische Prozesse und andere Methoden wälzt sie (die große Industrie) beständig mit der technischen Grundlage der Produktion die Funktionen der Arbeiter und die gesellschaftlichen Kombinationen des Arbeitsprozesses um. Sie revolutionirt damit ebenso beständig die Theilung der Arbeit im Innern der Gesellschaft und schleudert unaufhörlich Kapitalmassen und Arbeitermassen aus einem Pro-

duktionszweig in den andern. Die Natur der großen Industrie bedingt daher Wechsel der Arbeit, Fluß der Funktion, allseitige Beweglichkeit des Arbeiters. Andererseits reproduziert sie in ihrer kapitalistischen Form die alte Theilung der Arbeit mit ihren knöchernen Partikularitäten. Man hat gesehen, wie dieser absolute Widerspruch alle Ruhe, Festigkeit, Sicherheit der Lebenslage des Arbeiters aufhebt, ihm mit dem Arbeitsmittel beständig das Lebensmittel aus der Hand zu schlagen und mit seiner Theilsfunktion ihn selbst überflüssig zu machen droht; wie dieser Widerspruch im ununterbrochenen Opferfest der Arbeiterklasse, maßloser Vergeudung der Arbeitskräfte und den Verheerungen gesellschaftlicher Anarchie sich austobt. Dies ist die negative Seite. Wenn aber der Wechsel der Arbeit sich jetzt nur als überwältigendes Naturgesetz und mit der blind zerstörenden Wirkung eines Naturgesetzes durchsetzt, das überall auf Hindernisse stößt, macht die große Industrie durch ihre Katastrophen selbst es zur Frage von Leben oder Tod, den Wechsel der Arbeiten und daher möglichste Vielseitigkeit der Arbeiter als allgemeines gesellschaftliches Produktionsgesetz anzuerkennen und seiner normalen Verwirklichung die Verhältnisse anzupassen. Sie macht es zu einer Frage von Leben oder Tod, die Ungeheuerlichkeit einer elenden, für das wechselnde Exploitationsbedürfniß des Kapitals in Reserve gehaltenen, disponiblen Arbeiterbevölkerung zu ersetzen durch die absolute Disponibilität des Menschen für wechselnde Arbeitserfordernisse; das Theilindividuum, den bloßen Träger einer gesellschaftlichen Detailsfunktion, durch das total entwickelte Individuum, für welches verschiedene gesellschaftliche Funktionen einander ablösende Bethätigungsweisen sind.“ Genau im Sinne von Marx prognostiziert auch Friedrich Engels die Aufhebung der Arbeitstheilung, eine Forderung bezw. Entwicklung, die schon die Utopisten Fourier und Owen mit Recht gestellt und richtig vorausgesehen hätten. Er legt das in seiner Schrift gegen Dühring, dritte Auflage, S. 314 ff. dar: „In jeder Gesellschaft mit naturwüchsigter Produktionsentwicklung — und die heutige gehört dazu — beherrschen nicht die Produzenten die Produktionsmittel, sondern die Produktionsmittel beherrschen die Produzenten. In einer solchen Gesellschaft schlägt jeder neue Hebel der Produktion nothwendig um in ein neues Mittel der Knechtung der Produzenten unter die Produktionsmittel. Das gilt vor Allem von demjenigen Hebel der Produktion, der bis zur Einführung der großen Industrie weitaus der mächtigste war — von der

Theilung der Arbeit. Gleich die erste große Arbeitstheilung, die Scheidung von Stadt und Land, verurtheilte die Landbevölkerung zu Jahrtausende langer Verdummung und die Städter zur Knechtung eines jeden unter sein Einzelhandwerk. Sie vernichtete die Grundlage der geistigen Entwicklung der einen und der körperlichen der anderen. Wenn sich der Bauer den Boden, der Städter sein Handwerk aneignet, so eignet sich ebenso sehr der Boden den Bauer, das Handwerk den Handwerker an. Indem die Arbeit getheilt wird, wird auch der Mensch getheilt. Der Ausbildung einer einseitigen Thätigkeit werden alle übrigen körperlichen und geistigen Fähigkeiten zum Opfer gebracht. Diese Verkümmernng des Menschen wächst im selben Maße wie die Arbeitstheilung . . . Und nicht nur die Arbeiter, auch die die Arbeiter direkt oder indirekt ausbeutenden Klassen werden vermittelst der Theilung der Arbeit geknechtet unter das Werkzeug ihrer Thätigkeit; der geistesöde Bourgeois unter sein eigenes Kapital und seine eigene Profitwuth, der Jurist unter seine verkümmerten Rechtsvorstellungen, die ihn als eine selbständige Macht beherrschen; die „gebildeten Stände“ überhaupt unter die mannigfachen Lokalbornirtheiten und Einseitigkeiten, unter ihre eigene körperliche und geistige Kurzsichtigkeit, unter ihre Verkrüppelung durch die auf eine Spezialität zugeschnittene Erziehung und durch die lebenslange Fesselung an diese Spezialität selbst — auch dann, wenn diese Spezialität das reine Nichtsthun ist. . . . Indem sich die Gesellschaft zur Herrin der sämmtlichen Produktionsmittel macht, um sie gesellschaftlich planmäßig zu verwenden, vernichtet sie die bisherige Knechtung der Menschheit unter ihre eigenen Produktionsmittel. Die Gesellschaft kann sich selbstredend nicht befreien, ohne daß jeder Einzelne befreit wird. Die alte Produktionsweise muß also von Grund aus umgewälzt werden, und namentlich muß die alte Theilung der Arbeit verschwinden. An ihre Stelle muß eine Organisation der Produktion treten, in der einerseits kein Einzelner seinen Antheil von der produktiven Arbeit, dieser Naturbedingung menschlicher Existenz, auf Andere abwälzen kann; in der andererseits die produktive Arbeit, statt Mittel der Knechtung, Mittel der Befreiung der Menschen wird, indem sie jedem Einzelnen die Gelegenheit bietet, seine sämmtlichen Fähigkeiten, körperliche wie geistige, nach allen Richtungen hin auszubilden und zu bethätigen, und in der sie so aus einer Last eine Lust wird. „Marrenschieber“ und „Architekt“ in einer Person — das ist schließlich das Ideal,

das Engels in heftiger Polemik gegen Dühring aufstellt (S. 321). Und seine ganze Auseinandersetzung sucht er noch mit den Worten zu stützen: „Das ist heute keine Phantasie, kein frommer Wunsch mehr. Bei der gegenwärtigen Entwicklung der produktiven Kräfte genügt schon diejenige Steigerung der Produktion, die mit der Thatsache der Vergesellschaftung der Produktivkräfte selbst gegeben ist, die Beseitigung der aus der kapitalistischen Produktionsweise entspringenden Hemmungen und Störungen, der Vergeudung von Produkten und Produktionsmitteln, um bei allgemeiner Theilnahme an der Arbeit die Arbeitszeit auf ein nach jetzigen Vorstellungen geringes Maß zu reduzieren.“

Es wird zuzugeben sein, daß die angeführten Stellen aus Marx' „Kapital“ und Engels' „Antidühring“ ein ziemlich klares und begrifflich faßbares Bild geben von der Art, wie die Mitglieder der künftigen Gesellschaft als Produzenten thätig sein werden. Und dieses Bild weicht garnicht so sehr ab von dem, das Bebel in seinem bekannten Buch gezeichnet hat, nur daß der phantasievollere und gewissermaßen mehr künstlerische Bebel stärkere und leuchtendere Farben aufträgt, während Marx und Engel wiederum als gelehrte und abstrakte Denker mit scharfen, dünnen Strichen das Schema logisch zu entwerfen sich bemühen.

Zu beachten ist besonders, daß Marx wie Engels rein logisch und nach dialektischer Methode vorgehen und hierbei wirklich verblüffenden und geistreichen Scharfsinn entwickeln. Der springende Punkt dabei ist: Die heutigen fortwährenden Umwälzungen und Zuckungen in der Industrie werfen den Arbeiter von heute auf morgen aus diesem in jenen Betrieb und machen ihn wider seinen Willen in allen Sätteln gerecht. Was sich heute als ein dem Menschen unbewußtes Gesetz äußerlich chaotisch durchseht, das wird künftig ins Bewußtsein erhoben, der Wille bringt sich mit diesem Bewußtgewordenen in Einklang und das Chaos wird zur Ordnung: die wechselnde Thätigkeit der Einzelnen wird Arbeitsprinzip, und Unheil wendet sich zum Heil. Indem nun ein früher blind wirkendes Gesetz ins Bewußtsein kommt und der Wille sich mit ihm identifiziert, gelangt der Mensch — eben durch die Einsicht in die Nothwendigkeit — aus dem Zustand der Nothwendigkeit in den Zustand der Freiheit und wird vom Sklaven der Produktionsmittel und wirthschaftlichen Naturgüter deren Herr. Es liegt, für mein Gefühl wenigstens, etwas gradezu Bestrickendes in dieser sich aufs Engste an Hegel anlehenden Marx'schen Entwicklung. Etwas

Beweiskräftiges aber wohnt diesem wenn auch noch so geistreich vorgeführten dialektischen Prozeß natürlich nicht inne. Der Fehler liegt gerade in dem rein Logischen und abstrakt Dialektischen der Darstellung und Auffassung. Die stetig und unabänderlich wie in einer einzigen geraden Linie vor sich gehende Entwicklung zum immer größeren Großbetrieb ist als Thatsache gesetzt. Hier liegt doch aber gerade der Streitfall, der heute fortgesetzt und ungelöst die Theoretiker in der Volkswirtschaft und die Praktiker in der Gesetzgebung beschäftigt. Dieser Marx hier ist ganz das Gegenstück eines Realisten und eines „illusionsfreien Kritikers“ bestehender Verhältnisse. Was er uns bietet, ist offenbar das einem „Uebermaß der Verstandsthatigkeit“ entstammende Hirngespinnst im wahrsten Sinne des Wortes.

Die zweite Frage ist: Wie haben wir uns im Kommunismus die Konsumtion der produzierten Güter zu denken, ihren Verbrauch und ihre Vertheilung? Die Frage ist identisch mit der: Wie wird der Arbeiter der kommunistischen Gesellschaft gelohnt? Hier ist es sehr wichtig, die Frage erst einmal negativ zu behandeln, d. h. zu zeigen, wie der Arbeiter nicht gelohnt wird. Gerade hierbei werden große Irrthümer begangen und Auffassungen vorgetragen, die vom Marx'schen Standpunkte aus als naive Ungeheuerlichkeiten zu verwerfen sind.

Man denkt sich oftmals die Sache so: Kapital ist nach der Marx'schen Definition „Mehrwertb heftender Wertb“. Mehrwert zu schaffen respektive schaffen zu lassen, ist das wesentliche Merkmal der Waaren produzierenden kapitalistischen Gesellschaft. Diesen Mehrwert schafft der Arbeiter; der Unternehmer zwingt ihn dazu und rafft den Mehrwert ohne Entgelt zusammen. Der Unternehmer beraubt oder bestiehlt gewissermaßen den armen Arbeiter. Das ist eine öffentliche Ungerechtigkeit, das ist unmoralisch. Die Gerechtigkeit verlangt eine Aenderung dieses Systems der Ausbeutung, verlangt ein Wirtschaftssystem, in dem der Arbeiter den vollen Ertrag seiner Leistung unverkürzt erhält. Denn jede Arbeit ist ihres Lohnes werth. Die kommunistische Gesellschaft nun wird den gerechten „Anspruch auf den vollen Arbeitsertrag“ erfüllen. Diese Auffassung ist im Marx'schen Sinne grundrialsch. Engels verwahrt Marx und sich in dem von ihm verfaßten Vorwort zur Marx'schen Schrift „Das Elend der Philosophie“ ausdrücklich gegen die „Anwendung der Moral auf die Dekonomie“: „Marx hat daher nie seine kommunistischen

Förderungen hierauf begründet . . .“ Es liegt nicht im Rahmen dieses Artikels, eine Darstellung der sogenannten Mehrwerththeorie zu geben, die von Mary niemals bewiesen worden ist, von jedem ihrer vereinzeltten Anhänger verschieden aufgefaßt wird und so eigentlich realiter garnicht existirt. Gegen jene falsche und fast überall verbreitete Auffassung sei aber noch Mary mit einer klaren und entscheidenden Stelle zitiert. Er setzt im „Kapital“ Band I, S. 214, in dem Abschnitt über „Die Grenzen des Arbeitstages“ das Verhältniß des Kapitalisten sowie des Arbeiters zum Mehrwerth auseinander und kommt auf Seite 218 zu dem Schluß: „Der Kapitalist behauptet sein Recht als Käufer (der Waare Arbeitskraft nämlich), wenn er den Arbeitstag so lange als möglich und womöglich aus einem Arbeitstag zwei zu machen sucht. Andererseits schließt die spezifische Natur der verkauften Waare eine Schranke ihres Konsums durch den Käufer ein, und der Arbeiter behauptet sein Recht als Verkäufer, wenn er den Arbeitstag auf eine bestimmte Normalgrenze beschränken will. Es findet hier also eine Antinomie statt, Recht wider Recht, beide gleichmäßig durch das Gesetz des Waarenaustausches besiegelt. Zwischen gleichen Rechten entscheidet die Gewalt.“ Daß Mary so morallos „jenseits von Gut und Böse“ verstanden werden muß — inbegriffen seine Mehrwerththeorie — beweist klipp und klar auch Friedrich Engels, der auf Seite 217 seines Antidühring schreibt: „Der Werth der Arbeitskraft und ihre Verwerthung im Arbeitsprozeß sind zwei verschiedene Größen. Der Geldbesitzer hat den Tageswerth der Arbeitskraft gezahlt, ihm gehört daher auch ihr Gebrauch während des Tages, die tagelange Arbeit. Daß der Werth, den ihr Gebrauch während eines Tages schafft, doppelt so groß ist, wie ihr eigener Tageswerth, ist ein besonderes Glück für den Käufer, aber nach den Gesetzen des Waarenaustausches durchaus kein Unrecht gegen den Verkäufer.“ Deutlicher kann die Sache doch nicht ausgesprochen werden. Hierher gehört auch noch die Stelle auf Seite 339, wo Engels erklärt, das Werthgesetz „setzt sich in der heutigen Gesellschaft durch in derselben Weise, in der allein ökonomische Gesetze in einer Gesellschaft von Privatproduzenten sich durchsetzen können: als in den Dingen und Verhältnissen liegendes, vom Wollen oder Laufen (?) der Produzenten unabhängiges, blind wirkendes Naturgesetz“.

Die Annahme, daß die kommunistische Gesellschaft berufen sei, durch Aufhebung des ungerechten Mehrwerthgesetzes gewissermaßen

ein gerechtes Werthgesetz sich durchbrechen zu lassen, beruht ferner auch auf einem Irrthum, der eigentlich noch schwerer in die Gesamtaufassung eingreift, die Marx vom Weltprozeß hat. Marx vertritt nämlich die Anschauung, daß veränderte Verhältnisse auch von veränderten Gesetzen bewegt und erfüllt werden. Zustimmung drückt er in der Vorrede der zweiten Auflage des ersten „Kapital“-Bandes die Interpretation eines seiner russischen Rezensenten ab: „Aber, wird man sagen, die allgemeinen Gesetze des ökonomischen Lebens sind ein und dieselben, ganz gleichgültig, ob man sie auf Gegenwart oder Vergangenheit anwendet. Gerade das leugnet Marx. Nach ihm existiren solche abstrakte Gesetze nicht. Nach seiner Meinung besitzt im Gegentheil jede historische Periode ihre eigenen Gesetze. Sobald das Leben eine gegebene Entwicklungsperiode überlebt hat, aus einem gegebenen Stadium in ein anderes übertritt, beginnt es auch durch andere Gesetze gelenkt zu werden.“ *) Daraus ergibt sich nun ganz von selbst — und damit kommen wir wieder zu unserem Hauptthema zurück: Das Marx'sche Werthgesetz gilt nur und setzt sich allein durch in einer Waaren für den Austausch produzierenden Gesellschaft. Die künftige Gesellschaft aber hebt ja gerade die Produktion von Waaren auf. Die Güter, die da nicht mehr Waaren sind, haben auch keinen Tauschwerth mehr. Die Gesellschaft produziert direkt für ihren Selbstbedarf, also haben ihre Güter nur Gebrauchswerth. Auch die Arbeitskraft ist heute eine Waare und unterliegt dem heute geltenden Werthgesetz. Aber auch diese Arbeitskraft wird künftig von ihrer Eigenschaft, Waare zu sein, emanzipirt. Damit verliert sie also auch ihren Tauschwerth für das Individuum und behält den bloßen Gebrauchswerth für die Gesellschaft. Also eine Bezahlung, einen Lohn, einen Entgelt für geleistete Arbeit giebt es im Kommunismus streng genommen nicht. „Jede Arbeit ist ihres Lohnes werth“ oder der „Anspruch auf den vollen Arbeitsertrag“, das sind ureigentlich einer kapitalistischen Gesellschaft entstammende proletarische Ideologien. Man halte diese meine Ableitung nicht für spitzfindig! Engels bestätigt das Gesagte mit großer Ausführlichkeit. Er schreibt gegen Dühring, S. 212: „Für den Sozialismus, der die

*) Ich möchte im Anschluß hieran die meines Wissens noch nie aufgeworfene Frage stellen, ob dann nicht auch die materialistische Geschichtsauffassung und die dialektische Form der geschichtlichen Bewegung weitenlos in sich zusammenfallen, sobald die menschliche Gesellschaft aus der Periode der Klassenkämpfe heraus sich weiter zum Kommunismus entwickelt hat. Die Frage dürfte im Marx'schen Sinne wohl zu bejahen sein.

menichliche Arbeitskraft von ihrer Stellung als Waare emanzipiren will, ist die Einsicht von hoher Wichtigkeit, daß die Arbeit keinen Werth hat, keinen haben kann. Mit ihr fallen alle Versuche, die sich aus dem naturwüchsigem Arbeitersozialismus auf Herrn Dühring vererbt haben, die künftige Vertheilung der Existenzmittel als eine Art höheren Arbeitslohnes zu reguliren. Aus ihr folgt die weitere Einsicht, daß die Vertheilung, soweit sie durch rein ökonomische Rücksichten beherrscht wird, sich regeln wird durch das Interesse der Produktion, und die Produktion wird gefördert am meisten durch eine Vertheilungsweise, die allen Gesellschaftsgliedern erlaubt, ihre Fähigkeiten möglichst allseitig auszubilden, zu erhalten und auszuüben. Der dem Herrn Dühring überkommenen Denkweise der gelehrten Klassen muß es allerdings als eine Ungeheuerlichkeit erscheinen, daß es einmal keine Karrenschieber und keine Architekten von Profession mehr geben soll, und daß der Mann, der eine halbe Stunde lang als Architekt Anweisungen gegeben hat, auch eine Zeit lang die Karre schiebt, bis seine Thätigkeit als Architekt wieder in Anspruch genommen wird. Ein schöner Sozialismus, der die Karrenschieber von Profession verewigt!"

Nun unterscheidet Marx qualifizierte (zusammengesetzte) und unqualifizierte (unzusammengesetzte) Arbeit. Wird denn die qualifizierte nicht irgendwie anders abgefunden, mit höherer Anerkennung bedacht? Zunächst ist zu bemerken, daß für den Kommunismus der Unterschied kaum ein durchgreifender sein dürfte. Denn hier soll das Individuum doch befähigt sein für mehrere Berufe. Man könnte vielleicht im Marx-Engels'schen Sinne das so formuliren: An Stelle der qualifizirten Arbeit tritt nach Ablösung des Theilindividuum durch das Totalindividuum die qualifizierte Persönlichkeit, die in und an sich selbst, an ihrer gesteigerten Lebens- und Arbeitskraft ihre Befriedigung und ihren Entgelt findet. Sehen wir davon aber auch ab und nehmen an, es bleibt ein großer Unterschied in der Arbeitsleistung. Die qualifizierte Arbeit wird darum doch nicht höher entlohnt; denn — schreibt Engels S. 213 —: „In der Gesellschaft von Privatproduzenten bestreiten die Privatleute oder ihre Familien die Kosten der Ausbildung des gelernten Arbeiters; den Privaten fällt daher auch zunächst der höhere Preis der gelernten Arbeitskraft zu: der geschickte Sklave wird theurer verkauft, der geschickte Lohnarbeiter höher gelohnt. In der sozialistisch organisirten Gesellschaft bestreitet die Gesellschaft diese Kosten, ihr gehören daher auch die Früchte, die erzeugten größeren Werthe der zusammengesetzten Arbeit. Der

Arbeiter selbst hat keinen Mehranspruch. Woraus nebenbei noch die Nutzenwendung folgt, daß es mit dem beliebten Anspruch des Arbeiters auf „den vollen Arbeitsertrag“ doch auch manchmal seinen Haken hat.“ Auch gegen Prämien „als Ausdruck der besonderen Anerkennung und Ehre“ spricht sich Engels gegen Dühring auf Seite 325 sehr scharf aus. Daß also in der Marx-Engels'schen Zukunfts-gesellschaft mit jeder Art eines Lohnsystems radikal gebrochen ist, steht völlig fest. Daran ändern auch nichts die von Karl Kautsky in seiner Erläuterungsschrift zum Erfurter Programm (S. 153 ff.) aus taktischen Gründen unternommenen Versuche, das Lohnsystem künftig, wenn auch modifizirt, fortbestehen zu lassen.

Positives über die Vertheilung oder Aneignung der Güter erfahren wir von Marx und Engels nicht, Vieles im Detail. Engels sagt, die Vertheilung wird sich richten nach dem Interesse der Produktion, und die Produktion wiederum wird gefördert, wenn alle Einzelnen möglichst in ihren Bedürfnissen befriedigt werden. Es ist das wohl eigentlich ein *circulus vitiosus*. Wenn wir aber erwägen, daß diese vorgeschrittene Gesellschaft einmal über sehr wirksame Produktivkräfte verfügen wird, so daß ihr ein verhältnißmäßig hoher Reichthum zufließt, und daß andererseits die Einzelnen alle vollkommen gleich berechnete Glieder der Gesellschaft sind, keines dem Andern materiell oder ideell übergeordnet ist und jeder sich mit der Gesellschaft und als deren Glied wieder mit jedem andern Glied solidarisch fühlen wird, so kann man wohl annehmen, es wird in einer schlichten Weise und auf geradem Wege jeder seine Bedürfnisse in etwa gleicher, mindestens sehr ähnlicher Weise decken können, seine Bedürfnisse, die, wenn nicht vollkommen, so doch annähernd denen jedes anderen gleich sein dürften. Hier ist noch der von Marx nie bewiesene, aber als Fundament seiner Weltanschauung diktatorisch hingestellte Satz zu Rathe zu ziehen: Es ist das gesellschaftliche Sein, das das Bewußtsein der Menschen bestimmt; und die Grundlage des gesellschaftlichen Seins ist die ökonomische Struktur. Gibt nun diese Struktur an sich Jedem gleiche Bedingungen, so muß auch Jeder, annähernd mindestens, jedem Andern gleich sein. Es fehlt das, was wir Individualität und individuelles Bedürfnis nennen. Es gibt nur ein Individuum, und das ist das Kollektivindividuum der Gesellschaft; und es gibt nur einen Leib, dessen Bedürfnisse zu befriedigen sind, das ist der Gesellschaftskörper.

Der ideologische Ueberbau — Staat, Religion, Familie, Indi-

dium — der sich über diese ökonomische Grundlage wölben wird, vorausgesetzt, daß man in diesem Stadium der Menschheitsentwicklung im Marx'schen Sinne noch von Ideologien sprechen darf, ist nach Marx und Engels so zu denken:

Jeder Staat ist seinem innersten Wesen nach Klassenstaat, d. h. „eine Organisation der jedesmaligen ausbeutenden Klasse zur Aufrechterhaltung ihrer äußeren Produktionsbedingungen, also namentlich der gewalttätigen Niederhaltung der ausgebeuteten Klasse in den durch die bestehende Produktionsweise gegebenen Bedingungen der Unterdrückung.“ (Engels 302.) Der Staat also, dieser Klassenstaat muß schwinden, wenn die Klassen zu existieren aufhören. „Sobald es keine Gesellschaftsklasse mehr in der Unterdrückung zu halten giebt, sobald mit der Klassenherrschaft und dem in der bisherigen Anarchie der Produktion begründeten Kampf ums Einzeldasein auch die daraus entspringenden Kollisionen und Exzesse beseitigt sind, giebt es nichts mehr zu reprimieren, das eine besondere Repressionsgewalt nöthig machte. . . . Das Eingreifen einer Staatsgewalt in gesellschaftliche Verhältnisse wird auf einem Gebiet nach dem anderen überflüssig und schläft dann von selbst ein. An die Stelle der Regierung über Personen tritt dann die Verwaltung von Sachen und die Leitung von Produktionsprozessen. Der Staat wird nicht „abgeschafft“, er stirbt ab. (Engels 302.)

Genau wie der Staat wird die Religion überflüssig. Der religiöse Trieb dürfte auch „absterben“. Ueber die Religion findet sich in einem Anhang von Engels' Schrift über Feuerbach folgende Bemerkung, die Marx niedergeschrieben hat: „Feuerbach geht aus von dem Faktum der religiösen Selbstentfremdung, der Verdoppelung der Welt in eine religiöse, vorgestellte, und eine wirkliche Welt. Seine Arbeit besteht darin, die religiöse Welt in ihre weltliche Grundlage aufzulösen. Er übersieht, daß nach Vollbringung dieser Arbeit die Hauptsache noch zu thun bleibt. Die Thatsache nämlich, daß die weltliche Grundlage sich von sich selbst abhebt und sich, ein selbständiges Reich, in den Wolken fixirt, ist eben nur aus der Selbstzerrissenheit und dem Sichselbstwidersprechen dieser weltlichen Grundlage zu erklären. Diese selbst muß also erstens in ihrem Widerspruch verstanden und sodann durch Beseitigung des Widerspruchs praktisch revolutionirt werden.“ Marx meint also: diese Welt, diese Menschheitswelt ist in ihrer Grundlage, in ihrer ökonomischen Struktur zerrissen und voller Widerspruch. Diese Zerrissenheit setzt sich in den Köpfen der Menschen ideologisch so

Preussische Jahrbücher. Bd. CI. Heft 2. 21

um, daß sie, die mit diesem materiellen Reich nicht fertig werden können, ein transzendentes sich konstruieren und so eine vermeintliche Harmonie schaffen, eine ideologische Reparatur für die thatsächliche Zerrissenheit. Hört nun diese Zerrissenheit, dieser Widerspruch in der ökonomischen Grundlage thatsächlich auf — und er hört auf im Kommunismus —, dann bedarf es keines Ausgleichs „in den Wolken“ mehr, keiner religiösen „Ideologien“. Die kommunistische, in sich geeinte Menschheit hat gar kein religiöses Bedürfnis mehr. Ebenso spricht sich Engels in seinem Anti-Dühring S. 342 ff. aus. Aus der Marx'schen Auffassung der Religion folgt, daß der bekannte Satz des Erfurter Programms, Religion sei Privatsache, eitel Trug ist. In diesem Falle ist Bebel's bekannter Atheismus ehrlicher Marxismus.

Bezüglich der Familie und ihrer Entwicklung findet sich die entscheidende Stelle bei Marx im dreizehnten Kapitel des Kapitals I, 505 ff. Er spricht da von der Kinder- und Frauenarbeit und kommt Seite 506 zu dem Schluß: „So furchtbar und ekelhaft nun die Auflösung des alten Familienwesens innerhalb des kapitalistischen Systems erscheint, so schafft nichtsdestoweniger die große Industrie mit der entscheidenden Rolle, die sie den Weibern, jungen Personen und Kindern beiderlei Geschlechts in gesellschaftlich organisierten Produktionsprozessen jenseits der Sphäre des Hauswesens zuweist, die neue ökonomische Grundlage für eine höhere Form der Familie und des Verhältnisses beider Geschlechter. Es ist natürlich ebenso albern, die christlich-germanische Form der Familie für absolut zu halten als die altrömische Form, oder die altgriechische, oder die orientalische, die übrigens unter einander eine geschichtliche Entwicklungsreihe bilden. Ebenso leuchtet ein, daß die Zusammenfügung des kombinierten Arbeitspersonals aus Individuen beiderlei Geschlechts und der verschiedensten Altersstufen, obgleich in ihrer naturwüchsig brutalen, kapitalistischen Form, wo der Arbeiter für den Produktionsprozeß, nicht der Produktionsprozeß für den Arbeiter da ist, Festquelle des Verderbs und der Sklaverei, unter entsprechenden Verhältnissen umgekehrt zur Quelle humaner Entwicklung umschlagen muß.“ Ueber Kindererziehung vertritt dann Marx im selben Kapitel die Meinung, daß aus dem heutigen, unter gegenwärtigen Verhältnissen die Kinder ruinirenden Fabrikssystem doch zugleich „der Keim der Erziehung der Zukunft entsproß, welche für alle Kinder über einem gewissen Alter produktive Arbeit mit Unterricht und Gymnastik verbinden wird, nicht nur

als eine Methode der Steigerung der gesellschaftlichen Produktion, sondern als die einzige Methode zur Produktion vollseitig entwickelter Menschen.“ Marx wie Engels beobachteten in der Beantwortung der Frage nach der Familie der Zukunft eine ziemliche Zurückhaltung. Fest steht nur, daß die heutige Familie der vollkommenen Auflösung verfallen muß, daß die Pflege und Erziehung der Kinder Sache der Gesellschaft sein wird, und daß das Liebesleben auf ganz anderen sittlichen Grundlagen sich abspielen wird, wie heut zu Tage. Es wäre nicht schwer, auf Grund der ökonomischen Struktur des Kommunismus ein Bild kommunistischen Liebeslebens zu entwerfen. Aber wenn man das auch mit rein objektivem Interesse, ohne Absicht, ein moralisches Urtheil zu fällen, thäte, würde man doch ganz sicherlich von sozialistischer Seite aus taktischen Gründen den Vorwurf der Uebertreibung und Karikatur entgegennehmen müssen. Darum möge es bei den Marx'sche Richtung weisenden Andeutungen sein Bewenden haben.

Ueber die Stellung des Individuums in dieser kommunistischen Gesellschaft kann ich aus Marx und Engels keine besonders kennzeichnende Stelle beibringen, außer der Lehre von der Entwicklung des verkrüppelten Theilindividuums zum allseitig ausgebildeten Totalindividuum. Doch ließe sich im Marx-Engels'schen Sinne vielleicht sagen, unter Anwendung ihrer dialektischen Methode: Bisher lagen im Laufe der Menschheitsgeschichte der individuelle und der soziale Trieb stets im Kampf mit einander. Der Staat, der keine freie, gewissermaßen künstlerische Gestaltung des sozialen Triebes bedeutet, sondern im Gegentheil seine unnatürliche Erstarrung und seine Vergewaltigung, dieser Staat unterjochte das Individuum. Das aber rächte sich, indem es mit gewaltthätigem Aufbruch aus den Fesseln sprang und anarchistisch entartete, dabei die Gesellschaft und den Staat mit Mord, Verbrechen aller Art und Vernichtung bedrohend. Die kommunistische Gesellschaft bedeutet zum ersten Mal eine im geschichtlich nothwendigen Verlauf der Menschheitsentwicklung herausgestaltete Synthese zwischen Individuum und Gesellschaft. Weit davon entfernt, daß das Individuum hier zu Grunde geht, wird es vielmehr durch die Solidarität mit allen anderen Individuen geschützt, getragen, erhoben. Es gleicht etwa einem Könige, der den Staatsgedanken in sich verkörpert, sich als den personifizirten Staat fühlt, nur daß im Kommunismus so zu sagen jeder ein König ist. Im Kommunismus giebt die Solidarität aller jedem Einzelnen das Kraft- und Lebensgefühl der

Gesamtheit. Und dieses gesteigerte, von der Gesamtheit ihm zufließende Kraft- und Lebensgefühl jedes Einzelnen kommt wieder der Gesamtheit zu gute.

Es bleibe völlig dahingestellt, wieviel Körnchen Wahrheit in dem Marx-Engels'schen Zukunftsbilde stecken könnte. Darauf nur kam es hier an, zu zeigen, was man zu vergessen im Begriff ist, oder vielleicht noch nie mit genügender Klarheit gewußt hat, daß in der That auch die obersten Götter der Sozialdemokratie ein Bild des Zukunftsstaates vor Augen gehabt und entworfen haben. Es ist kein farbenfattes, leuchtendes Gemälde, aber doch eine deutlich erkennbare, mit wenigen scharfen Strichen fest umrissene Zeichnung. Der Marx-Engel'sche Zukunftsstaat ist in der Art, wie er entwickelt wird, eine bloß gedankliche Konstruktion, ein abstraktes Wesen. Daraus ergibt sich aber auch, daß Marx durchaus nicht nur der „schonungslose, illusionsfreie Kritiker“ ist, als den ihn Werner Sombart hinstellt. Marx stand der Realität der Dinge, der Welt und Menschheit, wie sie vor ihm lag und um ihn lebte, mit wildem Haß und bösem Pessimismus gegenüber, ganz anders, wie der konservativ-realistische Hegel. Aus diesem Gefühl des Hasses heraus, aus seinem Zwiespalt mit aller Welt, schuf er sich, dann eine Ideologie, sein kommunistisches Zukunftsreich, in dem alles voll Güte und Glück war. Dieser Prozeß, wie aus Marx' Hirn jene kommunistische Ideologie sich entwickelt, entspricht ganz genau jenem anderen, in dem sich nach Marx'scher Lehre aus dem irdischen Zwiespalt die Ideologien der Religion abheben sollen. Die betreffende Stelle ist oben zitiert worden. Man kann die Marx'sche Lehre, die sich mit Gewalt als äußerste und vollkommenste Realistik immer wieder aufdrängen will, sehr oft als Marx'sches Selbstbekenntniß auffassen und erklären. Marx ist eine durch und durch zwiespältige Natur, und in der einen Hälfte seines Wesens ist er der stärkste und ausschweifendste Illusionist, den wir in jenem Jahrhundert finden können, durch und durch Utopist. Darüber täuschen läßt man sich darum leicht, weil er mit den wissenschaftlichen Mitteln seiner Zeit jene seine Utopie zu begründen und zu stützen sucht. Man darf nun nicht einfach sagen, wie es ebenfalls Sombart sagt: der utopische Theil seines Wesens und manche andere Eigenheiten seien etwas Zufälliges und Accidentielles. Es geht nicht an, das als das Wesentliche, Essentielle eines Mannes und seiner Lehre zu erklären, was sich später vielleicht als wahr und nachwirkend erweist. In Plato's

Philosophie wird vielleicht auch jener oder dieser Satz zu finden sein, der sich auch für unser Heute noch als richtig erweist. Dürfte man denn nun aber von dem griechischen Philosophen ein Charakterbild nur nach diesen noch heute als richtig anzuerkennenden Sätzen entwerfen und behaupten, das sei das Wesentliche in ihm, alles Andere aber sei unwesentlich, weil es eben inzwischen wesenlos geworden ist? Das außerordentlich Interessante in Marx und im Marxismus liegt darin, daß hier die unvereinbarsten Strömungen eines tollen und verwirrten Zeitalters wie zu einem gemeinsamen Leben zusammentrafen: bürgerlicher Radikalismus mit seinen Idealen von Freiheit und Gleichheit, Hegel'sche Geschichtsphilosophie und Dialektik, Feuerbach, die sozialistischen Utopisten — das Alles, Alles wollte in Marx zu einer Einheit werden. Eine so große synthetische Kraft aber hatte der nicht, um das Unvereinbare zu vereinbaren. So war denn das Resultat ein Monstrum, dessen Analyse aber für die Psychologie einer verworrenen Zeit und eines aus ihrem Wirrwar herausgeborenen seltsamen, vielspältigen Menschen die belehrendsten Aufschlüsse gewährt.

Geistliche, Juristen, Aerzte gegenüber der Berechtigungsfrage.

Ein Versuch zur Verständigung.

Von

Paul Cauer.

Bis weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein war es in Preußen dem jungen Manne, der eine Staatsprüfung bestehen und in eine öffentliche Thätigkeit eintreten wollte, frei gestellt, in welcher Weise er die für erfolgreichen Betrieb seiner Fachstudien nöthige Vorbildung sich verschaffen wollte. Erst 1831 wurde für angehende Juristen, 1833 für evangelische Theologen, 1834 für Mediziner und Philologen die Forderung eingeführt, daß sie das Reifezeugniß eines Gymnasiums vorlegen müßten*). In zwei Generationen hat sich seitdem diese Einrichtung durch Gewohnheit so befestigt, daß jetzt der Beschluß der Berliner Uni-Konferenz, den Zwang wieder aufzuheben und verschiedene Bildungswege als gleichberechtigt anzuerkennen, wie eine kühne Neuerung erscheint. Dieser Beschluß verspricht die segensreichsten Wirkungen, allen voran die, daß er der Schule die für ihre Arbeit so unentbehrliche Ruhe wiedergiebt; er muß, wenn er ernstlich und ehrlich durchgeführt wird, den Frieden zwischen den verschiedenen Richtungen im Schulwesen herstellen und einen unerfreulichen Streit um äußere Vorzüge in fruchtbaren Wettkampf der Kräfte verwandeln. Schon jetzt liegen deutliche Anzeichen einer so günstigen Wendung vor. Die Braunschweiger

*) Genauere hierüber findet man in meiner Schrift „Staat und Erziehung“ (Miel und Leipzig 1890) S. 23 ff.

Erklärung des Deutschen Gymnasial-Vereins*) deckt sich der Sache nach vollkommen mit den Berliner Konferenz-Beschlüssen über das Berechtigungswesen; und daß man auch von gegnerischer Seite mit dem Zugeständniß des freien Wettbewerbes zufrieden ist und den früher gehegten Wunsch aufgibt, das Gymnasium zugleich im Inneren, durch weitere Verkürzung des lateinischen und griechischen Unterrichtes, zu schwächen, zeigt ein unlängst erschienener, überraschend maßvoller Artikel von Dr. Friedrich Lange in der „Deutschen Welt“ (8. Juli 1900).

Während so die ganze Bewegung in die besten Bahnen gelenkt ist, erheben sich, scheinbar plötzlich, neue Schwierigkeiten, die dahin führen könnten, die preußische Unterrichtsverwaltung in ihrem Entschluß irre zu machen. Eine Reihe von namhaften Rechtsgelehrten, den Berliner Germanisten Otto Gierke voran, und von hochgestellten Richtern haben in der „Deutschen Juristen-Zeitung“ (Nr. 11—13) Gutachten zu der Frage abgegeben, die fast alle darin übereinstimmen, daß die Zulassung der Abiturienten von Realgymnasien zum juristischen Studium abgelehnt wird. Dieselbe Tendenz hatte für das theologische Fach ein Beschluß der preußischen Generalsynode vom 2. Juli. Und zu gleicher Zeit mehrten sich die Stimmen solcher Aerzte, die den Werth der „humanistischen“ Vorbildung gerade für ihren Beruf betonten. So hat am 25. Mai der Ärztliche Bezirksverein München, im Anschluß an einen Vortrag von Professor Hans Buchner, seine Ansicht dahin ausgesprochen: „das Zeugniß der Reife von einem humanistischen Gymnasium soll auch ferner Vorbedingung für Zulassung zu den ärztlichen Prüfungen bleiben.“

Wenn man sich erinnert, wie noch vor Kurzem von rechts und links auf die Gymnasialbildung gescholten wurde, und nun all die kräftigen Proteste für den Werth der Antike liest, so könnte man versucht sein sich eines eingetretenen Umschwunges zu freuen. Die Regierung aber, die doch wohl nur deshalb den realistischen Anstalten die äußere Gleichberechtigung zugestehen will, weil sie dies für das einzige Mittel hält um das Gymnasium in seiner Eigenart zu erhalten, könnte vielleicht noch einmal von dieser Maßregel absehen; ja sie müßte sich hüten eine Aenderung einzuführen,

*) Festgestellt und angenommen am 5. Juni, einen Tag vor Eröffnung der Konferenz in Berlin. Für diese Erklärung, die jetzt von verschiedenen Stellen aus verbreitet wird, sind bei Herrn Oberlehrer Dr. Paul Brandt in Bonn schon über dreitausend Unterschriften eingegangen.

die von den Vertretern der betroffenen Berufszweige selber gar nicht gewünscht wird.

Verhängnißvoll im höchsten Grade wäre der Irrthum, wenn diese Auffassung, die auf den ersten Blick so einleuchtend erscheint, wirklich Platz griffe.

* * *

Man meint, es sei selbstverständlich, daß über die zweckmäßige Vorbildung für einen Beruf diejenigen das sicherste Urtheil haben, die selber in diesem Berufe stehen. Durch die Erfahrung aber wird das nicht so ganz bestätigt; vor Allem die Leidensgeschichte der preussischen Oberrealschulen spricht dagegen.*) Diesen war im Jahre 1878 das Recht gewährt worden, daß bei der Zulassung zu den Prüfungen für den Staatsdienst im Bau- und Maschinenfach ihr Reisezeugniß dem eines Gymnasiums oder Realgymnasiums gleichgeachtet werden sollte. Ueber diese Maßregel hatten sich der Minister der öffentlichen Arbeiten und der Kultusminister geeinigt; und das Abgeordnetenhaus schloß sich ihrer Auffassung an, indem es am 21. Januar 1879 über die dagegen gerichteten Petitionen mit großer Majorität zur Tagesordnung überging. Diese Petitionen waren von Baubeamten ausgegangen, die nicht etwa die fachliche Angemessenheit der Oberrealschulbildung für den künftigen Techniker bestritten — das hätte auch gar zu unglaublich geklungen —, aber sich dadurch beschwert fühlten, daß man von ihnen und ihren Berufsgenossen nicht eine ebenso vornehme allgemeine Bildung fordere wie von Juristen, Aerzten, Pastoren; darin sahen sie eine gesellschaftliche Herabminderung ihres Standes. Nach der anfänglichen Niedertage ging die Agitation in den beteiligten Kreisen weiter. Sie fand einen besonders charakteristischen Ausdruck im Jahre 1886 in zwei Thesen**), die von der 27. Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure angenommen wurden:

1. „Wir erklären, daß die deutschen Ingenieure für ihre allgemeine Bildung dieselben Bedürfnisse haben und derselben Beurteilung unterliegen wollen, wie die Vertreter der übrigen Berufszweige mit höherer wissenschaftlicher Ausbildung.

*) Das Folgende ist ausführlich dargelegt in Band 63 dieser Jahrbücher (1889) S. 10 ff. in meinem Aufsatz: „Die Gefahr der Einheitschule“; wieder abgedruckt in „Suum cuique“ (Miel und Leipzig 1889) S. 16 ff.

**) Abgedruckt in Krumme's Pädagogisches Archiv 28 (1886) S. 446.

2. Der auf der Vergangenheit, auf der Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache beruhende und damit im Wesentlichen nur für das Studium der Philologie und Theologie zweckmäßig angeordnete Lehrplan des Gymnasiums giebt nicht einen den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechende allgemeine Ausbildung.“

Die Ingenieure konnten entweder sagen: wir verlangen für unseren Beruf die Vorbildung, die seinen Bedürfnissen entspricht; oder: wir verlangen die gleiche Vorbildung wie sie andere Berufe haben. Aber sie forderten Beides auf einmal; d. h. sie wollten den Kuchen kaufen und den Groschen behalten. Das ging denn freilich nicht. So haben sie damals nur die eine ihrer Forderungen durchgesetzt, die ihnen am meisten am Herzen lag; und das war nicht sachgemähere Vorbereitung auf das eigene Berufsstudium, sondern die Gleichstellung mit Juristen und Medicinern. Der Minister der öffentlichen Arbeiten fühlte sich verpflichtet, auf die Empfindlichkeit seiner Beamten Rücksicht zu nehmen. Als im Juli 1886 neue „Vorschriften über die Ausbildung für den Staatsdienst im Baufache“ erschienen, wurde den Oberrealschulen das acht Jahre vorher verliehene Recht wieder entzogen, das sie dann bis 1892 entbehrt haben.

Wenn man diese frühere Entwicklung überblickt, so wird man etwas mißtrauisch in Bezug auf die unbedingte Sachlichkeit der Erwägungen, die den neuesten Protesten gegen den Zutritt der Realabiturienten zu Grunde liegen. Daß auch hier Motive der Standeshhre und des Standesvorurtheils mitspielen, ist an sich wahrscheinlich; sie treten aber auch ganz offen hervor. Der Geschäftsausschuß des Deutschen Aerztevereinsbundes hat unterm 10. Mai dieses Jahres an Reichskanzler und Bundesrath eine Eingabe gerichtet, die mit der Bitte schließt: „es entweder bei dem jetzigen Zustande zu belassen, oder, wenn denn doch eine Aenderung eintreten sollte, den Abiturienten des Realgymnasiums Zulaß zu allen gelehrten Ständen zu gewähren“. Selbst Buchner, der in dem schon erwähnten Vortrage*) die Nothwendigkeit der „humanistischen Vorbildung“ mit beachtenswerthen inneren Gründen zu beweisen unternimmt, leitet seine Ausführungen mit dem Zugeständniß ein: „wir Alle würden voraussichtlich einen großen Theil unserer Bedenken aufgeben, wenn die neue Maßregel nicht nur auf

*) „Sollen die Mediziner an der humanistischen Vorbildung festhalten?“ Sonderabdruck aus der Münchener medicin. Wochenschrift 1900 Nr. 23.

die Mediziner, sondern auf alle Fakultäten gleichmäßig sich erstrecken sollte“. Die meisten Aerzte bestreiten gar nicht, daß die Lehrstoffe des Realgymnasiums zur Vorbereitung auf medizinische Studien durchaus geeignet sind; sie sträuben sich nur dagegen, daß man ihnen eine Art von Studenten zuführe, die nicht zugleich für das juristische Studium als vollwerthig angesehen würden. — Bei den Juristen selbst äußert sich das Standesbewußtsein in etwas anderer Form. Der Gedanke, daß man hinter Pastoren und Gymnasiallehrer nicht zurückgesetzt zu werden wünsche, ist wohl kaum geäußert worden; hier handelt es sich nicht um Gleichstellung mit anderen, sondern um Festhaltung eines Vorzuges. Es muß eine erstklassige Bildung und eine erstklassige Schule geben; die Richter müssen diese Bildung haben, also mit dem Zeugniß dieser Schule zur Universität kommen; als erstklassige Schule gilt nun aber einmal die, welche „Gymnasium“ heißt: ungefähr so wird argumentirt. Unter den Gutachten in der Deutschen Juristen-Zeitung giebt das des Senatspräsidenten Juisting (Berlin) dieser Anschauungsweise den unbefangenen Ausdruck. Er bekämpft den Gedanken, daß es eine „gesunde Mischung“ geben würde, wenn die Angehörigen des Juristenstandes theils aus Real-, theils aus humanistischen Gymnasien hervorgingen, und sagt dabei: „Nach den bestehenden und nicht so bald zu überwindenden Vorurtheilen werden die humanistisch Vorgebildeten nicht nur in ihrer eigenen Werthschätzung, sondern auch in den Augen hervorragender Kreise des Publikums mehr gelten und vornehmer erscheinen, als die Realgymnasiasten.“ Damit ist ja ganz offen das Vorurtheil der Gesellschaft als diejenige Macht bezeichnet, der sich die Reformpläne ernsthafter Männer zu fügen hätten.

Auf einen etwas anderen Boden stellen sich nun doch die meisten, die jetzt in dieser Frage das Wort ergriffen haben, Pfarrer und Aerzte so gut wie Juristen. Mögen auch vielfach irrationale Momente der beschriebenen Art mitgewirkt haben: das läßt sich im Einzelnen nicht nachweisen. Was vorliegt und gewürdigt werden will, sind doch eben sachliche Erörterungen. Die allgemeine Möglichkeit, daß hier und da Vorurtheil und Standesrücksicht unbewußt geholfen haben sie hervorzurufen, soll uns von der Pflicht sachlicher Prüfung nicht entbinden, sondern erst recht dazu anspornen.

*

*

*

Am ehesten begreift man die Sorge der Mediziner. In ihrem Fachstudium liegt nichts, was auf eine Beschäftigung mit den alten Sprachen hindrängt. Der kindliche Einwand, daß man Griechisch lernen müsse, um die technischen Ausdrücke zu verstehen, verdient keine bessere Widerlegung als den Hinweis auf jenen berühmten Chirurgen, der seinen Zuhörern den Begriff „Orthopädie“ durch Zusammensetzung aus *ὀρθός* und *πέδιον* meinte erklären zu müssen, und dessen Wirksamkeit durch solches Beiwerk gewiß nicht gefördert, allerdings auch nicht geschädigt wurde. Der größte Theil desjenigen Wortschatzes, der in wissenschaftlichen Kunstausdrücken verwendet wird, ist einem, der an Homer und Platon Griechisch gelernt hat, fremd. Für das juristische Fach ist dieses Verhältnis von Gierke treffend bezeichnet, wenn er ausruft: „Welch unwürdiges Schauspiel, wenn der Klang der zahllosen technischen Ausdrücke griechischer Herkunft bei dem Rechtshörer nicht einmal mehr sprachliches Empfinden weckt!“ So ist es wirklich; mehr kommt in diesem Punkte nicht heraus. Aber nun darf man doch fragen, ob es ein würdiges Schauspiel sei, wenn um solches bescheidenen Erfolges willen die schönste Sprache und die edelste Literatur der Welt jahrelang zum Gegenstand widerwilligen Lernens gemacht wird.

Doch zurück zum medizinischen Studium! Kein Zweifel: wenn es den Realabiturienten geöffnet wird, so wird es bald Aerzte und wohl nicht ganz wenige geben, die weder Griechisch noch Latein kennen. Und darin läge ein Verlust zwar nicht an Vornehmheit, aber an Zusammenhang mit dem Geistesleben der Nation, in dem das Alterthum doch immer noch einen gewissen Platz einnimmt. Auch von dieser Seite erscheint es deshalb nothwendig, alle höheren Studien auf einmal freizugeben, damit in allen eine ähnliche Mischung entstehe und so die Verständigung zwischen den getrennten Berufen erleichtert werde. Dies ist vollkommen richtig. Auch wir sind immer für diese radikalste Forderung als die allein gerechte und heilsame eingetreten, und würden es sehr beklagen, wenn die Regierung, die ihr jetzt zuzustimmen scheint, sich doch noch dahin drängen ließe, einzelne Abstriche zu machen. — Doch eine andere, noch ernstere und innerlichere Gefahr ist, wie schon angedeutet wurde, von Buchner hervorgehoben worden. Er meint, eine einseitig naturwissenschaftliche Ausbildung müsse gerade dem Arzt schaden, der es doch auch mit der Seele des Patienten zu thun habe; er müsse sie verstehen, um sie beeinflussen

zu können. Dazu bedürfe es aber „einer Vorbildung, welche, wie die humanistische, geeignet sei, den Geist zum Verständniß fremder, fernertliegender Aeußerungen der menschlichen Vernunft, wie sie in den antiken Sprachen und Literaturen enthalten sind, heranzubilden.“ Vortrefflich! Das ist ja gerade, was auch von unserer Seite immer zur Rechtfertigung des philologischen Unterrichts geltend gemacht worden ist*). Aber es wird hier doch stark übertrieben. Was Buchner beschreibt, trifft auch auf den neupracticalen Unterricht zu, den er gar nicht erwähnt, als trieben die realistischen Schulen nur exakte Wissenschaften. Englisch und Französisch stehen in jener psychologischen Wirkung hinter den alten Sprachen allerdings zurück; aber sie ist ihnen doch auch nicht fremd und kann auf einen recht achtbaren Grad gebracht werden, vorausgesetzt daß der Unterricht nicht nach der sogenannten Bonnenmethode erteilt wird. Goethe's Spruch „Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen,“ benutze ich gern als Aufsatzthema, für das dann in gemeinsamer Arbeit von Lehrer und Schülern der Stoff gesammelt und gesichtet wird. Das hatte ich vom Kieler Gymnasium her in bester Erinnerung, und machte nun hier den Versuch mit einer Realprima. Da gab es andere Beispiele und neue Gesichtspunkte; gefehlt hat es an beiden wahrlich nicht. Was Buchner an Befreiung und Schmeidigung des Denkens für den Arzt fordert, kann auch die Oberrealschule, sobald sie sich nur dieser Aufgabe bewußt wird, ganz wohl bieten.

Verwunderlich und kaum zu verstehen ist die Befürchtung einiger Theologen, die evangelische Kirche könnte an ihrem lebendigen Zusammenhang mit der heiligen Schrift Einbuße erleiden, wenn Real-Abiturienten zu diesem Studium zugelassen würden. Um solchen Schaden zu verhüten, hat die preussische Generalynode am 2. Juli mit allen gegen eine Stimme eine Resolution angenommen, die ausdrücklich gegen die Absichten des Kultusministeriums gerichtet war. Es versteht sich doch von selbst, daß niemand Theologie studieren kann, ohne mit beiden alten Sprachen vertraut zu sein. Wer ohne solche Vertrautheit zur Universität käme und es doch mit dieser Wissenschaft versuchen wollte, würde durch die ersten Erfahrungen, die er macht, entweder zurückgeschreckt oder genöthigt werden das Fehlende gründlich nachzuholen; und wem

*) J. B. in diesen Jahrbüchern 64 (1889) S. 311 in einem Aufsatz über „Normale Bildung“; erweitert in der Schrift „Unsere Erziehung durch Griechen und Römer“, Berlin 1890 (dort S. 12).

das gelingt, dem sollte man nicht die Thür verschließen, sondern eine Ehrenpforte bauen. Nur junge Männer von aufrichtiger Begeisterung und starker Willenskraft werden im Stande sein diesen Weg zu gehen.

Wenn zwei angesehenere Professoren der Theologie, ein Berliner und ein Greifswalder, trotzdem dahin zu wirken suchten, daß den Real-Abiturienten der Zutritt verweigert werde, so fragt man erstaunt: ob sie denn zu der Wirkungskraft von theologischen Vorlesungen und Übungen so viel weniger Vertrauen haben als wir? Ein Vertreter unserer rheinischen Universität unternahm es vor der Synode eine ruhigere und tiefer gehende Auffassung der Sachlage zu entwickeln. Scheinbar erlitt er eine Niederlage; aber es war doch im Grunde sein Werk, daß der Beschluß, der zu Stande kam, an der entscheidenden Stelle sehr abgeschwächt lautete. „Generalsynode hält nach wie vor die Vorbildung durch ein humanistisches Gymnasium für die normale Voraussetzung des Studiums der evangelischen Theologie“: so hieß es nun, während der Antrag von Kleinert, Cremer und Genossen verlangt hatte: „für eine wesentliche Voraussetzung.“

Mit dem geänderten Text können auch wir zufrieden sein. Und die Mitglieder der Generalsynode werden vielleicht bei erneuter Prüfung selbst finden, daß sie, ohne es recht zu merken, doch eigentlich — und zwar mit Recht — die Absicht der Regierung unterstützt haben, den bisher einzigen Weg zum Ziele zwar als normalen bestehen zu lassen, daneben aber auch andere als mögliche zu eröffnen. In der klaren Erfassung dieses Verhältnisses ist die Menge der Theologen, die im Lande zerstreut leben, zur Zeit den Synodalen voraus; denn aus keinem Stande hat die Braunschweiger Erklärung mehr und eifrigere Förderer gefunden als aus dem geistlichen.

* * *

Die Gutachten der Juristen, deren zu Anfang gedacht wurde, sind geschrieben, ehe die Berliner Konferenz stattfand, aber erst nachher im Druck erschienen, so daß sie nun doch in der Öffentlichkeit als Widerspruch gegen die Beschlüsse der Konferenz wirken und verwerthet werden. Drei Gründe sind es im Wesentlichen, die dafür geltend gemacht werden, daß für die Zulassung zum juristischen Studium auch fernerhin das Reisezeugniß eines humanistischen Gymnasiums gefordert werde: 1. den künftigen Richtern müsse der Idealismus erhalten werden, der darin seine Nahrung

finde, daß sie schon als Knaben angehalten würden, sich eingehend mit Dingen zu beschäftigen die zunächst keinen praktischen Nutzen versprechen (so Gierke, v. Bülow, Zitting); 2. ein erfolgreiches Studium des römischen Rechtes sei unmöglich, wenn der Student nicht eine genaue Vertrautheit mit dem römischen Alterthum schon mitbringe; 3. der einheitliche Charakter des juristischen Standes würde verloren gehen, wenn sich in ihm Männer von verschiedenartiger Vorbildung mischten. Was ist von diesen Gründen zu halten?

1. Antike Sprache und Literatur sind gewiß vorzüglich geeignet, in dem Sinne zu wirken, den die Vertheidiger des Idealismus wünschen; aber dazu gehört, daß sie mit Lust und ohne das drückende Gefühl äußeren Zwanges getrieben werden. Daß man die Jugend nicht selbst entscheiden lassen kann, womit sie sich gern beschäftigen wolle, ist freilich wahr; aber schlimm ist es, wenn sie in der Schule zu Studien genöthigt wird, deren Werthlosigkeit sie zu Hause und in der Gesellschaft laut verkündigen hört. Männer, die so denken wie die Gutachter in der Juristen-Zeitung, werden ja auch künftig ihre Söhne aufs Gymnasium schicken und Griechisch lernen lassen; aber eben damit ihnen diese Möglichkeit erhalten bleibe, sollten sie darauf verzichten, dieselbe Schule und denselben Bildungsgang auch denen aufzudrängen, die sich dagegen sträuben. Ein geistiges Gut läßt sich nicht durch Gewalt mittheilen. Wie die Dinge jetzt thatsächlich liegen, wird der Segen, der auf einer von Nützlichkeit-Rücksichten freien geistigen Arbeit ruht, gerade den Primanern der Gymnasien am wenigsten zu Theil. Das Entscheidende sind eben — dahin hat es die Schulpolitik seit 1831 mit ihren Zwangsvorschriften gebracht — überall die Berechtigungen. Der größere Theil der Gymnasiasten lernt Latein und Griechisch nur um des nächsten, nüchtern-praktischen Zweckes willen: dasjenige Zeugniß zu erlangen, dessen er für seine weitere Laufbahn bedarf; und der größere Theil der Eltern schickt nur aus diesem Grunde die Söhne zu uns. So hat man den Idealismus hinausgetrieben, indem man ihn zwangsweise züchten wollte.

2. Wenn Mommsen schreibt (D. J. 3. Nr. 12), die Kenntniß der alten Sprachen sei auf unseren Gymnasien „auch jetzt noch eine Realität“, so muß ich dem leider widersprechen: sie ist vielmehr eine Fiktion. Nur hervorragend begabte und eifrige Schüler bringen es wirklich zu einem Gefühl von Vertrautheit mit den beiden Sprachen und mit der darin lebenden Gedankenwelt; nur sie also

kommen über den Punkt hinaus, wo die aufgewandte Arbeit anfängt sich zu belohnen. Die große Mehrzahl bleibt auf der Schule in dem Stadium fruchtlosen und freudlosen Abmühens stecken und beißt nachher auf der Universität eben diejenige Bekanntheit mit dem Alterthum nicht, welche die Professoren der Rechtswissenschaft fordern und von früheren Zeiten her gewohnt sind vorauszusetzen. Das ist neuerdings vielfach ausgesprochen worden, auch in mehreren der hier vorliegenden Gutachten (Stölzel, Wach, Fischer). Woher kommt es aber? Durch die „Reformen“ von 1882 und 1892 sind die Zahl der Lehrstunden und die erlaubte Menge häuslicher Arbeit für Latein und Griechisch so verringert worden, daß mit dem Reste nichts Tüchtiges mehr geschafft werden kann*). Zu dieser zweimaligen Verringerung aber war man eben dadurch genöthigt, daß die äußere Vorzugstellung des Gymnasiums bewahrt und doch den Ansprüchen moderner und realistischer Bildung genügt werden sollte; hätte man sich entschließen können, diese Ansprüche — die doch einmal nicht aus der Welt zu schaffen sind, wenn anders die Welt fortchreitet — durch Freigabe der Berechtigungen zu befriedigen, so wäre es möglich gewesen, innerhalb des Gymnasiums die alten Sprachen lebenskräftig zu erhalten.

Diese Wechselbeziehung ist so deutlich, der Mißerfolg des bisherigen Verfahrens so greifbar, daß man meinen möchte, es sei, um durch Schaden klug zu werden, nicht nöthig noch einen dritten Versuch zu machen. Wie er ausfallen würde, ist im Voraus klar. Buchner macht, um das Gut der humanistischen Bildung allen Medicinern erhalten zu können, den Vorschlag (a. a. O., S. 12), den Betrieb der alten Sprachen weiter etwas einzuschränken. Von den Juristen sagt Gierke (S. 242b), daß auch seiner Meinung nach „unser Gymnasialunterricht hinsichtlich der Einführung in das Verständniß der realen Welt manches versäumt habe und noch heute versäume“. Und aus der gleichen Ansicht zieht ein anderer Vertheidiger des Vorrechts der Gymnasien, Senatspräsident Bolze (Leipzig), den logisch ganz richtigen Schluß, daß es nöthig werden könnte, um der verstärkten naturwissenschaftlichen Bildung willen die eine der beiden alten Sprachen, das Griechische, aufzugeben; aber dann müsse es an allen Gymnasien abgeschafft werden.

*) Dies ist keine neue und nachträgliche Behauptung. Daß es so kommen müsse, ist z. B. in meinem Aufsatz über „die neuen Lehrpläne“ deutlich gesagt, Preuß. Jahrb. 69 (1892) S. 256 ff.

Dahin kommen wir wirklich; dahin waren wir im Begriff zu kommen. Denn im Frühling d. J. handelte es sich um nichts Geringeres als um Beseitigung des Griechischen, das an sämtlichen Gymnasien in die Stellung eines fakultativen Faches herabgedrückt werden sollte. Zum Glück hat die Unterrichtsverwaltung diesmal einen andern Weg eingeschlagen. Anstatt durch neue Zugeständnisse im Lehrplan die äußere Stellung des Gymnasiums zu stützen, während es innerlich weiter ausgehöhlt würde, will sie ihm die innere Eigenart dadurch wiedergeben, daß sie seine äußeren Privilegien opfert. Ein höchst erwünschter Entschluß. So schlecht der Lehrplan von 1892 an sich auch sein mag, in diesem Augenblicke kam Alles darauf an, wenigstens ihn zu erhalten; wie er nachher durch Rückkehr zur Einfachheit und Verstärkung der alten Sprachen zu verbessern sein wird, ist eine spätere Sorge.

3. Ein mir befreundeter Jurist, Professor des römischen Rechtes an einer süddeutschen Universität, den ich gebeten hatte die Braunschweiger Erklärung zu unterzeichnen, schrieb, indem er es ablehnte, u. A. dies zur Begründung: „Soll ich im römischen Recht auf keinerlei Verständniß mehr zu rechnen haben, wenn ich Beispiele aus Horazens Satiren oder aus den Komödien des Plautus vorbringe? Soll ich nicht mehr von Cicero's prozessualen Reden als von etwas sprechen dürfen, was bekannte Klänge in den Zuhörern wachruft? Kann man römisches Recht lehren, wenn ein großer Theil der Zuhörer in der Geschichte der zwölf Tafeln nicht mehr den wohlbekannten Ständekampf sich spiegeln sieht, in dem ersten römischen Rechtschriftsteller Ap. Claudius Caecus keinen Bekannten findet? Ich lese die römische Rechtsgeschichte in Kürze, weil ich jetzt noch annehmen darf, daß ich überall an eine bekannte Vorstellungswelt anknüpfen kann. Demnächst müßte ich in aller Breite versuchen, die nöthige Substruktion in allgemeiner Kenntniß von Rom und römischen Dingen selbst zu geben.“ Diesen Befürchtungen gegenüber will ich nicht noch einmal hervorheben, daß die Bekanntschaften mit manchen der hier angeführten Dinge schon jetzt bei den Abiturienten, jedenfalls der preussischen Gymnasien, gering ist. Das soll ja gerade, wenn das Gymnasial-Monopol gefallen ist, besser werden; die Studenten werden wieder mehr Anschauung von römischer Geschichte und Literatur mitbringen, und werden sich dadurch um so merkbarer von denen unterscheiden, die von einer realistischen Anstalt kommen und die nöthige Kenntniß des Lateinischen erst auf der Universität in einem be-

sonderen Kursus erworben haben. Daraus entsteht für den Dozenten eine wirkliche Schwierigkeit, die sich später, ob auch in verringertem Grade, unter anderen Verhältnissen fortsetzt, wenn Männer von ungleichartiger Vorbildung amtlich zusammenwirken sollen. Hier geht in der That etwas Gutes verloren, ein behaglich gemeinsamer Besitz, an dem man sich gern erfreut und der überall eine bequeme Grundlage der Verständigung bildet.

Aber — bequem und behaglich ist das Leben heutzutage überhaupt nicht, und wird es immer weniger. Ein Verlust dieser Art muß eben ertragen werden, wenn er um wichtigerer Interessen willen unvermeidlich ist. Und hier steht das allerwichtigste Interesse auf dem Spiel, gerade das, welches den Vertheidigern der Gymnasialbildung so dringend am Herzen liegt: daß der Zusammenhang der modernen Kultur mit der antiken lebendig bleibe, daß es auch in Zukunft unter unsern Gebildeten in allen Berufszweigen Männer geben soll, die diesen Zusammenhang vermitteln, Juristen die das Corpus Juris, Mediziner die Galen und Hippocrates lesen können und wirklich lesen. Für die Erfüllung dieses Wunsches wird gearbeitet, wenn für die Zulassung der Real-Abiturienten gearbeitet wird. Die Geschichte der preussischen Gymnasien im neunzehnten Jahrhundert ist wie eine Predigt über den Text: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren.“ Und heute steht es doch so: man kann entweder aufs Neue versuchen, ein gewisses, schon jetzt unzureichendes und noch immer mehr sich verdünnendes Maß von Bekanntschaft mit dem Alterthum für alle Angehörigen dieser beiden Stände zu erhalten, oder, indem man hierauf verzichtet, für einen Theil von ihnen gründliche Kenntniß und wirksame Vertrautheit mit der antiken Gedankenwelt wiederherstellen. Auf die eine Art kommen wir unmerklich, aber schon in absehbarer Zeit dazu, uns völlig von dem Boden loszulösen, auf dem unsere Kultur erwachsen ist; die andere sichert für immer die Brücken und Landstrecken, die hinüberführen. Die Wahl darf nicht zweifelhaft sein.

* * *

Zu diesem Ergebnis ist doch auch einer der Männer gelangt, die in der Juristen-Zeitung ihre Gutachten abgegeben haben, Oberverwaltungsgerichtsrath Schulzenstein (Berlin). Nicht mit leichtem Herzen, wie er selbst sagt und wie ihm jeder gern glauben und nachfühlen wird. In den Umwälzungen, die eine so mit sich selbst

uneinige, gährende Zeit wie die unsrige bringt, bleibt es keinem, der an der Entwicklung seines Volkes Antheil nimmt, erspart, Verhältnisse und Einrichtungen schwinden zu sehen, die ihm theuer waren und unentbehrlich erschienen. Wir müssen uns damit trösten, daß im geistigen Leben wie in dem der Natur nichts absterbt, ohne zugleich den Nährstoff für ein neues Wachsthum abzugeben; wie dieses sich hervorthut oder ankündigt, darauf wollen wir den Blick richten.

Die vorbereitenden akademischen Kurse in Latein und Griechisch, die den Real-Abiturienten geboten werden sollen, erscheinen auf den ersten Blick als Nothbehelf, als dürftiges Surrogat für die gute und gründliche Bildung, die das Gymnasium einst gab. Sie können, wenn richtig angefaßt, zu einer sehr fruchtbaren Einrichtung werden und zu einer neuen Durcharbeitung des sprachlichen und literarischen Stoffes führen. Ob und wie weit z. B. das Griechische für den Juristen nothwendig sei, darüber sind die Ansichten getheilt, auch bei den Verfassern der hier besprochenen Gutachten; manche, unter ihnen der ehrwürdige Gottlieb Plank (Göttingen), halten es für entbehrlich. Da kommt es wirklich auf eine Probe an; und zu der geben jene Kurse die beste, ja die einzige Gelegenheit. Bei der ganzen Veranstaltung kann doch, wie kürzlich in einem recht verständigen Artikel der Kreuz-Zeitung (23. Juni, Morgen-Ausg.) hervorgehoben wurde, nicht die Absicht sein, den Lehrstoff und Lehr-gang des Gymnasiums in wenige Semester zusammenzudrängen und als Abschluß dann eben die Leistungen zu fordern, die für unsere Abiturienten vorgeschrieben sind; damit wäre ja die alte Schranke nur an einer etwas späteren Stelle wieder aufgerichtet. Vielmehr wird es die Aufgabe sein, diejenigen Elemente der alten Sprachen, der antiken Kultur, der griechisch-römischen Ideenwelt herauszufinden, die zu den Studien der Aerzte und der Rechts-gelehrten heute noch lebendig wirksame Beziehungen haben. Das wird nicht auf den ersten Schlag, aber es wird allmählich gelingen, vorausgesetzt, daß mit diesem Unterrichte Männer betraut werden, die selbst im akademischen Leben stehen, in stetem Verkehr und Austausch mit den Vertretern des Faches, für dessen Studium sie vorbereiten sollen, so daß sie im Stande sind, den vielfach ver-schlungenen, zum guten Theil verborgenen, aber im Innern mächtig wirkenden Zusammenhang heutiger Wissenschaft mit den Geistes-werken der Alten zu erkennen und herauszuarbeiten. Die auf-richtigen Freunde der „klassischen Bildung“ können nur zufrieden

sein, wenn dieser Nachweis in großem Maßstabe und vor aller Augen geführt wird.

Der Professor sodann, der verschieden vorbereitete Studenten sich gegenüber sieht, wird dies zunächst allerdings als eine Unbequemlichkeit empfinden; herabziehen zu lassen auf das Niveau eines populären Vortrages braucht er sich und seine Vorlesung dadurch nicht. Das anfängliche Hinderniß kann auch hier zur Vertiefung führen. Das Hantiren mit fertigen Begriffen, die Redner und Zuhörer gemeinsam haben, mit Vorstellungen und Vorstellungskreisen, die nur leise angedeutet zu werden brauchen, um sogleich ihre Wirkung zu thun, ist ja bequem und macht den Vortrag geläufig. Aber es liegt auch eine Gefahr darin: unmerklich bleibt man den Dingen selbst fern, die man mit so vielen und vollkommenen Handhaben anfassen kann; durch die Fülle dessen, was Menschen über ein Problem der Wissenschaft gesagt und überliefert haben, wird leicht das Problem selber dem Verständniß oder doch der Aufmerksamkeit ein wenig verdeckt. Gegen diese Gefahr giebt es für den Gelehrten keinen besseren Schutz, als daß er auch einmal genöthigt wird, in der Darstellung seiner Wissenschaft von den gewohnten Voraussetzungen abzugehen. Jeder hat wohl schon erfahren, wie wohlthätig dieser Zwang sich fühlbar macht, wenn er im Gespräch über Fragen seines Faches einem Manne sich mittheilen sollte, der Verstand und Interesse entgegenbrachte, aber in anderen Gedankenkreisen zu Hause war. Eine ähnliche Förderung kann künftig das gemischte Auditorium dem akademischen Lehrer verschaffen.

Vollends aber im späteren Leben, im Zusammenwirken der Berufsgenossen wird sich der Zufluß eines neuen, anders gebildeten Elements segensreich erweisen; denn hier birgt die Gleichartigkeit der geistigen Atmosphäre, die ungestörte Vertraulichkeit des Willens, in dem man sich bewegt, eine ernstere Gefahr in sich. Sie vermittelt dem Einzelnen nicht nur Ausdrucksweisen und Denkformen, sondern damit auch fertige Anschauungen, die er nun, als wären es die seinen, weiter hegt und weiter giebt; so wird das Aufkommen selbständiger Auffassung und eigenartiger Persönlichkeit erschwert. Wo dagegen Männer verschiedener Geistesrichtung an gemeinsamen Aufgaben arbeiten, die sie natürlich von verschiedenen Seiten her ansehen, da giebt es, im Streit wie in freundschaftlichem Austausch, immer erneute Anregung zu gründlichem Durchdenken. Das ist nicht bloß Theorie, sondern schon durch die Praxis bewährt. An

Doppelanstalten, die Gymnasial- und Realklassen neben einander haben, sind auch Lehrer vereinigt, die auf ungleichen Wegen zur Universität gekommen sind; und daraus erwächst denen, die an sachlicher Debatte Freude finden, nicht nur manche einzelne Belehrung, sondern auch grundlegender Gewinn für die Beurtheilung allgemeiner Fragen: dies habe ich selbst an zwei Orten dankbar erfahren. Das Gleiche aber läßt sich für jeden anderen Beruf erwarten. „Der Krieg ist der Vater aller Dinge“, sagt Heraklit. Hier handelt es sich um den friedlichen Kampf der Gedanken und der Geisteskräfte. Er kann nicht anders als Gutes fördern; und in ihm werden die Kräfte, die aus der ewig jungen Welt des Alterthums herkommen, sich jeder Zeit mit Ehren behaupten, ja aus scheinbarer Bedrängniß frische Nahrung ziehen.

Düsseldorf, 18. Juli 1900.

Notizen und Besprechungen.

Die deutsche Rechtschreibung.

Nachdem es auf so vielen der wichtigsten Lebensgebiete gelungen ist, für das gesammte Deutschland eine einheitliche Ordnung der Dinge herbeizuführen, nachdem namentlich noch in jüngster Zeit der nationale Gedanke in der Herstellung des Bürgerlichen Gesetzbuches aufs Neue seine Macht erprobt hat, könnte es seltsam erscheinen, daß die Versuche, in der Rechtschreibung eine Einigung zu erzielen, bisher kein Ergebnis gehabt haben, das als befriedigend betrachtet wird. Vor kurzem hatte es den Anschein, als ob die Reichspostverwaltung einen Anlauf nehmen wollte, um zu dem erwünschten Ziel zu gelangen. Die Folge war nur, daß in weiten Kreisen namentlich der Lehrerschaft und des Buchhandels, eine lebhaftere Beunruhigung entstand und von berufener Seite der dringende Mahnruf erhoben wurde, nicht durch unzeitige und der inneren Berechtigung entbehrende Experimente das „Rechtschreib-Glend“ im Deutschen Reich noch zu verschlimmern. Um ein Urtheil zu gewinnen über die Fragen, die hier in Betracht kommen, ist es nöthig, einen Rückblick zu werfen auf den Verlauf, den die vor einem Vierteljahrhundert angebahnte orthographische Reform bis jetzt genommen hat. Auf Veranlassung des preussischen Kultusministers trat, wie bekannt, im Jahr 1876 zu Berlin eine Konferenz von Sprachforschern und Schulmännern zusammen zur „Herstellung größerer Einigung in der Rechtschreibung“. Unter Benutzung der von dieser Konferenz gemachten Vorschläge wurde zunächst in Oesterreich (2. August 1879) und Bayern (21. September 1879) und dann am 21. Januar 1880 in Preußen durch Erlass des einige Monate zuvor an Falk's Stelle ins Amt getretenen Unterrichtsministers v. Puttkamer eine Regelung der Rechtschreibung für die Schulen vorgenommen. Dem gegebenen Beispiel folgten die übrigen deutschen Staaten, sowie Siebenbürgen und die Schweiz. Die veröffentlichten Regelbücher stellen übereinstimmend einen maßvollen Fortschritt dar mit Bezug auf stärkere Geltendmachung des phonetischen Prinzips, wodurch Laut und Zeichen möglichst in Uebereinstimmung gebracht werden, durch Abstoßung überflüssiger Schnörkel und Flickbuchstaben und Aus-

merzung von Widersprüchen, die im bisherigen Schreibgebrauch vorhanden waren. Wenn die in den einzelnen Staaten vorgenommenen Regelungen auch theilweise von einander abweichen, so darf die Verschiedenheit doch im Großen und Ganzen als unbedeutend bezeichnet werden. Die bayerische Orthographie z. B. räumt dem Gebrauch des *z* in Fremdwörtern einen größeren Umfang ein, als die norddeutsche; sie schreibt *Zivil*, *Zentrum*, während das sog. Puttkamer'sche Regelbuch *Civil*, *Centrum* beibehält neben *Konzil*, *Konzert*, *Medizin* u. s. w.

Von den Neuerungen, die in der preussischen Schulorthographie eingeführt wurden, traten nachfolgende am auffälligsten hervor. In den zahlreichen Verben auf *iren*, *ieren* und *ihren* Ableitungen ist die Schreibung mit *ie* durchgeführt, z. B. *regieren*, *studieren*, *hantieren*, *Hantierung*, auch *mechanisieren* und *quinquillieren*. Ferner sollte das *th* im Auslaut und in den Endungen *tium* und *tum* durch einfaches *t* ersetzt werden; also *Eigentum*, *Ungetüm*, *Glut*, *Not*, *Wert*, *Miete*. Im Auslaut vor einfachem Vokal blieb *th* stehen: *Thal*, *Thor*, *thun*, *That*, *Thür*. Dagegen soll in Silben, die schon sonstwie als lang kenntlich sind, der Gebrauch des *th* gemieden und demgemäß geschrieben werden: *Tier*, *Teil*, *verteidigen*, *teuer*, *Tau*. Bezüglich der Vokalverdoppelung wird keine durchgreifende Regel gegeben. Man schreibt nach wie vor *Haar*, *Saal*, *Saat*, *Staat*, *Heer*, *Seele*, *Mooß*, dagegen ist der einfache Vokal anzuwenden in *Herd*, *Herde*, *Schale*, *Schar*, *Star*, *Ware*, *Varischaft* u. s. w. Die häufig vorkommende Endung *niß*, *niß*, wie in *Bildniß*, *Kenntniß* erhält nach der neuen Schreibweise durchgehends ein *Schluß-s*.

Die Einführung der Puttkamer'schen Orthographie stieß auf unerwartet starken Widerspruch. Daß von den Sprachgelehrten der Eine dies, der Andere jenes im Einzelnen auszusprechen hatte, konnte nicht Wunder nehmen. Aber in weiten Kreisen machte sich die konservative Ansicht geltend, daß für Abänderungen der herkömmlichen Schreibweise kein hinlänglicher Grund vorliege, dem Bedürfniß der Schule aber genügt wäre, wenn für schwanfende Fälle eine Norm festgestellt würde. Von entscheidender Bedeutung war die Art und Weise, wie Fürst Bismarck zu der Reform Stellung nahm. Durch Erlaß vom 28. Februar 1880 forderte er die ihm untergebenen Beamten unter Androhung gesteigerter Ordnungsstrafen auf, nicht von der hergebrachten Orthographie abzugehen. Dieses Vorgehen des Reichskanzlers hatte zur Folge, daß auch die anderen Minister in Preußen und die Regierungen der übrigen Bundesstaaten sich mehr oder weniger ablehnend gegen die neue Schreibweise verhielten. In Preußen kam es sogar dahin, daß, da auch das Kultusministerium und die ihm unterstellten Schulbehörden am Alten festhielten, der auf die Dauer ganz unhaltbare Zustand sich entwickelte, daß die Behörden zwar für die Schulen den Gebrauch der neuen Rechtschreibung fordern, in ihren amtlichen Verfügungen an die Schulen aber sich der bisherigen bedienen.

Inzwischen war es im Lauf von zwanzig Jahren immer schwieriger geworden, im einzelnen Fall zu entscheiden, was als „hergebrachte“ Schreibweise zu gelten habe. Der Einfluß der Schule und des überwiegend reformfreundlichen Buchdrucks in Verbindung mit der inneren Berechtigung der amtlich aufgestellten orthographischen Regeln hatte auf die Entwicklung der Rechtschreibung so mächtig gewirkt, daß ein guter Theil der Neuerungen sich allgemeine Anerkennung verschafft hatte, also ebenfalls herkömmlich geworden war. Dadurch wurde namentlich in Beamtenkreisen der Wunsch hervorgerufen, es möchte von autoritativer Seite auf ein Schriftwerk hingewiesen werden, das als Musterbeispiel für die heute gemeingültig gewordene Schreibweise — also auch als Gradmesser der erfolgten Rezeption — dienen könnte. Unbestreitbar empfahl sich zu diesem Zweck das Bürgerliche Gesetzbuch in hervorragendem Maße. Hatte doch das öffentliche Urtheil übereinstimmend anerkannt, daß man bei der Redaktion und Drucklegung dieses Gesetzes mit größter Mühe und Sorgfalt darauf bedacht gewesen sei, dem Leser ein rasches und sicheres Verständniß des Textes zu ermöglichen. Dazu gehörte aber auch, daß der Blick nicht geföhrt wurde durch eine ungewohnte und befremdende Rechtschreibung. In mehreren Zweigen der Verwaltung, so namentlich von den Justizbehörden, ist mündlich die im Bürgerlichen Gesetzbuch angewandte Orthographie als Muster empfohlen worden. In der Öffentlichkeit fand vornehmlich das Vorgehen der Reichspostverwaltung Beachtung, in deren Amtsblatt Nr. 31 von 1899 bemerkt war: „Für die Rechtschreibung (der Allgemeinen Dienstabweisung für Post und Telegraphie) ist der Text des Bürgerlichen Gesetzbuches zum Muster genommen worden.“ Den Beamten der Post- und Telegraphenverwaltung ist ohne Zweifel ein Dienst geleistet worden, indem Oberpostassistent Oscar Ritschke sich darauf der Mühe unterzog, aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch und aus den neueren Veröffentlichungen des Reichspostamtes ein ausführliches Wörterverzeichnis zusammenzustellen. Aber wenn Ritschke und andere literarisch thätige Postbeamte weiter gehen und durch systematische Bearbeitung der im Bürgerlichen Gesetzbuch beobachteten Schreibregeln eine neue Grundlage für die Ausbildung der deutschen Rechtschreibung herstellen wollen, so muß ein solcher Versuch, so gut gemeint er sein mag, mit allem Nachdruck zurückgewiesen werden. Die Verfasser und Hersteller des Bürgerlichen Gesetzbuches waren in keiner Weise berufen, auf dem Gebiet der Orthographie Regeln aufzustellen und haben auch selbst nicht im entferntesten daran gedacht solche geben zu wollen. Wenn das Bürgerliche Gesetzbuch als Muster empfohlen werden konnte, so war es gerade deshalb, weil es ohne Rücksicht auf wissenschaftliche Begründung und systematische Durchführung bestimmter Schreibregeln einzig und allein dem praktischen Zweck Rechnung trug, dem heutigen Leser den Text so viel wie möglich in der ihm geläufigen Schreibweise vorzulegen. Daß eine gesunde Weiterbildung der deutschen Recht-

schreibung auf einer solchen Zufalls-Grundlage sich vollziehen könnte, ist offenbar eine so dilettantenhafte Vorstellung, daß die Annahme, man könnte irgendwo an maßgebender Stelle dergleichen in Erwägung gezogen haben, als ausgeschlossen gelten darf.

Allerdings ist die Frage der Rechtschreibung in letzter Zeit wieder an hoher amtlicher Stelle Gegenstand der Erörterung gewesen. Nachdem der preussische Kultusminister mehrere dahin zielende Gutachten eingeholt hatte, fand unter dem Vorsitz des Ministerialdirektors Dr. Althoff in einem engeren Kreise von Sachverständigen eine Besprechung statt, deren Ergebnis, einer halbamtlichen Mittheilung zufolge, im wesentlichen darin bestand, daß sämtliche Theilnehmer sich darüber einig erklärten, daß die bisherige, sog. Puttkamerische Schulschreibung, vielleicht mit kleinen Verbesserungen — die aber keinerlei Veränderung der Schulbücher bedingen würden — als Einheitschreibung zu empfehlen sei.

Aus dieser Notiz geht mit hinlänglicher Klarheit hervor, worum es sich bei den im Kultusministerium gepflogenen Berathungen handelte. Niemand dachte daran, an der Puttkamerischen Grundlage unserer Schulschreibung zu rütteln. Nur einzelne vielfach und mit hinlänglicher Begründung angefochtene Bestimmungen derselben sollen aufgehoben werden. Eine solche Korrektur ist offenbar als die nothwendige Voraussetzung betrachtet worden, um die dringend erforderliche Beseitigung des Zwiespalts zwischen der Schulschreibung und der amtlichen Rechtschreibung der Schulbehörden in Angriff zu nehmen. Damit ist auch der einzig gangbare Weg für die weiteren orthographischen Einheitsbestrebungen im Deutschen Reich bezeichnet. Ist erst einmal im Unterrichtsministerium die Uebereinstimmung hergestellt, so wird man sich mit den anderen preussischen Verwaltungszweigen, mit den Reichsbehörden und den Regierungen der verbündeten Staaten ins Vernehmen zu setzen haben, um sie zum Anschluß an den für den Unterricht in Preußen geltenden Kanon zu vermögen. Gelingt eine solche Vereinigung nicht, so läßt man eben auf der in Preußen und Bayern vor zwanzig Jahren staatlich festgestellten Grundlage die Dinge sich frei weiter entwickeln. Wenn jene Grundlage vor gewaltigen prinzipiellen Aenderungen bewahrt bleibt, wird man auf diese Weise, wenn auch langsameren Schrittes, ebenfalls zum Ziele kommen.

Karl Trost. •

Theologie.

Speculum perfectionis seu S. Francisci Assisiensis legenda antiquissima auctore fratre Leone nunc primum edidit Paul Sabatier. Paris. (Zischbacher) 1898. CCXIV und 376 S. 12 Francs.

Paul Sabatier hat das Glück gehabt, das Quellenmaterial zur Geschichte des heiligen Franziskus noch durch einen Fund zu vermehren,

der in literarkritischer, wie in sachlicher Hinsicht von hohem Interesse ist. Eine rein historische Erzählung ist zwar das von Sabatier an's Licht gezogene Werk seiner Anlage und seinem letzten Zweck nach nicht: es will, wie gleich der Titel — *speculum perfectionis* — zu erkennen giebt, den heiligen Franziskus als das Musterbild eines von Gott berufenen und an Gott hingegebenen Menschen schildern; es berichtet das Einzelne nicht nach der geschichtlichen Reihenfolge, sondern stellt nach einem gewissen Schema Züge aus seinem Leben zusammen, um in ihm einen Zubegriff christlicher Tugenden zu zeichnen. Und das geschieht nicht bloß in erbaulicher Absicht; offenbar wird zugleich die Tendenz verfolgt, gewissen weltlichen Strömungen im Orden unter Berufung auf das in Franziskus verkörperte ursprüngliche Ideal entgegenzutreten. Aber trotz dieser Tendenz hat die Schrift hervorragenden Quellenwerth; denn als Eideshelfer für die berichteten Anekdoten und Aussprüche werden vielfach Augen- und Ohrenzeugen aufgeführt und ein guter Theil des Stoffs erweist sich auch sofort aus inneren Gründen als echt. So hoch wie Sabatier vermag ich freilich die neue Quelle nicht einzuschätzen. Sabatier will uns überreden, in einer Schrift, die sich selbst als Kompilation bezeichnet, ein Werk aus einem Guß zu erblicken; er will, während an zahlreichen Stellen eine Mehrzahl redet, einen Verfasser, den Bruder Leo annehmen und das Werk an die Spitze der Legenden rücken; das wird vielen nicht gefallen; ich zweifle auch, ob der dithyrambische Stil und die künstlichen Lichter, die Sabatier aufzusetzen liebt, nicht bei manchen mehr Verstimmung als Interesse hervorrufen, — doch das sind Dinge, die hier bei Seite bleiben können. Wir dürfen uns an dieser Stelle auf das sachlich Interessante beschränken.

Die Grundzüge des Charakterbildes des heiligen Franziskus können durch keinen neuen Fund eine Veränderung erfahren. Franziskus selbst hat mit der Kunst des in der Selbstzergliederung geübten Mönchs und mit der Wahrigkeit eines Menschen, der sein Leben vor dem Angesichte Gottes führt, in seinem Testament sein Bild gezeichnet. Die Farben dazu haben bisher schon die alten Legenden geliefert. Ihnen tritt nun das *speculum perfectionis* mit manchem neuen Material an die Seite. Aber die neue Quelle hat noch ihren besonderen Reiz. Sie läßt uns — wider die Absicht ihrer Urheber — noch tiefer als eine der bisher verwerthten Quellen in die verschiedenartigen Stimmungen und Strebungen, in die latenten Konflikte in der Seele des heiligen Franziskus hineinklicken. Bei dieser Seite des Charakterbildes sei es mir gestattet zu verweilen. Man muß ihr nachgehen, wenn man die Geschichte des Ordens verstehen will. Die Gegensätze, die sofort nach dem Tode des Stifters im Orden sich bekämpften, sind im Keime schon im Geist des heiligen Franziskus vorhanden.

Im Testament des heiligen Franziskus klingt noch deutlich die Ueberzeugung nach, die Franziskus selbst empfand, als ihm die Erkenntnis aufging, daß aus Enttugung und Selbstüberwindung Freude, ja die höchste

Freude hervorgehen kann. Mit dieser Erfahrung gewann sein religiöses Streben erst Ernst und Tiefe. Seinem sonnigen Gemüth war es selbstverständlich, daß Gottesglaube Glück und Freude die echte Stimmung der Religiosität ist. Aber jetzt erst lernte er diese Stimmung auch da festhalten, wo sie entfliehen will, und das, was als ihre Klippe gilt, zu ihrem mächtigsten Hebel zu machen. Wenn Franziskus dieses sein Innerstes giebt, wenn er grämliches Wesen, dumpfes Ertragen des Leidens, halb widerwilliges Entzagen bekämpft, dann erkennen wir in ihm wohl den echten Jünger dessen, der Sauersehen bei den Frommen nicht leiden mochte.

Aber Franziskus lebt keineswegs ausschließlich in diesen Gedanken einer rein innerlichen Frömmigkeit. Das Aeußere in der Religion ist ihm nicht Nebensache. Wir sehen ihn im *speculum perfectionis* eine Tempelreinigung im buchstäblichen Sinn des Wortes vollziehen, — er führt selbst den Besen —, wir hören, wie er seinen Jüngern die Portincula-Kirche als einen besonders von Gott begnadeten Ort ans Herz legt. Das paßt zu anderwärts überlieferten Zügen. Franziskus liest jedes Blatt auf, auf dem der Name Gottes oder Jesu resp. seine Worte geschrieben stehen und das er am unziemlichen Ort findet; er ermahnt aufs Eindringlichste, den Priester — auch den unwürdigen — zu ehren, mit der bezeichnenden Begründung: denn der Priester führt den allerhöchsten Gottesohn auf Erden nieder und zeigt ihn, den wir körperlich nicht sehen, uns im Altarsakrament. Es handelt sich dabei für Franziskus nicht bloß um das Decorum und den schuldigen Respekt vor Autoritätspersonen. Man muß den Ton in Betracht ziehen, in dem Franziskus in seinem Testament von diesen Dingen redet. Daß er „Glauben gegenüber den Kirchen“, „Glauben gegenüber den Priestern“ hat, stellt Franziskus dort ebenso als seine von Gott ihm geschenkte Gabe hin, wie das andere, daß er nun freudig auch Ausschüßigen dienen kann. Sein Ausdruck läßt keinen Unterschied zwischen diesen Gnadengaben erkennen; im einen wie im andern findet er eine Bethätigung und Stärkung seines religiösen Gefühls. Daraus sieht man: Franziskus fühlt sich nicht frei und unabhängig in seiner Religiosität, so innig sie ist; er braucht den Rückhalt an der Kirche und den sichtbaren Formen, in die sie das Göttliche kleidet; Großes und Kleines vermag er nicht zu unterscheiden, er thut alles mit der gleichen Herzlichkeit. Das läßt ihn rührend, kindlich, liebenswürdig erscheinen; aber es ist zugleich ein Mangel an geistiger Kraft. Wie weit steht er darin ab von dem hohen Vorbild, das er nachahmte! Wenn man dem Erden später den Vorwurf machen kann, daß er mehr die Devotion, als die wirkliche Frömmigkeit förderte, so bewegte er sich nur auf einer Linie weiter, auf die ihn Franziskus hingewiesen hatte. Sie war nicht die einzige, nicht die wichtigste, die er verfolgte. Aber die Kunst der Devotion war leichter fortzupflanzen, als seine innige Frömmigkeit. Das vermochten auch die, die aus der Religion ein Handwerk machten und diese bilden, wie man sagt, immer die Mehrzahl.

Die kindliche Verehrung, die Franziskus der Kirche, ihren Würdenträgern und ihren Institutionen entgegenbrachte, hat es verhütet, daß er mit der Kirche in Konflikt geriet. Man müßte sonst bei seinem hohen religiösen Selbstbewußtsein einen Kampf mit ihr erwarten. Denn das *speculum perfectionis* zeigt uns erst recht deutlich, wie groß er von sich und seinem Berufe dachte: er weiß, daß mit ihm eine neue Epoche — vielleicht die letzte? — beginnt, daß die von ihm ausgehende Predigt die ganze Welt durchlaufen und sie zur Buße bringen solle, — war das nicht im Grunde mehr als die Kirche ertragen konnte? Aber wenn nach dieser Seite hin — dank seiner Pietät und der Klugheit, mit der er behandelt wurde, — kein Konflikt entstand, so stieß sein eigenthümliches religiöses Selbstbewußtsein auf innere Schwierigkeiten, die ständige Reibungen erzeugten. Sein Evangelium sollte die Welt erobern — aber er wollte nie sehen, unter welchen Bedingungen allein die Welt erobert werden kann. So einfältig, so bedürfnislos und sorglos, wie er und seine ersten Jünger, sollen auch die sein, die draußen wirkten; die Häuser, die sie bewohnten, womöglich ebenso wie in Italien, Hütten aus Holz und Lehm: jedenfalls kein Eigenthum und auch keine Gelehrsamkeit. Das Thun ist die Hauptsache, Wissen blüht nur auf. Beides reimte sich nicht: entweder mußte der Weltberuf oder diese Einfalt geopfert werden. Franziskus sah den inneren Widerspruch nicht; er wollte eines wie das andere.

Wenn aber hierüber Differenzen entstehen, — das *speculum perfectionis* erzählt uns von solchen — dann gewahren wir noch ein anderes, tieferliegendes inneres Hinderniß, das die Wirksamkeit des Franziskus hemmte. Franziskus kennt die sittlichen Gefahren zu gut, die aus einem ununterbrochenen Wirken und Sichausgeben, aus einem ständigen Vorkommen der Autorität für den Betreffenden selbst erwachsen. Er hat immer von Zeit zu Zeit das Bedürfnis, sich zurückzuziehen, sich zu sammeln; er läßt einen andern den Orden leiten, ja mehr noch: er demüthigt sich selbst gerne vor andern. Das ehrt ihn; aber vertritt es sich mit seiner Stellung, auf die er doch nicht verzichten wollte? Das Geheimniß, mittelst dessen man die Menschen regiert, ist und bleibt doch immer das: stets auf dem Plage zu sein und allzeit so aufzutreten, als ob man über die höchste Einsicht verfügte. Wenn Franziskus sich abhichtlich demüthigte, konnte er es dann erwarten, daß man ihm unbedingt Folge leistete? Und doch verlebte es ihn tief, wenn die Dinge nicht so gingen, wie er es haben wollte.

Hier ist der Punkt, wo es für jeden, der eine Führerrolle hat, die schwerste Entscheidung zu treffen gilt. Was ist wichtiger das Werk oder die eigene Persönlichkeit, anders gewendet: darf man um des Berufes willen das „Opfer der Persönlichkeit“ bringen? Der Zeitgenosse des Franziskus, Dominikus, und später Ignatius von Loyola haben bestimmt sich diese Frage gestellt. Sie lösten sie anders als Franziskus. Sie waren Herrschernaturen. Das Wirken ist ihnen die Hauptsache; diesem

Ziel muß alles andere sich unterordnen. Franziskus konnte sich nicht dazu entschließen, seine Seele daranzugeben. Er ist der weichere und tiefere. Aber darum endigt auch sein Leben tragisch. Er sah mit Schmerz, wie der Baum, den er gepflanzt, anders wuchs, als er es sich gedacht hatte, und eine ruhige Entfaltung war seinem Orden nicht gegönnt.

Berlin.

Karl Holl.

Staatswissenschaft.

Neuere finanzwissenschaftliche Literatur.

1. Der Staatshaushalt und die Finanzen Preußens. Unter Benützung amtlicher Quellen bearbeitet von L. Schwarz, Geheimer Finanzrath, und Dr. jur. G. Strub, Geheimer Oberfinanzrath. Band I. Die Ueberichußverwaltungen. Buch I und II: Domänen- und Forstverwaltung. (1. Lieferung des Gesamtwerkes.) X, 275 S. Text und 64 S. Tabellen. Berlin 1900. J. Guttentag.
2. Handbuch der österreichischen direkten Steuern in systematischer Darstellung von Gustav Freiburger, k. k. Oberfinanzrath. Zweite völlig neubearbeitete Auflage. XIII und 664 S. Wien 1899. Manz'sche Buchhandlung.
3. Die Einkommenbesteuerung nichtphysischer (juristischer) Personen. Von Dr. D. Feitelberg. 191 S. Jena 1900. Gustav Fischer. (Staatswissenschaftliche Studien, herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Eiser, 6. Band, 7. Heft.)

Die an allgemeinen Lehr- und Handbüchern nicht gerade arme finanzwissenschaftliche Literatur hat merkwürdiger Weise nur wenige Arbeiten anzuweisen, die sich mit der systematischen Darstellung des Finanzwesens eines einzelnen bestimmten Landes befassen, obwohl gerade derartige Werke für den Verwaltungsbeamten wie für den Politiker von besonderem Werthe wären. Hinsichtlich der Finanzen des Deutschen Reiches hat erst neuerdings die vor einigen Monaten in den Preussischen Jahrbüchern (Bd. 99, S. 166) angezeigte kleine Schrift von Cohn die hier vorhandene Lücke wenigstens oberflächlich ausgefüllt. Weit umfassender ist die im Erscheinen begriffene Arbeit von Schwarz und Strub über den „Staatshaushalt und die Finanzen Preußens“ angelegt, von der bisher nur die erste Lieferung vorliegt, die die Domänen- und Forstverwaltung schildert.

Obwohl ein eingehendes Urtheil über das neue Werk vorläufig natürlich noch nicht möglich ist, halten wir es doch für angebracht, das wichtige Unternehmen an dieser Stelle kurz zu registriren. Das Gesamtwerk ist auf 10 Lieferungen berechnet, die in zwei Bände zerfallen sollen. Der erste Band — aus der Feder von Strub — wird die sogenannten Ueberichußverwaltungen (Domänen, Forsten, Bergwerke, Eisenbahnen,

Lotterie u. sowie direkte und indirekte Steuern) behandeln, der zweite, von Schwarz verfaßte Band wird sich dagegen mit den sogenannten Zuschußverwaltungen, d. h. also mit den finanziellen Bedürfnissen der übrigen Zweige der allgemeinen Staatsverwaltung beschäftigen. Die Einteilung des Stoffes nach Ueberchuß- und Zuschußverwaltungen ist ziemlich eigenartig, wenn auch bei dem eigenthümlichen Charakter des preussischen Finanzwesens, das in ungewöhnlich großem Umfang auf den Erwerbseinkünften des Staats basiert ist, nicht gerade befremdend; ob sie sich als wirklich fruchtbar erweisen wird, muß abgewartet werden.

Das neue Werk ist breit und umfassend angelegt; es soll ein möglichst erschöpfender Kommentar zu dem Etat sowie ein Nachschlagewerk für Verwaltungsbeamte, Parlamentarier und sonstige Politiker werden. Seinen Abschluß wird es voraussichtlich in zwei Jahren (1902) finden.

Was speziell die vorliegende erste Lieferung anlangt, die übrigens allein bereits einen stattlichen Band von 350 Seiten darstellt, so giebt sie eine äußerst detaillirte Schilderung der gesamten Domänen- und Forstverwaltung; die umfassenden statistischen Materialien sind zum Theil mit großem Geschick in den Text hineinverwebt, zum Theil in besonderen tabellarischen Anlagen zusammengefaßt. Besondere Aufmerksamkeit hat der Verfasser mit Recht auch der Schilderung der geschichtlichen Entwicklung des preussischen Domänenwesens zugewandt. Hält sich das ganze Werk auf der Höhe der ersten Lieferung, was man ja wohl erwarten darf, so haben wir in ihm sicherlich eine wichtige Bereicherung unserer finanzwissenschaftlichen Literatur zu erblicken.

Das Freiburger'sche Handbuch hat zwar manche Berührungspunkte mit dem erstgenannten Werk: im Ganzen sieht man jedoch bei einem näheren Vergleich der beiden Bücher, einer wie völlig verschiedenen Behandlung verwandte finanzwissenschaftliche Materien zugänglich sind. Die Schilderung der historischen Entwicklung steht bei Freiburger stark im Hintergrund, die statistischen Daten beschränken sich bei ihm auf das Allernothdürftigste; das ganze Buch geht in der Hauptsache in einer äußerst genauen Schilderung der verwaltungstechnischen und verwaltungsrechtlichen Seiten der österreichischen Steuerverfassung auf, bei der leider nur die Darstellung des besonders wenig bekannten kommunalen Steuerwesens allzu kurz gerathen ist. Ein Vorzug des Werkes sind andererseits wieder die zahlreichen Vergleiche zwischen der österreichischen und der ausländischen Steuergesetzgebung, die der Verfasser anstellt. Das Buch erinnert in der äußeren Anlage wie in der Art und Weise der Darstellung an die fleißigen und gründlichen, aber etwas trockenen Arbeiten v. Rönne's über preussisches und deutsches Verwaltungsrecht.

Ist Freiburger's Handbuch auch in erster Linie für die Praxis der österreichischen Steuerverwaltung bestimmt, so hat es doch auch für den deutschen nationalökonomischen Fachmann ein nicht unbedeutendes Interesse.

da es ihn in die intimsten Details der neuerdings — durch die Gesetze von 1896 — in vieler Hinsicht umgestalteten österreichischen Steuerverfassung hineinführt, in der übrigens nach wie vor trotz der neu eingeführten Personal-Einkommensteuer neben der Grundsteuer die nach deutschen Begriffen unerhört hohe Gebäudesteuer — in den größeren Städten (Wien, Prag, Brünn, Krakau etc.) 26²/₃ Prozent vom Nettomiethertrage! — dem finanziellen Ergebnis nach eine ganz hervorragende Bedeutung behalten hat.

Im Gegensatz zu diesen beiden allgemeineren Werken behandelt Dr. Zeitelberg eine schon häufig erörterte Spezialfrage, die Einkommenbesteuerung der juristischen Personen. Es sind im Wesentlichen die bekannten Probleme der Kommunalsteuerverpflichtung des Staatsfiskus, der Doppelbesteuerung des Einkommens aus Aktienbesitz und der Besteuerung des Einkommens der Genossenschaften, die neben einigen weniger wichtigen Fragen hier zusammenfassend behandelt werden. Einen Fortschritt in theoretischer Hinsicht bedeutet die Arbeit nicht: sie will auch als Anfängerarbeit überhaupt nur eine übersichtliche Darstellung der bisherigen Theorien geben, mit denen übrigens wohl schon so ziemlich Alles erschöpft ist, was sich über diese Fragen überhaupt sagen läßt. Ein gewisses Interesse bekommt die kleine Arbeit durch die übersichtliche Zusammenstellung der ungeheuer mannigfaltigen und komplizierten gesetzlichen Vorschriften, mit denen sich die Steuergesetzgebung in den einzelnen deutschen Bundesstaaten und im Auslande mit den in Rede stehenden, prinzipiell wie steuertechnisch überaus schwierigen Problemen abgefunden hat.

Berlin.

Dr. Paul Voigt.

W e s t h i c h t e.

- J. W. Kampschulte, Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf. Zweiter Band. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Walter Goeß. Leipzig, Duncker & Humblot, 1899. X u. 401 Seiten.
- C. A. Cornelius, Historische Arbeiten vornehmlich zur Reformationszeit. Leipzig, Duncker & Humblot, 1899, IX u. 628 Seiten.
- Max Löffler, Der Kölnische Krieg. Zweiter Band. Geschichte des Kölnischen Krieges 1582—1586. München und Leipzig, W. Franz'scher Verlag 1897. XVI u. 693 Seiten.
- Helix Stieve, Abhandlungen, Vorträge und Reden. Mit dem Portrait des Verfassers. (Mit Vorwort von Hans von Zwiédineck.) Leipzig, Duncker & Humblot 1900. XII u. 420 Seiten.

Die vier Historiker, deren in den letzten Jahren herausgetretenen Werke hier zusammengestellt sind, gehören nach ihrer inneren Richtung, nach Arbeitsgebiet und Vorliebe einem und demselben Kreise an,

innerhalb dessen sie auch im Leben eng und vielfältig verbunden waren. Wie überhaupt die Döllinger'sche Gruppe die nachhaltigste Einwirkung auf die Belebung der kirchengeschichtlichen und geschichtlichen Studien geübt hat, so sind auch diese Männer durch ihre Wendung zum Ultrakatholizismus entweder erst zu ihrem historischen Arbeitsgebiet, dem Zeitalter der Reformation und der Gegenreformation hingeführt oder, wo sie es unter verwandten Antrieben schon früher ergriffen hatten, dabei festgehalten worden. Sie waren auf der einen Seite von der bestimmten kirchenpolitischen Tendenz geleitet, gegenüber dem „Papalismus“ dem Episkopalismus sein Recht zu wahren und durch ihre Bestrebungen den Grund zu einer reformfähigen Nationalkirche zu legen: damit sind sie gescheitert, und ihre Unterscheidung zwischen altem, echtem Katholizismus und modernem Ultramontanismus hat — das ist ihnen selber zum Schluß nicht verborgen geblieben — vor der Geschichte nicht Stand gehalten. Aber zugleich bedeutet ihre Erscheinung in der Wissenschaft eine Reaktion des freien wissenschaftlichen Geistes der Deutschen, des Ueberzeugungsmuthes und der Voraussetzungslosigkeit gelehrter Arbeit gegen ein System, das der menschlichen Erkenntniß überall die Schranken dogmatischer Sätze entgegenstellt; Reaktionen solcher Art werden dem deutschen Katholizismus, Gott sei Dank, niemals erpart bleiben und haben sich auch nach der ultrakatholischen Bewegung, wenn auch nur in schüchternem Anjaß, von Neuem geregt. Bei diesen vier von Haus aus katholischen Historikern hat dieser Antrieb, das Streben nach Wahrheit den besonderen Charakter ihrer gelehrten Arbeit bestimmt und eine Reihe bleibender und vorzüglicher Leistungen geschaffen.

Nicht mit Unrecht schrieb noch vor kurzem einer von ihnen: „dem Ultrakatholizismus huldigt nur ein kleines Häuflein von Seelen, und dieses wird in der Tefentlichkeit höchstens dann noch beachtet, wenn einer seiner alten Vorkämpfer die dornenvolle Laufbahn endet.“ Eben diese Bücher erinnern uns daran, daß nicht nur die ganze Richtung bereits der Vergangenheit angehört, sondern zumeist auch die Männer, die sich dafür eingesetzt haben: Kampschulte's Buch ist in der Form, wie es jetzt vorgelegt wird, schon bei dem Tode seines Verfassers (3. Dezember 1872) vollendet gewesen; Voffen hat den Schlußband seines Werkes noch kurz vor seinem Hingange (5. Januar 1898) herausgeben können; kaum hatte Stieve in seiner Anzeige dieses Buches zum letzten Male des Freundes gedacht, da mußte er ihm selber am 10. Juni 1898 folgen, und aus der Hand seiner Wittve und seines Freundes empfangen wir nun eine Auswahl seiner kleineren Arbeiten; allein der älteste des Kreises, als Forscher und Lehrer der Bedeutendste, C. A. Cornelius, veranstaltet selber zur Freude seiner Verehrer eine Sammlung seiner historischen Schriften, aber auch er in resignirter Wehmuth, „um sie als Abschiedsgruß an seine Freunde mit der Bitte um ein freundliches Gedächtniß hinauszusenden.“

Der zweite Band von Kampschulte's Calvin ist schon durch sein

literarisches Schicksal merkwürdig. Schon vor mehr als einem Vierteljahrhundert war er so gut wie abgeschlossen und von seinem Autor vor seinem Tode dem Freunde Cornelius zur Fortführung übermacht worden; dieser legte das Manuskript zurück, bis er auf Grund eigener und umfangreicher Vorstudien die Fortführung in selbständigem Stile übernehmen könnte, wurde aber, als er nach langwieriger Vorbereitung zu dem Buche zurückkehrte, durch Krankheit verhindert, seinen Plan auszuführen, und faßte nimmehr, nach dem schmerzlichen eigenen Verzicht, den Entschluß, wenigstens Kampfschulte's Buch in der ursprünglichen Gestalt der Öffentlichkeit darzubieten. Es ist häufig bedauert worden, daß diese Calvinbiographie, eine der vornehmsten Zierden unserer Literatur, bisher ein gänzlicher Torjo war und uns in ihrem ersten Bande nur etwa bis zum Ende des ersten Jahrzehnts der Genferischen Wirksamkeit des Reformators führte. Jetzt erhalten wir nach drei Jahrzehnten unverhofft noch den zweiten Band, der etwa die Jahre 1546 bis 1559 behandelt, die Kämpfe Calvin's mit der bürgerlichen Opposition und den theologischen Gegnern, und nach deren siegreicher Durchsetzung die dauernde Begründung seiner geistlichen Herrschaft in Genf; indem uns nur der dritte Band, die Weltstellung Genfs in den letzten Lebensjahren Calvin's, versagt geblieben ist, wird wenigstens seine innere Wirksamkeit und Entwicklung in gewisser Weise abschließend dargestellt. Die zwei Bände sind schon kein Torjo mehr, sondern eher etwas Ganzes. Es möchte zwar auf den ersten Blick Bedenken erregen, wenn auf dem Gebiete der im letzten Menschenalter so vielfach und so sorgsam angebauten Reformationsgeschichte ein vor fast dreißig Jahren geschaffenes Werk heute an das Licht gestellt wird. Aber das ist das Erstaußliche: es erscheint als nichts weniger denn veraltet, heute noch in der ganzen Frische einer Schöpfung bleibenden Werthes, heute noch mit dem berechtigten Anspruch, in den ersten Reihen der seitdem intensiv gepflegten Calvinforschung seine Stellung zu nehmen. Die Vorzüge des ersten Bandes lehren hier wieder: das ernste Bemühen, der Erkenntniß der Wahrheit nahe zu kommen, die strenge Einheitlichkeit in Ton und Auffassung, vor Allem auch die klassische Komposition, die in dieser Vollendung von wenigen historischen Werken bei uns erreicht wird. Und auch der Gewinn für die Wissenschaft ist der gleiche: daß mit sicherer kritischer Beherrschung des Quellenmaterials einer der tiefinnigsten Stoffe neuerer Geschichte einer einseitig theologischen Betrachtungsweise entzogen wird. Freilich ist nicht zu leugnen, daß die religiöse Stimmung Kampfschulte's am Anfange der siebziger Jahre eine gewisse Tendenz, vielleicht unbewußt, in die Auffassung seines Helden hineinträgt und ihn doch nicht ganz gerecht gegen das Werk des Reformators werden läßt. Er reagirt in seinem innersten Empfinden gegen die Ansprüche hierarchischer Herrschaft, gegen den geistigen Druck, der in dem Genf Calvin's auf allen Lebensverhältnissen lastet, vor Allem aus dem

Grunde, weil er ähnlichen Ansprüchen und ähnlichem Druck in seiner eigenen Kirche sich entgegenstellt; es ist der Altkatholik, der sich selber aus dem Zwange herauszuziehen trachtet, und nun in der Lehre und Ordnung Calvin's fast ein Gegenstück zu dem mittelalterlichen oder auch dem jesuitisch-katholischen System sieht; daß in der Reformation Calvin's zugleich auch eine religiöse Befreiung der Menschen enthalten ist, vermag er weniger zu sehen. Als Vierzigjähriger schon ist Kampschulte dem Leben und der Wissenschaft entrissen worden; sein uns jetzt erst gewordenes Vermächtniß erinnert aufs Neue daran, was mit diesem starken und ernstem Talente für die Historie allzu früh verloren gegangen ist.

C. A. Cornelius hatte bereits die ersten Schritte Kampschulte's in der wissenschaftlichen Arbeit gelenkt: dann suchte er durch Jahrzehnte hindurch sich zur Fortführung der Calvinbiographie vorzubereiten und das Lebenswerk des Freundes zum Abschluß zu bringen. Die ganze Reihe seiner Calvinstudien, die zumeist in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie niedergelegt waren (nur die letzte war bisher noch ungedruckt), vereinigt er jetzt in seinen „Historischen Arbeiten“, um sie bequemer und allgemeiner zugänglich zu machen. Für die Jahre 1536 bis 1548 laufen sie der Biographie Kampschulte's parallel, in durchaus selbstständiger Vorrichtung und Auffassung, ohne sich zu den Ergebnissen jener im Gegenjag zu bewegen, doch manchmal von einer freieren und unbefangeneren Ansicht der Dinge getragen. Erfreulicherweise hat Cornelius sich nicht auf die Sammlung dieser Studien beschränkt, sondern mit ihnen eine Auswahl aus seinen anderen Arbeiten verbunden. So wendet sich der Band nicht allein an die zünftigen Historiker, sondern auch an weitere Kreise eines historisch interessirten Publikums. Die Auswahl begleitet den ganzen Entwicklungsgang des Gelehrten und Kirchenpolitikers, sie beginnt mit einer Abhandlung über die Münsterischen Humanisten, von denen er 1851 ausging, bringt dann einige kleinere Arbeiten zur Wiedertäufergeschichte, die im Zusammenhang mit seinem leider nicht völlig abgeschlossenen Hauptwerk stehen, der Geschichte des Münsterischen Aufstands (2 Bände 1855, 60), immer noch einem der besten Bücher zur Einführung in das Verständnis der protestantischen Dissenters des 16. Jahrhunderts. Aus seiner späteren Thätigkeit hat Cornelius einige kirchenpolitische Aufsätze seit 1870 ausgewählt. Mit welcher Hoffnungsfreudigkeit hat er nicht die Anfänge der antivatikanischen Bewegung begrüßt, zumal seit der Kölner Adresse an Döllinger ihm kein Zweifel mehr über die Gesinnung der überwältigenden Mehrheit der gebildeten und religiös gesinnten Katholiken am Niederrhein und in Westfalen abzuwalzen schien, als mitten aus diesem alten Kulturlande mit seiner aufrichtig katholischen und geistig angeregten Bevölkerung die Sympathien für die antivatikanische Bewegung sich regten: ihm entsannnte er selbst und auch die anderen Historiker, die uns hier beschäftigen. Nicht mit Unrecht durfte er sagen: „Wenn man nach den

Beiträgen fragt, welche der katholische Theil der Nation zu dem Gesamt-
 schatz der Bildung und des Fortschritts, zu dem idealen Reichthum Deutsch-
 lands gegeben hat, so wird der Blick am häufigsten an dem Gestade ab-
 wärts gleiten, dem Beethoven's und Cornelius' Geburtsstätten angehören,
 und weiter nach dem Lande der beharrlichen Arbeiter voll wissenschaftlichen
 Ernstes, dem Lande der schwärmerisch angeregten Seelen von unergründ-
 licher Gemüthstiefe, deren Räthsel Annette v. Droste in das Gold der
 Poesie gefaßt hat." Seine ganze Geisteskraft und die Macht seines Ein-
 flusses bei den Jüngern warf er in diesen Kampf, nicht gebeugt noch
 niedergeschlagen, als er immer einjamer dastand. Als er 1890 in der
 Münchener Akademie die Gedächtnisrede auf Ignaz von Döllinger hielt,
 ein Meisterwerk der Rede und des Gedankens mit weiten und tiefen Aus-
 blicken über die Entwicklung des neueren Katholizismus, da mochte er
 doch von der Zukunft urtheilen: „Noch ist vom Morgenroth nichts zu sehen,
 aber die Nacht kann doch nicht immer währen.“ Die gesammte geistige
 Individualität des Gelehrten und Mannes in ihrer Feinheit und Kraft
 leuchtet aus dieser Sammlung heraus. Möge sie sobald noch nicht zu
 einem „Abschiedsgruß“ im Sinne ihres greisen Verfassers werden!

Durch die Persönlichkeit von Cornelius wurde Max Löffler für die
 Geschichte gewonnen, ein Kassauer aus westfälischer Familie, schon in seinen
 akademischen Jahren von streng religiöser Färbung und als katholischer
 Studentenvereinshauptling thätig, bald nach der Promotion aber von der
 Wissenschaft zum kaufmännischen Berufe geführt und durch mehrjährige
 Reisen in Westeuropa gebildet. Dann machte das Kriegs- und Konzilsjahr
 aus dem Großdeutschen einen Kleindeutschen, zog ihn in den Kreis der
 altkatholischen Bewegung und gab ihn zugleich der Wissenschaft zurück.
 Wieder war es Cornelius, der ihn auf den Gegenstand seiner Studien,
 den kölnischen Krieg, hinwies. Es blieb sein einziges größeres Werk:
 die meisten seiner kleineren Veröffentlichungen stehen in Zusammenhang
 damit. Nach dem Erscheinen des ersten Bandes (1882), der weit aus-
 holenden Vorgehichte des Krieges von 1561 bis 1581, schritt es nur
 langsam fort, da sein Autor, ein Mann von vielseitigen Interessen, künst-
 lerischen Neigungen und zugleich praktischer Befähigung, 1882 als Sekretär
 der Münchener Akademie dem hochbetagten Döllinger (er hat noch
 dessen Vorträge 1891/93 herausgegeben) zur Seite trat; so konnte
 er den Schlußband, die Geschichte des kölnischen Krieges selber
 (1882—1886), erst in seinem letzten Lebensjahre vollenden. Sein
 Werk behandelt das bedeutendste Ereigniß deutscher Geschichte in
 den beiden Menschenaltern zwischen dem Religionsfrieden und dem Ausbruch
 des Dreißigjährigen Krieges. Für die Gestaltung der konfessionellen und
 politischen Verhältnisse unseres Vaterlandes ist der kölnische Krieg von tief-
 greifender Nachwirkung gewesen. Was stand nicht Alles auf dem Spiele,
 als der kölnische Kurfürst und Erzbischof Gebhard Truchseß von Waldburg

seinen geistlichen Staat in ein weltliches Reichsfürstenthum zu verwandeln sich entschloß: nicht allein wäre die katholische Machtstellung am Niederrhein und in Nordwestdeutschland unmittelbar erschüttert und in den Niederlanden in Mitleidenschaft gezogen worden, sondern auch im Reiche würde die entscheidende Umwälzung begonnen, die Möglichkeit einer protestantischen Majorität im Kurfürstenkollegium den Umsturz der deutschen Reichsverfassung schon damals herbeigeführt haben. Daß die Entscheidung gegen den Versuch Gebhard's ausfiel, spüren wir heute noch alle Tage. Das Gesamtresultat Loffen's, wie er es in einem zusammenfassenden Rückblick am Schluß des zweiten Bandes formulirt, lautet: „Die enge Verknüpfung der bairischen Hausinteressen mit den kirchlichen Zielen des römischen Stuhles hat bewirkt, daß damals die alte geistlich-weltliche Verfassung des römischen Reiches deutscher Nation erhalten blieb, sowie daß am Niederrhein und in Westfalen das römisch-katholische Bekenntniß heute noch die Religion der großen Masse des Volkes ist; das Mittel aber, wodurch diese beiden Resultate erzielt wurden, war die Entfesselung des Religionskrieges und dessen Folge die Vernichtung der materiellen Wohlfahrt und der geistigen Kultur des rheinisch-weißfälischen Volkes für mehr als ein halbes Jahrhundert.“ Sein Buch ist mit strenger Gewissenhaftigkeit und dem größtmöglichen Maß von Objektivität gearbeitet; mit Recht durfte Loffen die Feder in dem Bewußtsein niederlegen, einen folgenreichen Zeitraum unserer politischen und kirchlichen Geschichte, einen Zeitraum der Vorherrschaft religiöser Leidenschaften und Parteinungen, die noch heute in der Masse unseres Volkes fortleben, wahrheitsgetreu, sich über eigene Vorliebe und Abneigung erhebend, dargestellt zu haben, „als praktischen Beweis für die Möglichkeit und Pflicht einer unparteiischen Geschichtsschreibung“. Schon wegen seiner tief in das Detail dringenden Ausführlichkeit darf der „Kölnische Krieg“ nicht auf einen großen Leserkreis rechnen. Wer sich über den historischen Ursprung der konfessionellen Machtverteilung in Deutschland unterrichten will, wird viel aus ihm lernen: er wird auch hier zuletzt erkennen, daß sie ein Erzeugniß der politischen Kräfte des inneren Deutschlands und ihrer Wechselwirkung mit der auswärtigen Konstellation ist; aber den politischen Kräften haben auch diesmal, wie immer, sittliche und geistige Kräfte zu Grunde gelegen.

Erst diesseits der im Kölnischen Krieg herbeigeführten Entscheidung lag das Arbeitsgebiet Felix Stieve's. Auch er war, gleich Kampfschulte, Westfale aus streng katholischer Familie — sein Vater war zuletzt katholischer Gymnasialreferent im preussischen Kultusministerium —, auch er wurde von Cornelius in die Geschichtsforschung eingeführt, und zugleich mit den übrigen norddeutschen Freunden schloß er sich der altkatholischen Bewegung an. Der überwiegende Theil seiner wissenschaftlichen Arbeit war der Quellenedition zugewandt. In den im Auftrage der Münchener Historischen Kommission unternommenen Publikationen gab

er mehrere Bände der Briefe und Akten zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges (betr. Politik Baierns von 1591—1607) heraus, zu denen in den Abhandlungen der Akademie die Wittelsbacher Briefe aus den Jahren 1590—1610 parallel lesen; auch seine beiden größeren darstellenden Werke, der Ursprung des Dreißigjährigen Krieges, von dem nur der erste Band, der Kampf um Donauwörth (1875) erschienen ist, und der Oberösterreichische Bauernaufstand von 1626 (2 Bde. 1891) gehören diesem Zeitalter an. So sehen wir auch das wissenschaftliche Schwergewicht dieses nach seinem Tode von Hans v. Zwiedineck besorgten Sammelbandes da liegen, wo seine Studien sich vornehmlich bewegten: dahin gehören die trefflichen Charakteristiken der drei Kaiser Rudolf II., Ferdinand II. und Ferdinand III. aus der Allgemeinen Deutschen Biographie, die gehaltvolle Festrede über Kurfürst Maximilian I. von Baiern, mehrere Stücke seiner kritischen Vorarbeiten zu einer zunächst gleichfalls für die A. D. B. bestimmten Biographie Wallenstein's, die er späterhin noch zu einer umfassenden Monographie auszugestalten gedachte. Dazu gesellen sich aber — und sie allgemeiner bekannt zu machen, ist der vornehmste Zweck dieser Sammlung — eine ganze Zahl in einem größern Kreise gehaltener Vorträge, zumeist aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens: sein akademisches Lehramt an der Technischen Hochschule in München hatte ihm neben der quellenmäßigen Detailarbeit diese Richtung gegeben und die Gaben volksthümlicher Wirkung in ihm entwickelt, die seiner warmen und kräftigen Persönlichkeit nach übereinstimmenden Zeugnissen zu Gebote standen. Durch diese Vorträge und mehrere Festreden an nationalen Gedenktagen, in denen die patriotische Gesinnung Stieve's die lebhaftesten Accente findet, wird die Individualität dieses Historikers einem doch näher gebracht, als es in seinen scharfsinnigen und ernsten Untersuchungen geschehen konnte. Mehrere Artikel sind schließlich der Geschichte und den Ansichten des Ultrakatholizismus gewidmet. Stieve selbst war unter schweren Kämpfen durch die Erfahrungen des Lebens völlig reifigirt geworden: nach der Aussage eines Vertrauten ist er „Schritt um Schritt auf dem einmal betretenen Wege bis zur Lösung von allem Kirchenthum und Dogmenwesen“ weitergeführt worden, und nur um der Treue halber harrte er mit seinen Freunden bei dem aus, was er längst als einen „edlen Irrthum“ hatte erkennen müssen. Vortreflich ist vor Allem unter diesen Aufsätzen der Nachruf für Döllinger: er erzählt dort, wie noch Ende 1869 Windthorst in seiner Gegenwart plattdeutsch versicherte: „Und wenn sie mir den Kopf abschlagen, ich glaube nicht an die Unfehlbarkeit.“

Noch in voller Lebenskraft ist Stieve aus den Studien herausgeriffen worden. Wie wir aus dem mit sehr emphatischer Wärme geschriebenen Vorworte Zwiedineck's erfahren, hat er zuletzt die Absicht gehabt, sich von der Mitarbeit an der Münchener Historischen Kommission zurückzuziehen und sich der Bearbeitung und Darstellung großer Zeiträume und der Be-

handlung allgemeiner Probleme zuzuwenden. Die ihm nahe standen, meinten, daß er dann erst sein Bestes würde haben zeigen können. Nun ist in diesem Bande seiner Abhandlungen, Vorträge und Reden seinem Willen und Können ein rühmliches Denkmal entstanden.

Berlin.

Hermann Tucken.

Skobelew im Türkenkriege und vor Achal-Dafe. Erinnerungen eines Augenzeugen von A. W. Wereschtschagin. Autorisierte deutsche Ausgabe von A. von Drygalski. Berlin 1906. Verlag von Johannes Neide. (Stuhrsche Buchhandlung). S. 184.

Das Büchlein, von einem russischen Stabsoffizier, einem Bruder des berühmten gleichnamigen Malers, geschrieben, gehört wahrlich nicht zum genre *ennuyeux*. Der Kosakenrittmeister Wereschtschagin ist ganz getränkt mit dem Geiste seiner nationalen Literatur; jede Zeile von seiner Hand hat Stimmung; er schreibt einen Roman, ohne es zu wollen. Freilich handelt dieser Roman nur wenig von seinem nominellen Thema, von Skobelew, dessen Bedeutung und Eigenart uns zu vergegenwärtigen dem Verfasser nicht recht gelingen will. Denn sein schriftstellerisches Talent ist ein echt russisches und hat mithin von der Fähigkeit, das Heroische darzustellen, nicht viel an sich. Der Reiz der Schrift liegt in der stimmungsvollen Vergegenwärtigung der bulgarischen und zentralasiatischen Natur und in den lebendigen, liebevoll gezeichneten Bildern, welche von den ethnographisch so bunt gemischten Kriegerern des Zaren, von den Kosaken, Tscheten, Tschigiten und anderen Stämmen mehr gegeben werden.

Unser Rittmeister ist persönlich übrigens auch kein Held, und er erzählt uns das mit einer Ehrlichkeit, deren Naivität ihm das ganze Herz des Lesers gewinnt. Niemals ist Todesangst in der Schlacht anschaulicher geschildert worden als von Rittmeister Wereschtschagin, der im Stabe Skobelews eine der Aktionen vor Plewna mitmachte. Es ist köstlich zu lesen, wie Wereschtschagin, durch die Furcht vor den türkischen Kugeln halb von Sinnen gekommen, plötzlich von dem schlauen Gedanken erleuchtet wird, von Skobelews rechter Seite weg an seine linke zu reiten, denn die feindlichen Kugeln kommen von rechts, sodaß die Person des Generals ganz gut als Deckung für das Eine Leben gebraucht werden kann, das der Rittmeister ja nur zu verlieren hat. Da fühlt er einen leichten Stoß am Fuß, er blickt hin und sieht Blut kommen, empfindet aber keinen Schmerz. Hurrah! er ist leicht verwundet. Mit dem gesund gebliebenen Fuß sein Schlachtross spornend enteilt er der Feuerlinie, welche ihm in dieser Situation noch ungemüthlicher vorkam als bisher, denn jetzt zählte er jede Sekunde, bis er sich in Sicherheit befand. Wiederhergestellt, hat Wereschtschagin noch verschiedene Operationen mitgemacht, immer im Stabe Skobelews, der ihm wohlwollend gönnt blieb: aus welchem Grunde, geht

aus der Schrift nicht hervor. Das Kanonenfieber jedoch lernte der Rittmeister niemals bändigen; immer blieb es ihm unmöglich, inmitten der allgemeinen Gefahr einen anderen Gedanken Raum zu geben als der schlechterdings nicht zu bannenden Furcht, ob er selber gesund davon kommen würde. Das hat sein Freund Stobelew wohl erkannt und ihn mit selbständigen schwierigen Kommandos rücksichtsvoll verschont. Was der General unserem Freunde auftrug, war z. B. der Kommandantenposten in einem Sanatorium für kranke Kameele u. dergl. m. Und braucht man denn auch ein guter Soldat zu sein, wenn man ein so anregender und pittoresker Schriftsteller ist wie Wereschtschagin? Auch Horaz hat bei Philippi den Schild weggeworfen, und das hat Wereschtschagin noch nicht einmal gethan!

E. Daniels.

Denkwürdigkeiten und Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen 1771—1813. 2 Bde. Stuttgart, Kob. Zug, 1899. Preis pro Bd. brosch. 4,50 Mk.; geb. 5,50 Mk.

Meinecke, Friedrich, Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen. Zweiter Band. 1814—1818. (660 S.) Stuttgart, Cotta, 1899.

Gebhardt, Bruno, Wilhelm von Humboldt als Staatsmann. 2 Bde. Stuttgart, Cotta, 1899.

Zu den schönsten Memoirenwerken und überhaupt zu den Perlen der deutschen Literatur gehören die Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls von Boyen. Ich habe sie ihrer Zeit in den Jahrbüchern Bd. 66, S. 430, besprochen; ihre Verbreitung ist seitdem noch sehr erleichtert worden durch die oben bezeichnete Volks-Ausgabe, in der die für den allgemeinen Gebrauch überflüssigen Urkunden und Altentstücke, die Beilagen der ursprünglichen theuren Ausgabe, weggelassen sind. Die Denkwürdigkeiten sind so schön, geben ein so prächtiges Bild von der Individualität des Verfassers wie von dem Geiste seiner Zeit, daß man zweifeln konnte, ob eine breit angelegte Biographie des Feldmarschalls sich daneben behaupten könne. Aber nicht nur brechen die Memoiren mit 1813 ab, ehe sie in die Geschichte der allerbedeutendsten Thätigkeit Boyen's, seine Verwaltung des Kriegsministeriums 1814—1819 eintreten, sondern dieses Leben und die historischen Verhältnisse, in die Boyen eingriff, sind auch so reich und groß gewesen, daß der Versuch, den Friedrich Meinecke, Privatdozent der Geschichte an der Universität Berlin und Herausgeber der „Historischen Zeitschrift“, unternommen hat, durch den Erfolg glänzend gerechtfertigt worden ist. Meinecke's „Boyen-Biographie“ wird immer eine Zierde der historischen deutschen Literatur bleiben. Als L. Mollwo den ersten Band (1896 Bd. 86, S. 192) in diesen Jahrbüchern anzeigte, hob er besonders

hervor, daß es Meinecke gelungen sei, die Genesis des wichtigsten aller preußischen Gesetze, die bis dahin völlig in Dunkel gehüllt war, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, klar zu stellen. Sie ist durch und durch das persönliche Verdienst Boyens. Scharnhorst, dem freilich immer die bei Weitem größere Stellung bleibt, daß er der Meister, Boyen der Jünger war, Scharnhorst hat doch die allgemeine Wehrpflicht im Frieden bei Friedrich Wilhelm III. nicht durchsetzen können; sie wurde 1813 nur für diesen Krieg eingeführt und sofort nach dem Friedensschlusse wieder aufgehoben, bis Boyen noch im Herbst 1814 durch eine höchst geschickte politische Taktik die dauernde Einführung wieder erreichte.

Ist die Darstellung dieses Ereignisses das werthvollste Stück des ersten Bandes, so möchte ich als den Glanzpunkt des nunmehr erschienenen zweiten Bandes die Behandlung der Landwehrfrage ansehen. Wer die Geschichte unserer Landwehr äußerlich betrachtet, könnte leicht zu der Meinung kommen, daß gerade die Väter der Heeresreform, die Männer, denen Preußen Alles verdankt, die Scharnhorst, Gneisenau, Boyen, Grolman, Clausewitz, doch gerade in diesem Hauptpunkt von der Historie widerlegt worden sind. Nicht ihre Ideen, sondern die ihrer Gegner, der ganz platten Alltags- und Kommis-Soldaten haben zuletzt wesentlich Recht behalten. Die heutige Landwehr ist schlechterdings nicht das, was sich die großen Reformer darunter vorgestellt haben. Sie ist das, was sie immer bekämpft haben, ein homogenes Stück der Armee, die älteren Jahrgänge der in der Armee ausgebildeten Leute, die nur deshalb in besondere Körper formirt werden, weil für sie in den Kadres des stehenden Heeres auch im Kriegsfall kein Platz ist. Die Reformer aber wollten, daß die Landwehr ein besonderer Organismus sei, nicht an die Formen des stehenden Heeres angelehnt, sondern an die Mächte des politisch-bürgerlichen Lebens. Die einzelnen Gemeinden, Kreise und Landschaften unter der Führung der angesehensten Eingesehnen als Offiziere sollten zum Kriege aufgeboden werden.

Daß ein solches Bürgerwehr-Aufgebot, auch wenn es viele Leute in sich enthielt, die durch die Schule des stehenden Heeres gegangen waren, nur einen geringen militärischen Werth haben konnte, leuchtet ein. Haben sich etwa die Scharnhorst, Gneisenau, Boyen und ihre Freunde, die doch wußten, wie man Kriege führt und Schlachten gewinnt, in einer doktrinär-enthusiastischen Verblendung darüber getäuscht? Warum haben sie nicht schon damals das heute so vortrefflich funktionirende Heerwesen angenommen? Es sind zunächst einige historische und technische Verhältnisse, die sich seitdem verändert haben und der Sache ein anderes Gesicht geben. Nach den Freiheitskriegen bestand noch lange ein großer Theil der preußischen Armee aus Berufs-Soldaten, den sogenannten Kapitulanten, die vielen Rekruten den Platz wegnahmen, so daß die Zahl der ausgebildeten Landwehrleute viel schwächer war als heute. Ferner mußte man

sehr starke Mädras halten, weil bei den Verkehrsmitteln der Zeit Mobilmachung und Aufmarsch an der Grenze sehr lange dauerten, wenigstens das stehende Heer aber stets bereit sein sollte, allenthalben sofort mit einer ansehnlichen Stärke auftreten zu können. Diese technischen Gründe, stehendes Heer und Landwehr auseinander zu halten, sind aber, wenn auch bedeutend, doch nicht die entscheidenden gewesen. Das Entscheidende vielmehr war, und dies herausgefunden zu haben ist das Verdienst Meinecke's, daß die großen Reformer das Problem nicht bloß militärisch, sondern auch politisch ansahen. Sie hatten volkspychologisches Verständniß genug, um zu wissen, daß ein Institut wie die allgemeine Wehrpflicht von einem Volke nur ertragen wird, wenn es sich mit den innersten Trieben seines ganzen politischen Daseins verbindet. Heute ist die allgemeine Wehrpflicht die Säule unseres Nationalstaates. Das Preußen von 1815 war noch kein Nationalstaat, ja, es bestand zur vollen Hälfte aus neu erworbenen, meist widerwilligen Unterthanen. Wohl war dieser altpreussische Partikularstaat auch schon belebt durch einen kraftvollen preussischen Patriotismus, aber dieser preussische Patriotismus durchdrang doch keineswegs die ganze Bevölkerung: in den neuen Provinzen war er überhaupt nur importirt und in den alten Provinzen lebte man noch in dem Uebergang aus dem Feudalismus in das allgemeine Staatsbürgerthum. Diesen historischen Hintergrund muß man sich vor die Augen führen, um Scharnhorst's und Boyen's Bemühen zu verstehen: sie haben mit unendlich viel tieferem Verständniß als ihre Gegner, die über die militärischen Mängel der Landwehr nicht hinwegkommen konnten, an die lebendigen Kräfte des Staates und des Volksebens, wie sie ihnen die Epoche bot, angeknüpft, und nur dadurch ist es möglich geworden, den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht wirklich ins Leben einzuführen. Sie sind also das rechte Gegentheil von Doktrinärs, die wahren realistischen Praktiker gewesen, und ihr Thun ist uns ein herrliches Zeugniß dafür, daß Idealismus und Enthusiasmus keineswegs Gegenläge wahrhaft staatsmännischer Thätigkeit zu sein brauchen, sondern daß sie, wenn nur die Männer danach sind, ebensowohl das tiefere Verständniß für die wahrhaft bewegenden Volkskräfte erschließen können. Die Erweiterung des preussischen Partikularstaates zum deutschen Nationalstaat hat auch eine andere ideale Grundlage für die Wehrverfassung geschaffen und ermöglicht es uns heute, die militärischen und die politischen Postulate einer Landwehrverfassung, die für Boyen noch in einer Art innerem Widerspruch standen und nur nothdürftig untereinander ausgeglichen werden konnten, vollständig miteinander zu verarbeiten, eins durch das andere zu heben und dadurch die Leistung auf die höchste Stufe zu bringen.

Wenn ich Meinecke für die Lösung dieses historischen Problems wahrhaft dankbar bin, so kann ich seinen Ausführungen in einem andern wesentlichen Abschnitt seines Buches nicht zustimmen. Es handelt sich um

die Frage der preussischen Verfassung und damit um die Krisis des Jahres 1819, die Boyen, Grolman und Humboldt aus dem preussischen Ministerium entfernte und die traurige Periode der preussischen Reaktion einleitete. Die Krisis verlief derart, daß die liberalen Mitglieder des Ministeriums unter Führung von Humboldt einen Vorstoß gegen den Staatskanzler Hardenberg machten, dabei scheiterten, zurücktreten mußten und durch ihren Rücktritt den heranfluthenden Wogen der Reaktion erst recht die Schleusen öffneten. Meinecke billigt es, daß Boyen sich an dem entschlossenen Auftreten gegen den schwankenden, lavirenden Staatskanzler bethelligt habe, und noch viel schärfer ist diese Auffassung in dem oben genannten Buche B. Gebhardt's, Wilh. v. Humboldt als Staatsmann aufgestellt und durchgeführt worden. Schon der kluge und besonnene Louis Erhardt (in der Beilage zur Allgem. Zeitung Nr. 144 und 145) hat diese Rückkehr zu einer früher herrschenden, dann namentlich durch Treitschke energisch bekämpften Ansicht mit durchschlagenden Gründen von Neuem zurückgewiesen. Das Gebhardt'sche Buch, wenn es auch durch seine sorgfältige Durcharbeitung des ganzen Materials und gute Darstellung anerkanntenswerthe Verdienste hat, ist doch als Ganzes durchaus verfehlt. Es ist durch und durch panegyrisch gehalten; wer aber mit selbständigem Urtheil dem Autor folgt, muß wie auch Erhardt schon gesagt hat, zu dem Schluß kommen, daß er das gerade Gegentheil von dem beweisen hat, was er beweisen wollte. Er hat darthun wollen, daß Wilhelm von Humboldt ein großer Staatsmann gewesen sei. Ich möchte zweifeln, ob er ein so sehr großer Mann gewesen ist; daß er aber kein großer Staatsmann war, das ist völlig einleuchtend. Ein Staatsmann in der absoluten Monarchie muß zuerst und vor allem mit der Person des Monarchen rechnen: mit einer Art von Humor, aber durchaus treffend hat Bismarck einmal von sich gerühmt, daß er ein Hofmann gewesen sei. Es gehörte doch wahrlich kein großer politischer Blick dazu, um zu erkennen, daß es in der Periode der Karlsbader Beschlüsse unmöglich war, Friedrich Wilhelm III. mit einem Sprung ins liberale Lager hinüber zu bringen. Immer wieder muß die unbefangene Betrachtung zu dem Ergebnis kommen, daß der einzige wirkliche preussische Staatsmann der Zeit, trotz allem immer wieder Hardenberg war, und Humboldt und Boyen konnten keinen größeren Fehler machen, als sich gegen Hardenberg zu wenden, statt ihn mit aller Kraft und Hingebung in seiner Kompromiß-Politik zu unterstützen. Humboldt verdient nicht nur kein Lob, sondern die allerstrengste Beurtheilung, wie das schon Treitschke gesehen hat, daß er 1819 einen Sturm gegen Hardenberg entfesseln wollte in der verblendeten Hoffnung, an seine Stelle treten zu können. Kein Zweifel, daß er manches besser gemacht hätte als Hardenberg, wenn er an seine Stelle gekommen wäre, aber was hilft ein solches „Wenn?“ Wer hat denn zuletzt das dauernd größere Verdienst um

Preußen: Altenstein der mit klugem Saviren sich dreißig Jahre lang an der Spitze des Kultus-Ministeriums gehalten, und trotz Friedrich Wilhelm III., Wittgenstein und Kämpf, Demagogen-Verfolgung und Professoren-Disziplinirung den Geist wahrer Wissenschaftlichkeit in Preußen lebendig erhalten und die Universitäten und Gymnasien zur höchsten Blüthe gebracht hat — oder Humboldt, der mit einer billigen Märtyrergloriole sich aus dem öffentlichen Leben zurückzog und den preußischen Staat der dauernden Einwirkung seiner ausgezeichneten Geisteskräfte beraubt hat?

Delbrück.

Literatur.

Heinrich Hart, Julius Hart: Vom höchsten Wissen. Vom Leben im Licht. Ein vorläufig Wort an die Wenigen und an Alle. Verlegt in Leipzig bei Eugen Diederichs. 1900.

Heinrich, der älteste der vielen, westfälischer Erde entstammenden Brüder, arbeitet seit sieben Jahren an einem tief gedachten und groß angelegten Epos, das als „Lied der Menschheit“ in vielen Bänden die Kulturentwicklung von den ältesten Zeiten bis jetzt darstellen soll. Bisher liegen, soviel ich weiß, vier Bände vor, die wirklich zum Theil Großes, Tiefes und Schönes enthalten. An eine solche Arbeit in unseren Tagen des eifertigsten Journalismus heranzugehen, zeugt wirklich von Kraft und Muth. Von dem jüngsten, Julius, kenne ich viele wunderschöne lyrische Gedichte und ein vor einigen Monaten erschienenenes Buch, das unter dem Titel „Der neue Gott“ (bei Diederichs in Leipzig) im ersten Theil einer ganz neuen Auffassung der Weltgeschichte Bahn brechen und dann eine ebenso neue Weltauffassung lehren und verbreiten will. Jetzt haben sich die beiden Brüder — die übrigens sonst gemeinsam als Theaterkritiker der „Tägl. Rundschau“ thätig sind — zusammengethan zur praktischen Propaganda für ihre neu entdeckte Weltanschauung, aus der sie aber nicht nur ein richtiges Erkennen, sondern mehr noch und in der Hauptsache ein weises und mit den höchsten und endgiltigen Zwecken der Welt in Einklang stehendes Handeln und Wandeln gewinnen zu können glauben. Dies ist ihrer Weisheit letzter Schluß: „Welt und Ich sind ein Einziges und Identisches. In mir und dir lebt das ganze All der Dinge. Dieses mein enges und kleines Ich, das von heute auf morgen erlischt, eine Stunde blüht und in der nächsten Stunde im Grabe liegt, — es ist zugleich Alles, was war, ist und sein wird. Mein kleines Ich dieses Lebens ist das große Ich des ewigen Seins. Das tiefste und heiligste Mystereum aller Religionen liegt eingeschlossen in diesem Worte. Es ist die reine und vollkommene Lehre des Christus und des Buddha, — die große Genielehre der Menschheit, die uns auf den höchsten Höhen des Lebens rein erheitert und vollkommen geistig werden kann. . . . In der

Erkenntniß unseres Welt=Ichs überwinden wir die Gegenjäge von Polytheismus und Monotheismus, Pantheismus und Atheismus. Sie werden werthlos für uns und haben keine Bedeutung mehr für unser Leben, Thun und Handeln. Wir streiten uns nicht länger um diese Begriffe und Worte, nachdem wir sie als leer und hohl empfunden haben. Denn Polytheisten und Monotheisten, Pantheisten und Atheisten haben immer dasselbe, nur in verschiedenen Bildern und Formen, ergriffen und bekämpft. . . . Das Welt=Ich, das Du selber bist, ist nicht die Allseele des Pantheismus, in der Dein Ich hoffnungslos ertrinkt und verschwindet. Nein, Du bist es auch, in dem das All verschwindet und ertrinkt. . . . Das Wissen vom Welt=Ich — Ich ist Welt und Welt ist Ich — ist die vollkommenste und höchste aller Religionen, alle anderen erscheinen dagegen klein und nichtig.“ — Neben dieser Weisheit letztem Schluß steht noch als zur „Summe des höchsten Wissens“ gehörig die Erkenntniß der Vieleinheits- oder Identitätsweltanschauung, welche alle Widersprüche unseres Daseins auflöst und vernichtet — und die Erkenntniß von der ewigen Verwandlung, Wiederverjüngung und Neuverdung aller Dinge.

Es sei darauf verzichtet, an der von den Brüdern Hart gegebenen Begründung ihrer Weltanschauung im Einzelnen Kritik zu üben. Ein Philosoph von Fach dürfte vieles auszusagen haben. In der Hauptsache will ich die Geschlossenheit und Berechtigung dieser Weltanschauung anerkennen nicht nur, sondern mich auch in gewisser Weise dazu bekennen. Doch vermag ich eigentlich in jener Erkenntniß nicht eine ganz neue Entdeckung zu sehen. In Hegel und Schopenhauer findet sich das Alles schon, wenn auch die Hart's ihre eigene Nuance hinzuthun. Allerdings kommt noch hinzu, daß sie ihre Anschauung mit der modernen Naturwissenschaft in Einklang bringen und darauf zum Theil sogar basiren. Dies geht. Aber die Meinung möchte ich doch wagen, daß auch das Hegel'sche System in der Seele jenes Wesens gar nicht durch die Naturwissenschaft abgethan wird. Es läßt sich da sehr leicht eine Vereinigung schaffen. Und wenn die Hart's das reine Schauen als höchstes und eigentlich einziges Erkenntnißmittel annehmen, so hat das Schopenhauer schon ganz genau so gethan. Ich vermag also diese Weltanschauung durchaus nicht als verblüffend neu anzusehen. Neu ist, daß sie von Tageschriftstellern aufgenommen, verbreitet und für alltägliches Handeln nutzbar gemacht werden soll. Denn die Brüder Hart wollen wirklich, gleichsam als Religionsstifter unserer Zeit, eine Genossenschaft Gleichgesinnter begründen, in der Lehre und Leben in Einklang stehen soll. An diese direkte Nutzbarmachung jener Weltanschauung für den Tag, an ihre Naturalisirung gewissermaßen vermag ich nicht zu glauben. Ein Punkt nämlich trennt mich von den Hart's. Ich glaube nämlich, daß sie in der Idee — bei ihnen müßte man noch lieber sagen: in der Phantasie — Recht haben. Im tiefsten und letzten Grunde ist es so mit der Welt und dem Ich beschaffen. Realiter aber

haben sie den Widerspruch zwischen Ich und Welt nicht aufgehoben. Dafür sind sie den Beweis doch schuldig geblieben. Sie tanzen mit den Schwingen der Phantasie einfach über das tagtäglich Seiende hinweg. Ihnen fehlt der historische Sinn für das, was ist und war, Tag für Tag und Stunde für Stunde. Ich darf vielleicht daran erinnern, daß ich in meinem Artikel über das Tragische eine Weltanschauung dargelegt habe, die sich mit der der Hart's fast vollkommen deckt, bis zu gewissem Punkte. Dieser Punkt ist das Verhältniß des Individuums zur Welt oder beziehungsweise Gott. Die Hart's behaupten: das ist ein und dasselbe. Ganz recht: in der Idee und jenseits von Zeit und Raum. Thatsächlich ist aber das Individuum zugleich auch eine Welt für sich. Das Individuum ist Gott und zugleich unendlich fern von Gott. Das ist der unüberbrückbare Zwiespalt unseres menschlichen Lebens. Hier habe ich die Wurzel des Tragischen aufgefunden. Weil es so ist, ist der Weltprozeß eine Tragödie. Für die unhistorisch lebenden aber philosophisch-phantastisch erwfindenden Hart's ist dieser Weltprozeß ein Schauviel, dessen Erkenntniß mit diemüthigem Freudentaumel ihr Herz durchbrauen läßt: „Es kommt wie ein Blitz und als wenn in dunkler Nacht plötzlich jäh die Sonne aufblanute. Sonnen und Sterne stürzen in Dein Herz hinein, und rasende Ströme des Lebens stürmen und brauen wie lodende Flammen in Dir. Der wilde Schrei der ewigen Seinsfreude ringt sich von Deinen Lippen. Und in der Stunde, da Du es schaukst und weißt, erlebst Du die höchste Stunde Deines Lebens.“ — Ich habe soeben bereits angedeutet, daß dieser Hart'schen Philosophie das Beiwort phantastisch zukommt. Sie ist ferner ganz außerordentlich subjektiv. Die Hart's — und vor Allem wohl Julius — haben nichts von der Objektivität, die Hegel in hohem Maße zu eigen ist und selbst noch in Schopenhauer zu einem Theil wenigstens sich findet. Aus persönlichem, subjektivem Bedürfniß ist diese Philosophie entstanden. Und nun möchte ich behaupten, daß diese Lehre und die sie lehrende Persönlichkeit sich nicht einmal decken. Ich vermute, daß im tiefsten Grunde Julius Hart seine Lehre sich aus der Sehnsucht herausgeleitet hat, aus der Sehnsucht nach dem, was er nicht besitzt. Er hat sich — ich kenne ihn übrigens garnicht persönlich — über ein vielleicht stark beunruhigtes und oft auf Nervwegen taumelndes Alltagsleben einen Sonntagshimmel zusammenphantastirt. Man muß oftmals ideelle Erscheinungen als Heilexe eines materiellen Andersseins erklären. Und dieser Fall scheint mir auch in der Hart'schen Philosophie vorzuliegen. Wie es damit auch beschaffen ist — daß Tageschriftsteller, wie die Hart's, in die Tageschriftstellerei so tiefe Probleme hineintragen und daß sie mit muthigem Ernst den lähnen Versuch machen, das schon gar zu lange auf Sand und Schlackheit gestrandete Schiff unseres Lebens auf das hohe Meer einer Weltanschauung herauszulocken, ist unter allen Umständen ein Verdienst und verdient als Zeichen der Zeit registriert zu werden.

Max Lorenz.

Ellen Key: Essays. Berlin, S. Fischer Verlag, 1899. Autorisirte Uebersetzung von Francis Maro.

Ellen Key hat sich durch ihre unter dem Titel „Mißbrauchte Frauenkraft“ bei uns verbreitete Schrift in Deutschland einen guten Ruf erworben. In diesen Essays zeigt sie sich als die geist- und seelenvolle Frau, die alle Regungen und Bewegungen der Seele unserer Zeit mitfühlend in sich zu erleben, darum zu begreifen und auch darzustellen vermag. Die gelegentlichen Mängel ihrer Auffassungen und Meinungen erklären sich und fließen aus dem Vorzug ihrer Persönlichkeit. Und dieser Vorzug liegt darin, daß sie ganz Weib ist, weiblich sieht, fühlt und darstellt. So legt sie denn z. B. der Ehe als sozialer Erscheinung und Einrichtung meiner Meinung nach eine zu geringe Bedeutung bei. Und wie sollte sie nicht! Der Auffassung, die das nun auch schon verblichene „Preussische Landrecht“ vom Zweck der Ehe vertrat, wird kaum eine einzige Frau beitreten wollen. Man könnte gegen den Satz eifern, mit dem Ellen Key ihr Buch einleitet: „Die Liebe ist sittlich auch ohne gesetzliche Ehe, aber diese ist unsittlich ohne Liebe“. Wenn man aber weiter liest, wie die geistvolle Schwedin die Liebe auffaßt, erweist sich jeder Eifer als unnütz. „Ein sehnsuchtsvolles Einandersuchen, ein energisches Sichselbstbehaupten, um sich selbst geben zu können, eine stets wachsende Innigkeit des Verstehens, ein Verhältniß, das das ganze Leben hindurch vertieft wird“, nennt sie mit den Worten eines norwegischen Dichters die Ehe. Und damit können die Frauen wohl zufrieden sein. Zufrieden auch können die Männer mit dem Ideal sein, das sie von der Frau der Zukunft entwirft. „Ihre größte kulturelle Bedeutung bleibt doch die, durch das Nüchternvolle und Naturgebundene, das Ahnungsreiche und Impulsive in ihrem eigenen Wesen die Menschheit vor den Gefahren der Ueberkultur zu schützen. Gegenüber dem Wissen wird sie das Unwißbare, gegenüber der Logik das Gefühl, gegenüber der Realität die Möglichkeiten und gegenüber der Analyse die Intuition behaupten. Das Wachstum der Seele wird die Frau vor allem fördern, indeß der Mann das der Intelligenz: sie soll das Gebiet der Ahnung erweitern, er das der Vernunft: sie die Liebe verwirklichen, er die Gerechtigkeit: sie siegt durch den Uebermuth, er durch den Muth.“ Ganz besonders köstlich ist aber die Verheißung: „Sie wird wahrscheinlich weniger sprechen als die Frau der Gegenwart, aber ihr Schweigen und ihr Lächeln sind beredter.“ Schön und vielleicht auch wahr ist der Satz: „Das Weib formt sich nach den Träumen des Mannes.“ — Sehr interessant ist der Abschnitt über die „Evolution der Seele“, der im Anschluß an Maeterlinck's „Trésor des humbles“ geschrieben sein dürfte. Hier deckt die Verfasserin das Seelenleben von ein paar fast gänzlich vergessenen, aber bedeutenden Männern auf mit der von starkem psychologischen Blick zeugenden Bemerkung: „Es sind gewöhnlich die verhältnißmäßig Unbekannten, unter denen man die bezeichnendsten Typen für eine Zeitrichtung findet. Denn das große Genie ist

oft universell und läßt sich darum nicht von einem gewissen Standpunkte aus zusammenfassen — ja, diese Standpunkte heben oft einander auf, weil ein solches Genie die ganze Mannigfaltigkeit des Lebens, all seine Widersprüche umfassen und erklären will. Und darum wird beim Genie — wie in der Hand des Menschen — die Lebenslinie oft von mehreren anderen Linien durchkreuzt. Bei jenen Geistern jedoch, welche nicht große Genies genannt werden können, bekommt hingegen der leitende Gedanke einen mehr einheitlichen, mehr konzentrierten Ausdruck.“ Besonders hingewiesen sei auf das Charakterbild von Henri Amiel, der 1881 in seiner Vaterstadt Genf als Philosophieprofessor starb. Sein Lebenslang hat er die großen Erwartungen seiner persönlichen Freunde nie durch irgend ein Werk erfüllt. Erst nach seinem Tode erkannte man den Grund dieser Unthätigkeit bei Lectüre des hinterlassenen Tagebuchs, das einen tiefen Einblick in seine Seele thun ließ. Ein paar Stellen daraus seien zitiert: „Wenn der Denker einmal daren willigt, zu erleben, zu handeln, so geschieht es nur, um besser zu verstehen: wenn er will, so ist es bloß, um das Wesen des Willens zu kennen, er sucht sich nichts vom Dasein anzueignen, er begehrt vom Leben nichts mehr als Weisheit. Das macht ihn unbegreiflich für jedes genießende, herrschende, erobernde Wesen“. Charakteristischer noch nicht nur für diese Seele, sondern für einen Zeittypus sind diese Sätze: „Meine Seele ist nicht eine Seele, sondern eher die Seele: sie kann jede Daseinsform annehmen: ich kann mich bis zum Äußersten vereinfachen, meine Umgebung vergessen, mich in ein anderes Zeitalter versetzen, den Gebrauch meiner Sinne niederlegen: Pflanze, Thier, Kind, Mann, Weib oder im Weltenraum schwebender Planet werden: ich kann mit der Seele des Mönches, des Mathematikers, des Müllers, kurz mit aller Art von Seelen leben. Ich vernehme mich in meinen Zellen und Geweben, werde latentes Leben, verfinke in die Schatten primitiven Seins, bin Zeuge meiner eigenen Genese unter unendlichen Metamorphosen. — . . . Ich stehe wie eine Bildsäule am Rande des Stromes der Zeit, ich werde in Mysterien eingeweiht, aus denen ich gealtert oder ohne Alter hervorgehe. — . . . Ich empfinde mich als einen Geist ohne Gewicht, Körper, Beruf — verwundert, Mensch, Europäer, tellurisches Wesen zu sein: es scheint mir so einfach, irgend etwas Andres zu sein, in so hohem Grade zufällig kommt mir alles vor, was ich bin. . . . Herrschaft, Würbel, Kosmos — diese Worte würden besser mein Wesen ausdrücken. . . . Ich lebe die Daseinsform der Ewigkeit, vernehme die Allmöglichkeit des Seins, sinke endlich in den Abgrund hinab, in dem nichts lebt oder stirbt, nichts Form, Bewegung, Ausdehnung hat — das, das wahr, wenn alles Andre vergeht. . . . Gedanken, Gewohnheiten, Grundzüge werden in meiner Seele ebenio leicht aufgelöst, wie das Gefräuß der Wellen.“ — Hier haben wir also einmal den Fall, daß das Individuum Weltseele ist. Aber auch dieser Fall ist tragisch — denn was

soll die Menschenleib gewordene Weltseele unter den Tausend und Aber-tausend hin- und herstrebenden, rastlosen Individuen? Sie lebt wie in der Verbannung und kann nur schauen, wo Alle handeln. Sie ist Alles und — Nichts. Mit Recht zitiert Ellen Key Bourget, der den Genfer Philosophen ein Opfer der Selbstanalyse nennt, und bemerkt ihrerseits: „Die Selbstanalyse ist ein Fieber, das man durch das beständige Messen seiner Temperatur steigert, und je mehr man seine Seele spiegelt, desto weniger spontan werden ihre Bewegungen. Das ist die Gefahr, die jenen drohen kann, die von der Leidenschaft ergriffen werden, ihre eigene Seele zu begreifen und größer zu machen.

Max Lorenz.

Leonore Griebel. Roman von Hermann Stehr. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1900.

Der Verfasser, ein Landsmann Gerhart Hauptmanns, hat sich durch seine vorhergehenden Bücher „Auf Leben und Tod“ und „Der Schindelmacher“ in die Literatur eingeführt und von manchen Kritikern, die von vornherein allem Neuen und Absonderlichen bedingungslos ergeben sind, viel Lob geerntet. Des meisten Lobes würdig wäre wohl „Der Schindelmacher“. Doch erschwert der weitestgehende Gebrauch des schlesischen Dialektes das Verstehen in dem Maße, daß ein rechter Gemuß schon aus diesem äußeren Grunde nicht zu erzielen ist. Der Roman „Leonore Griebel“ wirkt in jeder Beziehung, sowohl was den Stoff wie die Form betrifft, disharmonisch. Er giebt in der Hauptsache die Lebensgeschichte der Leonore geb. von Marxal. Doch haben wir es trotz des Adels mit kleinen Leuten zu thun. Die von Marxals waren wohl vor Jahrhunderten ein vornehmes Geschlecht: längst aber sind sie von der Höhe herabgesunken und iristen als Bäckermeister in einer kleinen schlesischen Stadt ein zwiespältiges Dasein, zwiespältig durch die bürgerliche handwerksmäßige Thätigkeit, in die sich Gefühle, Erinnerungen und Träumereien aus der glänzenden Zeit vergangener Jahrhunderte hineinverwirren. Leonore ist die letzte des Stammes. Ihr Leben ist Traum. Sie heirathet, einer armen Wittve mittellose Tochter, den Tuchmacher Griebel, den Sprossen eines kraftvollen, starken, stolzen Handwerker-geschlechtes. Die ganze Geschichte wird nun eigentlich eine Krankengeschichte, und zwar die Geschichte einer Krankheit, die namentlich ihren Sitz in der Geschlechts-sphäre Leonore's hat. Man glaube aber nicht, daß wir eine allzu deutliche medizinisch getrene Analyse des Leidens erhalten. Es wird alles aus dem Pathologischen ins Psychologische gehoben, und hierin entwickelt der Verfasser in der That eine große Kunst. Die dumpfen gährenden Triebe, die unter der Schwelle des Bewußtseins wirken und weben, stellt er dar. Der Fehler ist aber der, daß die Darstellung nicht

genügend klar und einleuchtend ist. Soviel auch von Leonore's Stimmungen und Handlungen vorgeführt wird — ich wenigstens vermag ein ganz deutliches Bild dieses Charakters doch nicht zu gewinnen. Außerdem werden wir auch nicht über das Absonderliche eines merkwürdigen Einzelfalls hinausgeführt. Einen tieferen Einblick in das Wesen der Menschennatur an sich gewinnen wir kaum. Dazu kommt nun noch ein anderer Fehler: Der Verfasser liebt das Mythische und Symbolische. So arbeitet er stark darauf hin, das alte städtische Haus der Griebel's mit den Situationen und Charakteren in inneren Zusammenhang zu setzen. Und doch begreifen wir weder, was das voller Heimlichkeiten und Düsternisse steckende Haus mit der Familie Griebel's noch mit der Leonore aus dem Geschlecht derer von Marjal zu schaffen hat. Die Sprache leidet unter einer gewaltigen Uebersahl von Bildern und Vergleichen, die oft erkennen lassen, was der Verfasser meint und fühlt, aber selten zur Klärung und Anschaulichkeit beitragen, in vielen Fällen auch geradezu verabschieden und unmöglich sind. Charakteristisch ist folgender Satz: „Dann eilte sie in den großen Garten und wandelte unter den stillen Bäumen hin und her, durch deren herbstliche Kronen der kühl=blaue Himmel den begehrenden Drang ihrer fernsten Seele beruhigte“. Man lese einmal laut diesen Satz, in dem jedes der vier letzten Hauptwörter ein Beiwort hat, und man wird sichtlich das qualvoll Schwerfällige dieser eingewölkten Sprache unangenehm empfinden. Wer aber kann aus folgendem Bild eine klare Anschauung gewinnen: „Auch die Tage des Menschenlebens steigen aus Nächten über die visionäre Brücke der Dämmerung. In jenen Frühstunden der Seele, da sie mit Ahnungen ihres Schicksals spielt, wie die Erde mit steigendem Höhenrauch oder niedergehendem Gewölk, lugen die tiefsten Vieder der Ewigkeit durch den Spalt der Sinne aus dem Unendlichen herein — — —“. Nicht unrichtig stehen hinter dieser Unverständlichkeit drei Gedankenstriche. Ein Gesicht, über dem eine „Klingende Herbstzeit“ liegt — Seite 145 — dürfte sich auch nicht jedermann vorstellen können. Und eines jungen Mädchens „reiches Haar, das die Farbe der müden Novembersonne“ hat — das ist schon wie aus Stefan George's Gedichten, wobei sich nämlich meist nichts denken läßt. Es soll übrigens gar nicht verkannt werden, daß Hermann Stehr für seinen Reichthum verabschiedener Bilder und seine Fülle entgleister Gleichnisse einen gewissen inneren und objektiven Grund hat. Es liegt in seiner Eigenart, das unter der Bewußtseinschwelle dumpf und unklar pochende Triebleben der Menschennatur zu empfinden und darzustellen. Und nun findet dieses dumpfe und unklare Leben mit seinen mythischen Vorgängen äußeren Ausdruck in Bildern, die ebenfalls dumpf und unklar sind. Darin liegt jedoch sichtlich ein künstlerischer Fehler. Denn der Künstler, wenn er das Dumpfe und tief Geheimnißvolle darstellt, will es doch gerade durch seine Darstellung zu lichtvoller Klarheit bringen, so daß alle begreifen und verstehen, was da

in den Abgründen der Menschenseele vor sich geht. Stehr erhebt sich nicht über seinen Stoff, sondern steht selber mitten in dessen trüber Dampfsheit. Er sieht tief, aber nicht klar. Tiefe und Klarheit mit einander auszugleichen — das ist die Aufgabe, die dieser eigenartige Dichter bei seiner künstlerischen Erziehung zu lösen hat. Max Lorenz.

Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde gesammelt und herausgegeben von Richard Wossidlo. Zweiter Band: Die Thiere im Munde des Volkes. Erster Theil. Wismar, Hinstorff. 1899. XIII und 504 S. gr. 8^o.

Ich stehe nicht an, dieses groß angelegte, mit musterhaftem Fleiße gesammelte und gesichtete, unter Mitwirkung aller Schichten der Bildung und des Volkes selbst entstandene Urkundenwerk der Volkskunde als die bedeutendste Erscheinung auf diesem wichtigen Gebiete zu bezeichnen, die wir erleben. Es ist ja leider wie bei dem Sammeln von Sagen, Märchen und sogenanntem Aberglauben, der eben Glaube des Volkes ist und als solcher ein wesentlicher Bestandtheil der Poesie unseres Volkes, wie Goethe längst erkannt hatte, gar keine Zeit mehr zu verlieren, denn was von bereits vielfach zur Unverständlichkeit verstümmelten Resten der frühere aufklärungsfanatische, poesielose Nationalismus unserem Volke noch nicht auszutreiben oder zu verleiden verstanden hatte, das weilt unwiederbringlich dahin unter dem gleichmachenden Einfluß der allgemeinen Schulbildung und der übergroßen Verächtlichkeit lediglich praktischer Ziele des Geschäfts- und Erwerbslebens, als lebte der Mensch vom Brode allein. So steht zu fürchten, daß sehr Vieles in dem nun noch glücklich in Lettern geretteten Gute fortan aus der mündlichen Tradition gänzlich verschwinden werde. Ein besonders glücklicher Umstand ist es noch, daß uns dieser Schatz eben aus Mecklenburg kommt, einem Lande, das gleichsam abseits von den politischen oder sozialen Umgestaltungen deutschen Lebens bis an die Grenze des heutigen Einheitsstaates hin sein bescheidenes Sonderdasein mit niederdeutscher Zähigkeit hatte bewahren können, oft wohl bewißelt und verspottet, von dem Kundigen aber mehr beneidet ob seiner laeta paupertas, der edlen Gesinnungen, der wahrhaft gemüthvollen Gastlichkeit seiner biederen Bevölkerung, der unverbildeten, ehrlichen Sprache, die bei aller schlichten Derbheit so viel einzige Zartheit bewahrt und ihren Lesern anerzieht, wie wir sie aus Fritz Meuter's Erzählungen kennen.

War bereits das Ergebnis des ersten — seiner Zeit von uns besprochenen — Bandes, der die Volksräthsel und Räthselfragen behandelte, für die allgemeine deutsche Volkskunde hochbedeutend, so treten wir mit

dem Thierbuche der eigentlichen poetischen Schöpferkraft des Volkes und der epischen Tradition damit zugleich einen großen Schritt näher. Daß hier Reste des Thiereros und der als sogenannte äsopische Fabel satirisch oder lehrhaft zugerichteten Bruchstücke derselben massenhaft erhalten und aber auch mit uner schöplich neu einsetzender Volksp hantasia in oft überraschend treffenden Vermenschlichungen wiedergeboren werden, braucht dem nicht erst gesagt zu werden, der erkannt hat, daß Alles, was wir Mythologie oder Religion nennen, auf dem tiefsten Bedürfniß der Menschen beruht, von der Schöpfung und ihren ewigen Kräften *και ζωων* zu reden, vielmehr auf der Unmöglichkeit, anders zu verfahren.

Der unermüdlche Sammler gesteht dem Erscheinen von Clart Hugo Meyer's schönem Buche „Deutsche Volkskunde“ einen frisch belebenden Einfluß auf zum Theil schon erlahmende Mitarbeiter dankbar zu. „Die mecklenburgische Lehrerschaft vor Allem hat sich durch emsige Mitarbeit ein bleibendes Verdienst erworben, das in andern deutschen Ländern zur Nach eiferung anspornen wird.“ (S. II.)*

Die Fülle der Eingänge gebot Beschränkung zunächst auf die Thiere, das übrige Naturleben war einem besonderen Bande zuzuweisen. Gebot doch auch so noch der Verfasser allein an Thiernamen, an Sprichwörtern und Redensarten, in denen Thiere vorkommen, über ca. 24 000 Nummern aus Mecklenburg. Der Band selbst, wie er jetzt vorliegt, enthält an selbstständigen Fassungen 2622 Nummern, mit den Varianten 4453 Uebersieferungen.

Wie das Thiereros, so beeeht die Phantasia des Kindes und des Volkes überhaupt das Thier und die Natur und giebt ihnen menschliche Empfindung und Sprache (animali parlanti sind wesentliche Bestandtheile aller Volksliteraturen).

Das Volk versteht also gewissermaßen die Sprache der Thiere, es belauscht ihre Gespräche, ruft sie an, befragt sie als geheimnißvolle Orakel, wie sie denn den Göttern als heilige Boten nahe stehen, den Göttern, aus denen das Christenthum unserem Volke heilige oder die Himmelkönigin und leider viel zu oft den Satan gemacht hat, den es jedoch humoristisch aufzufassen gewohnt ist. Unsere tausendfältigen Teufels sagen, man denke nur an die Faustsage, enthalten die Resteinnerungen unseres Volkes an seine alten großen Götter, und wenn es sprichwörtlich heißt „Der alte Gott lebt noch“, so meint es eigentlich den der Kenntniß des Christenthums vorangehenden Allvater *Wotan*.**) Die altheilige Scheu vor der

*) Es mag gestattet sein, z. B. der wackeren Berlinischen Gesellschaft für Heimathkunde der Provinz Brandenburg, der „Brandenburgia“, für verwandte Bestrebungen die bewährte Methode *Wissenschaft* zu empfehlen, durch eingehende, wohl überlegte Fragebogen das Verständniß für die Wichtigkeit solcher Mittheilungen an diejenigen heranzubringen, die in unmittelbarem täglichen Verkehr mit dem „gemeinen Manne“ und der Kindesseele stehen.

**) Den der Pfaff ihm wieder verächtlich machen wollte, indem er aus „de öle Gott“ den *Teufel* machte.

Thierviele wirkt noch darin nach, daß in den „Zwölfsten“, den zwölf heiligen Nächten von Weihnachten bis zum Dreikönigstage, sie nicht mit ihren Profannamen dürfen genannt werden, da heißt die Maus Bönlöper (Bodenläufer), der Hase Langohr u. a.

Als ganz besonders reizend und gemüthvoll müssen die vielfachen Deutungen der Vogelstimmen gelten, die der Verwerthung in der Lyrik zum großen Theil noch heut würdig wären. Fritz Reuter war auf dem Wege dazu, besonders in Hanne Nüte und Rückerten schwebte das köstliche Schwalbenmotiv vor „Als ich Abschied nahm — als ich wieder kam“ (s. hier S. 93 Nr. 613 fgd.). Wohl auf den Einfluß der evangelischen Pastoren und des Kirchengesangs ist es zurückzuführen, wenn der Ackermann die Lerche Choralanfänge jubiliren hört, wie (S. 119): „Dir, Dir, Jehovah, will ich singen“, oder „Dir, Dir, Dir, o großer Gott allein will ich ewig dankbar sein“, oder „Dem Höchsten Gott sei Preis und Ehr“. In der Weihnachtsnacht kann man die Frauen in ihrem Korbe singen hören: „Ehre sei Gott in der Höhe“. Zu mehr oder weniger geistreichen oder volksmäßigen Deutungen giebt der Wachtelruf ja auch buchdeutschen Poeten Anlaß. Ich selber hörte ihn im Strelitzschen prosaisch genug, aber dem Klange täuschend nahe kommend als „Glück de Biig“ (siehe die Hosen). Der herzerfrischende Ruf des Vogels P i r o l, des Pfingstvogels — der, nebenbei bemerkt, hier in Thüringen den merkwürdigen Namen „Wiról“, d. i. Weihrauch, hat, wie er denn auch in Mecklenburg als K ü s t e r jungirt, der wohl auch Weihrauch zu schaffen hatte — muß als eines heiligen Thieres D o n a r's oder W o t a n's geachtet worden sein, wenn Nr. 912 uns berechtigt, in dem Holzhauer B i h r e n s, der durch Fällen des Baumes des Vogels Zuflucht zerstört, den wilden Jäger, den Donnergott also zu erkennen, der in märkischen Sagen als ein alter Förster B e r e n d oder H a c k e l b e r n d erscheint (s. K. W. S c h w a r z, Märkische Sagen). Sogar der charakteristische Zug stimmt zu der Sage, daß der Holzhauer sich dabei in's Knie schlägt. Ruft der Vogel „Viel halen (Weil holen), Kneec haugen“ (hauen), so kündige er damit meist Regen an, heißt es auch.

Eine reiche und interessante Sammlung von Anrufen gehört überall noch dem S t o r c h e*, dem Glück- und Segenbringer (odebero = Aebbar; Ed = Gut, vgl. Klein od, Allod, Feod). Vorherrschend ist in den Kinderliedern, daß der im Neste sitzende Vogel als „Du Nest'er“, der fliegende oder gleichsam durch das Luftmeer r u d e r n d e „Du Rórer“ angefangen wird, daß der erstere zu der Kinderschaar eine „Lütte Schwester“, der rudernde aber einen „Lütten Bruder“ bringen solle. Die arme, gänzlich

*) Das etymologisch noch nicht erfaßte Wort bin ich geneigt, als r o m a n i s c h zu fassen, nämlich als avis Asturica. Der griechische πειλαγός ist doch wohl eig. ein P e l a s g e r, d. i. ein von drüben, jenseits des Meeres zugewandter Gesell.

naturlos aufwachsende Berliner Kinderchaar weiß mit dem „Kuderer“ nichts mehr anzufangen, sie singt: „Klapperstorch, Du Weiser“ und „Klapperstorch, Du Luder (!), bring mer'n kleinen Bruder.“*)

Es liegt nahe, zumal wenn der Sinn des Edebero oder Adobar verloren gegangen war, das Wort als Heilbart und andere volksetymologische Neubildungen zu erhalten. Die Bezeichnungen des Storches als „Hainotter“, „Näppner“ u. a. (s. Nr. 1545 „Adaboar, de Klipperklapper“) begegnen auch in unserer Mark (s. im Aprilheft der „Brandenburgia“ S. 31.

Vor Jahren (1868) hat Kohl in seinen populären Vorträgen und vermischten kleinen Schriften „Vom Markt und aus der Zelle“ Bd. 1, 219 fgd., auch von der Rolle gehandelt, welche die Thiere in der Poesie und Kunst spielen. Das ist im Allgemeinen so hübsch geschrieben, daß man es gern für Schullesebücher benutzt gesehen hätte, und zum Theil mag es auch wohl so verwendet worden sein. Aber mit der vollen Erfassung der Poesie der Volksseele hat es doch noch mehr auf sich. Wie hier oft aus einem zunächst räthselhaften oder unverständlichen Worte die überrreichendsten Aufschlüsse der ältesten Vorstellungen und Bräuche unserer Vorfahren können gewonnen werden, hat zwar Jacob Grimm, oft mit etwas verwegener Phantasie, besonders in der „Deutschen Mythologie“ aufgezeigt, aber seine Nachfolger haben sich bisher meist auf das bloße Material-anammeln beschränkt, das doch nicht das letzte Ziel unserer Forschung bleiben darf. Die Wissenschaft der Etymologie ist noch einer großen Entwicklung fähig und bedürftig, sie hat sich durch das populäre Vorurtheil der ihr fern Geliebten nicht einschüchtern zu lassen, wonach Etymologie so ungefähr die Kunst sei, aus Allem Alles zu machen. Der Halt aller Etymologie muß im historisch Nachweisbaren gefunden werden. Der eben erwähnte Kohl verläßt diesen Grund, wenn er von dem angeblichen Einflusse der Thiere auf die Entstehung der Sprache fabulirt, die er sich so denkt, daß der Mensch jedem Thiere einen seinem Geichrei — die stummen Thiere kämen also gar nicht in Betracht — entsprechenden Namen gegeben habe. Man sollte meinen, diese auch von Max Müller verpottete kindische „Wau-wau-Theorie“ sei definitiv aufgegeben, doch spukt sie immer noch hin und wieder, und das kindliche „Piep-vogel“ und „Wäh-lamm“ müssen immer noch als Beweise dafür herhalten.

Wir wollen nur sagen, daß das so überaus reiche Wossjildsche Buch uns besonders deshalb erwünscht und bedeutsam sein muß, weil es einen erneuten Aufschwung der Forschung im Sinne Jacob Grimms anzubahnen berufen scheint.

*) Ich gebe zu, auch die Mecklenburgischen Kinder verbinden mit ihrem „Kuder“ oder „Kauder“ keine Vorstellung, aber sie bewahren doch das Wort. Der Knabe entwidet dem landfahrenden Keden, das Mädchen der neibaltenden Hausfrau.

Es ist hier selbstverständlich unmöglich, auf das Einzelne näher einzugehen, doch mag auf einige Hauptthemata flüchtig hingewiesen sein.

Schon das Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung hat jahrelang das Thema des sogenannten „Verwunderungsliedes“ — der Refrain ist sehr oft „Wunder über Wunder!“ — behandelt und eine Fülle von Variationen desselben beigebracht, die jetzt zu Hauf gebracht und beträchtlich vermehrt vorliegt. Wossidlo (siehe S. 205 fgd.) beherrschte 238 Fassungen des Liedes, das man auch als Lügenlied bezeichnen dürfte, aus Mecklenburg. Gewöhnlich ist es eine lustig-phantastische Geschichte der Brautfahrt des Hahnnes und der Hochzeit unter Bethheiligung der übrigen Vogelwelt, aber auch anderer Thiere. Wossidlo bringt als erste Gruppe (Nr. 1505—1553 b) „Der Hahn auf der Freite“, als zweite (Nr. 1554—1590) „Das Lied von Peter Dtt. Die Frankenfahrt“, als dritte (Nr. 1591—1598) „Hopp, hopp, Hawermann“, als vierte (Nr. 1599—1603) „Fastnachtreise. Fahrt nach Jehmorn“, als fünfte (Nr. 1604—1612) „Der alte Mann vor dem Nachbarhauje“, als sechste „Fahrt nach Pipenhagen (Nr. 1613—1622), als siebente „Verschiedenes“. Theile des Verwunderungsliedes hinter anderen Reimen (Nr. 1623—1641) als echte „Bruchstücke“ (1642—1665). Dazu noch (1666) „Varianten“.

Dieser Abschnitt allein bietet der Forschung ein zum Theil sehr krauses aber anziehendes Material. Ob der ursprüngliche Gedanke des als epische Erzählung einer wunderbar-phantastischen Vogelhochzeit erscheinenden Liedes, wozu auch die Fastnachts-Bettellieder (in der Lausitz singen die Kinder Verwandtes beim sogenannten „Zempern gehn“) stimmen, die der Braut oder jungen Frau „über Johr“ einen „lütten Sohn“ anwünschen, und so weiter, bis ihrer vierundzwanzig am Tisch sitzen, auf daß sie inne werde, daß Haushalten Arbeit ist, Straßen gehn oder vor der Thür sitzen aber Faulheit, ob, jag' ich, der eigentliche Sinn damit schon gefunden ist, darin ein uraltes Hochzeitsslied = oder Spiel zu sehen,*) ist mir zweifelhaft. Sicher ist nur, daß es zum Theil dazu verwendet ward, aber die ganze Erfindung scheint doch darüber hinauszuweisen. Wunderbar ist die Fähigkeit, mit der es sich in so vielen Formen erhielt. Die Orte, wo die seltsame Hochzeit angerichtet wird, sind mehrfach abgewandelt, Neckermünde (vgl. 1531 Kükemünning (!), Warnemünde, Franken (1588 na Siebsank), Kükiminten (? 1529), Rappennixen (Campanien ?), Rom, Travemünde, Brookshufen. Uebereinstimmend ist dabei, daß die Braut aus der Fremde geholt wird.

Ein weit verbreitetes Motiv findet sich in den Versen von der Nahe und dem Naßmann. Es ist die Geschichte, die u. a. Boccaccio mit boshafter Geistreichigkeit von der trauernden Wittwe erzählt hat, ein alter

*) S. S. 445 oben.

internationaler Schwank, den Landau bis nach Indien und China zurückverfolgen konnte, hier ganz spaßhaft auf die Thierwelt gewandt.

Daß Kinder dem Sonnenvogel, d. i. dem Schmetterling, den sie zu haßchen suchen, zurufen „setz di“ (setze dich), geht nicht nur durch ganz Deutschland, sondern durch die Welt. Die Berliner Kinder rufen: „Kallitte, Kallitte, setze dir!“ Es wird außer der großen Libelle, dem Schildebold, der einzige Schmetterling sein, der sich in die Steinzeilen Berlins verirrt, der Kohlweißling. Hierbei läßt sich der klangvolle Name erklären — Die z weiß nichts damit anzufangen — den die Spanier dem Schmetterlinge geben, *Mariposa*. Das Wort hat nichts mit der Maria zu thun, wie das Marienkäferchen, das in Mecklenburg auch Himmelwurm, Herrgottspierdiken, Sünnefloh heißt (s. Nr. 1414 fgd.), sondern ist genau der Berlinische Zuruf: „setze dich“, nur daß zu dem *arripo-sa*, wie auch der Italiener statt *ripo-sa* sagen würde, um das anlautende r kräftig herauszubringen, ein euphonisches m, unter Mitwirkung vielleicht eines volksmythologischen *Knlang*s an die Mütter Gottes, hinzutrat.

Die Benutzung des Buches ist durch sorgfältige Register (S. 457 bis 464 Verzeichniß der Thiere und S. 465—471 Scherz-, Ehren- und Schelmenamen der Thiere, eine Zusammenstellung imperativischer Bildungen und noch ein allgemeines Register 475—502) für jeden Bedarf bequem gemacht.

Weimar im Juni 1900.

Franz Sandvoß.

Essays und Studien zur Literaturgeschichte. Von Dr. Otto Harnack. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1899. 393 S. gr. 8^o. Preis 6 M., geb. 7 M.

Es wird im Sinne des hochgeehrten alten Mitarbeiters der „Preuß. Jahrbücher“ sein, wenn an dieser Stelle wesentlich nur auf das Vorhandensein der vorliegenden Sammlung von Aufsätzen hingewiesen wird, deren größter Theil zuerst in ihren Hefen zu lesen stand. Auch wer sich ihrer erinnert, wird erfreut sein, in der Vereinigung die Deutlichkeit der Gesichtspunkte und die Einheitlichkeit der Betrachtungsweise zu erkennen. Neben tief eindringenden, ganz selbständigen Forschungen auf dem Gebiete unserer klassischen Literatur, in erster Reihe der Dichtungen Goethe's, und hier wieder vorzugsweise der Faust-Dichtungen, stehen kritische Referate, die, seien sie nun zustimmend oder abweisend, immer aus dem Schatze umfassender Kenntniß und durch ehrliches Denken erworbener ästhetischer Einsichten ihre überzeugende Kraft gewinnen. Da ist kein Wort, das auch nur im Entferntesten an *Cliquenweisen* oder *Kelame* gemahnte: überall aber waltet, bei aller Schärfe im Einzelnen, eine wohlthuende vornehme Sicherheit, gepaart mit Wohlwollen und aber auch, wo es noth ist, dem rückichtslosen Muthe der Wahrheit.

„Ueber klassische Bildung“ ergeht sich der erste Aufsatz (1896) und mehr oder weniger stehen alle folgenden unter dem Einfluß der hier abgeleiteten Gesichtspunkte. Es hätte keinen Zweck, einem Manne wie Harnack gegenüber um den doch eigentlich alexandrinischen Schulerminusus „klassisch“ abermals zu hadern: er besteht nun einmal, und wenn man sich wenigstens, wie der Verfaßter, etwas Deutliches dabei vorstellt — er selber glossirt das Wort mit „gesund“ oder aus einer „harmonischen Weltanschauung“ dichtend — so ist nicht viel dawider zu sagen, höchstens, daß der Inhalt des modern-klassischen damit doch nicht erschöpft ist. Was wir heut klassisch nennen, scheint noch viel zu neu, und schon scheiden, und zwar mit Harnack's Einstimmung, Klopstock und Wieland wieder aus und jüngere Dichter läßt man nicht einrücken. „Klassiker“ ist von vornherein ein Neklamewort des Buchhandels und verdient wirklich nicht so viel Respekt.

Sicherlich gehört was S. 87 ff. über Entwürfe und Ausführung des II. Faust vorgetragen wird, zu dem Besten, was über die schwierige Materie gesagt worden ist. Das bedarf ja keines Wortes, daß Harnack, selber ein edler Vertreter der Goethe-Wissenschaft, sich von ihren mitunter ins Groteske schlagenden Verzerrungen völlig fern hält; er hat das volle Recht, die billigen und meist recht nichtswürdigen Spöttereien über die Goethe-Philologie energisch abzutrupfen. Es ist geistreich, den 3. und 4. Akt des II. Faust als dritten Theil des Faust zu fassen.*) Den Wunsch theatralischer Vorführungen des II. Faust vermögen wir jedoch nicht zu theilen, denn dabei stellt sich immer mehr heraus, daß der alte Dichter doch nicht mehr die Kraft hatte, die straffe Konzentration eben „des Sinnfälligen“ zu leisten, wie sie Vorbedingung jenes Wunsches und jeder theatralischen Wirkung sein muß. Ich schwäze kein Geheimniß aus, wenn ich auch auf die qualvolle Unlust der Schauspieler weise, die das Experiment machen sollen.

Eigentliche Schule, führt Harnack aus, haben auch Goethe und Schiller nicht gemacht, aber sie haben doch Nachfolge: Hebel, Voss, Hölderlin, Platen, Rückert, dazu die Dramatiker Grillparzer und Kleist. Die Romantik kommt bei Harnack vielleicht allzujleicht weg. Das ist sicherlich wenigstens die Empfindung der an sie gern wieder anknüpfenden jüngsten Produktion.

Außerst feinsinnig ist die Studie über Lyrik, die Untercheidung der symbolischen oder metaphysischen und der rhetorischen Lyrik. Die letztere, die Byron vorherrschend kultivirte, gewinnt schließlich den Vorrang bei unseren Essayisten, sie sei antik und der Eindruck des Erhabenen dauernder.

*) Im Vorbeigehen sei hier angemerkt, daß die Deutung des Gewandes der Helena vielleicht nicht allzuschwierig ist, wenn wir Faust's Rückkehr in die nordische Welt als eine Symbolik von Goethe's italienischer Reise und Rückkehr nach Weimar fassen möchten, wie denn auch sonst allergeringstein Erlebtes genug in die letzten Szenen hineingeheimnißt ward, so daß auch Harnack sich Löper's Wort vom „irrischen Ausströmen“ zu eigen macht.

haben sie den Widerspruch zwischen Ich und Welt nicht aufgehoben. Dafür sind sie den Beweis doch schuldig geblieben. Sie tanzen mit den Schwingen der Phantasie einfach über das tagtäglich Seiende hinweg. Ihnen fehlt der historische Sinn für das, was ist und war, Tag für Tag und Stunde für Stunde. Ich darf vielleicht daran erinnern, daß ich in meinem Artikel über das Tragische eine Weltanschauung dargelegt habe, die sich mit der der Hart's fast vollkommen deckt, bis zu gewissem Punkte. Dieser Punkt ist das Verhältnis des Individuums zur Weltseele beziehungsweise Gott. Die Harts behaupten: das ist ein und dasselbe. Ganz recht: in der Idee und jenseits von Zeit und Raum. Thatsächlich ist aber das Individuum zugleich auch eine Welt für sich. Das Individuum ist Gott und zugleich unendlich fern von Gott. Das ist der unüberbrückbare Zwiepakt unseres menschlichen Lebens. Hier habe ich die Wurzel des Tragischen aufgefunden. Weil es so ist, ist der Weltprozeß eine Tragödie. Für die unhistorisch sehenden aber philosophisch-phantastisch erwüthenden Harts ist dieser Weltprozeß ein Schauspiel, dessen Erkenntniß mit dionysischem Freudentaumel ihr Herz durchbrausen läßt: „Es kommt wie ein Blitz und als wenn in dunkler Nacht plötzlich jäh die Sonne aufblamte. Sonnen und Sterne stürzen in Dein Herz hinein, und rasende Ströme des Lebens stürmen und brausen wie lobende Flammen in Dir. Der wilde Schrei der ewigen Seinsfreude ringt sich von Deinen Lippen. Und in der Stunde, da Du es schaust und weißt, erlebst Du die höchste Stunde Deines Lebens.“ — — Ich habe soeben bereits angedeutet, daß dieser Hart'schen Philosophie das Beiwort phantastisch zukommt. Sie ist ferner ganz außerordentlich subjektiv. Die Harts — und vor Allem wohl Julius — haben nichts von der Objektivität, die Hegel in hohem Maße zu eigen ist und selbst noch in Schopenhauer zu einem Theil wenigstens sich findet. Aus persönlichstem, subjektivem Bedürfniß ist diese Philosophie entstanden. Und nun möchte ich behaupten, daß diese Lehre und die sie lehrende Persönlichkeit sich nicht einmal decken. Ich vermuthete, daß im tiefsten Grunde Julius Hart seine Lehre sich aus der Sehnsucht herausgeseien hat, aus der Sehnsucht nach dem, was er nicht besitzt. Er hat sich — ich kenne ihn übrigens garnicht persönlich -- über ein vielleicht stark beunruhigtes und oft auf Arwegen tammelndes Alltagsleben einen Sonntagshimmel zusammenphantasirt. Man muß oftmals ideelle Ercheinungen als Reitere eines materiellen Andersseins erklären. Und dieser Fall scheint mir auch in der Hart'schen Philosophie vorzuliegen. Wie es damit auch beschaffen ist — daß Tageschriftsteller, wie die Harts, in die Tageschriftstellerei so tiefe Probleme hineintragen und daß sie mit muthigem Ernst den lähnen Versuch machen, das schon gar zu lange auf Sand und Nalchheit gestrandete Schiff unseres Lebens auf das hohe Meer einer Weltanschauung heranzulocken, ist unter allen Umständen ein Verdienst und verdient als Zeichen der Zeit registriert zu werden.

Max Lorenz.

Ellen Key: Essays. Berlin, S. Fischer Verlag, 1899. Autorisierte Uebersetzung von Francis Maro.

Ellen Key hat sich durch ihre unter dem Titel „Mißbrauchte Frauenkraft“ bei uns verbreitete Schrift in Deutschland einen guten Ruf erworben. In diesen Essays zeigt sie sich als die geist- und seelenvolle Frau, die alle Regungen und Bewegungen der Seele unserer Zeit mitfühlend in sich zu erleben, darum zu begreifen und auch darzustellen vermag. Die gelegentlichen Mängel ihrer Auffassungen und Meinungen erklären sich und fließen aus dem Vorzug ihrer Persönlichkeit. Und dieser Vorzug liegt darin, daß sie ganz Weib ist, weiblich sieht, fühlt und darstellt. So legt sie dem z. B. der Ehe als sozialer Erscheinung und Einrichtung meiner Meinung nach eine zu geringe Bedeutung bei. Und wie sollte sie nicht! Der Auffassung, die das nun auch schon verblichene „Preussische Landrecht“ vom Zweck der Ehe vertrat, wird kaum eine einzige Frau beitreten wollen. Man könnte gegen den Satz eifern, mit dem Ellen Key ihr Buch einleitet: „Die Liebe ist sittlich auch ohne gesetzliche Ehe, aber diese ist unmöglich ohne Liebe“. Wenn man aber weiter liest, wie die geistvolle Schwedin die Liebe auffaßt, erweist sich jeder Eifer als unnützlich. „Ein sehnsuchtsvolles Einandersuchen, ein energisches Sichselbstbehaupten, um sich selbst geben zu können, eine stets wachsende Innigkeit des Verstehens, ein Verhältniß, das das ganze Leben hindurch vertieft wird“, nennt sie mit den Worten eines norwegischen Dichters die Ehe. Und damit können die Frauen wohl zufrieden sein. Zufrieden auch können die Männer mit dem Ideal sein, das sie von der Frau der Zukunft entwirft. „Ihre größte kulturelle Bedeutung bleibt doch die, durch das Räthselvolle und Naturgebundene, das Ahnungsreiche und Impulsive in ihrem eigenen Wesen die Menschheit vor den Gefahren der Ueberkultur zu schützen. Gegenüber dem Wissen wird sie das Unwißbare, gegenüber der Logik das Gefühl, gegenüber der Realität die Möglichkeiten und gegenüber der Analyse die Intuition behaupten. Das Wachsthum der Seele wird die Frau vor allem fördern, indeß der Mann das der Intelligenz; sie soll das Gebiet der Ahnung erweitern, er das der Vernunft; sie die Liebe verwirklichen, er die Gerechtigkeit; sie siegt durch den Uebermuth, er durch den Muth.“ Ganz besonders köstlich ist aber die Verheißung: „Sie wird wahrscheinlich weniger sprechen als die Frau der Gegenwart, aber ihr Schweigen und ihr Lächeln sind beredter.“ Schön und vielleicht auch wahr ist der Satz: „Das Weib formt sich nach den Träumen des Mannes.“ — Sehr interessant ist der Abschnitt über die „Evolution der Seele“, der im Anschluß an Maeterlinck's „Trésor des humbles“ geschrieben sein dürfte. Hier deckt die Verfasserin das Seelenleben von ein paar fast gänzlich vergessenen, aber bedeutenden Männern auf mit der von starkem psychologischen Blick zeugenden Bemerkung: „Es sind gewöhnlich die verhältnißmäßig Unbekannten, unter denen man die bezeichneten Typen für eine Zeitrichtung findet. Denn das große Genie ist

oft univervell und läßt sich darum nicht von einem gewissen Standpunkte aus zusammenfassen — ja, diese Standpunkte heben oft einander auf, weil ein solches Genie die ganze Mannigfaltigkeit des Lebens, all seine Widersprüche umfassen und erklären will. Und darum wird beim Genie — wie in der Hand des Menschen — die Lebenslinie oft von mehreren anderen Linien durchkreuzt. Bei jenen Geistern jedoch, welche nicht große Genies genannt werden können, bekommt hingegen der leitende Gedanke einen mehr einheitlichen, mehr konzentrierten Ausdruck.“ Besonders hingewiesen sei auf das Charakterbild von Henri Amiel, der 1881 in seiner Vaterstadt Genf als Philosophieprofessor starb. Sein Lebenlang hat er die großen Erwartungen seiner persönlichen Freunde nie durch irgend ein Werk erfüllt. Erst nach seinem Tode erkannte man den Grund dieser Unthätigkeit bei Lektüre des hinterlassenen Tagebuchs, das einen tiefen Einblick in seine Seele thun ließ. Ein paar Stellen daraus seien zitiert: „Wenn der Denker einmal darenin willigt, zu erleben, zu handeln, so geschieht es nur, um besser zu verstehen; wenn er will, so ist es bloß, um das Wesen des Willens zu kennen, er sucht sich nichts vom Dasein anzueignen, er begehrt vom Leben nichts mehr als Weisheit. Das macht ihn unbegreiflich für jedes genießende, herrschende, erobernde Wesen“. Charakteristischer noch nicht nur für diese Seele, sondern für einen Zeitnovus sind diese Sätze: „Meine Seele ist nicht eine Seele, sondern eher die Seele; sie kann jede Daseinsform annehmen; ich kann mich bis zum Neuesten vereinfachen, meine Umgebung vergessen, mich in ein anderes Zeitalter versetzen, den Gebrauch meiner Sinne niederlegen: Pflanze, Thier, Kind, Mann, Weib oder im Weltenraum schwebender Planet werden; ich kann mit der Seele des Mönches, des Mathematikers, des Musikers, kurz mit aller Art von Seelen leben. Ich vernehme mich in meinen Zellen und Geweben, werde latentes Leben, versinke in die Schatten primitiven Seins, bin Zeuge meiner eigenen Genesis unter unendlichen Metamorphosen. — . . . Ich stehe wie eine Säule am Rande des Stromes der Zeit, ich werde in Mysterien eingeweiht, aus denen ich gealtert oder ohne Alter hervorgehe. — . . . Ich empfinde mich als einen Geist ohne Geschlecht, Körper, Beruf — verwundert, Mensch, Europäer, tellurisches Wesen zu sein; es scheint mir so einfach, irgend etwas Andres zu sein, in so hohem Grade zufällig kommt mir alles vor, was ich bin. . . . Meerthaar, Wirbel, Kosmos — diese Worte würden besser mein Wesen ausdrücken. . . . Ich lebe die Daseinsform der Ewigkeit, vernehme die Unmöglichkeit des Seins, sinke endlich in den Abgrund hinab, in dem nichts lebt oder stirbt, nichts Form, Bewegung, Ausdehnung hat — das, das währt, wenn alles Andre vergeht. . . . Gedanken, Gewohnheiten, Grundzüge werden in meiner Seele ebenso leicht ausgelöscht, wie das Gefräusel der Wellen.“ — Hier haben wir also einmal den Fall, daß das Individuum Weltseele ist. Aber auch dieser Fall ist tragisch — denn was

soll die Menschenleib gewordene Weltseele unter den Tausend und Aundertausend hin- und herstreubenden, rastlosen Individuen? Sie lebt wie in der Verbannung und kann nur schauen, wo Alle handeln. Sie ist Alles und — Nichts. Mit Recht zitiert Ellen Key Bourget, der den Genfer Philosophen ein Opfer der Selbstanalyse nennt, und bemerkt ihrerseits: „Die Selbstanalyse ist ein Fieber, das man durch das beständige Messen seiner Temperatur steigert, und je mehr man seine Seele spiegelt, desto weniger spontan werden ihre Bewegungen. Das ist die Gefahr, die jenen drohen kann, die von der Leidenschaft ergriffen werden, ihre eigene Seele zu begreifen und größer zu machen.“

Max Lorenz.

Leonore Griebel. Roman von Hermann Stehr. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1900.

Der Verfasser, ein Landsmann Gerhart Hauptmanns, hat sich durch seine vorhergehenden Bücher „Auf Leben und Tod“ und „Der Schindelmacher“ in die Literatur eingeführt und von manchen Kritikern, die von vornherein allem Neuen und Absonderlichen bedingungslos ergeben sind, viel Lob geerntet. Des meisten Lobes würdig wäre wohl „Der Schindelmacher“. Doch erschwert der weitestgehende Gebrauch des schlesischen Dialektes das Verstehen in dem Maße, daß ein rechter Genuß schon aus diesem äußeren Grunde nicht zu erzielen ist. Der Roman „Leonore Griebel“ wirkt in jeder Beziehung, sowohl was den Stoff wie die Form betrifft, disharmonisch. Er giebt in der Hauptsache die Lebensgeschichte der Leonore geb. von Marjal. Doch haben wir es trotz des Adels mit kleinen Leuten zu thun. Die von Marjals waren wohl vor Jahrhunderten ein vornehmes Geschlecht: längst aber sind sie von der Höhe herabgesunken und fristen als Bäckermeister in einer kleinen schlesischen Stadt ein zwiepältiges Dasein, zwiepältig durch die bürgerliche handwerksmäßige Thätigkeit, in die sich Gefühle, Erinnerungen und Träumereien aus der glänzenden Zeit vergangener Jahrhunderte hineinverwirren. Leonore ist die letzte des Stammes. Ihr Leben ist Traum. Sie heirathet, einer armen Wittve mittellose Tochter, den Tuchmacher Griebel, den Sproß eines kraftvollen, starken, stolzen Handwerkergeschlechtes. Die ganze Geschichte wird nun eigentlich eine Krankengeschichte, und zwar die Geschichte einer Krankheit, die namentlich ihren Sitz in der Geschlechtsphäre Leonore's hat. Man glaube aber nicht, daß wir eine allzu deutliche medizinisch getreue Analyse des Leidens erhalten. Es wird alles aus dem Pathologischen ins Psychologische gehoben, und hierin entwickelt der Verfasser in der That eine große Kunst. Die dumpfen gährenden Triebe, die unter der Schwelle des Bewußtseins wirken und weben, stellt er dar. Der Fehler ist aber der, daß die Darstellung nicht

genügend klar und einleuchtend ist. Soviel auch von Leonore's Stimmungen und Handlungen vorgeführt wird — ich wenigstens vermag ein ganz deutliches Bild dieses Charakters doch nicht zu gewinnen. Außerdem werden wir auch nicht über das Absonderliche eines merkwürdigen Einzelfalles hinausgeführt. Einen tieferen Einblick in das Wesen der Menschennatur an sich gewinnen wir kaum. Dazu kommt nun noch ein anderer Fehler: Der Verfasser liebt das Mystische und Symbolische. So arbeitet er stark darauf hin, das alte stattliche Haus der Griebel's mit den Situationen und Charakteren in inneren Zusammenhang zu setzen. Und doch begreifen wir weder, was das voller Heimlichkeiten und Düsternisse steckende Haus mit der Familie Griebel's noch mit der Leonore aus dem Geschlecht dexer von Marjal zu schaffen hat. Die Sprache leidet unter einer gewaltigen Uebersahl von Bildern und Vergleichen, die oft erkennen lassen, was der Verfasser meint und fühlt, aber selten zur Klärung und Anschaulichkeit beitragen, in vielen Fällen auch geradezu verschoben und unmöglich sind. Charakteristisch ist folgender Satz: „Dann eilte sie in den großen Garten und wandelte unter den stillen Bäumen hin und her, durch deren herbstliche Kronen der kühl=blaue Himmel den begehrenden Drang ihrer fernsten Seele beruhigte“. Man lese einmal laut diesen Satz, in dem jedes der vier letzten Hauptwörter ein Beiwort hat, und man wird sichtlich das qualvoll Schwerfällige dieser eingewölkten Sprache unangenehm empfinden. Wer aber kann aus folgendem Bild eine klare Anschauung gewinnen: „Auch die Tage des Menschenlebens steigen aus Nächten über die visionäre Brücke der Dämmerung. In jenen Frühstunden der Seele, da sie mit Ahnungen ihres Schicksals spielt, wie die Erde mit steigendem Höhenrauch oder niedergehendem Gewölk, lugen die tiefsten Nieder der Ewigkeit durch den Spalt der Sinne aus dem Unendlichen herein — — —“. Nicht umsonst stehen hinter dieser Unverständlichkeit drei Gedankenstriche. Ein Gesicht, über dem eine „Klingende Herbstzeit“ liegt — Seite 145 — dürfte sich auch nicht jedermann vorstellen können. Und eines jungen Mädchens „reiches Haar, das die Farbe der müden Novembersonne“ hat — das ist schon wie aus Stefan George's Gedichten, wobei sich nämlich meist nichts denken läßt. Es soll übrigens gar nicht verkannt werden, daß Hermann Stehr für seinen Reichthum verschobener Bilder und seine Fülle entgleister Gleichnisse einen gewissen inneren und objektiven Grund hat. Es liegt in seiner Eigenart, das unter der Bewußtseinschwelle dumpf und unklar pochende Triebleben der Menschennatur zu empfinden und darzustellen. Und nun findet dieses dumpfe und unklare Leben mit seinen mystischen Vorgängen äußeren Ausdruck in Bildern, die ebenfalls dumpf und unklar sind. Darin liegt jedoch sichtlich ein künstlerischer Fehler. Denn der Künstler, wenn er das Dumpfe und tief Geheimnißvolle darstellt, will es doch gerade durch seine Darstellung zu lichtvoller Klarheit bringen, so daß alle begreifen und verstehen, was da

in den Abgründen der Menschenseele vor sich geht. Stehr erhebt sich nicht über seinen Stoff, sondern steht selber mitten in dessen trüber Dampfsheit. Er sieht tief, aber nicht klar. Tiefe und Klarheit mit einander auszugleichen — das ist die Aufgabe, die dieser eigenartige Dichter bei seiner künstlerischen Erziehung zu lösen hat. Max Lorenz.

Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde gesammelt und herausgegeben von Richard Wossidlo. Zweiter Band: Die Thiere im Munde des Volkes. Erster Theil. Wismar, Hinstorff. 1899. XIII und 504 S. gr. 8^o.

Ich stehe nicht an, dieses groß angelegte, mit musterhaftem Fleiß gesammelte und gesichtete, unter Mitwirkung aller Schichten der Bildung und des Volkes selbst entstandene Urkundenwerk der Volkskunde als die bedeutendste Erscheinung auf diesem wichtigen Gebiete zu bezeichnen, die wir erleben. Es ist ja leider wie bei dem Sammeln von Sagen, Märchen und sogenanntem Aberglauben, der eben Glaube des Volkes ist und als solcher ein wesentlicher Bestandtheil der Poesie unseres Volkes, wie Goethe längst erkannt hatte, gar keine Zeit mehr zu verlieren, denn was von bereits vielfach zur Unverständlichkeit verstümmelten Resten der frühere aufklärungsfanatische, poesielose Rationalismus unserem Volke noch nicht auszutreiben oder zu vermeiden verstanden hatte, das welkt unwiederbringlich dahin unter dem gleichmachenden Einfluß der allgemeinen Schulbildung und der übergroßen Verückichtigung lediglich praktischer Ziele des Geschäfts- und Erwerbslebens, als lebte der Mensch vom Brode allein. So steht zu fürchten, daß sehr Vieles in dem nun noch glücklich in Lettern geretteten Gute fortan aus der mündlichen Tradition gänzlich verschwinden werde. Ein besonders glücklicher Umstand ist es noch, daß uns dieser Schatz eben aus Mecklenburg kommt, einem Lande, das gleichsam abseits von den politischen oder sozialen Umgestaltungen deutschen Lebens bis an die Grenze des heutigen Einheitsstaates hin sein bescheidenes Sonderdasein mit niederdeutscher Zähigkeit hatte bewahren können, oft wohl bewißelt und verspottet, von dem Kundigen aber mehr beneidet ob seiner laeta paupertas, der edlen Gesinnungen, der wahrhaft gemüthvollen Gastlichkeit seiner biedereren Bevölkerung, der unverbildeten, ehrlichen Sprache, die bei aller schlichten Derbheit so viel einzige Zartheit bewahrt und ihren Leuten anzieht, wie wir sie aus Friß Meuter's Erzählungen kennen.

War bereits das Ergebnis des ersten — seiner Zeit von uns besprochenen — Bandes, der die Volksräthsel und Räthselfragen behandelte, für die allgemeine deutsche Volkskunde hochbedeutend, so treten wir mit Preussische Jahrbücher. Bd. CI. Heft 2.

dem Thierbuche der eigentlichen poetischen Schöpferkraft des Volkes und der epischen Tradition damit zugleich einen großen Schritt näher. Daß hier Reste des Thierepos und der als sogenannte äsopische Fabel satirisch oder lehrhaft zugerichteten Bruchstücke derselben massenhaft erhalten und aber auch mit unerhörtlich neu einsetzender Volksphantasie in oft überraschend treffenden Vermenschlichungen wiedergeboren werden, braucht dem nicht erst gesagt zu werden, der erkannt hat, daß Alles, was wir Mythologie oder Religion nennen, auf dem tiefsten Bedürfniß der Menschen beruht, von der Schöpfung und ihren ewigen Kräften *και ζωωντων* zu reden, vielmehr auf der Unmöglichkeit, anders zu verfahren.

Der unermüdete Sammler gesteht dem Erscheinen von Ernst Hugo Meyer's schönem Buche „Deutsche Volkskunde“ einen frisch belebenden Einfluß auf zum Theil schon erlahmende Mitarbeiter dankbar zu. „Die mecklenburgische Lehrerschaft vor Allem hat sich durch emsige Mitarbeit ein bleibendes Verdienst erworben, das in andern deutschen Ländern zur Nachahmung anspornen wird.“ (S. II.)*

Die Fülle der Eingänge gebot Beschränkung zunächst auf die Thiere, das übrige Naturleben war einem besondern Bande zuzuweisen. Gebot doch auch so noch der Verfasser allein an Thiernamen, an Sprichwörtern und Redensarten, in denen Thiere vorkommen, über ca. 24 000 Nummern aus Mecklenburg. Der Band selbst, wie er jetzt vorliegt, enthält an selbständigen Fassungen 2622 Nummern, mit den Varianten 4453 Uebersieferungen.

Wie das Thierepos, so belebt die Phantasie des Kindes und des Volkes überhaupt das Thier und die Natur und giebt ihnen menschliche Empfindung und Sprache (*animali parlanti* sind wesentliche Bestandtheile aller Volksliteraturen).

Das Volk versteht also gewissermaßen die Sprache der Thiere, es belauscht ihre Gespräche, ruft sie an, befragt sie als geheimnißvolle Trakel, wie sie denn den Göttern als heilige Boten nahe stehen, den Göttern, aus denen das Christenthum unserem Volke Heilige oder die Himmelkönigin und leider viel zu oft den Satan gemacht hat, den es jedoch humoristisch aufzufassen gewohnt ist. Unsere tausendfältigen Teufelsjagen, man denke nur an die Faustjage, enthalten die Rest Erinnerungen unseres Volkes an jene alten großen Götter, und wenn es sprichwörtlich heißt „Der alte Gott lebt noch“, so meint es eigentlich den der Kenntniß des Christenthums vorangehenden Allvater *Wotan*.**) Die altheilige Scheu vor der

*) Es mag gestattet sein, z. B. der wackeren Berlinischen Gesellschaft für Heimathkunde der Provinz Brandenburg, der „Brandenburgia“, für verwandte Verbindungen die bewährte Methode Wossidlos zu empfehlen, durch eingehende, wohl überlegte Fragebogen das Verständniß für die Wichtigkeit solcher Mittheilungen an diejenigen heranzubringen, die in unmittelbarem täglichen Verkehr mit dem „gemeinen Manne“ und der Kindesseele stehen.

**) Den der Pfaff ihm wieder verächtlich machen wollte, indem er aus „de alte Gott“ den *Teufel* machte.

Thierjele wirkt noch darin nach, daß in den „Zwölften“, den zwölf heiligen Nächten von Weihnachten bis zum Dreikönigstage, sie nicht mit ihren Profannamen dürfen genannt werden, da heißt die Maus Bönlöper (Bodenläufer), der Hase Langohr u. a.

Als ganz besonders reizend und gemüthvoll müssen die vielfachen Deutungen der Vogelstimmen gelten, die der Verwerthung in der Lyrik zum großen Theil noch heut würdig wären. Friß Neuter war auf dem Wege dazu, besonders in Hamme Nüte und Rückerten schwebte das köstliche Schwalbenmotiv vor „Als ich Abschied nahm — als ich wieder kam“ (s. hier S. 93 Nr. 613 fgd.). Wohl auf den Einfluß der evangelischen Pastoren und des Kirchengesangs ist es zurückzuführen, wenn der Ackermann die Lerche Choralanfänge jubiliren hört, wie (S. 119): „Dir, Dir, Jehovah, will ich singen“, oder „Dir, Dir, Dir, o großer Gott allein will ich ewig dankbar sein“, oder „Dem Höchsten Gott sei Preis und Ehr“. In der Weihnachtsnacht kann man die Zimern in ihrem Korbe singen hören: „Ehre sei Gott in der Höhe“. Zu mehr oder weniger geistreichen oder volkmäßigen Deutungen giebt der Wachtelruf ja auch buchdeutschen Poeten Anlaß. Ich selber hörte ihn im Stralsündischen profanisch genug, aber dem Klange täuschend nahe kommend als „Glück de Bix“ (sticke die Hojen). Der herzerzerrichende Ruf des Vogels Pirol, des Pflingstvogels — der, nebenbei bemerkt, hier in Thüringen den merkwürdigen Namen „Wiröt“, d. i. Weihrauch, hat, wie er denn auch in Mecklenburg als R ü s t e r jungirt, der wohl auch Weihrauch zu schaffen hatte — muß als eines heiligen Thieres Donar's oder Wotan's geachtet worden sein, wenn Nr. 912 uns berechtigt, in dem Holzhauer Bihrens, der durch Fällen des Baumes des Vogels Zuflucht zerstört, den wilden Jäger, den Donnergott also zu erkennen, der in märkischen Sagen als ein alter Förster Werend oder Hackelbernd erscheint (s. K. W. Schwarz, Märkische Sagen). Sogar der charakteristische Zug stimmt zu der Sage, daß der Holzhauer sich dabei in's Knie schlägt. Ruft der Vogel „Viel halen (Veil hollen), Kneehaugen“ (hauen), so kündige er damit meist Regen an, heißt es auch.

Eine reiche und interessante Sammlung von Anrufen gehört überall noch dem Storch*), dem Glück- und Segenbringer (odchero = Adebarr; Ed = Gut, vgl. Kleinod, Allod, Feod). Vorherrschend ist in den Kinderliedern, daß der im Neste stehende Vogel als „Du Nester“, der fliegende oder gleichsam durch das Luftmeer rudernde „Du Rörer“ angejungen wird, daß der erstere zu der Kinderchaar eine „lütte Schwester“, der rudernde aber einen „lütten Broder“ bringen solle. Die arme, gänzlich

*) Das etymologisch noch nicht erfaßte Wort bin ich geneigt, als romanisch zu fassen, nämlich als avis Asturica. Der griechische πειραγός ist doch wohl eig. ein Pelesager, d. i. ein von dräuben, jenseits des Meeres zugewandter Gejell.

naturlos aufwachsende Berliner Kinderichaar weiß mit dem „Kuderer“ nichts mehr anzufangen, sie singt: „Klapperstorch, Du Vester“ und „Klapperstorch, Du Luder (!), bring mer'n kleinen Bruder.“*)

Es liegt nahe, zumal wenn der Sinn des Udebero oder Udebar verloren gegangen war, das Wort als Heilbart und andere volksetymologische Neubildungen zu erhalten. Die Bezeichnungen des Storches als „Hainotter“, „Knäppner“ u. a. (s. Nr. 1545 „Udeboor, de Klipperklapper“) begegnen auch in unserer Mark (s. im Aprilheft der „Brandenburgia“ S. 31.

Vor Jahren (1868) hat K o h l in seinen populären Vorträgen und vermischten kleinen Schriften „Vom Markt und aus der Zelle“ Bd. 1, 219 fgd., auch von der Rolle gehandelt, welche die Thiere in der Poesie und Kunst spielen. Das ist im Allgemeinen so hübsch geschrieben, daß man es gern für Schullesebücher benutzt gesehen hätte, und zum Theil mag es auch wohl so verwendet worden sein. Aber mit der vollen Erfassung der Poesie der Volkseele hat es doch noch mehr auf sich. Wie hier oft aus einem zunächst räthselhaften oder unverständlichen Worte die überraschendsten Aufschlüsse der ältesten Vorstellungen und Bräuche unserer Vorfahren können gewonnen werden, hat zwar J a c o b G r i m m, oft mit etwas verwegener Phantasie, besonders in der „Deutschen Mythologie“ aufgezeigt, aber seine Nachfolger haben sich bisher meist auf das bloße Material-anammeln beschränkt, das doch nicht das letzte Ziel unserer Forschung bleiben darf. Die Wissenschaft der Etymologie ist noch einer großen Entwicklung fähig und bedürftig, sie hat sich durch das populäre Vorurtheil der ihr fern Gebliebenen nicht einschüchtern zu lassen, wonach Etymologie so ungefähr die Kunst sei, aus Allem Alles zu machen. Der Halt aller Etymologie muß im h i s t o r i s c h Nachweisbaren gefunden werden. Der eben erwähnte K o h l verläßt diesen Grund, wenn er von dem angeblichen Einflusse der Thiere auf die Entstehung der Sprache fabulirt, die er sich so denkt, daß der Mensch jedem Thiere einen seinem Geschrei — die stummen Thiere kämen also gar nicht in Betracht — entsprechenden Namen gegeben habe. Man sollte meinen, diese auch von M a x M ü l l e r verpottete kindische „Wau-wau-Theorie“ sei definitiv aufgegeben, doch spukt sie immer noch hin und wieder, und das kindliche „Piep-vogel“ und „Wäh-lamm“ müssen immer noch als Beweise dafür herhalten.

Wir wollen nur sagen, daß das so überaus reiche W o j j i d l o 'sche Buch uns besonders deshalb erwünscht und bedeutsam sein muß, weil es einen erneuten Aufschwung der Forschung im Sinne J a c o b G r i m m's anzubahnen berufen scheint.

*) Ich gebe zu, auch die Mecklenburgischen Kinder verbinden mit ihrem „Kuder“ oder „Kauder“ keine Vorstellung, aber sie bewahren doch das Wort. Der Name entspricht dem landfahrenden Mecken, das Mädchen der neibaltenden Hausfrau.

Es ist hier selbstverständlich unmöglich, auf das Einzelne näher einzugehen, doch mag auf einige Hauptthemata flüchtig hingewiesen sein.

Schon das Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung hat jahrelang das Thema des sogenannten „Verwunderungsliedes“ — der Refrain ist sehr oft „Wunder über Wunder!“ — behandelt und eine Fülle von Variationen desselben beigebracht, die jetzt zu Hauf gebracht und beträchtlich vermehrt vorliegt. Wossidlo (siehe S. 205 fgd.) beherrichte 238 Fassungen des Liedes, das man auch als Lügenlied bezeichnen dürfte, aus Mecklenburg. Gewöhnlich ist es eine lustig-phantastische Geschichte der Brautfahrt des Hahnes und der Hochzeit unter Bethheiligung der übrigen Vogelwelt, aber auch anderer Thiere. Wossidlo bringt als erste Gruppe (Nr. 1505—1553 b) „Der Hahn auf der Freite“, als zweite (Nr. 1554—1590) „Das Lied von Peter Ott. Die Frankensfahrt“, als dritte (Nr. 1591—1598) „Hopp, hopp, Hawermann“, als vierte (Nr. 1599—1603) „Fastnachtreise. Fahrt nach Schorn“, als fünfte (Nr. 1604—1612) „Der alte Mann vor dem Nachbarhause“, als sechste „Fahrt nach Pipenhagen (Nr. 1613—1622), als siebente „Verschiedenes“. Theile des Verwunderungsliedes hinter anderen Reimen (Nr. 1623—1641) als echte „Bruchstücke“ (1642—1665). Dazu noch (1666) „Varianten“.

Dieser Abschnitt allein bietet der Forschung ein zum Theil sehr krauses aber anziehendes Material. Ob der ursprüngliche Gedanke des als epische Erzählung einer wunderbar-phantastischen Vogelhochzeit erscheinenden Liedes, wozu auch die Fastnachts-Wettellieder (in der Lausitz singen die Kinder Verwandtes beim sogenannten „Zempern gehn“) stimmen, die der Braut oder jungen Frau „über Johr“ einen „tütten Sohn“ anwünschen, und so weiter, bis ihrer vierundzwanzig am Tisch sitzen, auf daß sie inne werde, daß Haushalten Arbeit ist, Straßen gehn oder vor der Thür sitzen aber Faulheit, ob, sag' ich, der eigentliche Sinn damit schon gefunden ist, darin ein uraltes Hochzeitslied = oder Spiel zu sehen,*) ist mir zweifelhaft. Sicher ist nur, daß es zum Theil dazu verwendet ward, aber die ganze Erfindung scheint doch darüber hinauszuweisen. Wunderbar ist die Zähigkeit, mit der es sich in so vielen Formen erhielt. Die Orte, wo die seltsame Hochzeit angerichtet wird, sind mehrfach abgewandelt, Uckermünde (vgl. 1531 Kükemüning (!), Warnemünde, Franke (1588 na Fiebant), Müriminten (? 1529), Rappenniren (Campanien?), Rom, Travemünde, Brookshusen. Uebereinstimmend ist dabei, daß die Braut aus der Fremde geholt wird.

Ein weit verbreitetes Motiv findet sich in den Versen von der Klage und dem Klammann. Es ist die Geschichte, die u. a. Boccaccio mit boshafter Geistreichigkeit von der trauernden Wittwe erzählt hat, ein alter

*) S. S. 445 oben.

internationaler Schwank, den Landau bis nach Indien und China zurückverfolgen konnte, hier ganz sprachhaft auf die Thierwelt gewandt.

Daß Kinder dem Sonnenvogel, d. i. dem Schmetterling, den sie zu häßchen suchen, zurufen „setz di“ (setze dich), geht nicht nur durch ganz Deutschland, sondern durch die Welt. Die Berliner Kinder rufen: „Kallitte, Kallitte, setze dir!“ Es wird außer der großen Libelle, dem Schüddebold, der einzige Schmetterling sein, der sich in die Steinzeilen Berlins verirrt, der Kohlweiskling. Hierbei läßt sich der klangvolle Name erklären — Diez weiß nichts damit anzufangen — den die Spanier dem Schmetterlinge geben, *Mariposa*. Das Wort hat nichts mit der Maria zu thun, wie das Marienkäferchen, das in Mecklenburg auch Himmelwurm, Herrgottspierdtken, Sümmeloh heißt (s. Nr. 1414 fgd.), sondern ist genau der Berlinische Zuruf: „setze dich“, nur daß zu dem *ariposa*, wie auch der Italiener statt *riposa* sagen würde, um das anlautende *r* kräftig herauszubringen, ein euphonisches *m*, unter Mitwirkung vielleicht eines volkmythologischen Anklang an die Mutter Gottes, hinzutrat.

Die Benutzung des Buches ist durch sorgfältige Register (S. 457 bis 464 Verzeichniß der Thiere und S. 465—471 Scharz-, Ehren- und Scheltnamen der Thiere, eine Zusammenstellung imperativischer Bildungen und noch ein allgemeines Register 475—502) für jeden Bedarf bequem gemacht.

Weimar im Juni 1900.

Franz Sandvoß.

Essays und Studien zur Literaturgeschichte. Von Dr. Otto Harnack. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1899. 393 S. gr. 8°. Preis 6 M., geb. 7 M.

Es wird im Sinne des hochgeehrten alten Mitarbeiters der „Preuß. Jahrbücher“ sein, wenn an dieser Stelle wesentlich nur auf das Vorhandensein der vorliegenden Sammlung von Aufsätzen hingewiesen wird, deren größter Theil zuerst in ihren Hefen zu lesen stand. Auch wer sich ihrer erinnert, wird erfreut sein, in der Vereinigung die Deutlichkeit der Gesichtspunkte und die Einheitlichkeit der Betrachtungsweise zu erkennen. Neben tief eindringenden, ganz selbständigen Forschungen auf dem Gebiete unserer klassischen Literatur, in erster Reihe der Dichtungen Goethe's, und hier wieder vorzugsweise der Faust-Dichtungen, stehen kritische Referate, die, seien sie nun zustimmend oder abweisend, immer aus dem Schatze unmaßlicher Kenntniß und durch ehrliches Denken erworbener ästhetischer Einsichten ihre überzeugende Kraft gewinnen. Da ist kein Wort, das auch nur im Entferntesten an Claqueurweisen oder Reklame gemahnte: überall aber waltet, bei aller Schärfe im Einzelnen, eine wohlthuende vornehme Sicherheit, gewahrt mit Wohlwollen und aber auch, wo es noth ist, dem rückichtslosen Muth der Wahrheit.

„Ueber klassische Bildung“ ergeht sich der erste Aufsatz (1896) und mehr oder weniger stehen alle folgenden unter dem Einfluß der hier abgesteckten Gesichtspunkte. Es hätte keinen Zweck, einem Manne wie Harnack gegenüber um den doch eigentlich alexandrinischen Schulterminus „klassisch“ abermals zu hadern; er besteht nun einmal, und wenn man sich wenigstens, wie der Verfasser, etwas Deutliches dabei vorstellt — er selber glossirt das Wort mit „gesund“ oder aus einer „harmonischen Weltanschauung“ dichtend — so ist nicht viel dawider zu sagen, höchstens, daß der Inhalt des modern=klassischen damit doch nicht erschöpft ist. Was wir heut klassisch nennen, scheint noch viel zu neu, und schon scheiden, und zwar mit Harnack's Einstimmung, Klopstock und Wieland wieder aus und jüngere Dichter läßt man nicht einrücken. „Klassiker“ ist von vornherein ein Reklamewort des Buchhandels und verdient wirklich nicht so viel Respekt.

Sicherlich gehört was S. 87 ff. über Entwürfe und Ausführung des II. Faust vorgetragen wird, zu dem Besten, was über die schwierige Materie gesagt worden ist. Das bedarf ja keines Wortes, daß Harnack, selber ein edler Vertreter der Goethe-Wissenschaft, sich von ihren mitunter ins Groteske schlagenden Verirrungen völlig fern hält; er hat das volle Recht, die billigen und meist recht nichtswürdigen Spöttereien über die Goethe-Philologie energisch abzutrupfen. Es ist geistreich, den 3. und 4. Akt des II. Faust als dritten Theil des Faust zu fassen.*) Den Wunsch theatralischer Vorführungen des II. Faust vermögen wir jedoch nicht zu theilen, denn dabei stellt sich immer mehr heraus, daß der alte Dichter doch nicht mehr die Kraft hatte, die straffe Konzentration eben „des Sinnfälligen“ zu leisten, wie sie Vorbedingung jenes Wunsches und jeder theatralischen Wirkung sein muß. Ich schwage kein Geheimniß aus, wenn ich auch auf die qualvolle Unlust der Schauspieler weise, die das Experiment machen sollen.

Eigentliche Schule, führt Harnack aus, haben auch Goethe und Schiller nicht gemacht, aber sie haben doch Nachfolge: Hebel, Voß, Hölderlin, Platen, Rückert, dazu die Dramatiker Grillparzer und Kleist. Die Romantik kommt bei Harnack vielleicht allzujochlecht weg. Das ist sicherlich wenigstens die Empfindung der an sie gern wieder anknüpfenden jüngsten Produktion.

Außerst feinsinnig ist die Studie über Lyrik, die Unterscheidung der symbolischen oder metaphysischen und der rhetorischen Lyrik. Die letztere, die Byron vorherrschend kultivirte, gewinnt schließlich den Vorrang bei unseren Essayisten, sie sei antik und der Eindruck des Erhabenen dauernder.

*) Im Vorbeigehen sei hier angemerkt, daß die Deutung des Gewandes der Helena vielleicht nicht allzuwierig ist, wenn wir Faust's Rückkehr in die nördliche Welt als eine Symbolik von Goethe's italienischer Reise und Rückkehr nach Weimar fassen möchten, wie denn auch sonst allerpersönlich Erlebtes genug in die letzten Szenen hineingeheimnißt ward, so daß auch Harnack sich Göper's Wort vom „irrischen Ausströmen“ zu eigen macht.

Durchaus beherzigenswerth sind die ernstesten Winke über literarhistorische Methode. Immer habe die Einzelrecherche mit der Gesamtanschauung, Empirie mit Theorie Hand in Hand zu gehen.

Eine der schönsten Arbeiten Garnack's ist der Aufsatz über Goethe's „Pandora“.*)

Aus den Trümmern des „Löwenstuhls“, der breiteren Ausführung der Ballade vom vertriebenen Grafen, ist leider auch nach Garnack's Bemühungen darum nicht recht klug zu werden. S. 122 aber irrt der Verfasser, wenn er von einer seltsamen Freiheit redet, die Goethe sich „in den Senkungen der jambischen und trochäischen Verse“ genommen habe, schwerer und leichter betonte Silben abwechseln zu lassen, z. B.

Ist's ein Ernstkampf dieser Handvoll,
Soll's ein Spiel sein? Wunder ist's.

Offenbar meinte Goethe hiermit ionici a minori (— — — — —), ein Schema, das im Deutschen freilich gar leicht als trochäisch wirkt, wie z. B. Vossens Horazische Ode: „O wie elend ist ein Mädchen, das dem Amor sich entziehen muß!“

Auch in den Bemerkungen über den Gebrauch des Trimeters bei Goethe muß ich leugnen, daß dieser schöne Vers — im Verhältniß zu welchem der leider immer noch so beliebte Lottervers, der fünfzüßige Jambus, ein wahrer Unvers heißen sollte — daß der dem natürlichen Tonfall des Deutschen ungemäß bleibe und durch die Auflösungen in Anapäste „eher etwas Stoßendes und Mühsames“ erhalte als lebhaftere Beweglichkeit.

Wenn es richtig ist, was in dem interessanten Aufsatz über Goethe und Wilhelm von Humboldt beklagt wird, daß Mit- und Nachwelt dem Werke Humboldt's, d. i. dem Streben, durch Griechheit den Mittelpunkt unseres Wesens wiederzufinden, durch harmonisch-ästhetische Kultur, Anerkennung schuldig geblieben sei, so ist auch diese Wirkung auf das Konto der bösen Romantik zu stellen, insofern es der und ihren großen Freunden, den Brüdern Jakob und Wilhelm Grimm, in der Zeit der Napoleonischen Knechtschaft doch näher zu liegen schien, uns erst auf unser gutes altes deutsches Eigen zu bringen.

Eine liebenswürdige Arbeit, mir eine der liebsten des reichen Buches, stellt die wahrhaft herzlichen, innigen Beziehungen Goethe's zu Heinrich Meyer dar, dem sogenannten „Kunsth-Meyer“. Der demnächst zu erwartende 23. Band der Goethe-Briefe der großen Weimarer Ausgabe,

*) Ich möchte mir dabei nur die Bemerkung erlauben, daß man jetzt mehr und mehr zu erkennen scheint, daß Goethe nicht sowohl von der Romantik beeinflusst ward, als vielmehr diese ganze Richtung recht eigentlich — freilich in seinem Sinne, als Problem oder geniales Experiment — erst geschaffen hat. Und eben, weil er der Vater war und blieb, durfte er das verwildernde Kind seinem bald geahnten Schicksale überlassen.

an dem eben noch gedruckt wird, wird noch reizende Bestätigungen für dieses reine und edle Freundschaftsbündniß bringen. Die Gewöhnung, Meyer n zu unterschätzen, wird vielleicht gar in ihr Gegentheil umschlagen.

Die Betrachtung der Bedeutung der Goethischen Kunstanschauung spitzt sich zu einer allerdings vernichtenden Kritik des Solaismus zu. Das Streben des Naturalismus nach Wahrheit löst in der That die Kunst auf, sublimirt sie zu einem „undeutlichen Wissen“, wie man schon vor 150 Jahren sagte. Nur solle jetzt sogar „beschränkte Geistlosigkeit“ dafür gelten.

Mit allem Zug weist Harnack auch die dürftige, wenigstens schwach genug fundamentirte Erkenntniß ab, wonach Goethe vorzugsweise Spinozist gewesen wäre. Wir wollen auf die negative Instanz, die Harnack nicht entgangen ist, daß der Name Spinoza's in den Tagebüchern Goethe's garnicht erscheint, nicht so viel geben, aber steht nicht längst der große und tiefe Antheil Goethe's an der großen deutschen Philosophie Kant's, mit Vorbehalten auch Fichte's, dann wieder Schelling's und sogar Hegel's über jeden Zweifel fest?

Zu den Erregungen der elenden sog. lex Heinze würde sich der köstliche Aufsatz über „Poesie und Sittlichkeit“, der schon 1891 geschrieben war, nachtragen lassen. Wir empfehlen noch heute den Satz (S. 383): „Es ist leichter, der Kunst schweren Schaden zuzufügen, als der Sittlichkeit den geringsten, positiven Gewinn zu bieten.“

Weimar, im Juni 1900.

Franz Sandboß
(Xanthippus).

Politische Korrespondenz.

Transvaal. China. Der deutsche Reichstag. Schmoller
und Harnack.

Sowohl über China wie über Transvaal ist heute eigentlich noch nichts Anderes zu sagen, als was wir schon vor vier Wochen ausgesprochen haben. Die Engländer sind über Pretoria nicht hinausgekommen und in ihrem Rücken, an der Grenze von Natal in den Bergen hält sich noch immer ein bedeutendes Corps der Buren unter De Wet, das von Zeit zu Zeit die Eisenbahn zwischen Bloemfontein und Pretoria unterbricht und dadurch die Verbindungslinie Lord Roberts' mit Kapstadt zerschneidet. Wäre die Welt im Uebrigen ruhig geblieben, so hätte das nicht viel zu bedeuten. Die Engländer haben von allen Seiten Truppen in Bewegung gesetzt, um den kühnen und verschlagenen De Wet einzukreisen und unschädlich zu machen, und mit der Zeit wird ihnen das vermuthlich auch gelingen; wenn sie ihn nicht gefangen nehmen, wird er doch wenigstens aus dem Lande weichen müssen. Kleine Niederlagen einzelner englischer Truppentheile können daran nichts ändern. Ueberdies haben die Engländer durch das Vorrücken Bullers jetzt eine zweite Eisenbahnlinie durch Natal nach Durban und damit eine noch bessere und bequemere Verbindung mit ihrer Basis, der See, gewonnen, als es die lange Eisenbahnlinie nach Kapstadt war. Alles, was die Buren durch die heroische Fortsetzung ihres Widerstandes gewinnen, ist Zeit — aber Zeit ist im Kriege unter Umständen der Sieg. Wenn man bedenkt, wie ungeheuer groß das Gebiet von Transvaal nördlich von Pretoria, das die Engländer noch zu erobern haben, immer noch ist, und wie sie noch immer zu kämpfen haben, sich auch nur in dem bereits annektirten Transjestaat zu sichern, so ist das Ende nicht abzusehen, und mittlerweile entstehen im fernem Ostasien ganz neue Weltverhältnisse, wenn China hier niederkämpft wird unter einer nur sehr mäßigen Theilnahme englischer Streitkräfte, die hier ehemals die maßgebenden waren.

China niederkämpfen — was haben wir darunter zu verstehen? Alle besonnenen Politiker in Deutschland waren von vornherein darüber einig, daß von einer Unterwerfung und Auftheilung Chinas unter die Groß-

mächte gar nicht die Rede sein dürfte. Seitdem hat dieser Gedanke sich nur noch mehr befestigt und zwar weil man noch mehr erkannt hat, wie ungeheuer groß die Widerstandskraft der Chinesen ist. Früher dachte man nur an die ungeheure Masse des geschlossenen Volksthum, heute hat man mit Stämmen und Schrecken erkennen müssen, daß in dieser Masse auch eine gewisse militärische Leistungsfähigkeit steckt. Man versteht es im ersten Augenblick gar nicht, daß die sämtlichen europäischen Gesandtschaften ohne Ausnahme, daß auch Herr Hart, der seit einem Menschenalter an der Spitze der chinesischen Zollverwaltung steht, die Gefahr, der sie alle so entseßlich erlegen sind, nicht hat kommen sehen. Die weitverzweigten, eingewurzeltten Geschäftsverbindungen von Europäern und Chinesen, die Missionen, die durch ihre Befehlten allenthalben mit dem Volk in enger Berührung stehen, boten doch Kanäle genug, um zu erfahren, was sich vorbereitete. Es wird jetzt nachträglich bekannt, daß auch einzelne Warnestimmen sich erhoben haben. Aber sie haben kein Gehör gefunden, und man kommt auf den Verdacht, daß die blasierte Volkseutfremdung der aristokratischen, zünftigen Diplomaten, die keine Fühlung haben mit dem, was die Massen bewegt, die Schuld trage; namentlich dem deutschen Gesandten, Herrn v. Ketteler, könnte vorgeworfen werden, daß er die bestgemeinten Warnungen nicht beachtet habe. Aber der Vorwurf wäre ganz ungerecht. Grade Herr v. Ketteler war, wie mir von einem seiner Freunde versichert worden ist, ein Mann, der nach einer stürmischen Jugend durch ungewöhnliche Thatkraft und Tüchtigkeit von der Pike herauf gedient hatte, das Leben kannte und von den Mängeln, die den Salon-Diplomaten leicht anhaften, völlig frei war. Und wenn noch irgend ein Zweifel bleiben könnte, so muß er beseitigt werden durch die Thatfache, daß nicht Einzelne, sondern die gesammte Fremdenkolonie in Peking von dem Verderben ereilt worden ist. Einzelne können unvorsichtig sein, aber wenn sich Alle irren, so ist das ein vollgültiger Beweis, daß die eingetretenen Ereignisse über menschliche Voraussicht hinausgegangen sind. Daß eine große nationale Reaktion in China eintreten werde, das ist mehrfach vorhergesagt worden; daß eine große, aufständische Bewegung im Gange sei, wußte alle Welt. Die Schnelligkeit aber und die Gewalt des Ausbruchs hat man nicht vorher abmessen können, und das ist auch in der Bewegung selbst das weltgeschichtlich Bedeutsame. Nicht darüber haben alle europäischen Gesandtschaften sich getäuscht, daß ihnen Gefahr drohe, sondern darüber, daß ihre Vertheidigungsmittel dieser Gefahr gewachsen seien. Wer hätte nach den Erfahrungen des japanischen Krieges geglaubt, daß Chinesen europäischen Truppen Widerstand leisten können? Die Gesandten haben sich 500 Mann Schutzwache rechtzeitig nach Peking kommen lassen, und in Taku, das nur 20 Meilen von Peking entfernt ist, konnte in jedem Augenblick ein Corps von 6—8000 Mann europäisch-japanischer Truppen zusammengebracht werden. Wer hätte für möglich gehalten, daß dieses Corps nicht im Stande sein

würde, nach Peking zu gelangen und die Gesandten zu entsetzen? Auch 50 deutsche Seesoldaten sind in Peking gewesen: sie werden ihr Leben theuer genug verkauft haben, aber vorher war man doch der Meinung, deutsche Seesoldaten jagen den Teufel aus der Hölle und mit Chinesen werden sie fertig, ohne daß die Zahl überhaupt in Betracht kommt. Wir haben erfahren müssen, daß die Chinesen etwas gelernt haben. Ob Herr Dr. Albrecht Wirth mit der überraschenden Auffassung, die er in diesem unserem Heft darlegt, daß China nicht am Ende einer alten verkümmerten Kultur, sondern im Beginn einer großen nationalen Renaissance stehe, wirklich Recht behält, muß die Zukunft lehren. Soviel ist aber schon klar, daß es kriegerische Kräfte in sich birgt, die man nicht geahnt hat, und die von vornherein Europa eine andere Politik aufzwingen, als wenn es sich nur um ein mehr oder weniger rasch zerfallendes Reich handelte. In der Türkei hat sich ja ganz derselbe Vorgang abgespielt; in den dreißiger und vierziger Jahren, als das alte Janitscharen-Heer vernichtet und ein neues auf europäischem Fuß noch nicht gebildet war, da erschienen türkische Truppen als bloßes Gesindel, und nur durch die Intervention Europas ist der Sultan vor den Griffen seines eigenen Untertanen, des Bizekönigs von Egypten, gerettet worden. Man kennt aus Moltke's klassischer Schilderung das Auseinanderlaufen der türkischen Truppen in der Schlacht bei Nißib, 1839. Welchen Widerstand aber haben eben diese Türken 1877 den Russen geleistet, und wie sind die Griechen vor ihnen auseinandergeflohen!

Für Deutschland wäre eine nationale Regeneration Chinas, wenn sie denn wirklich statt hat, was mir noch nicht als ausgemacht gilt, keineswegs unvortheilhaft. Eine direkte Beherrschung großer Massen fremder Volkskräfte, wie sie die Engländer in Indien üben, bringt zwar Ehre und Gewinn, aber auch eine sehr große Last. Beziehungen, wie sie heute zwischen Deutschland und der Türkei walten, sind auch in gewisser Art eine Kolonisation und können das nationale Bedürfniß befriedigen. Wenn China sich mit der Zeit in dasselbe Verhältniß zu Europa setzte, wie Japan, brauchte Deutschland durchaus nichts dagegen zu haben. Daran, daß China, auch wenn es sich in der jetzigen Krisis völlig behauptet, sich wieder von der occidentalischen Kulturwelt gänzlich abschließen und alle Fremden fern halten könnte, daran ist nicht zu denken. Selbst wenn der Versuch gemacht werden sollte, so würde er binnen Kurzem aufgegeben werden müssen. Die Chinesen selber wollen Europa nicht mehr entbehren; sie haben erfahren, was europäische Technik, europäische Waffen, Eisenbahnen, Schiffe, Maschinen sind, und wissen, daß sie in Hülfslosigkeit zusammenstürzen würden, sobald sie sich von dieser Technik wieder entfernen, und sie können sich in ihr nicht erhalten, ohne den persönlichen Zusammenhang in Handel und Verkehr mit Europa und Europäern. So gräßlich der chinesische Fanatismus jetzt gegen alle Fremden gewüthet hat, in nicht zu langer Zeit wird in

China selbst wieder eine Partei die Oberhand gewinnen, die fremdenfreundlich ist. Mit ihr zu einem passenden Ausgleich zu kommen, die Führer der jetzigen Bewegung in möglichstem Umfange zu bestrafen, ohne das chinesische Nationalgefühl dauernd zu beleidigen, und Garantien gegen die Wiederholung der jetzigen Gräueltaten zu finden, so dürfte man die Aufgabe, die unserer Diplomatie gestellt ist, wohl umschreiben. Sie wird erschwert dadurch, daß alle die Mächte, die jetzt große Aufwendungen machen müssen, um das chinesische Barbarenthum niederzuschlagen, unter sich rivalisiren, wer nachher den größten Einfluß in dem restaurirten China ausüben wird. Auch ist es wohl möglich, daß Rußland, wenn es sieht, daß der angestrebte beherrschende Einfluß nicht ihm zufällt, auf unmittelbare Gebietserwerbungen ausgeht. Aber das sind Zukunftsjorgen: das nächste Programm ist, wie es der Staatssekretär von Bülow in seinem Kundschreiben vortrefflich dargelegt hat, Herstellung einer geordneten Regierung, mit der man verhandeln kann und von der man auch die Bestrafung der Mörderbanden und namentlich ihrer Führer erlangen wird.

Von verschiedenen Seiten ist der Ruf laut geworden, daß bei der ungeheuren Tragweite der Unternehmung, in die Deutschland eintritt, der Reichstag berufen werden möge, damit er seine Stimme erhebe und seine Bewilligung ausspreche. Von anderer Seite ist dieser Forderung widersprochen worden, da man ja schon im Voraus ganz genau wisse, wie der Reichstag sich äußern würde. Man könnte, wie die „National-Zeitung“ mit hübscher Ironie gesagt hat, sogar die zu erwartenden Reden schon im Voraus niederzuschreiben. Dieser Ablehnung ist nicht nur zuzustimmen, sondern ich möchte sie auch noch etwas stärker accentuiren. Die Berufung des Reichstags in der heutigen Situation wäre nicht nur etwas Ueberflüssiges, sondern das Schädlichste, was man thun könnte. Man erinnere sich doch nur, wie es zuging, als in der Samoa-Frage der Reichstag sich einmal gereizt fühlte, hohe Politik zu machen. Der nationalliberale Abgeordnete Lehr, Sekretär des alldeutschen Verbandes, hielt eine brave Rede etwa in dem Stil, wie es in den Gau- oder Haupt-Versammlungen eines solchen Verbandes üblich ist, d. h. er blickte mit beiden Backen so mächtig in die patriotische Trompete, daß die Sozialdemokraten in heller Freude ausbrachen, alle nationalen Parteien aber den fürchterlichsten Schreck kriegten und einen Redner nach dem andern vorsichteten mit einer urprosaischen Erklärung, daß sie von dieser nationalen Politik nichts wissen wollten. Im ganzen Reichstag fand sich kein Mensch, der im Stande gewesen wäre, ein der Situation entsprechendes Wort zu sagen, und wenn der deutsche Reichstag überhaupt in der Welt beachtet würde, so wäre das Ergebnis des patriotischen Anlaufs nicht nur eine peinliche Blamage, sondern auch eine schwere Erschütterung der Autorität Deutschlands im Konzert der Großmächte geworden. Ganz dasselbe hätten wir zum zweiten Mal zu erwarten. Kaum war

die chinesische Frage aufgetaucht, so war auch der Vertreter der Weltstadt Leipzig, der nationalliberale und alldeutsche Professor Haffe mit einer pathetischen Proklamation auf dem Plan, in der er verkündete, daß nun die Stunde der Theilung Chinas gekommen sei und daß auch Deutschland seine Portion davon haben wolle. Glücklicherweise haben diese besten Menschen und schlechtesten Musikanten, die Alldeutschen seitdem den Mund gehalten, aber wer weiß, zu welchem Enthusiasmus eine Extra-Reichstags-Sitzung in dieser Hitze sie entflammen könnte! Oder sollen wir uns am Ende freuen, wenn Herr Diederich Hahn oder Herr Liebermann von Sonnenberg als offizielle Sprecher Deutschlands die nationale Idee verkündigen?

Es ist sehr merkwürdig, daß während doch alle Welt in Deutschland weiß, was von dem intellektuellen Niveau des heutigen Reichstags zu halten ist, die idealistische Vorstellung, die sich unsere Väter in der Zeit der Sehnsucht und des Kampfes von einer Volksvertretung als der Elite der Nation gebildet haben, noch immer nachspukt. Es ist aber Zeit, daß man sich endlich darüber klar wird, daß nicht etwa bloß zufällig unsere heutigen Volksvertretungen mit so dürftigen Geisteskräften ausgestattet sind, sondern daß auch gar kein Grund vorliegt, sich das so sehr anders zu wünschen. Praktisch funktioniert ja der Reichstag gerade in seiner jetzigen Qualität ganz vortrefflich, noch besser, als der ihm übrigens geistig ebenbürtige preussische Landtag.

Nicht ohne Kampf, was ja auch gar nicht nöthig ist, aber zuletzt doch noch immer mit Erfolg werden die großen Forderungen für die nationale Wehrkraft im Reichstag durchgesetzt, und keine Session vergeht, ohne daß eine Reihe sehr lobenswerther Gesetze zu Stande kommt. Der Schwerpunkt der obrigkeitlichen Gewalt liegt eben bei uns in der Regierung, und die Volksvertretung ist nicht das Schwungrad, sondern nur ein Hilfsrad in der Maschine. Die Parteiführer sind nicht wie in den parlamentarisch regierten Staaten Minister-Kandidaten, sondern talentirte Subalterne (oder kann sich Jemand die Herren Lieber, Sattler, Friedberg als Minister denken?), und eben deshalb werden in der gemeinsamen Arbeit die Gesetze sauber und ordentlich ausgebeißelt — die großen Gesichtspunkte aber kommen nicht aus dem Reichstag oder Landtag, sondern werden ihm nur vorgebracht, und er hat ihnen mit soviel Takt und Geschmack, als er nun aufbringen kann, zu akklamiren.

Die geistigen Kräfte sterben in Deutschland darum doch noch nicht ab, weil sie nicht in den politischen Volksvertretungen erscheinen. Der Hauptwerth einer solchen Volksvertretung -- deshalb forderten unsere Väter sie mit Recht -- liegt nicht in der direkten Arbeit, die sie leistet, sondern darin, daß sie überhaupt ein öffentliches Leben mit Press- und Redefreiheit nöthig macht und garantirt, und ferner darin, daß sie ein Sicherheitsventil für die materiellen Begehürnisse und bösen Leidenschaften

im Volke bildet — also das gerade Gegenteil von dem, was eine Volks-Elite sein müßte. Die politische Potenz des deutschen Volkes wird keinesfalls durch den Reichstag repräsentirt, sondern höchstens im Reichstag, nämlich durch die Reichsboten und die Vertreter der Regierungen zusammen. Aber es gibt auch außerhalb der spezifisch politischen Sphäre nationale Kräfte, die nicht weniger wichtig sind und ihre Bedeutung im Laufe der Weltgeschichte zeigen. Das wirtschaftliche Leben blüht, die Technik ist so fruchtbar wie je, die Kunst ist voll originaler Anregungen und die Wissenschaft erlahmt nicht in rüstigem Vorschreiten. Das neue Jahrhundert hat uns zwei Werke gebracht, die nicht nur des Kontrastes, sondern auch der Vollständigkeit wegen hier genannt werden sollen, denn ich denke, sie werden noch leben, wenn von heutigen Reichstags-Verhandlungen und den Namen der heutigen Reichsboten kaum eine Erinnerung mehr bewahrt wird. Ich meine Schmoller's „Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre“ und Harnack's „Weesen des Christenthums“. Die beiden Bücher sind so verschieden wie möglich, aber sie können zusammengestellt werden als Zeugnisse und Bürgen, daß der Genius des deutschen Volkes um die Jahrhundertzwende nicht an den Neden im deutschen Reichstage gemessen werden darf, und in diesem Sinne mögen sie, noch ehe die eingehende fachmäßige Besprechung erfolgt, die ihnen gebührt, an dieser Stelle und in diesem Zusammenhang charakterisirt werden. Schmoller's Volkswirtschaftslehre enthält eine ungeheure Stoffmasse, die bei einfacher Lektüre kaum zu bewältigen ist, aber ein unererschöpfliches Arsenal für Belehrung und Aufklärung darstellt. Die Kraft des Buches liegt in der psychologischen Analyse, die alle die einzelnen Mächte und Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens prüfend zergliedert und mit gerechter Abwägung ihnen ihren Platz anweist. Dieses Buch ist ein leuchtendes Beispiel, wie wahre Wissenschaftlichkeit sich weder durch Angriffe von rechts noch links einschüchtern oder auch nur verstimmen läßt, sondern Freunden und Gegnern und Gegnerinnen, die wieder unter sich entgegengesetzt sind, gleichmäßig gerecht zu werden vermag. Harnack's „Weesen des Christenthums“ ist ein ganz kleines Buch, nur sechzehn Vorlesungen, die der Verfasser im vorigen Winter an der hiesigen Universität gehalten. Gerade vor 100 Jahren hat so Schleiermacher seine Neden über die Religion gehalten und veröffentlicht. Wer es versteht, könnte an der Vergleichung dieser beiden Bücher die Geistesgeschichte des ganzen Jahrhunderts entwickeln. Die Summe der unermesslichen historischen Forschungen und der philosophischen Vertiefung, welche dieses Säkulum der Menschheit ganz wesentlich durch deutsche Arbeit gebracht hat, müßte dabei zum Vorschein kommen. Wie sehr irren sich doch die, die da glauben, daß die Religion im Verfall sei! Schleiermacher wandte sich mit seinen Neden noch an „ihre Verächter“; dazu hatte Harnack wahrlich keine Veranlassung: wohl giebt es auch heute noch „Verächter der Religion unter den

Gebildeten“ wie unter der Ungebildeten, aber viel größer ist die Schaar derjenigen, die hungern und dursten nach der religiösen Belehrung. Schleiermacher spricht noch ganz abstrakt von der Religion, ohne das Christenthum auch nur zu erwähnen. Harnack predigt keine abstrakte Religion mehr, sondern ein lebendiges Christenthum. Denn wenn die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts ein Ergebniß gehabt hat, daß alle anderen an Bedeutung übertrifft, vor dessen Wucht alle Thatfachen der Naturforschung klein erscheinen, so ist es, daß das Christenthum nicht eine, sondern die Religion, die absolute Religion ist. Mit den Herzensthönen und der Gewalt einer Predigt trägt Harnack uns diese Wahrheit als Wissenschaft vor, und wer sie begriffen hat, der kann von sich sagen, daß er den Schlüssel zur Weltgeschichte und auch zur Geschichte der Wissenschaft im 19. Jahrhundert gefunden habe — von dem Ertrage für das persönliche Leben habe ich hier nicht zu sprechen.

22. 7.

D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Gieseler, Dr. Kurt.** — Eine mögliche Wesenserklärung für Raum, Zeit, das Unendliche und die Kausalität nebst einem Grundwort zur Metaphysik der Möglichkeiten. Oktav. (V. 107 S.) M. 2.—. Berlin 1900, Gutenberg.
- Götz, W.** — Zinzendorf's Jugendjahre. Oktav. (62 S.) 75 Pf. Leipzig, Fr. Jansa.
- Grahowsky, Adolf.** — Ein Menschenbuch. M. 5.—. Berlin, Fischer & Franke.
- Grosser Generalstab.** — Die taktische Schulung der preussischen Armee durch König Friedrich den Grossen während der Friedenszeit 1745–1756. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
- Guttman, O.** — Schiess- und Sprengmittel. Oktav. (VIII, 248 S.) M. 8.—. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn.
- Gutzzeit.** — Der neue Mensch. Deutsches Sammel- und Sühneblatt. Herausgegeben von Johannes Gutzzeit, Dresden-Loschwitz. Heft 1. 50 Pf.
- Haacke, Wilh. u. Kuhnert, Wilh.** — Das Thierleben der Erde. Drei Bände. 40 Lieferungen zu je M. 1.—. Berlin, Martin Oldenbourg.
- Hassel, Dr. P.** — König Albert von Sachsen. II. Theil. (530 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
- Heinemann, Franz.** — Der Richter und die Rechtspflege in der deutschen Vergangenheit. IV. Band. Preis broch. M. 4.—, geb. M. 5.50. Leipzig, Eng. Diederichs.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Kneesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Kneesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Goethe und das „Werden“.

Von

Ludwig Martens.

Der Verlauf der Goethefeier im vorigen Jahre hat uns gezeigt, daß die Verehrung des großen Mannes nicht auf die sogenannte Goethegemeinde sich beschränkt. Vielmehr haben die weitesten Kreise des deutschen Volkes Theil genommen. Auch solche, die Goethe's Weltanschauung fernstehen oder sie gar — von rechts oder links — bekämpfen zu müssen glauben, haben willig anerkannt, was sie selbst, was das deutsche Volk seinem Heros verdankt.

Diese Thatsache verdient kaum besondere Hervorhebung. Das Gegentheil wäre nichtswürdiger Umdank gewesen. Aber die Frage liegt nahe, wie weit jene Theilnahme und Anerkennung innerlich begründet war und auf selbstgewonnener Kenntniß beruhte.

Vor hundert Jahren (12. März 1798) schrieb Goethe's Mutter in ihrer Herzensfreude über die Werke ihres „Hätschelhans“: „Schneider, Nätherinnen, Mägde, Alles liebt es — Jedes findet etwas, das so ganz vor sein Gefühl paßt.“ — Sehr anders ist es jetzt im deutschen Volke geworden, als es damals in der Umgebung der Frau Rath war. Und das ist nicht wunderbar. Ja, wenn wir Goethe hören, kann es scheinen, als müßte es auch so bleiben. Er sagte: „Meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrthum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Aehnliches wollen und suchen“ (11. Oktober 1828). Aber es lebte dennoch das Verlangen in ihm, dem ganzen deutschen Volke etwas sein zu können. Das hören wir deutlich aus folgenden Worten heraus: „Mit welchen Empfindungen muß ich der Zeit

gedenken, wo italienische Fischer mir Stellen des Tasso fangen! Wir Deutschen sind von gestern, und es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unsern Landsleuten so viel Geist und höhere Kultur eindringt und allgemein wird, daß sie gleich den Griechen der Schönheit huldigen, daß sie sich für ein hübsches Lied begeistern, und daß man von ihnen wird sagen können, es sei lange her, daß sie Barbaren gewesen“ (3. Mai 1827).

In der That, es brauchte nicht so zu sein, wie es jetzt ist! Wenigstens müßten wir es erreichen, Goethe soweit volksthümlich zu machen, wie Shakespeare es in England, Dante in Italien ist. Eine Ausgabe „für das deutsche Volk“ müßte baldigst in Angriff genommen werden*). Es müßte eine Auswahl sein aus den Werken, auch aus den Briefen und Gesprächen, mit kurzen Erläuterungen und mit einer volksthümlichen Biographie. Man sollte auf der nächsten Versammlung der Goethegesellschaft diesen Gedanken verfolgen und die Ausführung in die Wege leiten. Es gilt auch hier in Goethe's Sinn „den Brüdern den Weg zu zeigen“. Manche Veranstaltungen des vorigen Jahres sollten gelegentlich wiederholt werden. „Goetheabende“ könnten reiche Gaben in Ansprache, Deklamation, Aufführung und Gesang darbieten.

Daß selbst in den Kreisen der Gebildeten eine wirkliche Vertiefung in Goethe's Werke recht selten gefunden wird**), ist leider nicht zu verkennen. Die Verhandlungen des deutschen Reichstages über das Straßburger Denkmal waren doch gar zu beschämend. Da sprachen deutsche Männer über Goethe, ohne zu wissen, daß sie ihm einen großen Theil ihrer Bildung verdankten, ohne zu wissen, daß der Vielgescholtene auch um die nationale Erneuerung unseres Volkes die größten Verdienste hat, Verdienste, die denen Bismarck's in ihrer dauernden Bedeutung unbedingt gleichzustellen sind. Hatte doch keiner so viel dafür gewirkt wie Goethe, daß wir in unserer Sprache und in unserer Kultur einen geistigen Gehalt befaßen, dem der andere Genius des Jahrhunderts die politische Form geben konnte. —

*) Vor kurzem ist in der Sammlung der Zehnpsennighefte „Deutsche Dichter in Auswahl fürs Volk“ (Verlag von G. E. Nebler) auch ein Goetheheft erschienen. Aber, auch wenn man von den vielen störenden Druckfehlern abläßt, kann man es schwerlich billigen, daß Hauptwerke, wie Götz und der erste Theil des Faust, unvollständig abgedruckt sind. Ebenso wenig befriedigen die vereinzelt vorkommenden Erläuterungen.

**) Man lese die leider berechtigte Satire von Fritz Anders: „Was weiß das deutsche Volk von Goethe?“ in seinen Skizzen aus unserem heutigen Volksleben, 2. Sammlung.

Selbstverständlich ist, daß auch die streng wissenschaftliche Forschung unentbehrlich ist. Man sollte nicht spotten über die Genauigkeit der Einzelforschung in der heutigen Goethephilologie. Dem Laien mag manches klein und unbedeutend erscheinen; in den rechten Zusammenhang gesetzt, kann das Geringste Aufschlüsse geben über die wichtigsten Fragen.

Der Verfasser dieses Aufsatzes gehört nicht zu den Goethephilologen. Als Goethefreund möchte er, von einer Einzelheit, einem einzelnen Worte, ausgehend, dem Goetheleser einen Dienst leisten.

Wenn wir einen Blumenstrauß bewundern, so richten wir wohl unsern Blick auf eine einzelne Blüthe, die durch Form, Farbe und Duft uns anzieht. Ähnlich geht es uns nicht selten, wenn wir Goethe's Worten lauschen. Da lönt aus der Fülle des Wohl-lautes ein einzelnes Wort hervor und trifft uns im innersten Herzen. Oft sind es einfache, allbekannte Worte, die „in seinem Munde so bedeutend werden.“*) Ja, es kommt vor, daß wir in einem solchen Worte den innersten Sinn des Dichters erkennen. Sehr häufig ist dies der Fall bei dem Worte des „Werdens“.

Neuerdings ist es wiederholt ausgesprochen worden, daß die Erforschung von Goethe's Sprachgebrauch eine der dringendsten Aufgaben der Gegenwart sei. Herman Grimm hat dies auf das Nachdrücklichste betont und zur Mitarbeit an einem Goethewörterbuch aufgefordert. Carl Sell hat soeben seinen trefflichen Ausführungen über „Goethe's Stellung zu Religion und Christenthum“ die Erklärung vorausgeschickt, daß eine umfassende Behandlung dieses Themas eine vorhergehende gründliche Erörterung des einschlagenden Sprachgebrauchs voraussetzen würde. Er nennt als solche Begriffe: Gott, Welt, Natur, Religion, Glaube, Frömmigkeit, Sittlichkeit, Kultur, welche Goethe alle in einem sehr bestimmten, von dem jetzt geltenden recht abweichenden Sinne brauche. Wir werden sehen, daß auch das „Werden“ zu diesen Begriffen gehört.

Es fehlt nicht ganz an Arbeiten auf diesem Gebiete. Vor Allem hat August Freyeniuss (Goethe-Jahrbuch 1894 S. 251) durch die Erklärung des Ausdruckes „von vorn herein“ („im

*) Worte Franz Passow's (Goethe's Gespräche, herausgegeben von Niedermann II, 314).

Anfange, für den Anfang“, nicht „von Anfang an“) eine der wichtigsten Aeußerungen Goethe's über die Entstehung des Faust zuerst richtig gedeutet und damit ein glänzendes Beispiel für die Wichtigkeit genauer Wortbeobachtung gegeben. Man hatte aus dieser Stelle ungefähr das Gegentheil von dem herausgelesen, was sie in der That bedeutet!*)

Richard W. Meyer hat in seinen „Studien zu Goethe's Wortgebrauch“ (Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, 1896) eine Anzahl wichtiger Worte durch die verschiedenen Perioden in Goethe's Leben hindurch verfolgt (z. B. dumpf, Mittelpunkt, Dauer, Gegenwart, Stille, gemein).

Vortreffliche Bemerkungen „zu Goethe's Sprachgebrauch“ enthält endlich ein Aufsatz von Otto Pniower im Goethe-Jahrbuch von 1898. Der Verfasser zeigt uns in einer Anzahl Worte die „Bedeutungsfülle“, die der moderne Leser bei Goethe erst entdecken oder wiederentdecken muß. Ich nenne nur einige der wichtigsten von Pniower behandelten Worte: anständig, liebevoll, herzlich, sonderbar, ewig (das „Ewig-Weibliche“ ist das Echtweibliche, das Idealweibliche). „Goethe's Kraft im Wortgebrauch — so sagt Pniower am Schluß — ruht auf seinem lebendigen Gefühl für den Gehalt der Sprache. Hat, wer heute schreibt, so oft das Gefühl, mit einem einzigen Ausdruck im Leser nicht die Vorstellung zu wecken, die ihm vor Augen steht, und greift er zu Häufungen und Umschreibungen, so traut Goethe dem für sich stehenden Worte noch Kraft und Wirkung zu. Er steht der Sprache so nahe, daß er gleichsam mit jedem ihrer Sprößlinge auf vertrautem Fuße lebt und jedes Wort ihm — wie einem Freunde — alles, was ihm eigen ist, hingiebt. So erwächst für uns die Pflicht, ihn mit verweilender Sorgfalt zu genießen und genau auf das einzelne Wort zu achten.“

Dieser Pflicht wollen wir jetzt bei dem Worte „Werden“ zu genügen suchen. Dann wird uns auch dieses Wortes „Bedeutungsfülle“ offenbar werden. Denn es wird uns in den Dichtungen, wie in den Briefen und Gesprächen Goethe's entgegentreten und uns

*) Man hatte aus der betreffenden Stelle in einem Briefe Goethe's an W. von Humboldt (März 1832) geschlossen, daß der Dichter den ganzen Plan der Faustdichtung von Anfang an klar vor Augen gehabt habe, während er in der That diese Aussage durch die betreffenden Worte auf die vorderen Partien der Dichtung beschränkt.

einen tiefen Einblick ermöglichen in seine Weltanschauung, in seine wissenschaftliche Thätigkeit und in seine Lebensführung.

Gewiß ist es nicht leicht, Goethe's Riesengeist zu fassen, und bei seiner Vielseitigkeit gewinnt wohl Jeder, der ihm näher tritt, ein eigenes, individuell gestaltetes Bild von ihm. Hier ist nun aber eine Eigenschaft, die durch sein ganzes Leben hindurch dieselbe geblieben ist. Wie die Dichtung des Faust ihn durchs Leben begleitete, so blieb ihm auch die Begeisterung für das Werden von den Jugendzeiten bis ins höchste Alter treu, und das Wort des Werdens war ihm stets ein Lieblingswort. Ist doch auch Faust, wie der Dichter selbst, im höchsten Sinne ein „Werdender“! So darf ich denn hoffen, daß die folgenden Ausführungen, obwohl sie nicht erschöpfend zu sein beanspruchen, uns Goethe's Persönlichkeit verständlicher und vertrauter machen werden. Und wenn in einzelnen Aussprüchen Goethe's, die an das Werden anknüpfen, verschiedene Anschauungen zu Tage treten, besonders wo religiöse Fragen in Betracht kommen, so darf das nicht Wunder nehmen. Denn der Begriff des Werdens fordert ja gerade die Mannigfaltigkeit, den Fortschritt.

„Werden“ ist ein alltägliches Wort, Schon in der Kinderstube heißt es: „Was willst Du werden?“ Und der Kampf des Lebens stellt Jedem die Forderung, etwas zu werden, damit er im Stande sei, sich durchzuschlagen und zu behaupten. Aber das Werden beschränkt sich nicht auf dies nächste Ziel des materiellen Fortkommens. Für den Menschen, der Höheres kennt, hört das Werden nimmer auf.

Vor Jedem steht ein Bild des, was er werden soll:

So lang' er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll!*)

Wir Deutschen haben in dem Worte „Werden“ einen vor-
trefflichen Ausdruck (ursprünglich bedeutet es „sich wenden, sich regen“, dann „sich entwickeln, sich entfalten, entstehen“). Wohl keine andere Sprache hat für diesen Begriff ein gleich bezeichnendes Wort. Im Englischen z. B. ist das angelsächsische Wort *weordan* ausgestorben und durch kein anderes ganz ersetzt. Daher heißt es in der englischen Bibel für: „es werde Licht, und es ward

*) Müdert, Angereichte Perlen.

Licht“: let there be light, and there was light. Analog übersezt auch Carlyle die Worte des Mignonliedes „So laßt mich scheinen, bis ich werde“: such let me seem, till such I be.*) Das Sein ist also an die Stelle des Werdens getreten und damit die eigenthümliche, später zu besprechende Bedeutung der Stelle zerstört. Auch andere Uebersetzungsversuche (grow, become) würden dem deutschen Begriff nicht ganz genügen. Im Französischen ist das Werden ein Kommen (devenir), das Bild der Bewegung. Goethe selbst hat es so anschaulich und bezeichnend gefunden, daß er im Gespräch mit dem Kanzler von Müller (18. Februar 1830) die Aufgabe einer Biographie mit den Worten umschrieb: „es gelte de voir venir son caractère“ (deutsch: den Charakter werden zu sehen). Doch das Kommen ist zunächst nur eine äußerliche Bewegung, und es ist leichter, in unserm „Werden“ die Bedeutung der inneren Entwicklung und Entfaltung zu finden.

Diese Bedeutung ist es denn auch, die Goethe vorwiegend dem Worte gegeben hat. Ja, so viel ich sehe, hat er es nie im Sinne des eigentlichen „Entstehens“ benutzt. Vielmehr unterscheidet er beide Worte deutlich von einander. Man lese nur (Sprüche in Prosa 882): „Der Begriff vom Entstehen ist uns ganz und gar versagt; daher wir, wenn wir etwas werden sehen, denken, daß es schon dagewesen sei“ (also „nicht aus dem Nichts entstanden sei“).**)

Im Jahre 1805 hielt Goethe in Weimar naturwissenschaftliche Vorträge für Frauen (Goethe's Gespräche, herausgeg. von Biedermann II, 22). Darin sagte er: „Nichts ist, nichts ist geworden, alles ist stets im Werden, in dem ewigen Strom der Veränderung ist kein Stillstand.“ Er geht in diesen Worten von des

*) In Carlyle's Uebersetzung des Wilhelm Meister (1824). In diesem Fall trägt nicht der Uebersetzer die Schuld, wenn er seine Vorlage unvollkommen wiedergibt. Anders ist es mit den folgenden Zeilen des Gedichtes „Ich eile von der schönen Erde himab in jenes feste Haus“, die Carlyle — noch dazu im Widerspruch mit dem Zusammenhang — folgendermaßen umdichtet: Soon from this dusk of earth I flee Up to the glittering lands of day (!)

***) Das oben Gesagte müßte wesentlich modifizirt werden, wenn das Citat bei Richard W. Meyer (Goethe, 2. Aufl. S. 668): „Der Begriff des „Werdens“ ist dem Menschen durchaus versagt“ richtig wäre. Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich annehme, daß hier der oben mitgetheilte Spruch (882) aus dem Gedächtniß ungenau wiedergegeben ist. Meines Erachtens konnte Goethe in diesem Sage gar nicht das Wort „Werden“ benutzen. — Aehnlich heißt es in den Sprüchen (942): „Was nicht mehr entsteht, können wir uns als entstehend nicht denken“.

alten Heraklit tief sinniger Weisheit aus, der alle Dinge im Flusse, in Bewegung, im Werden sah.

In elegischem Tone reden davon die Verse (Dauer im Wechsel):

Gleich mit jedem Regenguisse
 Wendet sich dein holdes Thal,
 Ach, und in demselben Flusse
 Schwimmst du nicht zum zweiten Mal.

Ähnlich ist die Stimmung in dem schmerzlichen Ausruf Werther's: „Kannst du sagen: „Das ist! da alles vorübergeht? da Alles mit der Wetterfahne vorüberrollt, ach! in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her . . .“

Aber das ist eine unberechtigte Stimmung, die überwunden werden muß. Denn „wohl ist Alles in der Natur Wechsel, aber hinter dem Wechselnden ruht ein Ewiges“ (Gespr. X, 106). In der Bewegung herrscht Ordnung; und nicht Zerstörung, sondern Gestaltung ist das Wesen der Schöpfung: das ist die Wirkung der göttlichen Liebe, die in den Dingen waltet. Denn „die Gottheit ist wirksam im Lebendigen, sie ist im werdenden und sich verwandelnden“ (Gespr. VII, 17). Im Faust (Vers 11872) heißt es:

So ist es die allmächtige Liebe,
 Die Alles bildet, Alles hegt.

Hier haben wir vor Allem des wunderbar tief sinnigen Liebesliedes aus dem West-östlichen Divan zu gedenken, welches Goethe bei der Herausgabe des Divan (1819) „Wiederfinden“ nannte. Boissierée, dem es Goethe wenige Tage nach seiner Entstehung vorlas (am 24. September 1815 ist es an einem nebeligen Herbstmorgen auf dem Schloß zu Heidelberg gedichtet worden), bezeichnet es als das „Gedicht von der Schöpfung“; und so konnte es seines Inhaltes wegen auch unter den „Gott und Welt“ überschriebenen Gedichten Aufnahme finden. Wir bringen hier nur die für unsern Zweck wichtigsten Strophen in Erinnerung:

Ist es möglich! Stern der Sterne,
 Drück' ich wieder dich an's Herz!
 Ach, was ist die Nacht der Ferne
 Für ein Abgrund, für ein Schmerz!

Ja, du bist es! meiner Freuden
 Süßer, lieber Widerpart;
 Eingedenk vergang'ner Leiden
 Schaudr' ich vor der Gegenwart.

Als die Welt im tiefsten Grunde
 Lag an Gottes ew'ger Brust,
 Ordnet' er die erste Stunde
 Mit erhabner Schöpfungslust
 Und er sprach das Wort: Es werde!
 Da erklang ein schmerzlich Ach!
 Als das All mit Nachtgebärde
 In die Wirklichkeiten brach.

Ein schmerzlich Ach! erklang. Denn die Elemente trennten sich von Gott und von einander, und die Erde war wüst und leer:

Stumm war Alles, still und öde,
 Einsam Gott zum ersten Mal!
 Da erschuf er Morgenröthe,
 Die erbarnte sich der Dual;
 Sie entwickelte dem Trüben
 Ein erklingend Farbenpiel,
 Und nun konnte wieder lieben,
 Was erst auseinander fiel.

Durch der Liebe Kraft also „sucht sich, was sich angehört.“ Die Elemente, die vorher getrennten, vereinen sich. Aus dem Chaos wird der Kosmos, und Farbe und Klang („ein erklingend Farbenpiel“) sind dem Dichter die Symbole der erschaffenden Liebe.*) Jetzt erst hat das Schöpferwort: „Es werde!“ Kraft und Inhalt gewonnen.

Dieses „Werden“ ist kein „Entstehen aus dem Nichts“ (vgl. S. 390). Die Welt lag schon bereit in geheimnißvoller Unsichtbarkeit „an Gottes ew'ger Brust“. Ihren Anfang zu ergründen verfaßt sich der Dichter in Ehrfurcht. Die für ihn vorstellbare Schöpfung beginnt mit dem „Werden“, mit der Entfaltung in der Wirklichkeit.

Die letzte Strophe, welche zur ersten zurückkehrt und den

*) „Er entwickelte dem Trüben ein erklingend Farbenpiel.“ Die Ausdrucksweise der Prosa würde „aus dem Trüben“ verlangen; der Dativ ist aber der ursprünglichen Bedeutung des Entwickelns entsprechend und anschaulich. Nach Goethe's Farbentheorie entstehen die Farben, wenn das Licht durch ein trübes Medium hindurchscheint.

Vergleich der Liebenden mit den Elementen in Trennung und Wiederfinden abschließt, lautet:

So, mit morgenrothen Flügeln,
 Riß es mich an deinen Mund,
 Und die Nacht mit tausend Siegeln
 Kräftigt sternenhell den Bund.
 Beide sind wir auf der Erde
 Musterhaft in Freud' und Qual,
 Und ein zweites Wort: Es werde!
 Trennt uns nicht zum zweiten Mal.

Schwierigkeit haben die letzten Zeilen den Auslegern bereitet.*) Man hat auszugehen von den Worten: „Beide sind wir auf der Erde musterhaft in Freud' und Qual.“ Hier ist „auf der Erde“ nicht örtlich zu fassen, das wäre ein überflüssiger Zusatz. Zeitlich ist es zu verstehen: „so lange wir auf der Erde weilen.“ Dann weist das zweite Schöpfungswort dieser Strophe (vielleicht in Anlehnung an Apokalypse 21,1) auf die „letzte Verwandlung“ (s. S. 418) hin, und die Worte „ein zweites Wort: Es werde! trennt uns nicht zum zweiten Mal“ bezeugen, daß sich der Dichter der Ewigkeit seiner Liebe bewußt ist. —

Besonders nachdrucksvoll ist das Wort des Werdens auf die Schöpfung angewandt in den Worten des Herrn an die Erzengel (Prolog im Himmel):

Doch ihr, die echten Götteröhne,
 Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
 Das werdende, das ewig wirkt und lebt,
 Umfass' euch mit der Liebe holden Schranken,
 Und was in schwankeuder Erscheinung schwebt,
 Befestiget mit dauernden Gedanken.

Ursprünglich schrieb Goethe: „Das Sein des Seins, das ewig lebt, Umfass' euch . . .“ Nachher hat der Dichter das bezeichnendere Wort, sein Lieblingswort, eingesetzt und es hier zur höchsten Würde emporgehoben. Denn „das werdende“ ist nun der Adelstitel, den der Dichter dem Weltall beilegt. Der Herr selbst nennt seine Schöpfung so: er sah, daß sie gut war! —

*) Loeper: „Ein zweites Wort: Es werde! — d. h. ein zweiter Trennungsakt, wie der, welcher das Chaos schuf.“ Düntzer: „Weim Neben schwang seiner Liebe äußert er in verwegener Annahme der Möglichkeit einer zweiten Schöpfung, sogar auf Gottes Wort würden sie sich nicht von einander trennen, wie bei der ersten die Elemente gethan.“

Das die Schöpfung durchdringende Werden wird in der organischen Natur zum Werbetrieb. Wir werden später bei den naturwissenschaftlichen Forschungen Goethe's davon zu reden haben. Hier nur die allgemeine Bemerkung, daß ein strenges Gesetz alles Werden regelt: ihm muß sich auch der Werbedrang fügen. Daher heißt es in der „Metamorphose der Thiere“:

Diese Grenzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur sie:
 Denn nur also beschränkt war je das Vollkommene möglich.
 Doch im Inneren scheint ein Geist gewaltig zu ringen,
 Wie er durchbräche den Kreis, Willkür zu schaffen den Formen,
 Wie dem Willen; doch was er beginnt, beginnt er vergebens.

Bei der Betrachtung dieses Werbedranges und bei der Erwägung, wie die Natur in dem einen Geschöpf nicht nur andeute, was das zweite erst empfangen solle, sondern zuweilen es dort gewissermaßen halb und halb schon vorausnehme, äußerte er einst im Gespräch: „Was meinen Sie, könnte nicht St. Paulus, diese tiefe Seele, dergleichen im Sinne gehabt haben, wo er des „ängstlichen Harrens der Creatur“ gedenkt, und wie sie „sich sehnet immerdar?“ (Gespr. VIII, 202.) —

Die höchste Stufe erreicht das Werden im Menschen. Denn „in der Welt, auf dieser materiellen Unterlage, ist eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern gegründet“ (Gespr. VIII, 151). Und das giebt der Schöpfung erst ihren Werth, wie es im Abschnitt „Antikes“ in Goethe's „Winkelmann“ heißt: „Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werthen Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt; dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern. Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen, Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut?“

Obwohl es nun in der Entwicklung des menschlichen Geistes unendlich viele verschiedene Stufen giebt, so verbindet sich doch hier mit dem Werden in wunderbarer Weise ein Sein, ein Beharren. Denn „höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit“. „Der

Mensch — so fuhr Goethe in der oben (S. 390) angeführten Stelle der Weimarer Vorträge fort — der Mensch ist in jeder Minute ein Anderer, doch sich selbst sonderbar*) gleich, beharrlich in der Veränderung: dies ist ein Vorzug des höheren Wesens.“

Also das Werden des Menschen ist die wahre Entfaltung seines Seins. Der Mensch wird ein Anderer und bleibt doch er selbst. Ja, er wird durch sein Werden erst recht, was er ist. Pindar's Wort: „Werde, was Du bist“ kommt uns hier in den Sinn und ist vielleicht auch Goethe im Gedächtniß gewesen, der ja einst, wie er an Herder schrieb, „in Pindar wohnte“.

Im Menschen wird das Werden zur selbstbewußten Macht, zur Werdelust: in ihr fühlt der Mensch seine Würde und seinen ewigen Werth.

Gedenken wir des Osterliedes der Jünger, die dem auferstandenen Herrn nachschauen:

Hat der Begrabene
Schon sich nach oben,
Lebend Erhabene,
Herrlich erhoben;
Ist er in Werdelust
Schaffender Freude nah;
Ach! an der Erde Brust
Sind wir zum Leide da.

Werdelust! Das ist wohl das herrlichste Wort, das Goethe vom „Werden“ abgeleitet hat! In Werdelust zu schaffender Freude empor, dem Schöpfer entgegen: das ist das höchste Ziel!

Unmittelbar erinnert an diesen Gedanken ein Ausspruch, den Goethe am Begräbnistage Wieland's (25. Januar 1813) im Gespräch mit Johann Daniel Falk that. Mehr, als sonst seine Gewohnheit war — berichtet Falk —, nahm in der feierlichen Stimmung das Gespräch eine Richtung ins Ueberfinnliche. Er sprach von der Unsterblichkeit der Seele, „der Monas“, wie er im Anschluß an Leibniz sagte: „Sobald man die Ewigkeit dieses Weltzustandes denkt, läßt sich für Monaden durchaus keine andere Bestimmung annehmen, als daß sie ewig auch ihrerseits an den

*) „Sonderbar“ steht hier nicht in der heute üblichen Bedeutung, es ist nicht „befremdlich“, sondern „bewundernswerth, in hohem Grade“. Piniower hat diese Bedeutung bei Goethe nachgewiesen in der S. 388 angeführten Abhandlung S. 239. Er konnte dort nur Beispiele aus früherer Zeit anführen; hier ist eins aus dem Jahre 1805, wenn auch aus der Nachschrift eines Vortrags.

Freuden der Götter als selig schaffende Kräfte theilnehmen. Das Werden der Schöpfung ist ihnen anvertraut“*) (Gespr. III, 70).

Wir schließen diesen Abschnitt mit folgenden Versen aus den „Zahnen Kenien“ (Abth. VI):

Wenn im Unendlichen dasselbe
Sich wiederholend ewig fließt,
Das tausendfältige Gewölbe
Sich kräftig zu einander schließt,
Strömt Lebensluft aus allen Dingen,
Dem kleinsten, wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ewige Ruh' in Gott dem Herrn.

Mit Goethe's Vorliebe für die Betrachtung des Werdens hängen seine wissenschaftlichen Interessen auf das Engste zusammen. „Aus dem bekannten Gewordenen das unbekanntes Werden aufzubauen“ (Material. z. Gesch. der Farbenl. II), „Das Werden und Wachsen darzustellen“ (Widmung zu „Winkelmann“), galt ihm als wünschenswertheste Aufgabe. Die „Epoche des Werdens“ unterschied er von der „Epoche des Benützens“ (Material. z. Gesch. d. Farbenl. II). Er rühmte: „jede positive Religion hat ihren größten Reiz, wenn sie im Werden begriffen ist; deshalb ist es so angenehm, sich in die Zeiten der Apostel zu denken, wo sich Alles noch frisch und unmittelbar geistig darstellt“ (Dichtung u. Wahrh. 15. B.).

Auch auf dem Gebiet der Naturwissenschaften leitete den Dichter dasselbe Interesse, und wie er sich bewußt war, damit eine neue tiefere Auffassung anzubahnen, bezeugen am deutlichsten folgende Sätze aus seiner Abhandlung über „Leben und Verdienst des Doctor Joachim Jungius“ (Hempel's Ausgabe 34, 217): „Die Ueberzeugung, daß alles fertig und vorhanden sein müsse, wenn man ihm die gehörige Aufmerksamkeit schenken solle, hatte das Jahrhundert ganz unnebelt, man mußte sogar die Farben als völlig fertig im Lichte annehmen, wenn man ihnen einige Realität zuschreiben wollte, und so ist diese Denkweise als die natürlichste und bequemste aus dem siebzehnten ins achtzehnte, aus dem achtzehnten ins neunzehnte Jahrhundert übergegangen und

*) Der Anflang der letzten Zeilen an das Osterlied der Jünger bekräftigt meines Erachtens die Zuverlässigkeit des Berichterstatters.

wird so fort nach ihrer Weise wirken und das Bestehende uns klar und deutlich vorführen, indeß die ideelle Denkweise das Ewige im Vorübergehenden schauen läßt.“

Dem entsprechen nun schon die Richtungen seiner Studien. In der Farbenlehre sucht er das Werden der Farben zu ergründen. Er beschäftigt sich mit Mineralogie und Geologie: er sucht jene „ewigen, aber ruhenden Kräfte“ zu erkennen, „die, in der Zeit hervorgerufen, bei genugsamer Vorbereitung, das Ungeheure so wie das Zarteste zu bilden vermögen“ (1824). Charakteristisch ist auch hier seine Selbstbeschränkung: „Wie wir Menschen in allem Praktischen auf ein gewisses Mittlere gewiesen sind, so ist es auch im Erkennen. Die Mitte, von da aus gerechnet, wo wir stehen, erlaubt wohl auf- und abwärts mit Blick und Handeln uns zu bewegen; nur Anfang und Ende erreichen wir nie, weder mit Gedanken noch Thun; daher es räthlich ist, sich zeitig davon loszusagen. — Anfang und Ende werden uns ewig problematisch bleiben“ (1821). Mit um so größerer Begeisterung ergriff er, was die Natur seinem Geist offenbaren wollte. „Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr“, rief er aus (in den Aphorismen über die Natur, 1780).

Auch zur Meteorologie wandte er sich auf Grund der Erkenntniß, daß „in diesem unendlichen All Alles in ewiger, sicherer Beziehung steht, eins das andere hervorbringt oder wechselseitig hervorgebracht wird“ (1820).

Nun vollends seine großen, „weltüberraschenden“ Entdeckungen in dem Bereich der organischen Natur, sie beruhen alle auf der Erforschung des Werdens. So zunächst die „Metamorphose der Pflanzen“.

Goethe beobachtete mit sinnigem Auge die Entfaltung der Pflanzen aus ihrem ersten Keim, ihre Wandlung in Blatt, Stengel, Blüthe und Frucht: da entdeckte er, daß ein Gemeinsames in all den Verschiedenheiten zu erkennen sei. Das Blatt erkannte er als das Organ, welches zu allen andern Gestaltungen sich umbilde. (Die neuere Botanik hat, Goethe's Forschungen fortsetzend, an Stelle des Blattes die Zelle als die Urform erkannt.) „Vorwärts und rückwärts ist die Pflanze immer nur Blatt, mit den künftigen Keimen so unzertrennlich vereint, daß man eins ohne das andere nicht denken darf“ (an Herder 17. Mai 1787). So fand er es in allem Pflanzenleben. „Es war ein Gewahrwerden der Form, mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das

mannigfaltige Leben hervorbringt“ (an Frau von Stein 9. Juli 1786). Dies einheitliche Gesetz des Werdens in allem Pflanzenleben ermöglichte ihm, eine einfachste Form der Pflanzenentwicklung, einen Urtypus der Pflanzen, sich vorzustellen. Doch war dies für Goethe nicht eine Urpflanze, aus welcher alle einzelnen Gestaltungen sich entwickelt hätten: eine solche Abstammungstheorie lag ihm ganz fern.*) Vielmehr war ihm die Urpflanze ein ideales Vorbild aller Einzelentwicklung. Schiller war es, der in der folgenreichen Unterhaltung in Jena im Juli 1794, welche zu dem Freundschaftsbund der beiden Dichter führte, ihm zu seiner Befremdung entgegenwarf, seine Urpflanze sei keine Erfahrung, sondern eine Idee.

Diese Auffassung nahm Goethe in vollem Umfang an, ja er übertrug sie auch auf seine Betrachtungsweise des thierischen Organismus. Denn — so schrieb er 1817 im Vorwort zur Morphologie — „wie ich früher die Urpflanze aufgesucht, so trachtete ich nunmehr, das Urthier zu finden, das heißt denn doch zuletzt, den Begriff, die Idee des Thieres.“

Die Entdeckung, daß der Schädel aus Wirbelknochen gebildet sei — er machte sie an einem Schaffschädel, den er 1790 in Venedig auf einem Spaziergang fand —, bestätigte die Einheitlichkeit des thierischen Knochenbaues, und die Entdeckung, daß der Zwischenknochen am Oberkiefer bei dem Menschen nicht fehle, wie man bisher angenommen hatte, stellte auch den menschlichen Körperbau den andern Organismen an die Seite.

Für den Goethefreund sind nun noch besonders die hierher gehörigen Gedichte von Interesse. Erwies sich doch die Poesie

*) Ich folge hier Otto Harnack in seinem, wie mir scheint, nicht genug gewürdigten Buch „Goethe in der Epoche seiner Vollendung“ S. 93—102. Auch die einzelnen, scheinbar anders lautenden Stellen, die z. B. Haefel in seiner „natürlichen Schöpfungsgeschichte“ S. 82 anführt, scheinen mir nach ihrem ganzen Zusammenhang der Ansicht Harnack's nicht zu widersprechen. Auch folgende Stelle aus den Gesprächen mit Eckermann ist beachtenswert: „Es entstanden die Menschen durch die Allmacht Gottes überall, wo der Boden es zuließ. Anzunehmen, daß dieses geschehen, halte ich für vernünftig; allein, darüber nachzuwimmern, wie es geschehen, halte ich für ein unnützes Geschäft, das wir denen überlassen wollen, die sich gern mit unauflösbaren Problemen beschäftigen und die nichts Besseres zu thun haben“ (6. Oktober 1828). Man nehme hinzu — neben vielen ähnlichen Äußerungen zurückhaltender Bescheidenheit — folgende Worte aus den „Sprüchen in Prosa“ (1920): „Hypothesen sind Wiegentlieder, womit der Lehrer seine Schüler einlullt: der denkende treue Beobachter lernt immer mehr seine Beschränkung kennen: er sieht: je weiter sich das Wissen ausbreitet, desto mehr Probleme kommen zum Vorschein.“

Goethen öfter „wohlgeschickt zu summarischen Darstellungen“ (Vor-
bemerkung zu den Gedichten zu Howard's Ehrengedächtniß in der
„Meteorologie“).

„Die Metamorphose der Pflanzen“ ist an Goethe's Gattin
gerichtet, die an diesen Forschungen verständnißvoll Antheil nahm.
Das Gedicht beginnt:

Dich verwirret, Geliebte, die tausendfältige Mischung
Dieses Blumengewühls über dem Garten umher;
Biele Namen hörst du an, und immer verdrängt
Mit barbarischem Klang einer den andern im Ohr.
Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleicht der andern;
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Geheiß,
Auf ein heiliges Räthsel. O, könnt' ich dir, liebliche Freundin,
Ueberliefern sogleich glücklich das lösende Wort!
Werdend betrachte sie nun

— das gesuchte lösende Wort ist also das Wort des Werdens —

Werdend betrachte sie nun, wie nach und nach sich die Pflanze,
Stufenweise geführt, bildet zu Blüten und Frucht.

Nach eingehender Einzelschilderung der Pflanzenentfaltung
heißt es dann:

Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr sich vor dem Geiste bewegt.
Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Geheße,
Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferst du hier der Göttin heilige Lettern,
Ueberall siehst du sie dann, auch in verändertem Zug.

Der Dichter steigt empor zur Metamorphose in der Thier-
und Menschenwelt:

Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geschäftig,
Bildsam ändre der Mensch selbst die bestimmte Gestalt.

Aber höher als die Bildung der Körpergestalt ist die des
Geistes, auch sie soll in jeder Beziehung harmonisch, innerer Be-
stimmung entsprechend, sich gestalten. In diesem der Geliebten
gewidmeten Gedicht richten sich des Dichters Gedanken zum Schluß
auf das Werden seiner Liebe.

Oh, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntheit
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entipróß,
Freundschaft sich mit Nacht in unserm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüten und Früchte gezeugt.

Denke, wie mannigfach bald die, bald jene Gestalten,
 Still entfaltend, Natur unjern Gefühlen gelieh'n!
 Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
 Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,
 Gleicher Ansicht der Dinge, damit in harmonischem Anschau
 Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.*)

Aus der „Metamorphose der Thiere“ bringen wir nur noch die jubelnden Verse des Schlusses in Erinnerung:

Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur, du fühltest dich fähig
 Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
 Nachjudenten.

Diese Worte erinnern uns an Klopstock's Ode vom Züricher See, und dieser Anklang ist gewiß vom Dichter beabsichtigt.

Eine solche Betrachtung der Natur führt, wie die soeben besprochenen Gedichte es darthun, den Menschen immer wieder auf sich selbst zurück. Denn „an den Gegenständen wird er die Mannigfaltigkeit des Seins und Werdens gewahr, an sich selbst aber die Möglichkeit einer unendlichen Ausbildung.“ Und wir fühlen uns gemahnt, „uns selbst so beweglich und bildsam zu erhalten, nach dem Beispiel, mit dem die Natur uns vorgeht“ (Einleitung zur Morphologie). Aehnlich spricht Wilhelm Meister zu sich selbst, als er von der Sternwarte aus das hohe Himmelsgewölbe in seiner ganzen Herrlichkeit erblickt hat: „Darfst du dich in der Mitte dieser ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, sobald sich nicht gleichfalls in dir ein beharrlich Bewegtes, um einen reinen Mittelpunkt freisend, hervorthut?“ (Wanderjahre I, 10).

Wie nun Goethe in seiner Lebensführung diese Aufgabe erfüllt hat, wollen wir jetzt zu schildern versuchen, soweit es sich aus seinen Aeußerungen über das Werden ergibt.

Aus Straßburg schrieb Goethe an einen Freund (24. August 1770): „Wir müssen nichts sein, sondern Alles werden wollen,

*) Nicht unwichtig für die Beurtheilung der Ehe des Dichters — aber wenig geeignet, weil in einer naturwissenschaftlichen Abhandlung enthalten — sind die folgenden Worte, welche Goethe dem Abdruck des Gedichtes folgen ließ: „Höchst willkommen war dieses Gedicht der eigentlich Geliebten“ (vorher war von mehreren Freundinnen die Rede, welche es lesen sollten), „welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen; und auch ich fühlte mich sehr glücklich, als das lebendige Gleichniß unsere schöne, vollkommene Neigung steigerte und vollendete“ (1817 im Jahre nach Christianens Tod geschrieben). Man sieht, daß das Gedicht auch in dieser Beziehung von großer Bedeutung für den Dichter gewesen ist.

und besonders nicht öfter stille stehen und ruhen, als die Nothdurst eines müden Geistes und Körpers erfordert.“ Dieses Werdenwollen ist also schon in den Jugendtagen des Dichters die Triebkraft der nie ermattenden Thätigkeit, seines „stillenmüßigen Schaffens“ (Geopr. 6. November 1825) gewesen.

In denselben Tagen schrieb der 21jährige Student an seine mütterliche Freundin Susanna von Klettenberg (26. August 1770): „Uebermorgen ist mein Geburtstag; schwerlich wird eine neue Epoque von ihm angehen; dem sei, wie ihm wolle, so betet mit mir, für mich, daß Alles werde, wie's werden soll.“ — Herrliche Worte! Die Bitte des Vaterunsers, daß Gottes Wille — auch bei uns — geschehe, in Goethe's Sprache ausgedrückt. — Wir sehen den Jüngling vor uns. Sein Herz ist voll Unruhe. Er fühlt seine überragende Begabung, er ahnt eine hohe Bestimmung. „Muth und Hoffnung und Furcht und Ruh wechseln in meiner Brust“ schreibt er an Herder (Juli 1772). Da betet er in all dem Drang der Unsicherheit, daß Alles werden möge, wie's werden soll. Und seine treue Freundin, der er die tiefste religiöse Anregung verdankte, sic soll mit ihm beten, für ihn beten.*)

Das Bewußtsein zu werden, was er werden solle, hat Goethe damals besonders in seinem Verkehr mit Herder gehabt und später bei seinem Aufenthalt in Italien. Da finden wir immer wieder, wie in seinen Briefen die Freude über sein Werden zum Ausdruck kommt. Er ruft jubelnd aus: „Es wird, es wird!“ (Juli 1772). Er schreibt aus Rom, ebenfalls an Herder: „Ich kann noch nichts sagen, denn es wird nur. — Ich Wanderer raffte auf, was ich kann“ (13. Januar 1787). Wenige Tage später schreibt er an Frau von Stein: „Glücklich wäre ich, wenn ich jemand Liebes bei mir hätte, mit dem ich wachsen, dem ich meine wachsenden Kenntnisse unterwegs mittheilen könnte, denn zuletzt verschlingt das Resultat die Annehmlichkeiten des Werdens, wie die Herberge Abends die Mühe und die Freude des Weges verschlingt.“ Aehnlich heißt es in einem Brief an Herder: „In Rom, glaub' ich, ist die hohe Schule für alle Welt, und auch ich

*) Ich halte es für keinen Zufall, sondern führe es auf eine Einwirkung Goethe's zurück, daß die Klettenberg in ihren jüngst veröffentlichten Briefen an Lavater sich folgendermaßen ausdrückt: „Ich werde eigentlich nichts, als immer mehr durch Gottes Gnade das, was ich bin.“ Goethe-Jahrbuch 1895 S. 91.

bin geläutert und geprüft. — Der gemeinste Mensch wird hier zu etwas.“

So blieb es stets seine größte Freude, „seine Arbeit gefördert zu sehen.“ Er war ein Mann, der „immer strebend sich bemühte“. Er wußte „schwerer Dienste tägliche Bewahrung“*) zu würdigen. Nach dem Tod seines Sohnes schrieb der 81jährige an Zelter das gewaltige Wort: „Ueber Gräber vorwärts!“ Im Weiterstreiten fand er Qual und Glück, er unbefriedigt jeden Augenblick.

Kein Wunder daher, daß Goethe als Greis sich folgendermaßen aussprach: „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt.“ Ganz ähnlich hat sich Bismarck geäußert, und man thut nicht gut, wegen solcher Bekenntnisse die beiden Männer zu verunglimpfen, wie Hilty es thut, der in jenen Worten ein „Armuthszeugniß“ sieht und überhaupt keine Gelegenheit versäumt, in seinen sonst trefflichen Büchern den beiden großen Männern, die er nicht versteht, einen Seitenhieb zu ertheilen. Ihr Leben ist köstlich gewesen, weil es Mühe und Arbeit gewesen ist, und wenn Goethe sagt, daß er keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt habe, so ist das gerade sein Ruhm. Denn von außen hinderte ihn nichts, sein Leben behaglich zu gestalten. Aber er schrieb einst in sein Tagebuch: „Elender nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit!“

Im schroffsten Gegensatz stehen alle die zu Goethe, welche nichts mehr werden wollen, weil sie fertig zu sein glauben. Gegen sie wenden sich die Verse (Zahme Renien IV, 186):

Mit seltsamen Gebärden
Siebt man sich viele Pein,
Kein Mensch will etwas werden,
Ein Jeder will schon was sein.

Solche „fertigen“ Menschen sind höchst unerfreulich, denn, wie es im Vorspiel zum Faust heißt:

Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen;
Ein werdender wird immer dankbar sein.

*) „Vermächtniß altperjüchen Glaubens“ im West-östlichen Divan.

Nie im Leben darf das Werden aufhören, aber am frischesten und am bemerkbarsten ist es in der Jugend oder soll es wenigstens sein, und wenn wir mit Wehmuth an unsere Frühlingszeit zurückdenken, dann kommen uns wohl die Worte in den Sinn:

So gieb mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war,
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebat.

Aber was in diesen Versen des Vorspiels einen ergreifenden Ausdruck gefunden hat, konnte bei Goethe nur eine Augenblicks-empfindung sein. Denn in ihm, „der immer jungen Muth gewann, der stets am Ende neu begann“*), steigerte sich in der That der Werbedrang, je älter er wurde.

„Ei — sagte er 1830 zum Kanzler von Müller — bin ich denn darum achtzig Jahre alt geworden, daß ich immer dasselbe denken soll? Ich strebe vielmehr, täglich etwas Anderes, Neues zu denken, um nicht langweilig zu werden. Man muß sich immerfort verändern, erneuen, verjüngen, um nicht zu verstocken.“ Gern brauchte er in solchen Fällen auch sein Lösungswort vom Werden. So an Müller am 6. Juni 1824: „Habe ich nicht mit meinem eigenen Werden genug zu thun?“ Freilich stand in der ersten Auflage und so auch bei Biedermann (V, 92): „Habe ich nicht mit meinen eigenen Werken genug zu thun?“ — ein Ausspruch, der nicht in den Zusammenhang paßt und auch gar nicht zu Goethe's Gewohnheit stimmen würde. Denn „ein abgemachtes Werk,“ sagte er, „war mir ziemlich gleichgiltig; ich befaßte mich nicht weiter damit und dachte sogleich an etwas Neues“ (Gespr. V, 66). Ich konnte denn auch feststellen, daß in der Originalhandschrift Müller's, die im Goethearchiv aufbewahrt wird, das Richtige deutlich zu lesen und das Wort „Werden“ sogar unterstrichen ist.***) Es folgen unmittelbar die Worte: „Und Sie wissen, daß ich ein fortwährend werdendes statuire.“ Ja, ein fortwährend werdendes statuirt er, ohne Einschränkung, auch ohne Einschränkung durch die Grenze des irdischen Lebens, und so wird dieser Ausspruch passend ergänzt durch das kühne Wort: „Den Tod statuire ich nicht!“ (Gespr. V, 263.) Daß bei ihm der Unsterblichkeitsglaube mit seiner Anschauung vom fortwährenden Werden auf das

*) Müdert „Goethe und Zelter“.

**) In der 2. Auflage der „Unterhaltungen“ (1898) ist der Fehler verbessert.

Engste zusammenhäng, das zeigt am Deutlichsten folgende Stelle bei Eckermann: „Die Ueberzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“ (4. Februar 1829). Ganz ähnlich hatte schon 58 Jahre früher der junge Goethe „zum Shakespeares Tag“ geschrieben: „Mir kommt vor, das sei die edelste von unsern Empfindungen, die Hoffnung, auch dann zu bleiben, wenn das Schicksal uns zur allgemeinen Nonexistenz zurückgeführt zu haben scheint. Dieses Leben, meine Herren, ist für unsere Seele viel zu kurz; Zeuge, daß jeder Mensch, der Geringste wie der Höchste, der Unfähigste wie der Würdigste, eher Alles müde wird, als zu leben, und daß Keiner sein Ziel erreicht, wonach er so sehulich ausging.“ Von den vielen ähnlichen Aussprüchen*) füge ich noch einige aus den Gesprächen mit dem Kanzler Müller hinzu: „Ich muß gestehen, ich wüßte nichts mit der ewigen Seligkeit anzufangen, wenn sie mir nicht neue Aufgaben und Schwierigkeiten zu besiegen böte. Aber dafür ist wohl gesorgt, wir dürfen nur die Planeten und Sonnen anblicken, da wird es auch Nüsse genug zu knacken geben“ (26. Juni 1825). — „Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den Blick forschend und sehrend zum Himmel auf, der sich in unermessenen Räumen über ihm wölbt, weil er es tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen. In dieser Ahnung liegt das Geheimniß des ewigen Fortstrebens nach einem unbekanntem Ziel“ (29. April 1818).

So lebte also Goethe in der Betrachtung des Werdens in Natur und Menschheit und in dem Streben nach dem eigenen Werden. Aber gerade weil er die Gesetze des Werdens kannte, war er behutsam in seinem Urtheil über andere. „Wie kann ich über ein erst werdendes urtheilen?“ sagte er zu Kanzler Müller (6. Juni 1824), als die Rede auf Zimmermann kam: eine Bescheidenheit des Urtheils, die heutzutage selten geübt wird: statt dessen pfl egt man den werdenden zu vergöttern oder zu verwerfen!

*) z. B. in den von Biedermann herausgeg. Gesprächen IV, 88. 294. V, 74. VII, 49. 215. 222. VIII, 39. 151. X, 106

Eine ähnliche Zurückhaltung des Urtheils bewährte Goethe in folgendem Falle. Als im Jahre 1825 der Maler Ernst Förster ihm Mittheilungen über die neuen, die vier Fakultäten darstellenden Fresken in der Bonner Universitätsaula machte und ins Besondere auf die Gruppe im Vordergrund der „Theologie“ hinwies, in welcher „die Richtung der Gegenwart auf eine Ausgleichung katholischer Gläubigkeit und protestantischen Forscherfinns ausgesprochen sein sollte“, machte der alte Herr dazu „die allerfreundlichste, aber auch allerungläubigste Miene“. Bei dieser „Richtung der Gegenwart“ hatte er einige, wie wir jetzt wissen, sehr berechtigte Zweifel. Er sprach: „Das werdende entzieht sich der unbefangenen Wahrnehmung; nur das Gewordene fällt in die verlässlichere Anschauung: die Gruppe der ausgesöhnten Konfessionen gleicht mehr einem frommen Wunsche als einer Thatfache!“ (Gespr. V 238 f.)

Trotz aller Werdelust war Goethe ein Feind jeder Ueberstürzung. Wie die Natur sich nie übereilt, so soll auch der Mensch warten lernen. In diesem Sinne schrieb Goethe aus Rom an Herder (17. Februar 1787) die beachtenswerthen Worte: „Ich will es werden lassen.“

Daher war Goethe auch gegen seine Umgebung nachsichtig, vorausgesetzt, daß er überhaupt ein Werden bemerkte. Er pries die „Geduld gegen den langsam werdenden“ (Material. 3. Gesch. d. Farben!., 3. Abth., S. 156), und er übte diese Geduld. Daher konnten sich auch schwächere Geister in seiner Nähe wohl fühlen und sich an ihn anlehnen. Eckermann bezeugte*): „Wer sich an ihn halten konnte, mußte etwas sein, und wer sich an ihn hielt, mußte etwas werden“, Worte, die recht deutlich bezeugen, wie tief sich Eckermann in Geist und Ausdrucksweise seines Meisters hineingearbeitet hatte; ja, sie erinnern an einen schönen Ausspruch (Goethe's über Winkelmann, den wir Eckermann verdanken: „Man lernt nichts, wenn man ihn liest, aber man wird etwas“ (16. Februar 1827). Und Heinrich Voß gab gewiß Worte wieder, die Goethe zu ihm gesprochen hatte, als er schrieb: „So lange ich bleibe, was ich bin, und fortfahre zu werden, was ich werden kann, so lange werde ich sein „lieber Sohn“ bleiben, wie er mich mehrere Male genannt hat.“

*) In einem Brief an Marianne von Willemer, als er ihr nach Goethe's Vermächtniß ihre an den Dichter gerichteten Briefe zurücksandte (28. April 1832).

Am schönsten hat Goethe die Geduld mit dem langsam werdenden seinem jugendlichen Herzog gegenüber bewährt. Man denke nur an das Gedicht „Almenau“, wo wir die wundervollen Verse lesen:

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter sprechen,
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los
Und eilt auf Fittigen der Rose in den Schooß.

In diesem Zusammenhang müssen wir an ein Distichon aus den „Vier Jahreszeiten“ erinnern, welches sich auf den Eislauf bezieht:

Gleite fröhlich dahin, gib Rath dem werdenden Schüler,
Freue des Meisters dich, und so genieße des Tags.

Unter einem werdenden Schüler würde man zunächst einen Knaben verstehen, der Schüler werden soll.*) Hier aber ist wieder das Werden in der nachdrucksvollen: Bedeutung gebraucht, die Goethe liebt. Hier ist der werdende Schüler bereits ein Schüler. Er wird, was er als Schüler werden soll, und wenn er das geworden ist, dann ist er kein Schüler mehr. Einem solchen werdenden Rath zu geben, lohnt sich; denn er „wird immer dankbar sein.“ Die Rufe geben in dem Eislauf zugleich ein Bild des Lebens. Sie wollen sagen: „auch im Leben mußt du, selbst fröhlich am Werke, des Schwächern, der es verdient, dich annehmen, des Meisters dich freuen und ohne Reid ihn vorbeieilen sehen. Wer so dahingleitet: fröhlich, hilfreich, neidlos, der genießet des Tags!“

Wenn Goethe im Verkehr mit den meisten Menschen seiner Umgebung nur oder fast nur der Gebende war, so war Schiller ihm der mitstrebende, mitwerdende Freund, ja sein Vorbild in der Kunst des Werdens. Denn Goethe konnte von ihm rühmen: „Schiller war alle acht Tage ein Anderer und ein Vollendeterer; jedes Mal, wenn ich ihn wieder sah, erschien er mir vorgeschritten“ (Gespr. V, 138, ganz ähnlich X, 186). Und zu Eckermann sagte er: „Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein!“ (11. September 1828.) Hatte doch Schiller noch obendrein dauernd mit körperlichen Leiden zu ringen.

*) Gelegentlich braucht auch Goethe das Wort in diesem Sinne, z. B. „von ihm (dem Jüngling) als einem werdenden Manne, erwartet man schon eine gewisse Uebersicht seines Zustandes“ (Dichtung u. Wahrheit, Buch 11).

Seine durchgewachten Nächte
Haben unsern Tag geheilt —

So heißt es in den Verspalttern, die neuerdings in Goethe's Nachlaß gefunden sind. Den schönsten Ausdruck hat diese Anerkennung des Freundes im „Epilog“ gefunden:

Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren Guten Schönen,
Und hinter ihm in weissenlosem Scheine
Lag, was uns Alle bündigt, das (Gemeine.*)

Es erübrigt noch, eine Anzahl Stellen aus Goethe's Werken anzuführen, die in den obigen Ausführungen keinen Platz finden konnten.

In Mahomet's Gesang, dieser wunderherrlichen Allegorie, ist zweimal das Werden betont, wie es unter dem Leben wehenden Einfluß des Stromes in die Erscheinung tritt.

Von seiner Quelle im Gebirge her wandert der Fluß jugendlich eilend:

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kiesel nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.

Auf dem Weg hinab zur Ebene schmiegen Bäche gesellig sich an, und die kleineren Flüsse in der Ebene, die, gehemmt durch Sonnengluth und Bergeshöhen, allein ihr Ziel nicht erreichen können, sie rufen ihm zu:

Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ozean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet.

*) Daß das „Ewige“ (vgl. S. 388) hier das „Echte, Höchste, Ideale“ bedeutet, und daß das „Gemeine“ nicht etwa das „Niedrige“ oder gar „Unfittliche“, sondern das „Gewöhnliche, Alltägliche, Triviale“ ist, ergibt sich leicht aus Goethe's Sprachgebrauch.

Kommt ihr Alle! —
 Und nun schwillt er
 Herrlicher; ein ganz Weichlechte
 Trägt den Fürsten hoch empor!
 Und im vollenden Triumphe
 Giebt er Ländern Namen, Städte
 Werden unter seinem Fuß.
 Und so trägt er seine Brüder,
 Seine Schätze, seine Kinder,
 Dem erwartenden Erzeuger
 Freudebraufend an das Herz. —

Folgende Stelle des „Tasso“ darf nicht unerwähnt bleiben.
 Als Tasso den Fürsten um Urlaub bittet, damit er sein Werk in
 Rom vollenden könne (V, 2), sagt er:

Ganz

Ruht mein Gemüth auf diesem Werke nun.
 Nun muß es werden, was es werden kann.

Worte, die das Glücksgefühl wiedergeben, in das uns erfolgreiche
 Arbeit versetzt, bei der wir mit ganzer Seele thätig sind. —

Hieran knüpfen wir die anmuthige Uebersetzung der Ovidverse
 Metam. VI, 17 f. in den „Wanderjahren“ (II, 4). Da heißt es
 von „der köstlichen Brieftasche“:

Ich sah's in meisterlichen Händen —
 Wie dent' ich gern der schönen Zeit! —
 Sich erst entwickeln, dann vollenden
 Zu nie geieh'ner Herrlichkeit.
 Zwar ich heiß' es gegenwärtig,
 Doch soll ich mir nur selbst geieh'n:
 Ich wollt', es wäre noch nicht fertig,
 Das Machen war doch gar zu schön!

Statt des Werdens ist hier in subjektiver Wendung das Machen
 eingetreten. —

In „Des Epimenides' Erwachen“, dem bei der Friedensfeier
 in Berlin 1815 aufgeführten Festspiel, spricht der „Dämon des
 Krieges“:

Kein Widerspruch! Kein Widersprechen!
 Ich kenne keine Schwierigkeit,
 Und wenn umher die Länder heben,
 Dann erst ist meine Sommerzeit. —

Ein Schauer überläuft die Erde,
 Ich ruf' ihr zu ein neues Werde.
 Es werde Finsterniß! — Ein brennend Meer
 Soll allen Horizont umrauchen
 Und sich der Sterne zitternd heer
 Im Blute meiner Flammen tauchen.

Also eine Negation des Werdens, die Wonne des Zerstörens, wie sie ähnlich Mephistopheles empfindet. —

Eine eingehendere Besprechung verlangt die „Selige Sehnsucht“ aus dem „Buch des Sängers“ im West-östlichen Divan. Ich setze nur die wichtigsten Strophen her:

Sagt es Niemand, nur den Weisen,
 Weil die Menge gleich verhöhnet;
 Das Lebend'ge will ich preisen,
 Das nach Flammentod sich sehnet.

— — — — —
 Keine Ferne macht dich schwierig,
 Kommt geflogen und gebannt,
 Und zuletzt, des Lichts begierig,
 Bist du Schmetterling verbrannt.

Und so lang du das nicht hast,
 Dieß: Stirb und werde!
 Bist du nur ein trüber Gast
 Auf der dunklen Erde.

In persischen Dichtern fand Goethe das in den Flammentod fliegende Insekt als poetisches Bild benutzt. So bei Hafis: „Bist du nicht wie Schmetterlinge Aus Begier verbrennest, Kannst Du nimmer Rettung finden Von dem Gram der Liebe“, bei Saadi: „Verbrennt die Mücke nicht im Licht, und ist das nicht besser für sie, als wenn sie ohne die Kerze in einer Ecke sterben sollte?“ Auf die Gottesliebe angewandt findet sich dasselbe Bild bei Dschelaleddin Rumi:

Wirft sich der Schmetterling des Nachts in Kerzenschein,
 Werft auch euch in Gottes Feuermeer hinein!

Ähnlich hat nun Goethe das Bild verwendet. Das Werden ist das Ziel der Sehnsucht. Den Gipfel des Werdens erreicht der Mensch nur durch das Sterben. Wie in der Natur der Frühling nur durch den Winter möglich wird, so muß der Mensch sterben, um zu werden.

Die Erklärer des Gedichtes, soweit sie mir bekannt sind (von Voepfer und Dünker in ihren Ausgaben), sprechen hier nur vom Tode, der zu einem höheren Leben hinüberführe. Ich finde, daß der Wortlaut (so lang du dies nicht hast) es nahe legt, in erster Linie an ein Sterben vor dem Tode zu denken. Auch während des irdischen Lebens setzt das wahre Werden ein stetes Sterben voraus. Nur „Selbstopfer“ führt zur „Vollendung“. („Selbstopfer“ und „Vollendung“ sind die Ueberschriften, die Goethe anfänglich dem Gedichte gab, jene im sogenannten „Wiesbadener Register“ (1815), diese im ersten Druck im „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1817“). Der alte Mensch muß dem neuen weichen, und wer das neue Leben gespürt hat, bei dem erwacht Sehnsucht nach immer neuem Werden trotz des Sterbens: „selige Sehnsucht“. (Diese dritte Ueberschrift erhielt das Gedicht erst in der Ausgabe des West-östlichen Divan 1819.) Ohne diese Sehnsucht ist der Mensch nur ein trüber Gast auf der dunklen Erde, nicht auch ein „Bürger jenes geistigen Reiches“ (vergl. S. 404).*)

Treitschke sagt von diesem Gedicht (II, 43): Zuweilen wagte Goethe sich in die letzten geheimnißvollen Tiefen des Daseins, bis dicht an die Grenzen des Sagbaren, wo das Wort verstummt und die Musik einsetzt: so in jenem wunderbaren Liede, das immer leise in der Seele widerklingt, so oft ein Strahl himmlischer Glückseligkeit in unser armes Leben fällt.“ —

Wir müssen hier noch einer andern Strophe gedenken, welche, mit der letzten unseres Gedichtes vereint, viel angeführt und besprochen ist:

Lange hab' ich mich geirrt,
 Endlich gab' ich nach:
 Wenn der alte Mensch zerirrt,
 Wird der neue wach.

Und so lang du das nicht hast,
 Dieses: Stirb und werde!
 Bist du nur ein trüber Gast
 Auf der dunklen Erde.

Am seinem letzten Geburtstag besuchte Goethe auf einem Ausflug die Maffemmühle im Mörnbachthale bei Eigersburg und trug seinen Namen in das dortige Fremdenbuch ein. Nun findet man

*) So fasse ich die Worte im Anschluß an Karl Zell, Goethe's Stellung zu Religion und Christenthum S. 63.

in diesem Fremdenbuch an der Stelle der Eintragung ein eingeklebtcs Blatt mit obigen zwei Versen und der Ueberschrift „von Goethe“. Der Ursprung dieses Blattes ist unbekannt, die Handschrift ebenfalls.*) Außerdem findet man beide Strophen als von Goethe herstammend citirt in des Schweizer Theologen Leonhard Nstori „Entwicklung des paulinischen Lehrbegriffs“ von der 4. Auflage (Zürich 1832) an.

Viel gestritten ist über die erste der beiden Strophen. Kein Geringerer als Rudolf Hildebrand verfocht mit Nachdruck ihre Echtheit. („Ein nicht anerkannter Vers von Goethe“ in den Grenzboten 1887, wieder abgedruckt nach des Verfassers Tod in den „Tagebuchblättern eines Sonntagsphilosophen.“) Er wies darauf hin, daß der Inhalt der Verse mit Goethe's damaliger erstcr Stimmung in voller Harmonie steht, daß die beiden Verse trefflich zusammenpassen, daß auch der erste, sonst nicht bekannte, nach seiner Ueberzeugung „nur aus Goethe's Geist kommen konnte“, daß eine Fälschung nach Lage der Dinge kaum erklärlich sein würde, daß der biblische Anklang in den Worten durchaus nicht ungoethisch ist. Er verglich endlich die sicher echte Strophe aus dem Divan („Talisman“):

Ob ich Ird'isches denk' und sinne,
 Das reicht zu höherem Gewinne.
 Mit dem Staube nicht der Geist zerstoßen,
 Dringet, in sich selbst gedrängt, nach oben.

In der That, es war durchaus berechtigt, so zu urtheilen. Goethe war, als er jenen Auszug nach Elgersburg machte, der Unruhe entflohen, die ihn in Weimar an seinem Geburtstage heimgesucht hätte, und besuchte am Tage vor dem Geburtstage auf dem Gickelhahn das Zimmer des alten Jagdhäuschens, an dessen Wand er 51 Jahre vorher die Worte: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh' . . .“ mit Bleifeder geschrieben hatte. Um sie zu lesen, erstieg er die steile Treppe, und sein Begleiter erzählt uns, daß Goethe nach dem Lesen mit Thränen in den Augen die letzten

*) In der kleinen Schrift, die der jetzige Besitzer des Fremdenbuches Dr. med. D. Preiß in Elgersburg unter dem Titel „Die Masiennühle im Körnbachthal, ein Goethe-Gedenkblatt“ (Berlin 1897, Rud. Mosse), herausgegeben hat, sind Facsimiles der Eintragung von Goethe (Z. B. Goethe von Weimar, d. 28. August 1831) und des eingeklebten Blattes vorhanden. Es heißt dort in der zweiten Strophe: „Bist du nur ein müder Gast“. Ueber „müder“ ist von anderer Hand „krüher“ geschrieben. Die weiteren Mittheilungen sind für unsere Unterjuchung ohne Belang.

Worte wiederholt habe: „Ja, warte nur, balde ruhest du auch!“ (Gespr. VIII, 107.) Wir sehen, seine Stimmung entsprach ganz dem Ernst jener Strophen.

Auch die Verwendung eines alten Verses für einen neuen Zweck wäre nicht anstößig. Denn Goethe hat auch sonst Verse des Divan und anderer Werke, unverändert oder erweitert, aufs Neue benutzt.

Der biblische Anklang*) — abgesehen davon, daß ja die zweite, unbedingt echte Strophe in ihrem Inhalt der Bibel ebenso nahe steht — enthält nichts Befremdliches für Jeden, der Beides — die Bibel und Goethe — einigermaßen kennt. Durfte doch Goethe mit Recht von sich sagen, daß er „unser heil'gen Bücher herrlich Bild an sich genommen, wie auf jenes Tuch der Tücher sich des Herren Bildniß drückte!“ (Buch Hafis im B. D.)

Dennoch hielt der Herausgeber des Divan in der Weimarer Ausgabe, Konrad Burdach, sich nicht für berechtigt, den fraglichen Vers in den Text aufzunehmen, sondern er verwies ihn in die Anmerkungen, weil es an jeder sicheren äußeren Beglaubigung fehle: nur innere Gründe vermöchten die Entscheidung zu geben, ob der Vers Goethen zuzuschreiben sei.

Diese Vorsicht hat sich bewährt. Seit Kurzem wissen wir, daß der Vers allerdings nicht von Goethe ist.

Es ist das Verdienst G. Wustmann's, den Dichter entdeckt zu haben.**) In den „Gesammelten Blättern“ von „Treu und Wellentreter“ (Leipzig 1818—1827) fand er im ersten Bande auf S. 143 unter der Ueberschrift „Gewinn“ den Vers:

Lange hab' ich mich geträubt,
 Endlich geb' ich nach!
 Wenn der alte Menich zerhäubt,
 Wird der neue wach.

Da ist also der gesuchte Vers, nur heißt es hier geb' anstatt gab'. Die Veränderung des ursprünglichen Präsens in das Imperfektum ist offenbar durch die Verbindung mit dem Goethe'schen Vers veranlaßt.

Der Leser, der uns bisher gefolgt ist, wird das Gefühl einer Enttäuschung nicht unterdrücken können, vielleicht auch die Aus-

*) Man vergleiche 3. B. 2. Kor. 4, 16. „Darum werden wir nicht müde, sondern, ob unser äußerlicher Menich verweiet, so wird doch der innerliche von Tag zu Tag erneuert.“

**) Grenzboten 1893 S. 596.

fürhlichkeit, mit der wir Hildebrand's jetzt widerlegte Ansicht mittheilten und zu stützen suchten, zu tadeln geneigt sein. Vielleicht verzeiht er uns aber, wenn es uns gelingt nachzuweisen, daß der Vers, obwohl nicht von Goethe, dennoch ohne Goethe nicht vorhanden wäre, daß wir in gewissem Sinne dennoch von seiner Echtheit reden können, und daß Hildebrand durchaus ein feines Verständniß bewies, als er schrieb: „Echt wurde der Vers mir mehr und mehr nach Gehalt und Fassung: „Das konnte nur aus Goethe's Geiste kommen!“

Hildebrand selbst hat schon darauf aufmerksam gemacht*), daß der Verfasser des Verses, der 1843 gestorbene Professor der Medizin und Psychiatrie J. C. A. Heinroth in Leipzig (Trennung Wellentreter ist ein Pseudonym), ein Bewunderer und Freund Goethe's war. Blättert man nun in seinen Gedichten, so findet man, daß er mit Vorliebe Goethe nachahmte, ja ihm im Einzelnen nachdichtete, wie seitdem so viele bewußt oder unbewußt mit Goethe's Worten — aber nicht immer in seinem Geiste — gedichtet haben. Im ersten Bande der „Gesammelten Blätter“ lesen wir z. B. folgendes Gedicht:

Anklang.

Sinkt der Abend mild hernieder:
Hüllt sich mein Gemüth in Trauer;
Blinken hell die Sterne wieder:
Naht ein Schmerz, der nicht mich läßt.

Gestern hielt um diese Stunde,
Voll von süßem Freudenjchauer,
Arm in Arm, und Mund am Munde,
Ich mein süßes Mädchen fest.

Setze ich das Gedicht Goethe's, welches Heinroth hier als Vorbild diente und dem Leser bereits in den Sinn gekommen ist, hierher, so wird deutlich, wie weit die Uebereinstimmung geht.

Nachgefühl.

Wenn die Neben wieder blühen,
Nüthret sich der Wein im Faße;
Wenn die Rosen wieder glühen,
Weiß ich nicht, wie mir geschieht.

*) Zeitschrift für den Deutschen Unterricht 1893 S. 291.

Ihränen rinnen von den Wangen,
 Was ich thue, was ich lasse;
 Nur ein unbestimmt Verlangen
 Fühlt' ich, das die Brust durchglüht.

Und zuletzt muß ich mir sagen,
 Wenn ich mich bedenk' und lasse,
 Daß in solchen schönen Tagen
 Doris einit für mich geglüht.

Der Gedankengang ist ganz parallel, das Versmaß dasselbe, sogar die ungewöhnliche Reinverschlingung zwischen den Strophen (abac; dbdc) ist beibehalten, der Schlußreim der Strophen ist männlich, alle andern Reime weiblich,

Analog ist es nun mit der Strophe: „Lange hab' ich mich gesträubt“: sie ist ganz im Anschluß an die Strophe mit dem „Stirb und werde!“ gedichtet. Nur daß in der neuen Strophe alle Reime männlich sind, nicht bloß 1 und 3.

Freilich erschien die erste Ausgabe des Divan erst 1819 und der erste Band der „Gesammelten Blätter“ schon 1818. Aber wir sahen (S. 410), daß die „Selige Sehnsucht“ mit wenigen anderen Divangedichten schon 1817 gedruckt wurde.

Wer beide Nachdichtungen Heinroth's mit einander vergleicht, wird nicht umhin können zu gestehen, daß die „Strophe“ besser gelungen ist als der „Anklang“. Dies Gedicht ist nichts als Nachahmung, jene bringt eine Ergänzung zu dem Vorbild hinzu, eine Ergänzung, die auch wieder aus Goethe geschöpft zu sein scheint.

Der Vers aus dem Talisman, den schon Hilbrand verglich (vergl. S. 411), in welchem außer dem Gedanken auch das Wort „zerstoben“ an das „zerstäubt“ bei Heinroth erinnert, war ebenfalls schon vor der Ausgabe des Divan gedruckt (1816), also sicherlich Heinroth bekannt geworden. Und einem Verehrer Goethe's lag es an sich schon nahe, geistige Entwicklung mit dem Naturleben in Parallele zu setzen, wie es hier in dem „Zerstäuben“ geschehen ist.*) Was Heinroth Goethen zu verdanken sich bewußt

*) Den beiden Strophen entsprechen in den naturwissenschaftlichen Schriften Goethe's nach Inhalt und Ausdruck wohl am meisten einige Aeußerungen in dem 1820 geschriebenen Aufsatz über „Verstäubung, Verdunstung, Verkopfung“. Da redet Goethe von einer „von Leben zu Leben, ja durch Vernichtung zum Leben hinführenden Organisation“, und von dem „Gang der Metamorphose, welche dergestalt sich veredelnd vorichreitet, daß alles Stoffartige, Oeringere, Gemeinere nach und nach zurückbleibt und in größerer Freiheit das Höhere, Geistige, Bessere zur Erscheinung kommen läßt.“ Auch an die bekannte, S. 407 citirte Stelle aus dem „Epilog“ werden wir hier erinnert, sogar durch den Wortlaut.

war, sprach er in einem Brief des Jahres 1822 aus: „Ew. Excellenz meinen warmen Dank für alles das auszusprechen, was aus Ihrem Geiste mir, wie so vielen andern, zugeflossen, war seit Jahren mein eifriger Wunsch. Es wäre aber fast unmöglich auszudrücken, wie mannigfaltig Sie mich berührt und erregt, gerichtet und geleitet.“

Nach diesen Ueberlegungen werden wir um so lieber die beiden Strophen in ihrer Vereinigung als ein neues, aus Goethe'schem Geist geborenes Gedicht anerkennen und würdigen. Ich schlage vor, ihm die Ueberschrift zu geben, welche Goethe früher der „Seligen Sehnsucht“ gegeben hatte: „Vollendung“.

Sind uns im Divan die von Marianne von Willemer herrührenden Gedichte und Verse nicht störend, sondern aufs Höchste willkommen, so muß uns auch hier die in Goethe's Sinne geschehene Heinroth'sche Ergänzung als eine Bereicherung gelten.

Heinroth hat freilich selbst nur ein Parallelgedicht schaffen wollen. Wer die beiden Verse vereinigt und zu diesem Zweck das *gab' in gab'* verwandelt hat, so daß „der zweite wie eine nahe liegende, dargebotene Folgerung aus dem ersten aussieht, gerade als müßten beide zusammen entstanden sein“ (Hildebrand), das ist ein Räthsel und bleibt vielleicht stets ein Räthsel.

Möglich bleibt immer, daß Goethe selbst es war. Von dem Blatt in dem Fremdenbuch der Mühle erzählte die Tradition, das echte Blatt mit des Dichters Handschrift sei gestohlen worden und der damalige Besitzer der Mühle habe das Blatt dann durch ein neues ersetzt. Die gleiche Vereinigung der Strophen und der gleiche Wortlaut*) findet sich ja außerdem in dem Werke Mteri's. Aber wir wollen uns nicht in vagen Vermuthungen ergehen. Nur ein neuer glücklicher Zufall, wie jene Wustmann'sche Entdeckung, könnte uns das Räthsel lösen.

Die Möglichkeit aber, daß Goethe selbst die Verse vereinigt hat, wollen wir zum Schluß noch stützen durch die Erinnerung, daß auch Goethe seinen Freund Heinroth außerordentlich hochschätzte.

Heinroth hatte in seiner „Anthropologie“ sich eingehend über Goethe's naturwissenschaftliches Forschen ausgelassen: er schrieb ihm,

*) Auch bei Mteri heißt es: *gab ich nach*, jedoch „ein trüber Gast“, während das Wort „müder“ auf dem Elgersburger Blatt erst 1869 in „trüber“ verändert ist.

der von den meisten nur für einen Dichter, nicht auch für einen Denker gehalten werde, „ein gegenständliches Denken“ zu. Er meinte damit, „daß sein Denken nicht von den Gegenständen abge sondert ist, daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen, in dasselbe eingehen und von ihm auf das Innigste durchdrungen werden, so daß sein Anschauen selbst ein Denken, sein Denken ein Anschauen ist: ein Verfahren, welches wir geradezu für das vollkommenste zu erklären genöthigt sind.“ Goethe schrieb, hierdurch angeregt, (1823) seine gewichtigen Ausführungen unter der Ueberschrift: „Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort“, in welchem er jenem Worte vom gegenständlichen Denken seinen vollen Beifall zollte. Da noch 1830 schrieb er am Schluß des zweiten Abschnittes der „Verschiedenen Bekenntnisse“ über Heinroth*): „Er hat mich über mich selbst mehr aufgeklärt, den Grund und die Folge meines Daseins mich besser fühlen lassen, als ich es ohne dies kaum je erreicht hätte.“

Wir sehen auch aus diesem Zeugniß, daß Heinroth, dessen Autorschaft trotz der weiten Verbreitung jener Strophe so lange vergessen bleiben konnte, ein ehrenvolles Andenken gebührt. —

Wir kommen zu dem letzten Gedicht, das uns in dieser Besprechung beschäftigen soll. Es ist Mignon's Lied im achten Buch der Lehrjahre.

Mignon ist als Engel verkleidet, sie soll an festlichem Tage kleine Geschenke an Kinder austheilen. Die Kinder fragen: „Bist du ein Engel? — „Ich wollte, ich wär' es.“ — „Warum trägst du eine Lilie?“ — „So rein und offen sollte mein Herz sein, dann wär' ich glücklich.“ — „Wie ist's mit den Flügeln?“ — „Sie stellen schönere vor, die noch nicht entfaltet sind.“ — Nachher will man sie wieder umkleiden. Sie verwehrt es und singt:

So laßt mich scheuen, bis ich werde:
 Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
 Ich eile von der schönen Erde
 Hinab in jenes feite Haus.

*) Heinroth wird zwar nicht genannt, aber er ist offenbar „der Wohlwollende“, dessen Verdienste Goethe hier dankbar hervorhebt; denn unmittelbar vorher ist von dem Recht seines „gegenständlichen Denkens“ die Rede, und Goethe fährt fort: „ich schliesse, indem ich die Meinung eines Wohlwollenden, oder vielmehr die Art sich auszudrücken, mir zu eigen gemacht“. Dann folgen die oben angeführten Worte.

Dort ruh' ich eine kleine Stille,
 Dann öffnet sich der frische Blick,
 Ich lasse dann die reine Hülle,
 Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmlischen Gestalten
 Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
 Und keine Kleider, keine Falten
 Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt' ich ohne Sorg' und Mühe,
 Doch jücht' ich tiefen Schmerz genung.
 Vor Kummer altert' ich zu frühe;
 Macht mich auf ewig wieder jung!

Ohne Zweifel gehört dies Gedicht, zumal verbunden mit der wunderbaren Schubert'schen Musik, zu den herrlichsten Schöpfungen der Kunst, und man kann zweifelhaft sein, ob hier dem Dichter oder dem Komponisten der erste Kranz gebührt. Schiller schrieb gleich nach Empfang des Gedichtes, daß ihm nichts darüber gehe.

Deutlich sind zahlreiche Anklänge an Worte der Bibel. In der Apokalypse (6, 11) heißt es: „Und ihnen wurde gegeben einem Jeglichen ein weiß Kleid, und ward zu ihnen gesagt, daß sie ruheten noch eine kleine Zeit.“ Wie herrlich ist diese Symbolik des weißen Kleides in dem Liede angewandt, und wie zart ist der Ausdruck „eine kleine Stille“ statt „eine kleine Zeit“ für die Grabesruhe! Goethe bewunderte ja Luther's „Riesenwerk“ der Bibelübersetzung; „nur das Zarte“, äußerte er einst (Gespr. III, 90), „unterstehe ich mich, hin- und wieder besser zu machen.“ — Die Worte „jene himmlischen Gestalten, sie fragen nicht nach Mann und Weib“ erinnern an die Worte (Matth. 22, 30): „in der Auferstehung werden sie weder freien noch sich freien lassen, sondern sie sind gleich wie die Engel Gottes im Himmel.“ Auch den Ausdruck „der verklärte Leib“ finden wir wiederholt, z. B. (Phil. 3, 21) „wir warten des Herrn, welcher unsern nichtigen Leib verklären wird, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leibe.“ Und die letzten Worte „macht mich auf ewig wieder jung“ lassen in uns mitklingen die Worte des Psalms (103, 5): „lobe den Herrn, der deinen Mund fröhlich macht, und du wieder jung wirst wie ein Adler.“

Der Anfang: „so laßt mich scheinen, bis ich werde“ bedarf noch einer Besprechung. Denn man erklärt: „Zu „werde“ ist das „So“ des Anfangs mit zu beziehen: Laßt mich so scheinen, bis ich so werde“ (Loeper in der Ausgabe der Gedichte II, 382). Ebenso hat Carlyle die Stelle verstanden (vergl. S. 390). Ich halte das nicht für richtig und hoffe, daß der Leser mir beistimmen wird bei einem Rückblick auf die besprochenen Stellen, zumal auf das Wort: „Stirb und werde!“ — „So laßt mich scheinen, bis ich so werde“: das ist viel weniger eindrucksvoll. Die ganze Kraft des Wortes „Werden“ liegt gerade in dem zusatzlosen: „bis ich werde“! Allerdings werde ich auch so, wie ich jetzt scheine, weiß, d. h. rein. Aber ich werde noch viel mehr! Ein unbegrenztes Werden ist mein Theil!

Es liegt auch hier die Erinnerung an einen biblischen Ausspruch nahe: „es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden“ (1. Joh. 3, 2). Hat doch Goethe gerade diese Stelle in demselben Sinne benutzt im Gespräch mit Eckermann (6. März 1831): „So geht es fort bis zu der letzten Verwandlung, von der wir noch nicht wissen, wie wir sein werden.“

Wollte man etwa nach dem Zusammenhang im Roman erklären: „Laßt mich als Engel scheinen, bis ich ein Engel werde“, so würde man Goethe's Sinn gewiß nicht treffen. Denn das Gedicht soll und muß auch für sich allein volles Verständniß ermöglichen. Goethe hatte sogar ursprünglich die Absicht, es dem Roman gar nicht einzufügen, sondern nur zu erwähnen!*) Auch haben wir eine Abschrift des Gedichtes von Schiller's Hand, in welcher die Worte „scheinen“ und „werde“ unterstrichen sind, nicht das Wort „so“.**)

*) „Ich habe ein Lied Mignon's, das ich gern in Ihren Almanach setzen möchte: im Roman wird es nur erwähnt“ (an Schiller am 22. Juni 1796). „Das Lied von Mignon habe ich, wie Sie sehen werden, des Effektes wegen, doch einschalten müssen“ (am 26. Juni). Daraus Schiller's Antwort am 28. Juni: „Beim Anschlagen des Manuskripts fiel mein Blick zuerst auf das Lied, und dies bewegte mich so tief, daß ich den Eindruck nachher nicht mehr auslöschen konnte.“

***) Schiller an Körner am 27. Juni: „Gegen Goethe bin und bleib' ich ein poetischer Lump. Ein kleines Gedichtchen aus dem 8. Buch Meisters will ich Dir doch geschwind abschreiben. Es ist himmlisch, es geht nichts darüber. Mignon singt's, die in dem Roman stirbt.“ Daraus antwortete der Freund: „Das Gedicht von Goethe ist herrlich; aber Du mußt die Bescheidenheit nicht übertreiben.“

So laßt mich scheinen, bis ich werde;
 Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
 Ich eile von der schönen Erde
 Hinab in jenes feste Haus.
 Dort ruh' ich eine kleine Stille,
 Dann öffnet sich der frische Blick --

Das ist ein ergreifender Ausdruck der Erlösungssehnsucht, und dieser Ausdruck ist Wahrheit gewesen auch für den Dichter, wie ja seine ganze Poesie wahrheitsstreue Bekenntnisse sind. „Wenn sich Niemand den Goethe des Lebens wird rauben lassen wollen — so sagt Hildebrand mit Recht in dem S. 411 zitierten Aufsatz —, der im Gegensatz zu der vorherigen Weltflucht (von der er doch auch noch genug angewandelt wurde) sich mit festen Füßen auf diese Erde stellt, um sie aus dem alten Jammerthal in ein Lebens-
 thal umsetzen zu helfen, so darf man doch darüber den weiter-
 strebenden Goethe nicht wegwerfen wollen, der schon früh aus diesem Thal mit seiner sauern Arbeit von Zeit zu Zeit auf die Höhen stieg, um da in großem Ueberblick über das Ganze einmal sich selbst und Gott und der ewigen Idee der Menschheit näher zu sein, als es in dem Ringen hienieden möglich ist. Und wenn er sich in alten Jahren immer mehr diese Höhen des heitern Ueberblicks noch weiter erhöhte bis in den Aether hinein, so spricht auch da aus ihm der Goethe der eigensten Erfahrung, der zuletzt nur sich selbst und dem eigenen Erleben vertraute. Er suchte auch im Sterben das Leben, ein höheres, helleres, größeres, das dem erhöhten Ich nun Bedürfnis wurde.“

Die Wahrheit dieser Worte wird, wie ich meine, durch unsere Zusammenstellung bestätigt.* Er war selbst ergriffen von Sehnsucht nach Erlösung und Vollendung, und es liegt nahe, bei dem Liede der Mignon auch an des Dichters eigenen Eingang in das Jenseits zu denken. Zwar seine letzten Worte: „mehr Licht!“ hat der Sterbende nach den Berichten der Anwesenden ohne Zweifel im eigentlichen Sinne gebraucht; er dachte in jenem Augenblick nur an irdisches Licht. Aber für uns werden diese Worte immer einen symbolischen Sinn behalten. Denn so stehen sie in vollster Harmonie zu seinem Leben. Erinnern sie doch auch unmittelbar an die schönen Worte in dem letzten Brief Goethe's an die Jugendfreundin Auguste von Stolberg (17. April 1823): „Wirken wir also immerfort so lang es Tag für uns ist, für Andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervorthun und

uns indessen ein helleres Licht erleuchten. Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viel Provinzen und, da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für Beide gesorgt sein.“

Wenn Goethe mit dem Ruf nach hellerem Lichte zum letzten Mal die Augen schloß, so denken wir dabei, daß ihn in der That ein helleres Licht im Jenseits erleuchtet. Aber in seinem Sinne dürfen wir dabei nicht in erster Linie an die Fülle der Erkenntniß denken, sondern an sein Verlangen, in hellerem Lichte neu zu wirken, zu wachsen, zu werden!

Die Bibel im evangelischen Glauben und in der protestantischen Theologie.

Von

Lic. theol. **Ernst Holffs**, Pastor in Stade.

1.

Unter den Aufgaben, die das 20. Jahrhundert dem deutschen Volke stellt, steht in erster Linie die Auseinandersetzung der deutschen Kultur mit der Weltanschauung der schwarzen und rothen Internationale, durch die gegenwärtig unser politisches Leben beherrscht und unsere nationale Entwicklung gehemmt wird. Das eigenthümliche Geistesleben des deutschen Volkes wurzelt in der Reformation. „Durch sie hat der deutsche Charakter — nach Arnold Berger's schönem Wort*) — zum ersten Mal sich selbst gefunden und die eigenthümliche Prägung gewonnen, die seitdem in guten und bösen Tagen unser Stolz geblieben ist, unsere Stärke und unsere Bürgerschaft für den Glauben an die Zukunft des deutschen Namens.“ Es ist daher eine Lebensfrage der Nation, ob der Protestantismus der Gegenwart die Kraft besitzt, die ideenlose Geistesknechtschaft des römischen Katholizismus wie die geschichtslose Aufklärung der internationalen Sozialdemokratie zu überwinden. Selbstverständlich ist er dieser Aufgabe nur gewachsen, solange er eine Macht im geistigen Leben der Nation bedeuten will und kann. Wenn sich der evangelische Glaube in pietistische Konventikel zurückzöge oder in ängstlich gehüteten Landeskirchen verknöcherte, so hätte er aufgehört, ein Faktor in der nationalen Entwicklung zu sein. Aber ebenso wenig könnte er seinen Einfluß auf das deutsche Geistes-

*) Ursachen und Ziele der deutschen Reformation, S. 11.

leben geltend machen, wenn er den Zusammenhang mit seiner Vergangenheit verlöre und seinen Charakter den wechselnden Kulturströmungen anpaßte. Die Zukunft des deutschen Volkes hängt somit in hohem Maße davon ab, ob in der Gegenwart ein evangelisches Christenthum möglich ist, das mit dem Glauben an den Gott der Väter und der Ehrfurcht vor den Vätern des Glaubens die Freiheit des Geistes und Gewissens verbindet, die sich allen Erscheinungen der modernen Kultur gewachsen fühlt.

Der Protestantismus steht und fällt mit der Auktorität der Bibel. Wie sich der evangelische Glaube gegenüber dem katholischen Kircheninstitut nur durchsetzen konnte mittels der Berufung auf die unbedingte Auktorität der heil. Schrift, so bleibt er in seiner Entwicklung an ihre Auktorität gebunden. Die Bibel ist Gottes Wort — das ist im Grunde das einzige Dogma, das von allen Gliedern der protestantischen Kirchen verstanden und anerkannt wird. Sie ist maßgebend für jede Glaubensanschauung und Kirchenlehre. Sie beherrscht jeden evangelischen Gottesdienst und bietet für die häusliche Erbauung mindestens die leitenden Motive. Ein Bruch mit der Auktorität der Bibel würde einen Bruch des Protestantismus mit seiner Vergangenheit bedeuten und von der überwiegenden Mehrzahl evangelischer Christen als ein Bruch mit der Religion selbst empfunden werden.

Aber was einst die Stärke des Protestantismus war, das scheint gegenwärtig seine gefährlichste Schwäche zu sein. In weiten Kreisen der evangelischen Kirche hat man die beklemmende Empfindung, als ob die Auktorität der Bibel allmählich untergraben würde durch die protestantische Theologie. Die *Theologia sacra*, die der Protestantismus geschaffen hat, um das in der Bibel vorliegende „Wort Gottes“ als „reine Lehre“ zu erfassen und auszugestalten, ist allmählich zu einer weltlichen Wissenschaft geworden. Sie behandelt die Bibel, auf deren unbezweifelte Auktorität sie einst ihre Lehren gründete, als Objekt ihrer kritischen Arbeit. Mit dieser Kritik der Bibel seitens der Theologie ist die folgenschwerste Krisis innerhalb des Protestantismus eingetreten. Das hat Goethe mit dem Scharfblick des Genius vorausgesagt: „Die Menschen können keine Ruhe halten, und ehe man sich versieht, ist die Verwirrung wieder oben auf. So rütteln sie jetzt an den fünf Büchern Moses, und wenn die vernichtende Kritik irgend schädlich ist, so ist sie es in Religionsfachen; denn hier beruht alles auf dem Glauben, zu dem man nicht zurückkehren kann,

wenn man ihn einmal verloren hat.“ *) Das bestätigt die Erfahrung der Gegenwart, je mehr man aus den Resultaten der kritischen Arbeit praktische Konsequenzen zu ziehen versucht. Es ist daher eine Frage von eminenter Wichtigkeit nicht nur für die gesunde Entwicklung der evangelischen Kirchen, sondern ebenso sehr für die Entfaltung des deutschen Geisteslebens und der nationalen Kultur, ob der evangelische Glaube die Auktorität der Bibel behaupten kann gegenüber den Arbeiten und Ergebnissen der protestantischen Theologie.

2.

Der reinste Typus evangelischer Frömmigkeit ist Luther. Wie Luther zur Bibel steht, so hat sich der evangelische Glaube zu ihr zu stellen. Kein Künstler hat den Reformator in Erz oder auf Leinwand gebildet, ohne ihm die Bibel in die Hand zu geben. Immer erscheint er als der trotzig kühne Mann, der aller Willkür des Papstes begegnet mit der entschiedenen Berufung auf das „Es stehet geschrieben.“ Aber hält er auch im Kampf mit seinen Gegnern streng und schroff am Buchstaben der Schrift fest, — persönlich ist er mit seinem Glauben nicht an jeden Buchstaben gebunden. Seine Aeußerungen über die Bibel tragen ein doppeltes Gesicht. Auf der einen Seite erlaubt er sich über gewisse Theile des Kanon Urtheile, die durch ihre Kühnheit und ihren Freimuth überraschen. Er nennt den Brief des Jakobus „eine stroherne Epistel.“ Die Offenbarung Johannis weist er kühl zurück: sein Geist könne sich in das Buch nicht schicken. Die Epistel des Judas erklärt er für einen werthlosen Auszug aus dem zweiten Petrusbrief. Im Alten Testament ist ihm das Buch Esther unympathisch; die Chronika hält er für weniger glaubwürdig als die Königsbücher, und an dieser Beurtheilung wird er sein Leben lang nicht irre. Auf der anderen Seite pocht er wie im Streit mit Zwingli auf den Buchstaben und will mit Niemandem sich auf irgend welche Auseinandersetzungen einlassen, der nicht zugesteht, „daß der Evangelisten Schriften Gottes Wort seien“, weil er „prima principia verneinet“.

Man darf diese Haltung Luther's nicht als widerspruchsvoll beurtheilen. Die scheinbaren Widersprüche lösen sich, sobald man die einzelnen Aeußerungen in ihrem Zusammenhang versteht. Sein persönlicher Glaube ist nicht geboren unter dem Eindruck des Bibelstudiums. Er ist erzeugt und wird genährt durch das „mündliche

*) Edermann, Gespräche mit Goethe, I. 1827. 1. Febr.

Wort“. Durch die seelsorgerischen Einwirkungen seines väterlichen Freundes Staupitz im Verein mit gelegentlichen Fingerzeigen einiger seiner Ordensbrüder hat er die Lösung seiner quälenden Zweifel, den Frieden in seinen Gewissenskämpfen gefunden in der vergebenden Liebe Gottes, als deren Bürge Christus eintrat. Damit ist ihm erst der Schlüssel zum rechten Verständniß der Bibel gegeben, die er bis dahin unter anerzogenen kirchlichen Vorurtheilen gelesen hatte. Daß der Einfluß durch Staupitz' mündliche Unterweisungen auf seine Entwicklung nicht leicht überschätzt werden kann, hat Arnold Berger überzeugend nachgewiesen.*) Für Luther ist daher das „Wort Gottes“, das Evangelium, das die Gewissen tröstet und eine neue Gesinnung schafft, in erster Linie die mündliche Verkündigung von Christus. Während das Alte Testament „nur in die Schrift verfaßt ist und von den Aposteln die Schrift genannt wird“, so soll „das Evangelium oder das Neue Testament eigentlich nicht geschrieben, sondern in die lebendige Stimme gefaßt werden, die da erschalle und gehört werde in aller Welt.“ Das Amt des heiligen Geistes ist nicht „Bücher zu schreiben, noch Gesetze zu machen.“ Er zeugt vielmehr von Christus durch das lebendige Wort; dieses Zeugniß ist seit dem Pfingsttage in der Christenheit mächtig und wird getragen „durch die Apostel und deren Nachkommen, Pfarrer, Prediger, Lehrer, die es treiben sollen, daß es allenthalben und immerdar schallen soll in der Welt, daß es auch auf Kindesfinder und Nachkommen reiche.“ Inhaltlich ist dies Evangelium nichts anderes „als ein Chronika, Historia, Legende von Christo“, daß er „Gottes Sohn und Mensch sei für uns worden, gestorben und auferstanden, ein Herr über alle Ding' gesetzt.“ Der christliche Glaube lebt also von der Erinnerung an Christus, wie sie sich in ununterbrochener Tradition durch das lebendige Wort in der Christenheit fortpflanzt.

Von hieraus kann Luther zu der Behauptung kommen, „daß das Evangelium aber auch aufgeschrieben ist, ist aus Ueberfluß geschehen.“ Während im Alten Testament der Buchstabe des Gesetzes das Erste und Wichtigste ist und Gott auch „Etlichen sein Wort hat verkündigen lassen“, ist das Evangelium in erster Linie das lebendige Wort, wie es in der ganzen Welt gepredigt wird und Gott hat es auch aufschreiben lassen. Der Bücher bedarf es nicht weiter, „denn den durch das lebendige Wort erzeugten Glauben zu

*) Martin Luther in kulturgeschichtlicher Darstellung. I. S. 88 ff.

stärken und Anderen auch zu beweisen, daß es also darinnen geschrieben steht, wie der heilige Geist lehret.“ Ihm persönlich dient das Studium der Bibel dazu, um seinen Glauben zu klären und zu vertiefen. Da dieser Glaube aber im Wesentlichen Vertrauen auf Christus ist und von der Erinnerung an Christus lebt, so hat die Bibel nur soweit Werth für ihn, als sie „Christum treibet“. Die Stücke, in denen er nichts vom Geiste Christi spürt, sind für seinen Glauben ohne jede Bedeutung. Alles, was er zur Begründung und Vertiefung seines Glaubens braucht, bietet ihm die heilige Schrift; aber nicht Alles, was dort geschrieben steht, braucht er zur Stärkung und Reinigung seines Glaubens.

Aber nun „müssen wir den Glauben nicht allein bei uns halten, sondern lassen herausbrechen“, und um ihn „zu gründen und zu beweisen, müssen wir die Schrift haben.“ Er braucht sie, um „Andern zu beweisen, daß es also darinnen geschrieben ist, wie der heilige Geist lehret“, — als die unentbehrliche Grundlage für die Auseinandersetzung mit seinen Gegnern. „Es sei denn, daß ich durch Zeugnisse der Schrift oder durch helle Gründe überwunden werde — denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein, dieweil am Tag liegt, daß sie öfters geirrt und sich selbst widersprochen haben —, so bin ich überwunden durch die von mir angeführten heiligen Schriften und mein Gewissen ist gefangen in Gottes Wort“,*) so schließt er seine berühmte Rede auf dem Reichstage zu Worms. Er stellt damit die Bibel als die inappellable Instanz auf in dem Streit über seine Lehre; ist sie wider die Schrift, so hält er sich für widerlegt, und ebenso muthet er seinen Gegnern zu, sich der Auktorität der Bibel zu unterwerfen. Dabei muß er selbstverständlich den Kanon in seinem ganzen Umfang gelten lassen und sich genau an den Grundtext halten. Er ist gezwungen, sich auch mit Argumenten seiner Gegner aus solchen Büchern der Bibel auseinanderzusetzen, die nach seinem persönlichen Urtheil minderwerthig sind. Charakteristisch ist hierfür die Stellung, die er in de captivitate babilonica gegenüber ihrer Berufung auf Jac. 5, 14 zur Begründung des Sakramentes der letzten Delung einnimmt. Er bemerkt zwar vorweg, daß der Brief des Jakobus kein apostolisches Gepräge trage und daß Jakobus, wenn er wirklich im Sinne seiner Gegner verstanden werden müsse, seine apostolische Vollmacht überschritten

*) Köstlin, Luthers Leben I. S. 452.

haben müsse; denn kein Apostel könne ein Sakrament stiften. Aber darauf will er kein Gewicht legen; vielmehr zeigt er in einer gründlichen Ausführung, daß die fragliche Stelle von der römischen Kirche falsch gedeutet werde. In den Auseinandersetzungen mit seinen Gegnern muß er also die geschichtlich gegebene Auktorität der Bibel in ihrem ganzen Umfang und ihrem buchstäblichen Sinn durchaus anerkennen. Sonst war jede Verständigung ausgeschlossen.

Aber die Bibel ist ihm unter diesem Gesichtspunkt immer nur eine regulative, niemals eine konstitutive Auktorität. Sie gilt ihm als kritische Norm, an der sich jede christliche Glaubensanschauung messen lassen muß, aber nicht als positives Glaubensgesetz, das in allen Einzelheiten durchzuführen wäre. Als die Schwarmgeister das alttestamentliche Gesetz als positive Lebensnorm zur Geltung bringen wollen, da erklärt er, es ginge die Christen nichts mehr an als der Sachsenspiegel die Franzosen. Ebenso wenig hat er — im Gegensatz zu Calvin — im Neuen Testament ein Gesetz für das gottesdienstliche Leben und die Verfassung der christlichen Gemeinde gefunden. Was von biblischen Gebräuchen und Einrichtungen durch die geschichtliche Entwicklung abgethan war, hat er nicht wieder eingeführt; er hat nur abgeschafft, was die christlichen Heilswahrheiten, wie er sie in der Bibel bezeugt fand, trübte und störte. Daher wird er sich selbst nicht untreu, wenn er gewisse biblische Bücher als minderwerthig beurtheilt. Hat er doch sein Urtheil darüber Niemandem aufdrängen wollen. Wohl hat er den Brief des Jakobus in seiner deutschen Bibel an eine untergeordnete Stelle gerückt und gelegentlich auch einmal eine Anwandlung gespürt, ihn in den Ofen zu werfen; aber er will Keinem wehren, daß er „ihn setze und hebe, wie ihn gelüftet.“ Desgleichen will er in der Offenbarung Johannis „jedermann seines Sinnes walten lassen und niemand an sein Dünkel und Urtheil verbunden haben.“ In der Uebereinstimmung mit Paulus, Johannes und Petrus war er seines persönlichen Glaubens gewiß, der eben im Vertrauen auf Christus bestand. Er wollte Jedem das Recht lassen, sich Alles, was im Neuen Testament stand, gläubig und gehorjam anzueignen; aber er konnte nicht Alles, was er dort fand, sich selbst und Andern zum Glaubensgesetz machen.

Es ist der altprotestantischen Theologie nicht gelungen, die Stellung Luthers zur heil. Schrift in eine klare Theorie zu fassen. Melancthon, der Vater der protestantischen Dogmatik, hat den Unterschied zwischen „Wort Gottes“ als der mündlichen Ver-

kündigung des Evangeliums und „Wort Gottes“ als der heiligen Schrift verwißt, nicht ohne durch manche Aeußerungen Luthers dazu verleitet zu sein. Für den feinsinnigen Philologen, der die Macht des lebendigen Wortes nicht aus eigener Wirksamkeit kannte, redeten die historischen Urkunden eine ebenso eindringliche Sprache wie die mündliche Predigt. Seinen Fußstapfen folgend haben die späteren Dogmatiker die Wirkungen des mündlichen Wortes an den Buchstaben der Bibel geknüpft. Was Luther von dem mündlich verkündigten Evangelium behauptete, galt ihnen von dem geschriebenen Gotteswort: es müsse durch seine innere Wahrheit sich dem Gewissen bezeugen. Damit lenkten sie in die Bahnen Calvins und seiner Nachfolger ein, die ihre Ueberzeugung von dem einzigartigen Werth der kanonischen Schriften auf „das Zeugniß des heiligen Geistes“ gründeten. Sie kamen auf diesem Wege zu der unhaltbaren Behauptung, wer nicht hoffnungslos verhärtet sei, dem müsse beim Lesen der Bibel die Gewißheit aufleuchten, diese Schriften in dieser Verbindung bildeten die „authentische Urkunde göttlicher Offenbarung.“*) Bei dieser Anschauung war es selbstverständlich ganz unmöglich, die freien Urtheile Luthers über einzelne Stücke des Kanon festzuhalten; streng genommen dürfte man innerhalb dieser Sammlung nicht einmal gewisse Werthunterschiede gelten lassen.

Aber die Praxis des kirchlichen Lebens ist hierin der dogmatischen Theorie nicht gefolgt. Das „mündliche Wort“ hat in den lutherischen Kirchen immer seine zentrale Bedeutung behalten, und der Inhalt der Predigt deckte sich nicht mit dem Gesamtinhalt der heil. Schrift. Während die Reformirten die Einführung in das Verständniß der Bibel als die Aufgabe der Predigt erkannten und demgemäß gern über biblische Bücher im Zusammenhang predigten und möglichst allen Theilen der Schrift ihre Texte entnahmen, banden sich die Lutheraner an die altkirchlichen Perikopen, um an ihnen immer wieder die „reine Lehre“ zu entwickeln. Darunter verstand man die Predigt des „Gesetzes“ und des „Evangeliums“. Mit der Predigt des Gesetzes knüpfte man an die natürliche Gotteserkenntniß an, die eben als Erkenntniß des göttlichen Gesetzes gefaßt wurde. Die unveränderlichen sittlichen Normen, die allen Menschen gleichmäßig angeboren sind, fallen zusammen mit dem göttlichen Gesetz. Was gut und böse sei, war

*) J. Zahn, Die bleibende Bedeutung des neutestamentlichen Kanons für die Kirche. 1898. S. 27 ff.

in jener Zeit ebenso wenig eine Frage wie das Dasein eines Himmels für die Guten und einer Hölle für die Bösen. Das waren damals selbstverständliche Thatsachen, so zweifellos, wie dem modernen Menschen die dem Augenschein widerstreitenden Wahrheiten des Kopernikanischen Weltsystems. Die Predigt des Gesetzes hatte dem Menschen also nichts Neues zu sagen, sondern ihm nur die göttlichen Gebote neu einzuschärfen, die mit der *lex naturalis* und *lex moralis* identisch sind. Damit sollte „dem fleischlich trügen, täglich dem Zweifel und der Lässigkeit ausgesetzten Durchschnittsmenschen immer wieder die Folie gezeigt werden, auf der sich stets lockender und überzeugender der Werth des Glaubens abhob“,*) wie er durch die Predigt des Evangeliums, dessen Inhalt die Verheißungen Gottes mit dem Kern der Sündenvergebung bildeten, dem erschrocken Gewissen ermöglicht wurde. Diese Verheißungen waren an den Tod und die Auferstehung Jesu Christi geknüpft; dadurch ist der Strafforderung des Gesetzes genug gethan und die positive Gerechtigkeit geschaffen, die den Glaubenden als ihre eigne angerechnet wird. Alles Gewicht lag hier also auf dem Inhalt der Predigt, für den die heil. Schrift die objektive Norm abgeben mußte. Für den ganzen Umfang der „reinen Lehre“ mußte sie in Folge dessen ihrem Buchstaben nach unfehlbar sein; aber da sie als ein Ganzes angesehen wurde, so durfte auch an den Stücken in ihr nicht gerüttelt werden, die gegenüber der „reinen Lehre“ indifferent waren. Sonst wäre eben Alles ins Wanken gerathen. Um die Norm der „reinen Lehre“ zu sichern, mußte man die Unfehlbarkeit des Buchstabens für die ganze Bibel behaupten, nur daß diese Behauptung in ihren praktischen Konsequenzen auf den Stoff der kirchlichen Lehrverkündigung beschränkt blieb.

Indem die lutherische Orthodoxie von der „reinen Lehre“ Alles erwartete, ließ sie einen Faktor außer Acht, der bei der Wirksamkeit Luther's von entscheidendem Einfluß war: die persönliche Erfahrung. Luther selbst hat das Geheimniß seiner gewaltigen Erfolge lediglich in der Macht des gepredigten Wortes gesehen, das durch seinen einzigartigen Inhalt die Gewissen trösten und die Herzen gewinnen mußte. Er hat die Persönlichkeit, die das „Wort Gottes“ verkündigte, sich selbst mit der Wucht und Tiefe seiner Glaubenserfahrung nicht in Anschlag gebracht, ja, ihm lag daran, die Wirkung des Wortes von der Persönlichkeit unabhängig

*) Tröltch, Vermischt und Offenbarung bei Melancthon und Joh. Gerhard. S. 122. ff. 133.

zu machen. Die Menschen sollten durch das Wort finden, was ihm selbst dadurch geworden war: Trost und Frieden für ihr erschrockenes Gewissen. Das Gewissen konnte aber nicht zur Ruhe kommen, wenn die Wirkung des göttlichen Verheißungswortes bedingt war durch die Würdigkeit der priesterlichen Persönlichkeiten. Denn wie sollte sich die geängstete Seele von der sittlichen Lauterkeit und dem religiösen Ernst solcher Persönlichkeiten überzeugen? Darum mußte mit aller Entschiedenheit betont werden, daß Niemand sich durch die Unwürdigkeit der Prediger hindern zu lassen brauche, die in Wort und Sakrament ausgesprochenen Versicherungen göttlicher Gnade auf sich zu beziehen. Aber dabei war doch immer schon ein tiefes religiöses Bedürfniß vorausgesetzt. Wo ein solches nicht vorhanden war, konnte das „Wort Gottes“ keinen Eindruck machen, wenn es nicht mit dem Ernst persönlicher Ueberzeugung verkündigt wurde. Aufgabe der kirchlichen Predigt war es jedenfalls ebenso sehr, das religiöse Bedürfniß zu wecken wie zu befriedigen. Daß dazu die Verkündigung des Evangeliums begleitet sein muß von dem lebendigen Eindruck einer von seiner Wahrheit erfakten Persönlichkeit, — das klar erkannt und energisch hervorgehoben zu haben, ist das Verdienst des Pietismus. Damit war für die kirchliche Verkündigung die Möglichkeit einer freieren Stellung zur heil. Schrift eröffnet. Da der persönliche Glaube des Predigers für die Wahrheit seiner Verkündigung garantierte, so brauchte man seine Lehre nicht mehr ängstlich an der Norm der Bibel auf ihre Reinheit zu prüfen. Die Schrift wurde aus der unfehlbaren Auktorität für die christliche Lehre zur höchsten Norm des christlichen Lebens. Man fand in ihr das maßgebende Zeugniß von den Erfahrungen und Gesinnungen, die zu einem vollkommenen Christenleben unentbehrlich waren. Wie ängstlich und mechanisch der Pietismus auch im Einzelnen die Bibel als Richtschnur des religiösen und sittlichen Lebens zur Geltung bringen mochte, im Ganzen hat er doch ein lebendigeres und innerlicheres Verhältniß zu ihr gewonnen als die Orthodorie. Besonders leitete er durch den mystischen Verkehr mit dem erhöhten Christus, den er mit Vorliebe pflegte, dazu an, Christus in der Bibel zu suchen und damit den Kanon Luther's, wonach der Werth der einzelnen Bücher darnach zu bemessen ist, in wie weit sie „Christum treiben“, praktisch anzuwenden.

Die Erkenntniß des Pietismus, daß der christliche Glaube sich nur forterzeugt durch die lebendige Berührung religiöser Persönlich-

keiten, ist durch Schleiermacher Gemeingut der protestantischen Theologie geworden. „Religiöse Mittheilung ist nicht in Büchern zu suchen, gleich der, wobei es auf Begriffe und Erkenntnisse ankommt. Zuviel geht verloren von dem reinen Eindruck der ursprünglichen Erzeugung in diesem Medium, welches, wie dunkel gefärbte Stoffe den größten Theil der Lichtstrahlen einsaugen, so von der frommen Erregung des Gemüthes alles verschluckt, was nicht in die unzulänglichen Zeichen gefaßt werden kann, aus denen es wieder hervorgehen soll.“*) Mußte es nach der Darstellung der orthodoxen Theologen scheinen, als ob christlicher Glaube erzeugt werde durch eine aufrichtige Vertiefung in den Inhalt der biblischen Schriften auch ohne lebendige Berührung mit religiösen Persönlichkeiten, so legt Schleiermacher alles Gewicht auf die persönliche Mittheilung religiöser Erfahrungen und reduziert die Bedeutung aller Bücher, die Bibel eingeschlossen, für den Glauben auf Null. Das ist eine einseitige Ueberspannung der richtigen Erkenntniß, daß der Glaube in seiner Entstehung lediglich durch den Eindruck religiöser Persönlichkeiten bedingt und von dem Buchstaben der heil. Schrift unabhängig ist.

3.

Schleiermacher hat hier den Werth der Bibel als Norm und Halt für den im persönlichen Verkehr erwachsenen Glauben nicht zum Ausdruck gebracht. Die religiöse Tradition, ohne deren Einfluß christliches Glaubensleben nicht entstehen kann, enthält einen Komplex von geschichtlichen Erinnerungen, wie sie in voller Frische und Ursprünglichkeit nur im Neuen Testament bewahrt sind, eine Fülle von persönlichen Erfahrungen, die in der poetischen und prophetischen Litteratur des Alten Testaments wie in den Briefen des Paulus mit unübertroffener Kraft und Wahrheit ausgesprochen werden, Verheißungen und Hoffnungen, die in wirklich lebensstarker Gluth und Kühnheit die Frömmigkeit der biblischen Persönlichkeiten nähren. Wenn es somit schon für den Einzelnen ein Bedürfniß sein muß, sich über seinen Glauben durch Vertiefung in die Bibel klar zu werden, so würde in einer religiösen Gemeinschaft jede Verständigung aufhören, wenn der gemeinsame Orientierungspunkt verschwände, den die christliche Gemeinde an der heil. Schrift besitzt. Es ist daher nichts als der Instinkt der Selbsterhaltung, wenn die Kirche die Auktorität der Bibel mit unwandelbarer Zähigkeit

*) Neben über die Religion. Werke II, Bd. 1 S. 319.

behauptet. Aber es war ein schwerer Irrthum, wenn sie diese Auktorität durch die Lehre von ihrer buchstäblichen Inspiration sicher stellen zu können glaubte. Denn gestützt auf die Auktorität des Buchstabens haben seit den Zeiten der Bilderstürmer und Wiedertäufer alle Sektirer und Separatisten ihr Recht gegenüber der kirchlichen Glaubensanschauung behauptet. Unter der Voraussetzung der Verbalinspiration läßt sich eben durch wüste Allegorese oder bornirte Wortklauberei aus Allem Alles beweisen. Man hat durch diese Lehre ein religiöses Gesetzbuch geschaffen, dessen Paragraphen von den Anwälten der streitenden Parteien für oder gegen die differenten Glaubensanschauungen in's Feld geführt werden, ohne daß es eine Instanz zur definitiven Entscheidung des endlosen Prozesses gäbe.

Luther hat daher mit aller Energie auf die Auslegung der Schrift nach historisch-grammatischer Methode gedrungen. Aber damit war für eine Verständigung mit abweichenden Richtungen nichts gewonnen. Es kam eben darauf an, unter welchem Gesichtspunkt man den Inhalt der Bibel ansah, welche Anschauungen und Erfahrungen man in das Zentrum rückte und welche man als unwesentlich zurücktreten ließ. Für Luther war der Ausgangspunkt für das Verständniß der Schrift durch seine besonderen Lebensführungen gegeben. Was er erlebt hatte, fand er in den Erfahrungen des Paulus wieder. Die Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben an Christus war ihm der Schlüssel zur Gedankenwelt der Bibel. Christus als der Verzhöner der Menschen mit Gott steht in ihrem Mittelpunkt. Um seinetwillen ist es ihm möglich, die Liebe Gottes auf sich zu beziehen, durch die der Werth seiner Persönlichkeit sichergestellt wird gegenüber der Anklage seines belasteten Gewissens. Was „Christum treibt“ — Christus in dieser ganz bestimmten Mittlerstellung aufgefaßt — das ist ihm Gottes Wort. Ihm schien kein anderer Ausgangspunkt zum Verständniß der Bibel möglich als dieser, der ihm geboten war durch die Verhältnisse seiner Zeit und die Eigenart seiner Persönlichkeit. Zwingli, dessen Reformbestrebungen weit stärker durch humanistische Interessen beeinflusst waren, sah den Inhalt der Bibel unter einem anderen Gesichtspunkt an; was für Luther wichtig war, trat ihm in den Schatten, und was er an's Licht zog, hatte für Luther keine Bedeutung. Für das evangelische Deutschland ist Luthers Verständniß der Bibel maßgebend geworden, weil seine Persönlichkeit dem deutschen Christenthum Gepräge und Färbung gegeben

hat. Seine deutsche Bibel ist das einheitliche Lehr- und Erbauungsbuch des deutschen Protestantismus; sie könnte selbst durch eine richtigere und klarere Uebersetzung nur dann verdrängt werden, wenn der persönliche Einfluß des Uebersetzers auf die Religion unseres Volkes dem Einfluß Luthers gleichkäme. Das Verständniß der Bibel in der deutschen evangelischen Christenheit ist somit bedingt durch die Geschichte des Christenthums in Deutschland. Länder mit einer andern Geschichte haben ein anderes Verständniß der Bibel. Für die schottischen Puritaner, die ihrer Religion mit dem Schwerte Freiheit und Sicherheit erkämpfen mußten, hat das Alte Testament mit seiner heroischen und strengen Frömmigkeit eine Auktorität gewonnen, durch die das Neue Testament fast in den Schatten gestellt wird. Demgemäß ist es eine Fiktion, wenn in kirchlichen Kreisen behauptet wird, der Wortlaut der Schrift allein entscheide über den Inhalt des Glaubens; nein, — ebenso sehr bestimmt die besondere Gestalt des Glaubens das Verständniß der Bibel. Der kirchliche Theologe wie der evangelische Christ steht der Bibel nicht unbefangen und vorurtheilsfrei gegenüber, sondern er liest sie unter dem Eindruck einer Geschichte, durch die gewisse religiöse Wahrheiten stark in den Vordergrund geschoben sind, während andere Erfahrungen unverständlich geworden und eine Reihe von Erinnerungen und Hoffnungen bis zur Unkenntlichkeit verblaßt sind.

Die Urkunden der Geschichte, die sich zwischen die Gedankenwelt der Bibel und die Frömmigkeit des gegenwärtigen Protestantismus geschoben hat, sind die Bekenntnißschriften der Kirchen. In ihnen sind die Gesichtspunkte fixirt, unter denen eine bestimmte kirchliche Gemeinschaft die Bibel liest. Da aber die geschichtliche Entwicklung nicht abbricht, sondern durch mehr oder weniger bedeutende Persönlichkeiten, deren selbständige religiösen Erfahrungen die entsprechenden Aussprüche und Zeugnisse der Bibel in ein neues Licht rücken, fortgeführt wird, so können die Bekenntnißschriften nicht die einzigen Urkunden derselben sein. Durch den Pietismus ist eine Fülle von religiösem Erfahrungsstoff und Stimmungsgehalt in die evangelische Frömmigkeit eingeführt, die gegenüber dem Inhalt der Bekenntnißschriften eine entschiedene Bereicherung bedeutet. Sie hat sich in Kirchenliedern, Erbauungsschriften und Katechismen niedergeschlagen. Aus ihnen ergänzen sich die durch die Bekenntnißschriften gebotenen Gesichtspunkte für das Verständniß der Bibel.

Diese Geschichte wird von den Sektirern und Separatisten ignorirt. Sie machen Ernst mit der kirchlichen Fiktion, wonach der christliche Glaube bis in alle Einzelheiten bestimmt ist durch die Auktorität der buchstäblich inspirirten Bibel. Von einem einzelnen Punkte aus, an dem sich eine Differenz zwischen dem kirchlichen Glauben und der biblischen Lehre zeigt, konstruiren sie einen durchgreifenden Gegensatz zwischen der Auktorität der Bibel und der Praxis der Kirche und sehen darin einen genügenden Grund zur Trennung von der kirchlichen Gemeinschaft. Ihr Recht gründet sich auf die Thatfache, daß in der geschichtlichen Entwicklung der christlichen Kirche religiöse Persönlichkeiten aus ihren Glaubenserfahrungen heraus fort und fort neue Gesichtspunkte für das Verständniß der heil. Schrift geltend gemacht haben. Ihr Unrecht liegt in dem Irrthum, als ob der evangelische Glaube identisch sei mit einem einfachen Biblizismus und unabhängig von den durch die geschichtliche Entwicklung der Kirche in den Vordergrund geschobenen Fragen und Anschauungen. Sie wollten biblische Gedanken durchsetzen, die durch die geschichtliche Entwicklung nicht vorbereitet oder gar überholt waren, und vermochten infolge dessen ihre Fragestellungen niemals der gesammten Kirche aufzudrängen, während Luther nicht „einen einfachen Biblizismus aufrichtete, sondern innerhalb der urchristlichen Ueberlieferung, seinen eigensten Bedürfnissen entsprechend, einen bestimmten Gedankenkreis aussonderte und bevorzugte, in der paulinischen Rechtfertigungslehre aber — — diejenige Formel ergriff, durch welche sich das Verhältniß des neuen Kulturmenschen zu seinem Gott am reinsten ausdrücken ließ, und welche zugleich in ihrem unmittelbaren Zurückstreben auf den Mittelpunkt des Christenthums — die geschichtliche Erscheinung seines Stifters und die Grundthatfache der Erlösung, die Veröhnung der Menschheit mit Gott — den alle Zweifel prinzipiell ausschließenden Rechtsboden erreichte*.“

Der Kirche ist also mit der Annahme einer wörtlichen Inspiration für alle Theile der Bibel nichts geholfen. Es kommt für sie darauf an, die Bibel unter den Gesichtspunkten zu verstehen, die durch ihre Geschichte, durch das Leben der religiösen Heroen ihrer Vergangenheit für die evangelische Frömmigkeit entscheidende Bedeutung gewonnen haben. Dazu bedarf sie historisch

*) Arnold Berger, Luther I. S. 142.

geschulter Bibelforscher, bedarf sie einer theologischen Wissenschaft. Die Theologie hat der Kirche das Verständniß der heil. Schrift, wie es sich im Lauf ihrer Geschichte entwickelt hat, zu erhalten und immer neu zu begründen. Sie pflegt die Kunst, in der Bibel die Erinnerungen, Erfahrungen und Hoffnung zu finden, die den unveräußerlichen Gehalt des mündlich zu verkündigenden Evangeliums bilden. Darnach bestimmt sich ihr Wesen und ihre Methode. Sie hat ihre Aufgabe für die Kirche gelöst, wenn sie ermittelt hat, welche Erinnerungen, Erfahrungen und Hoffnungen den Stoff der Predigt des Evangeliums bilden, und nachweist, warum gerade diese und keine andern zur Erhaltung des christlichen Glaubens unentbehrlich sind.

Durch die Geschichte der christlichen Kirche ist die Erinnerung an Jesus von Nazareth in den Mittelpunkt aller Verkündigung des christlichen Glaubens geschoben. Damit ist der kirchlichen Theologie das neue Testament als vornehmstes Arbeitsgebiet zugewiesen. Sie hat zu untersuchen, was von den Erinnerungen an Christus dem Glauben als nothwendige Grundlage dient und daher bei der Verkündigung des Evangeliums in erster Linie betont werden muß. Jede Erinnerung knüpft sich an eine Thatfache. Es giebt keine Erinnerungen ohne vorausgegangene Ereignisse. Wer sich aber einer Thatfache erinnert, giebt ihr immer eine Beziehung auf sein eigenes Leben. In jeder Erinnerung ist ein Urtheil über den Werth der im Gedächtniß haftenden Thatfache für unser persönliches Leben enthalten. Was uns nichts angeht, ist nicht Gegenstand unserer Erinnerung; je unmittelbarer aber die Bedeutung einer Thatfache für unser eigenes Leben einleuchtet, desto fester haftet sie in unserm Gedächtniß. Demgemäß ist in die Erinnerung der christlichen Gemeinde an die Thatfachen des Lebens Jesu die Vorstellung eingeschlossen, daß diese Thatfachen für das religiöse Leben der Gegenwart eine hervorragende Bedeutung haben. Je stärker diese Bedeutung sich aufdrängt, desto zäher werden die Thatfachen von der Erinnerung festgehalten. Am tiefsten haben sich dem Gedächtniß der Christenheit die Ereignisse des Lebens Jesu eingeprägt, die seinem Tode unmittelbar vorhergehen und folgen. Das Kreuz nebst der Auferstehung ist die heiligste Erinnerung der christlichen Gemeinde, weil diese Thatfache eine unmittelbare Beziehung auf das Leben aller Christen hat. Es giebt keinen neutestamentlichen Schriftsteller, dem diese Erinnerung entbehrlich wäre. Durch den Tod und die Auferstehung ist der

christlichen Gemeinde erst das irdische Leben Christi interessant geworden. Aus seinem Ordenleben hat die Erinnerung seine Worte treuer und sicherer festgehalten als seine Thaten; die Worte enthalten Wahrheiten, die jeder Zeit unmittelbar einleuchten müssen, während die Thaten zunächst nur den Zeitgenossen wichtig waren. Paulus bewahrt neben der Erinnerung an das Leiden und die Auferstehung Christi nur die Erinnerung an einzelne seiner Worte, während seine Thaten ihm gänzlich verschwinden. Daß die Erinnerung an sie in andern Kreisen der christlichen Gemeinde höhere Bedeutung hatte, zeigen die Evangelien. Aber im Gedächtniß seiner Gemeinde werden entweder seine Thaten zu Wundern oder Thaten übernatürlicher Kraft sind Gegenstand der Erinnerung. Es mußte in ihnen die einzigartige Stellung Jesu als des Herrn über die Natur unzweideutig hervorleuchten, wenn man sie ohne geschichtsphilosophische Reflektionen zur Gegenwart in Beziehung setzen wollte. Die kirchliche Theologie hat es mit dem Werth der Erinnerungen für den Glauben und nicht etwa mit der Bedeutung der Thatfachen für die Geschichte zu thun. Sie hat nicht darnach zu fragen, was für das Leben der Vergangenheit von entscheidendem Einfluß gewesen ist, sondern was für die religiöse Erfahrung der Gegenwart von Werth bleibt.

Die Erinnerungen an die Vergangenheit geben den religiösen Erfahrungen der Gegenwart ihre charakteristische Färbung. Alle Religion besteht in Erfahrungen, die der Mensch bei der Berührung mit einer überfinnlichen Welt macht. Diese Erfahrungen sind nicht spontanes Erlebniß jeder einzelnen Persönlichkeit; wir erfahren nur, was Andere vor uns erlebt haben und mit uns erleben. Die religiösen Erfahrungen, die den Kern des christlichen Glaubens bilden, finden ihre urkundliche Darstellung in der epistolischen Literatur des Neuen Testaments, und hier überragt Paulus an Reichthum eigenster Erfahrungen und genialer Kunst auszusprechen, was seine Seele erlebt hatte, alle übrigen Schriftsteller. An ihm hat sich Augustin wie Luther orientirt. Durch den Letzteren ist die Erfahrung der Rechtfertigung durch den Glauben in den Mittelpunkt des evangelischen Christenthums gerückt. Man darf sich zwar nicht verhehlen, daß der Rechtfertigungsgedanke in seiner schulgymnastischen Ausprägung von den meisten evangelischen Christen nicht verstanden wird. Aber wie fest im Bewußtsein der evangelischen Christenheit die Gerechtigkeit und Seligkeit des Menschen an das unschuldige Leiden und Sterben Jesu Christi geknüpft ist, beweist der gewaltige Andrang zu den Gottesdiensten am Karfreitag.

Während der Karfreitag in der katholischen Kirche kaum als Festtag gilt, ist seine Feier in den evangelischen Kirchen das Bekenntniß zu der gefühlsmäßig angeeigneten Wahrheit: der Tod Christi ist unsere Gerechtigkeit — das Bekenntniß der Rechtfertigung durch den Glauben an Christus. Die Theologie hat die Aufgabe, das Erlebnis, das Paulus die Rechtfertigung aus dem Glauben nennt, nach allen seinen Voraussetzungen und Wirkungen klarzustellen und die Bedingungen zu ermitteln, unter denen wir bei veränderten Zeit- und Lebensverhältnissen erfahren können, was Paulus und Luther erfahren haben. Sie hat zu untersuchen, in welchem Zusammenhang alle andern religiösen Erfahrungen mit jenem zentralen Erlebnis stehen und in welchen Äußerungen neutestamentlicher Schriftsteller Darstellungen derselben Erfahrung zu erkennen sind, und hat die Analogien dazu im Alten Testament aufzusuchen. Wenn sie so das religiöse Leben der biblischen Persönlichkeiten durchforscht, so wird sie unterscheiden müssen zwischen individuellen Erlebnissen und Erfahrungen von typischer Bedeutung. Je weiter und tiefer solche Erfahrungen reichen, desto mehr sind sie als dem christlichen Glauben wesentlich anzuerkennen; je individueller und einzigartiger sie sind, desto weniger können sie zum Kern und Wesen des christlich-religiösen Lebens gerechnet werden. Aber die Theologie hat weder das Recht noch die Mittel, irgend welche religiösen Erlebnisse, die im Neuen Testament bezeugt sind, als dem christlichen Glauben fremdartig auszuscheiden. Sie wird die Thatsache anerkennen müssen, daß das Gemütsleben eines Menschen scheinbar sich ausschließende Stimmungen und Empfindungen umspannt und daß sich der Reichthum des christlichen Glaubenslebens nicht in eine einzige Formel fassen läßt.

Alle religiösen Erfahrungen weisen über sich selbst hinaus; sie finden ihre notwendige Ergänzung in der Hoffnung auf eine Zukunft, in der die Erlebnisse der Gegenwart frei von allen Trübungen und Störungen sich zu einer harmonischen Einheit abrunden. Das Neue Testament knüpft diese Hoffnung an die Wiederkunft Christi, durch die das Reich Gottes vollendet werden soll. An ihrer Ausgestaltung arbeitet die Phantasie, an ihrer Kritik die Geschichte. Jede Zeit wird an den Erwartungen der ersten Christenheit, wie sie im Neuen Testament ihren Ausdruck gefunden haben, gewisse Korrekturen vornehmen, insbesondere hat ihnen jede Geschichtsperiode eine verschiedene Stellung im Gedankengefüge der christlichen Weltanschauung eingeräumt. Die Theologie

kann hier nur den Kern, der in allen Zukunftshoffnungen steckt, heraus Schälen und darüber wachen, daß nicht eine zuchtlose Phantasie sich ihrer bemächtigt.

Der spekulative Trieb des Menschengewisses hat von Anfang an in der christlichen Gemeinde daran gearbeitet, die Erfahrungen, Erinnerungen und Hoffnungen des Glaubens gedankemäßig zu einer geschlossenen Weltanschauung zu gestalten. Das Neue Testament bietet die Früchte dieser Arbeit in der Theologie des Paulus, des Johannes und des Hebräerbriefes dar. Ob Paulus und der Hebräerbrief wirklich ein abgeschlossenes Gedankensystem erreicht haben, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Die vorliegenden Schriften bieten nicht ausreichendes Material, um dieses System bis in alle Einzelheiten nachzukonstruieren. In sich abgerundet erscheint dagegen das Gedankengefüge der Johanneischen Theologie, die aber den ganzen Reichthum des geschichtlichen und geistigen Lebens auf wenige einfache und großartige Gegensätze reduziert und mit ihrer schlichten Linienführung die Mannigfaltigkeit der irdischen Wirklichkeit aufgehen läßt in der Einheit einer ewigen unsichtbaren Welt. Jedenfalls hat die Kirche zu allen Zeiten hier ungelöste Aufgaben gefunden. Aus dem Bemühen um ihre Lösung ist die Theologie erwachsen. Seit den Zeiten der Gnostiker haben kirchliche Theologen immer von Neuem den Versuch unternommen, die Erinnerungen, Erfahrungen und Hoffnungen des Glaubens zu einem abgeschlossenen Gedankensystem zu verarbeiten. Dabei mußte der Inhalt des Glaubens eingeschmolzen werden in das Wissen der Zeit, da jedes Jahrhundert seine eignen Erkenntnisse besaß und in seinen eignen Formen dachte. War die Zeitbildung im Wesentlichen idealistisch wie am Anfang des 19. Jahrhunderts, so bestand eine gewisse Wahlverwandtschaft zwischen der profanen Spekulation und den Gedankenbildungen des Neuen Testaments, die es den Theologen möglich machte, sich auf weite Strecken der spekulativen Gedankenarbeit der neutestamentlichen Schriftsteller anzuschließen. Ist dagegen wie in der Gegenwart die weltliche Wissenschaft wesentlich empirisch gerichtet, so entfremdet sich der Theologe der Bildung seiner Zeit in demselben Maße, als er sich bei der gedankemäßigen Verarbeitung seiner religiösen Erinnerungen, Erfahrungen und Hoffnungen von den metaphysischen Voraussetzungen und Ideen des Neuen Testaments leiten läßt. Da die Theologie aber darauf angewiesen ist, sich mit den jeweilig lebenden Menschen zu verständigen, so werden selbst Theologen, die für ihre Person

die Metaphysik des Neuen Testaments annehmbar finden, dieselbe doch zurücktreten lassen und jene primären Elemente des Glaubens zum Ausgangspunkt für eine Verständigung mit der weltlichen Bildung wählen. Dabei ergeben sich nun aber ganz erhebliche Schwierigkeiten. Die Erfahrungen, Erinnerungen und Hoffnungen des christlichen Glaubens sind im Neuen Testament vielfach so fest in die spekulativen Darstellungsformen eingewickelt, daß sie sich aus ihnen kaum rein und unverletzt herauslösen lassen. So ist beispielsweise die einzigartige Stellung Christi zu Gott, die für die christliche Gemeinde eine unverrückbare Erfahrung des Glaubens ist, in Folge einer eigenthümlichen Problemverschlingung ausgedrückt durch die spekulative Idee der Präexistenz, sodaß jede Kritik dieser Idee als ein Zweifel an der Wirklichkeit jener Erfahrung empfunden wird. In der Schwierigkeit der Aufgabe, die dem Glauben unentbehrlichen Erinnerungen, Erfahrungen und Hoffnungen von ihrer spekulativen Darstellungsform loszulösen, findet sich die Hauptquelle aller kirchlichen Kämpfe, soweit sie rein religiöser Art sind und nicht zugleich kirchenpolitische Machtfragen zum Austrag bringen sollen. Solche Kämpfe hat die kirchliche Theologie zu allen Zeiten zu bestehen gehabt, und sie könnten nur verschwinden, wenn die Kirche darauf verzichtete, sich mit der jeweiligen profanen Bildung auseinanderzusetzen. Damit würde sie aber sich selbst aufgeben.

Die Theologie, wie die Kirche sie braucht, um sich zu schützen gegen eine willkürliche und ungeschichtliche Auslegung der Bibel, ist weniger eine Wissenschaft als eine Kunst, die Kunst nämlich, die Bibel in der Ausgabe zu lesen, welche die Geschichte der Kirche in die Hand gelegt hat. In dieser Ausgabe sind gewisse Erfahrungen, Erinnerungen und Hoffnungen durch leicht in die Augen fallenden Fettdruck stark hervorgehoben; Vieles ist durch Sperrsatz als bedeutungsvoll gekennzeichnet; ganze Bücher sind mit schlichten Typen gedruckt und manche Seiten sind so abgerieben und verwischt, daß nur ein geübtes Auge sie zu entziffern vermag. Die kirchliche Theologie pflegt die Kunst, dieses Buch zu lesen und zu verstehen und seinen Inhalt in den Formen der wechselnden Zeitbildung umzudenken, ohne daß von seiner Tiefe und Fülle etwas verloren geht.

4.

Die Theologie als die Kunst einer Schriftauslegung, für die lediglich die Ansprüche und Bedürfnisse der Kirche maßgebend sind, ist an den Forderungen moderner Wissenschaft gemessen nichts

weiter als die alte Scholastik in neuem Gewande. Aber mit einer Scholastik kann sich der Protestantismus nicht zufriedengeben; dagegen sträubt sich der „historische Sinn“, der ihm „als eine unverlierbare und verantwortungsvolle Mitgift aus seiner Entstehungszeit eigen ist.“*) In der Mittagszeit des 5. Juli 1519, während seiner Disputation mit Eck vertiefte sich Luther in die Geschichte des Konstanzer Konzils und nach der Wiederaufnahme der Verhandlungen widerrief er, überwältigt durch die Macht geschichtlicher Thatsachen, seine leidenschaftliche Abjage an die Böhmen, mit denen ihn Eck zusammengestellt hatte, und erklärte, daß unter den Sägen des Hus und der Böhmen sich viele fänden, die durchaus christlich und evangelisch seien: Er beugte sich unter den kategorischen Imperativ seines historischen Gewissens, trotzdem er sich voll bewußt war, daß er durch das Zugeständniß seiner Uebereinstimmung mit den verhaßten Böhmen seine Popularität aufs Spiel setzte. Seit jener entscheidenden Stunde ist der geschichtliche Sinn eine Macht in der Geschichte des Protestantismus. Die protestantischen Theologen haben durch ihre Berufung auf die Thatsachen der Geschichte das Recht evangelischen Christenthums gegenüber den päpstlichen Ansprüchen vertheidigt; sie können sich ihrer Macht nicht entziehen, wenn sie ihnen unbequem und störend sind. Sie sind daher in ihrer Arbeit gebunden an die Methoden und Grundsätze, mittels deren die historisch-philologischen Wissenschaften zu einer sichereren Erkenntniß der geschichtlichen Wirklichkeit gelangen.

Wenn die Theologie streng nach wissenschaftlichen Grundsätzen verfahren muß, so konnte sie der Bibel nur solange von vornherein die einzigartige Stellung einräumen, die sie für den evangelischen Glauben einnimmt, als sich die historische Forschung noch nicht auf die außerschristlichen Religionen ausgedehnt hatte. Seitdem die vergleichende Religionsgeschichte ins Leben getreten ist, rückt auch für die wissenschaftliche Theologie die Bibel grundsätzlich auf eine Linie mit dem Koran, den Vedea, dem Zend-Avesta und allen Büchern, die für die übrigen Religionen die Auktorität heiliger Schriften gewonnen haben. Die Wissenschaft sieht in ihr nichts als die authentische Urkunde der christlichen Religion, wie sie jene andern Bücher als Quellen für die wissenschaftliche Erkenntniß der außerschristlichen Religionen werthet. Diese Schätzung der heiligen Schrift müßte für den evangelischen Glauben unbedingt tödtlich

*) Kade, Die Bedeutung des geschichtlichen Sinnes im Protestantismus. 3i. f. Theol. u. Kirche 1900. Heft II.

sein, wenn sie praktische Folgen hätte. Aber es handelt sich hier lediglich um eine Annahme methodischer Art. In Wirklichkeit wird die einzigartige Stellung der Bibel dadurch nicht berührt, solange die christliche Religion ihre unvergleichliche Hoheit gegenüber den anderen Religionen behauptet. Erweist sie sich ihnen gegenüber als die Wahrheit, so ist zugleich der einzigartige Werth der biblischen Schriften sichergestellt. Die Wahrheit der christlichen Religion wird aber nicht durch die Argumente der Wissenschaft bewiesen, sondern durch die Thatfachen der Geschichte; und durch die geschichtliche Entwicklung ist jedenfalls so viel klar geworden, daß von allen vorhandenen Religionen das Christenthum die höchste geistige Energie entbunden hat. Wer die Geschichte kennt, kann nicht im Zweifel darüber sein, daß die Zukunft der Menschheit durch die christlichen Nationen bestimmt wird. Trotz der prinzipiellen Gleichstellung der Bibel mit den übrigen Religionsbüchern seitens der Wissenschaft wird sie in Wirklichkeit genau so hoch über den letzteren stehen, wie die christlichen Nationen an sittlicher Kraft und religiösem Ernst die heidnischen Völker überragen.

Aber wenn die theologische Wissenschaft die Bibel in die Reihe der anderen Religionsbücher stellt, so geht sie damit schon auf eine von der Kirche gemachte Voraussetzung ein; sie nimmt eine Sammlung historischer Urkunden von sehr verschiedenem Werth und Charakter als ein Ganzes, weil sie ihr durch die Geschichte der Kirche in diesem Zusammenhang dargeboten werden. Aber sie konnte das nur solange, als ihr nicht die Frage vorgelegt wurde: warum heben sich diese Schriften in dieser eigenthümlichen Verbindung aus der gesammten übrigen Literatur heraus? Vor diese Frage gestellt, wurde sie durch den „geschichtlichen Sinn“ gezwungen, die Geschichte des Kanon zu untersuchen und die Motive und Umstände, die zu seiner Bildung geführt haben, ans Licht zu stellen. Das geschah, als Richard Simon, Priester des Oratoriums in Paris (gest. 1712), eine rein historisch-philologische Behandlung der biblischen Schriften einleitete in der Absicht, die von den Protestanten betonte Auktorität der Bibel zu erschüttern. Er trennte das Neue Testament vom Alten und schied auf Grund textkritischer Untersuchungen nicht nur einzelne Stücke des ersteren als unkanonisch aus, sondern stellte auch Fragen wie die nach dem Verfasser und der kanonischen Geltung des Hebräerbriefes. So heftig die protestantischen Theologen gegen diesen mit umfassender Gelehrsamkeit ausgerüsteten Gegner zu Felde zogen, — sie mußten

auf seine Fragestellungen eingehen, schon um ihn zu widerlegen, und ganz allmählich, aber mit unausweichlicher Folgerichtigkeit wurde die Theologie zu dem gedrängt, was man Simon vorwarf, „die heiligsten Bücher ganz so wie Schriften irgend eines profanen Autors zu behandeln“. Baur und seine Schüler haben diese Stufe wissenschaftlicher Freiheit erreicht. Sie haben bei ihren neutestamentlichen Studien alle Rücksichten auf die kirchlichen Bedürfnisse und Ansprüche der Gegenwart bei Seite geschoben und die Schriften des Neuen Testaments lediglich als Urkunden der Entwicklung des Urchristenthums zur katholischen Kirche behandelt. Aber trotzdem stand die Tübinger Schule in doppelter Hinsicht unter der Nachwirkung kirchlicher Voraussetzungen. Indem sie die Schriften des Neuen Testaments als die wirksamen Faktoren in dem Entwicklungsprozeß des Urchristenthums zur katholischen Kirche ansah und diesen Prozeß also zu einem wesentlich litterargeschichtlichen machte, theilte sie die kirchliche Anschauung von der *efficacia scripturae*: man traut der Schrift als solcher den entscheidenden Einfluß auf die Entstehung und Entfaltung des religiösen Lebens zu. Wenn ferner die Schule Baur's glaubte, im Neuen Testament alle Urkunden bei einander zu haben, an denen der Katholisirungsprozeß des Urchristenthums bis zu seinem Abschluß zu verfolgen sei, so kehrt damit die kirchliche Voraussetzung von der *sufficientia scripturae* in historischem Gewande wieder; Baur konnte sich nicht von dem Vorurtheil losmachen, als ob Alles, was zur wissenschaftlichen Erkenntniß der Geschichte des Urchristenthums nöthig sei, im Neuen Testament enthalten sein müsse, wie die kirchlichen Theologen darin das zureichende Material zur christlichen Glaubenserkenntniß fanden. Diese Nachwirkungen kirchlicher Voraussetzungen sind erst überwunden in einem Werke, das der kirchlichen Tradition im Einzelnen die größten Zugeständnisse macht, in Harnack's *Urchristlicher Literaturgeschichte*. Hier ist das Band gelöst, das die Bücher des Neuen Testaments zu einer Einheit zusammenschloß, und die einzelnen Schriften werden behandelt als Produkte einer weit über die Grenzen des Kanon hinausgreifenden Literaturgeschichte. Damit hat die Theologie den Standpunkt gewonnen, zu dem sie als historische Wissenschaft von ihren Voraussetzungen aus nothwendig gelangen mußte. Sie muß die neutestamentlichen Schriften in ihrem Zusammenhang mit der gesammten übrigen Literatur des Urchristenthums begreifen und die Geschichte vergessen, welche diese Schriften in ihrer Vereinigung in der christlichen

Kirche gehabt haben. Was die Kirche unter dem Einfluß ihrer geschichtlichen Entwicklung heute aus dem Neuen Testament herausliest, ist der historischen Theologie durchaus gleichgültig; sie muß es als ihre einzige Aufgabe betrachten, die biblischen Schriften so zu lesen, wie sie von ihren Verfassern gedacht und niedergeschrieben sind. Aber mit der Lösung dieser Aufgabe hat sie doch nur eine Vorarbeit gethan. Sie kann die Erzeugnisse der altchristlichen Literatur nicht als Kunstwerke würdigen, die ihren Werth in sich selbst haben und durch ihre Form Gegenstand ästhetisch-wissenschaftlichen Interesses sind. Ihre Untersuchung kann daher für die Theologie nicht Selbstzweck sein, sondern nur Mittel zu dem Zweck, ein klares Bild von der Entstehung des Urchristenthums und seiner Entwicklung zur katholischen Kirche zu gewinnen. Es handelt sich letztlich gar nicht um Literaturgeschichte, sondern um Religionsgeschichte, um die Erkenntniß und das Verständniß des religiösen Lebens, dessen Urkunden eben in der altchristlichen Literatur erhalten sind. Dieses Leben aber hat sich nur zum allergeringsten Theil durch literarische Erzeugnisse erhalten und fortgepflanzt; die Triebkraft seiner Entwicklung ist vielmehr die lebendige Verkündigung des Evangeliums von Mund zu Mund, von Person zu Person gewesen. Der lediglich nach historischen Grundsätzen und Methoden arbeitenden Theologie dienen die neutestamentlichen Schriften im Zusammenhang mit der übrigen altchristlichen Literatur, um das reich quellende geistige Leben einer großen Vergangenheit zu verstehen; aber sie hat weder die Aufgabe noch die Mittel, aus dem Neuen Testament die Gedanken und Erinnerungen zu erheben, deren Verkündigung das religiöse Leben der Gegenwart zu seiner Erhaltung und Entfaltung nicht entbehren kann. Die Kirche kann durch eine solche Theologie unmittelbar kaum etwas gewinnen und wird ihre Arbeit immer mit einem gewissen Mißtrauen ansehen, weil sie Alles dabei verlieren kann.

Nach zwei Richtungen birgt die rein historische Theologie schwere Gefahren für das kirchliche Leben in sich. Sie kann unter Umständen das geschichtliche Recht der evangelischen Kirche in Frage stellen. Dieses Recht ist in der Ueberzeugung begründet, daß die christliche Gemeinde der Gegenwart die legitime Fortsetzung der religiösen Gemeinschaft ist, deren geistiges Leben in den Urkunden des Neuen Testaments sich einen Ausdruck geschaffen hat. Nun besteht die Möglichkeit, daß die historische Theologie von dem religiösen Leben der neutestamentlichen Gemeinden ein Bild

entwirft, in dem die christliche Gemeinde der Gegenwart sich nicht wiederzuerkennen vermag. Sie kann in dem stark hervortretenden Enthusiasmus, in der hochgespannten Erwartung des Weltgerichtes und des Weltunterganges, in dem Dämonenglauben und anderen Erscheinungen wesentliche Züge des Urchristenthums erkennen und dieselben so kräftig betonen, daß das Gesamtbild des religiösen Lebens der neutestamentlichen Zeit einen protestantischen Christen von heute im höchsten Grade fremdartig anmuthet. Die christliche Gemeinde der Gegenwart würde sich dann zu Unrecht auf das Neue Testament berufen und ihre andersartigen Erfahrungen und Hoffnungen nur durch starke Umdeutung der dort herrschenden Anschauungen rechtfertigen können.

Wichtiger aber ist ein zweites. Der christliche Glaube lebt von der Erinnerung an die Geschichte seines Ursprungs. Das Evangelium, durch dessen Verkündigung er fort und fort sich neu erzeugt, ist die Geschichte vom Leben und Leiden des Stifters der christlichen Religion. In dieser Geschichte zeichnet sich der Charakter des christlichen Gottes ab. Gelingt der wissenschaftlichen Theologie der Nachweis, daß sie stark mit mythischen Elementen durchsetzt ist, daß die Wundererzählungen freie Gebilde der Phantasie sind und nicht Erinnerungen, deren Kern eine wirkliche Thatfache bildet, daß etwa die Auferstehung Christi nicht als ein geschichtliches Ereigniß gelten kann, so ist damit die christliche Glaubensanschauung stark alterirt oder vielleicht ganz zerstört. Aber selbst wenn die Wissenschaft die Thatfachen des Lebens Jesu nur in eine andere Beleuchtung rücken sollte, so müßte der Glaube sich dadurch verletzt und beunruhigt fühlen. Und das kann garnicht ausbleiben. Denn während der naive Glaube ein Interesse daran hat, in allen Ereignissen ein möglichst deutliches und unmittelbares Eingreifen Gottes zu erkennen, ist es die Aufgabe der wissenschaftlichen Theologie, die natürlichen Faktoren der geschichtlichen Entwicklung ans Licht zu stellen, und während für den Glauben die Thatfachen den höchsten Werth haben, die sich als Erweise der ewigen Würde Christi deuten lassen, legt die Wissenschaft allen Nachdruck auf solche Ereignisse, durch welche die menschliche Entwicklung Jesu verständlich wird.

Eine lediglich nach historisch = philologischen Grundsätzen arbeitende Theologie kann also den Ansprüchen und Bedürfnissen des evangelischen Glaubens nicht genügen. Sie hat einfach die Geschichte des Urchristenthums zu schreiben, und da man eine

geschichtliche Entwicklung nur darstellen kann, indem man die Veränderungen und Wandlungen der Verhältnisse und Anschauungen aufzeigt, so muß sie nothwendig in dem Bilde der urchristlichen Religion die Züge stärker hervortreten lassen, durch die sie sich von dem evangelischen Glauben der Gegenwart unterscheidet, als diejenigen Momente, in denen die Einheit zum Ausdruck kommt. Dazu bedroht sie unansgeßt die Sicherheit der evangelischen Verkündigung, indem sie die Erinnerungen an Christus einer kritischen Sichtung unterzieht. Sie weist gerade die Aufgabe von sich ab, zu deren Lösung die Kirche einer Theologie bedarf: Das Neue Testament unter den Gesichtspunkten zu lesen, die durch die Geschichte der christlichen Kirche für dessen Verständniß maßgebend geworden sind.

5.

Daß diese Entwicklung der wissenschaftlichen Schriftauslegung von seiten kirchlicher Kreise mit Sorge und Mißtrauen angesehen wird, ist nur allzu begreiflich. Man kann in der That sehr ernstlich die Frage aufwerfen, ob einer solchen Theologie gegenüber die Auktorität der Bibel für den Glauben der Gegenwart auf die Dauer aufrecht zu erhalten ist. Und das ist die Lebensfrage des Protestantismus, der mit der Auktorität der Bibel steht und fällt. Aber wie die Antwort darauf auch ausfallen mag, — jedenfalls ist diese Entwicklung der Theologie zu einer rein historischen Wissenschaft durch keine Macht der Welt wieder rückgängig zu machen. Es kann sich nur darum handeln, ob sie, bis zu ihren letzten Konsequenzen durchgeführt, jede den Bedürfnissen des christlichen Glaubens entsprechende Auslegung der Bibel nothwendig entwerthen und vernichten muß, indem sie ihre eigne Betrachtungsweise als die allein berechnete nachweist. Für den evangelischen Glauben ist es daher von der größten Wichtigkeit, die Grenzen der wissenschaftlichen Schriftforschung zu bestimmen.

Sie hat ihre Grenzen schon auf dem Gebiet der literarischen Kritik. Wenn sie die neutestamentlichen Schriften als einen Ausschnitt aus der urchristlichen Literatur behandelt und unter ihnen solche aufzeigt, die wie der 2. Petrusbrief oder die Epistel des Judas sich weder durch ihr Alter noch durch ihren religiösen Werth vor außerkanonischen Büchern wie dem 1. Brief des Klemens oder der „Lehre der zwölf Apostel“ auszeichnen, so scheint damit die Auktorität des Kanon aufgehoben zu sein. Denn warum soll ein

Buch, weil es „zufällig“ im Kanon steht, eine höhere Auktorität beanspruchen können als ein anderes gleichaltriges und gleichwerthiges Produkt der altchristlichen Literatur? Theoretisch ist dieser Einwand allerdings vernichtend, praktisch ist er ohne Gewicht. Denn er bezieht sich auf wenige untergeordnete Schriften des Neuen Testaments, die niemals auf das Leben der christlichen Gemeinde einen tiefer greifenden Einfluß ausgeübt haben. Er besagt weiter nichts, als was durch die Kanongeschichte längst zur Anerkennung gebracht ist: daß die Grenze zwischen den kanonischen Schriften und der übrigen altchristlichen Literatur eine fließende ist. Neuerdings taucht hier und da die Befürchtung auf, daß durch neue Funde Geschichtsquellen aufgedeckt werden könnten, durch welche die neutestamentlichen Schriften entwerthet würden. Aber diese Befürchtung ist grundlos. Die historische Theologie ist eine Kulturwissenschaft. „In allen Kulturvorgängen aber verkörpert sich ein vom Menschen anerkannter Werth, um dessentwillen sie entweder hervorgebracht oder, wenn sie schon entstanden sind, gepflegt werden.“*) Um bei der unübersehbaren Fülle menschlich geschichtlichen Lebens ihren Stoff sicher zu begrenzen, müssen die Kulturwissenschaften bestimmte Werthmaßstäbe zur Anwendung bringen. Objekt der Wissenschaft können nur solche Ereignisse werden, deren Werth entweder von allen Gliedern einer Gemeinschaft anerkannt oder deren Anerkennung ihnen zugemuthet wird. Welche Ereignisse und Ideen aus der Entstehungszeit des Christenthums allgemein in ihrem Werth anerkannt sind, drückt sich am deutlichsten in der Kanonisirung der neutestamentlichen Schriften aus. Die wissenschaftliche Theologie würde den sichersten Maßstab für die Werthung ihrer Objekte aus den Händen geben, wenn sie die im Neuen Testament erhaltenen Urkunden für die Geschichte des Urchristenthums gegenüber den außerkanonischen Evangelien und Apostelgeschichten zurückstellen wollte. Sie würde damit das Urtheil der urchristlichen Gemeinden darüber, welche Thatfachen und Erfahrungen für die Entstehung und Entwicklung des ursprünglichen Christenthums von Bedeutung gewesen sind, ignoriren und dagegen eine Beurtheilung der Ereignisse aus großer zeitlicher Entfernung geltend machen, bei der die Subjektivität des Forschers stark in die Waagschale fällt und die keineswegs mit dem Anspruch wissenschaftlicher Sicherheit auftreten dürfte. In Wirklichkeit verdankt die wissenschaftliche Theologie der

*) Nidert, Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft. S. 20 ff.

Kanonisirung der neutestamentlichen Schriften die Erhaltung der werthvollsten geschichtlichen Urkunden des Urchristenthums.

Das dürfte gegenwärtig immer weitere Anerkennung finden. Zur Zeit erscheint der evangelische Glaube viel mehr dadurch gefährdet, daß die historische Theologie auf Grund der im Neuen Testament enthaltenen Urkunden ein Bild von dem Leben der urchristlichen Gemeinden zeichnet, welches durch eine Fülle barocker Züge sich von dem Gemeindecristenthum der Gegenwart von Grund aus unterscheidet. Man zeigt uns enthusiastisch erregte Gemeinschaften, deren ganzes Leben sich dreht um den einen Gedanken an die nahe Wiederkunft Christi zur Aufrichtung seines Reiches und das seine ungeheure Spannung entlädt in den wunderbarsten Geisteswirkungen. Man weist nach, wie fest ihr Glaube verwachsen ist mit dem Aberglauben ihrer Zeit und daß selbst Männer wie Paulus ihre religiösen Erfahrungen sich nur klar machen konnten in den überlebten Denkformen einer längst veralteten Bildung. Die Differenz zwischen der Religion des Neuen Testaments und der Frömmigkeit des Protestantismus selbst in seinen orthodoxesten Vertretern erreicht fast die Schärfe eines durchgreifenden Gegensatzes. Dem gegenüber ist auf die Thatsache hinzuweisen, daß alles wirkliche Verständniß des Urchristenthums von Gelehrten erarbeitet ist, die mit ihrem religiösen Empfinden im heutigen Protestantismus wurzeln oder wenigstens in ihrer persönlichen Entwicklung den Einfluß des evangelischen Glaubens erfahren haben. Darnach wird man in der Zugehörigkeit zu der christlichen Gemeinde der Gegenwart die nothwendige Bedingung für eine verständnißvolle Erfassung des Urchristenthums sehen müssen. Ohne die religiösen Erfahrungen und Vorstellungen, in die er als Glied der christlichen Gemeinde hineingewachsen ist, bleibt dem Theologen die Religion des Neuen Testaments ein unlösbares Räthsel. Er darf die Geschichte des Christenthums nicht kennen, wenn er das Urchristenthum objektiv darstellen will; aber er könnte das Urchristenthum nicht verstehen, wenn er selbst nicht ein Produkt seiner geschichtlichen Entwicklung wäre. Darnach muß die Einheitlichkeit der Entwicklung stärker sein als die Verschiedenheiten der einzelnen Epochen. Jede wissenschaftliche Darstellung des Urchristenthums, die in seinem Bilde die charakteristischen Züge des Christenthums der Gegenwart nicht wiedererkennen läßt, darf als einseitig beurtheilt werden. Wenn ein Maler das Jugendportrait eines alternden Mannes nach verblassten Photographien und zufällig erhaltenen Silhouetten dar-

zustellen versucht, ohne an der lebenden Persönlichkeit den Ausdruck der Augen, die Wölbung der Stirn, die Haltung des Kopfes, das Mienenspiel beim Sprechen studirt zu haben, so wird er schwerlich ein lebensvolles Gemälde schaffen. Vielmehr liegt das Kriterium für den Werth seiner Arbeit darin, ob man in dem Portrait des Jünglings die charakteristischen Züge aus dem Angesicht des Mannes wiederzuerkennen vermag. So müssen in dem Bilde des jugendlichen Christenthums, wie es die historische Theologie zeichnet, neben den Verschiedenheiten die wesentlichen Eigenthümlichkeiten der entwickelten Religion hervortreten. Sonst ist es das Gemälde eines Stümpers, der das Unwesentliche mit photographischer Genauigkeit nachgebildet hat und das Wesentliche nicht zu erfassen vermochte.

Am seiner verwundbarsten Stelle aber wird der evangelische Glaube getroffen durch das Unternehmen der historischen Theologie, eine den Ansprüchen der Wissenschaft genügende Biographie Jesu zu schreiben. Dann ergiebt sich nicht nur die Unvereinbarkeit der synoptischen mit der johanneischen Tradition; es zeigt sich vor Allem, daß die Berichte durchaus nicht genügendes Material bieten, um den äußeren Verlauf des Lebens Jesu in seinem pragmatischen Zusammenhang völlig zu begreifen, geschweige denn seinen inneren Entwicklungsgang verständlich zu machen. Die natürlichen Faktoren eines zusammenhängenden Geschichtsverlaufes sind aus den Berichten der Evangelien in den seltensten Fällen genau zu erkennen; dagegen treten zahlreiche Ereignisse aus der Analogie der sonst bekannten geschichtlichen Vorgänge heraus und tragen das Gepräge des Wunderbaren. Was aber von dem Leben und der Persönlichkeit Jesu mittels rein historischer Methode verständlich zu machen ist, entspricht wenig dem Bilde Christi im evangelischen Glauben. Er erscheint darnach im Gewande seiner Zeit als ein edler Jude von hochfliegender Idealismus und ruhiger Würde, dessen Denken und Reden durchaus bedingt ist durch seine jüdische Nationalität und seine orientalische Geistesrichtung. Dieser ideale Jude hat mit dem Christus des evangelischen Glaubens nichts gemein. Ist dieses Jesusbild wirklich ein unansechtbares Ergebnis wissenschaftlicher Arbeit, dann ist es um das Christenthum geschehen. Aber ein Resultat der Wissenschaft ist es eben nicht. Wer die Evangelien als Quellen für eine wissenschaftliche Biographie Jesu verwerthen zu können glaubt, steht unbewußt noch unter dem Banne der altkirchlichen Inspirationslehre. Durch sie wurden die Theologen dazu angeleitet, die evangelischen Berichte wie diplomatische

Urkunden zu behandeln, in denen jedes Wort und jeder Satz in seinem strengsten Sinne zu fassen ist und für die freischaffende Phantasie liebender Erinnerung kein Raum bleibt. In Wirklichkeit enthalten die Evangelien die Predigt der Jünger von Christus. Wir haben in ihnen nicht objektive Berichte unparteiischer Augenzeugen, sondern die lebendigen Erinnerungen begeisterter Anhänger, die reden mußten von dem, was sie gesehen und gehört hatten. Und was sie zu Zeugen des Lebens Jesu machte, war die feste Ueberzeugung von seiner Auferstehung. Strauß hat es auf seinem Standpunkt beschämend gefunden für den menschlichen Stolz, „daß alle Worte und Lehren Jesu wie einzelne Blätter im Winde verweht worden wären, hätte nicht der Wahnglaube an die Auferstehung sie als ein derber, handfester Einband zusammengefaßt und erhalten.“ Er hat die für ihn unbequeme Thatsache richtig erkannt und anerkannt. Wer wie er die Ueberzeugung der Jünger von der Auferstehung Jesu für einen Wahnglauben hält, kann ihren Berichten über sein Leben nicht das mindeste Vertrauen entgegenbringen. Denn unter dem Einfluß dieser ungeheuerlichen Anschauung mußten sich ihnen alle Verhältnisse des Lebens Jesu ins Phantastische verschieben. Will man trotzdem nach der Erzählung der Evangelien auf kritischem Wege die geschichtliche Wirklichkeit ermitteln, so begiebt man sich auf den schwankenden Boden von Vermuthungen und Hypothesen, die immer subjektiv bedingt bleiben und niemals als sichere Ergebnisse der Wissenschaft gelten können. Die Wissenschaft hat sich selbst aufgehoben. Aber auch wer den Glauben der Jünger theilt, muß damit rechnen, daß er in den Evangelien die Erinnerungen persönlich interessirter Anhänger Jesu findet, die seine Thaten und Schicksale mit andern Augen ansahen als die Pharisäer und die Sadducäer. Er wird Jesus grundsätzlich die Wunder zutrauen, die von ihm erzählt werden; aber er wird sich in jedem einzelnen Fall fragen müssen, ob die Verehrung der Jünger nicht auch in einem natürlichen Ereigniß ein Wunder gesehen, ob sich in ihrer Erinnerung nicht manches verschoben oder verklärt hat. So wird auch er darauf verzichten müssen, eine wissenschaftlich zureichende Biographie Jesu zu schreiben. Wenn trotzdem von beiden Seiten immer wieder der Versuch dazu gemacht wird, so entspricht das nur einem wissenschaftlichen Bedürfniß; denn dabei wird immer dieser oder jener Zug der Persönlichkeit Christi in eine neue Beleuchtung treten und sein Charakterbild um einige Nuancen bereichert werden. Nur daß eine solche Biographie

lediglich den Werth einer heuristischen Hypothese hat und niemals als unanfechtbares Resultat wissenschaftlicher Arbeit auftreten darf.

Die historische Theologie als Bibelforschung hat also ihre ganz bestimmten Grenzen, die sie nicht überschreiten kann, ohne sich selbst zu vernichten. Sie kann sich in ihrem Urtheil über den Quellenwerth der neutestamentlichen Schriften nicht losmachen von dem Urtheil, das die urchristlichen Gemeinden durch ihre Kanonisirung darüber gefällt haben. Die persönliche Theilnahme des wissenschaftlichen Theologen am religiösen Leben der christlichen Gemeinde der Gegenwart bleibt die nothwendige Bedingung für ein richtiges Verständniß der Urchristenthums. Alles sichere Wissen hört auf, wenn die historische Theologie ein Bild der Persönlichkeit Christi zu zeichnen versucht, durch welches das Erinnerungsbild seiner Jünger, wie es die Evangelien aufbewahren, durchgreifend corrigirt werden soll. Innerhalb dieser Grenzen aber ist ihre Arbeit für den evangelischen Glauben von unschätzbarem Werth; trifft doch das letzte Interesse des Glaubens zusammen mit der höchsten Aufgabe der Theologie: die religiösen Persönlichkeiten zu verstehen, deren inneres Leben in den biblischen Urkunden zur Erscheinung kommt. Was der einzelne Christ bei seiner häuslichen Erbauung und was die christliche Gemeinde beim öffentlichen Gottesdienst in der Bibel sucht, ist nicht Belehrung über Gott und Welt durch die Mittheilung theoretischer Wahrheiten, sondern Belebung des persönlichen Vertrauens auf Gott durch das Zeugniß religiöser Persönlichkeiten von ihren Glaubenserfahrungen. Hinter jeder Schrift der Bibel steht eine solche Persönlichkeit, mag ihr Name und ihre Lebensgeschichte uns auch unbekannt sein, in ihren inneren Erlebnissen ist sie uns verwandt, und an ihren Erfahrungen, Erinnerungen und Hoffnungen klärt und vertieft sich unser Glaube. Diese Persönlichkeiten in ihrem religiösen Leben zu verstehen, ist die höchste Aufgabe der wissenschaftlichen Theologie. Voraussetzung für ihre Lösung ist, daß sie die biblischen Schriften nimmt als das, was auch der christliche Glaube in ihnen erblickt, als Zeugnisse wirklicher Erfahrungen, und nicht etwa versucht, die in ihnen bezeugten Erlebnisse in Illusionen aufzulösen. Auf Grund dieser Voraussetzung hat sie unter Wellhausens Führung uns ein Verständniß der Propheten erschlossen, durch das ganze Bücher des Alten Testaments zu einer lebendigen Quelle echter Erbauung geworden sind. Sie wird dieselbe Methode auf das Neue Testament anwenden und nicht meinen, Paulus oder Johannes verstanden zu haben, wenn sie ihre theologischen „Systeme“ in ihre Elemente auf-

gelöst und in ihrer Struktur bloßgelegt hat; sie wird vielmehr die theologische Gedankenbildung als etwas Sekundäres ansehen und nur als ein Mittel werthen neben andern, um das religiöse Leben zu verstehen, das sich in ihr spiegelt. Ihr Ziel ist und bleibt, den Menschen zu begreifen in seinem Verkehr mit Gott.

Allerdings wird sie als historische Wissenschaft alle biblischen Persönlichkeiten nur darstellen können als Kinder ihrer Zeit. Sie wird nachweisen, wie ihre religiösen Erfahrungen bedingt sind durch die geschichtlichen Verhältnisse und die geistige Bildung ihres Jahrhunderts, durch den Charakter und die Erziehung ihres Volkes, und wie die Darstellung ihres inneren Lebens mit den Gedanken und Begriffen einer überwundenen Kulturstufe verwachsen ist. Aber mit diesem zeitgeschichtlichen Verständniß der religiösen Persönlichkeiten hat sie den vollen Wahrheitsgehalt der Bibel keineswegs erschöpft. „In einem guten Buche stehen mehr Wahrheiten, als sein Verfasser hineinzuschreiben glaubte.“ Jeder wahrhaft schöpferische Geist, sei er Dichter oder Philosoph, eröffnet in seinen Werken Perspektiven, an die er selbst nicht gedacht hat. So sind sich die biblischen Schriftsteller der Tragweite ihrer Erfahrungen und Gedanken vielfach nicht bewußt gewesen. Es stehen mehr Wahrheiten in der Bibel, als ihre Verfasser hineinzuschreiben glaubten, und mit diesen Wahrheiten lassen sich religiöse Stimmungen, sittliche Probleme, geschichtliche Ereignisse durchleuchten, an die sie nicht gedacht haben. Wir lesen aus den Psalmen heute Empfindungen und Stimmungen heraus, die ihre Dichter nicht aussprechen wollten, weil sie ihnen selbst verborgen waren. Der Verfasser von Jes. 53 hat bei der Schilderung der Leiden des Knechtes Gottes gewiß nicht an den Tod Jesu gedacht; aber Jesus selbst hat in dem dort gezeichneten Dulder sein eignes Bild wiedererkannt und im Lichte dieses Prophetenwortes die Nothwendigkeit seines Todes zur Durchführung der Absichten Gottes begriffen. Wenn die kirchliche Theologie sich nicht genügen lassen wollte an der Inspiration der biblischen Schriftsteller, sondern auf einer Inspiration der heiligen Schriften bestand, so ist das nicht ganz ungerechtfertigt. In der Ausdrucksweise der orthodoxen Dogmatik dürfte man sagen: Der heilige Geist hat mehr Wahrheiten in die Bibel hineingeschrieben, als ihre Verfasser hineinzuschreiben meinten. Daraus folgt dann freilich, daß man den heiligen Geist haben muß, um diese Wahrheiten herauszulesen. N. a. W. es giebt keine wissenschaftliche Methode, um die über den Gesichtskreis der biblischen Schriftsteller hinausreichenden

Wahrheiten der Bibel zu erheben; dazu bedarf es der religiösen Intuition. Originale Persönlichkeiten von tiefer Glaubenserfahrung haben im Laufe der Kirchengeschichte immer neue Wahrheiten aus der Bibel herausgelesen und auf Grund des „Es steht geschrieben“ in Kraft und Leben umgesetzt. Von Origenes bis Athanasius, von Augustin bis Franziskus, von Luther bis Schleiermacher vollzieht sich in immer neuen Ansätzen eine Entwicklung, durch die der Wahrheitsgehalt der Bibel von den verschiedensten Seiten her zugänglich gemacht ist, ohne darum in seiner ganzen Fülle ausgemünzt zu sein. Diese Auslegung der Bibel durch die Geschichte vermag die wissenschaftliche Theologie weder durch ihre Kritik ins Unrecht zu setzen noch durch ihre Ergebnisse zum Abschluß zu bringen. Sie muß der lebendigen Religion ein Unrecht an die heilige Schrift zugestehen und es ihr überlassen, für die Wahrheit ihrer pectoralen Schriftauslegung mit dem Beweis des Geistes und der Kraft einzutreten. Sie wird die Auktorität der Bibel für den evangelischen Glauben nicht gefährden, wenn sie sich der Erkenntniß nicht verschließt, daß die Bibel nicht lediglich eine Sammlung von geschichtlichen Urkunden aus der Vergangenheit darstellt, sondern Faktor in einer geistigen Entwicklung ist, welche die Theologie mit ihrer wissenschaftlichen Arbeit wohl zu begleiten, aber nicht zu leiten vermag.

Das französische und das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch.*)

Von

Rudolph Sohm.

Die Rechtsentwicklung des XIX. Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des nationalen Rechts und des bürgerlichen Rechts. Am Anfang des Jahrhunderts steht der code civil des Français, am Ende des Jahrhunderts das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch als das hervorragendste Gesetzgebungswerk der Zeit. In beiden Gesetzbüchern ist zugleich der Gedanke des nationalen Rechts und des bürgerlichen Rechts verwirklicht worden.

Im Mittelalter war der nationale Gedanke in unserem Sinne unbekannt. Alle großen Bildungen des Mittelalters sind universionaler Natur. Das ganze romanisch-germanische Abendland bildete eine Einheit für das kirchliche, für das politische, für das geistige Leben. Ueberall herrschte die lateinische Kirche, die lateinische Literatur und in der Theorie wenigstens das vom deutschen Kaiser fortgesetzte lateinische Kaiserthum. Die Kreuzzüge, die größte Unternehmung des Mittelalters, waren ein Werk der von kirchlichen Beweggründen angetriebenen abendländischen lateinischen Ritterschaft. Während des ganzen Mittelalters war der Gedanke des römischen Weltreichs der vorherrschende. Es gab keinen Nationalstaat, sondern nur das Weltreich, innerhalb dessen allerdings zahlreiche partikuläre Staatsbildungen zur Entfaltung gelangten. Aber diese partikulären Staatsbildungen hatten keinen Gedanken hinter

*) Der obige Aufsatz ist (in französischer Uebersetzung) dem Internationalen Kongress für vergleichende Rechtswissenschaft vorgelegt worden, der am 31. Juli d. J. in Paris sich versammelte.

sich. Sie ruhten lediglich auf der nackten Thatsache der Herrschaft, der Gewalt des Fürsten. Gregor VII. erklärte deshalb alle Fürstengewalt für ein Werk des Teufels, für ein Werk lediglich der brutalen Selbstsucht. Auf einer Idee, und zwar auf der christlichen Idee, beruhte nur das Weltreich, welches, unter Oberherrschaft von Papst und Kaiser, zugleich die Kirche Christi bedeutete. Es gab grundsätzlich nur den Weltstaat, der mit der Weltkirche zusammenfiel. So gab es denn auch grundsätzlich kein nationales Recht, sondern nur das römische Weltrecht, dem das christliche Weltrecht (das kanonische Weltrecht) sich zugesellte. Dem Weltrecht standen eine Reihe von partikulären Rechten, von Landrechten, von Stadtrechten gegenüber, die auf den Zufälligkeiten geschichtlicher Bildung ruhten. Eine innere Berechtigung und Nothwendigkeit besaß nur das Weltrecht, das Recht der Christenheit: das römische und das kanonische Recht.

Aus dem Leben der romanisch-germanischen Welt des Abendlandes ist erst am Ende des Mittelalters das Völkerleben der Gegenwart hervorgegangen. Das XIV. und XV. Jahrhundert ist die völkergebärende Zeit. Damals entstand das Volksthum der Italiener, der Spanier, der Franzosen, der Engländer, der Deutschen. Die Führung ist überall einer geistigen, literarischen Bewegung zugefallen. Es entstanden die nationalen Literaturen und mit ihnen die Nationen. Die lateinische Sprache wich literarisch der Volkssprache, die lateinische Bildung wich der nationalen Bildung. Mit der Sprachentrennung des Schriftthums verband sich die Völkertrennung. Die Einheit des Abendlandes ward durch die Sonderung der Volksgeister aufgelöst. In Spanien, Frankreich, England trat der geistigen Bewegung ein Königthum machtvoll zur Seite, welches durch politische Einheit die nationale Einheit förderte. In Deutschland und Italien, wo eine leistungsfähige Centralgewalt fehlte, ward die Bildung der Nationalität lediglich durch die Literatur vollbracht. Ueberall aber kostete es schwere Kämpfe, um aus den universalen Bildungen des Mittelalters heraus zu neuen, dem nationalen Gedanken entsprechenden Gestaltungen zu gelangen.

Vom Mittelalter her bestand der partikuläre Staat. Es galt, ihn in einen Nationalstaat zu verwandeln. Vom Mittelalter her bestand partikuläres Recht. Es galt, nationales Recht daraus hervorzubringen. Die Zeit des Weltstaats und des Weltrechts war vorüber. Der Nationalstaat und das nationale Recht sollten

geschaffen werden. In der Arbeit zu diesem Ziele sind das XVI., XVII. und XVIII. Jahrhundert thätig gewesen. Zuerst ist das Ziel in Frankreich erreicht worden. Das Königsthum des ancien régime hatte bereits unaufhörlich an der Centralisirung und damit an der Nationalisirung des französischen Staates gearbeitet. Die französische Revolution von 1789 vollendete das Werk. Die Revolution kannte nur den Gedanken der Nation. In dem gewaltigen Feuer der revolutionären Bewegung gingen die partikulären Unterschiede zu Grunde. Die Picarden, die Bretagner, die Gasconner, die Männer von der Normandie und von der Provence, alle wurden sie zu Franzosen umgeschmiedet. Der französischnationale Gedanke war die Macht der französischen Revolution und ihr unvergängliches Erzeugniß. Das Erbe der Revolution hat Napoleon I. angetreten. Er verwirklichte den nationalen Einheitsstaat und entfesselte die Kraft des französischen Volksthum. Zum Nationalstaat gehört das nationale Recht. Auch hier hatte das französische Königsthum durch seine Ordonnanzen vorgearbeitet. Es galt, die coutumes, das bretagnische, das normannische, das Pariser Recht zu zerstören, um national-französisches Recht zu erzeugen. Das vollbrachte auf dem von der Revolution geschaffenen Boden Napoleon. Seine großen Gesetzbücher, an ihrer Spitze der code civil, schufen das einheitliche französische Recht, vor dem aller Partikularismus verschwindet. Es ist zweifellos, daß Napoleon bei seinem Vorgehen Friedrich den Großen zum Vorbild hatte. Auf die Abfassung des code civil hat das Dasein des preussischen Landrechts (von 1794) miteingewirkt. Aber der code civil ist dennoch ganz anderer Art als das preussische Landrecht. Nicht bloß hinsichtlich der Form (der code civil zeichnet sich aus durch imperatorische Kürze), sondern hinsichtlich seines Wesens. Zwischen beiden Gesetzbüchern liegt die Revolution. Das preussische Landrecht hat nichts vom nationalen Gedanken. Es ist nur preussisch gedacht, ja, es verwirklicht den preussischen Gedanken nur unvollkommen. Das preussische Landrecht will nur „allgemeines“ Landrecht für die preussischen „Staaten“ sein, d. h., es will nur gemeines preussisches Recht, nicht das einzige in Preußen geltende Recht bedeuten. Es tritt nur an die Stelle des alten gemeinen Pandektenrechts, des Weltrechts. Das Partikularrecht der preussischen Provinzen bleibt unberührt. Die Provinzen Preußens sind die in Preußen bestehenden „Staaten“. Noch in dem Staate Friedrichs des Großen fehlt der Gedanke des nationalen Einheitsstaates und damit des

nationalen Einheitsrechts. Dieser Gedanke ist erst durch die französische Revolution geschaffen und von Napoleon verwirklicht worden. Die Zeit des nationalen Rechtes war gekommen. Der code civil bedeutet das erste nationale Gesetzbuch.

In Deutschland ging die Entwicklung langsamer vor sich. Das aus dem Weltreichsgedanken hervorgegangene Deutsche Reich von früher fiel in Auflösung. Aus dem partikulären landesherrlichen Staat mußte der nationale Staat hervorgebracht werden. Um dieses Ziel ist noch durch das ganze XIX. Jahrhundert gekämpft worden. Preußen fiel die große Aufgabe zu, das Deutsche Reich zu schaffen. Die Erfolge Preußens wurden Erfolge des nationalen Gedankens. Das Deutsche Reich entstand. Dem Nationalstaat mußte ein nationales Recht gegeben werden. Die französische Gesetzgebung hat als Vorbild Einfluß geübt. Namentlich auf die Gestaltung des Prozeßrechts und des Strafrechts. Auch auf das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch. Das Entscheidende ist die Thatfache gewesen, daß in Deutschland wie in Frankreich der nationale Gedanke siegte. Der einzelne Staat war kein partikulärer Staat mehr, der nur als Bruchstück eines Weltstaats gedacht werden konnte. Der einzelne Staat war auf eine Idee gegründet, die alles Andere überflügelte, verschlang: die nationale Idee. Die Rechtsordnung dient als Bindemittel dieses Nationalstaats. Wie der code civil zur Gründung des französischen Einheitsstaates, so gehört das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch zur Gründung des Deutschen Reichs. Dem französischen folgte das deutsche nationale Gesetzbuch nach.

Das Aufsteigen des nationalen Gedankens fällt mit dem Aufkommen des Bürgerthums zusammen. Die Entstehung des Volkstums im XIV. und XV. Jahrhundert war eine Folge vom Auftreten des Bürgerthums. Das Bürgerthum trat aus der Stadt heraus, um die Welt des platten Landes zu erobern. Die neue Bildung, welche die Volksliteratur erzeugte, hatte ihren Sitz in den Städten. Der Adel war der Träger der universalen Gedanken des Mittelalters gewesen. Das Bürgerthum hat den nationalen Gedanken der Gegenwart hervorgebracht. Die Macht, durch die das Bürgerthum lebt, ist Handel und Verkehr. Der Verkehr fordert kraft seines Wesens die Bildung größerer wirthschaftlicher Kreise. Der Verkehr kann nicht partikularistisch sein. Er muß die wirthschaftliche Einheit des nationalen Körpers und damit auch politische und rechtliche Einheit fordern. Als die bürgerlich-kaufmännische

Geldwirthschaft den Sieg über die mittelalterliche Naturalwirthschaft herbeiführte, war die innere Nothwendigkeit des nationalen Einheitsstaates und des nationalen Rechtes der Gegenwart gegeben. In Frankreich griffen zunächst die Ordonanzen der Könige ein, um gewisse einheitliche Rechtsätze für Handel und Verkehr zu gewinnen. In Deutschland setzte sich die Aufnahme des römischen Rechtes als eines gemeinsamen deutschen Rechtes durch. Die Aufnahme des römischen Rechtes war ein Sieg des Bürgerthums. Das gemeine römische Recht war an erster Stelle Verkehrsrecht, da für Familienrecht, Erbrecht, auch das Recht der Grundstücke, die Partikularrechte zu einem großen Theile in Kraft blieben. Die Aufnahme des römischen Rechtes bedeutete praktisch die Schaffung eines einheitlichen deutschen Verkehrsrechtes, eines einheitlichen Rechtes, wie es das Bürgerthum begehrte, eines einheitlichen bürgerlichen Rechtes. Aber auf die Dauer vermochte das römische Recht den Anforderungen einer neuen Zeit nicht zu entsprechen. Im XIX. Jahrhundert sah Deutschland sich vor die Aufgabe gestellt, ein neues deutsches bürgerliches Recht (Verkehrsrecht) hervorzubringen. Zuerst ist die Aufgabe für das Handels- und Wechselrecht gelöst worden (Deutsche Wechselordnung von 1849, Allgemeines deutsches Handelsgesetzbuch von 1861). Dann ist endlich am Ende des XIX. Jahrhunderts das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch nachgefolgt. Das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch steht, wie unsere ganze Zeit, unter dem Zeichen des Verkehrs. Das Verkehrsinteresse ist das überwiegende Interesse. Auch in das Familien- und Erbrecht greift das Verkehrsinteresse ein. Der gutgläubige dritte Erwerber erscheint als die Hauptperson. Sein Interesse ist überall maßgebend. Der Gesichtspunkt der Sicherung des gutgläubigen Verkehrs ist mit bewunderungswürdiger Technik durchgeführt. Das Eigenthumsinteresse weicht dem Verkehrsinteresse. Die Kraft, mit welcher dieser Satz durchgeführt ist, stellt das eigenthümlich Neue am deutschen Bürgerlichen Gesetzbuche dar. Der Geist, welcher in diesem Gesetzbuche lebt, ist der Geist des Bürgers, des Städters, des Kaufmanns. Das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch bringt in Wahrheit inhaltlich städtisches, bürgerliches Recht. Auf städtischem Recht ruht das Reichsrecht der Gegenwart.

Es ist ganz zweifellos, daß der französische code civil einer gleichen Entwicklung seinen Ursprung verdankt. Der dritte Stand hat die französische Revolution, hat die französische Nation, hat den französischen Einheitsstaat, hat das französische Einheitsrecht geschaffen. Napoleon war der mächtige Herr und zugleich Diener

des dritten Standes. Auch der französische code civil ist das Werk des dritten Standes, des Bürgerthums. Auch der code civil enthält städtisches, bürgerliches Recht. Daher der freiheitliche, demokratische, bürgerliche Grundton, auf den der code civil ganz gerade so wie das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch gestimmt ist. Daher die Freiheit des Eigenthums, die Freiheit der Verfügung, das gleiche Erbrecht der Geschwister. Der Unterschied ist nur, daß der französische code civil weit rücksichtsloser, durchgreifender in der Durchführung der bürgerlich-liberalen Gedanken ist als das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch. Der code civil kennt keine Vorbehalte zu Gunsten des alten feudaliären Rechts. Das ganze feudalaristokratische Agrarprivatrecht der Vergangenheit war bereits durch die Revolution rasirt worden. Die feudalen Besitzverhältnisse waren auch auf dem platten Lande beseitigt worden, um überall die bürgerliche Freiheit und Gleichheit des Eigenthums durchzuführen. Anders im Deutschen Reich. Hier hat keine Revolution die alten Besitzverhältnisse mit einem Schläge umgeworfen. Hier giebt es noch Familienfideikomisse und Lehngüter. Obgleich die Masse der Lehngüter in Eigenthum verwandelt wurde, ward doch das frühere Lehngut kein freies bürgerliches Eigenthum, sondern durch die Rechte der Agnaten gebundener feudaler Besitz. Das Dasein des deutschen Landadels, aus dessen Reihen der Gründer des Deutschen Reiches, Fürst Bismarck, hervorging, ruht auf der Forterhaltung der unfreien Grundbesitzformen der alten Zeit. Das Einführungsgezet zum deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch trägt dieser Thatsache Rechnung. Es enthält eine Reihe von Vorbehalten zu Gunsten der Landesrechte. Das Wichtigste unter diesen Vorbehalten sind die Vorbehalte zu Gunsten der unfreien adeligen und bäuerlichen Grundbesitzformen. Das Bürgerliche Gesetzbuch selber kennt solche unfreien Formen grundsätzlich nicht. Nur landesrechtlich ist agrarisches, ländliches, nicht bürgerliches Privatrecht aufrecht geblieben. Die französische Revolution und folgeweise der code civil war radikal. Mit dem agrarischen Privatrecht ward aufgeräumt. Nur das bürgerliche, demokratische, liberale Privatrecht blieb übrig. In Deutschland kam es zu einem Kompromiß. Agrarisches Privatrecht ist landesrechtlich in Kraft geblieben und kann landesrechtlich fortgestaltet werden. Aber das Reichsprivatrecht ruht auf dem freiheitlichen, individualistischen Geist des Bürgerthums. Das Deutsche Reich, obgleich von einem König unter Führung eines Landedelmannes geschaffen, ist seinem Wesen nach dennoch gleich

dem französischen Einheitsstaate ein Werk des dritten Standes, des Bürgerthums.

Es ist von großem Interesse, den code civil des Français mit seinem nächsten großen Vorgänger, dem preussischen Landrecht, zu vergleichen. Das preussische Landrecht ist, dem Datum nach, nur zehn Jahre älter als der code civil. Aber das preussische Landrecht ist inhaltlich zu einem großen Theile längst veraltet, während der code civil noch heute in blühender Lebenskraft steht. Der code civil vollendet in den nächsten Jahren das erste Jahrhundert seines Bestehens. Gewiß, in einigen wenigen Punkten hat die spätere französische Gesetzgebung ändernd eingegriffen. In der Hauptsache aber ist der code civil noch heute von unverwüsthlicher Jugendkraft. Ein lebensmächtiges Gesetzbuch! Zweifellos ist eine Quelle seiner täglichen Verjüngung die französische Rechtswissenschaft. Die französische Jurisprudenz, welche einst dem Buchstaben des code gebunden gegenüberstand, hat heute ihre Freiheit sich erobert, die Freiheit, welche im Stande ist, aus dem Born des hundert Jahre alten Gesetzbuchs das ewig junge Recht der Gegenwart zu schöpfen. *) Aber die Wissenschaft allein vermag ein Gesetzbuch nicht jung zu erhalten. Wenn das preussische Landrecht uns im Wesentlichen anmuthet wie ein längst veraltetes Buch, so kommt es daher, daß in ihm der Geist des ancien régime, der Geist der alten Zeit, der Zeit vor der Revolution, der Zeit vor dem Siege der bürgerlichen Ideen lebendig ist. Es genügt ein Blick in die Rechtsätze des preussischen Landrechtes über die Standesverhältnisse, um sich davon zu überzeugen. Es genügt, die Worte zu lesen: „wer zum Bauernstand gehört, darf ohne Erlaubniß des Staates weder selbst ein bürgerliches Gewerbe treiben, noch seine Kinder dazu widmen“, oder: „der Adel ist zu den Ehrenstellen im Staate, wozu er sich geschickt gemacht hat, vorzüglich berechtigt“**), um den

*) Ein Beweistück für die Kraft dieser wissenschaftlichen Bewegung ist das interessante Buch von Dr. Gény, *Méthode d'interprétation et sources en droit privé positif*, Paris 1899. Das Buch handelt von der Bedeutung des Gewohnheitsrechts gegenüber dem code civil. Dem Gewohnheitsrecht wird die Fähigkeit zugeschrieben, das Gesetz zu ergänzen und näher zu bestimmen (wenngleich nicht, es formell aufzuheben). Der Grundgedanke ist, daß das Recht lebt und sich fortentwickelt im Zusammenhang mit der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse, und daß es die Aufgabe der Wissenschaft ist, dies neue Recht aus dem alten Buchstaben hervorzubringen. Dem Buch geht eine geistvolle Vorrede von H. Saleilles voraus, welche die Lösung ausgiebt: *au delà du code civil, mais par le code civil!*

**) Vgl. die gründliche Arbeit von E. Regnier: *Des distinctions de classes dans la société allemande actuelle en matière de droit privé*, Paris 1900, p. 67.

starken Eindruck zu empfangen, daß hier der Geist längst vergangener Zeiten zu uns redet. Wie anders im code civil! Im code civil spricht der Geist der Zeit zu uns, in der wir noch heute leben, der bürgerliche Geist. Daher die Lebenskraft, die noch heute durch seine Paragraphen geht. Der code civil enthält bürgerliches Recht, und in der Zeit des bürgerlichen Rechts sind wir noch jetzt begriffen.

Die beiden großen Gesetzbücher, welche das XIX. Jahrhundert hervorgebracht hat, das französische und das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch, sind in ihrem Wesen gleich. Beide ruhen sie auf dem nationalen Gedanken und zugleich auf den liberalen Ideen des Bürgerthums. Beide bringen das Leben und die Macht des dritten Standes zum Ausdruck. Beide sind sie ein Denkmal zugleich der nationalen Einheit und der bürgerlichen Freiheit. Beide werden sie leben, so lange diese großen Ideen über die Welt mächtig sind.

Die deutschen Ostseestädte

und die Grundlagen ihrer wirthschaftlichen Entwicklung.

Von

Arthur Dir.

Ähnlich den Städten des Mittelmeeres haben die Ostseestädte jenen großen Zug der Weltgeschichte empfunden, der aus der Ausdehnung der menschlichen Herrschaft über das Meer resultirt. Die Weltgeschichte ist eine Geschichte des Vordringens auf den Wasserstraßen; den natürlichen Wasserstraßen folgte die Kultur und die politische Herrschaft auf ihrem Siegeszuge; je mehr der Mensch die Wasserstraßen beherrscht, um so weiteren Boden gewinnt die „Weltgeschichte“, d. h. um so weiter dehnt sich die Kultur, dehnen sich die tauschwirthschaftlichen und politischen Beziehungen der Völker aus. Diese Weltgeschichte, einst auf einen Winkel des Mittelmeers beschränkt, dann die Geschichte des Mittelmeers, ist zur Geschichte des Atlantischen Ozeans geworden und erstreckt sich heute bereits über das ganze Weltmeer — die Riesensfläche des Großen und Indischen Ozeans wird zum Schauplatz welthistorischer Entscheidungen.

Mit der wachsenden Bedeutung der großen Meeresflächen und der sie umgebenden Küsten sinkt die relative Bedeutung der kleineren geschlossenen Meere, auf die der Handelsverkehr einst angewiesen war. Wohlverstanden die relative Bedeutung; denn absolut kann der Verkehr in einem solchem Meere sich vervielfältigen, während seine Bedeutung gegenüber dem allgemeinen, enorm gesteigerten Weltverkehr doch zugleich immer geringer wird. Das wichtigste Beispiel ist natürlich das Mittelmeer; der ozeanische Verkehr steht heute weit über dem einst einzig dastehenden Mittelmeerverkehr; wohl ist auch heute der Verkehr durch das Mittelmeer sehr groß,

ungleich größer als ehemals — aber sein bedeutungsvollster Theil ist ein Durchgangsverkehr, der sozusagen nur zufällig das Mittelmeer durchschneidet, und mit diesem selbst organisch, d. h. mit seinen Küsten, wenig zu thun hat. Der Hauptverkehr, der das Mittelmeer berührt, stützt sich auf englische, holländische, deutsche, asiatische Häfen, während der Antheil der einst wichtigsten italienischen heute im Verhältniß nur gering ist. —

Etwas Lehnliches, wie gesagt, ist's mit den Ostseehäfen. Auch sie haben ihr Uebergewicht abgetreten an jene Häfen, die dem großen Weltmeer zugewandt sind. Nur liegen die Verhältnisse in der Ostsee viel ungünstiger. Ist sie schon an sich viel kleiner, so fehlt ihr obendrein auch noch völlig der Durchgangsverkehr, da sie nur nach einer Seite mit dem Weltmeer in Verbindung steht, und auch hier wieder nur durch die Vermittelung der vorgelagerten Nordsee. Es ist offenbar, daß dieses kleine, fast abgeschlossene Meer an der allgemeinen Steigerung des Seeverkehrs nur geringen Antheil haben konnte, und daß die Bedeutung des Ostseehandels relativ um so stärker sinkt, je mächtiger sich der Seehandel überhaupt, der absolute Weltmeerverkehr steigert. Aufgabe der folgenden Ausführungen soll es sein, zu untersuchen, welcher Art unter diesen, ihrer blühenden Vergangenheit gegenüber so ganz veränderten Verhältnissen heute die Grundbedingungen und Grundlagen der weiteren wirtschaftlichen Entwicklung der größeren deutschen Ostseestädte sind.

* * *

Als Ostseestädte kommen in Betracht: Memel (mit 19 195 Einwohnern), Königsberg (172 796), [Göbing (45 846)], Danzig (125 605), [Stolp (24 845)], Kolberg (18 622), Stettin (140 724), Greifswald (22 777), Stralsund (30 097), Rostock (49 912), Wismar (17 809), Lübeck (69 874), Kiel (85 666), Schleswig (17 253) und Flensburg (40 840). Unter diesen 15 Städten stehen an erster Stelle zunächst drei mit mehr als 100 000 Einwohnern: Königsberg, Stettin und Danzig; ihnen schließen sich an: Kiel, das auf dem besten Wege ist, zu einer 100 000-Stadt anzuwachsen, und Lübeck, der alte Vorort der Hanse mit einem immer noch erheblichen Handel. In wachsendem Abstände folgen Rostock und Flensburg, die beide noch eine gewisse Seeregierung haben, und ferner Stralsund, Greifswald, Memel, Kolberg, Wismar und Schleswig mit nur recht geringer Bedeutung; endlich müssen als Ostseestädte auch noch

Stolp und besonders Elbing angesprochen werden. Zwar ist die Verbindung von Elbing mit dem Meere schon eine sehr mittelbare, doch behauptet diese Stadt mehr und mehr eine nicht unwesentliche Seegelung, so daß wir sie eher zu berücksichtigen haben werden als die zuvor genannten Kleinstädte. Im Wesentlichen werden sich unsere Betrachtungen auf Königsberg, Stettin, Danzig, Kiel und Lübeck zu beschränken haben, mit nur gelegentlichen Ausblicken auf Flensburg, Stralsund und Rostock sowie Elbing und diese oder jene der kleineren Ostseestädte.

* * *

Die drei größten Ostseestädte liegen gleich allen bedeutenden deutschen Häfen vom Meere zurückgezogen. Die alten Handelsstädte der Ostsee ebenso wie der Nordsee entstanden an den Punkten der natürlichen Umschlagsstätte zwischen Fluß- und Seeverkehr. An der Nordsee war diese Stätte besonders scharf gekennzeichnet; dort mußten die Haupthäfen so weit stromaufwärts liegen, daß einerseits die kleinen Flußfahrzeuge durch die Fluth nicht gefährdet wurden, andererseits aber die Fluth noch die großen Seeschiffe in den Strom hineinführte. Die Ostseehäfen haben mit den Gezeiten nicht zu rechnen, doch wurden auch sie an solchen Plätzen angelegt, an denen die Wogen des Meeres sie nicht mehr erreichten. Je weiter sie aber zurückgezogen sind, um so mehr machte sich, zumal bei dem immer größer werdenden Tiefgang der Seeschiffe, die Anlage vorgelagerter Hafenplätze in unmittelbarer Nähe des Meeres nothwendig. Solche Vorhäfen besitzt Lübeck in Travemünde, Rostock in Warnemünde, Stettin in Swinemünde, Danzig in Neufahrwasser und Königsberg in Pillau.

Das Entscheidende für die Entwicklung eines Hafenplatzes aber ist nicht nur die Lage zum Meere, sondern in gleichem Maße auch die Lage zum Hinterland. Eine besonders wichtige Frage ist es dabei, wie der betreffende Platz, dessen Bedeutung einerseits in dem Wasserverkehr über das offene Meer liegt, andererseits auch mit dem Binnenlande durch Wasserstraßen verbunden ist. Wenn man dies berücksichtigt, so erscheint es sofort selbstverständlich, daß die drei größten deutschen Ostseestädte diejenigen sind, die über die größten Wasserwege in's Hinterland verfügen. Daß auch Lübeck eine so hervorragende Rolle gespielt hat und auch heute noch — d. h. auch vor der (während der Drucklegung dieses Aufsatzes erfolgten) Eröffnung des Elbe-Trave-Kanals — immerhin

über einen ganz erheblichen Seehandel verfügt, wiewohl ihm keine Wasserstraße in's Hinterland zur Verfügung steht, hat seinen Grund darin, daß von Lübeck aus die beste Verbindung zwischen Ost- und Nordsee gegeben war, wenn man die Fahrt durch das Kattegat vermeiden wollte oder mußte. Zwar ist beispielsweise die Entfernung von Schleswig nach Husum geringer als die von Lübeck nach Hamburg, aber die ganze Westküste von Schleswig-Holstein verfügt über keinen brauchbaren Hafen, und so war der Weg von Lübeck nach Hamburg der gegebene Verbindungsweg zwischen Ost- und Nordsee. Eben deshalb würde die Schaffung eines künstlichen Wasserweges, wie sie im Kaiser Wilhelm-Kanal vorliegt, auf die Dauer nicht verfehlen, einen sehr fühlbaren Einfluß auf die Entwicklung Lübecks auszuüben, dessen Bedeutung mehr und mehr an Kiel übergehen müßte, wenn nicht durch den Bau des Elb-Trave-Kanals Vorfrage dafür getroffen wäre, daß auch in Zukunft Lübeck als Handelshafen seine Rolle neben Kiel, dem großen Kriegshafen, wird weiter spielen und sogar in beträchtlichem Maße wieder fortschreitend entwickeln können.

Was nun die drei großen, mit einem ausgedehnten natürlichen Hinterland versehenen deutschen Haupthäfen an der Ostsee anlangt, so spiegelt sich ein großes Stück Geschichte und ein in gewisser Beziehung tragisches Geschick in der gegenwärtigen Gruppierung dieser drei Städte: Königsberg, Stettin, Danzig. „Tragisch“ wenigstens ist diese Gruppierung für das einst so blühende Danzig, das an dem größten der drei Ströme und Stromgebiete liegt und seiner Lage nach berufen scheint, mit seinem weiten Hinterland an der ersten Stelle unter den Ostseestädten zu stehen. Statt dessen finden wir es an der letzten unter den deutschen Großstädten der Ostseeküste — das natürliche Hinterland ist durch die politische Grenze und mehr noch durch die hinter jener Grenze geübte Politik abgeschnitten, eine Politik, die mit aller Kraft den ganzen wirtschaftlichen Verkehr aus dem natürlichen Hinterland Danzigs über die entlegenen russischen Häfen zu lenken trachtet.

Während Danzigs Handel im Vergleich mit seiner relativen Bedeutung in früheren Zeiten lahm gelegt und der Königsbergs keineswegs blühend ist, nimmt wenigstens Stettin eine um so erfreulichere Entwicklung, entsprechend dem industriellen Aufschwung in dem Ober-Hinterlande, der schlesischen Montan-Industrie und der Reichshauptstadt.

Vorweg sei hier gleich noch bemerkt, daß die absoluten

Einwohner = Zahlen keineswegs einen unmittelbaren Rückschluß auf die wirthschaftliche Entwicklung der betreffenden Großstädte gestatten; die Zusammensetzung der Bevölkerung ist so außerordentlich verschieden etwa in Danzig oder Königsberg einerseits, und einer westdeutschen Industriestadt andererseits, daß erst eine genaue Berücksichtigung dieser sozialen und beruflichen Gliederung einen Schluß auf die gewerbliche Lage und Entwicklungstendenz der verschiedenen Städte gestattet. Es wird dies später noch genauer zu beleuchten sein.

Den kleineren deutschen Ostseehäfen fehlt es an einem ausgedehnteren Hinterlande und namentlich an Wasserstraßen, die dasselbe erschließen würden. Für Flensburg und Schleswig ist von Natur nur ein schmaler Streifen Hinterlandes vorhanden; Memel ist politisch abgetrennt; Kolberg, Bismar, Greifswald, Stralsund und auch Rostock fehlt es an genügender Wasser Verbindung mit dem Binnenlande; nur das vom Meere so abgelegene Elbing verfügt zum Theil bereits über eine solche Verbindung, zum Theil hat es Aussicht auf erhebliche Erweiterung derselben.

* * *

Betrachten wir zunächst in großen Zügen die allgemeine wirthschaftliche Lage im Hinterlande der Ostseehäfen und in diesen selbst. Die erste Grundthatfache ist der überwiegend agrarische Charakter des Hinterlandes. In Schleswig = Holstein, Schlesien, Mecklenburg und Pommern gehört mehr als ein Drittel, in Westpreußen, Ostpreußen und Posen mehr als die Hälfte der Bevölkerung der Landwirthschaft an. Die Landwirthschaft beschäftigt aber den Seehandel verhältnißmäßig nur in geringem Maße; einzelne Landestheile haben allerdings einen erheblichen Zuckerexport; andere führen auf dem Seewege ihren Weizen aus, der für die deutschen Mühlen nicht geeignet ist und in England Absatz findet. Der Einfuhr-Bedarf der östlichen Landwirthschaft ist gering, er beschränkt sich auf Düngemittel und Futterstoffe in mäßigen Mengen. Neben den 35—58 Prozent der Bevölkerung, die in den einzelnen östlichen Provinzen und Landestheilen der Landwirthschaft angehören, kommen Viehzucht, Forstwirthschaft und Fischerei mit geringen Prozentsätzen in Betracht; auch diese Gewerbe beschäftigen die See-Ein- und Ausfuhr nur durch den Export von Grubenhölzern. Der Bergbau beschäftigt nur in Schlesien 8 Prozent der Bevölkerung,

kommt hier aber für die überseeische Ausfuhr nicht in Betracht. Unter den Industrien, die Waaren für den Export liefern, ist die Textilindustrie hervorzuheben, die in Breslau und Stettin eine wichtige Rolle spielt und gesondert betrachtet zu werden verdient.

Was die weitere Berufsgliederung der Bevölkerung anlangt, so verdient erwähnt zu werden, daß in allen in Betracht kommenden Landestheilen außer Schlesien ein verhältnißmäßig hoher Prozentsatz auf Dienstboten entfällt; das ländliche Ge-
biete steht hier im Vordergrund; von den Großstädten abgesehen, ist die Zahl der Dienstboten nirgends ähnlich hoch wie namentlich in Schleswig-Holstein, Ost- und Westpreußen, Mecklenburg und Pommern. Auch diese 2 $\frac{1}{2}$ —3 Prozent der Bevölkerung haben mit dem Seehandel nichts zu schaffen. Endlich steht in größeren Theilen der östlichen Provinzen auch noch ein verhältnißmäßig großer Bevölkerungstheil in den „unproduktiven“ öffentlichen Diensten. Kurz, die ganze Schichtung der Bevölkerung ist nicht dazu angethan, auf einen regen Seeverkehr in jenen Häfen hinzuwirken, deren Hinterland sie bewohnt.

Die drei größten Ostseehäfen selbst (unter vergleichsweiser Beifügung eines Nordseehafens) weisen folgende Berufsgliederung ihrer Bevölkerung auf (nach der Zählung von 1895):

	Königsberg	Danzig	Stettin	[Bremen]
Erwerbsthätige überhaupt	73 167	52 347	58 446	62 589
Industrie	26 241	20 342	24 002	28 913
Handel	16 043	10 336	17 631	18 196
Öffentlicher Dienst	12 383	10 210	7 233	5 548
Häusliche Dienste ^{*)}	10 946	6 499	3 259	1 481
Dienstboten ^{*)}	6 830	4 120	5 493	6 909

In erster Linie tritt hier die Industriearmuth der drei Ostseestädte hervor; während in allen Großstädten des Reiches zusammen mehr als die Hälfte aller Erwerbsthätigen zur Industrie gehört, steht Königsberg mit kaum 36 Prozent unter ihnen in dieser Hinsicht an letzter Stelle und selbst Stettin (41 Prozent) verhältnißmäßig immer noch tief. Was aber für die Hafenseestädte noch viel wichtiger ist, das ist die Thatsache, daß auch die

^{*)} Unter „Dienstboten“ sind die im Haushalt der Herrschaften wohnenden zu verstehen, während die Gruppe „Häusliche Dienste“ in erster Linie Aufwärtinnen enthält. — Diese und die folgenden Zahlen entstammen dem 111. Band der Statistik des Deutschen Reiches

Handeltreibenden an Zahl gering sind: in Danzig nicht einmal 20, in Königsberg kaum 22 Prozent aller Erwerbsthätigen. Sehr deutlich spricht sich die große Ueberlegenheit des emporblühenden Stettin aus, wo von 100 Erwerbsthätigen 30 dem Handelsstande angehören; damit übertrifft Stettin sogar Bremen um ein Prozent und steht nur hinter Hamburg's außerordentlichem Handelsleben weit zurück.

Wenn in der obigen kleinen Tabelle auch die weiteren Berufsgruppen berücksichtigt sind, so geschah das in bestimmter Absicht; zunächst werden Königsberg und Danzig durch den hohen Prozentsatz der in öffentlichen Diensten stehenden Personen als Militär- und Beamtenstädte charakterisirt, ist doch in Danzig die Zahl der Beamten, Militärs u. fast genau so groß wie die der Handeltreibenden. Schärfer kann die geringe Bedeutung des Handelslebens in dieser Hafenstadt kaum gekennzeichnet werden. Aber auch das Verhältniß der Dienstboten und der in häuslichen Diensten stehenden Personen ist für die Charakterisirung einer Großstadt von Bedeutung. Die Höhe der allgemeinen Lebenshaltung in den verschiedenen Städten wird schlagend dadurch beleuchtet, daß beispielsweise das vornehme Charlottenburg unter 100 Erwerbsthätigen 17 Dienstboten zählt, Bremen 11, Danzig aber nur 8. Dafür blüht in den beiden Großstädten des Nordostens der Weizen der Aufwartefrauen, deren Zahl dort drei- und viermal so groß ist wie in anderen Städten, da sich die Mehrzahl der Familien dort mit diesem billigeren Ersatz der ständigen Dienstboten begnügt. (Die, wie oben bemerkt, verhältnißmäßig hohe Zahl der Dienstboten in den östlichen Provinzen im Ganzen ist auf die ländlichen Verhältnisse zurückzuführen und gestattet keinen Rückschluß auf die Wohlhabenheit der Bevölkerung.) So führen auch in dieser Hinsicht die Zahlen der Berufsstatistik eine beredte Sprache von der wirthschaftlichen Lage in den großen deutschen Ostseestädten; es ist kaum nöthig, besonders zu erwähnen, daß Stettin auch in den zuletzt behandelten Punkten erheblich günstiger dasteht als Königsberg und Danzig. —

Neben der Berufsgliederung der Bevölkerung ist für die wirthschaftliche Lage und Entwicklung einer großen Handelsstadt die soziale Gliederung nicht ohne Einfluß. In dieser Hinsicht ist zunächst zu beachten, daß in der landwirthschaftlichen Bevölkerung des Hinterlandes der Ostseehäfen die soziale Gliederung dem wirthschaftlichen Gedeihen der Städte wenig günstig ist; unter den landwirthschaftlich Erwerbsthätigen ist in keinem größeren Landestheil

des ganzen Reiches die Zahl der Selbstständigen so gering, die Zahl der Arbeiter so groß wie in den hier in Betracht kommenden Ländern des Nordostens. Die Wirkung auf den städtischen Markt bedarf um so weniger einer besonderen Beleuchtung, als die Bedürfnislosigkeit des Landarbeiters im Nordosten hinlänglich bekannt ist. Anzuerkennen ist aber, daß die Zahl der selbstständigen Landwirthe in Folge der inneren Kolonisation im Wachsen begriffen ist. Andererseits ist in jenen Landestheilen in Folge der beständigen Landflucht die Bevölkerungszunahme gegenüber den übrigen Provinzen und Bundesstaaten außerordentlich gering; auch hieraus folgt ein relativ langsames wirtschaftliches Fortschreiten jener Länder und speziell ihrer großen Handelsplätze. Ebenso gering wie die Zunahme der Gesamtbevölkerung ist, wenigstens in Ost- und Westpreußen sowie Schleswig-Holstein, das Wachstum der Großstädte, während Stettin auch hier wieder eine besondere Stellung einnimmt.

Zu der für das Gedeihen der großen Handelsplätze wenig günstigen Berufs- und sozialen Gliederung der Bevölkerung und geringen Bevölkerungszunahme kommt als weiterer Faktor noch die ungünstige Altersvertheilung hinzu und schließlich, theils als Ursache, theils als Folge der einzelnen Erscheinungen und als wesentlichster Punkt für diesen Theil unserer Betrachtungen, die im Vergleich zu anderen deutschen Ländern auffallend geringe Entwicklung der gewerblichen Betriebssamkeit der Bevölkerung überhaupt.

In Folge der massenhaften Abwanderung bietet die Altersvertheilung in den Nordostprovinzen ein völlig anderes Bild als im übrigen Preußen: Die leistungsfähigsten Altersklassen sind unverhältnißmäßig schwach, die unproduktiven Jahrgänge dagegen, Kinder und Greise, unverhältnißmäßig stark vertreten. Die nachstehende kleine Tabelle mag einen Einblick in diese Verhältnisse geben:

Von 100 Einwohnern jeder Provinz standen im Alter von

	unter 12	20—30	70 und mehr Jahren
in Ostpreußen . . .	30,51	14,15	3,38
„ Westpreußen . . .	31,56	15,82	2,93
„ Pomernern . . .	29,33	15,31	3,16
dagegen			
in Preußen . . .	29,19	16,29	2,68
und in Berlin . . .	22,30	21,39	1,87

Schon diese Altersvertheilung bringt es mit sich, oder läßt vielmehr darauf schließen, daß die produktive Thätigkeit in jenen Ländern hinter dem Staats- bzw. Reichsdurchschnitt nicht unwesentlich zurückbleiben wird. Einmal ist eine solche Zusammen-
setzung der Bevölkerung, ein solcher Abgang in den leistungsfähigsten Jahrgängen nur dort zu erwarten, wo die Gelegenheit zu lohnendem Erwerb sich nicht in ausreichendem Maße bietet, und sodann kann selbstverständlich dort, wo diese Verschiebung der Altersklassen eingetreten ist und Kinder und Greise eine unverhältnißmäßige Rolle spielen, nur ein geringerer Theil der Gesamtbevölkerung erwerbsthätig sein, als dort, wo eine normale Altersklassenbesetzung herrscht oder die mittleren Altersstufen in Folge von Zuwanderung übernormal besetzt sind.

Die Betrachtung der Berufsstatistik bestätigt dies in vollem Umfange. Während im Königreich Preußen unter 100 Einwohnern 38,17 in einem Hauptberuf erwerbsthätig sind, in Berlin sogar 43,33, sind es in Ostpreußen nur 35,9, in Westpreußen 35,3, in Pommern 36,13. Und hat sich die Zahl der Erwerbsthätigen seit 1882 in Preußen um 18,8 Prozent, in Berlin gar um 47,4 und in Westfalen um 30,5 Prozent vermehrt, so betrug die Zunahme in Ostpreußen nur 1,9, in Westpreußen 9,8 und in Pommern 8,9 Prozent. In Mecklenburg liegen die Verhältnisse günstiger, aber immer noch ungünstig im Vergleich zum Reichsdurchschnitt.

* * *

Wir wenden uns nunmehr nach der kurzen Betrachtung der wirthschaftlichen Verhältnisse des Küsten- und Hinterlandes den Hafenstädten selbst zu und prüfen auch hier zunächst die Berufsgliederung der Bevölkerung. Neben den in erster Linie zu betrachtenden Großstädten Königsberg, Danzig und Stettin werden auch die übrigen Hafenorte nach Möglichkeit Berücksichtigung finden, soweit die Statistik für diese Zwecke ausreicht.

Der allgemeinen Orientirung wegen sei auch hier eine kleine Tabelle vorangestellt, die die Hauptdaten der genannten drei Ostsee-Großstädte mit denen der Reichshauptstadt und eines großen Nordseehafens vergleicht. Wir wählen zu dem Vergleich absichtlich nicht das in Deutschland einzigartig entwickelte Hamburg, sondern das seiner Einwohnerzahl nach zwischen Danzig und Königsberg rangirende Bremen. Es gehörten im Jahre 1895 unter 1000

Personen, die in der betreffenden Stadt überhaupt erwerbsthätig waren, zu den genannten Berufsgruppen (im Hauptberuf):

	in Königsberg	Danzig	Stettin	Berlin	Bremen
Bergbau, Hüttenwesen, Industrie und Bauwesen	334	366	402	529	465
Handel und Verkehr	204	186	295	236	293
Häusliche Dienste	139	117	54	49	24
Öffentlicher Dienst	158	184	121	95	89
Ohne Beruf	155	132	113	85	105

Zieht man nur die in den drei wichtigsten Berufsclassen: Landwirtschaft, Industrie und Handel, hauptberuflich thätigen Personen in Betracht, so gehörten von diesen speziell zum eigentlichen Handelsgewerbe in Königsberg 22,5, in Danzig 19, in Stettin 23,3, in Berlin 18 und in Bremen 22,3 Prozent; daneben zum eigentlichen Verkehrsgewerbe (unter Abzug des Gastwirthgewerbes) in Königsberg 7,3, in Danzig 7,9, in Stettin 11,6, in Berlin 6 und in Bremen 9,6 Prozent.

Diese Zahlen sprechen deutlich. Namentlich die zuletzt angeführten zeigen das Uebergewicht des Handels gegenüber der Industrie in den Seestädten im Vergleich zur Großstadt des Binnenlandes; in diesem Sinne verleugnen also auch Danzig und Königsberg nicht ihren Charakter als Seestädte, während Stettin hiernach sogar bereits auf einer Stufe mit Bremen steht. Greifen wir aber auf das Gesamtbild der Erwerbsthätigkeit zurück, wie die obige Tabelle es bietet, so tritt wieder die weit zurückgebliebene Entwicklung von Königsberg und Danzig als Industrie- sowohl wie auch als Handelsstädte deutlich hervor. Die „unproduktiven“ Berufe nehmen einen unverhältnißmäßig breiten Raum ein und besonders die Zahl der Berufslosen ist erstaunlich groß.*) Zum Theil verräth auch Stettin noch, daß es von einer ähnlichen Stufe noch nicht lange emporgestiegen ist; die Erwerbsthätigkeit steht noch nicht auf der Höhe anderer Großstädte und die Industrie ist in Folge der natürlichen Verhältnisse noch etwas zurückgeblieben; immerhin ist ein großer industrieller Aufschwung vorhanden, wie er sich in besonders verkehrreichen Umschlagplätzen auch dann entwickelt, wenn

*) Auch die Zahl der Arbeitslosen war bei der Winterzählung von 1895 unter allen Großstädten nächst Altona am größten in Danzig (mehr als 9 Prozent aller Arbeiter), Königsberg und Stettin.

der Boden des näheren Hinterlandes der Industrie nur wenig Material liefert. Die hervorragende Entwicklung seines Handels verdankt Stettin vielleicht nicht so sehr der großen schlesischen Industrie, wie dem Wachstum, der gewerblichen Blüthe und steigenden Wohlhabenheit der Reichshauptstadt.

Für die Höhe der gewerblichen Betriebsamkeit bildet — mag man es auch bedauern — einen gewissen Gradmesser die Beschäftigung der weiblichen Personen. Je größer die Erwerbsgelegenheit und der Erwerbstrieb, um so mehr wenden sich auch die Frauen bestimmten Berufen zu und arbeiten in der Fabrik oder Hausindustrie. Sicherlich ist die angestrengte gewerbliche Frauenarbeit kein sozialpolitisches Ideal; darum darf man aber dort, wo sie nur in geringem Maße vorhanden ist, doch nicht auf bessere wirtschaftliche und soziale Zustände und eine bessere Lebenshaltung der Arbeiterfamilien schließen. Die persönliche Beobachtung lehrt vielmehr, wie es beispielsweise auch die vom Verein für Sozialpolitik herausgegebenen Untersuchungen über die Hausindustrie bestätigen, daß die Frauenarbeit am geringsten, wo die allgemeine Lebenshaltung am niedrigsten ist. Was speziell die Ostseeländer und das weitere Ostdeutschland anlangt, so hat die Zahl der erwerbshätigen Frauen sich von 1882 bis 1895 in Westpreußen nur um 6,5, in Pommern um 13,7, in Mecklenburg um 12, in Schleswig-Holstein um 15,7 Prozent vermehrt, ferner in Posen um 11 und in Schlesien um 15 Prozent — dagegen im Reichsdurchschnitt um 18,7 und in Preußen um 20,0 Prozent; in Ostpreußen aber ist sogar eine kleine Verminderung eingetreten. Entsprechend gering ist dort überall die Zahl der Hausindustriellen; dies gilt auch für die Großstädte, wenigstens für Danzig und Königsberg, während Stettin mit seiner ausgedehnten Konfektionsindustrie relativ nur wenig hinter Berlin zurücksteht. Wie gesagt, wir halten die ausgedehnte industrielle Inanspruchnahme der weiblichen Bevölkerung für nichts weniger als ideal; ihr weit geringerer Grad im Osten ist aber kein Zeichen für bessere Zustände und größere Wohlhabenheit, sondern nur für die weit geringere Lebenshaltung, die größere Bedürfnislosigkeit und den weniger entwickelten Erwerbstrieb.

Um einen Ueberblick über die Bedeutung von Handel und Verkehr für die Bevölkerung der übrigen Ostseestädte zu gewinnen, halten wir uns an die Berufsstatistik der „kleineren Verwaltungs-

bezirke“ von 1895; danach entfielen in den einzelnen Kreisen von 100 Einwohnern auf das

	Handelsgewerbe	Verkehrsgewerbe
Memel	7,8	4,4
(Elbing	8,2	3,6)
(Stolp	2,7	2,5)
Kolberg	3,5	2,1
Greifswald	5,6	3,7
Stralsund	12,7	7,6
Rostock	9,5	5,7
Wismar	6,9	4,0
Lübeck	19,1	8,6
Kiel	11,2	5,6
Schleswig	4,9	3,2
Flensburg	15,5	8,3

Als eigentliche Handelsstädte sind danach namentlich Lübeck und demnächst auch Flensburg anzusprechen; Stralsund und Kiel stehen weiter zurück, und die übrigen Orte haben auf diese Bezeichnung kaum noch ein Anrecht; man muß die Grenze schon recht weit stecken, um auch Rostock, Elbing und Memel mit hineinzuziehen. Lübeck aber behauptet seinen Platz, wenn man die Verhältniszahlen für Handel und Verkehr vergleicht, vor Danzig. Alles in Allem tragen die Städte der deutschen Ostseeküste mit Ausnahme von Stettin ein verhältnismäßig stilles Gepräge. Handel und Wandel sind wenig entwickelt oder, wo sie es waren, theils zurückgegangen, theils auf der alten Stufe stehen geblieben oder doch lange nicht in gleichem Tempo mit dem gesammten Weltverkehr fortgeschritten — jenem Weltverkehr, der sich über die großen Weltmeere ergießt und in ein kleines, fast abgeschlossenes Becken wie die Ostsee immer nur geringe Wogen eindringen läßt.

* * *

Nach diesem allgemeinen Ueberblick wenden wir uns der Entwicklung und dem gegenwärtigen Stande des Verkehrs in den großen deutschen Ostseehäfen zu, und zwar beschränken wir uns für die detaillirtere Untersuchung auf die drei Großstädte Königsberg, Stettin und Danzig, nebst Lübeck, das, wie wir eben sahen, in Bezug auf die Erwerbsthätigkeit seiner Bevölkerung in Handel und Verkehr vor Danzig rangirt.

Stolz und besonders Elbing angesprochen werden. Zwar ist die Verbindung von Elbing mit dem Meere schon eine sehr mittelbare, doch behauptet diese Stadt mehr und mehr eine nicht unwesentliche Seegeltung, so daß wir sie eher zu berücksichtigen haben werden als die zuvor genannten Kleinstädte. Im Wesentlichen werden sich unsere Betrachtungen auf Königsberg, Stettin, Danzig, Kiel und Lübeck zu beschränken haben, mit nur gelegentlichen Ausblicken auf Flensburg, Stralsund und Rostock sowie Elbing und diese oder jene der kleineren Ostseestädte.

*
*
*

Die drei größten Ostseestädte liegen gleich allen bedeutenden deutschen Häfen vom Meere zurückgezogen. Die alten Handelsstädte der Ostsee ebenso wohl wie der Nordsee entstanden an den Punkten der natürlichen Umschlagsstätte zwischen Fluß- und Seeverkehr. An der Nordsee war diese Stätte besonders scharf gekennzeichnet; dort mußten die Haupthäfen so weit stromaufwärts liegen, daß einerseits die kleinen Flußfahrzeuge durch die Fluth nicht gefährdet wurden, andererseits aber die Fluth noch die großen Seeschiffe in den Strom hineinführte. Die Ostseehäfen haben mit den Gezeiten nicht zu rechnen, doch wurden auch sie an solchen Plätzen angelegt, an denen die Wogen des Meeres sie nicht mehr erreichten. Je weiter sie aber zurückgezogen sind, um so mehr machte sich, zumal bei dem immer größer werdenden Tiefgang der Seeschiffe, die Anlage vorgelagerter Hafenplätze in unmittelbarer Nähe des Meeres nothwendig. Solche Vorhäfen besitzt Lübeck in Travemünde, Rostock in Warnemünde, Stettin in Swinemünde, Danzig in Neufahrwasser und Königsberg in Pillau.

Das Entscheidende für die Entwicklung eines Hafenplatzes aber ist nicht nur die Lage zum Meere, sondern in gleichem Maße auch die Lage zum Hinterland. Eine besonders wichtige Frage ist es dabei, wie der betreffende Platz, dessen Bedeutung einerseits in dem Wasserverkehr über das offene Meer liegt, andererseits auch mit dem Binnenlande durch Wasserstraßen verbunden ist. Wenn man dies berücksichtigt, so erscheint es sofort selbstverständlich, daß die drei größten deutschen Ostseestädte diejenigen sind, die über die größten Wasserwege in's Hinterland verfügen. Daß auch Lübeck eine so hervorragende Rolle gespielt hat und auch heute noch — d. h. auch vor der (während der Drucklegung dieses Aufsatzes erfolgten) Eröffnung des Elbe-Trave-Canals — immerhin

über einen ganz erheblichen Seehandel verfügt, wiewohl ihm keine Wasserstraße in's Hinterland zur Verfügung steht, hat seinen Grund darin, daß von Lübeck aus die beste Verbindung zwischen Ost- und Nordsee gegeben war, wenn man die Fahrt durch das Kattegat vermeiden wollte oder mußte. Zwar ist beispielsweise die Entfernung von Schleswig nach Hufum geringer als die von Lübeck nach Hamburg, aber die ganze Westküste von Schleswig-Holstein verfügt über keinen brauchbaren Hafen, und so war der Weg von Lübeck nach Hamburg der gegebene Verbindungsweg zwischen Ost- und Nordsee. Eben deshalb würde die Schaffung eines künstlichen Wasserweges, wie sie im Kaiser Wilhelm-Kanal vorliegt, auf die Dauer nicht verfehlen, einen sehr fühlbaren Einfluß auf die Entwicklung Lübecks auszuüben, dessen Bedeutung mehr und mehr an Kiel übergehen müßte, wenn nicht durch den Bau des Elb-Trave-Kanals Vorsorge dafür getroffen wäre, daß auch in Zukunft Lübeck als Handelshafen seine Rolle neben Kiel, dem großen Kriegshafen, wird weiterspielen und sogar in beträchtlichem Maße wieder fortschreitend entwickeln können.

Was nun die drei großen, mit einem ausgedehnten natürlichen Hinterland versehenen deutschen Haupthäfen an der Ostsee anlangt, so spiegelt sich ein großes Stück Geschichte und ein in gewisser Beziehung tragisches Geschick in der gegenwärtigen Gruppierung dieser drei Städte: Königsberg, Stettin, Danzig. „Tragisch“ wenigstens ist diese Gruppierung für das einst so blühende Danzig, das an dem größten der drei Ströme und Stromgebiete liegt und seiner Lage nach berufen scheint, mit seinem weiten Hinterland an der ersten Stelle unter den Ostseestädten zu stehen. Statt dessen finden wir es an der letzten unter den deutschen Großstädten der Ostseeküste — das natürliche Hinterland ist durch die politische Grenze und mehr noch durch die hinter jener Grenze geübte Politik abgeschnitten, eine Politik, die mit aller Kraft den ganzen wirthschaftlichen Verkehr aus dem natürlichen Hinterland Danzigs über die entlegenen russischen Häfen zu lenken trachtet.

Während Danzigs Handel im Vergleich mit seiner relativen Bedeutung in früheren Zeiten lahm gelegt und der Königsberg's keineswegs blühend ist, nimmt wenigstens Stettin eine um so erfreulichere Entwicklung, entsprechend dem industriellen Aufschwung in dem Ober-Hinterlande, der schlesischen Montan-Industrie und der Reichshauptstadt.

Vorweg sei hier gleich noch bemerkt, daß die absoluten

Der Schiffsverkehr in den genannten Städten hat im Allgemeinen seit 1871 zugenommen, jedoch nicht entfernt in dem Maße wie in den deutschen Nordseehäfen. In Königsberg und Danzig ist sogar die Zahl der aus- und eingehenden Schiffe gesunken, in Königsberg auch der Raumgehalt. Gestiegen ist natürlich überall der Dampferverkehr, und zwar war in Stettin die Zunahme des Dampferverkehrs nach dem Raumgehalt relativ größer als selbst in Hamburg, wo allerdings die absolute Zunahme die der übrigen großen deutschen Hafenstädte zusammen noch erheblich übertraf.

Im Jahre 1897 belief sich im Schiffsverkehr im Einlauf (die Tonnage in 1000 Tons angegeben)

	Königs- berg	Danzig	Stettin	Lübeck	Bremen	Hamb- urg	
die Schiffszahl	1590	1837	4467	2857	3997	10921	
" " tonnage	327	700	1460	541	1770	6943	
" Dampferzahl	934	1415	3316	1777	2292	7503	
" " tonnage	276	649	1389	433	1484	6240	
" Zunahme der Schiffszahl . . .	gegen 1871,75% in 1897	-27	-3	75	21	25	98
" " " " tonnage							
" " " Dampferzahl							
" " " " tonnage							
" " " " tonnage	50	341	255	119	299	163	
" " " " tonnage	22	432	529	231	224	261	

Der Verkehr im ganzen deutschen Ostseegebiet hat nach den amtlichen Publikationen (Vierteljahrsheft für Statistik des Deutschen Reichs, 1899 II) seit 1875 folgende Entwicklung genommen: Es sind im Seeverkehr

Jahre	I. angekommen					
	Seeschiffe überhaupt		Segelschiffe		Dampfschiffe	
	Zahl	Raumgehalt in Neg.-Tons netto	Zahl	Raumgehalt in Neg.-Tons netto	Zahl	Raumgehalt in Neg.-Tons netto
1875	26 928	2 897 913	22 029	1 534 685	4 899	1 363 228
80	27 087	3 255 672	19 251	1 320 155	7 836	1 935 517
85	26 745	4 279 988	15 491	965 671	11 254	3 314 317
90	30 098	4 959 129	15 514	896 093	14 584	4 063 036
94	30 598	5 790 782	14 518	790 022	16 080	5 000 760
95	28 172	5 210 144	12 604	657 238	15 568	4 552 906
96	31 780	5 362 617	14 328	706 798	17 452	4 655 819
97	31 868	5 714 707	14 734	740 406	17 134	4 974 301
1898	35 117	5 983 488	14 329	780 559	20 788	5 202 929

Jahre	II. abgegangen					
	Seeschiffe überhaupt		Segelschiffe		Dampfschiffe	
	Zahl	Raumgehalt in Reg.-Tons netto	Zahl	Raumgehalt in Reg.-Tons netto	Zahl	Raumgehalt in Reg.-Tons netto
1875	26 691	2 908 823	21 685	1 515 232	5 006	1 393 591
80	26 597	3 227 051	18 756	1 279 618	7 841	1 947 433
85	26 613	4 300 379	15 367	981 919	11 246	3 318 460
90	29 954	4 967 374	15 381	900 728	14 573	4 066 646
94	30 529	5 796 017	14 473	786 959	16 056	5 009 058
95	28 129	5 265 104	12 528	667 508	15 601	4 597 596
96	31 667	5 324 149	14 284	717 584	17 383	4 606 565
97	31 603	5 755 662	14 547	740 459	17 056	5 015 203
1898	35 117	6 007 928	14 321	786 927	20 796	5 221 001

Der Verkehr hat nach der Schiffszahl, wenn man auch die der Kürze halber in der obigen Tabelle fortgelassenen Jahre in Betracht zieht, im Jahre 1889 eine in den Vorjahren nicht erreichte Höhe zu verzeichnen gehabt und sank dann wieder fast stetig, bis er sich seit 1896 wieder zu heben und alle früheren Ziffern zu übersteigen begann. Wenn sich aus den obigen Zahlen auch eine Verdoppelung des Ostseeverkehrs nach dem Raumgehalt der Schiffe ergibt, so ist in Folge der gleichzeitigen erheblich stärkeren Vermehrung des Verkehrs in den Nordseehäfen doch die relative Bedeutung des Ostseeverkehrs weiter gesunken. Die an sich ganz imposanten Ziffern ändern also nichts an der im Grunde ungünstigen Betrachtung der Entwicklung in den Ostseehäfen. Es bleibt nicht nur zurück, wer garnicht fortschreitet, sondern auch, wer langsamer fortschreitet als die Anderen. Das ungünstige Bild wird obendrein verstärkt durch die geringe Selbständigkeit der deutschen Ostseerhederei, die noch näher zu betrachten sein wird. In den letzten Jahren war im Vergleich mit dem jeweiligen Vorjahre folgende Entwicklung zu verzeichnen: Es vermehrte oder verminderte sich der

Jahr	Segelschiffs-Verkehr um		Dampfschiffs-Verkehr um	
	Schiffe	Reg.-Tons	Schiffe	Reg.-Tons
1894	+ 2 054	+ 62 775	+ 2 925	+ 1 002 211
95	- 3 859	- 252 235	- 967	- 859 316
96	+ 3 480	+ 99 636	+ 3 666	+ 1 111 882
97	+ 669	+ 56 483	- 645	+ 727 120
98	- 631	+ 86 621	+ 7 394	+ 434 426
1898 im Vergleich zu 1894	- 341	- 9 495	+ 9 448	+ 414 112

Die Vertheilung auf Segel- und Dampfschiffe nahm folgenden Verlauf:

Jahre	Unter je 100 verkehrenden Schiffen waren		Von je 100 Reg.-Tons der verkehrenden Schiffe kamen auf	
	Segel-schiffe	Dampf-schiffe	Segel-schiffe	Dampf-schiffe
1894	47,4	52,6	13,6	86,4
95	44,6	55,4	12,6	87,4
96	45,1	54,9	13,3	86,7
97	46,1	53,9	12,9	87,1
1898	40,8	59,2	13,1	86,9

Von Interesse ist ein Vergleich der Entwicklung des Gesamtverkehrs im Ost- und Nordseegebiet während des Jahrzehnts, auf das sich die erwähnte amtliche Uebersicht erstreckt: Er bezifferte sich

Im Gebiete der	1898		1894	
	Schiffe	auf Reg.-Tons	Schiffe	auf Reg.-Tons
Ostsee	70 234	11 991 416	61 127	11 586 799
Nordsee	104 387	23 600 159	82 539	20 216 483

Endlich geben wir noch die Hauptrichtung des Verkehrs in den Häfen des deutschen Ostseegebiets. In den folgenden Tabellen bedeutet bei jedem Jahre die erste Zahl den Gesamtverkehr, die zweite den Dampferverkehr. Es sind:

Jahre	I. angekommen von					
	deutschen Ostseehäfen		deutschen Nordseehäfen		außerdeutschen Häfen	
	Schiffe	mit einem Netto-Raumgehalt von Reg.-Tons	Schiffe	mit einem Netto-Raumgehalt von Reg.-Tons	Schiffe	mit einem Netto-Raumgehalt von Reg.-Tons

A. Im Ganzen:						
1894	13 795	1 411 270	1 128	175 929	15 675	4 203 583
	7 039	1 182 570	361	126 761	8 680	3 691 429
95	12 286	1 153 820	1 110	184 138	14 776	3 872 186
	6 721	990 133	448	146 498	8 399	3 416 275
96	13 679	1 165 966	1 571	214 356	16 530	3 982 295
	7 597	990 491	594	163 044	9 261	3 502 284
97	13 816	1 264 612	1 974	236 585	16 078	4 213 510
	7 496	1 071 786	613	174 435	9 025	3 728 080
1898	15 820	1 296 824	2 452	267 386	16 845	4 419 278
	10 497	1 120 689	715	182 901	9 576	3 899 339

Jahre	I. angekommen von					
	deutschen Ostseehäfen		deutschen Nordseehäfen		außerdeutschen Häfen	
	Schiffe	mit einem Netto-Raumgehalt von Reg.-Tons	Schiffe	mit einem Netto-Raumgehalt von Reg.-Tons	Schiffe	mit einem Netto-Raumgehalt von Reg.-Tons
B. Davon unter fremder Flagge:						
1894	1 366	201 939	235	52 538	10 483	2 693 712
	359	159 283	84	38 161	5 244	2 316 091
95	1 164	161 528	190	50 336	9 862	2 551 352
	300	128 591	74	40 079	5 038	2 204 667
96	1 214	153 516	216	47 397	10 948	2 671 248
	291	111 823	93	36 206	5 312	2 288 553
97	1 310	193 385	185	31 944	10 620	2 783 529
	328	147 386	53	20 912	5 141	2 389 768
1898	1 124	175 944	276	40 514	11 286	2 906 018
	280	137 161	50	22 840	5 507	2 460 636

Jahre	II. abgegangen nach					
	deutschen Ostseehäfen		deutschen Nordseehäfen		außerdeutschen Häfen	
	Schiffe	mit einem Netto-Raumgehalt von Reg.-Tons	Schiffe	mit einem Netto-Raumgehalt von Reg.-Tons	Schiffe	mit einem Netto-Raumgehalt von Reg.-Tons
A. Im Ganzen:						
1894	13 742	1 396 270	919	179 771	15 868	4 219 976
	6 995	1 166 112	380	144 391	8 681	3 698 555
95	12 305	1 139 475	904	188 821	14 920	3 936 808
	6 714	975 676	444	158 105	8 443	3 463 815
96	13 897	1 154 397	1 241	197 853	16 529	3 971 899
	7 603	970 181	568	157 887	9 212	3 478 497
97	14 087	1 261 587	1 518	218 779	15 998	4 275 296
	7 477	1 057 899	596	169 091	8 983	3 788 213
1898	16 379	1 300 467	1 825	241 842	16 913	4 465 619
	10 524	1 108 861	667	174 156	9 605	3 937 984

Jahre	II. abgegangen nach					
	deutschen Ostseehäfen		deutschen Nordseehäfen		außerdeutschen Häfen	
	Schiffe	mit einem Netto-Raumgehalt von Reg.-Tons	Schiffe	mit einem Netto-Raumgehalt von Reg.-Tons	Schiffe	mit einem Netto-Raumgehalt von Reg.-Tons
	B. Davon unter fremder Flagge:					
1894	1 381	186 970	197	49 059	10 598	2 710 020
	333	142 633	82	39 888	5 265	2 327 230
95	1 186	155 981	181	42 954	9 885	2 533 718
	291	122 267	75	35 442	5 062	2 183 207
96	1 276	140 512	239	48 237	10 903	2 632 467
	273	97 397	104	38 023	5 311	2 244 716
97	1 323	179 697	181	25 574	10 630	2 819 087
	296	131 218	46	15 076	5 205	2 420 518
1898	1 199	168 144	197	20 863	11 270	2 908 670
	266	126 692	24	8 104	5 522	2 461 941

Vom Gesamtschiffsverkehr der Ostsee sind also im Jahre 1898 nach der Schiffszahl 36, nach dem Raumgehalt 52 Prozent auf fremde Schiffe entfallen. Beim Dampferverkehr hat die deutsche Flagge die fremde etwas zurückgedrängt. Am Verkehr der Ostseehäfen unter sich hatte die deutsche Flagge bei Weitem den Hauptantheil. Der auswärtige Seeverkehr der deutschen Ostseehäfen vollzieht sich bis auf einen geringen Prozentsatz mit europäischen Häfen, namentlich mit denen der außerdeutschen Ostseeländer; der transozeanische Verkehr steht vergleichsweise ganz gewaltig hinter dem der Nordseehäfen zurück. In erster Linie steht der Gesamtverkehr unter dem Zeichen der Geschlossenheit der Ostsee.

Was die einzelnen Häfen anlangt, so stieg in dem Jahrzehnt 1894/98 der Verkehr nach dem Raumgehalt, abgesehen von der Verachtfachung im Badeort Saßnitz auf Rügen, in Memel um 14, in Swinemünde um 13, in Flensburg um 11, in Rostock um 6, in Lübeck um 4 $\frac{1}{2}$ Prozent. Für Stettin bietet der Vergleich dieser beiden Jahre nur eine geringe Vermehrung, während in Königsberg eine Abnahme um 21, in Kiel um 19, in Pillau um 12, in Wismar um 8, Neufahrwasser um 3,4 Prozent zu verzeichnen war. Die Verkehrssteigerung (wohlgemerkt, nach dem Raumgehalt der Schiffe, nicht nach der Menge der Ladung, auf die wir gleich noch zurückkommen!) beschränkt sich also in der Hauptsache auf Stettin-Swinemünde und Lübeck, während

Königsberg = Pillau, Danzig = Neufahrwasser und auch Kiel zurückgegangen sind. Im Einzelnen findet die Bewegung, die übrigens zum Theil bei dem willkürlichen Herausgreifen der Jahre 1894 und 1898 einen zufälligen Charakter trägt, folgende Erklärung: In Memel lag 1898 das Holzgeschäft günstig; dagegen geht das Getreidegeschäft dauernd zu Gunsten Libau's ganz wesentlich zurück. Stettin = Swinemünde hat einen steigenden Verkehr mit den Vereinigten Staaten aufzuweisen, namentlich in Petroleum. In Flensburg entwickelt sich ein lebhafter Verkehr mit Dänemark und durch den Kaiser Wilhelm-Kanal mit Hamburg, ebenso in Rostock. Lübeck befestigte seine Stellung besonders im Verkehr mit Rußland, während Königsberg durch Libau aus dem russischen Verkehr verdrängt wird.

Der Verkehr von Kiel hat einen Rückgang namentlich nach den nordischen Reichen erfahren. In Danzig = Neufahrwasser erstreckt die Abnahme sich auf den Handel mit Groß-Britannien und Frankreich, namentlich wegen der Konkurrenz des amerikanischen und ostindischen Getreides in England.

Im Jahre 1899 gestaltete sich der Schiffsverkehr in den wichtigsten deutschen Ostseehäfen folgendermaßen:

Hafenplätze	Einlauf		Auslauf	
	Zahl	Tonnage	Zahl	Tonnage
Kiel	4295	574 441	4451	583 366
Lübeck	2860	550 236	2874	552 104
Wismar	841	123 775	839	122 859
Rostock Warnemünde .	1734	?	1745	?
Stralsund	493	40 943	485	39 683
Swinemünde	5108	1 685 377	4967	1 690 283
Stettin	4635	1 316 216	4602	1 308 977
Danzig	1739	667 140	1750	668 502
Königsberg-Pillau . .	1862	502 423	1825	501 973
Memel	587	202 920	607	209 746

Vergleicht man die Resultate der letzten Jahre in den vier Haupthäfen mit dem Jahresdurchschnitt von 1891/95, so ergibt sich, daß in Königsberg-Pillau nach dem Raumgehalt ein Rückgang um 13 Prozent eingetreten ist, in Danzig, Stettin und Lübeck eine geringe Zunahme. Der Vergleich dieses längeren Zeitraumes fällt immerhin für Danzig und Lübeck günstiger aus als der des

eben betrachteten Jahr fünfß. Gleichzeitig aber vermehrte sich der Verkehr in Hamburg um 30, in Bremen sogar um 70 Prozent, so daß sich wiederum sehr scharf der wachsende Abstand der Ostseehäfen von denen der Nordsee zeigt. Stettin stand noch im Jahre 1898 günstiger da, als gegenwärtig; es macht sich hier je länger je mehr die Thatfache geltend, daß auch dieser Hafen seine erhebliche Konkurrenzkrast vermindert, wenn sie nicht durch zeitgemäße Verbindung nach seinem wichtigsten Hinterlande wieder gestärkt wird.

* * *

Etwas anders, in den Grundzügen jedoch übereinstimmend — namentlich was den Vergleich mit der Nordsee und dem Weltverkehr anlangt — gestaltet sich das Bild, wenn wir nicht den Schiffsverkehr, sondern den Güterverkehr in Betracht ziehen, der für die Beurtheilung der wirthschaftlichen Verhältnisse natürlich das Wichtigere ist. Die obigen Daten bezogen sich auf die aus- und einlaufenden Fahrzeuge und ihre Größe, die folgenden auf den Umfang und Werth ihrer Ladung.

Der Seehandel hat sich an den vier wichtigsten Plätzen nach Menge und Werth der ein- und ausgeführten Waaren von 1871 bis 1897 folgendermaßen entwickelt:*)

		1871/75	1891/95	1897	Zunahme in %	
					1871/75—1891/95	1871/75—1897
Gewicht d. Ein- u. Ausfuhr in 1000 kg	Königsberg	597 363	983 960	1 104 373	65	74
	Danzig .	877 269	1 135 298	1 407 115	29	60
	Stettin .	1 356 982	2 187 218	2 986 670	61	120
	Lübeck .	357 585	584 203	719 319	64	101
	Bremen**)	563 698	1 369 103	1 702 346	141	202
	Hamburg**)	3 070 674	8 448 621	12 750 426	175	281
Werth d. Seehandels in Millionen Mark	Königsberg	161	152	163	— 6	+ 1
	Danzig .	111	167	229	46	76
	Stettin .	292	?	?	?	?
	Lübeck .	138	190	329	38	65
	Bremen**)	490	831	999	72	104
	Hamburg**)	1 372	2 826	3 226	106	136

*) Diese wie die folgende Tabelle sind zusammengestellt auf Grund der umfassenden Tabellen in „Nauticus, Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen“. 1899, Berlin, C. S. Mittler.

**) Die vergleichsweise angeführten Zahlen für Bremen und Hamburg beziehen sich nicht auf den Jahresdurchschnitt 1871/75 und 1891/95, sondern für Bremen auf 1872/76 und 1892/96, für Hamburg auf 1871/80 und 1891/95.

In allen Häfen ist seit 1871 eine erhebliche Steigerung der Ein- und Ausfuhrmengen eingetreten, die in Danzig und Königsberg am geringsten ist. In Folge des allgemeinen Preisrückgangs ist der Werth des Seehandels während des hier betrachteten Zeitraums in weit geringerem Maße gestiegen, in Königsberg sogar auf derselben Stufe geblieben. Weitaus größer als in den Ostseehäfen ist die Verkehrssteigerung in den Nordseehäfen, hinter denen auch Stettin weit zurückbleibt. Der von Hamburg und Bremen ausgehende überseeische Verkehr ist eben immer mehr in den Vordergrund gerückt, und hat eine weit größere Bedeutung erlangt, als der Nah- und Küstenverkehr, auf den der Seehandel in der Ostsee sich größtentheils beschränkt. Unter den Ostseehäfen haben Stettin und Lübeck in 25 Jahren immerhin eine Verdoppelung ihres Seehandels nach dem Gewicht erfahren. Trennt man die Aus- und Einfuhr, so ergibt sich für Lübeck und Stettin ebenso wie für die Nordseehäfen eine überwiegende Steigerung der Ausfuhr, während in den anderen Ostseehäfen die Einfuhr stärker gestiegen ist.

Im Jahre 1899 hatte der Seegüterverkehr in den einzelnen Häfen folgenden Umfang:

Häfen	Einfuhr		Ausfuhr	
	Gewicht in 1000 Tonnen	Werth in Millionen Mark	Gewicht in 1000 Tonnen	Werth in Millionen Mark
Kiel	479	?	61	?
Lübeck	513	92	315	166
Wismar	176	11	66	8
Kostock-Warnemünde .	203	?	56	?
Stralsund	39	?	32	?
Ewinemünde	381	?	37	?
Stettin	2234	?	823	?
Danzig	807	107	659	109
Königsberg-Pillau .	635	122	538	82
Memel	138	10	11 (ohne Gold)	21

Der Seehandel der vier Haupthäfen (in 1000 Tonnen) nahm in den beiden letzten Jahren folgende Entwicklung:

Häfen	1898			1899		
	Einfuhr	Ausfuhr	Gesamt-See-handel	Einfuhr	Ausfuhr	Gesamt-See-handel
Königsberg Pillau	628,2	556,6	1 184,8	635,4	537,7	1 173,1
Danzig	797,2	648,2	1 445,9	806,6	658,9	1 465,5
Stettin	2 413,0	765,7	3 178,7	2 234,4	882,5	3 116,9
Lübeck	462,2	275,9	738,1	513,2	314,6	827,8

Vergleichen wir auch hier wiederum die Gegenwart mit dem Durchschnitt des Jahrzehnts 1891/95, so zeigt sich durchweg eine nicht unbeträchtliche Steigerung, die aber immer wieder hinter der durchschnittlichen Zunahme des gesammten deutschen Seehandels zurückbleibt. Am stärksten ist die Zunahme in den beiden westlichen Häfen (42 Prozent), erheblich schwächer (25—29 Prozent) in den beiden östlicheren; in diesen ist die Einfuhr stärker gestiegen, in jenen die Ausfuhr. Am bedeutendsten war die Ausfuhrsteigerung in Stettin, während in Königsberg hierin sogar neuerdings ein kleiner Rückgang eingetreten ist.

Der transozanische Verkehr ist in den deutschen Ostseehäfen, wie schon oben angedeutet, minimal; in Lübeck bildete er während der letzten Jahrzehnte kaum ein Prozent der Tonnage der dort verkehrenden Schiffe, und in Königsberg betrug er vor etwa dreißig Jahren noch zwei Prozent, während er heute nur noch nach Pro-Mille-Sätzen rechnet. Danzig verzeichnete gar Ende der neunziger Jahre nur noch rund je 20 ein- und auslaufende Schiffe im transozanischen Verkehr. Nur Stettin steht wieder in lebhafteren Beziehungen zu den großen Weltstraßen und namentlich mit den Vereinigten Staaten; hier entfallen 10—15 Prozent der ein- und auslaufenden Schiffe auf den Verkehr mit Uebersee.

Die Haupttheile entfallen auf den Rüstenverkehr zwischen deutschen Häfen, den Verkehr mit den nördlichen Reichen und auch mit Großbritannien. Lübeck namentlich bildet seit jeher ein bedeutendes Ausfallsthor nach den nördlichen Königreichen und Rußland; auf den Verkehr mit Rußland entfällt hier zur Zeit etwa ein Drittel, auf Schweden, Dänemark und Norwegen die Hälfte des Raummehals der verkehrenden Schiffe. Von Königsberg aus ist die Fracht nach England wichtig; hier spielt nicht in letzter Linie der ostpreussische Weizen mit, den die deutschen Mühlen nicht

verarbeiten können. Etwa ein Drittel des Königsberger Seehandels besteht im Waarenaustausch mit Großbritannien. Für Danzig sind die skandinavischen Länder und Großbritannien von ungefähr gleicher Bedeutung, indem beide etwa ein Viertel des Verkehrs beherrschen. Der Rest entfällt auf den deutschen Küstenverkehr und auf Rußland. In Stettin steht nach dem Tonnengehalt der Fahrzeuge England an der Spitze, dagegen der Zahl nach beim Einlauf Schweden, beim Auslauf Dänemark.

* * *

Die Rhederei der deutschen Ostseestädte weist im Gegensatz zu dem enormen Aufschwung der Nordsee-Rhederei nicht nur einen Stillstand, sondern sogar einen ganz wesentlichen Rückgang auf.

Besonders lehrreich ist in verschiedenen Beziehungen ein Vergleich der Ostsee- und der Nordsee-Rhederei zu Beginn und zu Ausgang des 19. Jahrhunderts. Mannigfache Faktoren wirken zusammen, um das merkwürdige Gesamtbild abzugeben: Obenan der immer stärker sich vollziehende Uebergang des Wirthschaftslebens aus engeren in weitere Räume, aus dem Binnenmeer ins Weltmeer; daneben die politische Ohnmacht Preußen-Deutschlands auf dem Meere; später der industrielle Aufschwung des Nordseehinterlandes und die allmähliche Selbstständigmachung gegenüber England.

Zu Beginn des Jahrhunderts sehen wir die Ostsee-Rhederei in hoher Blüthe; sie ist für die ganze deutsche Ostseeküste zusammen doppelt so groß wie die der gesammten deutschen Nordsee-Rhederei. In einer Arbeit über „Die Entwicklung der deutschen Rhederei“ berechnet Peters für 1805 allein den Raumgehalt der preußischen Ostseeschiffe auf 128 000 Tonnen. Dazu kommen 439 Schiffe von Stralsund und 400 bis 500 an der Ostseeküste von Schleswig-Holstein mit 85 000 Tonnen. Nimmt man den Schiffsbestand Mecklenburgs und Lübecks mit etwa 30 000 Registertonnen an, so ergibt sich an der heutigen deutschen Ostseeküste ein Schiffsraumgehalt von fast einer Viertelmillion Tonnen, gegenüber etwa 100 000 Registertonnen in der Nordsee-Rhederei. Mit dem Jahre 1805 aber war der Höhepunkt bereits überschritten. Ueber den um jenes Jahr eintretenden Niedergang schreibt Prof. von Halle: *)

„Die Kontinentalsperre begann 1806 ihre lähmende Wirkung in verhängnißvollster Weise zu üben. Durch Beschlagnahme seiner

*) „Die Entwicklung und Bedeutung der deutschen Rhederei“ in „Handels- und Wirthschaftspolitik“. Herausgegeben von G. Schmoller, W. Sering, H. Wagner. Stuttgart 1900.

Schiffe erlitt z. B. Königsberg derartig schwere Verluste, daß seine Flotte, die 1807 noch, allerdings mit Einschluß der Küstenfahrer, 980 Schiffe zählte, 1808 auf 51 Schiffe zusammengeschrumpft war. Hiervon hat sich die einst blühende Königsberger Rhederei nie wieder erholen können. Und in ähnlicher Weise ging das gesammte deutsche Rhedereigewerbe unheimlich rasch zurück. Die Gesamttonnage erscheint 1815, also in der Zeit des begonnenen Wiederaufschwungs, gegenüber 1805 um ein Drittel zusammengeschrumpft. Auch nach der Wiederherstellung des Friedens war ein erheblicher Aufschwung zunächst aus äußeren und inneren Gründen nicht wohl möglich.“

Als sich dann die Wandlung zum Besseren in den deutschen Häfen vollziehen konnte, da bahnte sich auch jener Umschwung in der Weltwirthschaft und dem Weltverkehr an, durch den naturgemäß die abgelegene Ostsee mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt werden mußte. Die Enge des Binnenmeers, dessen Häfen und Einfahrt mehr als vier Monate jährlich zugefroren waren, die Gefahren des Skagerrak und Kattegat, die damit im Zusammenhang stehenden hohen Versicherungsgebühren der Ostseefahrer, die schwere Belastung durch den Sundzoll hielten die weitere Entfaltung der Ostsee-Rhederei zurück, und wenn trotzdem speziell die deutsche Ostsee-Rhederei bis über die Mitte des Jahrhunderts der Nordsee-Rhederei überlegen blieb, so geschah dies eben nur aus dem Grunde, weil der Verkehr in den deutschen Nordseehäfen ganz unter englischem Einfluß stand und die deutsche Nordsee-Rhederei sich von diesem erst sehr spät frei zu machen vermochte. Erst als die Nordsee-Rhedereien in kräftiger Entwicklung zur Dampfschiffahrt fortgeschritten, blieben die Ostseestädte vollends zurück. Die einst so stolzen Segler, an denen sie festhielten, kann man noch heute beispielsweise im Hafen von Neufahrwasser reihenweise seit Jahrzehnten unthätig liegen und verwittern sehen! Nicht weit von ihnen baut Schichaus bekannte Werft ihre modernen Ozean-Riesendampfer und die Kaiserliche Werft jene Panzerschiffe, deren Schutz den deutschen Häfen zur Zeit der Kontinentalperre so bitter Noth gethan hätte. Ein wahrhaft packender Kontrast alter und neuer Zeit! —

Da die große Nordsee-Rhederei den deutschen Seeverkehr völlig beherrscht, die Bedeutung des Ostseehandels immer mehr zurückgeblieben ist, auch der Unternehmungsgeist und die Kapitalkraft der Handelskreise im Osten geringer ist, so sehen wir in der

deutschen Ostsee-Rhederei noch in jüngster Zeit einen Rückgang, der bei den Segelschiffen so bedeutend ist, daß auch die Zunahme der Dampfer nicht eine absolute Abnahme des Gesamttraumgehalts verhindern konnte. Die Gesamtzahl der deutschen Schiffe in der Ostsee betrug

	Zahl	Tonnen	Mann Besatzung	Leistungsfähigkeit (Registertonnen)
1888	1370	352 532	11 788	586 912
1898	876	216 736	7 301	531 590

Wiederum ist es allein Stettin, das keinen Rückgang zu verzeichnen hat, wenigstens insofern, als die Leistungsfähigkeit der zu seinen Rhedereien gehörigen Schiffe in den letzten Jahrzehnten eine fast stetig andauernde Steigerung erfahren hat. Der gegenwärtige Bestand beläuft sich in Stettin auf rund 130 Schiffe von 33 000 Tonnen und 1350 Mann Besatzung und einer Gesamtleistungsfähigkeit von rund 95 000 Tonnen.

Der Schiffsbestand der deutschen Ostsee-Rhederei setzte sich im Jahre 1898 zusammen aus 472 Segelschiffen mit 64 144 Tonnen und 2031 Mann Besatzung, und 404 Dampfschiffen mit 252 551 Tonnen und 5270 Mann Besatzung. Der Zahl nach herrschten also noch die Segelschiffe vor, der Größe nach jedoch schon bei Weitem die Dampfer. Die zahlreichsten Rhedereien haben neben Stettin Kiel, Rostock-Warnemünde und Danzig; in sämtlichen Ostseestädten umfaßt der eigene Schiffsbestand jedoch immer nur je einige Tausend Tonnen.

Mit den großen Rhedereien, wie Deutschland sie in der Nordsee besitzt, können die Ostsee-Rhedereien sich nicht im Entferntesten messen. Sie fristen ein mehr oder minder bescheidenes Dasein, und viel mehr als in der Nordsee fühlt man hier noch die Nachwehen der Zeit, in der die alten Rhedereien durch die Verdrängung der Segelschiffahrt ihre angelegten Kapitalien zum großen Theil einbüßten und darniedergingen, wenn sie sich nicht rechtzeitig entschließen mochten oder konnten, der neuen Zeit des weltumspannenden Verkehrs ihren Tribut zu zollen.

* * *

Auf einer ganz anderen Stufe als die Rhederei steht aber in den Ostseestädten, wenigstens theilweise, der Schiffbau. Er ist weniger abhängig von der jeweiligen Stärke des Seeverkehrs, ja, er gedeiht mitunter gerade besser dort, wo der unaufhörlich fluthende Verkehr ihn nicht räumlich beengt. So zählten die deutschen

Ostseestädte eine Reihe der hervorragendsten Werften, die in ihrem Fache die Konkurrenz mit der ganzen Welt aufzunehmen vermögen. Es sei nur erinnert an Schichau-Elbing für Torpedoboote, Vulkan-Stettin für Ozean-Riesen-Schnelldampfer und neuerdings die Germania-Kiel insbesondere für Panzerschiffe. Die Hauptwerften der deutschen Ostseestädte finden sich außer den eben genannten Städten in Danzig, ferner Flensburg, Lübeck und Rostock. Als großartigste Leistungen sind vor Allem zu erwähnen einerseits vom Vulkan der von keiner fremden Flagge übertroffene Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große“, dem erst die „Deutschland“ derselben Werft die Spitze bietet, anderseits die im Jahre 1898 bei Schichau für die chinesische Marine erbauten Torpedobootszerstörer, deren selbständige Reise über das Weltmeer berechtigtes Aufsehen erregte und deren Schnelligkeit von mehr als 35 Knoten bei voller Belastung und Ausrüstung eine ganz hervorragende Kraftleistung bedeutet.

In der Denkschrift über die Steigerung der deutschen Seeinteressen von 1896—1898, die das Reichsmarineamt unlängst dem Reichstag vorgelegt hat, werden 39 deutsche Werften aufgezählt; darunter befinden sich aus den Ostseestädten folgende mit ihrer Produktion in den Jahren 1898 und 1899:

Werften	Fertig gestellte Schiffe					
	1899			1898		
	Zahl	Brutto-Tonnage	Pferdekräfte	Zahl	Brutto-Tonnage	Pferdekräfte
Schichau-Elbing . . .	10	1 604	13 480	} 32	22 444	73 760
Schichau-Danzig . . .	2	989	1 480			
Klawitter-Danzig . . .	9	2 237	2 580	7	1 750	2 300
Johannsen-Danzig . . .	5	704	357	4	329	560
Vulkan-Stettin	3	32 220	30 306	5	15 249	44 000
Oberwerke-Stettin . . .	16	4 357	3 460	19	4 952	5 490
Müske-Stettin	5	1 572	1 390	4	1 575	1 355
Neptun-Rostock	11	14 202	6 750	7	10 957	4 300
Roch-Lübeck	8	8 133	3 110	19	6 201	2 600
Howaldt-Kiel	17	17 081	10 825	18	9 907	7 223
Germania-Kiel	1	1 020	6 500	4	2 662	11 060
Flensburger Wes.	15	32 099	14 210	7	24 298	11 300
Fedter-Königsberg . . .	7	1 129	2 220	4	762	1 400
Statz u. Kolbe-Kiel . . .	3	?	?	3	195	?
Kroll u. Gulerf-Memel . .	4	215	420	4	281	590
Schneider-Memel	2	65	114	—	—	—

Zweifellos eine höchst respectable Leistung, für die man erst den rechten Maßstab gewinnt, wenn man erfährt, daß in derselben Zeit, in der Schichau Fahrzeuge von 73 760 Pferdekraften erbaute, die höchste Leistung einer englischen Werft 68 110 Pferdekraften nicht überschritt. Erwähnt zu werden verdient ferner, daß zur Zeit zwar die Vereinigten Staaten über die größte Werft der Welt verfügen, nach ihrem vollständigen Ausbau aber die Germania-Werft in Kiel diesen Namen beanspruchen darf. Was den Vergleich mit den englischen Werften anlangt, so muß stets berücksichtigt werden, daß letztere nicht nur durch ihre ältere Entwicklung, die zu bester Einübung der Arbeiter und weitestgehender Spezialisierung zwischen den einzelnen Werften geführt hat, sondern auch durch die natürliche Lage zu den Stätten der Rohproduktion wesentlich bevorzugt sind. Der umständliche Materialtransport von Rheinland-Westfalen und Oberschlesien nach den deutschen Küstengebieten, sowie der Umstand, daß die deutschen Walzwerke für den Bedarf an Schiffbaumaterialien noch nicht so vollkommen eingerichtet sind wie die englischen Werke, verursachen Zeitverlust und Mehrkosten, so daß die Leistungen der deutschen Werften unter diesen ungünstigen Bedingungen doppelt aner kennenswerth sind.

Auch für den Kriegsschiffbau spielen die Werften der Ostseestädte die erste Rolle. Von den drei kaiserlichen Werften liegen zwei an der Ostsee, und zwar in Danzig und Kiel. Ferner arbeiten für die Kriegsmarine an Privatwerften an der Nordsee nur drei, dagegen an der Ostsee: die Germania-Werft und die Howaldtwerke in Kiel, der Vulkan in Stettin, Schichau in Danzig und Schichau-Elbing. Die größten Privatwerften der genannten Städte beschäftigen je 2000—6000 Arbeiter. Im Jahre 1899 wurden auf den deutschen Ostseewerften nach dem Germanischen Lloyd 48 Seeschiffe von über 100 Tonnen mit insgesammt 106 000 Tonnen fertiggestellt, dagegen im Nordseegebiet nur 23 mit 75 000 Tonnen. Außerdem befanden sich auf den Ostseewerften noch Schiffe der gleichen Größenklasse von zusammen 128 000 Tonnen im Bau, 17 000 mehr als in der Nordsee.

*
*
*

Als unmittelbar mit dem Meere verbundenes Gewerbe ist ferner noch der Fischerei zu gedenken. Sie steht in der Ostsee an Bedeutung und an moderner Entwicklung der Betriebsweise wieder weit hinter der Nordsee-Fischerei zurück, was zum größten

Theile allerdings durch das in Betracht kommende Arbeitsfeld bedingt wird. In Bezug auf die Betriebsform bleibt jedoch gleichwohl noch viel zu thun übrig; erst seit wenigen Jahren hat hier ein kleiner Aufschwung eingesezt.

Die Angaben über den Umfang der Ostseefischerei sind beschränkt. Die Zahl der gedeckten Fischereifahrzeuge belief sich im Jahre 1897 schätzungsweise auf rund 400, wovon die Hälfte in der Danziger Bucht beheimathet war und namentlich den Auktionsmarkt in Gela bediente. 1898 wiesen jedoch bereits die drei Häfen Memel, Pillau und Neufahrwasser allein 416 Lachs-futter auf, und auch in den übrigen Bezirken Ost- und Westpreußens ist seither ein nicht unbeträchtlicher Aufschwung bemerkbar. Große kapitalistische Gesellschaften, wie sie sich im Nordseegebiet zur intensiven Ausübung der Hochseefischerei gebildet haben, sind im deutschen Ostseegebiet noch unbekannt. Wo hier eine Steigerung des Betriebes eingetreten ist, muß sie wesentlich zurückgeführt werden auf die Gewährung von unverzinsten staatlichen Darlehen mit langen Rückzahlungsfristen an die Fischer. Auf diesem Wege sind neuerdings z. B. in Memel 50 Lachs-futter beschafft worden. Während, wie bemerkt, an der ost- und westpreußischen Küste Fortschritte zu verzeichnen sind, läßt sich für die pommerische und mecklenburgische Küste nicht dasselbe sagen, und zwar liegt dies zum großen Theil an der Thatsache, daß der außerordentlich gesteigerte Badeverkehr der Fischerei das Personal entzieht. Die ehemaligen Fischerfamilien werden Wohnungsspekulanten und zu dem beschwerlichen und gefährlichen Handwerk von früher untauglich.

Die Erträge der Ostseefischerei sind kaum annäherungsweise zu schätzen. Ansätze zur Ausbildung des Auktionswesens zeigen sich nur in Gela, und die sonst zum Markte kommenden Fänge entziehen sich der statistischen Ermittlung. Für Westpreußen liegen Zahlen vor, die jedoch nur einen sehr bedingten Werth haben; danach wäre hier das Fangergebniß, das in den Jahren 1891/92 nur 37000—70000 Mark betragen hätte, bis 1895/96 auf 294000 bezw. 273000 Mark gestiegen. Hierunter kann jedoch nur ein Theil der von der westpreußischen Küste aus betriebenen Fischerei verstanden werden. An der gesammten deutschen Ostseeküste wurde der Ertrag der Hochseefischerei für 1896 auf 2,8, für 1897 auf nahezu drei Millionen Mark, der Ertrag der Küstenfischerei, außer der Küste Schleswig-Holsteins, für 1896 auf 3,5, für 1897 auf fast volle

vier Millionen Mark geschätzt. Der Gesamtwert der deutschen Ostseefischerei, der vor einigen Jahren auf rund sechs Millionen Mark beziffert wurde, hätte sich demnach auf nahe an acht Millionen Mark gehoben. Den Hauptantheil hat an der Hochseefischerei die Danziger Bucht, an der Küstenfischerei die Odermündung. Besonders wichtig ist als Fischmarkt Stettin, wohin ein großer Theil des Fischhandels aus der Ostsee gravitirt bzw. von kapitalkräftigen Fischhändlern gelenkt wird.

Auf dem Gebiete der Fischerei liegt die vielleicht nicht unbedeutende Zukunft des kleinen Hafens Hela. Zwar hat Hela gar kein Hinterland, keinen Ackerbau, keine Fabrikindustrie, eine überaus anspruchslöse kleine Bevölkerung — einsam liegt es an der Spitze der langen, schmalen, sandigen Landzunge gleichen Namens. Gleichwohl vermag es für die Zukunft eine verhältnißmäßig hohe Bedeutung, freilich nicht für den Güterverkehr, wohl aber als Fischereihafen zu gewinnen. Der vor wenigen Jahren errichtete Hafen liegt an der Südseite der Landzunge, der Danziger Bucht zugekehrt, gestattet also im Gegensatz zu fast allen anderen deutschen Ostseehäfen auch bei starkem Nordwind eine sichere Einfahrt. Sobald es mit den nöthigen modernen Einrichtungen, wie Fischauktionshallen und Zubereitungsanstalten ausgerüstet ist, kann das einsame Fischerdorf anwachsen zu einer Centrale für einen großen Theil der Ostseefischerei.

* * *

Wir wenden uns nunmehr zu denjenigen in den deutschen Ostseestädten getroffenen und zu treffenden Maßnahmen, die eine Förderung und Erleichterung des Seeverkehrs bezwecken. In großem Stil haben die Verbesserungen der Einrichtungen für den Seeschiffahrtsverkehr in den einzelnen Hafenplätzen der Ostsee namentlich seit und in Folge der Eröffnung des Kaiser Wilhelm-Kanals im Jahre 1895 begonnen. Die wesentlichste Arbeit ist für Lübeck durch den nunmehr fertiggestellten Elbe-*Trave*-Kanal geleistet worden, auf den noch besonders zurückzukommen sein wird. Abgesehen davon waren für *Trave*korrekturen und Hafenhauten 17,5 Millionen ausgeworfen worden, und weitere erhebliche Aufwendungen sind in Aussicht genommen worden, u. a. über 6 Millionen für Umgestaltung der Hafenplätze, Anlage eines Industriehafens und neue Quaibauten.

In Stettin ist im September 1898 der *Frei*bezirk eröffnet

und damit eine Anlage dem Verkehr übergeben worden, die an sich 12,5 Millionen erfordert hat, während weitere 30 Millionen für Verbesserung der Fahrwasser und neue Hafenanlagen nothwendig waren. Mit einem Freibeizirk hat auch Danzig im Jahre 1899 in Neufahrwasser einen Anfang gemacht, und auch hier stehen Erweiterungen der Anlagen im Hafengebiet bevor. Königsberg, dessen für 9 Millionen erbauter Haffkanal der Eröffnung entgegengeht, schiebt sich an, seinen Hafen für 7 Millionen Mark weiter auszubauen.

Neben den großen sind auch in den kleineren Häfen, wie Rostock, Stralsund u., in den letzten Jahren nicht unerhebliche Aufwendungen für die Verbesserung des Fahrwassers und der Hafenanlagen gemacht worden. An Anstrengungen in dieser Richtung hat es also in neuester Zeit keinesfalls gefehlt. Bitter geklagt wurde neuerlich über die Versandung des Fahrwassers in Memel, doch wird auch hier, wie zu erwarten ist, für Abhilfe alsbald Sorge getragen werden.

Alles in Allem gilt auch für die deutschen Ostseehäfen, wenigstens in gewissem Umfange, was Nauticus im Jahre 1898 allgemein von den deutschen Häfen, in erster Linie aber von denen der Ostsee, aussagen konnte: „Bielversprechend für die Zukunft der meisten deutschen Häfen ist die neuerdings mit gleicher Energie vom Rhein bis zum Pregel aufgenommene Verbesserung und Erweiterung der Verkehrseinrichtungen: Fahrwasserkorrekturen und Vertiefungen, Hafenanlagen und Verbesserungen, Erweiterung der Handels- und Verkehrseinrichtungen, Freihäfen-, Eisenbahn-, Speicherbauten, Anlage von Werften und Docks, von Fischereieinrichtungen u. s. f., die, wo immer eingeführt, sich bisher über Erwarten erfolgreich gezeigt haben und stets in einer kürzeren Zeit als ursprünglich veranschlagt war, durch neue Vergrößerungen und Verbesserungen angesichts des gestiegenen Verkehrs erweitert werden mußten.“

Was die Einzelheiten der kurz erwähnten Maßnahmen anlangt, so sind namentlich die in Königsberg, Danzig, Stettin und Lübeck vollzogenen Arbeiten zu betrachten.

Die Verbindung Königsbergs mit dem Meere bedurfte bei der stetig zunehmenden Größe der Seeschiffe einer gründlichen Verbesserung, wenn dieser Platz nicht von einem Theile des Verkehrs abgeschnitten werden sollte. Während der Pregelfluß vom Königsberger Stadthafen bis zur Einmündung in das Frische Haff eine

Tiefe von 6 Metern hat, war die Fahrinne im Haff selbst nur 4,3 Meter tief. Es mußten daher große Theile der nach Königsberg bestimmten Ladungen in Pillau geleichtert werden, wodurch die Handelszinsen für Königsberg zu theuer, der Betrieb umständlich und durch die Nothwendigkeit der Errichtung von Filialen in Pillau belastet wurde. Seit einer Reihe von Jahren wurde daher der Plan eines Haffkanals erörtert, und im Jahre 1898 mit dem Bau begonnen. Der Kanal war regierungsseitig nur für eine Tiefe von 5 Metern bemessen, wird aber unter Garantie der Königsberger Kaufmannschaft für die entstehenden Mehrkosten auf $6\frac{1}{2}$ Meter gebracht. Er schafft eine durch Dämme geschützte Wasserstraße, welche vier Kilometer weit durch das Freie Haff führt. Die Gesamtstrecke zwischen Königsberg und Pillau beläuft sich auf 43 Kilometer; sie wird in allen Theilen regulirt und festgelegt. Die Kosten belaufen sich, wie bemerkt, auf 12 Millionen. Im Anschluß an den Kanalbau werden ferner mit einem Aufwande von drei Millionen die Königsberger Häfen angemessen erweitert, vertieft und verbessert werden.

In Danzig-Neufahrwasser ist es die Errichtung eines Freibezirks, die als Glied in jener Kette von Maßnahmen dienen soll, deren Zweck es ist, die gegenüber dem westlichen Deutschland industriearmen und in Handel und Wandel nicht entsprechend entwickelten Orte des Reiches wirthschaftlich zu fördern. Hervorgehoben war der Wunsch nach einem Freibeirk durch den gleich noch zu erwähnenden Stettiner Plan. Vor zehn Jahren ersuchte der Danziger Magistrat das Handelsministerium, die Anlage eines Freihafens*) nach Hamburger Muster in Danzig zu gestatten. Dieser Antrag konnte mit Rücksicht auf die Reichsverfassung freilich keine Berücksichtigung finden, wohl aber wurde an die Errichtung eines Freibeirks herangegangen. Die Grundzüge hierfür wurden im März 1894 in einer Konferenz der Militär-, Marine-, Eisenbahn- und Stadtbehörden festgelegt, nachdem die Stadt einen Plan für die Umwandlung des fiskalischen Hafensystems zu Neufahrwasser, der angrenzenden Schuppen- und Gleisanlagen und Lagerplätze in einen Freibeirk bis an die See hatte ausarbeiten lassen. Nachdem

*) Der Unterschied zwischen „Freihafen“ und „Freibeirk“ ist zollgesetzlicher Natur. Im Freihafen darf eine Verarbeitung der lagernden Waaren und Industriebetrieb stattfinden, während der Freibeirk nur Verkehrszwecken dient. Die lagernden Waaren dürfen hier lediglich umgepackt, aber nicht verarbeitet werden. Alle ungenau so genannten „Freihäfen“ in Deutschland sind Freibeirke; die einzige Ausnahme bildet Hamburg.

der Bundesrath seine Zustimmung gegeben hatte und im Juni 1896 das Zollregulativ ausgefertigt worden war, wurde zur Ausführung geschritten und der Freibeizirk im April v. J. eröffnet. Er umfaßt eine Fläche von 15 Hektar, wovon über ein Drittel Wasserfläche ist. Die Tiefe des Fahrwassers beträgt $7\frac{1}{2}$ Meter. In dieser Tiefe erstreckt sich die Fahrrinne bis zur Kaiserlichen Werft. Die Danziger Stadthäfen sind nur 4–5 Meter tief. Durch Heranziehung von Getreide- und Mehllagern erwartet man eine Vergrößerung des Verkehrs im Freibeizirk; seine weitere Entwicklung wird wesentlich von der weiter unten zu besprechenden Industrialisierung des Hinterlandes abhängen.

Der Stettiner Freibeizirk ist, wenigstens theilweise, als solcher bereits im September 1898 dem Weltverkehr übergeben worden. Sein Bau wurde im Januar 1894 definitiv beschlossen, nachdem die Errichtung der Freihäfen in Hamburg und Kopenhagen, des Freibeizirks in Bremen und der Bau des Kaiser Wilhelm-Kanals für die Konkurrenzstellung Stettins eine derartige Maßnahme zur Nothwendigkeit gemacht hatten. Der Freibeizirk an sich hat einen Kostenaufwand von $12\frac{1}{2}$ Millionen erfordert; dazu kamen weitere 18 Millionen für die Vertiefung und Verbreiterung des Fahrwassers im Stadtbezirk und Hafensarbeiten außerhalb des Freibeizirks. Neben diesen Aufwendungen der Stadt, welche aus ihren noch aus der Schwedenzeit überbliebenen Rechten und Pflichten gegenüber dem Oderlauf innerhalb des Stettiner Weichbildes herrühren, hat der Staat die Fahrwasserkorrektur unterhalb der Stadt auf der Oder und im Haff, sowie die Verbindung des Haffs mit der Ostsee durch die sogen. „Kaiserfahrt“ übernommen. Die Verbreiterung der Fahrrinne in der Oder erstreckt sich auf 80, im Haff auf 150 Meter in der Sohle, die Vertiefung in der Oder auf 7, im Haff auf 8 Meter. Ein Theil der Arbeiten harret noch der Vollendung und soll bis 1901 durchgeführt werden. Die „Kaiserfahrt“ erhält insgesamt von Stettin bis zur Ostsee bei Swinemünde eine Länge von nicht weniger als 68 Kilometer; sie war bereits im Jahre 1880 mit einem Kostenaufwand von $3\frac{1}{2}$ Millionen hergestellt worden, jedoch in erheblich engeren Maßen, mit einer geringsten Spiegelbreite von 100 Meter. Inzwischen hatte der Strom weiter vorgearbeitet und auf natürlichem Wege jenes Maß um ein Viertel erweitert. Auch fernerhin bleibt ihm ein Theil der Arbeit überlassen; erst nach einer Erweiterung auf 200 Meter sollen die Ufer befestigt werden. — Der Stettiner

Freibeizirk hat eine wesentlich größere Abmessung als der Danziger, entsprechend der höheren Bedeutung des Stettiner Seehandels und seiner auf den Berlin-Stettiner Großschiffahrtskanal gestützten Ausichten für die Zukunft. Er umfaßt 61 Hektar; auch hier entfällt davon etwas über ein Drittel auf die Wasserfläche. Ein Theil der Bassins befindet sich jedoch noch in Vorbereitung. Ihre Tiefe beträgt 7, ihre Breite 100 Meter. Auch die Lager-schuppen sollen im Laufe der Zeit noch eine beträchtliche Erweiterung erfahren; bei der Eröffnung des Freibeizirks waren zunächst zwei Schuppen mit einer Tiefe von 30 und einer Länge von 182 Metern errichtet. Der abgegrenzte Bezirk bietet indessen Raum für zehn solcher Schuppen mit einer Grundfläche von rund 55 000 Quadratmetern. Außerdem werden für längere Zeit zu lagernde Waaren acht Speicher mit einer Gesamtgrundfläche von 30 000 Quadratmetern gebaut.

Während für die zuletzt behandelten drei Städte die weiteren wichtigen Maßnahmen zur Hebung des Verkehrs, insbesondere des Verkehrs aus dem Hinterlande, erst in Aussicht, und zwar zum Theil noch ungewisser Aussicht stehen, ist für Lübeck das wichtigste Werk der Verkehrserleichterung in diesem Augenblick im Abschluß begriffen. Wir können die Arbeiten in Lübeck selbst nicht behandeln, ohne zugleich auf den Elbe-Trave-Kanal einzugehen, der mit jenen in engster Beziehung steht.

Lübeck war durch den Bau des Nordostsee-Kanals vor die Gefahr gestellt, seine Rolle im Handelsverkehr zu verlieren und seitab der allgemeinen Verkehrsstraße zu einer unbedeutenden Stellung herabzusinken. Es mußte daher darauf sinnen, eine zeitgemäße Verbindung mit der Nordsee auszubauen, die in dem alten Stecknig-Kanal nicht mehr vorhanden war. So kam im Juli 1893 ein Staatsvertrag zwischen Lübeck und Preußen zu Stande, durch den der Bau des Elbe-Trave-Kanals ermöglicht wurde. Von einer Konkurrenz dieses Kanals mit dem Nordostsee-Kanal kann allerdings insofern keine Rede sein, als er dessen Ausmessungen nicht annähernd erreicht, sondern den Charakter eines Binnenland-Kanals und nicht den eines Seeschiffahrt-Kanals trägt. Gleichwohl ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der Verkehr zwischen dem für den Handel so überaus bedeutamen Südostrwinkel der Nordsee und der Südwestecke der Ostsee durch diesen Kanal einen weiteren wichtigen Einfluß erfahren wird.

Der Kanal wendet sich von Lübeck aus in südlicher Richtung und erreicht, dem alten Stecknig-Kanal folgend, bei Lauenburg die

Elbe. Gegenüber dem alten Schifffahrtswege bedeutet er einen großen Fortschritt, da jener nur Fahrzeuge von 30, dieser aber von 800 Tonnen tragen wird. Die großen Flußschiffe der Elbe können somit unmittelbar nach Lübeck gelangen, oder um es mit einem kurzen, charakteristischen Worte zu bezeichnen: Die Elbe erhält eine Ostseemündung. Damit ist die ganze Bedeutung des Kanals klargestellt. Seine Abmessungen sind folgende: Länge 67 Kilometer, Mindesttiefe 2 Meter, Sohlenbreite 22 Meter. Eine Vergrößerung auf $2\frac{1}{2}$ Meter Tiefe und $27\frac{1}{2}$ Meter Breite ist vorgesehen. Der Kanal hat sieben Schleusen mit folgenden Abmessungen: Gesamtlänge 100 Meter, Thorweite 12, Drempeltiefe $2\frac{1}{2}$, Neßlänge der Kammern 80 Meter bei 12 Meter Breite und 59 Meter bei 17 Meter Breite. Die Kosten waren auf 24 Millionen veranschlagt. Durch diesen Kanal wird für schwere Frachten im Verkehr zwischen dem Elbegebiet und der Ostsee eine leichte und bequeme Verbindung ermöglicht, die sich, je nach der Entwicklung weiterer Wasserwege, bis in andere Theile Deutschlands und Oesterreichs ausdehnen läßt. Güter, die bisher zwischen Elbegebiet und Ostsee nicht ausgetauscht werden konnten, da Qualität und Quantität in zu großem Mißverhältniß standen, um den Eisenbahntransport lohnend erscheinen zu lassen, können nun den billigen Wasserweg nehmen. Auch gegenüber den schon bestehenden Verbindungen zwischen Elbe und Oder wird sich der neue Weg vielfach wesentlich vortheilhafter gestalten.

Hand in Hand mit dem Kanalbau gingen sonstige Verkehrsverbesserungen für Lübeck. Mit der offenen Ostsee war Lübeck bisher nur durch eine Wasserstraße von 5,5—6,6 Meter verbunden, die für den fortschreitenden Tiefgang der großen Seeschiffe nicht genügt. Es wurde also im Laufe der letzten Jahre beschloffen, das Fahrwasser von der See bei Travemünde und den Hafen von Travemünde auf eine Tiefe von 8 Metern zu bringen, von dort bis Lübeck auf 7,5. Die Baukosten für dieses Projekt, das erst in etwa vier Jahren fertig durchgeführt sein wird, sind auf $4\frac{1}{2}$ Millionen veranschlagt. Außerdem sind zwei große Seehäfen von außerordentlichen Abmessungen in Aussicht genommen, die mit der Umlage eines Freibezirks verbunden werden sollen. Auch will man nach dem Vorbilde des bekannten Mannheimer Unternehmens einen eigenen Industriefhafen herstellen und ihm einen ausgedehnten industriellen Stadttheil anschließen.

Die Bedeutung Lübecks lag seit alter Zeit wesentlich in der

Bermittlung des Handelsverkehrs mit den nordischen Königreichen und Rußland. Dies wird auch ferner der Haupttheil des Lübecker Handels bleiben, und gerade für die deutsch-russischen sowie die deutsch-schwedischen Handelsbeziehungen ist es von erheblicher Bedeutung, daß beispielsweise die sächsische Industrie einen Ostseehafen der Elbe erlangt. Die Elbländer richten ihr Augenmerk bei ihrer Massenproduktion an Roh- und Halbfabrikation, im Bergbau und in der Industrie in steigendem Maße nach den nördlichen Ostseeländern und werden darin durch die neue Wasserstraße begünstigt werden. Gegenüber den bisher bestehenden Verbindungen zwischen jenen Ländern und der Ostsee, einmal um das Kap Skagen, sodann durch die alten Kanäle zwischen Elb- und Oder-Gebiet, wird die neue Straße wesentliche Vorzüge in Bezug auf die Schnelligkeit, sowie theils auf die Sicherheit, theils auf Billigkeit und Aufnahmefähigkeit haben. Auch die Einfuhr von schwedischem Eisenerz und Holz nach dem Innern Deutschlands wird dem Kanal einen beträchtlichen Theil seines Verkehrs liefern.

* * *

Schließlich kommen wir zu der großen Verkehrsstraße, die seit einem Jahrzehnt für Kiel neu erschlossen ist, dem Kaiser Wilhelm-Kanal. Es braucht kaum wiederholt zu werden, daß die Bedeutung dieser großen Wasserstraße in erster Linie auf strategischem Gebiet zu suchen ist und daß seine Bedeutung für den Handel allein den großen Kosten von 156 Millionen Mark nicht recht entsprechen würde. Immerhin hat nach der wiederholten Tarifierabsetzung auch der Handelsverkehr ständig und beträchtlich zugenommen. — Der Vollständigkeit halber müssen wir die Abmessungen auch dieses Kanals wiedergeben: Seine Länge beträgt rund 100 (genau 98,6) Kilometer, seine Breite im Wasserspiegel 64—76 Meter, an der Sohle 22—32 Meter, die durchschnittliche Tiefe 9 Meter. Mit Hilfe der Schleuseneinrichtungen kann das Wasser sogar auf 10 Meter aufgestaut werden. Um Fahrzeugen von größter Länge zu dienen, sind scharfe Krümmungen in der Linienführung nach Möglichkeit vermieden. An Schleusen zählt der ganze Kanal nur je zwei an beiden Enden. Sie sind nach den neuesten Errungenschaften der Technik konstruirt. Der Kanal ist seiner ganzen Länge nach, um auch während der Nacht eine gleichmäßig schnelle und sichere Durchfahrt zu ermöglichen, mit elektrischer Beleuchtung versehen. Um die Böschungen vor Beschädigungen und den Betrieb vor Störungen

zu sichern, müssen alle Fahrzeuge sich eines Kanallootsen bedienen und die Fahrgeschwindigkeit je nach ihrer Größe und Steuerfähigkeit auf 8—12 Kilometer herabsetzen. In der ersten Zeit ereigneten sich gleichwohl wiederholt mehr oder minder ernste Störungen, die jedoch nach und nach immer mehr vermieden werden konnten. In gewissem Grade bleiben sie nach wie vor insofern möglich, als einerseits wegen der ungünstigen Wasserverdrängungsverhältnisse die großen Schiffe im Kanal dem Steuer schlecht gehorchen, andererseits am Boden infolge der durch die Schleusenöffnung hervorgerufene Strömung Hindernisse hervorkommen, die bei dem Graben des Bettes noch nicht hervortraten. Es sind daher regelmäßig Taucher beschäftigt, um diese Steine zu beseitigen. Eine Feuerprobe hat der Kanal zu voller Zufriedenheit bestanden, als im September 1898 an einem Tage ohne Aufenthalt nicht weniger als 11 Panzerschiffe aller Größen, fünf Kreuzer und einige Torpedobootsdivisionen der deutschen Marineflotte den Kanal durchfuhren.

Der Verkehr auf dem Kanal, dessen Vorzüge gegenüber der Sund-Straße in Zeitgewinn, Vermeidung der namentlich im Winter nicht geringen Gefahren jener Passage, billigerer Transportversicherung und der Möglichkeit liegen, mit großen Schleppzügen der Küste näher zu bleiben, wies folgende Entwicklung auf: Es verkehrten im Jahre 1896 rund 20 000 Schiffe mit 1,75 Millionen Tonnen, im folgenden Jahre 22 000 Schiffe mit 2,24 Millionen Tonnen, 1898: 25 200 Schiffe mit 3 Millionen Tonnen und 1899: 26 279 Schiffe mit 3,5 Millionen Tonnen. Der Nationalität nach entfielen im Jahre 1897/98 gegen 70 Prozent auf die deutsche, 8 auf die englische, 7,4 auf die dänische Flagge. 1899 war die Vertheilung folgende (berechnet nach dem Rauminhalt der Fahrzeuge): 68 Prozent deutsch, 9,7 englisch, 6,9 dänisch, 5,3 schwedisch, 3,6 norwegisch, 2,3 russisch u. — Auf die weitere Entwicklung des Verkehrs dürfte der Dortmund-Ems-Kanal einen günstigen Einfluß ausüben. Von einer Konkurrenz des Elbe-Drave-Kanals mit dem Kaiser Wilhelm-Kanal ist nur bedingt zu sprechen, da beide nach ihren Abmessungen ganz verschiedenen Zwecken dienen; sie kommt nur insofern in Betracht, als Lübeck für die Aus- und Einfuhr der Elblande nach den Ostseeländern Hamburg als Stapelplatz ersetzen wird. Der durchgehende Verkehr zwischen Ostsee und Nordsee kann dagegen durch den Elbe-Drave-Kanal natürlich nicht berührt werden und wird sich weiter des Kaiser Wilhelm-Kanals bedienen.

*

*

*

Im Vorstehenden haben wir in erster Linie die Maßnahmen zur Förderung des Seeverkehrs in den Haupthafenplätzen der deutschen Ostseegebiete betrachtet, die Verbesserungen der Hafenanlagen und Zufahrtsstraßen zum Meere. Auch der Kaiser Wilhelm-Kanal ist als Seekanal ja eine hierher gehörende Maßnahme, die den Kieler Seeverkehr betrifft. Bei Lübeck konnten wir hingegen wegen des engen Zusammenhangs der Arbeiten die Maßnahmen zur Förderung des Seeverkehrs nicht trennen von dem großen Werke zur Erschließung des Binnenverkehrs. Nunmehr haben wir kurz auch noch für einige andere Plätze die Arbeiten zur Förderung des Wasserstraßenverkehrs nach dem Binnenlande nachzuholen.

Diese Betrachtungen werden uns zum Schluß wieder zurückführen zu der Frage nach der wirthschaftlichen Entwicklung des Hinterlandes, mit der wir begonnen und bei der wir enden müssen, wenn wir die gegenwärtige Lage und die Zukunftsaussichten der Hafenstädte verstehen wollen. Erst die Schließung dieses Kreises kann unsere Betrachtungen fruchtbar machen.

An natürlichen Verkehrsstraßen nach dem Hinterlande sind zu erwähnen: Memel, Pregel, Weichsel und Oder. Die kleinen Küstenflüsse in Pommern und Mecklenburg kommen kaum in Betracht.

Der Memelverkehr ist seit den siebziger Jahren ganz bedeutend zurückgegangen; von einem Jahresdurchschnitt von 140 000 Tonnen in der Zeit von 1876—1880 fiel er auf 84 000 in den Jahren 1891—1895, um sich bis 1898 nur wieder auf 93 000 Tonnen geladener Güter in der Thalfahrt von Schmaleningken zu heben.

Der Pregel dient nur in seinem unteren Lauf von Tapiau ab dem großen Schiffsverkehr. Hier fließt die Deime ab, und diese wird von Labiau aus durch den Großen Friedrichsgraben mit dem südlichen Arm der Memel verbunden, so daß hier eine Wasserstraße zwischen Königsberg und den Memelorten hergestellt ist, die durch gleichmäßige Vertiefung des Jahrwassers auf $1\frac{1}{2}$ Meter bei Niedrigwasser und durch Geradelegung der Deime verbessert wird. Der obere Pregel, von Tapiau bis zum Anfangspunkt der Schiffbarkeit bei Insterburg, hat nur lokale Bedeutung, könnte aber für einen großen Theil der Provinz Ostpreußen von großer Bedeutung werden, wenn für bessere Schiffbarkeit gesorgt würde, anstatt sie einem immer weiteren Rückgang verfallen zu lassen. Durch die flößbaren Quellflüsse Angerapp, Pissa und Rominte

steht der Pregel mit den ausgedehnten Waldgebieten des preußischen Landrückens in Verbindung und bildet so den billigsten Anfuhrweg für die forstwirtschaftlichen Produkte dieses Gebiets. Die Stadt Insterburg (Magistrat, Stadtverordnete und Handelskammer) und der ostpreußische Provinziallandtag haben sich noch unlängst mit einer Eingabe an das Abgeordnetenhaus und das preußische Staatsministerium gewandt, um den Ausbau der Wasserstraße auf dem Oberpregel anzuregen. Während der letzten Jahrzehnte ist der Schiffsverkehr auf dem Oberpregel dauernd zurückgegangen und jetzt zu absoluter Bedeutungslosigkeit herabgesunken. In den Jahren 1898 und 1899 wurden für die Erzielung einer besseren Fahrtiefe auf dem Oberlauf 30 000 bzw. 50 000 Mark ausgeworfen. Das Ziel der gegenwärtigen Regulierungsarbeiten ist die Herstellung einer Wassertiefe von 0,9 Meter bei durchschnittlichem Sommerniedrigwasser, wodurch der Verkehr von Rähnen mit 100 bis 150 Tonnen Tragkraft ermöglicht werden soll. Die Herstellung eines Seitenkanals ist von der Regierung abgelehnt, die dahingehende Petition der Stadt Insterburg im Abgeordnetenhaus aber der Regierung „zur Berücksichtigung“ überwiesen. Sowohl die anliegende Landwirtschaft, wie namentlich die Forstwirtschaft und der Handel von Insterburg und Königsberg haben ein lebhaftes Interesse an dem Ausbau eines guten Wasserweges auf dieser Strecke.

Der Verkehr auf der Weichsel hat im russischen Grenzverkehr bei Thorn im letzten Jahre eine wesentliche Steigerung erfahren, doch ist im Ganzen die Einfuhr aus Rußland auf der Weichsel in den letzten 20 Jahren bedeutend zurückgegangen. Nicht so erheblich hat sich die Ausfuhr nach Rußland vermindert, doch auch bei ihr ist ein dauernder Rückgang zu verzeichnen gewesen. Die Schifffahrt auf der russischen Weichsel hat in Folge der mangelhaften Regulierung große Schwierigkeiten und nimmt unverhältnißmäßig viel Zeit in Anspruch, da die Rähne oft wochenlang liegen bleiben und, um überhaupt weiter zu kommen, die ohnehin geringe Ladung leichtern müssen. Da die russische Regierung ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Hebung der eigenen Häfen richtet, so ist ihr auch durchaus nicht daran gelegen, diesen Zustand zu beseitigen. Für den Handel Danzigs ist auch trotz dieses Rückganges des russischen Verkehrs die Weichsel nach wie vor von großer Bedeutung. Große Mengen Schiffsgüter werden sowohl direkt aus dem fruchtbaren Weichseldelta, als auch von der Neße durch den Bromberger Kanal

und von Osten her durch den Weichsel-Haff-Kanal, zu dem seit dem Frühjahr 1898 die wieder schiffbar gemachte Elbinger Weichsel tritt, dem Strome zugeführt. Die Summe der zu Thal nach Danzig verladenen Güter ist nach der amtlichen Statistik von 1894 bis 1898 um nahe an 50 Prozent, nämlich auf über 230 000 Tonnen gestiegen, und zwar nimmt der Zucker unter den Gütern bei Weitem die erste Stelle ein; auf ihn entfällt jetzt fast die Hälfte der Gesamtladung, und die Vermehrung der Zuckerrfabriken in der Weichselniederung hat somit den Hauptantheil an dieser Aufrischung des Danziger Verkehrs. Hieran schließen sich die land- und forstwirtschaftlichen Produkte und Mauersteine, die in großer Menge aus Thorn kommen und namentlich in Danzig selbst für die nach Niederlegung des inneren Wallringes in Angriff genommenen zahlreichen öffentlichen Bauten, in der näheren Umgegend für große Kasernenanlagen und für die in raschem Aufblühen begriffenen Villenvororte Verwendung finden. Die Zunahme des Verkehrs ist wesentlich begünstigt durch die umfassenden Regulierungsarbeiten in der Weichsel. Von größter Bedeutung für den Verkehr von Pillau und Danzig, sowie namentlich für das dazwischen liegende, energisch aufstrebende Elbing ist für die Zukunft die Frage, wann und wie die ostpreussische Kanalsfrage, die zeitgemäße Verbindung der masurischen Seen mit den Stromgebieten und der Ostsee, ihre Lösung finden wird. Es wird darauf noch zurückzukommen sein. — Der oben erwähnte Bromberger Kanal, der den Verkehr zwischen Weichsel und Oder vermittelt, kann zur Zeit leider nicht genügend ausgenutzt werden, da die Abmessung der Schleusen ungenügend ist und der großen Mehrzahl der Fahrzeuge der Stromgebiete die Durchfahrt verwehrt. Auch hier wird die bessernde Hand angelegt werden müssen, wenn der wichtige alte Verbindungsweg die ihm zukommende Bedeutung wiedergewinnen soll.

Weit großartiger, als auf den relativ kurzen Strecken der östlichsten preussischen Flußgebiete, die obendrein nur ein fast rein agrarisches Land umfassen, gestaltet sich naturgemäß der Verkehr auf der ihrer ganzen schiffbaren Länge nach preussischen, durch hochbedeutende Industriegebiete fließenden und mit der Reichshauptstadt in Verbindung stehenden Oder. Schon bei Breslau ist der Gesamtgüterverkehr auf der Oder während der letzten zehn Jahre von 0,9 auf 2 Millionen Tonnen angewachsen. Durch die Kanalisierung der oberen Oder, die im Oktober 1895 der Schifffahrt eröffnet wurde, und durch den im Jahre 1897 gefolgten Breslauer Um-

gehungskanal ist der Oderverkehr erheblich gefördert. In einem Vergleich des Verkehrs auf den östlichsten Strömen mit dem Oder- (und zugleich dem unter ähnlichen Bedingungen stehenden und mit dem Odergebiet vielfach verbundenen Elbe-) Verkehr heißt es im letzten Vierteljahrsheft der Reichsstatistik (1900, II):

„Während die beiden großen Ströme des äußersten Ostens der preussischen Monarchie, Memel und Weichsel, hauptsächlich den Handelsverkehr mit Rußland und zwar vor Allem die Zufuhr der reichen land- und forstwirtschaftlichen Produkte nach den an ihren Ausflüssen liegenden großen Handelsplätzen Memel, Danzig*) und Königsberg vermitteln, dienen die Oder und Elbe mit ihren wichtigen Verbindungskanälen und zahlreichen kleineren Nebenstraßen vorwiegend dem Verkehr im Innern und hier zuerst der Versorgung der fast in der Mitte dieses weit verzweigten Wasserstraßennetzes gelegenen Reichshauptstadt. Doch ist auch der Verkehr auf der Elbe mit Oesterreich nicht unbedeutend und in steter Zunahme begriffen, ebenso der direkte Verkehr von und nach den großen Handelsplätzen an den Mündungen der beiden Ströme, Hamburg und Stettin. Zur Hebung dieses Verkehrs trug vor Allem das schnelle Anwachsen der Bevölkerung Berlins und der vielen in seiner näheren Umgebung liegenden Vororte, sowie die bedeutende Entwicklung der Berliner Industrie bei. Schon frühzeitig war man deshalb darauf bedacht, durch den Ausbau und die Verbesserung der vorhandenen Wasserstraßen und durch Anlage neuer für hinreichende und leistungsfähige Zufuhrwege zu sorgen. Auch wurde durch Hafens- und Quaianlagen, durch Verbindungsgleise mit den Eisenbahnen, Aufstellung von Kränen u. s. w. für den Schutz der Schiffer und für bequemes und schnelles Laden und Löschen der Güter Sorge getragen.“

Diese amtliche Darstellung enthält neben der richtigen Betonung der Bedeutung des Berliner Wasserverkehrs manches Unzutreffende. Ganz vergessen ist für die Oder die Entwicklung von Bergbau und Industrie in Schlessien, sowie die Bedeutung Breslaus, und für die östlichen Ströme, insbesondere für die Weichsel, erscheint der heute so verminderte russische Verkehr bedeutend überschätzt, haben wir doch, daß fast die Hälfte der Danziger Zufuhr aus westpreussischem Zucker besteht. Auch in der Seerausfuhr spielt der Zucker mit nahezu einem Drittel der Gesamtausfuhr in Danzig eine Hauptrolle.

*) Was für Danzig, wie wir haben, nur sehr bedingt zutreffend ist!

Ganz geschwiegen hat die amtliche Zusammenfassung begreiflicher Weise über die weitere Förderung des Stettiner Verkehrs mit der Reichshauptstadt durch den geplanten Berlin-Stettiner Großschiffahrtsweg, der zwar für Stettin zur Zeit die bei Weitem wichtigste Frage bildet, den man amtlich aber aus taktischen Gründen nicht gern erwähnt. Freilich ist unseres Erachtens die statistische Publikation nicht dazu da, augenblicklichen taktischen Erwägungen dienlich gemacht zu werden.

Welche Bedeutung die Frage des Großschiffahrtsweges für den Stettiner Seeverkehr hat, ist in dem letzten Jahresbericht der Stettiner Kaufmannschaft (1899) auf Grund der unwiderleglichen Einfuhrzahlen ausgesprochen worden. Abweichend von der bisherigen günstigen Entwicklung zeigt nämlich die neueste Zeit nicht nur ein relatives Zurückbleiben Stettins hinter der Verkehrszunahme in den großen Nordseehäfen, sondern sogar einen absoluten Rückgang der Einfuhr, der folgende Erklärung findet:

Die Expedition von nordrussischem Getreide nach Berlin und der Oberelbe fand meistens den Weg über Hamburg rentabler als den über Stettin, weil die Seefracht wenig höher, die Flußfracht wegen der von Hamburg aus zu benutzenden größeren Binnenfahrzeuge durchschnittlich erheblich niedriger, und Raum in Hamburg regelmäßiger und leichter zu beschaffen war. Die Abnahme der Einfuhr englischer Kohlen, in Stettin um 60 000, in Ewinemünde um 87 000 Tonnen, dürfte darauf zurückzuführen sein, daß die Flußfracht von Hamburg nach Berlin niedriger war, als von Stettin nach Berlin.

Durch die aus taktischen Gründen vorgenommene Verkettung des Schicksals des Mittellandkanals und des Stettiner Großschiffahrtsweges hat Stettin unleugbar eine schwere Schädigung erlitten, und den Besorgnissen der dortigen Handelskreise ist auch im Parlament um so lebhafter Ausdruck gegeben worden, als die Eröffnung des Elbe-Trade-Kanals für Stettin abermals eine Erschwerung des Wettbewerbs mit sich bringt, so daß es seinerseits alle Ursache hat, auf zeitgemäße Verkehrsvereicherungen zu dringen.

Was an Maßnahmen für die einzelnen größeren deutschen Ostseehäfen zur Förderung ihres Verkehrs theils erreicht, theils in Arbeit ist, läßt sich in der Hauptsache wie folgt zusammenfassen: Zur Hebung des Verkehrs mit der offenen See dient in Königsberg der Ausbau der Haßstraße, in Danzig und Stettin die Anlage eines Freibezirks, in Stettin ferner der Ausbau der Kaiserfahrt,

in Lübeck die Travevertiefung. Der Wasserverkehr mit dem Hinterlande soll für Königsberg durch die Vertiefung des oberen Pregel erreicht werden, für Lübeck ist der hochwichtige Elbe-Trave-Kanal geschaffen, für Danzig die umfassende Weichselregulierung, für Stettin mannigfache Verbesserungen des Oderfahrwassers. Was zu thun bleibt, ist namentlich die Schaffung neuer Verbindungswege von zeitgemäßen Abmessungen im Seengebiet Ostpreußens, die Erweiterung des Bromberger Kanals, die Fortsetzung der Oderarbeiten und der Bau des Berlin-Stettiner Großschiffahrtsweges. Großes ist geschehen, Großes bleibt aber auch noch zu leisten, um auch unter den gänzlich veränderten Verhältnissen des Weltverkehrs den Haupthäfen an der deutschen Ostseeküste die größtmögliche Bedeutung zu sichern und ihren Verkehr über See und auf den Wasserstraßen in's Binnenland hinein nach Kräften zu fördern. Was auf dem Wege des Wasserbaues für diese Städte zu erreichen ist, das ist theils bereits durchgeführt, theils für die Zukunft deutlich vorgezeichnet.

Aber der Wasserbau thut's nicht allein.

* * *

Für das Gedeihen eines Seehafens ist die Schaffung zeitgemäßer Verbindungen mit dem offenen Meere, ein dem Umfange und Tiefgang der modernen Ozeanreisen entsprechendes Fahrwasser, die moderne Ausgestaltung der Hafenanlagen, endlich die Sorge für gute Verkehrsstraßen auch nach dem Hinterlande, natürlich durchaus „*conditio sine qua non*“. Allein alle Aufwendungen für diese Zwecke sind doch schließlich weggeworfenes Geld, wenn nicht der zweite Grundfaktor hinzukommt, wenn nämlich die wirthschaftliche Entwicklung des Hinterlandes nicht den Boden für das Gedeihen des Seehafens liefert. Wenn der Magen keine Nahrung zu verdauen vermag, mag der Mund sie nicht aufzunehmen. Die Entwicklung eines Hafenplatzes steht naturgemäß in engster Verbindung mit dem wirthschaftlichen Gedeihen des Hinterlandes; wollen wir den deutschen Ostseehäfen das Horoskop stellen, so müssen wir also vor Allem fragen, welche Entwicklung ihr Hinterland nehmen kann, welche Aussichten sich dem ostdeutschen Wirthschaftsgebiet erschließen.

Zahl und Wohlstand der Bevölkerung, Rentabilität der Landwirthschaft und Ausdehnung der Industrie sind die Faktoren, von denen unter diesem Gesichtspunkte die Zukunft der deutschen Ostsee-

städte namentlich abhängt. Dazu kommt, wenigstens für einen Theil, das handelspolitische Verhältniß zu Rußland. Was diese Frage anlangt, so darf aber nicht vergessen werden, daß Rußland eben erst mit gewaltigen Opfern daran gegangen ist, seine eigenen Ostseehäfen verhältnißmäßig mächtig zu entwickeln und ihnen einen außerordentlichen Aufschwung nach Möglichkeit zu sichern; daß es daher unter keinen Umständen geneigt sein wird, den ganzen Erfolg dieser Arbeit wieder zu Gunsten deutscher Städte in Frage zu stellen, und daß es bei jedweder Gestaltung der deutsch-russischen handelspolitischen Beziehungen immer bestrebt sein wird, den Seeverkehr des russischen Hinterlandes über seine eigenen Häfen zu führen, auch von dorthier, wo der naturgemäße Weg durchaus über Deutschland führen würde. Die östlichen deutschen Hafenstädte werden gut thun, diese Thatsache in Rechnung zu ziehen und sich nicht dem Glauben hinzugeben, daß sie viel zu hoffen hätten, wenn die deutsch-russischen Handelsbeziehungen sich in mehr „freihändlerischer“ Richtung in Zukunft bewegen könnten. Die Rechnung ist in erster Linie mit dem reichsdeutschen Hinterlande zu machen, auf das wir uns im Folgenden daher getrost beschränken können, ohne dem Vorwurf der Kurzsichtigkeit und Einseitigkeit zu verfallen.

Da haben wir für's Erste zu scheiden zwischen den großen und kleinen Häfen, die in ihrer Entwicklung von wesentlich verschiedenen Faktoren abhängig sind. Die großen Hafenstädte haben, theils an den Mündungen großer Ströme gelegen, theils künstlich zu Nebenmündungen eines großen Stromes gemacht, mit einem ausgedehnten Hinterlande zu rechnen, die kleinen dagegen nur mit ihrer näheren Umgegend. Und unter den großen ist abermals zu trennen zwischen den beiden östlichen und den beiden westlichen. Kiel werden wir insofern ganz ausschalten können, als es keine Bedeutung im Wesentlichen als Kriegshafen hat, sein eigentliches Hinterland für den großen Seehandel verhältnißmäßig wenig in Betracht kommt und für die Zukunft keinen erheblichen Wechsel in seiner wirtschaftlichen Stellung zu erwarten hat, und der Hafen des weiteren Hinterlandes Lübeck ist.

Die kleinen Häfen sind, wie gesagt, ganz angewiesen auf ihr näheres Hinterland, das heißt also an der ganzen deutschen Ostseeküste auf ein fast reines Agrarland, und auf sich selbst, die Industrie, die sie in ihren eigenen Mauern zu entwickeln vermögen. Ihre Ein- und Ausfuhr hängt wesentlich davon ab, in welchem Maße die landwirthschaftliche Bevölkerung als Konsument einzutreten und

was sie für die Ausfuhr als Produzent zu liefern vermag. In beiden Richtungen ist für die Hafenstädte jede Steigerung der landwirthschaftlichen Betriebs-Intensität von hohem Werthe. Auch für die größeren Seestädte an der Ostsee gilt dies in hohem Maße, wenn auch ihr Bereich größer ist und sie beispielsweise durch die Entwicklung einer eigenen Exportindustrie für den nordischen Markt unabhängig von dem agrarischen Hinterlande einen gewissen Aufschwung zu nehmen in der Lage sein könnten. Die Zukunft von Stettin und Lübeck rechnet mit Berlin, Breslau, Magdeburg, mit Ober- und Niederschlesien und Sachsen neben dem engeren agrarischen Hinterlande auf der einen, mit Dänemark, Schweden, Rußland auf der anderen Seite. Danzig und Königsberg können mit einer künftigen, zum Theil bereits begonnenen „Industrialisirung“, mit dem Aufschwung von Städten wie etwa Graudenz u. und der Zukunft der eigenen Industrie rechnen — für die kleinen pommerschen und mecklenburgischen Hafennorte bleibt die Frage im Allgemeinen, wie die Lage der umliegenden landwirthschaftlichen Bezirke sich gestaltet. Das schließt nicht aus, daß auch sie bis zu einem gewissen Grade ihre Industrie vermehren können, namentlich in der Richtung der landwirthschaftlichen Maschinenindustrie, immer aber bleiben sie eben eng an die agrarische Entwicklung gebunden.

Was die Aussichten von Lübeck und Stettin anlangt, so ist hier das Wichtigste bereits angedeutet worden. Es handelt sich namentlich darum, welchen Gewinn der Elbe-Trave-Kanal der alten Hansestadt bringen und wann Stettin die Vortheile der großen Wasserverbindung mit Berlin genießen wird. Die Zukunft der Reichshauptstadt und die Zukunft der sächsischen und schlesischen Industrie, sowie die Entwicklung des nordischen Marktes sind die allgemeinen wichtigen Faktoren, von denen auch die Zukunft der genannten beiden Städte abhängt. Hier lassen sich neue Wege, die etwa eine tiefgreifende Umgestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse im Hinterlande herbeiführen könnten, zur Zeit kaum weisen.

Bei Stettin ist übrigens noch ein Hemmiß eigener Art zu erwähnen, nämlich das polizeiliche Verbot des Auswanderungsbetriebes. Sanitär ließe sich dieses Verbot für Stettin im Grunde ebenso wenig rechtfertigen, wie für Hamburg oder Bremen. Die eigentliche Ursache hat man auch hier vielmehr wieder in jenem Grundübel zu suchen, an dem der deutsche Osten nun einmal krankt: in der Leutenoth, dem ländlichen Arbeitermangel. Der deutschen Auswanderung sollen gewisse Grenzen gesteckt werden, indem man

den östlichen Arbeitern nicht einen Auswandererhafen vor die Thüre setzt. Darin glauben wir das eigentliche Motiv sehen zu sollen. Nun erscheint es indessen zweifelhaft genug, ob von dieser Maßnahme wirklich eine Hilfe zu erwarten ist. Obendrein aber kommt es heute ja fast garnicht auf die deutsche Auswanderung an, die im Vergleich zur Binnenwanderung auch für die Leutenoth nur eine recht geringe Rolle spielt. Die Auswanderung, die auf deutschen Schiffen befördert wird, ist der große russisch-österreichische Strom, und diesen Strom von Stettin abzulenken, etwa um den unbequemen sanitären Anforderungen auszuweichen, bedeutet eine schwere und kaum irgendwie gerechtfertigte Schädigung dieses für die russisch-österreichische Auswanderung vortrefflich geeigneten Hafens. Dabei ist vor allen Dingen zu berücksichtigen, daß nicht die Auswanderung an sich das Wichtige ist — aus ihr ziehen in der Hauptsache nur einige Rheder den Vortheil, für die es gleichgültig ist, ob sie in Stettin oder an der Nordsee arbeiten. Nein, die Rückfracht ist es, die den betreffenden Auswandererstädten eine besondere Nachhilfe und den Anstoß zu großem, industriellem Aufschwung giebt. Die Rückfracht an Tabak, Reis u. hat die Auswandererstadt Bremen groß gemacht, und ebenso würde Stettin sich in industrieller und Handelsbeziehung noch ungleich kräftiger entwickeln, wenn es den regelmäßigen Verkehr großer Auswandererschiffe mit ihrer durch die Rückfracht von Rohstoffen bedingten Befruchtung des industriellen Lebens hätte. —

kehren wir nun zu den östlichen Häfen zurück, so stoßen wir hier auf das eigentliche Problem und die interessanteste Frage unserer Untersuchungen. Denn hier ist der Punkt, wo wir in der That eine tiefgreifende Umgestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse im Hinterland in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen können. Hier stoßen wir auf das Problem der „Industrialisirung“ des Ostens, und zwar nicht nur in Form einer Verpflanzung gewisser Industriezweige nach ostdeutschen Städten, sondern auch durch eine stärkere Inanspruchnahme der Industrie für die Landwirthschaft. Um einerseits keine übertriebenen Zukunftspläne zu schmieden, anderseits zu erkennen, wo in erster und letzter Linie der Eingriff nothwendig ist, wenn wirklich eine bedeutsame Wandlung herbeigeführt werden soll, muß man sich eine besondere Grundeinsicht der östlichen Verhältnisse vergegenwärtigen. Gerade in Ost- und Westpreußen hat die historische Entwicklung mit ihrem häufigen Wechsel, haben die geographischen Verhältnisse mit der

Enge des an der Küste sich hinziehenden deutschen Bezirks ein Zurückbleiben des Landes hinter den übrigen Theilen der Monarchie bewirkt. Vor Allem hat es hier an der Möglichkeit großer Kapitalansammlungen gefehlt, aus der sich sowohl die vielfach herrschende Rückständigkeit der landwirthschaftlichen Betriebsweise, wie der Mangel an Industrie erklärt, und zwar letzterer vielleicht noch mehr aus diesem Grunde, aus der Kapitalarmuth, als aus dem natürlichen Mangel an Roh- und Hilfsstoffen. Dazu kommt in weiten Strichen des Ostens die Mangelhaftigkeit des slavischen Arbeitermaterials, die Rückständigkeit der Bevölkerung, ihre geringe Verwendbarkeit für bessere Arbeiten, und nicht zuletzt ihre Bedürfnislosigkeit. Diese Bedürfnislosigkeit der breiten Massen und die Kapitalarmuth der oberen Schichten wirken lähmend auf den Handel. So haben Danzig und Königsberg eine verhältnißmäßig geringe Einfuhr von Kolonialwaaren, einen schwachen Markt für werthvollere Waaren, Luxusartikel und dergl. Ferner prüfe man beispielsweise die Königsberger Handelskammerberichte auf ihre Mittheilungen über den Buch- und Kunsthandel, und man wird eine in die Augen springende Bestätigung dieses Gedankenganges finden. Sowohl Königsberg wie Danzig wären wegen der relativen Armuth des Hinterlandes zum Ersatz auf ein um so größeres Hinterland angewiesen, beide haben aber nur ein recht beschränktes deutsches Gebiet hinter sich, und ihr weiterer Bezirk ist politisch, durch Volksthum und Zollschranken getrennt, und wird ihnen obendrein noch künstlich durch die, man muß sagen, gewaltsame Aufzucht der russischen Häfen weiter entfremdet und abgewandt.

Um so mehr hängt die weitere Entwicklung der beiden genannten Städte — und zugleich auch die der kleineren Hafensorte an der östlichen Küste — davon ab, ob ihr preußisches Hinterland zu einem neuartigen Aufschwung befähigt ist und ob die in doppelter Richtung ins Werk zu setzende Industrialisirung in größerem Umfange durchführbar und in ihren Erfolgen den aufzuwendenden Mitteln und gehegten Erwartungen entsprechend sein wird.

Die größte Schwierigkeit bietet für den Osten zur Zeit unter allen Umständen die Arbeiterfrage; auch für die Industrialisierungsbestrebungen wird sie eine größere Bedeutung haben als selbst der natürliche Mangel an Rohstoffen für die industrielle Produktion. Was letzteren anlangt, so ist übrigens für eine Reihe von Industrien das Material sehr wohl im Osten vorhanden, in erster Linie für die Holzindustrie. Auch Braunkohlentlager fehlen nicht, und nach

fachmännischem Urtheil sind sie bei dem Aufkommen größerer Industrieanlagen sehr wohl abbauwürdig. Der Hauptnachdruck aber ist immer wieder auf die reichen natürlichen Hilfskräfte zu legen, die namentlich Ostpreußen in Gestalt seiner Wasserkräfte hat. Zum Theil harren sie allerdings noch der Erschließung, wie sie im Masurischen Kanal geschaffen werden würde. Andere natürliche Hilfsmittel sind soeben in der Erschließung begriffen: Die Versuche, aus den reichen Torfbrüchen des Ostens eine gute Torfkohle, Torfbriquettes zc. herzustellen, sind mit Unterstützung der Regierung einem günstigen Abschluß nahe. Wiederholt hat der Oberpräsident von Ostpreußen sich dieser Frage angenommen und auf ihre Bedeutung für seine Provinz verwiesen. Ganz neuerdings ist die Aufmerksamkeit auch noch auf ein drittes an Ort und Stelle vorhandenes Hilfsmittel gerichtet worden: Die Verwendung von Spiritus als Kraftquelle. Wenn das Problem der Spiritusmotoren wirklich befriedigend gelöst ist, dann kann die östliche Landwirtschaft selbst das Material für die Industrie liefern, was nebenher vielleicht den Vortheil mit sich brächte, daß der Spirituskonsum im Schnaps eine Verminderung erfahren würde. Jedenfalls wäre der Spiritusmotor, falls er sich als brauchbar und praktisch erweist, das beste Mittel, um die Langwirtschaft selbst unmittelbar für die Industrialisierung zu interessieren.

Schon vor Jahren habe ich in den „Preußischen Jahrbüchern“ und an anderen Stellen (vergl. meine „Völkerwanderung von 1900“, Leipzig 1898) den Gedanken theoretisch verfochten, durch eine Dezentralisation der großen Fabrikzentren und die Verpflanzung industrieller Unternehmungen an geeignete Plätze des Ostens unter Ausnutzung der natürlichen Wasserkräfte das Land wieder zu bevölkern, auch im Osten eine engere Mischung der industriellen und agrarischen Bevölkerung und Interessen herbeizuführen, der agrarischen Bevölkerung einen kaufkräftigen Markt in unmittelbarer Nähe zu führen und in mannigfachen Richtungen zugleich sozialpolitische, nationale und wirtschaftliche Vortheile aus dieser Verpflanzung zu erzielen. Bald diese, bald jene Seite dieses Programms hat an den verschiedensten Stellen eine energische Vertretung gefunden. Die früheste Förderung derartiger Gedanken und die erste praktische Initiative ist erfreulicher Weise von berufenster Seite ausgegangen: Dem Oberpräsidenten von Westpreußen, Erzellenz v. Götler, gebührt das hohe und in der Provinz vollauf gewürdigte Verdienst, die Arbeit in die Hand

genommen und thatkräftig den ersten Anstoß gegeben zu haben. Es ist besonders zu betonen, daß seine Bestrebungen in der ganzen Provinz, auch in den rein agrarischen Kreisen ausgeprägt politischer Färbung diese Anerkennung gefunden haben, während das reichshauptstädtische Organ des Bundes der Landwirthe sich in dieser Frage wiederholt in Gegensatz zu den westpreußischen Vertretern des Bundes gesetzt hat. Die Thätigkeit Goshlers, dem sich die Oberpräsidenten der Nachbarprovinzen angeschlossen, hat bereits eine Reihe praktischer Erfolge gezeitigt; namentlich sind bedeutende industrielle Anlagen in der Umgegend von Danzig und ein der Industrialisirung dienendes Zentralbankinstitut in Posen ins Leben gerufen worden. Nach dem weiter oben Gesagten war es nur natürlich, daß für jene Anlagen Kapitalisten und Großindustrielle des Westens herangezogen werden mußten, da die Kapitalkraft des Ostens zu derartigen Unternehmungen nach der historisch-geographischen Gestaltung der Verhältnisse nicht fähig ist. Es ist sehr bezeichnend, daß die Aktienbanken von Ost- und Westpreußen und Posen zusammen nur ein eingezahltes Kapital von 50 Millionen Mark repräsentiren, also kaum so viel, wie durchschnittlich eine einzelne Berliner Bankfirma aufzuweisen hat.

Die neuen Unternehmungen, in denen bisher bereits nach Mittheilungen des rührigen Generaldirektors Marx-Danzig rund 15 Millionen angelegt sind, haben denn auch dieses Kapital überwiegend aus Mittel- und Westdeutschland gezogen. Seit langer Zeit hat der Osten West- und Mitteldeutschland mit großen Mengen der nöthigen Menschenkräfte versehen; er hat dadurch eine ungewöhnliche und außerordentlich hohe Steuer für die Gesamtmonarchie aufgebracht, und es ist nicht mehr als billig, wenn jetzt Mittel- und Westdeutschland dem armen Osten als Entgelt mit Kapitalkraft zu Hilfe kommen und auch der Staat einen Theil jener Steuer durch besondere Fürsorge für die neue Entwicklung des Ostens entgilt.

Was die Aussichten der neuen Industrie in Bezug auf das nöthige Rohmaterial und die natürlichen Hilfskräfte betrifft, so ist schon kurz das Wesentliche angedeutet worden. Was die Aussichten in Bezug auf den Absatz anlangt, so ist zu erwägen, daß die Ostprovinzen an sich einen Markt von 4—5 Millionen Einwohnern darstellen, daß dieser Markt aber bei der erwarteten Entwicklung sich erweitern und namentlich kaufkräftiger werden müßte. Dazu kommt der nordische Exportmarkt. In dieser Richtung würde es

also an einer hinlänglich breiten Grundlage nicht fehlen. Freilich ist wieder mit der Rückständigkeit und Bedürfnislosigkeit breiter Bevölkerungsschichten im Osten zu rechnen; auch in dieser Beziehung aber wird von der Industrialisierung wohl eine Wandlung zu erwarten sein.

Wir müssen es uns leider versagen, an dieser Stelle die hochinteressante Bewegung im Einzelnen zu beleuchten, die uns in den Industrialisierungsversuchen entgegentritt; für uns kann es sich nur darum handeln, diese Dinge insofern zu streifen, als sie die Grundlage bilden können für eine etwaige neue Entwicklung der deutschen Ostseestädte, speziell der östlichen Hafenplätze. Immerhin wird es nöthig sein, wenigstens in ganz kurzen Zügen anzudeuten, wie man sich die weitere Gestaltung im Wesentlichen zu denken haben und mit welchen Mitteln dabei zu rechnen sein wird.

Wie schon wiederholt bemerkt, handelt es sich nicht nur um eine Industrialisierung im engeren Sinne — die Verpflanzung neuer Industriezweige nach einzelnen Städten des Ostens —, sondern zugleich um eine tiefergreifende Industrialisierung des platten Landes, theils durch ausgedehnte Dezentralisation, theils durch wesentlich gesteigerte Zuhilfenahme des industriellen Betriebes in der Landwirthschaft. Die führende Rolle in dem neuen Entwicklungsprozeß muß die Elektrizität übernehmen, selbstverständlich unter vollster Ausnutzung der natürlichen Wasserkräfte. Unter diesem Gesichtspunkte gewinnt für den Osten, speziell für Ostpreußen, die Schaffung neuer Wasserstraßen eine doppelte Bedeutung. Der langersehnte Masurische Kanal wird, wenn er endlich einmal zur Ausführung kommt, eine reiche Kraftquelle für elektrische Anlagen bieten. Von hier aus kann die Elektrizität vortrefflich Eintritt in die Landwirthschaft finden, und das gerade ist eins der bedeutsamsten wirtschaftlichen und technischen Probleme der allerjüngsten Zeit: die ausgedehnteste Verwendung der Elektrizität im landwirthschaftlichen Betriebe herbeizuführen. Ein kurzer Einblick in die Verhältnisse lehrt, daß die Elektrizität ungleich vielseitigere, bessere und rentablere Anwendung in der Landwirthschaft finden kann, als die Dampfmaschine, und besonders rentable Anwendung, wenn der betreffende Landestheil reichlich versehen ist mit ausgedehnten Kraftstellen, wenn von zahlreichen elektrischen Zentralen an den Wasserwegen die elektrische Kraft dem Lande in erheblichem Umkreise bequem und billig zugeführt werden kann. Neben der intensiveren Ausgestaltung des eigentlichen Landwirthschaftsbetriebes gewinnen die

landwirthschaftlich-industriellen Nebenbetriebe aller Art einen ungleich freieren und weiteren Spielraum. Es steigert sich die landwirthschaftliche Produktion, es steigert sich noch mehr die zweckmäßige sofortige Verarbeitung der Rohprodukte an Ort und Stelle, wodurch ihre Verwerthung für den Produzenten wesentlich günstiger gestaltet wird. Diese industrialisirte Landwirthschaft wird nun weiter durchsetzt mit dezentralisirten Industrieanlagen an den begünstigten Kraft- und Verkehrsstellen. Der Landwirthschaft wird der erweiterte Markt für den direkten Abjag ihrer vermehrten und verbesserten Produkte vor die Thür gerückt, während sie selbst gleichzeitig kaufkräftiger an diesen Markt mit seinen industriellen Fabrikaten herantreten kann. Dazu sind in Betracht zu ziehen die weiteren Vortheile für die Industrie: Der billige Boden, die billigen natürlichen Hilfskräfte, vor allem aber die wirthschaftlichen und gesundheitlichen Vortheile für die Arbeiterchaft, die dem Boden, der Mutter Erde, der gesunden Natur näher geführt ist, billiger und gesunder zu leben vermag, in Licht und Luft und frischer Lebenskraft.

Alle diese Vortheile sprechen laut nicht nur für die Fortsetzung der begonnenen Industrialisirungsversuche, sondern auch für eine erweiterte Thätigkeit in großem Stil, insbesondere aber für das Hineinführen der elektrischen Kraft in den landwirthschaftlichen Betrieb. Noch bedarf es freilich umfassender Vorarbeiten. Zwar, die Technik ist bereit, sofort die Arbeit aufzunehmen; sie hat sich mit besonderer Sorgfalt in letzter Zeit dem Problem: Elektrizität in der Landwirthschaft — zugewandt und bereits sehr achtbare praktische Resultate erzielt. An ihr fehlt es nicht mehr. Dagegen bleibt die Schaffung der geplanten Wasserstraßen im Osten und mit ihr zugleich die weitere Erschließung der Kraftquellen eine dringliche Vorarbeit. Uebrigens kann bei dieser Frage die Thatsache nicht übergangen werden, daß auch auf den bereits vorhandenen Verkehrswegen noch sehr viel zu thun übrig ist. Ein geradezu jämmerlicher und Preußens unwürdiger Zustand ist es beispielsweise, wenn sich noch im Jahre 1900 die hochbedeutende und sehr verkehrsreiche Weichselstädtebahn, die direkte Verbindung des deutschen Weichselintritts und der Weichselmündung, die Bahn Danzig-Thorn auf der ein landwirthschaftlich überaus wichtiges, auch industriell aufstrebendes Gebiet durchziehenden Strecke Marienburg-Thorn als eingleisige Bahn mit unerhört geringer Fahrgeschwindigkeit hinführt. Diese Bahn, an der die Regierungshauptstadt Marienwerder und das kräftig emporstrebende Graudenz liegen, hat den Fahrplan

einer weltentlegenen Sekundärbahn. Die bitteren Klagen über den westpreussischen Eisenbahnnothstand haben indessen bisher immer taube Ohren gefunden, und noch vor Jahresfrist hat die preussische Regierung in nicht mißzuverstehender Weise auch diese Eisenbahnfrage mit der großen Kanalfrage verquickt. Die an Mißerfolgen überreiche Taktik, die in der Kanalpolitik eingeschlagen worden ist, tritt somit die dringlichsten wirthschaftlichen Interessen völlig unbetheiligten Landestheile rücksichtslos mit Füßen, während gleichzeitig aus derselben Staatsregierung heraus eine neue Aera großartig angelegter Förderung des Ostens verkündet wird. Es bleibt nur übrig, über die Fülle der Widersprüche zu staunen und fragend auf die Zukunft der wirthschaftlichen Entwicklung des Ostens zu blicken, gerade in dem Augenblick, wo eine durchgreifende Umgestaltung von allen Ecken hereinbrechen und dem Osten einen kaum gehauten Aufschwung bringen will, wenn nur die Bahn freigemacht wird.

Wenn wir von derartigen unverzeihlichen Unterlassungssünden der Regierung absehen, so bleiben zwei Punkte, an denen sich Bedenken gegen die Möglichkeit der ins Auge gefaßten Entwicklung geltend machen können: Die Kapitalfrage und die Arbeiterfrage.

Was die Kapitalfrage anlangt, so hat sich bereits gezeigt, daß in den großindustriellen Kreisen des Westens volles Verständniß für die Aussichten im Osten herrscht, so daß von dorthier für größere industrielle Unternehmungen die Mittel zuzufließen begonnen haben und wohl auch in Zukunft aus den mitteldeutschen Banken zc. nicht ausbleiben werden. Etwas anderes ist es zunächst um die nichts weniger als kapitalkräftige Landwirthschaft; indessen darf man vielleicht damit rechnen, daß jene industriellen und kapitalkräftigen Kreise, die ein lebhaftes Interesse an der Erschließung eines neuen, weiten, jungfräulichen Absatzgebietes für die elektrische Industrie haben, hier auch helfend und fördernd eingreifen werden. In gewissem Grade wird auch der Staat berechtigt und verpflichtet sein, mit seinen Mitteln einzugreifen, theils in Gestalt staatlicher Musterbetriebe, theils zur Unterstützung der wünschenswerthen Durchführung einer größeren Dezentralisation, und endlich zur weiteren, und energischen Förderung der inneren Kolonisation, die zugleich berufen ist, einen Theil der zweiten Frage, der Arbeiterfrage zu lösen.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß die Arbeiterfrage in der ersten Zeit ihre Schwierigkeiten haben wird. Dagegen soll die vor-gezeichnete Entwicklung in sich auch bereits die Grundlagen wenigstens

zu theilweiser Abhilfe enthalten. So werden in der Landwirthschaft durch die ausgedehnte Anwendung der Elektrizität einerseits viele Kräfte entbehrlich, während andererseits für die nothwendigen Arbeiter die Arbeit viel rationeller über das ganze Jahr vertheilt werden kann und Beschäftigung und Verdienst nicht großen Unterbrechungen ausgesetzt zu bleiben brauchen. Wenn ferner die Abwanderung in die Industrie nach Westen abnimmt und statt dessen die neue östliche Industrie aufgesucht wird, so kann sich damit der massenhafte Familienfortzug vermindern und es bleiben dem Lande mehr Kräfte erhalten. Außerdem wirkt die Befruchtung des landwirthschaftlichen Marktes durch die nahe Industrie auch auf die landwirthschaftliche Bevölkerung und die Anziehungskraft der Landwirthschaft günstig ein, so daß die Industrialisirung auf die Dauer nicht eine weitere Entvölkerung, sondern gerade eine Wiederverbevölkerung des platten Landes sehr wohl nach sich ziehen kann. Die andere Frage ist, wie die Industrie ihrerseits sich mit dem rückständigen Arbeitermaterial abfinden wird, und vielleicht könnte man sie sogar für schwieriger halten als die zuerst aufgeworfene Arbeiterfrage. Diese Rückständigkeit der Arbeitskräfte ließe sich im Einzelnen schlagend beleuchten; ein derartiger Versuch, der hier zu weit führen würde, läßt sich beispielsweise anstellen mit einem Vergleich der in die großstädtische Konfektionsindustrie strömenden Kräfte in Danzig, Breslau, Stettin und Berlin (vergl. meinen Aufsatz über die Hausindustrie der Frauen in Danzig in Bd. 85 der Schriften des Vereins für Sozialpolitik); es zeigen sich in der Qualität der Arbeitskräfte und des Geleisteten derartige Unterschiede, daß man bei den Industrialisierungsbestrebungen gut thun wird, von vornherein mit diesen Arbeitskräften zu rechnen und von feineren Industrien abzusehen. Den Anfang wenigstens müssen jene Anlagen bilden, die auch mit ungeschulten rohen Kräften durchzuführen sind.

Mit diesen skizzenhaften Unrissen müssen wir uns bei der Betrachtung der Industrialisierungsversuche und -Ausichten begnügen. Es handelte sich an dieser Stelle ja nur um einen Hinweis auf die Entwicklungsmöglichkeit, die sich dem Osten neu erschlossen hat, um daraus auf die den Ostseestädten erwachsenden Zukunftsaussichten zu schließen. Wir können uns bei den hochbedeutenden wirtschaftlichen, sozialen und nationalen Wirkungen der skizzirten Entwicklung nicht aufhalten, sondern müssen zurückkehren zu unseren Ostseehäfen; und wir können mit besserem Muthe zu ihnen zurückkehren, als mit dem wir die Betrachtungen über ihre gegenwärtige

Lage schlossen. Die wirthschaftliche Neugestaltung in ihrem deutschen Hinterlande, und zwar gerade in den bisher rückständigsten Theilen, erschließt auch ihrem Handel, ihrem Verkehr, ihrer Industrie ganz neue Aussichten. Wohl hat man es sich nicht so vorzustellen, als ob nun etwa in vier, fünf Jahren die Vororte der betreffenden Provinzen, die Mündungsstätten der östlichen Ströme, die Aus- und Einfuhrplätze für das Hinterland in neuem Glanze dastehen müßten, als Vororte eines Landes mit reich entwickelter Industrie und gründlichst umgestalteter, vielfach produktiverer Landwirthschaft. Nur schrittweise und bedächtig kann der Wechsel vor sich gehen, nur schrittweise wird demgemäß auch der Handel der östlichen Hafenplätze den Gang zu neuer Höhe nehmen können. Indessen, daß die Entwicklung sich vollziehen wird, können wir getrost erwarten. Insbesondere wird die Elektrizität nothwendig ihren Einzug in die Landwirthschaft erzwingen, sobald eine Verlangsamung in ihrer Beanspruchung durch die Industrie die technischen Kräfte frei macht und den Unternehmungsgeist auf neue Pfade drängt. Von hier aus darf man vielleicht einen noch wirksamern Anstoß erwarten, als selbst von der staatlichen Förderung der Industrialisirung im heutigen Sinne.

* * *

Wir sind am Ende. Unser Weg führte uns von einer glänzenden Vergangenheit in eine vergleichsweise trübe Gegenwart. Ragende Zeugen alten Reichthums und alten Bürgerstolzes sprechen in den herrlichen Baudenkmalern von Danzig und Lübeck zu uns, Zeugen jener Zeit, in der noch der Verkehr der engen Meere die führende Rolle hatte, die Ostsee ein europäisches Meer, ein Meer des damaligen Weltverkehrs, und nicht ein vom Weltverkehre abseits gelegener Binnensee war. Heute sehen wir im Hafen von Neufahrwasser die Träger einstigen Reichthums vermodern und verfaulen. Aber daneben arbeitet eine neue Kraft, arbeitet die kaiserliche Werft des neuen Reiches an dem Werkzeug, das die deutsche Küste von einem ähnlichen Schicksal wie dem, der sie an des Jahrhunderts Anfang traf, bewahren soll — arbeitet ferner die neu ins Leben gerufene Industrie des Ostens, die eine frische Belebung des Ostseehandels zeitigen soll.

Nie zwar kann die Ostsee wieder eine relative Weltlage gewinnen, die ihren Handel vollgültig an die Seite des Handels der führenden Nordseestädte stellen würde. Hamburg und Bremen

halten ihre Szepter in sicheren Händen, zumal Hamburg, das wie keine andere Stadt den Zugang zum Herzen Europas vom weiten Weltmeer beherrscht. Und doch können die Ostseestädte der deutschen Küste nicht ohne Zuversicht in die nächsten Menschenalter blicken. Lübeck hat ein neues, herrliches Hinterland gewonnen, es wird zum Seehafen für den Ostseeverkehr des Elbgebietes. Stettin verfügt an sich über das ausgedehnteste und wichtigste natürliche Hinterland der Ostseestädte und wird durch die neue Straße zur Reichshauptstadt einen neuen Aufschwung gewinnen. Danzig, Königsberg und mit ihnen zugleich die kleineren Hafensorte, wie übrigens auch Stettin, richten ihre Aufmerksamkeit auf die künftige Gestaltung der wirthschaftlichen Zustände im deutschen Osten, und überall zeigen sich ihnen Ansätze zu neuem, blühendem Leben. Die technischen Möglichkeiten sind von nun an gegeben, daß der Osten sich emporringen kann zu einer Wirthschaftsstufe, der er bisher meilenfern stand. Wo die Mittel zur Durchführung des technisch Möglichen fehlen, da soll und wird die übrige Monarchie eingreifen, wird sie dem Osten in anderer Form zurückzahlen, was er ihr in Gestalt von Menschenkräften so lange zugesteuert hat.

Den bedürfnislosen Osten zu einem blühenden Markt zu machen, ihn aus der agrarischen Isolirung hinauszuziehen in das volle Wechsellreiben des industriell-agrarischen modernen Staates, alle Pulse im Lande zu schnellerem Schlage anzufeuern, alle seine natürlichen Kräfte zu erschließen und auszunutzen — das ist die hohe Kulturaufgabe, zu deren Erfüllung wir uns rüsten müssen, deren Erfüllung manchen politischen Miß im Reiche beseitigen, den wirthschaftlichen Aufschwung fördern, die nationalen Kämpfe und sozialen Gegensätze mildern wird. Die Stärkung der nationalen Produktion und der Volkskraft winkt als fürwahr höchst erstrebenswerthes Ziel. Und wenn das Schicksal der deutschen Ostseehäfen eng geknüpft ist an die Gestaltung dieses Entwicklungsganges und die Erfüllung dieser Aussichten, dann wird die künftige wirthschaftliche Lage der deutschen Ostseestädte zugleich ein Gradmesser sein für die Beurtheilung des Maßes, in dem wir jenen hohen Kulturaufgaben gerecht geworden sein werden, ein Gradmesser für die wirthschaftliche Hebung des ganzen Ostens und für die Entfaltung aller nationalen Kräfte.

Einiges über Prügel und Presse.

Von

D. Dr. Wilhelm Sahl.

Soll man Anarchisten prügeln? Der Königsmord in Monza hat die Frage von Neuem aufgerollt. Der Herausgeber der Jahrbücher hat mich hier um eine beschleunigte Aeußerung zur Sache angesprochen. Zwar liegt der Gegenstand weit ab von dem Plan und Gedankenkreis einer knapp bemessenen Sommerfrische. Auch muß ich auf irgend welche literarischen Hilfsmittel, namentlich Hermann Zeuffert's vortreffliches Buch verzichten, um die Frage noch einmal im Gesamtzusammenhange des Problems zu überlegen. Aber die ungefundete Gelegenheit einer mir kurz und anspruchslos gestatteten Aussprache möchte ich gleichwohl nicht von der Hand weisen. Sie giebt mir erwünschte Veranlassung, die Empfehlung einer anderen Maßregel anzuknüpfen, welche mir ungleich dringlicher und werthvoller erscheint, als das Prügeln.

Von dem Letzteren zuerst. Der sehr bemerkenswerthe Umstand, daß bis tief in das liberale Lager hinein die Auspeitschung von Anarchisten ernsthaft gefordert wird, kann immerhin als Anzeichen dafür gelten, daß sich eine Gesamtüberzeugung über Berechtigung und Nothwendigkeit einer solchen außergewöhnlichen Maßregel zu bilden begonnen hat. Aber die Erörterungen darüber haben, soweit mir bekannt geworden, sich bisher nicht wesentlich über diese beiden prinzipiellen Fragen ausgedehnt. Ueber Ausführbarkeit und Durchführung erinnere ich mich nicht, bestimmte Vorschläge gelesen zu haben. Es wird vielleicht nützlich sein, die Erörterungen zunächst einmal nach dieser Seite zu lenken. Ein praktisches Bild von der Sache wird auch auf die Prinzipienfrage klärend zurückwirken. Ich

setze also Berechtigung und Nothwendigkeit im Allgemeinen als bejaht voraus und stelle die dreifache Frage: Welchen Charakter könnte allein die Maßregel haben? An welchen Thatbestand müßte sie geknüpft werden? Welches müßten die formalen Garantien ihrer Anwendbarkeit sein?

Welchen Charakter soll die Maßregel haben? Nicht den einer Kriminalstrafe im technischen Sinn. Sie soll nicht erst nach einem im ordentlichen Strafprozeß abgeschlossenen Verfahren urtheilsmäßig ausgesprochen und als Nebenstrafe mit Zuchthaus oder Todesstrafe verbunden werden. Darin darf ich Uebereinstimmung bei der überwiegenden Mehrheit aller annehmen, welche sich bisher, leichten oder schweren Entschlusses, zu der Maßregel bekannt haben. Von einigen grundsätzlichen Anhängern der Prügelstrafe abgesehen, wünscht Niemand ihre Einführung oder Wiedereinführung als ordentliches Strafmittel für Erwachsene. Der ganze Streit hierüber kann in diesem Zusammenhang auf sich beruhen. Trotz Anarchisten bleiben alle Einwendungen, welche gegen die Prügelstrafe als regelmäßigen Bestandtheil des Strafenystems in einem Kulturstaate zu erheben sind, bestehen. Eine lange und reiche geschichtliche Erfahrung hat sie bestätigt. Die verlangte Auspeitschung von Anarchisten will sich unter anderen Gesichtspunkten einführen. Sie will, kurz bezeichnet, eine polizeiliche Maßregel weiteren Sinnes und höheren Stiles sein. Das durch die Schenßlichkeit eines anarchistischen Verbrechens im Innersten erschütterte Rechtsbewußtsein schreit, unabhängig von der zu erwartenden Strafe, nach einer in unmittelbarer Folge eintretenden Sühne. Der sinnlose Rechts- und Friedensbruch verlangt wie naturnothwendig eine dem Verbrechen auf dem Fuße folgende Manifestation an der Person des Verbrechers. Die psychologische Analyse des ganzen Vorganges in seiner Beziehung zum Verbrecher, wie in seiner Rückwirkung auf die Gesellschaft, führt sozusagen von selbst zu dieser Lösung. Die Auspeitschung ist die unmittelbare Antwort auf den furchtbaren Schlag, welchen der Anarchist der Menschheit ins Angesicht versetzt hat. Er hat sich selbst ganz und gar nicht nur außerhalb der bestimmten staatlichen Ordnung, sondern außerhalb einer jeden kulturellen Menschengemeinschaft gestellt. Er bekämpft die Autorität als solche, die schlechthin unentbehrliche Voraussetzung der kleinsten wie der größten menschlichen Organisation. Ein beliebiges auf den Höhen der Menschheit wandelndes Objekt hat er mit kalter Berechnung sich ausgesucht.

um in ihm die verhaßte Autorität zu treffen. Sollte ihm der Zufall ein anderes Opfer gleicher Art in den Weg führen, wird er auch dieses mit derselben absoluten Rücksichtslosigkeit vernichten. Grenzenloser Haß gegen alles Bestehende, ausgenommen sich selbst und seine Blutgenossen, ist der allgemein verschwommene Beweggrund seines Handelns. Einen irgendwie vernünftigen oder auch nur unvernünftigen Zweck hat er dabei weder verfolgt noch erreicht. Denn er weiß ganz genau, daß die obrigkeitliche Institution zu bestehen nicht aufhören wird, wenn auch ihr gegenwärtiger Träger unter seinem Mordstahl verblutete. Er soll Idealismus haben. Jedenfalls den denkbar niedrigsten und gemeinsten. Dieser angebliche Idealismus des Anarchisten setzt sich aus einer Reihe lediglich verachtungswürdiger Vorstellungen und Empfindungen zusammen. Er ist die maßlose Eitelkeit, die frevelhafte Einbildung, der berufene Vollstrecker eines in der eigenen Person verkörperten Volkswillens zu sein. Er ist die cynische Genugthuung über ein gelungenes Verbrechen, die teuflische Freude, die menschliche Gesellschaft wieder einmal in Schrecken versetzt zu haben. Er ist der bübische Stolz, zum Gegenstand der Unterhaltung der ganzen Welt, zum Gegenstand feiernder Bewunderung im Kreise lauter und stiller Genossen zu werden. Die Wollust dieser Vorstellungen und Empfindungen entschädigt für die etwa zu erwartende Strafe. Ein solcher Idealismus verdient nach natürlicher Anschauungsweise eine realistische Kur. Die Lage, in welche derjenige gebracht werden muß, dem Peitschenhiebe auf den durch Natur und Gewohnheit hierzu bestimmten Körperteil appliziert werden sollen, ist die denkbar geeignetste, das frech angenommene Heldenthum abzustreifen, dem Helden das Bewußtsein seiner völligen Ohnmacht gegenüber der Ordnung des Gemeinwillens, welchem auch er unerbittlich sich zu fügen hat, beizubringen und ihm die Thatsache von dem Bestehen einer Autorität unwiderleglich ad corpus zu demonstrieren. Daß darin eine befriedigende Genugthuung für die empörte Volkstimmung und zugleich eine wohlthätige Abschreckung für anarchistische Buben gelegen sein könne, ist für gewisse Fälle nicht anzuzweifeln. Die humane und schmerzlose Todesstrafe schreckt den Anarchisten nicht. Ihr Voltzug ist ihm die Vollendung seines Heldenthums. Mit dem Leben hat er großmüthig abgeschlossen. Ihm winkt eine Märtyrerkrone. Auch die Erwartung lebenslänglicher Freiheitsstrafe beirrt ihn nicht. Zunächst hofft auch er durch die schlaue Ausführung der That und die lauernde Mitwirkung der Helfershelfer

dem Arme der Justiz überhaupt zu entgehen. Im letzten Grunde aber belebt auch ihn die unbestimmte Erwartung, daß zu irgend einer Zeit ein irgend welches unberechenbares Ereigniß eintreten könne, welches ihm die Freiheit wiedergiebt. Wenn es aber überhaupt ein Mittel giebt, welches geeignet sein könnte, ihm die Rolle des Mordbuben in etwas zu verleiden, so möchte es die Gewißheit einer in Aussicht stehenden Entwürdigung und Schmerzzufügung sein, welche ihm keinerlei Ruhm einträgt. Insofern kann die Rechnung stimmen und unter diesem Gesichtspunkte hat es Sinn, sich die Ausführung der Maßregel näher zu überlegen.

Aber dabei versteht es sich von selbst, daß der Staat auch hierin nicht maßlos und willkürlich verfahren kann. Er darf den Maßstab des Würdevollen und Gerechten niemals aus der Hand geben. Er muß die materiellen und formellen Voraussetzungen für die Anwendung der Maßregel gesetzlich genau begrenzen. In der eriteren Beziehung würde ich zunächst als unumgänglich notwendige Beschränkung die erachten müssen, daß polizeiliche Ausspeisung nur einzutreten hätte, falls der anarchistische Verbrecher auf handhafter That ergriffen war. Nur dann ist dem Bedürfniß einer sofortigen Entführung und einer unmittelbar schreckhaften Entnüchterung entsprochen. Nur dann ist die Gerechtigkeit der Maßregel garantiert. Muß der Thäter erst mit Hilfe von staatsanwaltschaftlicher Ermittlung, gerichtlicher Voruntersuchung und eines Beweisverfahrens vor dem erkennenden Gerichte überführt werden, so könnte eine Züchtigung nur auf Grund eines urtheilmäßigen Schuld- und Strafausspruches geschehen. Denn bis zur rechtskräftigen Aburtheilung ist der Angeklagte rechtlich unschuldig. Dann aber würde die Maßregel eben denjenigen Charakter annehmen, in welchem sie nicht gewollt wird. Und wenn er freigesprochen würde? Die hier gedachte polizeiliche Züchtigung setzt den Beweis der Schuld als durch den Thäter selbst und durch den Augenschein erbracht voraus. Verstehe ich die öffentliche Meinung recht, so hat sie, auch ohne daß dies ausdrücklich zur Feststellung gekommen wäre, in richtigem Empfinden doch immer nur den Fall der Ergreifung auf frischer That im Auge gehabt. Aber wichtiger und schwieriger ist ein zweites. Es bedarf der genauen Feststellung des Thatbestandes selbst. Hier begegnen dieselben Schwierigkeiten, wie bei der Definirung des sogenannten politischen Verbrechens überhaupt. Ein in der Handlung selbst gelegenes Merkmal giebt es nicht. Die Tödtung eines Königs kann ebenso gut gemeiner wie

politischer Mord sein. Eine genaue Begriffsbestimmung kann ich dieses Ortes unmöglich versuchen. Man lese darüber im zweiten Bande von v. Martitz' berühmtem Buche über Internationale Rechtshilfe. Nach meiner Auffassung erhält das anarchistische Verbrechen seinen Charakter wesentlich nur durch das Subjekt, durch Motiv und Zweck der Handlung, sowie durch die begleitenden Umstände. Es ist nicht darüber hinauszukommen, das Merkmal des Anarchistischen als solches in den Thatbestand aufzunehmen. Anarchistisches Verbrechen ist die von einem Anarchisten aus Beweggründen und zu Zwecken des Umsturzes (der Verwirklichung von anarchistischen Bestrebungen) begangene strafbare Handlung. Welche Handlungen hiernach der körperlichen Züchtigung verfallen müßten, kann nicht zweifelhaft sein: Jeder rechtswidrige Angriff auf die Unverfehrtheit von Leben oder Leib der geschützten Person. Die Handlungen sind zumeist die Handlungen des Hochverraths. Sie können auch Brandstiftung, Erregung sonstiger Gemeingefahr, Dynamitverbrechen und Anderes sein. In der gesetzlichen Struktur liegt am nächsten die Analogie des Hochverraths. Daher wäre nicht nur die Vollendung, sondern auch das Unternehmen als solches für ausreichend zur Anwendung der Auspeitschung zu erklären. Es schließt wie dort den Versuch und alle unmittelbaren Vorbereitungshandlungen in sich ein. Unter die zu schützenden Personen gehören, wie sich von selbst versteht, in Linie die regierenden Monarchen. Die Ausdehnung auf Mitglieder des regierenden Hauses ist gleichfalls ohne Weiteres richtig. Eben so daß den Monarchen die Oberhäupter der monarchischen Gewalten gleichzustellen sind. In Erwägung der Wichtigkeit der Beziehung solcher höchsten Staatsbeamten, die für die Verfassung vollständig verantwortlich in ihrer Person stehen, ist die Ausdehnung der Staatsgewalt darzustellen, und in der That die Eigenschaft des Vorzug des sinnlosen Hasses der Anarchisten zu besorgen, die sie theilen. Denn daß auch an ihnen die Anarchisten sich annehmen können, ist nicht zu bezweifeln. Es ist nicht zu begründen oder gar gesetzlich zu erklären, daß hier die Anarchisten nicht. Es ist nicht zu bezweifeln, daß das Wort über die Normirung der Strafe nicht gehen darf, ich gehe davon aus, daß auch hier die Unabhängigkeit und Unabhängigkeit nicht fehlen dürfen, sondern nicht polizeiliche Willkür. Dem Anarchisten so eine ordnungsgemäße Strafe.

fassung und Verhängung vorausgehen. Mir schwebt hypothetisch vor, daß bei Ergreifung eines Anarchisten auf frischer That die oberste Justizverwaltungsbehörde des Begehungsstaates alsbald ein Richterkollegium zu konstituiren hätte. Nur berechnet auf den einzelnen Fall und ohne Rücksicht auf die ordentlichen Zuständigkeitsverhältnisse. Der polizeiliche Charakter der Maßregel bliebe davon völlig unberührt. Die Zahl der Mitglieder wäre Frage zweiter Ordnung. Fünf oder sieben. Diesem Kollegium käme eine vierfache Aufgabe zu. In erster Linie die vorläufige Feststellung des anarchistischen Thatbestandes aus der Person des Thäters und den vorliegenden begleitenden Umständen der That. Darnach die Vorprüfung über das Vorhandensein eines etwaigen Schuldausschließungsgrundes, wie namentlich von Geisteskrankheit. Daß ein geisteskranker Anarchist der polizeilichen Züchtigung ebensowenig verfallen kann, wie einer Kriminalstrafe, versteht sich von selbst. Nur darf man freilich in diesem Zusammenhange ausdrücklich zu erinnern nicht unterlassen, daß nicht schon der anarchistische Wahn als solcher für einen die Schuld und Zurechnungsfähigkeit ausschließenden Zustand gehalten werden darf. Pathologisch ist der Anarchist immer. Aber nicht in der Art, daß schon um der Natur seines Verbrechens willen die volle Verantwortlichkeit gegenüber Staat und Gesellschaft aufgehoben wäre. Sein methodischer Wahnsinn liegt in der Welt der Motive und Ziele, nicht im Gebiete des Willens. Hierin überragt er an Planmäßigkeit, Klarheit und Stärke jeden anderen Durchschnittsverbrecher. Darauf allein kommt es für die Schuldfrage an. Zum dritten habe das Kollegium die Bedingungen der Menschlichkeit, den körperlichen Gesundheitszustand des zu Züchtigenden ins Auge zu fassen. Auch hierbei, wie im vorigen Falle, bleibe ihm freigestellt, sich der Mitwirkung von Experten zu bedienen. Endlich kommt ihm innerhalb des gesetzlichen Rahmens die konkrete Festsetzung der Anzahl der zu ertheilenden Hiebe zu. Dieses ganze Beschlußverfahren kann in der kürzesten Zeit, in ein bis zwei Tagen erledigt sein. Auf größte Beschleunigung wäre alles zu halten. Denn nur so kann dem Zwecke entsprochen sein. Ueber Einzelnes möchte ich auch hier mich nicht auslassen. Nur soviel könnte hinsichtlich des Vollzuges noch ausdrücklich zu konstatiren sein, daß die Auspeitschung in strengster Heimlichkeit, und, um die Unpersönlichkeit zum Ausdruck zu bringen, am besten maschinell zu geschehen habe. Auch der kleine Trost, daß die Genossen um seine Schande wissen, darf dem Mordbuben

nicht verbleiben. Sein Schmerzensschrei muß ebenso wie seine heldenhafte Renommisterei ungehört verhallen.

Mag also immerhin die Züchtigungsfrage auf der Linie dieser oder ähnlicher Vorschläge näher erwogen werden. Ob die Erwägungen sich schließlich zu einer gesetzlichen Aktion verdichten werden, ist schwer zu berechnen. Ebenso, ob auf einen „durchschlagenden“ Erfolg zu rechnen sei. Persönlich erwarte ich nicht viel. Ich würde zwar jeden Streich auf den Rücken eines anarchistischen Mordbuben mit Genugthuung geführt sehen. Aber ich fürchte doch, daß man hinsichtlich der Gesamtwirkung Enttäuschungen erleben müßte. Die Verbrechertechnik würde den Erfolg zu vereiteln sich bemühen und die anarchistischen Verbrechen würden sich mit Vorliebe dem Gebrauch von Mitteln zuwenden, welche die Person des Verbrechers mehr zu decken geeignet sind. Vielleicht würde auch der anarchistische Held den Selbstmord der Peitsche vorziehen. In jedem Falle trifft die Peitsche nur den Anarchisten, nicht den Anarchismus. Es bleibt mir daher sehr fraglich, ob es der Mühe werth sein würde, schwere parlamentarische Kämpfe an die Durchführung der Maßregel zu setzen und den Sozialdemokraten von neuem die Gelegenheit zu geben, sich als die Hüter von Sitte und Menschlichkeit, als die Träger der Kultur aufzuspielen.

Aber ein anderes ist absolut nothwendig und unaufschieblich: eine Beschränkung der Pressefreiheit. Hier liegt die eigentliche Gefahr, hier der wahre Nährboden für die Befriedigung der anarchistisch-herostratischen Gelüste. In welcher Weise Bildnisse und Nachrichten von Anarchisten zu Reklamезwecken verwendet werden, ist geradezu schamlos und wahrhaft ekel-erregend. Wo nicht die eigene Empfindung von dem vorausgesetzt werden darf, was öffentlich wohlstandig und nützlich ist, muß der Zwang des Gesetzes nachhelfen. Es ist seit Jahren meine innerste Ueberzeugung, daß die staatliche Aktion in erster Linie an dem Punkte der Pressefreiheit eingesetzt werden muß. Während der Schreckenstage von Genf war ich in Karlsbad. Mitten in die harmlose Fröhlichkeit einer Theatervorstellung drang die graußige Kunde. Ich sah, wie in wenigen Minuten ein lachendes Volk sich in ein weinendes verwandelte. Zu Ehren eines deutsch-nationalen Festes war die Stadt mit Kränzen und Fahnen geschmückt. Wie durch unsichtbare Mächte ist alsbald der Schmuck verschwunden. Der Trauerflor ist an seine Stelle getreten, der

Zeuge eines wahrhaften und echten Schmerzes. Es ist ein erschütternder Eindruck. Mit dem Segenswunsche für die geliebte Kaiserin verbinden sich die Flüche auf den elenden Mörder. Sobald als möglich möchte man ihn, wie der ewigen Verdammniß, so der menschlichen Vergessenheit anheimgegeben wissen. Aber man kann sich vor Nachrichten über ihn nicht retten. Nichts als spaltenlange Berichte über den Verbrecher, seine Familie, sein Vorleben, sein Benehmen vor, während und nach der That, jede Einzelheit seiner frechen Aeußerungen, wie er isst, was er trinkt, ob er raucht, wie er schläft. Wie müssen sich seine Blutgenossen an diesen Berichten ergößen und laben. Wie können alle sorgfältig zusammengetragenen Nachrichten dazu dienen, planmäßig zur Verdunkelung in der weiteren Verfolgung der Spuren behütlich zu sein. Welche werthvollen Anweisungen und Fingerzeige lassen sich aus den durch die Reporter ausgeschmückelten amtlichen Maßregeln entnehmen. Wie mancher hat dabei den Nibel empfangen, auch ein so berühmter und vielgelesener Mann zu werden. Und was wird außerdem noch zusammengelogen, um die Sensationslust zu befriedigen. Nach dem Verbrechen von Monza fast das gleiche Schauspiel. Neuvermählte fürstliche Ehepaare erscheinen auf derselben Bildfläche wie die scheußlichste Verbrecherphysiognomie. Aber es gehen doch vielleicht hundert Nummern mehr ab! Hier muß Wandel geschafft werden. Es bedarf keines Wortes darüber, daß mir jeder Vorwurf fernliegt gegen die anständige Presse, welche im Gebrauche der bestehenden Freiheit ihr Leserpublikum so vollständig als möglich von den thatsächlichen Vorgängen durch beglaubigte oder glaubwürdige Mittheilungen unterrichtet. Aber das eben ist die Frage, ob nicht das höherstehende Interesse der Sache selbst eine Beschränkung der Pressfreiheit überhaupt erfordere. Und diese Frage muß unbedingt bejaht werden. Es genügt nicht, daß die das öffentliche Sittlichkeitsbewußtsein verletzende Reklamewirthschaft beseitigt werde. Es ist auch erforderlich, daß Veröffentlichungen über anarchistische Verbrecher und Verbrechen überhaupt auf das unbedingt unentbehrliche Maß beschränkt bleiben. Im Grundsatz muß der Anarchist für die Oeffentlichkeit ein tochter Mann sein. Sein Name, seine Vergangenheit, sein gegenwärtiges Schicksal, seine Zukunft, seine Frechheit, sein Heldenthum, seine Maske gehören dem Fluche des Dunkels und der Vergessenheit. Im Grundsatz muß es dazu kommen, daß nichts, außer dem kurzen wahrheitsgemäß objektiven Thatbestande des anarchistischen

Verbrechens durch die Presse veröffentlicht werden darf. So absolut wird sich diese Forderung freilich nicht immer durchführen lassen. Es kann Fälle geben, in welchen es eben im Interesse der Sache gelegen sein wird, die Kontrolle und Mitwirkung der Öffentlichkeit in Anspruch zu nehmen. Diesem Bedürfniß läßt sich aber unter voller Wahrung des Grundsatzes Rechnung tragen. Es kann durch die gesetzliche Bestimmung geschehen, daß über anarchistische Verbrecher und Verbrechen nur amtliche Mittheilungen veröffentlicht werden dürfen. Solange man nicht den Muth haben wird, diese Maßregel durchzuführen, wird man das Herostratentum nicht an der Wurzel fassen können. Subtile Bedenklichkeiten wegen des bürgerlichen Schutzes der Pressfreiheit werden gegenüber der Größe der Aufgabe zur Lächerlichkeit. Die bestehende Freiheit ist der beste Leiter des anarchistischen Verbrecherthums. Die empfohlene Maßregel hat überdies ihre völlige Analogie in der schon jetzt dem Reichskanzler zustehenden Befugniß, in Zeiten von Krieg und Kriegsgefahr Veröffentlichungen über militärische Bewegungen in der Presse zu verbieten. Es ist nur eine andere Seite desselben Staatsinteresses. Hier die äußere, dort die innere Sicherheit. Und es steht noch mehr auf dem Spiele, als diese allein. Es handelt sich um die Grundlagen der menschlichen Gemeinschaftsordnung, um die Fundamente der Sittlichkeit und der Autorität. Die unentbehrlichen formellen Garantien für die zweckentsprechende Durchführung einer solchen Pressbeschränkung würden unschwer zu beschaffen sein. Es versteht sich von selbst, daß Voraussetzungen und Zuständigkeiten auch hier genau begrenzt werden müssen. Man ermächtige den Reichskanzler, in jedem einzelnen Falle ein Verbot über den Umfang der Beschränkungen ergehen zu lassen. Mit diesem Verbote beginnt der Zeitpunkt der pressrechtlichen Verantwortlichkeit. Man versuche auf diesem Gebiete sobald als möglich eine internationale Verständigung herbeizuführen. Und wenn Engländer, Franzosen und Italiener nicht mitthun wollen, so beschränke man sich auf die Staaten deutscher Zunge oder auf das deutsche Reich. Unserem nächsten Bedürfnisse ist einstweilen Genüge geleistet, wenn in der Presse deutscher Sprache nichtamtliche Veröffentlichungen über anarchistische Verbrechen verboten sind. Man decke das Pressverbot durch recht empfindliche Strafen, durch temporäres Verbot des Preßerzeugnisses selbst, durch eine tüchtige Geldstrafe, neben welcher auf Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden kann.

Wohl gebe ich mich keiner Täuschung darüber hin, daß selbst eine so maßvolle Beschränkung der Pressfreiheit, wie die hier empfohlene, dem mit den idealsten Gründen aufgeputzten Vorwurfe der Reaktion nicht entgehen wird. Aber bei denen, welche aus der Geschichte des Liberalismus seit 1848 etwas gelernt haben, kann der Vorwurf keinen Eindruck machen. Jedenfalls wahre ich mir persönlich das Recht, als liberaler Mann unerschütterlich davon überzeugt zu sein, daß jene Einschränkung einer zügellosen Pressfreiheit dem Staatsinteresse besser dienen und das öffentliche Sittlichkeitsbewußtsein auf die Dauer mehr befriedigen würde, als die Auspeitschung. Aber man kann auch das Eine thun und das Andere nicht lassen.

Nordern, August 1900.

Künstler und Kritiker.

Von

Max Lorenz.

Daß jedem Kunstwerk die Kritik, als sein Schatten gewissermaßen, folgt, daran sind wir heutzutage gewöhnt. Und wir wissen auch, daß die beiden nicht immer in guter Kameradschaft zusammenhalten, sondern sich oft als Gegensatz fühlen. In dem Verhältniß zwischen Kunst und Kritik ist es ausnahmslos der Künstler, der in seiner eigenen Schätzung und auch in der Schätzung der öffentlichen Meinung als der überlegene Theil angesehen wird. Es giebt besonders eine Formulirung, die den höheren Werth des Künstlers scharf und schlagend zum Ausdruck zu bringen scheint. Der Künstler soll nämlich „produktiv“ sein, im Gegensatz zu dem nur unproduktiven Kritiker. Der arme Kritiker hat niemals so rechten und herzhaften Widerspruch gegen jenes Urtheil gewagt, sondern sich bescheiden in seine subalterne Stellung gefügt. Diese Bescheidenheit wird in vielen Fällen noch dadurch gemehrt, daß der Kritiker in jüngeren Jahren den Traum gehabt hat, einmal ein großer Künstler zu werden — und er ist doch nur ein Rezensent geworden. Das kann bescheiden machen. Nun haben wir aber auch, und gerade in der Kritikerkaste, Leute, denen die Dame Bescheidenheit nie auch nur auf eine Meile nahe gekommen ist. Deren geheime, aber unglückliche Liebe zur Kunst schlägt in Haß um, und sie werden dann die gefürchteten und, weil gefürchtet, einflußreichen „Runterreißer“, wie sie eine Eigenart der Berliner Kritik im Besonderen bilden. Man könnte da „berühmte“ Namen nennen. Jedenfalls steht das fest: sowohl die Bescheidenen wie die Unbescheidenen in der Kritikerkaste haben das mehr oder weniger

bewußte Gefühl: die Kritik ist doch eigentlich nur ein halber und jämmerlicher Beruf, ein Nothbehelf derer, die auf dem Wege zu den Höhen der Kunst stecken geblieben sind.

Es soll hier in Kürze eine Meinung vorgetragen und begründet werden, die der herrschenden Ansicht gerade ins Gesicht schlägt. Es sei nämlich die Behauptung gewagt, daß die Kritik in voller Unabhängigkeit und Gleichwerthigkeit ihren Platz nicht nur neben der Kunst einnehmen darf, sondern daß sie in einer, und zwar in einer sehr wesentlichen Hinsicht darüber zu stellen ist. Und es soll auch der ganz haltlosen Meinung widersprochen werden, daß der Kritiker im Gegensatz zum „schöpferischen“ Künstler eine unproduktive Thätigkeit ausübe.

Die Kunst bringt den Gefühlsgehalt einer Epoche zu sinnlich wahrnehmbarer Darstellung. Die Kritik nun hat nach meiner Auffassung im tiefsten und letzten Grunde nicht die Schulmeisteraufgabe, dem Kunstwerk eine Censur zu ertheilen und den Künstler zu belehren, wie er es hätte besser machen können. Für ein solches Richteramt fehlt ja in Wahrheit der Maßstab, die Autorität eines unter allen Umständen für alle Zeiten gültigen Kunstgesetzes. Auch die von den größten Kunstkennern und Kunstkritikern aufgestellten Gesetze sind geschichtlich bedingt und verlieren darum mit der Zeit ihren Werth. Was gilt denn noch heute aus Lessings „Laokoön“? Die Aufgabe der Kritik ist vielmehr, den Gefühlsgehalt eines Kunstwerkes ins Bewußtsein zu erheben. Die Kritik liefert das Kunstwerk dem Denken aus. Und mit dem Kunstwerk zugleich bringt sie den Gefühlsgehalt einer Epoche zur Klarheit. Die Kritik werthet Gefühle zu Gedanken um.

Nun wird allerdings vielfach das Fühlen über das Denken gestellt. Das Denken soll etwas Abstraktes, Blutleeres, Wesenloses sein, das für unsere reelle Existenz wenig Bedeutung besitze. Der „kalte Verstandesmensch“ wird sogar von der auf ihr „gutes Herz“ pochenden philiströsen Mittelmäßigkeit in einen moralisch schlechten Ruf gebracht. Man wähnt ihn „zu Allem fähig“, denn er fühlt ja nicht, er denkt bloß. Vor Allem ist es ein Irrthum, Denken und Fühlen in einen Gegensatz zu bringen. Es giebt keinen Gedanken, der nicht auch von einem Fühlen begleitet wäre, der nicht zugleich ein Gefühl in sich schloße. Mit Recht darf man von der „Leidenschaft des Denkens“ sprechen. Jeder Nerv eines Mathematikers vermag bei einer besonders eleganten Lösung einer

außerordentlich schwierigen Aufgabe zu erheben. Oder will man gar glauben, daß ein Werk wie Kant's „Kritik der reinen Vernunft“ ohne Gefühl verfaßt worden ist? Gedanke ist hell und licht gewordenes Gefühl. Ja, dem Denken kommt noch eine viel höhere und allgemeinere Bedeutung zu. Wenn wir den Weltprozeß betrachten und uns bei dieser Betrachtung die Frage vorlegen, ob hierbei eigentlich ein Fortschritt stattfindet, so können wir diesen Fortschritt am letzten und höchsten Ende nur darin sehen, daß dieser Weltprozeß im Menschenhirn zum Bewußtsein seines Selbst gelangt. So gelangt der Mensch zur Herrschaft über die Natur, so gelingt ihm endlich einmal in einem fernsten Zeitpunkt „der Sprung aus dem Reich der Nothwendigkeit in das Reich der Freiheit“, um diese Worte des Friedrich Engels anzuwenden, der sie allerdings schon in Hinsicht auf ein näher bevorstehendes Reich des Kommunismus glaubte gebrauchen zu dürfen. Die Welt entwickelt sich, indem sie sich denken lernt. Wenn von solcher Art der Weltfortschritt ist und wenn der Kritiker, gegenüber dem Künstler, die Aufgabe hat, den Gefühlsgehalt einer Epoche ins Bewußtsein zu erheben und Gefühle zu Gedanken umzuwerthen, so folgt daraus, daß der Kritiker im Verhältniß zum Künstler der entwickeltere Typus des Menschen ist.

Aus unserer eben bewiesenen Behauptung folgt etwas, das durch die Thatfachen bestätigt wird, daß nämlich die Kunst älter ist als die Kritik. Tolstoj bemerkt in seiner Schrift „Gegen die moderne Kunst“, daß die Künstler der alten Griechen und die des Mittelalters nicht einer Kritik im heutigen Sinne ausgesetzt gewesen sind. Es ist richtig: weder die Homerischen Gesänge noch Nibelungen- oder Gudrunlied wurden „kritisirt“ und gut oder schlecht beurtheilt. Sie wuchsen aus der Volksseele, mittelbar oder unmittelbar, sie waren ein Stück von ihr, ja, sie waren die zu sinnlich wahrnehmbaren Bildern entäußerte Volksseele. Eine Kritik kann erst dann entstehen, wenn sich der „denkende“ Mensch aus dem Naturprozeß heraus entwickelt hat und sich „mit freiem Selbstbewußtsein der Natur gegenüberstellt“. Wir haben bekanntlich Kulturperioden, in denen Kunst, Religion und Philosophie zusammenfallen. Alle Kunst ist religiös, alle Philosophie ist Dichtung, alle Religion ist sinnlich wahrnehmbare Vor- und Darstellung göttlicher Kräfte. Es darf gesagt werden: in solchen Zeiten denkt man in Bildern. Man erhebt sich noch nicht zur lichten Klarheit des reinen Denkens. Die Menschheit ringt gefühlsmäßig

nach Klarheit, gelangt aber nur bis zum Bildniß und Gleichniß. Die Menschheit begreift das Wesen der Welt und ihre eigenen innersten Gefühle symbolisch. Alle Kunst aller Zeiten bietet schließlich nur Symbole. Die Kritik und die Philosophie — zu der die Kritik eigentlich als Bestandtheil gehört — reicht über das Symbolische hinaus, aber auch nur scheinbar und verhältnißmäßig. Denn alle philosophische Weisheit und die gedanklichen Formulierungen unseres Wissens haben im Verhältniß zu der absoluten Schlußweisheit eines allwissenden Gottes doch auch nur symbolischen Werth.

Unsere Behauptung, daß der Kritiker den Gefühlsgehalt eines Kunstwerks ins Bewußtsein zu erheben und Gefühle in Gedanken umzuwerthen hat, drängt die Frage auf: Bedarf es wirklich der Erhebung ins Bewußtsein auch dem Künstler gegenüber? Anders ausgedrückt: Versteht denn etwa der Künstler sein eigenes Werk nicht? Darauf kann die Antwort ganz getrost und kühl lauten: Nein; verstandesgemäß versteht er es nicht. Irgend ein Kritiker hat bei der Besprechung meiner Essay-Sammlung „Die Literatur am Jahrhundert-Ende“ die Bemerkung gemacht, Sudermann dürfte am meisten erstaunt darüber sein, was ich alles in seine „Drei Reihersfedern“ hineingelegt hätte. Das weiß ich nicht, es könnte aber sein und wäre dann doch für die Würdigung des Werkes ohne Belang. Ich will aber hier auf dieses moderne Exempel verzichten und mich einem klassischen zuwenden. Kein Drama dürfte mehr und widersprechender ausgelegt sein, als Shakespeare's „Hamlet“. Da kam nun Voening mit seinem an Gründlichkeit alle Vorgänger — und bis jetzt auch Nachfolger — überbietenden Werk in der (S. 141) ausgesprochenen Meinung, daß die Dichtung keinen Sinn haben kann, den ihr der Dichter nicht verliehen hat. Diesen Sinn gelte es zu finden. Das ist natürlich selbstverständlich, daß alles in der Dichtung von ihrem Dichter stammt, ihr von ihm „verliehen“ ist. Voening will aber nicht diese Trivialität aussprechen. Sondern er meint, daß eine Dichtung keinen Sinn, keinen psychologischen oder philosophischen oder sonstwie beschaffenen Inhalt hat, den der Dichter nicht mit Bewußtsein und Absicht in sie hineingelegt hat. Diese Auffassung verkennt völlig das Wesen künstlerischen Schaffens und die tiefsten und letzten Quellgründe eines Kunstwerks. Im Künstler wirkt in der Hauptsache eine ihn mit zwingender Kraft beherrschende, ihm zunächst unbewußte Elementargewalt, ein jenseits des Bewußtseins

und Willens liegender schöpferischer Gestaltungstrieb. Und dieser Trieb arbeitet sich nicht immer im Hirn des Dichters zum Bewußtsein und zu begrifflicher Anschaulichkeit heraus. Bei modernsten Dichtern ist das Schaffen am ehesten noch bewußt und gewollt, das aber darum auch zu weniger elementarer und mit Natur- und Urgewalt bezwingender Wirkung gelangt. Gerade bei Shakespeare aber dürfen wir wohl in ganz besonderem Maße eine außerordentliche Triebkraft eines Unbewußten annehmen, wie etwa auch bei Meschpos. Wenn die Dichter wirklich immer den tiefsten Sinn ihrer Werke mit völliger Klarheit begriffen, dann wären die Leistungen der Kritiker und Kommentatoren doch rechte Narrenarbeiten, zu denen die Poeten im Hintergrunde vergnüglich schwiegen und — lächelten. Sie könnten oft doch mit einem Worte alle Zweifel lösen und den Weg zum vollkommenen Genuße ihrer Werke bis in's Innerste freimachen. Die Thätigkeit des Kritikers gegenüber dem Kunstwerk ist also im tiefsten Grunde nicht vermittelnd und ergänzend, sondern fortführend.

Gegen den hier unternommenen Versuch, den Kritiker vom Künstler zu emanzipiren, läßt sich schließlich doch ein Einwand erheben: die Kritik bedarf immer des Kunstwerks, um in die Erscheinung treten zu können. Das Kunstwerk ist das Primäre, die Kritik das Sekundäre. Kunst giebt es ohne Kritik, aber keine Kritik ohne Kunst. Die Behauptung trifft in der Mehrzahl der Fälle praktisch zu, im Prinzip aber ist sie falsch, doppelt falsch. Die Kritik, und gerade die heutige Kritik, wo sie in die Tiefe geht, beschränkt sich nicht nur auf ein bestimmtes, gerade vorliegendes Werk, sondern sie geht auf den Urheber des Werkes, auf den Künstler, auf den Menschen zurück. Sie untersucht, wie dies Werk aus jener Menschenseele entstehen konnte und mußte. Sie treibt praktische Psychologie, sie arbeitet mit dem glänzendsten Material, das vorhanden ist, mit der Künstlerseele. Sie zu durchwählen, sie zu zerschneiden und zu zertheilen und dann wieder zusammensetzen, ist das Recht und die Lust der Kritik. Und sie bleibt auch bei dem einzelnen Menschen nicht stehen. Sie fragt, in welchem Verhältniß diese individuelle Künstlerseele zur Zeitseele steht. Die Seele der Zeit zu erkennen und sie begrifflich darzustellen, das ist die hohe Freude der Kritik. Sie treibt Sozialpsychologie und Sozialphilosophie, wenn es gestattet ist, diese Ausdrücke zu gebrauchen. Und ferner noch: der Kritiker hätte in seiner ganzen Veranlagung und Fähigkeit auch gar nicht nöthig,

sich immer nur an die Kunstwerke und die Künstler zu halten und von daher sein Material zu nehmen. Er könnte sich direkt an's Leben halten, die ihm bekannten Menschen seiner Umgebung seziren und analytisch zur Darstellung bringen. Und er könnte die Seele der Zeit auch an andern Erscheinungen als gerade den künstlerischen studiren. Wir haben in der That solche Kritikerarbeiten, solche Analysen von Seelenzuständen. Man begehrt nur den Fehler, sie als Dichtwerke auszugeben und aufzunehmen. Bourget's „Pastelle“ gehören dazu, auch seine Romane. Er ist durchaus Kritiker, nicht Dichter. Und dasselbe gilt eigentlich auch von den analytischen „Romanen“ D'Annunzio's. Wenn bei Bourget und D'Annunzio nun doch nicht nur analytische Schilderungen vorkommen, sondern auch Geschehnisse dargestellt werden, so bedeutet das, abgesehen von äußeren Gründen — „Romane“ gehen besser beim denkträgen, geschichtshungrigen, neugierigen Publikum — nichts Anderes, als wenn ein Gelehrter in seinem Vortrage zur Verdeutlichung sich eines Gleichnisses oder Beispiels bedient.

Nun möchten wir uns als Kritiker aber doch von allzu hoher Selbsteinschätzung freihalten. Darum sei zum Schluß auf einen Punkt hingewiesen, in dem der Künstler besonders zu werthen ist. Jede Erscheinung in der Welt, auch die kleinste und unbedeutendste, enthält in sich das Welträthsel. Es giebt nichts, das wir bisher mit unserem Denken vollkommen verstehen und gänzlich durchschauen könnten. Der Künstler hat den Gefühlsgehalt einer Epoche zu sinnlich wahrnehmbarer Darstellung zu bringen, oder: er hat die Erscheinungen darzustellen, insofern sie Gefühlswerthe schaffen bezw. auslösen. Diese Gefühlswerthe werden möglichst bedeutungsvoll und groß sein müssen, um so mehr, je bedeutender das Kunstwerk ist. Die stärksten, die tief- und abgründigsten Gefühle darzustellen, das ist die höchste Aufgabe. Der Künstler vermag nun in der That tiefer in die Welt der Gefühle einzudringen als andere Menschen. Er vermag sie nicht klar zu durchleuchten, aber in Bildern sinnlich wahrnehmbar zu machen. Daher liegt in jedem großen Kunstwerk etwas Unwägbares und Unsaßbares, etwas Irrationelles, das der Vernunft der Kritik verschlossen bleibt. Schlegel weist bei seiner Besprechung des „Hamlet“ sehr treffend auf dieses Irrationelle aller Kunst hin. In diesem Irrationellen liegt der tiefste Reiz des Kunstwerkes und das Merkmal seiner echten, unvergänglichen

Größe. Daß der Kritiker dieses Irrrationelle wohl empfinden und feststellen, aber nicht zu rationaler Lösung bringen kann, ist eine Unzulänglichkeit. Aber daraus folgt doch wieder nichts für die subalterne Bedeutung der Kritik. Man darf an diesem Punkte die Leistungen des Künstlers und des Kritikers gar nicht vergleichen. Denn es ist natürlich leichter, etwas vermöge der Ahnung und des Instinkts fühlen und symbolisch-bildlich zum Ausdruck zu bringen, als ein Räthsel und ein Geheimniß durch Denken aufzulösen. Der Künstler steigt tief ins Welt- und Menschen-
sein hinab und läßt uns vor dem noch Unergründlichen nur ahnungsvoll Geschauten und vergleichsweise Gestalteten erschauern. Der Kritiker strebt zu lichtvoller Klarheit empor. Es gab eine Zeit, in der das Menschengeschlecht sich mit dem Symbolischen begnügte. Das war so recht das Zeitalter der Kunst, die zugleich Religion und Philosophie in sich vereiniqte. Dann wuchs der Geist, trat aus der Natur heraus, ihr gegenüber und begriff sich selbst. Da war es mit dem Zeitalter der absoluten Kunst vorüber. In dieser Periode, in der wir uns noch befinden, bedarf jedes und gerade das tiefste Kunstwerk seines Kritikers. Das Werk und seine Kritik ergänzen sich erst zu Tiefe und Höhe. Denkbar und wahrscheinlich ist schließlich eine Zeit, die über das aller Kunst innewohnende Symbolische mehr und mehr hinausgelangt ist in die Welt des Denkens, so daß dann der Philosoph die Stelle des Künstlers ganz und gar eingenommen haben wird.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Die Metaphysik des 19. Jahrhunderts.

Von

Professor Dr. A. Drews (Karlsruhe).

E. v. Hartmann: Geschichte der Metaphysik. Zweiter Theil. Seit Kant. 608 S.
Leipzig. Hermann Haack. 1900.

Den ersten Theil des vorliegenden Werkes, der die Metaphysik bis Kant behandelt, habe ich seiner Zeit in Band XCVII, Heft I der „Preussischen Jahrbücher“ besprochen. Ich habe dort bereits das Allgemeine über das Werk angeführt und will mich darüber hier nicht wiederholen. Hartmann's „Geschichte der Metaphysik“ ist, wie ich auch dort hervorgehoben habe, ein außerordentliches Werk schon deshalb, weil in ihr zum ersten Male wieder seit Hegel ein wahrhaft großer, selbstschöpferischer Philosoph es unternimmt, die Entwicklung der spekultativen Ideen darzustellen. Schopenhauer warnt davor, die philosophischen Systeme und Gedanken aus zweiter Hand kennen zu lernen, und rät, sich lieber direkt an die Werke der großen Philosophen selbst zu halten, als sie in den Darstellungen anderer minderwerthiger Köpfe zu studieren: und wer auf diesem Gebiete Erfahrung hat, weiß, wie wenig selbst die besten und glänzendsten Darstellungen eines Philosophen im Stande sind, ein wirklich genügendes und treues Bild von dessen Anschauung zu entwerfen. Wenn aber ein Denker, wie Hartmann, eine Geschichte der metaphysischen Gedankenwelten verfaßt, dann wird das rein historische Interesse an einem solchen Werke noch bei Weitem durch das philosophische Interesse überwogen, wie jener von seinem Standpunkte aus über seine Vorgänger urtheilt, und wie sich dieselben in seinem Geiste darstellen, dann ist eine solche Darstellung zugleich ein Theil seines eigenen Systems, indem sie den Leser zum Verständniß desselben hinführt, seine Stellung im Ganzen der philosophischen Entwicklung bestimmt und die historische Begründung seiner Weltanschauung liefert.

In der That habe ich schon früher darauf hingewiesen, daß Hartmann's „Geschichte der Metaphysik“ ganz wesentlich durch das Interesse des Verfassers an der Kategorienlehre bedingt ist. Die Art, wie die verschiedenen Philosophen sich zu den Kategorien gestellt, ob und in welchem Sinne sie die Auffassung der letzteren weitergebildet und dadurch zugleich an der erkenntnistheoretischen Grundlage der Philosophie gearbeitet haben, findet bei Hartmann eine besondere Berücksichtigung. Seine „Geschichte der Metaphysik“ ist daher auch nicht bloß eine Geschichte der metaphysischen Prinzipienlehre, sondern auch der Kategorienlehre, ja, im Hinblick auf den engen Zusammenhang der letzteren mit den Prinzipien des Erkennens kann man sie auch recht wohl als eine Geschichte der Erkenntnistheorie bezeichnen. Dadurch aber steht sie im engsten Zusammenhange mit der eigenen Weltanschauung Hartmann's, in welcher die Kategorien- und Erkenntnistheorie eine der ersten und wichtigsten Stellen einnehmen. Wenn manchem bisher der rechte Zugang zu dieser Weltanschauung und besonders zu ihrem Centralbegriffe des Unbewußten gefehlt haben mag, so ist nun mit diesem Werke der Zugang von der historischen Seite her geöffnet. Aus der Darstellung der verschiedenen Philosophen bei Hartmann geht hervor, was übrigens für Jeden, der sehen wollte, schon längst bekannt war, wie lange das Prinzip des Unbewußten in der Entwicklung der philosophischen Ideen vorbereitet war, und wie es nur Gründe meist außerphilosophischer, religiöser und dogmatischer Art gewesen sind, die eine energische Ergreifung jenes Prinzips bis auf Hartmann verhindert haben. Die Entwicklung der Spekulation seit Kant insbesondere zeigt eine immer radikalere Zerziehung der Philosophie des Bewußten, wie dieselbe von Descartes begründet worden, ein immer entschiedeneres Hinstreben zur Philosophie des Unbewußten und läßt es nicht mehr zweifelhaft sein, daß einer späteren Generation das Unbewußte als etwas ebenso Selbstverständliches erscheinen wird, wie den Heutigen das Bewußtsein. Mit seinem Versuch, die Philosophie des Bewußten im Interesse des Nationalismus neu zu begründen, steht Kant am Anfang des Jahrhunderts. Am seinem Ende ragt die Philosophie des Unbewußten empor und erhebt den Anspruch, die Wahrheit aller vorangegangenen Systeme in sich aufgehoben zu enthalten. Zwischen beiden liegt die Entwicklung, welche dieser zweite Theil des Hartmann'schen Werkes behandelt.

Betrachten wir kurz, wie sich diese Entwicklung nach Hartmann darstellt, so hat die letzte Epoche der Philosophie die alten metaphysischen Probleme nicht bloß gründlicher, vollständiger, umfassender und auf höherer Bewußtseinsstufe durchgearbeitet, als irgend eine frühere Epoche, sondern sie hat zugleich in methodologischer Hinsicht einen völligen Umschwung eingeleitet, indem sie den Anspruch der früheren Metaphysik auf apodiktisch gewisse, apriorische, deduktive und konstruktive Erkenntnis von Grund aus zerstört und der Induktion an Stelle der Deduktion zum Siege verholfen

hat. Kant's Vernunftkritik ist, wie gesagt, nur der gründlichste Versuch, die Grenzen und Voraussetzungen einer apodiktischen Erkenntniß festzustellen. Die Grundfrage dieses Werkes: „Wie sind synthetische Urtheile a priori möglich?“ zielt auf gar nichts Anderes ab als auf eine Untersuchung der unerlässlichen Bedingungen einer Erkenntniß a priori, deren Möglichkeit Kant unbezweifelnd voraussetzt. Um diese zu begründen, schränkt Kant die Metaphysik auf die Grenzen des Bewußtseins ein, ohne indessen deren Möglichkeit überhaupt zu leugnen und ohne die Frage auch nur aufzuwerfen, ob es nicht von den Dingen jenseits des Bewußtseins zum Mindesten eine wahrscheinliche Erkenntniß giebt. Es kann daher nichts Verkehrteres geben, als die Meinung, daß die Geschichte der Metaphysik (wenigstens derjenigen mit gutem Gewissen) mit Kant abschließe und daß die Metaphysik im 19. Jahrhundert eigentlich nur eine Verirrung solcher sei, welche die von Kant gefundenen Grundsätze nicht beachtet hätten. Im Gegentheil hat Kant mit seiner Begründung einer bewußtseinsimmanenten Metaphysik der letzteren den bedeutendsten Anstoß gegeben und am meisten zur Zerstörung des Vorurtheils beigetragen, als ob die Metaphysik entweder apodiktisch gewiß und a priori oder überhaupt nicht sein könne. Denn die Entwicklung, welche die Metaphysik durch Fichte, Schelling und Hegel fand, konnte nicht anders als mit einem Bankrotte dieser ganzen Richtung enden, weil der stolze Anspruch jener Systeme auf apodiktische Gewißheit ihre Haltlosigkeit nur umso mehr enthüllte und die Philosophie vor die Alternative stellte, entweder auf eine apodiktische, oder aber auf Metaphysik überhaupt zu verzichten.

Natürlich trat diese Alternative nicht sofort in ihrer ganzen Schärfe hervor. Während die Theisten prinzipiell an einer apodiktisch gewissen Metaphysik festhielten und der Erfahrung und Induktion nur nebenbei eine gewisse Rechnung zu tragen suchten, glaubten selbst die Materialisten noch an die Möglichkeit einer solchen Metaphysik, wenn schon sie ihren Inhalt auf die Behauptung der Existenz der Ewigkeit des Stoffs und der Kraft als der letzten Prinzipien alles Seins einschränkten. Erst die Agnostizisten verwarfen die apodiktische Erkenntniß, aber damit freilich auch die Metaphysik überhaupt, weil sie noch immer in dem falschen Glauben befangen waren, daß Metaphysik als solche apodiktisch gewiß sein müsse. Und doch ist gar nicht einzusehen, warum nicht aus der abgethanen deduktiven Metaphysik a priori eine induktive Metaphysik a posteriori sich sollte entpuppen können, da doch aus der Alchemie eine Chemie, aus der Astrologie eine Astronomie hervorgegangen ist. Hartmann selbst hat bereits bei seinem ersten Auftreten 1868 in der Schrift „Ueber die dialektische Methode“, sowie in der ersten Auflage der „Philosophie des Unbewußten“ die induktive Behandlung der Metaphysik als leitenden methodologischen Grundsatz aller künftigen Philosophie proklamirt, und wenn man auch diesen Grundsatz aufs Eifrigste bekämpft hat und noch heute fern davon

ist, ihn offen anzuerkennen, so hat man doch thatsächlich in wachsendem Maße nach ihm gehandelt. Daß jener Grundsatz nicht offen anerkannt wird, ist übrigens nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß eine induktive Metaphysik konsequenter Weise zum Unbewußten hinführt und nur auf dem Boden des letzteren möglich ist. Wenn alle unsere Erkenntniß aus der Erfahrung, d. h. dem unmittelbaren Inhalte des Bewußtseins, her stammt, woraus sie in induktiver Weise abgeleitet werden muß, dann giebt es nämlich so lange überhaupt keine Metaphysik, kein Wissen vom Jenseits der Erfahrung, als mit der Behauptung Ernst gemacht wird, daß Sein und Bewußtsein zusammenfallen. Wenn das Bewußtsein das einzige Sein ist, was es giebt, dann kann uns keine Induktion über die Erfahrung, den unmittelbaren Inhalt des Bewußtseins, hinausführen, weil eine solche uns ins Leere führen würde. Die Philosophie des Bewußten, die auf der Identität von Sein und Bewußtsein beruht, und welcher heute noch fast alle Philosophen anhängen, kann daher eigentlich nur durch Inkonsequenzen zu einer Metaphysik gelangen. Da ist es denn freilich kein Wunder, wenn die Heutigen, die vom Unbewußten nichts wissen wollen, sich vor einer offenen Anerkennung jenes Hartmann'schen Grundsatzes scheuen und lieber in die unfruchtbaren Leden des Positivismus und Neufantianismus flüchten, als eine induktive Metaphysik anstreben.

Ein wirklich entschiedener Fortschritt ist in der Geschichte der Metaphysik des 19. Jahrhunderts zunächst nur bei Fichte, Schelling, Schleiermacher, Hegel und Schopenhauer zu finden. Sie stellen die neuen großen Prinzipien auf, deren sich die ganze nachfolgende Spekulation bedient hat, und arbeiten dieselben einzeln durch. Dabei sind sie sämtlich Pantheisten, d. h. sie fassen Gott und Welt im Verhältnis des Seiens zur Erscheinung auf und betrachten Gott als ein unpersönliches Wesen. Und zwar sind sie naive Pantheisten, indem ihnen ihr Gegensatz gegen den Theismus noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen ist und sie der Meinung sind, den wahren Gehalt des Christenthums auf seinen philosophischen Ausdruck gebracht zu haben. Ihnen nahe stehen diejenigen Denker, die, wie Wirth, Steudel, Biedermann und Fehner, jenen Gegensatz zwar begriffen haben, sich aber dadurch vom Pantheismus scheiden und dem Theismus glauben zugesellen zu können, daß sie dem unpersönlichen Absoluten ein eigenes absolutes Selbstbewußtsein zuschreiben, die Pseudotheisten oder „in ihrer theistischen Selbsttäuschung versteiften und verhärteten Pantheisten“. Fast alle diese Denker fassen das Absolute als Thätigkeit auf oder betrachten die absolute Thätigkeit als ein auf sich selbst beruhendes Letztes, suchen das Subjekt nur in der als Thätiges vorgestellten Thätigkeit und behandeln die Substanz als ein von der Thätigkeit hervorgebrachtes Produkt, indem sie die Thätigkeit einseitig entweder als Denken oder aber als Wollen bestimmen. Fast Alle aber bleiben in Folge ihres erkenntnistheoretischen Idealismus im abstrakten Monis-

mus stecken, d. h. sie verlieren über ihrer Betrachtung des Absoluten das Individuum aus den Augen und vermögen demselben in seinem Verhältniß zur Welt und zum Absoluten nicht gerecht zu werden. Dadurch aber rufen sie eine doppelte Reaktion hervor, die einerseits darauf gerichtet ist, der mit Füßen getretenen Kategorie der Substanz wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen, und andererseits bestrebt ist, dem Individuum die ihm zukommende Stellung im Weltganzen zu verschaffen. Stützt dieselbe sich auf ein selbstbewußtes absolutes Subjekt, so ergiebt das den Theismus. Betrachtet sie die absolute Substanz als eine sinnlich-sittliche, so erhalten wir den Materialismus. Nimmt sie viele übersinnliche, ungeschaffene Substanzen an, so ist damit der Standpunkt des Individualismus und der pluralistischen Willensmetaphysik gegeben. Diese letztere sowohl wie der Materialismus fallen unter den Begriff des Atheismus und stellen sich damit ebensosehr zum Theismus wie zum Pantheismus in Gegensatz.

Das positive Ergebnis des Theismus in seinen verschiedenen Schattierungen ist vor allem die Einsicht, daß die absolute Thätigkeit nicht in der Luft schweben kann, sondern als Thätigkeit eines absoluten Subjekts gedacht werden muß, von dem sie ausgeht und getragen wird, das sich also zu ihr als absolute Substanz verhält. Und zwar ist die Thätigkeit Wollen und intellektuelles Anschauen (Idee) in unlösbarer Einheit, wobei nach der Seite des Wollens Thätigkeit und Vermögen, nach der Seite des intellektuellen Anschauens konkrete aktuelle Idee und logisches Formalprinzip oder Aktualität und Möglichkeit unterschieden werden muß. Das logische Formalprinzip ist vernünftig bestimmend für den Inhalt der Idee. Dieser Inhalt selbst aber ist nicht abstraktes diskursives, sondern anschaulich phantasiemäßiges Denken, nur mit Abzug des sinnlichen Empfindungsgehalts. Die Kategorien und Denkgesetze sind die implizierten Formen des Inhalts sowohl der Idee, wie des Bewußtseins, in welche das logische Formalprinzip sich auseinanderfaltet. Die gesammte Thätigkeit aber vollzieht sich in vorbewußter Weise, und der Inhalt wie die Form des Bewußtseins ist erst ihr letztes Resultat. Denn darin vor Allem beruht das negative Ergebnis des Theismus, daß die absolute Thätigkeit als solche nie und nimmer ohne bewußte sein kann und daß auch gar kein Grund besteht, der vorbewußten Thätigkeit, aus der die Natur und das Bewußtsein entspringen, wieder eine bewußte Thätigkeit vorauszusetzen. Das absolute Subjekt kann kein selbstbewußtes Ich, keine Persönlichkeit sein; man muß es daher aufgeben, auf eine Metaphysik zu hoffen, die mit der christlichen Dogmatik übereinstimmt.

Daß die Ahnung dieser Wahrheit schon heute viel verbreiteter ist, als Viele zugeben möchten, beweist der Umstand, daß in der Philosophie der Theismus gegenwärtig abgethan ist. Diese Anschauung hat ihren Höhepunkt zwischen der Mitte der dreißiger und der Mitte der fünfziger Jahre des

vorigen Jahrhunderts gehabt. Dann läßt der Glaube an das von ihr vertretene Prinzip merklich nach, und der Theismus vollzieht in F. H. Fichte, sowie in Frohschammer und Lobe seine Selbstauflösung. „In den letzten Jahrzehnten seit Lobe's Tode hört man in philosophischen Kollegien von allem Möglichen reden, nur nicht mehr von Gott. Die Behörden mühen sich vergeblich ab, Theisten von irgendwelcher literarischer Bedeutung für vakante Lehrstühle zu finden, und schätzen sich glücklich, wenn sie noch irgendwo einen Lobeaner aufreiben können. Der Atheismus eines Bewerber's ist längst kein Hinderniß mehr für seine Berufung, wenn er ihn nur nicht laut werden läßt. Desto mehr aber ist die Empfindlichkeit der Behörden gegen einen zur Schau getragenen Pantheismus gewachsen, der im Anfang dieses Jahrhunderts die beste Empfehlung für ein Lehramt war. Das ist nämlich als Erfolg der theistischen Episode der Philosophie übrig geblieben, daß man den Pantheismus vom Theismus unterscheiden und die Unverträglichkeit des Ersteren mit dem Christenthum begreifen gelernt hat.“ Es scheint aber sogar auch unter den Theologen gar kein Interesse mehr vorhanden zu sein, den Theismus ernstlich zu vertheidigen und mit philosophischen (nicht mit theologischen) Gründen sicherzustellen. Andernfalls hätten ihm neue Kämpfer wenigstens von dieser Seite her erstehen müssen, nachdem ich selbst in meiner „Deutschen Spekulation seit Kant mit besonderer Rücksicht auf das Wesen des Absoluten und die Persönlichkeit Gottes“ alle Gründe, welche die Theisten bisher zur Rechtfertigung ihres Standpunktes zusammengetragen haben, als unstichhaltig nachgewiesen, die Vertreter jener Richtung in der eindringlichsten Weise auf die Nothwendigkeit hingewiesen habe, die Persönlichkeit Gottes mit neuen Gründen zu sichern, und dieser Aufruf ungehört verhallt ist. Auf den Universitäten wird in den apologetischen Kollegien vor Allem auch die absolute Persönlichkeit behandelt. Wenn die Vertheidiger derselben wirklich etwas Substantielles zu deren Gunsten zu sagen haben, warum enthalten sie uns ihre Gründe vor, warum lassen sie den hingeworfenen Fehdehandschuh liegen, anstatt sich in der energischsten Weise zur Abwehr eines Angriffs aufzuraffen, von dessen Erfolg oder Nichterfolg ihr ganzes dogmatisches Lehrgebäude abhängt? Nur von katholischer Seite her ist in zwei Broschüren versucht worden, die Persönlichkeit Gottes in spekulativer Weise neu zu begründen. Da aber weder Gloßner in seiner Schrift „Der spekulative Gottesbegriff in der neueren und neuesten Philosophie“ (1894), noch Otken in seiner „Apologie des göttlichen Selbstbewußtseins“ (1897) einen einzigen wirklich neuen Gegenbeweis vorzubringen weiß, sondern Beide nur die alten, zum tausendvielten Male widerlegten Gründe nur in scholastischer Einleitung wiederholen, so steht das Problem auf dem alten Flecke. Hier ist mit ausweichenden Redensarten, mit der Berufung auf Gemüthspostulate und salbungsvoller Rhetorik, aber auch mit der modischen „Werththeorie“, mit der man Alles beweisen kann, was man will, nichts

gethan, denn die Gegner bestreiten ja eben, daß die Annahme der Persönlichkeit Gottes in theoretischer und praktischer Hinsicht einen „Werth“ besitze. Hier handelt es sich um ein spekulatives Problem, das nur auf spekulativem Wege gelöst werden kann, und daran haben die Theisten es bis jetzt fehlen lassen. Uebrigens ist auch gar nicht zu erwarten, daß der Theismus eine ernsthafte Neubegründung finden wird. Denn daß derselbe sich nur solange behaupten kann, als man ihn unbezehen hinnimmt, sich aber sofort in sein Gegentheil auflöst, so wie man darangeht, ihn philosophisch zu begründen, das hat die theistische Spekulation des vergangenen Jahrhunderts unwiderleglich bewiesen. Der Theismus kann nur auf dem Boden des Cogito ergo sum eine Scheinbegründung finden, indem er das individuelle Ich zum absoluten Ich erweitert; die Realität des Ich oder des Bewußtseins ist aber gerade das Proton pseudos der gesammten neueren Philosophie seit Descartes und wird früher oder später als solches auch allgemein anerkannt werden (vgl. mein Werk: „Das Ich als Grundproblem der Metaphysik“. 1897). Damit ist aber die Annahme eines absoluten Ich oder Selbstbewußtseins und folglich auch einer absoluten Persönlichkeit jeder theoretische Halt entzogen, und der Pantheismus mit seiner Annahme eines unbewußten und überbewußten Absoluten wird die bisherige theistische Phase der abendländischen Spekulation ablösen.

Nur der Atheismus in der Form entweder des sinnlichen Materialismus oder des Agnostizismus oder des Individualismus und Pluralismus könnte hoffen, auch den Pantheismus aus dem Felde zu schlagen. Nun haben aber auch diese verschiedenen Gedankenrichtungen in der Spekulation des vergangenen Jahrhunderts ihre Erledigung gefunden. Der Materialismus setzt an die Stelle der selbstbewußten absoluten Persönlichkeit das sinnliche Trugbild des Stoffes, und zwar projiziert er, als naturwissenschaftlicher Materialismus (Wüchner), entweder die der Sinnesqualitäten entkleidete stoffliche Masse oder aber, als materialistischer Sensualismus (Zolbe und Kirchner), die sinnlichen Qualitäten als raumerfüllende Realitäten ins Jenseits des Bewußtseins hinaus und betrachtet sie als selbständige Wesenheiten. Der Materialismus setzt damit nur den Fehler fort, den der Pantheismus gleichsam zum Vorurtheil gestempelt hatte, nämlich, daß es keine andere Substanz gebe als die sinnlich-stoffliche. „Wenn der Pantheismus daraus gefolgert hatte, daß die Prinzipien substanzlose Thätigkeiten sein müßten, so folgte der Materialismus vielmehr, daß die sinnlich-stoffliche Substanz, wie sie unserem Bewußtsein vorzschwebt, selbst das Weltprinzip sein müsse, da dieses nicht anders als substantiell gedacht werden dürfe.“ Es ist nun das Verdienst des Materialismus, die Abhängigkeit des bewußten Geistes von materiellen Vermittelungen so scharf betont zu haben, daß kein metaphysischer Standpunkt mehr in Zukunft sie ignoriren darf, wenn er auf zeitgemäßer Höhe bleiben will. Aber der Materialismus vermag die Entstehung des Bewußtseins aus dem Stoff nicht

zu erklären und ist dadurch genöthigt, in den Hylozoismus umzuschlagen. Der Grundfehler dieses Standpunktes ist die Täuschung, als ob ein bloßer Sinnenchein im Bewußtsein, wie der Stoff, auch außerhalb des Bewußtseins existiren könne, und als ob der scheinbar stetigen Erfüllung des Bewußtseinsraumes auch eine wirklich stetige Erfüllung des bewußtseins-transzendenten Raumes (sei es durch Stoff, sei es durch Sinnesqualitäten, sei es durch beides zugleich) entsprechen müsse. Der Materialismus schiebt und fällt deshalb mit dem erkenntnißtheoretischen naiven Realismus.

Diesen Letzteren unwiderbringlich zerstört zu haben, darin beruht die wesentliche Bedeutung des Agnostizismus (Hamilton, Manjel, James Mill, John Stuart Mill, Herbert Spencer, der Neufantianismus). Aber wie jede neu auftauchende Richtung ihr Ziel irgendwie überfliegt, so auch der subjektive Phänomenalismus und transzendente Idealismus. Statt nur dem transzendentalen Realismus auf erkenntnißtheoretischem Gebiete den Weg zu bahnen, setzen diese Standpunkte die Grenzen der Erkennbarkeit mit den Grenzen der Bewußtseinsimmanenz gleich und gelangen dadurch zur bewußten und geistlichen Verneinung aller metaphysischen Erklärungsversuche. Auch sie beruhen, wie ich in meinem Buche über das Ich gezeigt habe, auf dem Cogito ergo sum und fallen mit der Einsicht in die Verkehrtheit dieses Satzes in sich selbst zusammen. Es ist daher, nebenbei bemerkt, eine wunderliche Thatsache, daß Albert Lange, selbst einer der Hauptvertreter dieser Richtung, in seiner „Geschichte des Materialismus“ sich zugleich als einen der heftigsten Gegner des Cogito ergo sum gebärdet. Was speziell den Neufantianismus anbetrifft, so hat derselbe nach Hartmann das Verdienst, eine so eingehende Erörterung der erkenntnißtheoretischen Probleme herbeigeführt zu haben, wie sie noch in keiner früheren Periode stattgefunden hatte. „In geschichtlicher Hinsicht hat diese Erörterung klargelegt, daß die theoretische Philosophie Kant's aus verschiedenen disparaten Bestandtheilen zusammengesetzt ist, daß es weder Kant, noch irgend Jemand anders bisher gelungen ist, diese Bestandtheile zu einer widerspruchslosen Einheit zu verschmelzen, und daß Alle, die an Kant angeknüpft haben, nur einen oder den anderen dieser Bestandtheile herausgegriffen und die ihnen widersprechenden bei Seite gelassen haben. In sachlicher Hinsicht hat sie für jeden Unbefangenen einleuchtend gemacht, daß der sensualistische Phänomenalismus Humes und Mills und der rationalistische transzendente Idealismus Kant's und seiner Nachfolger in ganz gleicher Weise durch ihre Konsequenzen zum Solipsismus und (nach Beseitigung des realen Ich) zum absoluten Illusionismus führen, und daß nur der transzendente Realismus vor diesen Konsequenzen schützen kann, durch welche nicht bloß die metaphysische, sondern überhaupt jede Erkenntniß aufgehoben wird.“

Von diesem wesentlich negativen Verdienste abgesehen, hat der transzendente Idealismus der Neufantianer einen sachlichen Fortschritt nicht ge-

bracht. Er erscheint gleichsam als ein letzter verzweifelter Versuch, unter Preisgabe aller werthvollen metaphysischen Errungenschaften die Philosophie des Bewußten noch einmal neu zu sichern, nachdem dieselbe durch die „Philosophie des Unbewußten“ ihre positive Ueberwindung bereits erfahren hatte. Der Neufantianismus hat als Gegengewicht gegen den Materialismus der fünfziger bis siebziger Jahre seine gute historische Berechtigung gehabt. Heute erscheint er trotz seiner scheinbaren Neuerstarkung durch die „Kantstudien“ als ein einfacher Anachronismus, der seine Lebensdauer wesentlich nur noch aus dem natürlichen Beharrungswiderstande der Gedanken, seiner Beherrschung der Katheder und der völligen Ermattung des metaphysischen Triebes schöpft. Sobald die moderne Philosophie sich vom Idealismus der Neufantianer zum transzendenten Realismus fortentwickelt, kann sie gar nicht anders, als mit dem *Cogito ergo sum* brechen und sich zum Unbewußten bekennen. Wesentlich in der Ahnung dieser Thatfache dürfte wohl der Hauptgrund dafür zu suchen sein, weshalb die offizielle Philosophie noch immer in vornehmer Ablehnung gegenüber der Hartmann'schen Philosophie verharrt und lieber in der Vergangenheit nach guten Gedanken gräbt, als zu einem zeitgenössischen Philosophen energig Stellung zu nehmen, dessen eine „Kategorienlehre“ ein werthvolleres erkenntniß-theoretisches, psychologisches und metaphysisches Material enthält, als sich bei irgend einem der früheren Philosophen findet. Es handelt sich hier aber nicht um eine beliebige Philosophie, sondern um eine solche, die mit ihrem Grundprinzip die gesammte bisherige Welt der Spekulation, soweit sie auf Descartes zurückreicht, aus den Angeln hebt und eine gänzlich neue Epoche in der philosophischen Entwicklung einleitet. Eine solche kann sich naturgemäß nur langsam durchsetzen, zumal ihr bis jetzt noch keine ähnlichen Machtmittel, wie den Verteidigern des Alten, zu Gebote stehen, um ihre Gedanken auch nach außen praktisch zu vertreten. So ist es gekommen, daß der Neufantianismus der Philosophie des Unbewußten im Bewußtsein der Zeitgenossen den Rang abgelaufen hat, aber nicht, wie Theobald Ziegler es darzustellen sucht, wegen seines werthvolleren philosophischen Gehaltes, sondern aus Gründen, die näher zu entwickeln hier nicht der Ort ist.

Wie die Erkenntnistheorie des Agnostizismus in den transzendenten Realismus, so leitet die agnostische Naturphilosophie, wie Hartmann zeigt, in den (atomistisch gegliederten) Dynamismus hinüber. In derselben Weise führt auch das Hauptproblem der modernen Psychologie, die gleichfalls (und selbst bei Wundt) unter dem Einflusse des Agnostizismus steht, nämlich der psychophysische Parallelismus, zur pluralistischen Willensmetaphysik, als deren Begründer und bedeutendster Vertreter Bahusen anzuziehen ist. Sowohl dieser wie Hamerling, wie Mainländer scheitern gleichmäßig an dem Versuch, die Substantialität der Individuen mit der Substantialität des Absoluten zu vereinigen, das sie für die Gleich-

artigkeit der vielen Individualsubstanzen ebenjowenig entbehren können, wie für die einheitliche Gesetzmäßigkeit, den dynamischen Zusammenhang und die teleologische Vereinhaltungstendenz des ganzen Weltprozesses. Aber auch Wundt's Versuch, unter Beiseitigung des Substanzbegriffs den Willenspluralismus zu begründen, führt nicht zum Ziele. Es ist diesem Philosophen nicht gelungen, die Vielheit substanzloser Einzelthätigkeiten mit einer einheitlichen Mithätigkeit in eine verständliche Beziehung zu setzen. Es ist ihm noch weniger gelungen, aus der Wechselbeziehung vieler vorstellungsloser Einzelwillen die Entstehung der Vorstellung oder des Logischen zu erklären. Der übersinnliche Materialismus oder transzendente Individualismus Hellenbach's und du Prel's, eine Erneuerung der indischen Sankhyaehre des Kapila, hat das Verdienst, den unsterblichen Metaorganismus (Astral Leib) als die Bedingung aufgezeigt zu haben, unter welcher allein an eine Unsterblichkeit der bewußten Individualseele gedacht werden kann. Aber weder hat die Hypothese eines solchen Metaorganismus irgend welche wissenschaftliche Haltbarkeit, noch deckt sich das Individualbewußtsein, dem er die Fortdauer vermitteln soll, mit dem persönlichen Bewußtsein des Menschen oder seinem Ich. „Der ganze übersinnliche Materialismus entspringt aus dem egoistischen Verlangen, das Leben des eigenen Ich auch über den Tod hinaus gesichert zu wissen, und sei es auch nur um eine Galgenfrist. Die Durchführung des übersinnlichen Materialismus zeigt aber, daß der Egoismus dabei doch um das Ziel seiner Sehnsucht geprellt wird; denn statt seines Ich ist es ein anderes Ich, das fortlebt.“ Du Prel steht als Philosoph tief unter Hellenbach, indem er vom rein dynamischen Materialismus des Letztern auf den Standpunkt von Büchner's Kraft und Stoff hinabsinkt und den sinnlichen Stoff nur einfach ins Uebersinnliche hinausprojiziert. Seine Bekämpfung des Materialismus ist nichts weiter als eine Bekämpfung des sinnlichen Materialismus durch einen ganz ebenso naiven, aber desto phantastischeren und abergläubischeren übersinnlichen Materialismus. Man muß es demnach auch von dieser Seite her aufgeben, auf eine christliche Metaphysik zu hoffen. Was endlich den selbstherrlichen Individualismus Stirner's und Nietzsche's anbetrifft, der an dem transzendenten Idealismus Fichte's und Schopenhauer's und an dessen agnostischen Konsequenzen festhält, so beraubt er sich damit der Möglichkeit, für den Fortschritt der Metaphysik irgend etwas Positives zu leisten.

Der Individualismus kämpft mit Recht gegen die Auffassung des abstrakten Monismus, wonach das Individuum ein bloßer Schein am allein realen Absoluten sein soll. Das Gefühl für die Würde der eigenen Individualität lehnt sich auch mit Recht dagegen auf, daß das Individuum ein bloßes mechanisches Assoziationsprodukt von niederen Substanzen ohne innere vorhergehende Einheit sein soll, wie dies der Materialismus und

Agnostizismus behaupten. Aber er hat Unrecht, die „Eigenheit“ als Substantialität zu fassen, das Individuum damit für das nämliche zu erklären, was das Absolute ist, und das letztere entweder zu leugnen oder in den nebligen Hintergrund des Agnostizismus zu entrücken. Alle Schwierigkeiten dieser Auffassung fallen fort, ohne daß irgend welche berechtigten und wohlbegründeten Ansprüche des Individuums unerfüllt blieben, wenn das Absolute als unpersonliche Substanz, das persönliche Individuum aber als eine bloße Funktion des Absoluten aufgefaßt wird, die das ideelle Prinzip der von ihr herangezogenen und beherrschten niederen Funktionen bildet. Das ist der Standpunkt des konkreten Monismus, den die gesammte pantheistische Spekulation bisher angestrebt hat, den sie aber nicht erreichen konnte, solange ihr das Prinzip des Unbewußten fehlte. „Der konkrete Monismus ist der Standpunkt, in welchem alle Wahrheitsmomente jener anderen (individualistischen) Standpunkte zu aufgehobenen Momenten werden, alles Unwahre von ihnen abgestreift wird, und damit zugleich die Widersprüche entschwinden, die nur an den unwahren Bestandtheilen jener anderen Standpunkte haften. Der konkrete Monismus giebt Gott was Gottes ist: die Aboluthheit, Substantialität, Geistigkeit u. s. w., und dem Individuum, was ihm gebührt: die Wirklichkeit und Wirkungsfähigkeit, teleologische und thetische Einheit der Funktion, relative Konstanz der Persönlichkeit ohne absolute Konstanz derselben, Anlehnung an die absolute Einheit des substantiellen absoluten Subjekts und relative Selbstständigkeit allen anderen Individuen gegenüber ohne Selbstständigkeit dem Absoluten gegenüber.“ Der konkrete Monismus ist diejenige Form des Pantheismus, an welcher alle Einwürfe, die zumal von theologischer Seite gegen den letzteren erhoben zu werden pflegen, machtlos abprallen, der einzige philosophische Standpunkt, der auch zugleich im Stande ist, das religiöse Bedürfniß nicht nur überhaupt, sondern besser selbst als der Theismus zu befriedigen. In den religiösen Währungen der Gegenwart und Zukunft ist der konkrete Monismus dazu berufen, einen Sammelpunkt und ein Vollwerk für alle Diejenigen zu bilden, die mit den positiven theistischen Religionen und ihren Konsequenzen gebrochen haben, ohne darum die Religion selbst aufzugeben. Den neuen ethischen und ästhetischen Aufgaben der Gegenwart liefert dieser Standpunkt einen sicheren Boden, den die Vertreter der ersteren vergebens in abgestorbenen Anschauungen der Vergangenheit suchen, und weist ihnen neue Ziele, aber freilich nur unter der Voraussetzung, daß die von Descartes aufgerichtete Herrschaft des Bewußtseins gebrochen und das Unbewußte als das Wesen und der Grund des Daseins anerkannt wird.

Auf Einzelheiten des Hartmann'schen Werkes einzugehen, wird man mir erlassen. Sonst würde ich vor Allem auf den wahrhaft glänzenden Abschnitt über Kant hinweisen, der in unnahmlicher Prägnanz so ziemlich Alles enthält, was über dessen theoretische Philosophie zu sagen

ist, das Bleibende vom Vergänglichen sondert, und aus dem weit mehr zu lernen ist, als aus sämtlichen umfangreichen Abhandlungen, die im letzten Menschenalter über Kant veröffentlicht worden sind. Fichte, Schelling und Hegel werden von Hartmann mit sichtlicher Theilnahme, einer erstaunlichen Klarheit und tiefstem Eindringen in die schwierigen Probleme ihrer Philosophien dargestellt. Vor Allem gelungen aber erscheint mir der Abschnitt über Schopenhauer. Hier werden besonders in der Darlegung des Verhältnisses des Willens zur Idee ganz neue Gesichtspunkte zum Verständniß dieses Philosophen aufgestellt, wobei sich Hartmann mit Recht gegen die neueste durch Kuno Fischer in Mode gekommene Auffassung wendet, als ob die Aesthetik den Mittelpunkt seines Systems und seines persönlichen Interesses bilde. „Schopenhauer's Interesse hatte seinen Schwerpunkt im Erlösungsbedürfnis auf Grund des gefühlsmäßigen Pessimismus“. Jene andere Auffassung ist eine „einseitige Uebertreibung“, mit der man, wie ich glaube, sich jede Möglichkeit verbaut, sowohl der Persönlichkeit wie der Weltanschauung Schopenhauer's gerecht zu werden.

Ueberblickt man vom Schlusse ihres zweiten Theils noch einmal die gesammte „Geschichte der Metaphysik“ E. v. Hartmann's, so gehört dieselbe zweifellos zu den hervorragendsten Werken, welche die Philosophie der letzten hundert Jahre gezeitigt hat, und zwar nicht sowohl wegen ihres rein historischen Gehalts, sondern wegen des Uebermaßes an philosophischer Durchdringung und spekulativer Verarbeitung der Gedanken Anderer, die in diesem Werk geleistet ist. Den historischen Stoff hätten am Ende auch Andere in der gleichen Weise sammeln, sichten und ordnen können, und wer in der Lage ist, überall auf die Quellen selbst zurückzugehen, dem wird sich vielleicht manches etwas anders darstellen. Aber was das Verständniß fremder Anschauungen, die Darstellung alles Wesentlichen und die Kritik desselben anbetrifft, die bei Hartmann überall positiv ist, immer den Kern der Sache trifft und auch den fernstehenden Ansichten noch eine gute Seite abzugewinnen weiß, so dürfte Hartmann darin wohl von keinem Zeitgenossen übertroffen werden. Wer bisher noch nicht gemerkt hat, daß Hartmann unser eminentester philosophischer Kritiker ist, der kann sich in diesem Werk davon überzeugen. Und wer der landläufigen Ansicht huldigt, daß die Philosophie, und zumal deren höchster Theil, die Metaphysik, ein bloßes geistreiches Spiel mit Begriffen und ihre Geschichte eine Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes sei, der möchte vielleicht durch dieses Werk doch eines Besseren belehrt werden. Sollte aber am Ende gar ihre Geschichte dazu beitragen, die Metaphysik selbst neu zu beleben und sie wieder in diejenige Stellung einzusetzen, die ihr gebührt, und deren Verlust schwer genug auf dem ganzen modernen Zeitgeist lastet, dann wird das für Hartmann selbst der schönste Lohn sein und wird auch seine eigene Bedeutung immer mehr erkannt werden.

Politik.

„Baltische Monatschrift.“ Herausgeber und Redakteur:
Arnold v. Tiedeböhl. Riga 1900. 42. Jahrgang.
Heft 4, 5 und 6.

Reichsdeutschen Lesern, welche Kenntniß nehmen wollen von Vorgängen, die sich auf baltischem Boden abspielen, dürfte vielleicht mit einer Anzeige dieser vornehmsten baltischen Zeitschrift gedient sein. Freilich über die eigentlichen nationalen Kämpfe, die dort stattfinden, über die Lage des schwer bedrängten deutschen Landes wird wenig zu finden sein, denn die Zeitschrift erscheint unter russischer Präventivzensur und muß sich daher über Alles das ausschweigen, was das Leben der Bevölkerung in den baltischen Provinzen am tiefsten bewegt, über Alles, was sich auf den Kampfzustand des Landes mit der Regierung bezieht. Weiläufig bemerkt, soll ja jüngst sogar im Deutschen Reich, in Posen, ein Redakteur dafür bestraft worden sein, weil er gesagt hat, die Ansiedelungs-Kommission verdränge die Polen aus dem Grundbesitz. Es herrscht also zur Zeit auch anderswo ein offizielles System, nach welchem die Wahrheit nicht mehr gesagt werden darf. In den baltischen Provinzen verfährt die russische Regierung viel einfacher, sie verbietet überhaupt zu drucken, was wahr ist. Es ist ja auch überflüssig, Dinge zu drucken, die sich die Späßen auf den Dächern vorpießen. Aber man muß der russischen Regierung auch ihr Recht widerfahren lassen: Es ist wirklich human von ihr, daß sie das gar nicht erst drucken läßt, was sie doch strafen würde, wenn es gedruckt wäre. Preßprozesse kommen daher auch in den baltischen Provinzen so gut wie gar nicht vor. Dafür sorgt der wachsame Zensorenblick. Natürlich hat so ein armer Zensor es auch schwer. Früher waren es gebildete deutsche Männer, die halbwegs verstanden, was sie zensuren sollten. Heute sind es Menschen, deren Nationalität unbestimmbar ist — Russen sind es nie — und deren Bildung eine gewisse Garantie bietet, daß Alles, was über das Verständnis etwa eines Elementarlehrers hinausgeht, dem Zensurstrich verfällt. Es ist jedenfalls das sicherste Mittel, die Balten vor literarischen Produktionen zu bewahren, die über das Bildungsniveau eines russischen Popen oder Seminaristen hinausgehen, der sicherste Weg, um die Verschmelzung der sperrigen Deutschen mit ihren russischen Staatsgenossen allmählich herbeizuführen. Doch gleich viel, so viel wird in den baltischen Provinzen immer noch gedruckt, daß man ein Bild von dem geistigen Leben bekommen kann, das in diesen Ländern noch herrscht. Noch ist dieses Leben nicht ertötet, es äußert sich auch ohne Druckerschwärze, und man versteht auch zwischen den Zeilen zu lesen, die der rothe Stift des Zensors stehen gelassen hat. Am ausgiebigsten ist immer der historische Stoff. Die Beziehungen der Vergangenheit zur Gegenwart findet der Leser dann schon selbst.

Eine Betrachtung über die Auflösung des deutschen Ordens in Livland in Heft 4 weist auf den eigenartigen Bau des alten Deutschen Reichs hin und auf die gleichartige Beschaffenheit seines äußersten Ausläufers Livland. Der Gedanke, auf dem dieser Bau beruhte, war der eines geistlichen Staates. In keinem andern katholischen Lande hat es derartige geistliche Fürstenthümer gegeben, und mit Ausnahme des Kirchenstaates, hat in keinem Lande der Papst eine solche Gewalt ausgeübt wie im Deutschen Reich. Die Deutschen haben, so faßt es der Verfasser auf, die Idee vom „Gottesstaat“, wie ihn Augustin im Gegensatz zum weltlichen Staat zuerst gelehrt hat, mit einer Wärme und Glaubens-treue erfaßt, die das deutsche Volk zum Mittelpunkt aller religiösen Kämpfe gemacht hat. Das katholische Centrum im heutigen Deutschen Reich ist vielleicht auf gewisse Ueberbleibsel jener Grundanschauung von der geistlichen Herrschaft zurückzuführen. Jedenfalls giebt es in keinem katholischen Lande eine derartige geschlossene politische Partei der Katholiken, wie im Deutschen Reich. Natürlich herrschte im alten Livland ganz dieselbe Anschauung wie im alten Reich, es war ja doch nur ein Theil des Reichs. Der Verfasser, Dozent Mag. theol. A. Berends in Dorpat, führt als Beweis für diese einzigartige Entwicklung des deutschen Staatsgedankens auf geistlicher Grundlage an: die romanischen Völker haben in Kleinasien auch Staaten begründet, allein es fiel ihnen nicht ein, den Patriarchen von Jerusalem, den Templer- und Johanniter-Orden irgendwo als Landesherren einzusetzen, nur weltliche Fürstenthümer sind hier entstanden, niemals geistliche. Preußen und Livland wurden dagegen sofort unter geistliche Gewalt gestellt. In Livland war das Bisthum Reval das einzige Glied der Livländischen Föderation, das nicht von Deutschen, sondern von Dänen fundirt worden war und erst später an den deutschen Orden kam, und hier allein hatte der Bischof, trotzdem er Grundbesitz besaß, keine landesfürstliche Gewalt. Der Verfasser führt aus:

„Das Reich sollte eben seiner Idee nach eine geistliche Gemeinschaft sein: die Gemeinschaft der Menschen, die zum Reiche Gottes in ganz besonderer Beziehung stehen, welche die Christenheit im eigentlichen Sinne des Wortes bilden. Daher konnte es dem Kaiser daran liegen, seine Stützen und Rathgeber, seine Helfer im Regieren, unter den Bischöfen und Aebten zu suchen, und, da im Mittelalter das Regieren weniger durch Minister und Beamte, als durch Fürsten und Herren vor sich ging, d. h. da das Lehnrecht das herrschende war, so ergab es sich mit Nothwendigkeit, daß Bischöfe und Aebte mit der Regierung von Land und Leuten betraut wurden, und zwar als Landesfürsten. Nur in diesem Reiche konnte denn auch der Gedanke entstehen, eine ganze ritterlich-mönchische Gemeinschaft mit landesfürstlichen Rechten auszustatten: zuerst den Schwert-Orden, dann den Deutschen Orden in Preußen und Livland.“

Es liegt nun auf der Hand, daß die Reformation die Grundfesten dieses einzigartigen Staatenbaues zerstörte und damit den gesammten deutschen Staatenbau dem Untergang preisgab. Dieser Untergang vollzog sich nur nicht plötzlich, sondern in einem Jahrhunderte lang andauernden Prozeß des Zerfalles. Preußen fiel als erstes Opfer 1525, Livland 1561 und dem Reich machte erst Napoleon 1806 ein Ende. Zugleich begann durch Preußen die Umbildung des deutschen Staatsgedankens zum weltlichen Charakter im modernen Sinne. Livland ging dabei verloren und bildete in unseren Tagen den Preis, um den das neue Reich sich Rußlands Freundschaft erkaufen zu müssen glaubte. Für Livland handelt es sich jetzt nur noch um die Frage, ob der Protestantismus ihm als diejenige Lebenskraft auch fernermhin erhalten bleiben wird, durch die es 350 Jahre in aller Noth und in allem Elend unter fremder Herrschaft seine Eigenart, seine deutsch-evangelische Wesittung sich bewahrt hat.

Die „Baltische Monatschrift“ handelt in ihren letzten drei Heften aber auch über die staatsrechtlichen Verhältnisse Livlands der Gegenwart unter dem Titel: „Zur Geschichte der livländischen Privilegien.“ Es ist nur eine trockene Aufzeichnung von Thatsachen, die aber beredter als schöne Worte es thun können, den Gang des großen Rechtsbruchs kennzeichnet, den der russische Staat den baltischen Ländern gegenüber sich hat zu Schulden kommen lassen. Was sind nun diese „livländischen Privilegien?“ Sie bestehen neben dem baltischen Privatrecht deutsch-landrechtlichen Charakters, aus dem öffentlichen Recht, das die staatsrechtlichen Beziehungen der baltischen Länder zum russischen Staat normirt. Die Quellen des öffentlichen Rechts sind die Unterwerfungsverträge der Länder unter die Kronen Polen, Schweden und zuletzt Rußland. Bei dem letzteren Staat kommt hauptsächlich der Nystädter Friede von 1721 in Betracht. Dem reichsdeutschen Leser werden diese öffentlich-rechtlichen Privilegien vielleicht von vornherein antiquirt erscheinen, weil sie, was die Landesverfassungen betrifft, landständischen Charakter besitzen. Allein man darf in Deutschland nicht übersehen, daß daran nicht die Balten schuld sind. Eine Entwicklung im modernen Sinne hätte zum Konstitutionalismus in den baltischen Provinzen führen müssen, und dieser Weg war unter russischer Herrschaft, unter der Herrschaft des absolutistischen Zarenthums absolut ausgeschlossen. So blieb nichts anderes übrig, als das Wesen des öffentlichen Rechts in den baltischen Provinzen auch in der veralteten Form zu konserviren. Und man hat es mit großem Geschick in den baltischen Ländern verstanden, die unzeitgemäßen Schroffheiten der landständischen Autonomie dadurch zu mildern und zu beseitigen, daß man diese Autonomie, die man um ihrer staatsrechtlichen Bedeutung willen zu konserviren gezwungen war, in die Bahnen der modernen Selbstverwaltung hinüberzuleiten bestrebt war. Die Ausgestaltung der Agrarverhältnisse, des Volksschulwesens, der

Landgemeindeordnung, alles erfolgte auf Grund des autonomen Rechts der baltischen Länder und besaß den Geist der modernen Selbstverwaltung. Als Schlußstein dieser autonomen Entwicklung fehlte nur noch die Umwandlung der landständischen Landtagsverfassungen in solche modernen Charakters. Freilich hätte dabei an dem bestehenden staatsrechtlichen Verhältniß zum russischen Reich nicht gerüttelt werden dürfen, am wenigsten war an eine Rechtsverweiterung der reformirten Landtage zu denken, das wäre eben einer Konstitution gleichgekommen. Aber man konnte sich auch mit dem bestehenden und von allen Monarchen garantirten öffentlichen Recht begnügen, wenn dasselbe thatsächlich nur ohne Unterschied des Standes ausgeübt wurde. Die bestehenden Landtage haben immer noch das Recht der gesetzgeberischen Initiative und der gesetzgeberischen Begutachtung bis jetzt bebesen. Nun war aber einer solchen Entwicklung der Weg nicht nur durch die nationalitische Strömung, die in Rußland zum Durchbruch kam, angeregt durch die Furcht vor einem Großdeutschland, abgeschnitten, sondern vielmehr noch durch die reaktionär-absolutistische Richtung des russischen Regierungsprinzips seit Alexander III.

Soviel zur einigermaßen richtigen Verwerthung der livländischen Privilegien. Sie sind das einzige Rüstzeug der baltischen Deutschen bis jetzt gewesen. Noch verdient vielleicht zum besseren Verständniß hervorgehoben zu werden, daß die gesammten baltischen Privilegien erst in den Jahren 1845 und 1856 kodifizirt worden sind als baltisches Recht. Man hat die Kodifikation damals als eine große Errungenschaft der baltischen Politik gegenüber Rußland betrachtet. Die „magna charta“ war auf's Neue bestätigt und anerkannt. Und gewiß, es war ja für den praktischen Gebrauch in der Rechtspflege und auch für den praktischen Gebrauch in der Verteidigung des Rechts angesichts des, seit der Vereinigung mit dem russischen Staat immer bestanden habenden Strebens, dieses Recht zu beugen, ein großer Fortschritt, einen baltischen Kodex zur Hand zu haben, auf den man sich stützen konnte. Und es war ja unzweifelhaft ein Triumph auch der baltischen Rechtskunde und der baltischen Juristen, für die kleinen schwachen Länder in dem systematischen Kodex ein Werk geschaffen zu haben, das dem Kodex großer Volksstaaten dreist an die Seite gesetzt werden konnte und das beispielsweise das preussische Landrecht an Umfang des behandelten Rechtsgebiets sowohl als hinsichtlich der streng wissenschaftlichen Systematik bedeutend übertraf. Allein, was hilft das Recht ohne Macht! Der Kodex war ein Gnadengeschenk der russischen Zaren: Sie geben ihn, sie nehmen ihn! Und das stand auf der ersten Seite des neuen Rechtsbuches mit lapidarer Schrift geschrieben: „Neben jedem Gesetz steht die selbsherrschende Gewalt.“ So war ein neuer, bisher unbekannter Faktor in das Rechtsleben des baltischen Sonderstaats hineinslamotirt worden: die russische Willkür. Es war

der reine Cynismus, die Willkür „gesetzlich“ einzuführen. So war es dazu gekommen, daß die Privilegien seit ihrer Kodifizierung nicht einen Pfifferling mehr werth waren. Vordem mußte man sich auf die Rechtsquellen berufen, da standen die großen Rechtsmonumente: das Privilegium Sigismundi Augusti, die Artordpunkte Peters d. Gr., der Ruyständter Frieden in ihrer wirkungsvollen Macht da, die baltischen Länder waren und blieben der achtungsgebietende Fremdkörper im russischen Staatengefüge, an dem die asiatische Satrapenwirthschaft Halt machen mußte. Der Kodex löste den Bann: die selbstherrschende Gewalt war von nun ab Alles, und damit waren die baltischen Länder staatsrechtlich in den russischen Staat eingefügt worden, wenn auch als Provinzen, die nach besonderem Recht verwaltet wurden. Man hatte das bei der Inangriffnahme der Kodifikation nicht erwartet, daran vielleicht auch gar nicht gedacht. Man war auch zu vertrauensfelig und glaubte an eine Fortbildung des Rechts, an eine Entwicklung! Das war aber unter der selbstherrschenden Gewalt Rußlands, die bis jetzt noch alles Leben ertödtet hat, ganz und gar ausgeschlossen. Und doch — in Finland wurde die unter dem ersten Nikolaus insuspendirte konstitutionelle Verfassung unter Alexander II. wiederhergestellt. Freilich, die baltischen Provinzen hatten eine einheitliche Verfassung nie besessen. Sie waren als zerplitterte Territorien, von denen jedes Land seine eigene ständische Verfassung bejaß, an Rußland gekommen und sollten nach dem Kodex dabei auch bleiben. Aber man schien auch im Lande selbst kein Verständniß dafür zu haben, daß die Konjervirung altlandständischer Verfassungen für die Dauer doch höchst zweifelhaft war. Man war durch den russischen Absolutismus schon so weit verdorben, daß man auch jeden Versuch unterließ, nach außen hin die staatsrechtliche Selbständigkeit der baltischen Länder und im Innern zeitgemäße Lebensformen verfassungsmäßig sicherzustellen. Der einzig günstige Augenblick dazu im Beginn der Regierungszeit Alexanders II. war verabsännt worden, und nur zu bald zeigten sich die Folgen davon. Man kann ja nicht behaupten, daß ein solcher Versuch, auch wenn er gelungen wäre, von dauerndem Erfolge gewesen wäre. Schützt doch selbst Finland heute seine vom Zaren als Großfürsten von Finland beschworene Konstitution nicht vor der Vergewaltigung durch die „selbstherrschende Gewalt“. Allein zum Verständniß der baltischen Rechtsgeschichte war jedenfalls diese Darstellung der sich darbietenden Möglichkeit, die Verfassungsfrage, die heute noch ungelöst ist, unter glücklicheren Verhältnissen zu lösen, nothwendig. Im August 1867 hielt Alexander II. seine historische erste Rede in russischer Sprache an die im Nigaer Schlosse versammelten Stände, in der er sie daran erinnerte, daß auch sie zu der „großen russischen Familie“ gehörten! Diese Rede bezeichnet in so hohem Maße den Wandel der russischen Politik gegenüber den baltischen Provinzen, daß der Großfürst Wladimir dieselbe Rede Alexanders II. im Auftrage Alexanders III. im Sommer 1886 den

in der Universitätsaula in Dorpat versammelten Ständen noch einmal vorlas. (Siehe „Baltische Monatschrift“, Heft 4, Seite 240.) Aber mit Bezugnahme auf diesen Wandel verdient daran erinnert zu werden, daß Alexander II. 1862, als der Nihilismus zum ersten Male sein Haupt erhob gegen den edelsten der russischen Monarchen, als dieser Monarch aus seiner an allen Ecken und Enden Monate lang brennenden Residenz mit gebrochenem Herzen wie ein Flüchtling nach Livland kam, um dort für eine Zeit lang Ruhe und Sicherheit seiner Person zu finden, den treuen Livländern für ihren Empfang mit Thränen in den Augen gedankt und mit vor Bewegung erstickter Stimme zu dem im Schloß Cremon um ihn versammelten Adel die Worte sprach: „In Ihrer Mitte werde ich nach langer Zeit wieder ruhig schlafen. Ich danke Ihnen, meine Herren, und werde Ihnen das nie vergessen!“ Das war auch eine kaiserliche Rede. Wie klang die aber anders, wie jene vom Jahre 1867. Was hatte den Wandel bewirkt? Der jetzt in Kiel wirkende Professor Schirren hat seiner Zeit die Antwort auf diese Frage gegeben. Die Schlacht bei Königgrätz hatte den Wandel bewirkt. Von nun ab war es zu spät für alle Reformen im Geiste baltisch-deutschen Rechts!

„700 Jahre baltischer Kunst“ betitelt sich ein durch Heft 5 und 6 gehender, wohl auch im Deutschen Reich einiges Interesse erweckender Artikel aus der Feder des bekannten Architekten und Kunsthistorikers Dr. Wilhelm Neumann, der über baltische Baudenkmäler ein instruktives Werk und auch sonst viel über die Kunst in seiner Heimath geschrieben hat. Im Jahre 1901 wird in Riga die vor 700 Jahren erfolgte Begründung der Stadt gefeiert werden. Man sollte in Deutschland an dieser Feier nicht ohne Beachtung vorübergehen. Erweckt sie doch Erinnerungen an eine Zeit, die mit Recht als das Heldenzeitalter des deutschen Volkes genannt worden ist, an die *Hohenstaufenzeit*! Nie in der Geschichte der Völker hat die Kultur so schnell ihren Siegeslauf vollendet, wie zur Zeit Heinrichs des Löwen und Albrechts des Bären, die über die Elbe gingen, um neue Reiche zu begründen. Und diese Reiche erstanden wie durch Zauberschlag von der Elbe bis zum Finischen Meerbusen. Im Laufe eines einzigen Jahrhunderts sind alle Ostseestädte, von Lübeck bis Reval, erstanden, deren stolze Dome noch heute von gemeinsamer deutscher Thatkraft, von deutscher Kunst und deutscher Größe zeugen. Auch die beschriebenen 700 Jahre baltischer Kunst weisen auf den Ursprung und die Entwicklung deutscher Kunst in den baltischen Landen hin. Kirchen und Burgen, Schlösser und Städte bezeugen die Blüthezeit, die Zeit der sich mehrenden Ruinen den Verfall der Baukunst. Aber immer wieder aus Krieg und Noth, aus Moder und Schutt erhebt der Genius deutscher Kunst sich auf einem verloren scheinenden Posten und schafft immer wieder neue Werke, neue Denkmäler unverjagbaren deutschen Idealismus. Die baltischen Länder mit ihrem immer mehr und immer tiefer herabgedrückten

geistigen Leben, das vom Staat, dem sie angehören, als eine Herausforderung russischen Nationalgefühls angesehen wird, vermögen auch nicht alle Künstler zu ernähren, die der baltischen Erde entsprossen sind. Jahr für Jahr ziehen sie hinaus in die weite Welt, und immer wieder kommt frischer Nachschub. Die meisten nimmt das Mutterland wieder auf, viele aber dienen um schnöden Lohnes willen den Feinden ihres Volkes und glänzen dann in den Galerien und Katalogen als „russische“ Künstler!

Eine „Baltische Chronik“ als fortlaufender Abschnitt bildet den Beschluß der einzelnen Hefte. Dieselbe wird vielleicht in erster Reihe für baltische Lehrer von Werth sein, weil es sich um Einzelheiten und Tagesvorgänge handelt, die dem Fernerstehenden nicht einmal immer verständlich sein können. Allein die trockene Registrierung von Thatfachen lehrt doch in objektiver Weise die an den Gestaden des Baltischen Meeres sich abspielenden Dinge im rechten Licht besehen, lehrt erkennen, um was es sich handelt und in welcher elenden, nichtswürdigen Weise der Kampf gegen das Deutschthum geführt wird, um es möglichst geräuschlos und möglichst schnell zu vernichten.

v. L.

Literatur.

Schopenhauer. Hamlet. Mephistopheles. Drei Aufsätze zur Naturgeschichte des Pessimismus. Von Friedrich Paulsen. Berlin, Verlag von Wilhelm Herz, 1900.

Der erste dieser Aufsätze ist bereits 1882 in der „Deutschen Rundschau“ erschienen, die andern beiden in derselben Monatschrift 1889 und 1899. Zur Jahrhundertwende sind sie vom Verfasser in einem Bande als Beiträge zur „Naturgeschichte des Pessimismus“ herausgegeben worden. Der 259 Seiten starke Band hat mir von allen in den letzten Monaten zugegangenen Rezensionsexemplaren die meiste Freude und fast ungetrübten Genuß bereitet. Meine Freude bezieht sich auf die vollkommene Unparteilichkeit, mit der Paulsen vor die Objekte seiner Betrachtung getreten ist. Wir haben es wirklich mit den Untersuchungen eines von allen Vorurtheilen freien Psychologen zu thun. Besonders in seiner Auffassung und Darstellung des Hamlet hält er sich von jener schrecklichen Verhimmelung fern, die, als Folge einer längst verdorrten und abgestorbenen Kunst- und Weltanschauung, aus dem Dänenprinzen unter allen Umständen einen sonnenhellen Jugendbold herausdestilliren will und sich dabei garnicht bewußt wird, wie sie das geniale Meisterwerk verflacht. Den Höhepunkt erreicht diese Verhimmelung Ophelia gegenüber, bei dem heikeln Punkt ihrer jungfräulichen Unbescholtenheit. Verehrte Herren, Sie sollen Ophelia doch nicht heirathen, sondern sie nur mit hellen Augen betrachten! Paulsen selber vernmüthet: „es scheint Ophelien mit Hamlet nicht anders

als dem guten Gretchen mit Faust ergangen zu sein.“ Ich selber bin aus rein sachlichen Gründen anderer Ansicht: aber als „domi-vierge“ werden wir sie doch wohl immerhin aussprechen müssen. — Mein fast ungetrübtter Genuß an Paulsen's Seelenanalysen beruht darauf, daß ich fast durchweg mich zu derselben Ansicht bekennen darf. Dies gilt ganz uneingeschränkt, soweit Schopenhauer und Mephistopheles in Betracht kommen. Der Gegensatz in Schopenhauers Seele zwischen dem Menschen und dem Philosophen wird mit tiefem Verständnis herausgearbeitet und begreiflich gemacht. Zum Beweis, daß meine Übereinstimmung nicht nur äußerlich und nach der Lektüre des Paulsen'schen Aufsatzes entstanden ist, darf ich vielleicht darauf hinweisen, daß ich in meinem Artikel über das Problem des Tragischen in den Schopenhauer betreffenden Zeilen im Kern dieselbe Auffassung zum Ausdruck gebracht habe. Dem Artikel über Mephistopheles möchte ich auch nichts Besonderes hinzufügen, aus Mangel an Meinungsverschiedenheit. Als den Kernpunkt des Ganzen und als besonders geistreich möchte ich nur diese Worte citiren: „Das Feindliche, das Böse, das Zerstörende gehört doch mit zur Wirklichkeit, sie könnte nicht sein ohne das „Andere“; es ist, mit Aristoteles zu reden, ein „aus der Voraussetzung Nothwendiges“: sollte diese Welt, dieses Leben, dieses menschlich-geschichtliche Dasein überhaupt sein, so mußte es das Element „des Anderen“ in sich aufnehmen. Eine irdisch-menschliche Geschichte ist ohne den Gegensatz, ohne das Böse nicht möglich. Der Himmel enthält es nicht; eben darum giebt es im Himmel keine Geschichte. Das himmlische Leben beginnt mit dem „jüngsten Tag“, der die Geschichte beschließt.“

Meine Generalzustimmung zu Paulsen's Hamletauffassung habe ich schon ausgesprochen. Aber hier habe ich doch auch einen Generalwiderpruch geltend zu machen. Es ist nicht mein Recht, in einem besonderen Aufsatz meine Deutung des Hamletproblems im Zusammenhange vorzutragen. Denn die klassische Dichtung liegt nicht im Bezirk des mir hier zugewiesenen Arbeitsgebiets. Darum muß ich mich auf kurze Andeutungen beschränken. Paulsen findet im Hamlet einen „Mangel an rechter Willensbestimmtheit, von dem die ganze Wesensstörung ausgeht. . . . Er kann das rechte Verhalten zum Bösen nicht finden; statt es rüstig anzupacken und zu betämpfen, wendet sich bei ihm die ganze Energie der Seele auf seine Auspähung, Blossstellung und Beschimpfung.“ Paulsen versucht nun, als Psychologe und Pädagoge, die Entwicklung Hamlets von Kindheit an zu rekonstruiren und findet als Grundeigenschaft seines Charakters eine über das Mittelmaß hinausgehende rein intellektuelle Begabung, die ihn zu Wissenschaften und Künsten treibt, aber auch zum Gefühl, anderen Menschen überlegen zu sein, so daß er mit ihnen sein Spiel treibt und an ihnen seinen Witz übt. Trefflichen Scharfblick beweist Paulsen auch, wenn er Hamlet's Aesthetizismus gebührend hervorhebt. Alles in Allem: Ich stimme Paulsen's Charakteristik vollkommen bei, solange ich Hamlet nur als praktischer Psychologe gegenüber-

trete. Sehen wir ihn nur rein persönlich an, von unserem Standpunkt als lebenskluge und praktisch handelnde Menschen, dann hat Paulsen recht. Einem unter uns weilenden Manne, der ähnlich wie Hamlet sich verhielte, könnten wir trotz aller Bewunderung seiner Geistesgaben unseren Tadel nicht ersparen. Ich gebe der Meinung Paulsen's vor allen den anderen, die im letzten Jahrzehnt laut geworden sind, mit aller Entschiedenheit den Vorzug. Die zahlreichen und zum Theil noch mit besonderem Hohn gewürzten Angriffe gegen diese Meinung entbehren alle der schlagenden Beweiskraft und verfehlen völlig ihr Ziel. Vor allem rühme ich es an Paulsen's Hamletauffassung, daß sie durchaus von im besten Sinne modernem, realistischem Geiste eingegeben ist, daß sie zeitgemäß ist, daß sie Hamlet unserem Geiste und unserem Fühlen wirklich nahe bringt. Lieber das Recht und die Nothwendigkeit, ein Meisterwerk der Weltliteratur in verschiedenen Zeiten verschieden aufzufassen, es stets „zeitgemäß“ zu deuten, habe ich mich in Kürze in dem Artikel „Künstler und Kritiker“ ausgesprochen, so daß ich hier nichts weiter darüber zu sagen brauche.

Mein Widerspruch gegen Paulsen setzt an einem ganz anderen Punkte ein und hängt mit meiner Gesamtauffassung vom Wesen des Dramas, der Tragödie und des tragischen Helden zusammen. Ich frage: wenn Hamlet trotz vieler Vorzüge doch auch seine Fehler, in diesem Falle seine moralischen Fehler hat und an diesen zu Grunde gehen muß —, was ist dann Großes dabei? Es ist ganz gut so, und entweder vermeiden wir diese Fehler und leben dann und freuen uns am Leben und Lebenskampf, oder wir vermeiden sie nicht und es ergeht uns gleich jenem. Ich erkenne eben — die Leser wissen es — die Schuld- und Sühnethorie für die Tragödie nicht an. Ich sehe im Tragischen mehr; es ist mir eine unabwendliche Eigenschaft des Weltprozesses, wobei die moralischen Begriffe gut und böse, Schuld und Sühne gar keine Rolle spielen. Ich frage nun also: Was soll mir denn dieser Hamlet, selbst in Paulsen's Auffassung, bieten? Doch höchstens entweder einen interessanten psychologischen Fall oder ein moralisches Beispiel. Zu beiden aber bedarf es der Tragödie nicht. Paulsen faßt die Quintessenz der Hamlettragödie in moralisch-pädagogischer Weise zusammen: „Durch die furchtbaren Verhältnisse, in die er vom Schicksal hineingerissen wurde, geschah es, daß andere Seiten seiner reichen Natur mehr und mehr unterdrückt wurden . . . Und so ist das Ende allerdings ein Charakter, der nicht sittliche Hochachtung und Verehrung, wohl aber tragisches Mitleid hervorruft, daß hier ein hoher Geist durch eine Verkettung von Schuld und Schicksal zu Grunde gerichtet ist.“ Am Schlusse seines Aufsatzes giebt er diese Quintessenz noch einmal in anderen Worten: „Ein Königssohn, in eine Welt von Mord und Greueln mitten hineingestellt, mußte er den furchtbaren Kampf aufnehmen. Er focht ihn mit den Mitteln aus, die ihm seine Natur zur Verfügung stellte, mit

Verstellung und schauspielerischen Entlarvungskünsten, mit witzigen und pathetischen Invektiven. Aber in dieser harten realen Welt war mit diesen Mitteln nicht durchzudringen. Worte verwunden wohl, aber sie töten nicht. Und so fällt Hamlet, ein tragisches Opfer des Schicksals, das ihm eine Rolle aufgetragen hatte, für die er nicht gemacht war." Man vergleiche einmal die beiden zitierten Stellen. Sie sollen beide dasselbe geben, das Endresultat der Paulsen'schen Hamletauffassung. Sie weichen aber in ihrem Sinn und in der Erfassung dieses Endresultates von einander ab. Das erste Mal ist von Schuld und Schicksal die Rede, dann nur vom Schicksal. Das ist aber ein fundamentaler und unvereinbarer Widerspruch. Entweder Schuld oder Schicksal, Freiheit oder Gebundenheit — ein Drittes giebt es nicht. Die ganze übliche Theorie des Tragischen ist über diesen Widerspruch nicht hinweggekommen und hat es darum nie zur Klarheit gebracht. So kommt schließlich auch Paulsen in seinem Endergebuiß zu unklarem Schwanken. Ich würde selbstverständlich jede Belehrung darüber, daß ich hier etwas Klares unklar sehe und nicht verstehe, dankbar entgegennehmen. —

Mit der rein psychologischen Auffassung Hamlet's ist zu wenig gethan. Es ist ein philosophisches Problem. Hamlet ist seinem wahrsten Wesen nach „Weltseele“. Als solche ist er ein Genie im Sinne Schopenhauer's. Als Genie ist das ihm gemäße Verhalten nicht die Beschäftigung mit allerlei vergänglichen Erdenhändeln und der Kampf mit an sich recht bedeutungslosen Individuen. Reines Schauen und Versenkung in sich selbst — das entspräche dem Wesen seiner Seele. Wenn Herr Dr. Hermann Türek diese Zeilen lesen würde, wollte er mich vielleicht als seinen Schüler reklamieren. Doch ich müßte danken. Die Auffassung, die Türek in seinen verschiedenen Meißerungen über Hamlet, besonders im „Genialen Menschen“, vertritt, strebt zwar zur Höhe, entbehrt aber jeder Tiefe und Eindringlichkeit. Es ist ein gehaltloser Scheinidealismus ohne eine Spur des Realismus, der in jedem wahren „konkreten“ Idealismus — um mit von Hartmann zu reden — enthalten sein muß. Hamlet ist Weltseele, ist ein „genialer Mensch“. Das ist richtig, bedeutet aber noch keine Lösung des Problems. Wenn eine solche Weltseele, die eigentlich die Welt und all ihr Wesen überwunden hat, mitten in die wüstensten Welthändel gestellt wird — was geschieht dann? Das ist das zu löhende Problem. Das ist die Kernfrage, die die Hamlettragödie stellt und deren Beantwortung das Hamletproblem löst. Es findet in solchem Falle gegenüber der Weltseele eine Reaktion in der Weise statt, daß die Weltseele zu einem hoch potenzirten Individuum sich materialisirt. Die Weltseele bedeutet eigentlich die Ueberwindung des Individuellen. In die Welthändel gestellt, bildet sie aber in weitgehendstem Maße das Individualitätsprinzip aus sich heraus und schlägt ins Gegentheil um. Ich weiß, daß das, so naht ausgesprochen, unklar bleibt. Ich kann hier nicht ausführlich darauf

eingehen. Ich kann es aber doch, gerade Paulsen gegenüber, durch ein Beispiel verdeutlichen. Er gedente seiner Ausführungen über Schopenhauer. Der ist in hohem Maße Weltseele, Genie, als Philosoph. Als Mensch, in menschliche Verhältnisse und Händel gestellt, ist er ein höchst materialistisches Individuum, nach demselben Prinzip des Gegenjages, nach dem sich Hamlet zweitheilt. Auch in seinem Aufsatz über Mephistopheles erkennt doch Paulsen „das Andere“ als nothwendiges Gegenstück alles Seins und Geschehens an. Das Gegenpiel zwischen dem Genie und dem Individuum in Hamlet macht die Hamlettragödie aus, und in wiefern das Menschheits- und Welttragödie ist, steht in meinem Artikel über das Problem des Tragischen. Das Individuum Hamlet inmitten der Erdenhändel und in Verührung mit den anderen Individuen ist genau der Hamlet, den uns Paulsen mit so scharfen Augen und so rücksichtslosem und schönem Naturalismus erläutert hat. Hinter dem Individuum aber sieht das Genie. Der naturalistische Psychologe sieht den Hamlet Paulsen's; der idealistische Psychologe erkennt dahinter das Genie, die Weltseele; der realistische Psychologe begreift die Vereinigung und das Gegenpiel beider. Der individuelle Fall der Hamlettragödie besteht darin, daß das Genie stärker ist und zur potenziertesten individuellen Materialisirung nicht gelangt. Hamlet's Weltanschauung ist — dem Genie entsprechend — Aesthetizismus. So erklärt sich der komödiantenhafte Zug in ihm. So erklären sich vor Allem seine Handlungen, die nicht sowohl lebhafte, von ganzer Seele getragene Aktionen sind, sondern Gegenzüge — Kontrastmimen —, als ob das Leben ein Spiel wäre. So fällt auch ein neues und helles Licht auf die eigentliche Bedeutung des von Hamlet inszenirten Schauspiels. Das eigentliche Gegenstück zu Shakespeares Hamlet ist Shakespeares Richard III. Im Leben finden wir als Kontrastcharakter in erster Linie Napoleon I.

Max Lorenz.

„Los von Hauptmann.“

Nach der Aufführung des „Fuhrmann Henschel“ schrieb einer von Hauptmann's Getreuen, dieser Dichter sei berufen, uns nach Beethoven und Richard Wagner und über diese hinaus einer neuen Kultur entgegenzuführen und uns aus dem Zeitalter der Bismarck'schen Gewaltthaten zu erlösen. Ein neues, in hohem Maße vollendetes Menschengeschlecht nehme mit ihm seinen Anfang u. s. w. Der Wunderliche, der so schrieb, nennt sich Alfred Kerr. Jetzt kommt ein Herr Hans Landsberg und wirft — den Klang von „Los von Rom“ im Ohr — eine Broschüre unter dem Titel „Los von Hauptmann“ in die Literaturwelt (Verlag von Hermann Walther, Berlin 1900). Ich selber könnte mich mit dieser neuen Parole in mancher Beziehung sehr wohl zufrieden geben. Denn ich habe nie — die Leser wissen es — zum Kreise „derer um Hauptmann“ gehört. Ich

stand diesen Dichter immer kühl, jehr kühl gegenüber, vielleicht zu kühl, was als Reaktion gegen die siebeheiße Begeisterung seiner allzu Getreuen wohl zu begreifen wäre. Ich habe diesen Dichter studirt, er hat mich interessiert, aber ich habe ihn nie geliebt. Nun kündigt sich in der Literaturwelt ein Umschwung an, jehr geräuschvoll in der Broschüre Landsberg's, weniger hart und merkbar in vielen anderen Anzeichen. Und da regt sich nun wieder mein Reaktionsgefühl, wohl weil ich im Grunde und in allen Lebenslagen „Reaktionär“ bin. Es scheint mir, meine Herren, ihr treibt es zu toll, ihr seid zu übereifrig. Kürzlich liebtet ihr glühend und jetzt wendet ihr euch ab? Das ist gutes persönliches Recht. Aber was soll man von einer Kritik denken, die so gar keinen Maßstab hat, die die Götter heute fallen läßt, die sie gestern erhob? Ich habe mich stets gegen den Impressionismus in der Kritik, gegen die „individualistische Kunstkritik“ ausgesprochen. Sie ist von der Laune im Augenblick eingegeben und schießt stets übers Ziel. So ergeht es auch Herrn Landsberg, der übrigens in sprachlicher und stilistischer Beziehung den Spuren von Franz Servaes eifrig zu folgen scheint. „Wir wollen eine „unverständliche“ Kunst, weil wir der gemeinverständlichen müde sind“ — das könnte auch Servaes geschrieben haben. Daß Herr Landsberg eine Reihe ausgezeichnete und wirklich geistreicher Einfälle zum Besten giebt, will ich keineswegs verhehlen. Was er anklägerisch gegen Hauptmann vorbringt, ist zum größten Theil richtig, aber — nicht neu. Den Lesern der „Jahrbücher“ wenigstens, die sich meiner beiden Artikel „Gerhart Hauptmann“ und „Der Naturalismus und seine Ueberwindung“ erinnern, jagt Hans Landsberg nichts Unbekanntes über Hauptmann in folgenden Sätzen etwa: „Er ist eine durchaus passive Natur, den Eindrücken, persönlichen wie künstlerischen, fast willenslos hingegeben . . . Er ist mehr Weib als Mann, mehr rezeptiv als schöpferisch, und so erklärt sich seine außerordentliche Aufnahme- und Anpassungsfähigkeit, die ihn eigentlich jedes Werk im Geiste eines Größeren, im Geiste Tolstoi's, Ibsen's, Zola's, Kleist's oder Shakespeare's vollenden läßt . . . Hauptmann ist mehr Lyriker als Dramatiker.“ Be-
merken möchte ich dazu noch, daß Hauptmann auch dem Einflusse Hebbel's sich ausgesetzt hat, wie ich in meiner Besprechung seines mit „Maria Magdalena“ verwandten „Friedensfestes“ glaube nachgewiesen zu haben. Man muß dieses Drama, das als psychologische und dramatische Leistung Hauptmann's bedeutendste That ist, nur der unwesentlichen pathologischen Modezuthaten entkleiden. Zu bedauern ist, daß Landsberg zu einer richtigen Auffassung vom eigentlichen Wesen des Naturalismus nicht zu gelangen vermag. Scharfe Unterscheidung von Richtungen und Strömungen ist überhaupt nicht seine Sache. Dazu „tanzt“ dieser Kritiker, der sich an anderer Stelle als Jünger Nietzsche's bekennt, viel zu frohgemuth über die Dinge hinweg. Er schreibt z. B.: „Der Naturalismus an sich ist für dies veinlich-treue Haften an der Beobachtung nicht verantwortlich zu machen.

So gewiß Zola ein Naturalist ist, stets paart sich seine Kunst zugleich mit Idealismus und mit Romantik.“ Das ist doch aber eine sinnlose Konfusion! Woher ist es denn so gewiß, daß Zola ein Naturalist ist? Weil er in seinen theoretischen Schriften den Naturalismus vertritt? Das ist kein Beweis, denn der Künstler und der Theoretiker im Menschen können ganz entgegengesetzt sein. Zola ist nie ein naturalistischer Künstler gewesen, joviel und solange kritischer Unverstand es auch behauptet haben mag. Einen Punkt möchte ich schließlich noch aufzeigen, in dem unser Kritiker in seiner Auffassung Hauptmann's gründlich irrt. Er schreibt: „Hauptmann's Werke wurzeln in dieser Welt, aber nur in dieser. Sie haben nichts, was über sie hinaus und hinaus deutet, keine Fenster, keinen Himmel, der sich über ihnen wölbt. Ueber die eigene enge Sphäre hinweg bedeuten sie nichts.“ In meiner Kritik des „Jührmann Henschel“ habe ich nachgewiesen, wie merkwürdiger Weise gerade der in diesem Drama auf seinen Gipfelpunkt gelangte Naturalismus in Mystizismus umschlägt und die Welt Hauptmann's mit der Maeterlinck's sich mischt. Im thatsächlichsten Sinne wird hier in Henschel's Kellerwohnung ein Fenster geöffnet, durch das der blasse Mond und leuchtende Wolken geheimnißvoll als Symbole einer anderen Welt in die dumpfe Kelleratmosphäre hineinblicken. Ich schrieb damals, als Einziger, der diesen Uebergang und Zusammenhang feststellte: „Diesem Tessen des Fensters kommt eine symbolische Bedeutung zu: damit ist in der Welt die Verbindung vom Keller zum Himmel, vom Naturalismus zum Mystizismus hergestellt. So direkt führt der Weg von Hauptmann zu Maeterlinck.“ In diesem Punkte ist also Hauptmann gegen Landsberg's Angriff in Schutz zu nehmen. Und ich möchte ihn noch weiter vertheidigen. Landsberg behauptet, „daß seinen Werken der große geistige Hintergrund abgeht, den wir in allen Schöpfungen des Genies wiederfinden“, und er meint auch, dem Dichter gelinge es nicht, „zu einer klaren Lebens- und Weltanschauung zu gelangen“. Mit Bewußtsein für sein Denken hat sich dieser Dichter eine klare Weltanschauung wohl nicht erworben. Das ist richtig. Aber unbewußt trägt er sie in sich. Und zwar möchte ich behaupten und in Kürze zu beweisen versuchen, daß es die Weltanschauung Schopenhauer's ist. Man erinnere sich, wie ich den Naturalismus, dessen Klassiker Hauptmann ist, stets charakterisiert habe. Er bedeutet ein Aufgeben der individuellen Persönlichkeit, volle Ruhe, Spiegelglätte und Spiegelflarheit der Seele, Willen- und Wunschlosigkeit, völlige Hingabe an den Gegenstand der Betrachtung, schließlich völliges Aufgehen in den Gegenstand der Betrachtung, Einswerden mit der Welt der äußeren Erscheinungen. So entwickelt sich schließlich in psychologischer Folgerichtigkeit aus dem Naturalismus der mystische Panpsychismus Maeterlinck's und Hamann's, was auch in konzentrierter Weise im „Jührmann Henschel“ zum Ausdruck kommt. Setzt vergleiche man einmal mit diesem Wesen des Naturalismus das, was Schopenhauer im dritten Buch seines Hauptwerkes (I, § 34) schreibt: „Wenn man, durch

die Kraft des Geistes gehoben, die gewöhnliche Betrachtungsart der Dinge fahren läßt, aufhört, nur ihren Relationen zu einander, deren letztes Ziel immer die Relation zum eigenen Willen ist, am Leitfaden der Gestaltungen des Satzes vom Grunde, nachzugehen, also nicht mehr das Wo, das Wann, das Warum und das Wozu an den Dingen betrachtet; sondern einzig und allein das Was; auch nicht das abstrakte Denken, die Begriffe der Vernunft, das Bewußtsein einnehmen läßt; sondern, statt alles diesen, die ganze Macht seines Geistes der Anschauung hingiebt, sich ganz in diese versenkt und das ganze Bewußtsein ausfüllen läßt durch die ruhige Kontemplation des gerade gegenwärtigen natürlichen Gegenstandes, sei es eine Landschaft, ein Baum, ein Fels, ein Gebäude oder was auch immer; indem man, nach einer sinnvollen deutschen Redensart, sich gänzlich in diesen Gegenstand verliert, d. h. eben sein Individuum, seinen Willen, vergißt und nur noch als reines Subjekt, als klarer Spiegel des Objekts bestehen bleibt; so daß es ist, als ob der Gegenstand allein da wäre, ohne Jemanden, der ihn wahrnimmt, und man also nicht mehr den Anschauenden von der Anschauung trennen kann, sondern beide Eins geworden sind, indem das ganze Bewußtsein von einem einzigen anschaulichen Bilde gänzlich gefüllt und eingenommen ist; wenn also solchermaßen das Objekt aus aller Relation zu etwas außer ihm, das Subjekt aus aller Relation zum Willen getreten ist: dann ist, was also erkannt wird, nicht mehr das einzelne Ding als solches, sondern es ist die Idee, die ewige Form, die unmittelbare Objektivität des Willens auf dieser Stufe — und eben dadurch ist zugleich der in dieser Anschauung Begriffene nicht mehr Individuum: denn das Individuum hat sich eben in solche Anschauung verloren —, sondern es ist reines, willenloses, schmerzloses, zeitloses Subjekt der Erkenntnis.“ Lassen wir einmal das speziell Philosophische in diesen Sätzen außer Acht; es bleibe ganz dahingestellt, ob wir so wirklich zur unmittelbaren Anschauung einer „Idee“ gelangen. Nehmen wir vielmehr die gegebene Schilderung, so weit sie hier durch Sperrdruck hervorgehoben ist, als Schilderung eines Seelenzustandes! Darum handelt es sich ja in Wirklichkeit auch. Dann wird Niemand leugnen, daß dieser Seelenzustand mit dem des naturalistischen Künstlers, wie wir ihn in seiner Wesenheit charakterisirt haben, vollkommen übereinstimmt. Zum klaren Bewußtsein ist mir dieser Zusammenhang Hauptmann's mit Schopenhauer erst bei „Schluck und Zan“ gekommen. Ich gab dem damals, bei meiner Besprechung des Stückes, auch Ausdruck und ließ von gleicher Erkenntnis aus auch eine neue Beleuchtung auf die Webertragödie fallen. Dunkel empfunden habe ich diese Zusammengehörigkeit schon damals, als ich in meinem ersten Artikel über Gerhart Hauptmann auf

diesen das Schopenhauer'sche Wort von der „Meeresstille des Gemüths“ anwandte. Diejem Dichter „den großen geistigen Hintergrund“ abzusprechen, geht also nicht an. Aber einen anderen Mangel besitzt er, der sich gerade bei einem Dramatiker besonders fühlbar machen muß. Das Wesen alles dramatischen und besonders dramatisch-tragischen Konflikts besteht darin, daß die Weltseele als Reaktionserscheinung die Individualseele sich gegenüberstellt. Das starke Fühlen dieses Widerstreits macht die Größe des Dramatikers und Tragikers aus. Dieser Widerstreit kommt bei keinem so sehr zum Ausdruck, wie bei Shakespeare, dem darum größten aller Dramatiker. Hauptmann ist keine Individualität, wie übrigens auch Landsberg, wenngleich in etwas schiefer Auffassung, bemerkt. Das vollkommene Gegenteil Hauptmann's ist Sudermann, dem etwas mehr Fühlung mit der „Weltseele“ nichts schaden könnte. Von diesem Tadel auszunehmen ist aber der „Johannes“ und vor Allem das Drama von den „Drei Neikerjedern“, die tiefste und originellste Dichtung der ganzen modernen Literatur. — Wenn Hans Landsberg „los von Hauptmann“ ruft — wohin will er uns dann führen? „Niesiche, Ibsen, Noeclin, so heißt das Dreigeitirn. In ihnen spiegelt sich die Geistesströmung der Gegenwart am klarsten wider. . . . Niesiche, Ibsen, Noeclin scheinen uns den Zeitgeist, der freilich für die meisten noch Zukunftsgeist ist, am besten zu verkörpern. In ihnen allen wohnt ein großes Gemeinsames: „Freude am Leben und Lob alles Irdischen u. s. w.“ Ich bestreite das Alles, wenigstens soweit Ibsen und Niesiche in Betracht kommen. Der Dichter von „Wenn wir Todten erwachen“, den ich gewiß liebe, wird von Hans Landsberg flach und falsch aufgefaßt. Niesiche, den ich als Künstler zu schätzen wüßte, als Philosophen für belanglos halte, wird ebenso wenig aus tiefstem Grunde seines Wesens begriffen. Vor allem halte ich Tolstoi für einen mindestens ebenso bezeichnenden Ausdruck der Zeitseele, den unser Kritiker völlig übergeht. Nicht mehr neu und im zweiten Satz nicht ganz klar ist Landsberg's zum Theil fett gedruckte Verklündigung: Wir treten in eine Epoche ein, die mit der Romantik große Ähnlichkeit hat. Wir sind „Idealisten, Individualisten, Romantiker.“ Wie ich zu der modernen Romantik siehe, wissen die Leser: sie ist ein unumgängliches Durchgangsstadium der Kunst- und Seelenentwicklung unserer Zeit. Warum und in welchem engeren Sinne sich Landsberg einen „Idealisten“ nennt, habe ich aus seiner Schrift nicht entnehmen können, die — um zum Schluß zu kommen, neben manchem Geistreichen auch manches Gerede ins Blaue hinein enthält, was aber am Ende bei einem romantischen Kritiker auf der Suche nach der blauen Blume objektiv berechtigt ist.

Max Lorenz.

Vom neuen Weibe und seiner Liebe. Ein Buch für reife Geister von Elizabeth Dauthenden. Verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig. 1900.

Der Titel wird manchen Männern mißfallen. Das beweist nur — würde das „neue Weib“ wohl entgegenen — daß es sich da eben um „alte Männer“ handelt. Vom „neuen Weib“! Gibt es denn das eigentlich? Da alle Dinge auf Erden einem Entwicklungsprozeß unterworfen sind, muß sich natürlich auch das Wesen des Weibes entwickeln. Andererseits aber hat sich für unser Erkennen und Empfinden der Typus Mensch in seiner innersten Struktur seit Jahrtausenden so wenig verändert, daß man doch kaum von einem neuen, ganz neuen Weibe sprechen möchte. Die Verfasserin ihrerseits denkt sich die Entwicklung der Menschenseele so: „Es scheint, daß eine psychische Hermaphroditie die letzte Förderung der Menschheitsentwicklung werden soll, nachdem vor Jahrtausenden die psychische Einzelausgestaltung der Geschlechter den Impuls zu ihrer Wesenserhöhung gegeben. Im Weibe muß etwas vom Manne sein. Und im Manne vom Weibe.“ Ich möchte hier an eine merkwürdige Sage erinnern, die in Plato's „Gastmahl“ erzählt wird: Es gab einmal Menschenwesen, rund von Gestalt, in denen Mann und Weib eine Einheit waren. Und diese Menschen waren so stark und mächtig, daß die Götter Angst vor ihnen hatten. Darum zertheilten sie diese Menschen; es entstand Mann und Weib. Ich habe vor längerer Zeit schon einmal auf dieses Zeitalter der Hermaphroditie hingewiesen und setzte damals die Bemerkung hinzu: jene Menschen waren eben Genies. Im Genie hat sich eine Synthese zwischen Männlichem und Weiblichem vollzogen. So kommt es, daß der geniale Künstler oder Dichter das andere Geschlecht genau so gut versteht und zu schildern vermag, wie das eigene. Auch die Macht und der Zauber, den das Genie auf das andere Geschlecht ausübt, erklärt sich aus dem intimen Verstehen und Mitfühlen. Der geniale Mann, der eine Frau genau erkannt hat — und er hat sie erkannt, weil er sie, sozusagen, von vornherein in der Seele trägt — wird bald Gewalt über sie haben, d. h. sie wird ihn lieben müssen. Was die Verfasserin als etwas Neues und Kommenendes hinstellt und herbeijehnt, ist also vielleicht etwas sehr Altes und längst Seiendes. Doch ich meine: das Büchelchen soll gar nicht als verstandesgemäße Leistung angesehen und diskutiert werden. Es ist ein Kunstwerk, in dem sich eine sehr eigenartige, freie und doch vornehme Frauenseele dem vorurtheilslosen Psychologen offenbart. Hervorheben möchte ich, daß die Sprache klar, edel und einfach ist, bis auf die Schlussseite, die für unseren Geschmack in zu gepraegtem Prophetentone geschrieben ist.

Max Lorenz.

Politische Korrespondenz.

Paul Voigt †. — Die Ermordung König Humbert's, der Anarchismus und Italien. — Die Befreiung der Gesandten in Peking. — Der Oberstkommandirende Graf Waldersee.

Aus den Zeitungen haben unsere Leser bereits erfahren, daß ein jäher Tod, durch Absturz in den Alpen, unserer Zeitschrift einen ihrer ausgezeichnetsten Mitarbeiter, Dr. Paul Voigt, entrißen hat. Gleichzeitig mit der Zeitung, die die Unglücks-Meldung enthielt, gelangte in meine Hände noch eine Postkarte von ihm, wenige Stunden vor seinem Ende aufgegeben, in der er mir mit fröhlichen Grüßen einen Aufsatz für das Oktoberheft, von dessen Gegenstand er mir schon öfter gesprochen, ankündigte. Das Verhängniß sandte seinen Blitz und hat diese junge Eiche zerplittert. Er war noch nicht 28 Jahr alt.

Vor 2 $\frac{1}{2}$ Jahren wurde ich auf ihn aufmerksam durch die Arbeit, durch die er sich auch in diese Zeitschrift eingeführt hat „Deutschland und der Weltmarkt“. Dies war der Mann, nach dem ich schon seit längerer Zeit suchte, der mir einen Theil der „Politischen Korrespondenz“ abnehmen und sie nach der wirtschaftlichen Seite weiter ausbauen konnte. Unsere Leser wissen, in wie glänzender Weise er seiner Aufgabe nachgekommen ist. Als Nationalökonom ausgebildet, war er doch nicht, wie fast alle unsere jüngeren Nationalökonomien in der Betrachtung des bloßen Wirtschaftlichen untergegangen, sondern hatte den Blick dafür behalten, daß das Wirtschaftsleben nur ein einzelnes Moment, und zwar viel weniger ein herrschendes als ein beherrschtes im öffentlichen Dasein ist. Dadurch hatte er von vornherein einen weiten Gesichtskreis und bewahrte sich vor jeder Einseitigkeit. Mit erstaunlicher Besonnenheit und Klarheit beherrschte und verwendete dieser junge Mann den Schatz seines mit eifernem Fleiß zusammengetragenen Wissens. Er hatte überaus harte, entbehrungsreiche Jugendjahre durchzumachen gehabt und bezog einst die Universität als begeisterter Sozialdemokrat. Der Ernst der Wissenschaft und der Wahrheitstrieb echten Studiums führten ihn auf die andere Seite hinüber. Während seine Untersuchung „Deutschland und der Weltmarkt“ wesentlich den industriellen Be-

strebungen zu Gute kam, führte seine Analyse der inneren Entwicklung der Sozialdemokratie zu einer Förderung der Bestrebungen des Arbeiterstandes und endlich seine Studien zur Kanalfrage, über die Hypothekendarlehen und über das Fleischschau-Gesetz gaben in wesentlichen Punkten den Agrariern recht. Als echter Gelehrter diente er keiner Partei, sondern der Wahrheit, und mit aller Kraft eines deutschen Gemüths kämpfte er mit für die Schaffung der deutschen Seemacht.

Sein Tod ist ein unersehblicher Verlust für diese Zeitschrift, und ich darf hinzufügen, in meinem eigenen Leben empfinde ich eine schmerzliche Lücke, daß ich der Aussprache mit dem lernbegierigen jüngeren Freund, der zugleich selber schon so viel zu geben hatte, entbehren muß. Ueber seine persönliche Welt- und Lebens-Anschauung, sein körperlich und geistig robustes Wesen breitete sich zuweilen ein eigenthümlicher melancholischer Schatten. Warum? fragte man — Aufträge, Anerkennung und Erfolg regnen ja nur so auf ihn herab. „Er ist zu früh groß geworden“, sagte einmal mit seiner Seelen-Kennntniß einer seiner Freunde von ihm. „Wenn ich überlege, wie ich heute daran bin und was ich für eine bittere Jugend gehabt habe, frage ich mich wohl manchmal selbst: bin ich's oder bin ich's nicht“ — hat er noch vor Kurzem selber einmal sinnend zu einer mütterlichen Freundin geäußert, die ihn schalt, daß er zu üppig sei. Hatte das Schickal wirklich weiteres Steigen für ihn nicht mehr in Aussicht? Erst vor einem halben Jahr hatte er sich an der Berliner Universität habilitirt, und es war nur nur eine Stimme, daß die Wissenschaft wie das öffentliche Leben in Deutschland auf ihn die größten Hoffnungen setzen durften.

Ehe unser Freund die letzte Reise in die Schweiz antrat, war er in Paris auf dem internationalen Kongreß für Arbeiterschutz. Als er von dort abreiste, hat er von merkwürdig ängstlichen, dunklen Ahnungen gesprochen, die ihn erfüllten. Er hatte sich einen Führer bestellt, um den Titlis zu besteigen. Am Morgen aber ward es ihm leid, er entließ den Führer wieder und trat die einfache Wanderung über das Joch an. Schon war er zehn Minuten von dem Wirthshaus entfernt, als er bemerkte, daß er sein Fernglas vergessen habe. Umkehrend, sah er vor dem Hause noch seinen Führer sitzen, mit betrübter Miene, weil ihm der Aufstieg entgangen war. „Nun,“ jagte mit plötzlicher Sinnesänderung der Wanderer, „wenn Sie es denn gar zu gern möchten, wollen wir die Tour machen.“ Sie hat ihnen, dem Einen wie dem Andern, den Untergang gebracht, und wir stehen da entsetzt und erschüttert und grübeln über das Räthsel des Lebens, über das unentrinnbare Schickal und über die unerforschlichen Wege Gottes.

* * *

Die ruchlose Ermordung König Humbert's von Italien hat allenthalben wieder die Frage wachgerufen, ob es denn nicht möglich sei, wirksamere Maßregeln als bisher gegen die anarchiſtiſche Mörderſekte zu finden. Die Frage: ſollen wir warten, bis auch bei uns einmal ein Unglück geſchehen iſt? — iſt nur gar zu berechtigt. Einer unſerer angeſehenſten Strafrechts-Lehrer ergreift in dieſem Heft das Wort, um einige Vorſchläge zu machen, die ich den hohen verbündeten Regierungen wie der öffentlichen Meinung recht dringend zur Beachtung empfehle. Nur innerhalb der einzelnen Staaten kann etwas Wirkſames geſchehen. Nach der Ermordung der Kaiſerin Eliſabeth verbiß ſich die öffentliche Meinung auf die Vorſtellung, daß die zu ſchaffenden Maßregeln internationaler Art ſein müßten, und in Rom fand ein großer Kongreß deshalb ſtatt. Wir haben damals ſofort vor dieſem Schritt gewarnt, da mit dem Schein des guten Willens, den man dabei gezeigt, die wirkliche Aktion lahmgelegt werden könnte — und ſo iſt es auch geſchehen. Italien, das den Kongreß nach Rom berufen, hat ſich nicht einmal bemüht geſehen, die Todesſtrafe wieder einzuführen oder ſonſtige offenbare Lücken ſeiner Strafgeſetzgebung auszufüllen. Z. B. wenn Luccheni die Kaiſerin auf öſterreichiſchem Gebiet ermordet und ſich nach Italien gerettet hätte, ſo hätten ihn die Italiener als eigenen Unterthan weder ausliefern noch auch ſelbſt beſtrafen können, da das Verbrechen unſicherlich ein politiſches und nach dem neuen italieniſchen Strafgeſetzbuch ein von einem Inländer im Ausland begangenes politiſches Verbrechen, nicht verfolgt wird. Statt an ſolchen Schäden im eigenen Hauſe zu beſſern, berief Italien den Kongreß: von Ergebniffen des Kongreſſes hat aber auch nicht das Allergeringſte verlautet. Wie ſollen auch internationale Abmachungen zu Stande kommen, wenn es Staaten giebt wie Belgien, deren Gerichte einen auf der That ergriffenen Mordbuben, da ſein Attentat zufällig keinen Schaden angerichtet, einfach freisprechen, und die Polizei den jugendlichen Böſewicht nicht einmal feſthält und einer Beherungsanſtalt übergiebt? Gerade England hat freilich das geringſte Recht, ſich über dieſes Ergebniß zu beſchweren, da es ſelber faſt der einzige zivilifirte Staat iſt, der ſich der allgemeinen Uebereinkunft, auch Königmörder als Mörder anzusehen, nicht angeſchloſſen hat und ihnen, wenn es ihnen gelungen iſt, ſich auf das freie Eiland zu retten, den Schutz des Asylrechts gewährt.

Wenn es aber auch wegen dieſer inneren Ungleichartigkeit der Staaten durchgreifende, allgemeine internationale Schutz-Institutionen gegen Verbrecher nicht geben kann, und Kongreſſe, um ſie zu erfinden, deſhalb nutzlos ſind, ſo können doch die verſchiedenen Länder einander in der Bekämpfung der anarchiſtiſchen Gefahr ſehr weſentliche Dienſte leiſten, und es hindert nichts, daß darüber auch zwiſchen den wirklich gutwilligen Staaten feſte Abmachungen getroffen werden. Die Regierungen laſſen die Anarchiſten polizeilich überwachen und weiſen fremde Anarchiſten gegebenen Falles aus. Hier würde eine Abmachung von höchſtem Werth ſein, erſtens daß der

Heimathsstaat die Ausgewiesenen aufnehmen muß und zweitens daß der ausweisende Staat sich verpflichtet, den Ausgewiesenen nicht einfach über die Grenze zu schicken, sondern dafür zu sorgen, daß drüben die polizeiliche Ueberwachung fortgesetzt werden kann und der Abgehobene nicht jenseits der Grenze zunächst verschwindet. Nach der Ermordung der österreichischen Kaiserin soll die Schweiz eine größere Anzahl von Anarchisten nach Deutschland ausgewiesen haben, ohne unsere Behörden davon zu benachrichtigen. Hier ist eine offenbare Lücke des modernen Staaten-Verkehrs, und es würde jedenfalls einen sehr günstigen Eindruck machen, wenn die deutsche Regierung angesichts des erneuten Verbrechens wenigstens diese eine greifbare internationale Uebmachung mit den Staaten, die sich dazu bereitfinden, abschloße. Diejenigen Staaten, die sich davon ausschließen sollten, werden, wenn man auch nichts weiter thun kann, doch wenigstens vor der öffentlichen Meinung gekennzeichnet sein.

Die Ermordung König Humbert's wirft aber nicht nur die Frage „Anarchismus“, sondern auch die Frage „Italien“ auf. Wie kommt es, daß diese Mörder immer und immer wieder Italiener sind? Nicht bloß der König von Italien selbst, sondern auch Canovas in Spanien, Carnot in Frankreich, die Kaiserin Elisabeth in der Schweiz sind von Italienern umgebracht worden. Man pflegt sehr schnell bereit zu sein mit der Antwort „Volkscharakter“. Diese Antwort aber ist durchaus irrig und der Irrthum ist nicht bloß ein harmloser theoretischer, sondern ein sehr gefährlicher, praktischer Irrthum, wenn er dazu beiträgt, daß wir in Deutschland im Vertrauen auf unseren besseren Charakter glauben, keine Vorsichtsmaßregeln treffen zu brauchen. Die Namen Becker, Cohn-Blind, Kullmann, Hüdel, Nobiling, Reinsdorf beweisen deutlich genug, daß auch in Deutschland das politische Verbrechenthum Boden finden kann. Daß Italien heute der Herd des Anarchismus ist, ist durchaus nicht das Produkt einer nicht weiter erklärbaren, mystischen Betanlagung der Volksseele, sondern sehr deutlicher und erkennbarer öffentlicher Institutionen und historisch gebildeter Zustände. Man müßte ein Buch schreiben, um das Thema zu erschöpfen: an dieser Stelle müssen wir uns mit einigen Andeutungen begnügen. Das italienische Volk ist moralisch in der unglücklichsten Position, in der ein Volk nur sein kann. Ohne Zweifel hat Italien, nachdem es seine politische Einheit errungen hat, sehr bedeutende Fortschritte gemacht. Zu dem schönen Buche unseres vormaligen Staatssekretärs im Reichs-Postamt P. D. Fischer „Italien und die Italiener am Schlusse des XIX. Jahrhunderts“ ist mit umfassender Kenntniß und liebevoller Beobachtung der Zustand des heutigen Italiens nach jeder Richtung hin untersucht und geschildert. Wie hoch scheint Italien noch über Spanien zu stehen, welchen Vorzug scheint es in seinem Königthum vor der Haltlosigkeit des republikanischen Frankreich

zu haben! Die Vorzüge sind da, aber das Unglück ist, sie sind gerade groß genug, um Ansprüche zu erwecken, nicht groß genug, sie zu erfüllen. Spanien ist unglücklich, Italien aber ist unbefriedigt; Spanien ist so tief herunter, daß es kaum noch zu wollen vermag; Italien ist, um jenes Bismarck'sche Bild zu gebrauchen, in den Sattel gesetzt und nun kann es nicht reiten. So trübe die Zustände in Frankreich sind, das französische Volk ist voll großer Triebe und Bestrebungen; die nationale Kraft ist seit 1870 in die stärkste Anspannung gesetzt, die große Hoffnung der Revanche, obgleich sie nie erfüllt worden ist und nie erfüllt werden wird, hat doch die französische Volksseele aufrecht und lebendig erhalten, und die ungeheuren Erfolge der französischen Kolonialpolitik nicht minder wie die Erfolge der inneren Betriebamkeit, die in den wiederholten glänzenden Weltausstellungen ihre Triumphe feiert, verbürgen dem französischen Volke fort und fort die Thatfache, daß es trotz Sedan und selbst trotz „Panama“ eine große Nation ist.

Auf keinem Gebiet können die Italiener sich messen mit den Franzosen, weder in der Politik, noch im Wirtschaftsleben, noch in der Wissenschaft, Kunst oder Literatur. Ist das italienische Volk als Ganzes weniger begabt als das französische? Vielleicht eher das Gegentheil. Jeder Reisende bezeugt, von welcher erstaunlichen, natürlicher Intelligenz und sonstiger Begabung der gemeine Italiener ist. Aber es ist hier einer der Punkte, wo man die Thorheit der modernen Lehre erkennen kann, daß es die Masse sei, die die Geschichte der Völker bestimmt. Gewiß hat auch die Masse ihre Bedeutung, aber vor Allem sind es die großen und starken Persönlichkeiten, die die Geschichte machen. Das moderne Italien hat keine Persönlichkeiten; die oberen, führenden Klassen sind impotent. Solange Italien noch unter der Herrschaft der Priester und der fremden Dynastien schmachtete, brachte es noch Persönlichkeiten hervor, die entschlossen waren, den Kampf um die nationale Freiheit, den Kampf auf Tod und Leben zu führen. Italien war vor dem Jahr 1859 in einem unendlich viel elenderen Zustand als heute, aber es hatte, was dem Menschen viel wichtiger ist als ein gesättigtes, äußeres Dasein, es hatte eine große Hoffnung und ein großes Ziel. Jetzt hat es das Ziel erreicht, aber zu seinem Unglück nicht durch eigene Kraft. Die Franzosen sind 1870 besiegt worden, aber sie haben wenigstens die Genugthuung, als tapfere Männer mit Ehren unterlegen zu sein; die Italiener haben einen Erfolg nach dem anderen erlangt — Ehre haben sie aber dabei nicht gewonnen. Auch hier kann man wieder einmal eine moderne Lehre auf ihre Wahrheit prüfen. Man will den Kriegsrühm nur noch als einen Scheinwerth gelten lassen; man erwäge aber einen Augenblick, ob wohl Italien heute einen so jämmerlichen Anblick böte, wenn es Kriegsrühm besäße, wenn es Helden gezeugt hätte, deren Bild die Seele seiner heranwachsenden Jugend erfüllte. „Von den irdischen Gütern allen ist der

Ruhm das höchste doch". Man braucht bei solcher Vergleichung keineswegs bloß an die moralischen Imponderabilien zu denken, sondern man kann sich die Wirkungen in ganz konkrete Thatsachen umsetzen. Das Grundübel des heutigen Italien ist der Parlamentarismus, die Regierung durch Koterien, die nicht einmal wirkliche Parteien sind. Die Italiener könnten froh sein, wenn sie unser Zentrum und unsere Agrarier hätten, aber sie haben nichts als parlamentarische Macher und Beutejäger. Wäre eine solche Ver lumpung denkbar, wenn König Viktor Emanuel im Jahre 1866 den elenden Lamarmora fortgejagt, seine dreifache Ueberlegenheit entschlossen herangeführt und den Erzherzog Albrecht besiegt hätte? Bei Custozza sind nicht bloß die Italiener, sondern ist vor allem das italienische Königthum besiegt worden. Die parlamentarische Kliquenregierung ist nicht im Stande, ein brauchbares Beamtenthum heranzubilden. Die Verwaltung ist willkürlich und korrupt. Unter ihrem Drucke können sich die wirtschaftlichen Kräfte Italiens nicht entwickeln. Während Preußen aus seinen Staatsbahnen einen jährlichen Ueberschuß von fast 200 Millionen Mark zieht, muß der italienische Staat an Zinsgarantien und ähnlichen Zuschüssen jährlich 200 Millionen Francs zuweisen. Man mache sich die Konsequenzen dieser Differenz klar; schon bei uns klagt man, daß hie und da für eine Kulturaufgabe der Staat kein Geld habe; in Italien ist der Steuerdruck ungeheuer und der Staat hat dennoch für die Kultur-Aufgaben nichts übrig. Ueber ein Drittel der Rekruten sind Analphabeten. Im Jahre 1868 schrieb der Kriegsminister von Moon, der wahrlich keine Anlage zum Demokraten hatte, aus Italien nach Hause: „was ich hier und früher in Vordighera, Genua und Mailand über italienische Zustände erfuhr, hat mir die Möglichkeit, auch ein Mazzinist zu werden, nahe gelegt, vorausgesetzt, daß ich vorher in einen Italiener verwandelt worden wäre.“ Gewiß hat Italien seitdem manchen Fortschritt gemacht, aber nicht Fortschritte, die ein großes Volk innerlich befriedigen können und, was das Schlimmste ist, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, die man damals noch hegen durfte, ist erloschen. Die Abschüttlung der alten Knechtschaft, das Leben in formaler Freiheit genügt nicht, wenn der neue Zustand nicht als Mittel für die Entfaltung einer neuen großen Wirksamkeit dient.

Eine innere Wiedergeburt hat das italienische Volk durch die nationale Einigung und politische Befreiung nicht erfahren. Der halb paganisirte halb frivole italienische Katholizismus läßt tiefere Lebensregungen nicht aufkommen. Auch hier hat Frankreich unter den katholischen Nationen den Vorzug, daß es, wenn es auch den Protestantismus endlich ausgestoßen, doch einmal lange mit ihm gerungen und seitdem nie mehr in völlige religiöse Lethargie versunken ist, während die deutschen Katholiken wiederum mittelbar an der deutschen protestantischen Bildung theilnehmen und sich wieder im Gegensatz dazu mit einem ganz anderen religiösen

Ernst durchdringen, als ihre Konfessionsgenossen in Italien. In Italien ist nichts stark: weder der Staat, noch das Wirtschaftsleben, noch die Wissenschaft, noch die Religion, noch die Partei=Gegenätze. Das neue Italien steht unter dem Zeichen der Lethargie, die Lethargie aber paart sich mit der Großmannsjucht und erzeugt die scheußliche Mißgeburt des Anarchismus.

Wollte man die Zustände Italiens mit denen Deutschlands vergleichend folgern, daß es bei uns keinen Mord=Anarchismus geben könne, so wäre das natürlich zu viel geschlossen. Auch bei uns giebt es krankhafte Zustände und Dispositionen, sie sind nur unendlich viel geringer — so gering, daß wir hoffen dürfen, freilich ohne völlig sicher zu sein, das Uebel, soweit es vorhanden ist, durch unsere tüchtige Polizei bändigen zu können. Ein Zeichen, daß unsere Polizei sich selbst vertraut und Verständniß für ihre Aufgabe hat, ist, daß sie ruhig die öffentlichen Anarchisten=Versammlungen duldet. Schon ist unsere Scharfmacher=Presse wieder im Gange, nicht die Verbrecher, nein, die Polizei einschüchtern zu wollen und sie vom rechten Wege abzudrängen. Hoffentlich bleibt diese fest, denn es ist völlig einleuchtend, daß man die Anarchisten dann am sichersten bewacht, wenn man sie an die Öffentlichkeit treten läßt. Aber sie machen doch auf diese Weise Propaganda? Keineswegs; das können sie nur im Geheimen. Sobald sie die Propaganda der That öffentlich predigen, hat man sie beim Kragen und kann sie unschädlich machen. Wenn aber umgekehrt die Fanatiker vor der Öffentlichkeit ihre Grundsätze nicht auszusprechen wagen, so erscheinen sie in den Augen ihrer eigenen Genossen als feige und heben die Wirkung ihrer Worte wieder auf. Reptilien, denen man in ihre Schlupflöcher nicht folgen kann, muß man nicht verhindern, in's Freie zu kommen, sondern ihnen den Weg offen lassen und mit den passenden Waffen versehen im Freien mit ihnen kämpfen.

Die Idee, den Anarchismus zu unterdrücken, indem man die Sozialdemokratie bekämpft, die vor fünf Jahren noch so viel Anhänger zählte, scheint jetzt ziemlich allenthalben als verkehrt anerkannt zu sein, so daß es nicht nöthig ist, von Neuem darauf einzugehen. Wenn auch in der Erregung leidenschaftlicher Unzufriedenheit und fanatischen Hasses gegen das Bestehende mit dem Anarchismus desselben Geistes, so ist die deutsche Sozialdemokratie doch viel zu sehr eine positive Partei geworden, um in Thaten des reinen Wahnwizes einen Vortheil zu sehen. Im Gegentheil, gerade durch ihre ausgezeichnete Disziplin bietet diese Partei eine gewisse Bürgschaft, daß sie ihre Anhänger von allen Thaten der Gewalt abhält — nicht aus prinzipiellem Abscheu vor der Gewalt, sondern aus der einleuchtenden taktischen Erwägung der Nutzlosigkeit und der Gefährlichkeit. Das sollte man nie vergessen, wenn man von der angeblichen Nutzlosigkeit des Sozialistengesetzes spricht. Das Sozialistengesetz hat die sozialdemokratische Partei nicht unterdrückt, ja es hat sie innerlich gekräftigt

und gefestigt. Aber es hat sie auch gelehrt, auf das Sorgfältigste jeder Gesetzwidrigkeit aus dem Wege zu gehen und ihre Jünger in diesem Sinne zu erziehen. Je entschiedener ich heute gegen eine Erneuerung des Sozialistengesetzes sein würde, weil es seinen pädagogischen Zweck erfüllt hat, desto mehr möchte ich betonen, welches nie genug zu würdigende Verdienst Fürst Bismarck sich auch auf diesem Gebiete, durch die Erziehung der sozialdemokratischen Partei, um das deutsche Volk erworben hat. Nicht diejenigen aber sind die wahren Erben seiner Politik, die stumpfsinnig seine Aussprüche wiederholen und schablonenmäßig dieselben Mittel anwenden wollen, die er einmal angewandt, sondern diejenigen, die dem Geiste seiner Politik gemäß für die jedesmalige Lage die wahrhaft wirksamen Mittel zu finden wissen.

* *

Vor vier Wochen herrschte in der zivilisirten Welt kaum noch ein Zweifel, daß die europäischen Gesandten in Peking und mit ihnen die ganze europäische Kolonie dem fanatischen chinesischen Fremdenhaß zum Opfer gefallen seien. Alle Versicherungen chinesischer Würdenträger, daß dem nicht so sei, erschienen als offenbare Lügen; denn wenn die Gesandten noch am Leben waren, wenn es also irgend welche Mächte in China gab, die sie noch schützten, weshalb sorgten diese nicht dafür, daß irgend ein Lebenszeichen der Gesandten selber von Peking an die doch nur wenige Tagesmärsche entfernten europäischen Truppen in Tientsin und an der Küste gelange? Es scheint kaum eine andere Erklärung denkbar, als daß die Häupter der chinesischen Regierung die alte Kaiserin und Prinz Tschin, der Hauptvertreter der fremdenfreundlichen Richtung, selber in solcher Gefahr und Angst geschwebt haben, daß ihnen jede weiterblickende Ueberlegung abhanden kam. Bald haben sie im Hinblick auf die drohende Rache der fremden Teufel die Angriffe auf die Gesandtschaften zurückgehalten und die Gesandten sogar mit Lebensmitteln versehen, bald sind sie aus Furcht für ihr eigenes Leben mit den Vögern gegangen und haben sich sogar an die Spitze der Bewegung gestellt. Die Friedensbotschaft, die von der europäischen Diplomatie als eine dummdreiste Hinterlist aufgefaßt und zurückgewiesen wurde, mag in dem Augenblick, als sie abging, ganz ehrlich gemeint gewesen sein; aber wenn die chinesischen Staatsmänner, die sie erließen, nicht völlig den Kopf verloren gehabt hätten, so hätten sie sich sagen müssen, daß die Botschaft ohne ein vollgiltiges Zeugniß von den Gesandten über ihr Wohlbefinden in Europa keinen Glauben finden könne.

Nachdem die europäischen Truppen nunmehr Peking besetzt und die Gesandten gerettet haben, ist die Frage, wie ein neuer geordneter Zustand erreicht werden soll. Die sämtlichen beteiligten Mächte haben sich bisher zu dem Programm bekannt, daß China nicht etwa aufgetheilt, sondern in

seinem bisherigen Bestande erhalten werden und nur verpflichtet sein soll, Buße zu zahlen, die Missethäter zu bestrafen und Bürgschaften für die Zukunft zu geben; wenn es sich bestätigt, daß die populär-nationale Bewegung der Boxer dadurch ihre große Gewalt erlangt hat, daß der Prinz Tuan und der General Lungfusian mit ihren Truppen zu ihnen übergegangen sind und sich an ihre Spitze gestellt haben, so werden die Mächte vermuthlich auf der Hinrichtung dieser beiden Würdenträger bestehen, und eine derartige Bestrafung würde auch wohl eine gewisse Bürgschaft für die Zukunft geben. Aber noch sind wir nicht soweit. Alle Ziele in der Politik werden nicht nur aus sich selbst bestimmt, sondern zu allermeist durch die Machtverhältnisse, die erst in der Aktion selber mit Deutlichkeit hervortreten. Wenn man auch oft genug den Ausgang eines Krieges mit ziemlicher Sicherheit voraussagen mag, so ist doch auch noch die Größe und Schnelligkeit des Sieges von höchster Bedeutung und fast niemals im Voraus zu berechnen. Napoleon war wohl im Jahre 1806 sicher die Preußen zu besiegen, aber daß die Armee Friedrich's des Großen so vollständig vernichtet sei, wie sich nachher zeigte, hat er mit all seinem Scharfblick ebensowenig vorausgesehen wie sieben Jahre später die ungeheure Kraft der Erhebung; daß uns 1870 Paris und die republikanischen Armeen noch solange Widerstand leisten würden, hat Moltke ebensowenig im Voraus abmessen können, wie vorher die Rapidität und Vollständigkeit des Zusammenbruchs der kaiserlichen Kriegsmacht. Wie es heut eigentlich mit China steht, darüber wechseln nicht nur die Ansichten, sondern sogar die Erfahrungen von Monat zu Monat. Erst war man erstaunt über die Explosivkraft der Erhebung, die energische Vertheidigung der Takuforts und den unüberwindlichen Widerstand, der sich der Seymour'schen Entsatzkolonne gegenüberstellte. Jetzt hat eine doch immer noch recht kleine Expedition die Riesenstädte Tientsin und Peking noch dazu in ungünstiger Jahreszeit ohne gar zu große Kämpfe und Verluste in ihre Gewalt gebracht.

Die Wahrscheinlichkeit ist wohl, daß es den Europäern gelingen wird, jetzt in Peking eine Regierung zu rekonstruiren, und daß sie dann mit dieser gemeinschaftlich die Ruhe wiederherstellen werden. Jedenfalls kann eine Fortsetzung des Krieges ins Innere hinein nur im Bunde mit Chinesen selber durchgeführt werden. In dem Augenblick aber, in welchem wir in dieses Stadium der Aktion eintreten, ist es mit der Einigkeit der Mächte vorbei; jede wird und muß ihren eigenen Vortheil suchen. Die Russen werden den Theil der Mandchurei, durch den ihre Eisenbahn führt, dauernd behaupten wollen. Deutschland braucht nichts dagegen zu haben; Japan aber, das sich so sehr große Verdienste um die Rettung der Gesandten erworben hat, wird sehr scheel dazu sehen, und wenn auch die Dankbarkeit in der Politik nur eine Münze von recht zweifelhaftem Werth ist, so gänzlich kann Europa sie in einem Fall wie den vorliegenden doch nicht außer

Nicht lassen. In Deutschlands Interesse liegt es jedenfalls, die Veränderungen, die etwa in China bevorstehen, auf das Mindestmaß zu beschränken und statt dessen mit aller Kraft auf ein gutes Verhältniß zu der zukünftigen europafreundlichen chinesischen Regierung hinzuwirken.

Unter diesem Gesichtspunkte ist auch die Aussendung des Feldmarschalls Grafen Waldersee und seine Stellung als Oberbefehlshaber aller zivilisirten Truppen auf dem Peking- Kriegsschauplatz zu betrachten. In das anfängliche Gefühl der Befriedigung über die Ehre, die dem Deutschen Reich durch dieses allgemeine Abkommen erwiesen wird, mischte sich bald ein gewisses Unbehagen, ob thatsächlich große Ehre bei diesem Auftrag als Koalitions-Führer zu holen sein werde, dann Besorgnisse, daß etwa Deutschland dadurch zu unverhältnißmäßig hohen Anstrengungen und Aufwendungen verleitet werden könne, endlich, als die Nachricht von der Einnahme Peking's kam, wieder ein Mißbehagen, daß nunmehr die ganze Oberbefehlshaberschaft pro nihilo und Alles vorbei sein werde, ehe der Feldherr auf dem Schauplatz der Thaten angekommen. Diese Empfindungen des Unbehagens sind verstärkt worden durch einige Wendungen in den Reden Seiner Majestät, die offenbar über das Ziel hinausschossen, und durch die auffallende, den guten Traditionen des preußischen Offiziercorps widersprechende Art, wie der Feldmarschall selbst seine Ausreise inscenirte, die Redewendungen, die er dabei gebrauchte, die Empfindungen, die er darüber der Welt hat mittheilen lassen. Was die Reden des Kaisers betrifft, so können wir nur wiederholen, was auch anderwärts schon gesagt ist, daß man vor Allem sie nur als das aufnehmen muß, was sie thatsächlich gewesen sind, nämlich Improvisationen des Moments, und nichts anderes darin suchen darf, als was wirklich gemeint war. Ich will nicht verhehlen, daß auch mich der Vergleich mit den Hunnen und das „kein Pardon“ wahrhaft niedergedrückt hat, und die Rede wird immer ein gewisser Schatten auf dem kräftig freudigen Aufschwung, den die deutsche Politik mit diesen Ereignissen nimmt, bleiben. Aber man muß sich doch klar machen, daß nach dem Sinn des Redners sich der Vergleich mit den Hunnen nicht auf ihre Barbarei, sondern nur auf den Schrecken der vor ihnen herging, beziehen sollte, und daß das „kein Pardon“ in einem solchen Kriege bis auf einen gewissen Grad eine traurige Wahrheit ist. Wir haben ja schon oft genug Reden des Kaisers gehört, die in ganz ähnlicher Weise durch irgend welche Hyperbeln oder Bilder Aufsehen und Widerspruch erregten, aber es waren eben zuletzt doch nur Worte, die vorübergerauscht sind und eine dauernde schädliche Wirkung kaum geübt haben. Auch außerhalb unseres Staates kennt man diese Eigenthümlichkeit des deutschen Kaisers zur Genüge, um aus einzelnen Wendungen in seinen Reden nicht falsche Schlüsse zu ziehen. Ganz allein seiner impulsiven Kraft verdankt Deutschland die Erhebung zur Seemacht und den Uebergang von der bescheidenen Kontinental- zur Weltpolitik; darüber können wir wohl einige Reden, wenn

sie uns auch im ersten Moment sehr schmerzlich berühren, mit in den Kauf nehmen.

Kehren wir von allen Fehlern, die vielleicht in den Formen gemacht worden sind, auf den Kern der Sache zurück, so können wir uns zu der Stellung, die Deutschland zu der chinesischen Frage im Allgemeinen und die es im Besonderen durch die Ernennung des Grafen Waldersee genommen hat, nur beglückwünschen. Mögen nun noch weitere Kriegsthaten in China nothwendig werden oder mag die Diplomatie auf dem Grunde der heutigen militärischen Stellung nunmehr einsetzen, immer wird es für die deutsche Politik ein großer Vortheil sein, daß Deutschland durch den Oberstkommandirenden in den Augen der Chinesen ein erhöhtes Ansehen gewinnt — gerade dann am meisten, wenn der Krieg zu Ende ist und nun die Rivalität der Mächte, auf wessen Stimme die chinesische Regierung am meisten hört, naturgemäß einsetzt. Von einer „Abenteurer-Politik“, die auf unbestimmte Eroberung im fernem Asien ausginge, oder von einer Analogie zu der Expedition der Franzosen nach Mexiko, aus der Napoleon III. mit einer schweren Niederlage heimkam, kann gar nicht die Rede sein. Zudem Deutschland noch gerade rechtzeitig angefangen hat, sich die genügende Seerüstung anzuschaffen und sich Ziele setzt, die dem natürlichen Gang der Dinge entsprechen, sich weder von den nationalen und internationalen Philistern, denen „Ruhe das höchste Bürger-Ideal“ ist, zu Hause festhalten, noch von den alldeutschen Heißspornen zu Nachahmung der französischen „grande-Nation“-Ideen verführen läßt, indem es mit einem Wort Kraft und Ziel in stetem, wohlwogenem Gleichgewicht hält, hat es die Bürgerschaft einer schönen nationalen Zukunft, nicht ohne Kämpfe und Mühe, aber es sind jene Kämpfe und Mühen, die in sich selbst den edelsten Lohn tragen.

D.

26. 8. 1900.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Helfert, Frhr. von.** — Zur Lösung der Rastatter Gesandtenmord-Frage. Oktav. (V. 158 S.) M. 4. — Stuttgart 1900, Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung.
- Keben, Georg.** — Die Eselsbrücken der Sittlichkeit. Oktav. (36 S.) 50 Pf. Berlin, Georg Minuth.
- Kurella, Dr. H.** — Wohnungsnoth und Wohnungsjaummer, ihr Einfluss auf die Sittlichkeit, ihr Ursprung aus dem Bodenwucher und ihre Bekämpfung durch demokratische Städteverwaltung. Oktav. (68 S.) M. 1,20. Frankfurt a. M., Reinhold Hülsen.
- Lassar, O.** — Aesthetisches in der Medizin. (16 S.) Berlin, Verlag von Aug. Hirschwald.
- Lasson, Georg.** — Hundert Jahre preussischer Kirchengeschichte. 50 Pf. Lichtenfelde-Berlin, Edwin Runge.
- Lenz, Max.** — Die grossen Mächte. Ein Rückblick auf unser Jahrhundert. Berlin, Gebr. Paetel.
- Loserth, J.** — Briefe und Akten zur steiermärk. Geschichte unter Erzherzog Karl II. (197 S.) Graz, Selbstverlag der historischen Landeskommission.
- Lotz, Prof. Dr. Walther.** — Verkehrs-Entwicklung in Deutschland. 1800–1900. Oktav. (IX, 142 S.) M. 1,15. Leipzig, B. G. Teubner.
- Lubin, David.** — Let there be light. (526 S.) C. P. Putnam's Sons.
- Mariano Raffaele.** — Cristo e Buddha. (342 S.) Firenze, Barbora.
- Metz, Prof. Lic. A.** — Max Müller und seine Briefe an die Deutschen. Eine logische Studie. (15 S.) 40 Pf. Hamburg, Herold'sche Buchhandlung.

- Meyer, H.** — Kaiserin Augusta-Verein für deutsche Tüchter und Kaiserin Augusta-Stiftung. 50 Pf. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
- Müller, Jos. Th.** — Zinzendorf als Erneuerer der alten Brüderkirche. Oktav. (V, 118 S.) M. 1.50. Leipzig, Friedrich Jausa.
- Nothschrei eines wissenschaftlichen Hilfslehrers** an den preussischen Landtag, die Behörden und das Publikum. Kiel und Leipzig, 1900. (Verlag von Lipsius & Tischer). 80 Pf.
- Ommen, H.** — Kniegeführung des Erzherzogs Carl. (134 S.) Berlin, E. Ebering.
- Paulsen, Friedrich.** — Schopenhauer, Hamlet, Mephistopheles. Drei Aufsätze zur Naturgeschichte des Pessimismus. Oktav. (IX, 259 S.) M. 2.40. Berlin 1900, Wilhelm Hertz.
- Protokoll** über die Verhandlungen des ersten allgem. Fachkongresses der Gastwirthschaftsहित Deutschlands. 40 Pf. Berlin, C. Dietrich.
- Rhamm, A.** — Die Verfassungsgesetze des Herzogthums Braunschweig. Oktav. (VII, 335 S.) M. 5. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn.
- Richter, Eugen.** — Zur Flottenfrage. 60 Pf. Berlin, Verlag „Fortschritt“.
- Sudermann, Herm.** — Drei Reden. (47 S.) 50 Pf. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H.
- Suphan, Bernh.** — Allerlei Zierliches von der alten Excellenz. (51 S.) M. 1.—. Berlin 1900, Weidmann'sche Buchhandlung.
- Das Staatsarchiv.** Herausgegeben von G. Roloff. 5. und 6. Heft. Jedes Heft M. 1.40. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Stelner, Dr. Rudolf.** — Lyrik der Gegenwart. (44 S.) M. 1.—. Minden i. W., J. C. C. Brun's Verlag.
- Stieve, F.** — Abhandlungen, Vorträge und Reden. gr. Oktav. (XII, 240 S.) M. 8.40. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Thomas.** — Die letzten zwanzig Jahre deutscher Litteraturgeschichte (1880—1900). Im Abriss darzest. von Emil Thomas. 2. Aufl. (136 S.) Broch. M. 1.60, eleg. geb. M. 2.—. Leipzig, Walther Fiedler.
- Van der Vlugt, W.** — Finnland, de Rechtsvraag. (104 S.) Amsterdam, Van Kampen & Zoon.
- Welsse, Fr. Heinrich.** — Meeres- und Lebenswellen. Gedichte. M. 2.—. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
- Weller, Karl.** — Württemberg in der deutschen Geschichte. Oktav. (65 S.) M. 1.—. Stuttgart, W. Kohlhammer.
- Wenckstern, Adolf von.** — Heimathpolitik durch Weltpolitik. Oktav. (130 S.) M. 2.—. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Winckler, Hugo.** — Die politische Entwicklung Babylonions und Assyriens. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung.
- Bardi, Rachel.** — Most. Gedichte. M. 2.—. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
- Bleue, Dr. A.** — Goethe's Bedeutung für die Gegenwart. M. 1.—. Neuwied, Heuser's Verlag.
- Bleibtreu, Karl.** — Strategische Taktik der Schlachten. Mit Berücksichtigung des Burenkriegs. (109 S.) M. 1.20. Zürich, Th. Schrüfer.
- Bräunlich, P.** — Das Fortschreiten der Los von Rom-Bewegung in Oesterreich. München, J. F. Lehmann, 40 Pf. jedes Heft.
- Bürger, H. F.** — Soziale Thatfachen und sozialdemokratische Lehren. (31 S.) Berlin, R. Boll.
- Chnn, Carl.** — Aus den Tiefen des Weltmeeres. Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition. 1. Lof. 1. M. 1.50. Jena, Gustav Fischer.
- Döll, Dr. E.** — Fachbildung, Fächrtüchtigkeit und jugendliche Lebensweise. Handelsstudenten und studentisches Wesen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 4 Bogen. M. 1.—. Leipzig, C. G. Naumann.
- Fettberg, Dr.** — Die Einkommenbesteuerung nichtphysischer (juristischer) Personen. (191 S.) Jena, Gust. Fischer.
- Gerling, F. W.** — Prinz Siddhartha, Buddha. Episch-dramatische Handlung in 5 Akten. M. 1.—. Berlin, Adolph Hoffmann.
- Das neue Gymnasium.** Lehrplan und Lehraufgaben für die höhere Schule. (24 S.) Wiesbaden, C. G. Kunze's Nachf.
- Haacke, Wilh. und Kuhnert, Wilh.** — Das Thierleben der Erde. 40 Lieferungen zu je M. 1.—. Berlin, Martin Odenbourg.
- Hartmann, L. M.** — Geschichte Italiens im Mittelalter. II. Bd. 1. Hälfte. Leipzig, Georg H. Wigand's Verlag.
- Hildebrand, Rudolf.** — Materialien zur Geschichte des deutschen Volkslieds. 8°. (VII, 239 S.) M. 4.—. Leipzig, B. G. Teubner.
- Jahres-Bericht** der Handels- und Gewerbekammer zu Chemnitz. I. Theil. (262 S.) Chemnitz, E. Focke.
- Jahrbuch** des deutschen Flotten-Vereins 1900. (697 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
- Kirchner, Dr. F.** — Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe. (508 S.) Leipzig, Dürrsche Buchhandlung.
- Koppe, Dr. C.** — Die neue Landestopographie. M. 2.—. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn.
- Küsel, Dr. E.** — Die Königin Luise in ihren Briefen. 8°. (143 S.) M. 3.—. Leipzig, B. G. Teubner.
- Lenzschau, Dr. Thomas.** — Deutsche Kabollinien. M. 1.20. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
- Maeterlinck, Maurice.** — Prinzess-Maleen. Ins Deutsche übertragen von George Stockhausen. M. 2.—. Berlin, F. Schneider & Co.
- Sammlung Götschen. No. 109—111. **Muther**, Geschichte der Malerei. 3—5 à 80 Pf. Leipzig, G. J. Götschen'sche Verlagshandlung.
- Neumann, Dr. K. J.** — Das klassische Alterthum und die Entstehung der Nationen. (17 S.) Erfurt, Karl Villaret.
- Nippold, F.** — Die theologische Einzelschule im Verhältniss zur evangelischen Kirche. V. VI. M. 1.60. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.
- Oberwinder, H.** — Weltmachtpolitik und Sozialpolitik. (46 S.) Berlin, Herm. Walther.
- Parrisius, Ludolf.** — Leopold, Freiherr von Hoyerbeck. II. Theil. (328 S.) Berlin, J. Guttentag.

- Peter, Johannes.** — Kirche und theologische Wissenschaft. (30 S.) 60 Pf. Leipzig, B. G. Teubner.
- Planitz, E. Adler v. d.** — Die Lüge von Mayerling. (197 S.) Berlin, A. Pichler & Co.
- Poritzky, J. E.** — Lamettrie. Sein Leben und seine Werke. 8°. (VI, 356 S.) M. 4,—. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
- Rohde, Erwin.** — Der griechische Roman und seine Vorläufer. M. 14,—. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- Sachs, Dr. med. W.** — Die Kohlenoxyd-Vergiftung. 8°. (IX, 236 S.) M. 4,—. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn.
- Schans, Dr. E.** — Bismarck und Nassau. (40 S.) Wiesbaden, J. F. Bergmann.
- Schmidt, Dr. M. C. P.** — Realistische Stoffe im humanistischen Unterricht. 8°. (60 S.) M. 1,—. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.
- Schmoller, Gustav.** — Grundriss der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre. I. M. 12,—. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Schuchardt, Dr. Carl.** — Römisch-germanische Forschung in Nordwestdeutschland. (30 S.) M. 1,—. Leipzig, B. G. Teubner.
- Schwiening, Georg.** — Die Dienstpflicht der Frauen. (100 S.) 80 Pf. Cassel, Ernst Hühn.
- Das Staatsarchiv.** Herausgegeben von G. Roloff. 5. und 6. Heft. Transvaal und England. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Staatslexikon.** Zweite neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Dr. Julius Bachem. I. Heft. M. 1,50. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung.
- Tiede, Prof. A.** — Das Wohnhaus des Arbeiters eine Erziehungsstätte. (6 S.) Berlin, Julius Sittenfeld.
- Veröffentlichungen** zur Geschichte des gelehrten Schulwesens im Albertinischen Sachsen. I. Theil: Uebersicht über die geschichtliche Entwicklung der Gymnasien. M. 6,—. Leipzig, B. G. Teubner.
- Wencktern, Adolph von.** — Auf Scholle und Welle. Reden in Ost- und Westdeutschland zur Flottenvorlage 1900. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Bachem, Dr. G.** — Staatslexikon, 2. und 3. Bd. Jedes Heft M. 1,50. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung.
- Bewer, Max.** — Ein Goethepreis. (80 S.) 90 Pf. Dresden, Verlag Glöck.
- Bornhack, Conrad.** — Russland und Finnland. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Aus dem Goethejahr von **Brass, Lorentz** und **Meyer.** Oktav. M. 2,40. Leipzig, B. G. Teubner.
- Caselmann, Dr. Aug.** — Karl Gutzkow's Stellung zu den religiös-ethischen Problemen seiner Zeit. M. 2,25. Augsburg, J. A. Schlosser.
- Drossler, Max.** — Vorlesungen über Psychologie. (236 S.) Heidelberg, Carl Winter.
- Harnack, Adolf.** — Das Wesen des Christenthums. Geb. M. 4,20. Leipzig, J. C. Hinrichs.
- Klein, Prof. Dr. F.** — Ueber die Neueinrichtung für Elektrotechnik und allgemeine technische Physik an der Universität Göttingen. Mit einer Antwort auf die vom Prof. Slaby in der Sitzung des preussischen Herrenhauses vom 30. März 1900 gehaltenen Rede. (23 S.) Leipzig, B. G. Teubner.
- Kolben, Dr. Max.** — Wahrheit und Klarheit über die Haager Friedenskonferenz. (96 S.) M. 3,—. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.
- Russlands Finanzpolitik und die Aufgabe der Zukunft. Von K. Golowin. Aus dem Russischen von **M. Kolossowski.** Gr. Oktav. 15 Bogen mit Tabellen. M. 4,50. Leipzig, Otto Wigand.
- Kretschmer.** — Die deutsche Südpolarexpedition. Berlin, Mittler & Sohn.
- Landsberg, Hans.** — Los von Hauptmann! Oktav. (79 S.) Berlin, Verlag von Herm. Walther.
- Mellin-Goldschmidt.** — Marginalien und Register zu Kant's Kritik der reinen Vernunft. Oktav. (XXIV, 189 S.) M. 6,—. Gotha, E. F. Thiememann.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Kneesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Kneesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.

Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Prenkische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.



Inhalt:

Seite

Dr. Ludwig Martens , Gymnasial-Oberlehrer u. Professor in Elberfeld:	
Goethe und das „Werden“	385
Ernst Nolffs , lic. theol. Pastor in Stade:	
Die Bibel im evangelischen Glauben und in der protestantischen Theologie	421
Dr. Rudolph Sohm , Professor an der Universität Leipzig:	
Das französische und das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch	452
Arthur Dig , Berlin:	
Die deutschen Ostseestädte und die Grundlagen ihrer wirtschaftlichen Entwicklung	460
D. Dr. Wilhelm Kahl , Prof. an der Universität Berlin:	
Einiges über Krügel und Presse	513
Max Lorenz , Friedrichshagen:	
Künstler und Kritiker	523

(Fortsetzung siehe Innenseite.)



Erscheint jeden Monat.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.



Berlin

Verlag von Georg Stilke

1900.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie. Dr. H. Drews: E. von Hartmann, Geschichte der Metaphysik, II. Theil. (S. 530.)

Politik. v. L.: „Baltische Monatschrift.“ Herausgeber Arnold von Tiedeböhl. (S. 542.)

Literatur. Max Lorenz: Friedr. Paulsen, Schopenhauer, Hamlet, Mephistopheles. (S. 548.) — H. Landsberg: „Loß von Hauptmann“. (S. 552.) — Elisabeth Dauthenden, Das neue Weib und seine Liebe. (S. 557.)

Politische Korrespondenz.

D.: Paul Voigt †. Die Ermordung König Humbert's, der Anarchismus in Die Befreiung der Gesandten in Peking. Der Oberstkommandirende Graf W (S. 558.)

Kaiserl. und Königl. Hof-Pianofabrik

Julius Blüthner

Flügel und Pianos.

— Filiale: —
BERLIN W.,

Potsdamerstrasse 27 b.

Jeder sein eigener Barbier

Macht Selbst-Rasiren zum Vergnügen!

Schutz gegen Hautkrankheiten! ❖ Verletzungen beim Rasiren unmöglich!

Das beste und praktischste Sicherheits-Rasirmesser der Gegenwart! — Jedes Sicherheits-Rasirmesser unter Garantie! — Das Sicherheits-Rasirmesser wird stets gratis wieder scharf gemacht! — Viele Anerkennungsschreiben liegen zur Einsicht aus! — Probe mit Selbst-Rasirmesser in meinem Geschäft gratis!

C. Schlechter, Coiffeur und Parfumeur

Charlottenstr. 38, Ecke Unter den Linden. Amt I, 3353.

H. MEYEN & C^o.

Silberwaaren-Fabrik

20 Sebastianstr. BERLIN S. Sebastianstr. 20

Atelier für Kunstarbeiten
zu Ehren-Geschenken, Ehren-Preisen etc.

Fabrik und Lager
von Kirchen- und Tafel-Geräthen, Toilette, Gebrauchs-
und Wirthschafts-Gegenständen.

Permanente Ausstellung im Fabriklokal. — Auswahlendungen stehen zu
Diensten.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“.

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheits-
erscheinungen**. Seit vierzehn Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineral-
wasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unter-
schieden. Wissenschaftliche Brochüre über Anwendung und Wirkung gratis zur
Verfügung. Einzelpreis einer Flasche von $\frac{3}{4}$ 1 75 Pfg. in der Apotheke und
Mineralwasserhandlung in Bendorf (Rhein).

Dr. Carbach & Cie.



Korset-Specialistin Frau M. Starke

BERLIN W.,

Potsdamer Strasse 129/130, Eckhaus Eichhorn-Strasse.

Grosses Lager in den neuesten Façons v. d. einfachsten bis zu den feinsten

**Brüsseler-
Pariser- P. D. Korsets.**

Gute Leib- und Hüftenhalter.

Umstands-Korsets und Leibbinden (nach ärztlich.
Vorschrift)

Reform- und Sport-Korsets.

Anfertigung nach Maass auch für nicht normale Figuren. — — — — —

Auswahlendung nach Angabe der Maasse, resp. Anfertigung nach Maass.



Seit 1601
medizinisch bekannt.

Salzbrunner Oberbrunnen

Seit 1601
medizinisch bekannt.



Verzittlich empfohlen bei Erkrankungen der Athmungsorgane, bei Magen- u. Darmkatarrh, bei Leberkrankheiten, bei Nieren- u. Blasenleiden, Gicht u. Diabetes. Niederlagen in allen Mineralwasserhandlungen u. Apotheken.

Verwand der fürstlichen Mineralwasser von Ober-Salzburg

Fürstlich-Bischöflich

Echt nur, wenn der Flaschenverschluss diese Schutzmarke trägt.



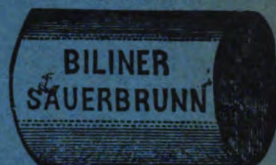
Natürlicher Biliner Sauerbrunn!

Schutzmarke.



Hervorragender
Repräsentant der
alkalischen (Natron)
Quellen

Korkbrand.



wird bei gichtischen Ablagerungen, Magen-, Nieren- und Blasenleiden, speciell auch bei Diabetes von Aerzten aller Kulturländer vielfach verordnet. Besonders als prophylaktisches Mittel gegen alle das Verdauungssystem, die Nieren, Galle- und Blasenfunktionen störenden Einflüsse zu empfehlen.

Wohlgeschmeckendes, angenehmes Erfrischungsgetränk, auch mit Wein etc. gemischt zu nehmen.

In Flaschen circa 1200 gr.	circa 750 gr.	circa 375 gr. enthaltend
bei 1 Flasch. zu 70 Pf.,	zu 50 Pf.,	zu 40 Pf.,
„ 10 „ „ 65 „	„ 45 „	„ 35 „
„ 50 „ „ 60 „	„ 42 „	„ 32 „

in unseren Hauptniederlagen in Berlin bei Herren:

Johs. Gerold, **J. F. Heyl & Co.,** **Dr. M. Lehmann,**
 W., Unt. d. Linden 24 W., Charlottenstr. 66 C., Heiligegeiststr. 43/44
 und in allen Apotheken und Droguerien erhältlich. — Leere
 Flaschen werden à 2½ Pf. pro Stück zurückgenommen.

Die aus dem **Biliner Sauerbrunn** gewonnenen

Pastilles de Bilin

(Biliner Verdauungszeltchen)

bewähren sich als vorzügliches Mittel bei Sodbrennen, Magenkrampf, Blähsucht und beschwerlicher Verdauung, bei Magenkatarrhen, wirken überraschend bei Verdauungsstörungen im kindlichen Organismus und sind bei Atonie des Magen- und Darmcanals zufolge sitzender Lebensweise ganz besonders anzuempfehlen.

Depots in allen Mineralwasser-Handlungen, in den Apotheken und
 Drogen-Handlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

„APENTA“

Das Beste Ofener Bitterwasser.

Geheimrath Prof. OSCAR LIEBREICH, *Berlin,*
schreibt in „Therapeutischen Monatsheften“, Juni 1896.

- „ Ein derartig brauchbares Wasser ist
 - „ Für längere Trinkcuren,
 - „ Zur Regulirung des Stoffwechsels,
 - „ Bei Fettleibigkeit, chronischen Obstipationen,
 - „ Bei Hämorrhoidalleiden
 - „ Als besonders geeignet zu empfehlen.“
-

Professor Dr. LANCEREAUX, *Paris, Mitglied der*
Académie de Médecine,“ erklärte am 4 Febr. 1899.

- „ Gerade dieses Wasser eignet sich am Besten
 - „ Für die Behandlung chronischer Verstopfung,
 - „ Verdient eine Ausnahmestellung
 - „ in der hydrologischen Therapeutik.“
-

EIGENTHÜMERIN UND BRUNNENDIRECTION

„ APENTA “ ACTIEN-GESELLSCHAFT, BUDAPEST.

Käuflich bei allen Apothekern, Drogisten und Mineral-
wasser-Händlern.

Preussische Jahrbücher.

121168

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertundzweiter Band.

Oktober bis Dezember 1900.



Berlin

Verlag von Georg Stilke.

1900.

Inhaltsverzeichnis

des

102. Bandes der „Preussischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

	Seite
Conrad, Hermann, Englischer Literaturbericht	545
— „— Besprechung von Anna Ritter, Befreiung	543
Daniels, Emil, der Anarchist Fürst Krapotkin	225
Delbrück, Hans, Wolke. Zum hundertsten Geburtstag	108
Drehler, Max, Was ist Leben nach Zbiers dramatischen Epilog?	231
Gallwitz, G., Beipr. v. E. Franz, Religion — Illusionen — Intellektualismus	330
Geffken, F., Die Sage vom Antichrist	385
Geuer, Paul, Nietzsche und Schiller	400
Heidenhain, Friedr., Das Frauenzimmer	47
Hessen, Robert, Aristophanes und Hauptmann	83
Hoensbroech, Graf Paul, Bischof von Ketteler	94
— „— Himmlisches und Irdisches	517
Jakobsen, Emil, Kleiner Nachtrag zu „Botticelli's Frühling“	141
Lang, Wilhelm, Anfang und Ende der September-Konvention	66
Lasson, Adolph, Beipr. von B. Münch, Ueber Menschenart u. Jugendbildung	526
Levita Benedictus, Die Erlösung des Judenthums	131
— „— Antwort	515
Lorenz, Max, Besprechung von Eugen Reichel, Ein Gottfried-Denkmal	144
— „— Besprechung von Julius Bierbaum, Die Insel	145
— „— Besprechung von Fern. Vahr, Sezession	145
— „— Neue Novellen	146
— „— Hessen, Robert, Das Glück in der Liebe	147
— „— Theater-Korrespondenz	176
— „— Der Roman d'Amunzio's	322
— „— Besprechung von Gregor v. Glaienapp, Ejjans	350
— „— Besprechung von Heimr. Stümke, Wie Leo Tolstoi lebt und arbeitet	354
— „— Theater-Korrespondenz	365
— „— Besprechung von Anton Tschekoff, Ein bekannter Herr	555
— „— Theater-Korrespondenz	556
Metz, Adolph, Die Heilung des Drexles in Goethes „Iphigenie“	27
Nordmann, Hans, Geoffrey Chaucer	206
Norden, Hermann, Großherzog Peter von Oldenburg +	462
Nieh, Ludwig, Die politischen Machtfaktoren im heutigen China	193
Nofenberg, Felix, Das Leben der Wörter	424
Ruville, A. v., Eine Verfassungsgeichichte des neuen Reichs	216
Sandvoh, Franz, Beipr. von Ed. Stülgebauer, Geschichte des Winnejangs	148
— „— Besprechung von Konrad Burdach, Walter von der Vogelweide	149
— „— Besprechung von F. Arnold, Geschichte der deutschen Polenliteratur	162
— „— Besprechung von Epische Dichtungen	166
— „— Beipr. v. K. v. Stodmaner, Das deutsche Soldatenstück d. 18. Jahrh.	174
— „— Griechische Tragödien, übersetzt von Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorf	346
Schmidt, Dr. Ferdinand Jakob, Besprechung von Karl Stange, Einleitung in die Ethik	338
— „— Besprechung von Rich. Wähle, Kurze Erklärung der Ethik von Spinoza	342
— „— Besprechung von Dr. Max Drehler, Vorlesungen über Psychologie	523
Schmidt, A., Rußland und China	355
Schrenck, Erich v., Die Religionsgeschichte als Geschichte der Ehrfurcht	1
Sell, Carl, Neues über Papstthum, Inquisition, Aberglauben, Hexenwesen	531
Sogelstein, Rabbiner, Die Erlösung des Judenthums. Erwiderung	511
Ulmann, Heinrich, Die Gegenreformation in den habsburgischen Erblanden	412
Weizsäcker, Heinrich, 100 Jahre künstlerischer Entwicklung in Frankreich	443

Besprochene Werke.

	Seite
Alu, Eduard, Es werde Recht. Liebe will keine Meisterrin. Wolfentufufu- heimer Tekamerone. Neuer Schwabenspiegel	147
d'Annunzio, Gabriele, Fuoco	322
Arnold F., Geschichte der deutschen Polenliteratur	162
Bahr, Fern., Sezession	145
Benjon's Schaffereiche und altenglische Schauspielergesellschaft	547
Bierbaum, Julius, Die Insel	145
Burdach, Konrad, Walter v. d. Vogelweide	148
Carus, Dr. Paul, Geschichte des Teufels	547
Croft, Die Entwicklung des englischen Romans	546
Dawson, Savonarola	547
Dolby, G., Dickens	546
Dreßler, Max, Vorlesungen über Psychologie	523
Elzbacher, Dr. Paul, Der Anarchismus	275
Ford, Hamlet-Theorie	546
Franz, Ernst, Religion — Illusionen — Intellektualismus	330
Glasenapp, Gregor v., Ejjans	350
Hansen, Josef, Inquisition und Hexenprozeß im Mittelalter und die Entstehung der großen Hexenverfolgung	540
Heitmüller, Franz Ferd., Tampete. Der Schatz im Himmel	147
Heisen, Rob., Das Glück in der Liebe	147
Hoenßbroech, Graf F., Das Papstthum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit Katalog des britischen Museums	531
Kloppel, Paul, 30 Jahre deutscher Verfassungsgeschichte	246
Kipling, Rudyard, Mancherlei neue Geschichten	146
Krapotkin, Fürst Peter, Memoiren eines Revolutionärs	275
Lea, Henri Charles, Histoire de l'inquisition au moyen-äge	531
Lee, Schaffere-Biographie	546
Maeterlinck, M., Der Tod des Tintagiles	556
Meyer, Hans Georg, Eros und Psyche	166
Münch, W., Ueber Menschenart und Jugendbildung	526
Ompfeda, Georg Freiherr v., Lust und Leid	146
Pfungst, Arthur, Lasaris	166
Phillips, Herod and Mariamne	547
Pinero, Stand der dramatischen Literatur	547
Ravnsten, Rev. S. D., Erinnerungen an die Tennysens	546
Reichel, Eugen, Ein Gottsched-Denkmal	144
Ritter, Anna, Befreiung	543
Schlag, Joh., Die Kuhmagd	146
Stange, Carl, Einleitung in die Ethik	338
Stilgebauer, G., Geschichte des Minnesangs	148
Stoßmayer, M. v., Das deutsche Soldatenstück des 19. Jahrhunderts	174
Stümke, Heinz, Wie Leo Tolstoi lebt und arbeitet	354
Thomson, Clara, Leben Richardson's	546
Tolstoi, Leo, Die Macht der Finsterniß	556
Tschechoff, A., Ein bekannter Herr	555
Wahle, Mich., Kurze Erklärung der Ethik von Spinoza	342
Wilamowitz-Moellendorf, Ulrich v., Griechische Tragödien, Uebersetzung	346

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich *	560
Das Ende der Burenrepubliken. Der Gegensatz der Mächte in China. Der sozialdemokratische Parteitag	183
Die China-Verhandlung im Reichstag. Die 12 000 Mk. Die Sozialdemokraten in China	564
Politische Korrespondenz	379

Die Religionsgeschichte als Geschichte der Ehrfurcht.

Von

Erich von Schrenk.

Goethe stellt Ehrfurcht und Religion in die engste Beziehung zu einander. In „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ schildert er uns, wie die Zöglinge eines Pädagogiums zu einer dreifachen Ehrfurcht erzogen und damit auch zur rechten religiösen Stellung angeleitet werden. Diese dreifache Ehrfurcht aber, die den Zöglingen schon durch die verschiedene Art ihres Grußes in Erinnerung gebracht wird, gliedert sich nach dem Gegenstand, auf den sie sich richtet, zu einer Ehrfurcht vor dem Höherstehenden, vor dem Gleichstehenden und vor dem Tieferstehenden. Und indem die Erziehung diesen höheren Sinn der Ehrfurcht verleiht, übt sie das Geschäft aller echten Religionen aus, „deren es auch nur dreie giebt, nach den Objecten, gegen welche sie ihre Andacht wenden.“

Nur drei Religionen unterscheidet Goethe also entsprechend der dreifachen Ehrfurcht. Drei große religiöse Phasen macht die Menschheit durch, indem sie zu immer tieferer Entwicklung der Ehrfurcht gelangt. Diese richtet sich zunächst bloß auf das, was über uns ist, erstreckt sich dann auch auf das, was uns gleich ist und vertieft sich schließlich zur Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist. „Die Religion, welche auf Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, beruht, nennen wir die ethnische; es ist die Religion der Völker und die erste glückliche Ablösung von einer niederen Furcht; alle sogenannten heidnischen Religionen sind von dieser Art, sie mögen übrigens Namen haben, wie sie wollen. Die zweite Religion, die sich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor dem haben, was uns gleich ist, nennen wir die philosophische: denn der Philosoph, der

„APENTA“

Das Beste Ofener Bitterwasser.

Geheimrath Prof. OSCAR LIEBREICH, *Berlin*,
schreibt in „Therapeutischen Monatsheften“, Juni 1896.

- „ Ein derartig brauchbares Wasser ist
 - „ Für längere Trinkcuren,
 - „ Zur Regulirung des Stoffwechsels,
 - „ Bei Fettleibigkeit, chronischen Obstipationen,
 - „ Bei Hämorrhoidalleiden
 - „ Als besonders geeignet zu empfehlen.“
-

Professor Dr. LANCEREAUX, *Paris, Mitglied der*
Académie de Médecine,“ erklärte am 4 Febr. 1899.

- „ Gerade dieses Wasser eignet sich am Besten
 - „ Für die Behandlung chronischer Verstopfung,
 - „ Verdient eine Ausnahmestellung
 - „ in der hydrologischen Therapeutik.“
-

EIGENTHÜMERIN UND BRUNNENDIRECTION

„ APENTA “ **ACTIEN-GESELLSCHAFT, BUDAPEST.**

**Käuflich bei allen Apothekern, Drogisten und Mineral-
wasser-Händlern.**

Preussische Jahrbücher.

121168

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertundzweiter Band.

Oktober bis Dezember 1900.



Berlin

Verlag von Georg Stilke.

1900.

Inhaltsverzeichnis

des

102. Bandes der „Preussischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

Seite

Conrad, Hermann, Englischer Literaturbericht	545
— „— Besprechung von Anna Ritter, Befreiung	543
Daniels, Emil, der Anarchist Fürst Krapotkin	225
Delbrück, Hans, Moltke. Zum hundertsten Geburtstag	108
Dresler, Max, Was ist Leben nach Zbiers's dramatischen Epilog?	231
Gallwitz, G., Bespr. v. E. Franz, Religion — Illusionen — Intellektualismus	330
Gesken, F., Die Sage vom Antichrist	385
Geyer, Paul, Nietzsche und Schiller	400
Heidenhain, Friedr., Das Frauenzimmer	47
Hessen, Robert, Aristophanes und Hauptmann	83
Hoensbroech, Graf Paul, Bischof von Ketteler	94
— „— Himmlisches und Irdisches	517
Jakobsen, Emil, Kleiner Nachtrag zu „Botticelli's Frühling“	141
Lang, Wilhelm, Anfang und Ende der September-Konvention	66
Lasson, Adolf, Bespr. von W. Münch, Ueber Menschenart u. Jugendbildung	526
Levita Benedictus, Die Erlösung des Judenthums	131
— „— Antwort	515
Lorenz, Max, Besprechung von Eugen Reichel, Ein Gottsched-Denkmal	144
— „— Besprechung von Julius Bierbaum, Die Insel	145
— „— Besprechung von Herm. Bahr, Sezession	145
— „— Neue Novellen	146
— „— Hessen, Robert, Das Glück in der Liebe	147
— „— Theater-Korrespondenz	176
— „— Der Roman d'Annunzio's	322
— „— Besprechung von Gregor v. Glasenapp, Essays	350
— „— Besprechung von Heimr. Stümke, Wie Leo Tolstoj lebt und arbeitet	354
— „— Theater-Korrespondenz	365
— „— Besprechung von Anton Tschedoff, Ein bekannter Herr	555
— „— Theater-Korrespondenz	556
Meß, Adolf, Die Hellenen des Drestes in Goethes „Iphigenie“	27
Nordmann, Hans, Geoffrey Chaucer	206
Norden, Hermann, Großherzog Peter von Oldenburg †	462
Nieß, Ludwig, Die politischen Machtfactoren im heutigen China	193
Rosenberg, Felix, Das Leben der Wörter	424
Ruville, A. v., Eine Verfassungsgeschichte des neuen Reichs	246
Sandvoh, Franz, Bespr. von Ed. Stilgebauer, Geschichte des Minneangs	148
— „— Besprechung von Konrad Burdach, Walter von der Vogelweide	149
— „— Besprechung von F. Arnold, Geschichte der deutschen Volentliteratur	162
— „— Besprechung von Epische Dichtungen	166
— „— Bespr. v. K. v. Stockmayer, Das deutsche Soldatenstück d. 18. Jahrh.	174
— „— Griechische Tragödien, übersetzt von Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorf	346
Schmidt, Dr. Ferdinand Jakob, Besprechung von Karl Stange, Einleitung in die Ethik	338
— „— Besprechung von Rich. Wahle, Kurze Erklärung der Ethik von Spinoza	342
— „— Besprechung von Dr. Max Dresler, Vorlesungen über Psychologie	523
Schmidt, A., Rußland und China	355
Schrend, Erich v., Die Religionsgeschichte als Geschichte der Ehrfurcht	1
Sell, Carl, Neues über Papstthum, Inquisition, Aberglauben, Hexenwesen	531
Vogelstein, Rabbiner, Die Erlösung des Judenthums. Erweiterung	511
Ullmann, Heinrich, Die Gegenreformation in den habsburgischen Erbländern	412
Weizsäcker, Heinrich, 100 Jahre künstlerischer Entwicklung in Frankreich	443

Besprochene Werke.

	Seite
Ally, Eduard, Es werde Recht. Liebe will keine Meisterin. Wolfenbüttelshheimer Dekameron. Neuer Schwabenspiegel	147
d'Annunzio, Gabriele, Fuoco	322
Arnold F., Geschichte der deutschen Polenliteratur	162
Bahr, Hermann, Sezession	145
Benjón's Schapspeare'sche und altenglische Schauspielergesellschaft	547
Bierbaum, Julius, Die Insel	145
Burdach, Konrad, Walter v. d. Vogelweide	148
Carus, Dr. Paul, Geschichte des Teufels	547
Groß, Die Entwicklung des englischen Romans	546
Dawson, Savonarola	547
Dolby, G., Dickens	546
Dresler, Max, Vorlesungen über Psychologie	523
Elzbacher, Dr. Paul, Der Anarchismus	275
Ford, Hamlet-Theorie	546
Franz, Ernst, Religion — Illusionen — Intellektualismus	330
Glasenapp, Gregor v., Essays	350
Hansen, Josef, Zauberweien, Inquisition und Hexenprozeß im Mittelalter und die Entstehung der großen Hexenverfolgung	540
Heitmüller, Franz Ferd., Tampete. Der Schatz im Himmel	147
Heisen, Rob., Das Glück in der Liebe	147
Hoensbroech, Graf P., Das Papstthum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit	531
Katalog des britischen Museums	547
Kloppel, Paul, 30 Jahre deutscher Verfassungsgeschichte	246
Kipling, Rudyard, Mancherlei neue Geschichten	146
Krapotkin, Nürst Peter, Memoiren eines Revolutionärs	275
Lea, Henri Charles, Histoire de l'inquisition au moyen-âge	531
Lee, Shakspeare-Biographie	546
Maeterlinck, M., Der Tod des Tintagiles	556
Meyer, Hans Georg, Cross und Finche	166
Münch, W., Ueber Menschenart und Jugendbildung	526
Myrveda, Georg Freiherr v., Lust und Leid	146
Pfungst, Arthur, Lasfavis	166
Phillips, Herod and Mariamne	547
Pinero, Stand der dramatischen Literatur	547
Rawnsley, Rev. H. D., Erinnerungen an die Tennysons	546
Reichel, Eugen, Ein Gottschid-Deutmal	144
Ritter, Anna, Befreiung	543
Schlaif, Joh., Die Ruhmagd	146
Stange, Carl, Einleitung in die Ethik	338
Stilgebauer, G., Gedichte des Minnesangs	148
Stodmaner, A. v., Das deutsche Soldatenstück des 19. Jahrhunderts	174
Stümke, Heinr., Wie Leo Tolstoi lebt und arbeitet	354
Thomson, Clara, Leben Richardson's	546
Tolstoi, Leo, Die Macht der Finsterniß	556
Tschschoff, A., Ein bekannter Herr	555
Wahle, Rich., Kurze Erklärung der Ethik von Spinoza	342
Wilamowitz-Moellendorf, Ulrich v., Griechische Tragödien, Uebersetzung	346

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich *	560
Das Ende der Burenrepubliken. Der Gegensatz der Mächte in China. Der sozialdemokratische Parteitag	183
Die China-Verhandlung im Reichstag. Die 12 000 Mk. Die Sozialdemokraten in China	564
Politische Korrespondenz	379

Die Religionsgeschichte als Geschichte der Ehrfurcht.

Von

Erich von Schrenk.

Goethe stellt Ehrfurcht und Religion in die engste Beziehung zu einander. In „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ schildert er uns, wie die Zöglinge eines Pädagogiums zu einer dreifachen Ehrfurcht erzogen und damit auch zur rechten religiösen Stellung angeleitet werden. Diese dreifache Ehrfurcht aber, die den Zöglingen schon durch die verschiedene Art ihres Grußes in Erinnerung gebracht wird, gliedert sich nach dem Gegenstand, auf den sie sich richtet, zu einer Ehrfurcht vor dem Höherstehenden, vor dem Gleichstehenden und vor dem Tieferstehenden. Und indem die Erziehung diesen höheren Sinn der Ehrfurcht verleiht, übt sie das Geschäft aller echten Religionen aus, „deren es auch nur dreie giebt, nach den Objecten, gegen welche sie ihre Andacht wenden.“

Nur drei Religionen unterscheidet Goethe also entsprechend der dreifachen Ehrfurcht. Drei große religiöse Phasen macht die Menschheit durch, indem sie zu immer tieferer Entwicklung der Ehrfurcht gelangt. Diese richtet sich zunächst bloß auf das, was über uns ist, erstreckt sich dann auch auf das, was uns gleich ist und vertieft sich schließlich zur Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist. „Die Religion, welche auf Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, beruht, nennen wir die ethnische; es ist die Religion der Völker und die erste glückliche Ablösung von einer niederen Furcht; alle sogenannten heidnischen Religionen sind von dieser Art, sie mögen übrigens Namen haben, wie sie wollen. Die zweite Religion, die sich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor dem haben, was uns gleich ist, nennen wir die philosophische: denn der Philosoph, der

sich in die Mitte stellt, muß alles Höhere zu sich herab, alles Niedere zu sich herauf ziehen, und nur in diesem Mittelzustand verdient er den Namen des Weisen. Indem er nun das Verhältniß zu seinesgleichen und also zur ganzen Menschheit, das Verhältniß zu allen übrigen irdischen Umgebungen, nothwendigen und zufälligen, durchschaut, lebt er im kosmischen Sinne allein in der Wahrheit. Nun ist aber von der dritten Religion zu sprechen, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist; wir nennen sie die christliche; weil sich in ihr eine solche Sinnesart am meisten offenbart; es ist ein letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höheren Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja, Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und lieb zu gewinnen! Hiervon finden sich freilich Spuren durch alle Zeiten; aber Spur ist nicht Ziel, und da dieses einmal erreicht ist, so kann die Menschheit nicht wieder zurück, und man darf sagen, daß die christliche Religion, da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden kann, da sie sich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöst werden mag.“

Bei dieser geistvollen Geschichtsbetrachtung fällt zunächst der Religionsbegriff auf, der ihr zu Grunde liegt. Bloße Furcht vor höheren Wesen verdient nach Goethe den Namen der Religion noch nicht. „Sich zu fürchten, ist leicht, aber beschwerlich; Ehrfurcht zu hegen, ist schwer, aber bequem. Ungern entschließt sich der Mensch zur Ehrfurcht, oder vielmehr entschließt sich nie dazu; es ist ein höherer Sinn, der seiner Natur gegeben werden muß.“ Erst, wo dieser höhere Sinn der Ehrfurcht, d. h. ein sittliches Verhältniß zur Gottheit eintritt, entsteht echte Religion. Es gilt ja gerade in der Religion frei zu werden von den natürlichen Fesseln, die dem Menschen beständige Furcht einflößen. Und das geschieht dadurch, daß die Mächte, die unser Leben bestimmen, nach ihrer fördernden, wohlthätigen Eigenart verehrungsvoll erkannt werden, und in Folge dessen aus Furcht Ehrfurcht wird, aus Abneigung Liebe, aus Sklaventhum kindliche Freiheit. Dies ist also nach Goethe das Charakteristikum aller echten Religionen; doch unterscheiden sich diese noch dadurch von einander, ob die bestimmende Lebensmacht als ausschließlich in dem verkörpert

angesehen wird, was über uns ist, oder auch besonders in dem, was uns gleich ist, oder auch in dem gerade, was unter uns ist; ob der Blick vorwiegend gen Himmel gerichtet wird — betend, oder auf die ganze umgebende Welt — betrachtend, oder auf die in der Tiefe des Leidens und der Schuld stehenden — helfend. Und da meint Goethe den erwähnten Fortschritt nachweisen zu können. So kommt es zur Eintheilung in drei Religionen: Die ethnische (heidnische), die philosophische und die christliche.

Goethe's Aufstellungen sind hier so fragmentarisch, daß sie im höchsten Maße zum Weiterdenken auffordern. Die Unterordnung aller Religionen unter drei Hauptformen erscheint gezwungen, auch wenn wir von den niederen Arten, wie dem Fetischismus, völlig abzusehen uns entschließen. Sträubt sich nicht eine Religion, wie die altisraelitische, dagegen, unter die heidnischen gezählt zu werden? Und doch müßte sie das nach Goethe! Und wo bleibt z. B. der Buddhismus? Gehört er zur philosophischen Religion? Man könnte es glauben. Aber in seinem Bestreben, Erlösungsreligion zu sein, Befreiung zu bringen, nicht einer Elite, sondern allen, erinnert er an das Christenthum, mit dem er doch wieder nicht identifizirt werden kann. Kurz wir kommen mit einer Eintheilung in bloß drei Religionen nicht aus.

Allein das ist auch nicht nöthig. Nicht ein mechanisches Eintheilungsschema dürfen wir in Goethe's Worten finden, wohl aber einen entscheidenden Gesichtspunkt, von dem aus sich uns die gesammte Geschichte der Ehrfurcht und Religion ordnen kann. Goethe hat nur einige allgemeine Andeutungen gegeben. Aber das allgemeine Gesetz wird sich uns bewähren auf einem flüchtigen Gange durch die Religionsgeschichte einiger der hervorragendsten Völker. Israeliten, Griechen und Inder mögen uns als Beispiel dienen, und wenn diese Beispiele die Wahrheit der Goethe'schen Betrachtungsweise in's Licht setzen, so werden wir das in der Religionsgeschichte gefundene Gesetz uns psychologisch begreiflich zu machen suchen.

Goethe rechnet die israelitische Religion zu den heidnischen, und es läge nahe, in Anknüpfung daran die heute oft besprochene Frage zu erörtern, ob wir überhaupt von einem altisraelitischen Monotheismus reden dürfen. Aber wir haben uns hier nicht mit Spezialfragen zu beschäftigen. Zudem hat Alt-Israel mosaischer und nachmosaischer Zeit, auch wenn es die Existenz fremder Götter

anerkannt, doch nur die Verehrung des einen unter seinem Volke für legitim gehalten und damit schon früh begonnen, sich zu einem immer reineren Monotheismus zu entwickeln. Nur bleibt für diesen Monotheismus charakteristisch, daß er in seinen Lebensäußerungen viel Ähnlichkeit mit den „Religionen der Völker“ aufweist. Auch Jahve, der Gott Israels, offenbart sich in Traumgesichten, Orakeln und Wahrzeichen, auch von ihm nahm man sichtbare Erscheinungen an, sei es in Menschengestalt, sei es als wunderbares Feuer im Dornbusch oder an der Spitze seines Volkes. Wunderbar dachte man sich die Offenbarungen seines Gottes. Auch Orakel und Weissagung nahm man unverstanden aber ehrfürchtig auf, wenn sie von den Institutionen oder den Persönlichkeiten ausgingen, die einmal von der Gottheit dazu ausersehen waren. Der Prophet redet einfach kraft göttlicher Autorität. Nicht dem Volke als solchem, sondern einzelnen Männern offenbart sich Jahve, und deren Anweisungen gilt es zu folgen.

Was Anderes ist hier wirksam als die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist? Der Wille der Gottheit hat etwas Geheimnisvolles. Es gilt sich unter die berufenen Organe der Offenbarung zu beugen und den göttlichen Willen, wenn auch als unverstandenen, zu ehren. Diesem Zustand der Seele entspricht es, wenn die Ehrung der Gottheit sich namentlich im Opfer vollzieht, wie das bei den Israeliten der Fall war. Wo eine starke Betonung des Opfers vorliegt, da ist der Gottesdienst, der in sittlicher Bethätigung, im Dienste der Nebenmenschen besteht, noch nicht voll erkannt, da richtet sich die Ehrfurcht des Menschen noch vorwiegend auf den geheimnisvollen Willen über ihm und nicht in gleicher Weise auf seine Brüder neben ihm. Opfer, Feste mit besonderen Zeremonien, Reinigungsgebräuche — alles das theilt die altisraelitische Religion mit den heidnischen, mag sie sie noch so überragen. In dem Sinne verwirklicht sich in ihr, wie in der „Religion der Völker“ die Ehrfurcht vor der vielfach unverstandenen über den Menschen waltenden göttlichen Macht.

Freilich etwa seit dem 8. Jahrhundert v. Chr. schlägt die Prophetie Bahnen ein, die wohl geeignet sind, auf das religiöse Volksleben vertiefend einzuwirken. Nicht im Opfer, sondern in sittlicher Gerechtigkeit und Bethätigung sehen die Propheten den wahren Gottesdienst. „Gefallen Jahve etwa Tausende von Böcken, unzählige Bäche Dels? Er hat dir gesagt, o Mensch, was frommt! Und was fordert Jahve von dir, außer Recht zu thun, sich der

Liebe zu befeizigen und demüthig zu wandeln vor deinem Gott?“ (Micha 6, 7 f.) Die Propheten des 7. und 8. Jahrhunderts geben sich große Mühe, jene ethnischen Bestandtheile der Religion, wie Opfer, Fasten und Reinigungen, zurückzudrängen hinter die hohen sittlichen Aufgaben, m. a. W. die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, in Harmonie zu setzen mit der Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist, Gottesdienst und Nächstendienst zu verbinden. In mancher Beziehung aber stellen auch sie die Ehrfurcht vor dem Gleichstehenden noch nicht völlig dar, und zwar deshalb, weil in ihrer Epoche die Bedeutung der Einzelpersönlichkeit noch nicht ganz erfasst ist.

Wenn die Propheten von Gott künden als dem Könige und Richter, dem Herrn und Vater, so tritt er in diesen Funktionen nicht zum Einzelnen, sondern zum Volk in Beziehung. Auch die Strafreden und Weissagungen der Propheten gelten dem ganzen Volke. Auf dessen Zukunft kommt es an, der Einzelne ist ein Tröpflein am Eimer, ein Sandkorn auf der Waage. Eine herrliche Vollendung wird immer nur dem Gesamtvolk prophezeit, und der Glaube an ewiges Leben der Einzelpersönlichkeit, an eine individuelle Unsterblichkeit scheint den Propheten vor dem babylonischen Exil, also vor dem 6. Jahrhundert, völlig gefehlt zu haben. Ihre Gedanken und Empfindungen sind von einer großartigen Objektivität. Gott, Beugung unter Gott — das ist es, worum es sich handelt.

Erst bei Jeremia, dem großen Schmerzensmann, der die Wegführung seiner Landsleute nach Babylon, die Zerstörung der heiligen Stadt erlebt (586 v. Chr.), tritt das persönliche Empfinden ganz anders in den Vordergrund. Wo der Mensch in seiner Dual verstummt, gab ihm ein Gott zu sagen, was er leidet. Und so gewinnen seine Klagen, daß doch sein Haupt ganz Wasser wäre und sein Auge ein Thränenquell, etwas so Persönliches, ja ich möchte sagen Lyrisches, wie es den alten Propheten ferngelegen. Diese Betonung des subjektiven Lebens ist ja einerseits freilich Sache einer besonderen Veranlagung, andererseits aber auch Kennzeichen einer Epoche, in der die Einzelpersönlichkeit mehr Gewicht bekommen hat. In der That treten wir mit Jeremia in ein Zeitalter, in dem die religiöse Lyrik zu blühen beginnt. In dem Exil und nachher werden zahlreiche Psalmen gedichtet, in denen die religiösen Kämpfe und Zweifel des Einzelnen eine ganz andere Rolle spielen als in der altprophetischen Zeit. Wie das Volk seine politische Selbstständigkeit verloren hat, und wir statt eines

Staatess eine Kultusgemeinde antreffen, so handelt es sich auch nicht mehr immer um die Nation, sondern um die Einzelpersonlichkeit und ihr Verhältniß zu Gott. Das „Ich“ hat eine erhöhte Bedeutung gewonnen, wie aus dem Psalter, diesem klassischen Gesangbuch der nachexilischen Gemeinde, deutlich hervorgeht. Das religiöse Leben des Einzelnen steigert sich zu solcher Intensität, daß es nicht mit dem Tode verlöschen darf, und so tritt in der nachexilischen Zeit allmählich auch der Glaube an das individuelle Fortleben nach dem Tode auf. Kurz wir sind in einer Periode, in der die Ehrfurcht vor dem Höherstehenden sich mit der vor dem Gleichstehenden verbindet. Der Mensch beugt sich nicht nur vor Gott im Himmel, sondern auch vor der menschlichen Seele, der Gott ein ewiges Leben verliehen hat.

Wenn das nachexilische Judenthum nun diese zweite Stufe der Religionsentwicklung erklimmen hat, in der die Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist, blüht, so müßte man nach Goethe erwarten, daß sich in dieser Epoche auch eine philosophische Betrachtung des Lebens zeigen sollte. „Die zweite Religion“, sagt Goethe, „die sich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor dem haben, was uns gleich ist, nennen wir die philosophische: denn der Philosoph, der sich in die Mitte stellt, muß alles Höhere zu sich herab-, alles Niedere zu sich heraufziehen.“ Und unsere Erwartung bestätigt sich aufs Eigenthümlichste. In der That beginnt im nachexilischen Judenthum eine Art religiöser Philosophie, Lebensweisheit auf religiöser Grundlage zu blühen, die nur da möglich ist, wo der Mensch nicht nur die Beugung unter die objektiven Mächte gelernt hat, sondern zur Besinnung über den eigenen Werth gekommen ist.

Unter solchen Umständen entstehen Reflexionen darüber, wie das fortgesetzte hoffnungslose Leiden des Frommen sich mit der Gerechtigkeit Gottes vertrage. Das ist das Problem des Buches Hiob, das aus dem nachexilischen Judenthum stammt. Auf welche Weise Hiob zur Lösung seiner Frage gelangt, interessiert uns hier nicht. Aber das verdient Beachtung, daß ein so naheliegendes Problem nicht schon in viel früherer Zeit Gegenstand ausführlicher Behandlung geworden ist. Erklärung finden wir wieder nur in dem Umstande, daß es zur eingehenden Verfolgung solcher Gedanken einer höheren Schätzung der Persönlichkeit bedurfte, als sie die vorerilische Zeit aufwies. Mochte es da dem Einzelnen noch so schlecht gehen, die Ehre Gottes und die Verheißungen der

Nation blieben ja unangetastet. Und darauf allein kam es an. Aber wo die Ehrfurcht des Menschen vor dem, was ihm gleich ist, m. a. W. vor der menschlichen Seele wächst, da kann er es nicht ertragen, den Einzelnen ohne persönliche Genugthuung zu Grunde gehen zu lassen, da ist ihm die verheißene Blüthe der Nation allein kein Trost, da sträubt sich sein Selbstgefühl, die Segel zu streichen, ohne eine innere Antwort erfahren zu haben.

Je größer das Gewicht geworden ist, das der Einzelpersonlichkeit zugeschrieben wird, um so komplizirter wird das Lebensrathsel, um so stärker wird das Bedürfniß, die göttliche Leitung wirklich zu verstehen. Indem der menschliche Geist aber das zu thun versucht, macht er sich zum Beurtheiler Gottes, zieht also — mit Goethe zu reden — das Höhere zu sich herab. Göttliche Dinge unter ganz allgemein menschlichem Gesichtspunkt zu betrachten ist die Eigenheit der philosophischen Religion.

Noch deutlicher als im Buche Hiob liegt diese Eigenheit in der Weisheitsliteratur vor, die ebenfalls nachexilisch ist. Die sogenannten salomonischen Schriften, Sprüche, Weisheit und Prediger sind durchzogen von einer nüchtern verständigen Betrachtungsweise göttlicher Dinge. Bezeichnend dafür ist schon der Anfang der Sprüche: „Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang.“ Die Ersprießlichkeit einer sittlich-religiösen Grundlage für die gesammte Lebensführung ist Beginn und Leitmotiv der Sprüchwörter. Gott wird hier sehr nüchtern betrachtet von Jemand, der sich ihm quasi gleichstellt, d. h. unparteiisch zusieht und immer wieder zum Resultat kommt, daß die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze sei. „Nahve allein verleiht Weisheit, aus seinem Munde kommt Erkenntniß und Vernunft; er spart den Rechtschaffenen Heil auf, beschirmt Die, die unsträflich wandeln, so daß er die Pfade des Rechts behütet und den Weg seiner Frommen bewahrt“ (Sprüche 2, 6—8). Gelegentlich tritt der religiöse Gesichtspunkt auch sehr stark zurück. Besonders ist das im Buche „Prediger“ der Fall, dessen Refrain lautet: „es ist alles eitel“. Das Fazit, das er aus solchen Betrachtungen zieht, ist rein philosophisch: Die Vergänglichkeit alles Irdischen soll nicht zum Verzicht auf seinen Gebrauch führen, sondern zum heitern Genuß und ruhiger Thätigkeit. „Alles, was deine Hand zu thun vermag mit deiner Kraft, das thue; denn weder Thun noch Berechnung, noch Erkenntniß, noch Weisheit giebt's in der Unterwelt, wohin du gehn wirst“ (Pred. 9, 10). Wem fielen hierbei nicht Goethe's Worte ein von dem Tode, der den Weisen in's Leben

zurückdränge und ihn handeln lehre. Dieser philosophische Standpunkt ist uns ein sicheres Kennzeichen dafür, daß wir es mit Goethes zweiter Religion zu thun haben. Das Auge des Menschen ist nicht mehr vorwiegend nach oben gerichtet, sondern blickt um sich herum. Sowohl Gott als das gesammte menschliche Leben erscheinen gleichsam als auf derselben Linie mit dem Beschauer liegend, der in diesem Mittelzustand den Namen des Weisen verdient.

Das 6. Jahrhundert v. Chr. mit dem babylonischen Exil, dem Hauptwendepunkt in der hebräischen Geschichte, ist auch nach unserer Darstellung als bedeutsamer Markstein erschienen. In ihm beginnt eine stärkere Betonung der einzelnen Seele und damit eine größere Ehrfurcht vor dem Gleichstehenden. Natürlich sind die Momente nicht reinlich zu sondern. Auch den vorerilischen Propheten hat solche Ehrfurcht nicht ganz gefehlt, nur tritt sie noch mehr hinter der vor dem Höherstehenden zurück. Andererseits gilt es nicht zu vergessen, daß jene Betonung des persönlichen Faktors, wie wir sie in der Psalmen- und Weisheitsliteratur fanden, ihr Gegenstück hat in dem stark entwickelten kultischen und zeremoniellen Zuge der nachexilischen Zeit. Das Opferwesen, wenn auch in gereinigter und vertiefter Gestalt, gelangt gerade jetzt zu höchster Ausbildung. Gleichwohl besteht unsere allgemeine Beobachtung zu Recht. Denn zunächst kommt es nur darauf an, daß der persönliche Faktor überhaupt herrschend zu werden beginnt, und noch nicht auf die Reinheit und Kräftigkeit, mit der er sich durchsetzt. Zumal die philosophische Betrachtungsweise wird naturgemäß sich auf kleinere Kreise beschränkt haben, und daß sie an Kraft und Ursprünglichkeit mit der Prophetie nicht verglichen werden darf, verdient kaum der Erwähnung. In diesem Sinne wird Goethe's zweite Religion immer zurückstehen.

Die Achtung vor dem Gleichstehenden tritt eben nur bei Wenigen als philosophische Betrachtung zu Tage. In der großen Masse äußert sie sich sehr anders und zwar in einem exklusiven Nationalgefühl. Gerade das Spätjudenthum leistete darin Unglaubliches, und eine Partei wie die der Pharisäer, zur Zeit Jesu die einflußreichste, zeigt, wohin eine einseitige Schätzung des Gleichstehenden es bringen kann. Es entwickelt sich jener Astengeist, der sich von dem vermeintlich Tieferstehenden streng abschließt. Nur die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, die dritte Ehrfurcht, kann hier heilend dazwischentreten.

Und sie hat es gethan. In einer Erscheinung, die ebenfalls im Judenthum entspringt, gleichsam als Abschluß der jüdischen Religionsgeschichte betrachtet werden kann: im Christenthum. Die Verkündigung Christi bedeutet von vornherein einen Protest gegen die Selbstzufriedenheit, die auf die Tieferstehenden herabzublicken sich für berechtigt hält. Gerade diese Niedrigstehenden sind Jesu besonders an's Herz gewachsen. Und so eröffnet er seine Predigt mit jenen gewaltigen Paradoxen: „Selig sind die geistlich Armen, selig, die da Leid tragen, selig, die da hungert und dürstet, selig, die da verfolgt, geschmäht und verleumdet sind“ (Matth. 5, 3. 4. 6. 10. 11).

Wenn die Frage aufgeworfen wird, worin es begründet ist, daß Jesus sich in erster Linie an die wendet, die nichts als ihre Mängel für sich anzuführen haben, so wird man mit Recht auf Jesu Liebe zu den Schwachen, auf seine mitleidige, barmherzige Gesinnung hinweisen. Aber damit wäre nur erklärt, daß er ihnen die Seligkeit bringen wolle, nicht, daß er sie auch zur Seligkeit für recht bereitet halte. Und doch sagt er letzteres. Demnach muß er noch etwas Anderes in ihnen gefunden haben, als bloßen Mangel. Nicht auf den Mangel allein kann es ihm angekommen sein, sondern auf das Gefühl des Mangels, ein Gefühl, das Hand in Hand geht mit der Empfänglichkeit für die Ausfüllung des Mangels, mit der Empfänglichkeit für Gottes Vaterliebe. Es ist nicht bloßes Mitleid, das Jesus mit den geistlich Armen, Trauernden, Hungernden und Dürstenden empfindet, sondern es ist auch das Gefühl für die Hoheit, die sich solche Seelen bewahrt haben, eine Hoheit, vor der Jesus Ehrfurcht empfindet. Das ist die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist. So findet er denn die Töne, um dauernd an sich zu fesseln und zu befriedigen, die von ihrem Mangel gedrückt sind. „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken“ (Matth. 11, 28).

Auf diese Weise erklärt sich auch jene ausgesprochene Kinderliebe Jesu. Auch hier ist Ehrfurcht vor dem Tieferstehenden wirksam. Er, dessen religiöses Leben eine Tiefe und Höhe gewonnen, wie weder vorher noch nachher in der Weltgeschichte, neigt sich mit Freuden herab zu den Unmündigen, die die Höhe seines Geistes nicht fassen, die Bedeutung seiner Gedanken nicht verstehen können, aber doch eine Ahnung bekommen von einer starken Liebe, die sie festhält und emporhebt. Jesus kennt die Bedeutung der

zurückdränge und ihn handeln lehre. Dieser philosophische Standpunkt ist uns ein sicheres Kennzeichen dafür, daß wir es mit Goethes zweiter Religion zu thun haben. Das Auge des Menschen ist nicht mehr vorwiegend nach oben gerichtet, sondern blickt um sich herum. Sowohl Gott als das gesammte menschliche Leben erscheinen gleichsam als auf derselben Linie mit dem Beschauer liegend, der in diesem Mittelzustand den Namen des Weisen verdient.

Das 6. Jahrhundert v. Chr. mit dem babylonischen Exil, dem Hauptwendepunkt in der hebräischen Geschichte, ist auch nach unserer Darstellung als bedeutsamer Markstein erschienen. In ihm beginnt eine stärkere Betonung der einzelnen Seele und damit eine größere Ehrfurcht vor dem Gleichstehenden. Natürlich sind die Momente nicht reinlich zu sondern. Auch den vorerilischen Propheten hat solche Ehrfurcht nicht ganz gefehlt, nur tritt sie noch mehr hinter der vor dem Höherstehenden zurück. Andererseits gilt es nicht zu vergessen, daß jene Betonung des persönlichen Faktors, wie wir sie in der Psalmen- und Weisheitsliteratur fanden, ihr Gegenstück hat in dem stark entwickelten kultischen und zeremoniellen Zuge der nachexilischen Zeit. Das Opferwesen, wenn auch in gereinigter und vertiefter Gestalt, gelangt gerade jetzt zu höchster Ausbildung. Gleichwohl besteht unsere allgemeine Beobachtung zu Recht. Denn zunächst kommt es nur darauf an, daß der persönliche Faktor überhaupt herrschend zu werden beginnt, und noch nicht auf die Reinheit und Kräftigkeit, mit der er sich durchsetzt. Zumal die philosophische Betrachtungsweise wird naturgemäß sich auf kleinere Kreise beschränkt haben, und daß sie an Kraft und Ursprünglichkeit mit der Prophetie nicht verglichen werden darf, verdient kaum der Erwähnung. In diesem Sinne wird Goethe's zweite Religion immer zurückstehen.

Die Achtung vor dem Gleichstehenden tritt eben nur bei Wenigen als philosophische Betrachtung zu Tage. In der großen Masse äußert sie sich sehr anders und zwar in einem erflußigen Nationalgefühl. Gerade das Spätjudenthum leistete darin Unglaubliches, und eine Partei wie die der Pharisäer, zur Zeit Jesu die einflußreichste, zeigt, wohin eine einseitige Schätzung des Gleichstehenden es bringen kann. Es entwickelt sich jener Mästengeist, der sich von dem vermeintlich Tieferstehenden streng abschließt. Nur die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, die dritte Ehrfurcht, kann hier heilend dazwischentreten.

Und sie hat es gethan. In einer Erscheinung, die ebenfalls im Judenthum entspringt, gleichsam als Abschluß der jüdischen Religionsgeschichte betrachtet werden kann: im Christenthum. Die Verkündigung Christi bedeutet von vornherein einen Protest gegen die Selbstzufriedenheit, die auf die Tiefstehenden herabzublicken sich für berechtigt hält. Gerade diese Niedrigstehenden sind Jesu besonders an's Herz gewachsen. Und so eröffnet er seine Predigt mit jenen gewaltigen Paradoxen: „Selig sind die geistlich Armen, selig, die da Leid tragen, selig, die da hungert und dürstet, selig, die da verfolgt, geschmäht und verleumdet sind“ (Matth. 5, 3. 4. 6. 10. 11).

Wenn die Frage aufgeworfen wird, worin es begründet ist, daß Jesus sich in erster Linie an die wendet, die nichts als ihre Mängel für sich anzuführen haben, so wird man mit Recht auf Jesu Liebe zu den Schwachen, auf seine mitleidige, barmherzige Gesinnung hinweisen. Aber damit wäre nur erklärt, daß er ihnen die Seligkeit bringen wolle, nicht, daß er sie auch zur Seligkeit für recht bereitet halte. Und doch sagt er letzteres. Demnach muß er noch etwas Anderes in ihnen gefunden haben, als bloßen Mangel. Nicht auf den Mangel allein kann es ihm angekommen sein, sondern auf das Gefühl des Mangels, ein Gefühl, das Hand in Hand geht mit der Empfänglichkeit für die Ausfüllung des Mangels, mit der Empfänglichkeit für Gottes Vaterliebe. Es ist nicht bloßes Mitleid, das Jesus mit den geistlich Armen, Trauernden, Hungernden und Dürstenden empfindet, sondern es ist auch das Gefühl für die Hoheit, die sich solche Seelen bewahrt haben, eine Hoheit, vor der Jesus Ehrfurcht empfindet. Das ist die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist. So findet er denn die Töne, um dauernd an sich zu fesseln und zu befriedigen, die von ihrem Mangel gedrückt sind. „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken“ (Matth. 11, 28).

Auf diese Weise erklärt sich auch jene ausgesprochene Kinderliebe Jesu. Auch hier ist Ehrfurcht vor dem Tiefstehenden wirksam. Er, dessen religiöses Leben eine Tiefe und Höhe gewonnen, wie weder vorher noch nachher in der Weltgeschichte, neigt sich mit Freuden herab zu den Unmündigen, die die Höhe seines Geistes nicht fassen, die Bedeutung seiner Gedanken nicht verstehen können, aber doch eine Ahnung bekommen von einer starken Liebe, die sie festhält und emporhebt. Jesus kennt die Bedeutung der

Kindesseele, er achtet sie mit der feinsten und tiefsten Empfindung. Sie ist ihm ein Heiligthum, vor dem er Ehrfurcht hat, weil sie Empfänglichkeit für den guten Samen bietet. Und so werden die tiefsten Geheimnisse vor den Weisen und Verständigen verborgen, aber den Unmündigen geoffenbart (Matth. 11, 25).

Empfänglichkeit ist es gewesen, die Jesus schließlich auch in den Kreisen der Sünder gefunden und geschätzt hat. Während die „Gerechten“ sich satt und zufrieden von ihm abwandten, hatte er immer wieder Gelegenheit, eine aufrichtige Buße aus den Kreisen der Sünder und Zöllner zu erfahren. Und seine Freude darüber spiegelt sich in den Gleichnissen vom verlorenen Groschen, vom verlorenen Schaf und vom verlorenen Sohn. Wodurch aber bewirkte Jesus solche Buße? Es war nicht allein das Erbarmen mit dem Elende der Sünder, sondern auch das damit verbundene Vertrauen, daß ihnen geholfen werden könne. Dieses Vertrauen müssen Zöllner und Sünder ihm abgemerkt haben in der unbefangenen Tischgenossenschaft, die er mit ihnen pflog. Nur ein solches Vertrauen hebt den Menschen empor. Wo es vorhanden ist, da wird der Mensch trotz aller Gesunkenheit doch noch als Mensch geachtet, und vor dem unverdorbenen Keim seiner Persönlichkeit wird Ehrfurcht empfunden. Das hat auch Jesus bewiesen. Aber welche Hoheit gehörte dazu, um den Adel der Menschenseele zu empfinden, wo diese selbst sich in den Schmutz getreten hatte! Hier mußte die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, sich in der härtesten Probe bewähren, um Gottes Ebenbild im Menschen auch da zu finden, wo man mit gröberem Auge nichts davon sah. „Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.“ „Es war ein letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte.“

Indem Jesus jene Ehrfurcht vor dem Tiefstehenden bethätigte, indem er sich zu unmündigen Kindern, zu Traurigen, Bedürftigen und Sündern herabneigte, lehrte er die Menschheit überhaupt, Gottes Offenbarung nicht nur im Glänzenden und Erhabenen, sondern auch im Unscheinbarsten und Verachtetsten zu finden. Leiden und Tod rückten durch ihn in ein ganz anderes Licht. Sein eigener Tod erschien Jesu als der Grund eines neuen Verhältnisses zwischen Himmel und Erde, die schreckwürdigste That wurde damit zur größten Segensquelle, und die Geschichte der niederichmetterndsten Erfolglosigkeit wurde der Ausgangspunkt eines welthistorischen Erfolges. Wir begreifen, was Goethe meint, wenn

er freilich in allzu paradoxem Ausdruck staunend davon redet, was dazu gehörte, „Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen.“

Jesús ist der Abschluß der jüdischen Religionsgeschichte, denn er bedeutet ihre höchste Blüthe. Sein Volk verwarf ihn und verfiel religiöser Unfruchtbarkeit, ob es gleich seiner Anlage nach so religiös war, wie kein zweites Volk. Auf die Erbschaft aber, die die Völkerwelt mit dem Christenthum antrat, wollen wir noch nicht eingehen. Wir konstatiren nur, daß die israelitische Religionsgeschichte die Entwicklung aufweist, von der Goethe geredet. Die Spitze, in der sie ausläuft, das Evangelium Jesu, ist natürlich nicht dahin zu verstehen, daß es die beiden ersten Ehrfurchten durch die dritte verdrängt, sondern daß es die ersteren durch die letztere bereichert. Es hat alle drei Momente stark ausgebildet und ist so recht eigentlich die Religion der Ehrfurcht. Denn die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, kommt in Jesu Vertrauen auf die Vaterschaft Gottes zum Ausdruck. Die Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist, offenbart sich in dem hohen Gute, das Jesus den Menschen zuspricht, der Gotteskindschaft und in den hohen sittlichen Idealen, für die er sie nicht zu gering hält. Von der dritten Ehrfurcht haben wir genug geredet. Sie verbindet sich mit den beiden ersten zu einer völligen Harmonie und bewirkt eine Höhe und Reinheit der Lebensanschauung, die unerreicht ist.

Die Entwicklung aber, die sich uns in der israelitisch-jüdischen Religionsgeschichte dargestellt hat, ist nicht ohne bedeutungsvolle Parallelen. Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Griechen.

Zunächst ist klar, daß in dem naiven Götterglauben der alten griechischen Zeit sich die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, dokumentirt. Indem die Griechen jede Naturerscheinung, jeden Stein, jede Quelle, jeden Baum mit einer Gottheit belebten, zeigten sie den ehrfürchtigen Sinn, der sich von Göttlichem umgeben weiß. Der niedere Standpunkt bloßer Furcht ist überwunden. Denn der Grieche ist viel zu sehr von der Wohlthätigkeit der Naturerscheinungen, von der guten Natur seiner Götter durchdrungen. Nichtsdestoweniger liegt in deren Entscheidungen etwas Willkürliches. Es kommt darauf an, daß man sich die Götter durch die geeigneten Mittel geneigt zu machen weiß. Und so treten einerseits Opfer auf, durch die man von den Göttern alles

Mögliche zu erlangen sucht, andererseits Orakel, die den verborgenen göttlichen Willen offenbaren. Auch hier wieder Opfer und Orakel — die Grundcharakteristika der ethnischen Religion, beide ein Beweis, daß die Gottheit als eine über uns wallende Macht empfunden wird, deren Entscheidungen es nicht innerlich zu begreifen und zu befolgen gilt, sondern äußerlich auszukundschaften und womöglich zu beeinflussen! Die Offenbarung der Gottheit im Sittlichen ist dabei noch nicht genügend entwickelt, m. a. W. die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, ist noch wenig durch die Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist, vertieft. Es wird geopfert, wo ein dem Mitmenschen geleisteter Dienst am Platze wäre, es wird nach Orakeln gefragt, wo es auf die Prüfung des eigenen Herzens und Gewissens ankäme. Was ist das Anderes, als Ehrfurcht vor Höherem oder doch vermeintlich Höherem und Verkennung des Gleichstehenden? Die Ähnlichkeit dieser Entwicklungsstufe bei den Griechen mit der bei den alten Hebräern, aber auch bei anderen Völkern, wird Jedem in die Augen springen.

Dieser naive und äußerliche Götterglaube konnte durch ein Mittel wesentliche Vertiefung und Verinnerlichung erfahren, die Philosophie. Sie ist verhältnismäßig früh, in viel bedeutenderem Umfange und mit ganz anderer Schärfe betrieben worden als unter den unphilosophischen Juden. Schon lange vor Sokrates hat sie geblüht. Aber Sokrates hat sich besonders um die Methode des Wissens Mühe gegeben. Was ist Wissen und wie gelange ich dazu? Das sind seine Hauptfragen. Er ist der Kant des Alterthums. Indem so der Geist auf sich selbst zurückgeführt wird, wird er der göttlichen Offenbarung im Innern gewahr. „Erkenne dich selbst“ war die Grundforderung des Sokrates. Ein durchdringendes Studium der menschlichen Natur, ihrer Fähigkeiten und Aufgaben wird die Grundlage der wahren Weisheit. Auch hier bemerken wir, wie der Blick von der umgebenden Welt, auf die die vorsokratischen Philosophen besonders achteten, stärker auf die menschliche Persönlichkeit zurückgelenkt wird. Dazu stimmt, daß Sokrates sich ja mit Vorliebe auf die im eigenen Innern vernommene göttliche Stimme beruft. Und wenn er die Existenz der vielen Götter auch nicht leugnet, so sind diese doch mehr etwas Ueberkommenes, während der Dämon im Innern seiner eigensten Empfindung entspricht. Die Beugung des Menschen unter die Gottheit ist aufs engste mit der Ehrfurcht vor der menschlichen Persönlichkeit verbunden.

Sehr charakteristisch zeigt sich dieser Zug bei Plato. Wenn zu den Beweisen für das Dasein Gottes auch die Empfindung unserer Seele gehört, daß sie mit etwas Göttlichem verwandt sei, so liegt darin, daß der Werth der menschlichen Seele, als einer Erscheinung des Göttlichen, ganz anders erkannt ist als im naiven Zeitalter. Die Schätzung des Gleichstehenden zeigt sich bei Plato aber auch sonst. Sein Staat gliedert sich nach diesem Gedanken. Die drei Stände der regierenden Philosophen, der Krieger und der Ackerbauer sind streng gesondert. Sie haben nicht nur verschiedene Arbeit, sondern auch verschiedene Sittlichkeit. Es ist geradezu ein Kastengeist, und nichts zieht ein Kastengeist so groß, wie Ehrfurcht vor dem Gleichstehenden.

Denker wie Sokrates und Plato haben auf weitere Kreise des griechischen Volkes Einfluß geübt. So dürfen wir die Selbstbefinnung der Seele, wie sie von so bahnbrechenden Philosophen ausgeübt wurde, nicht für etwas Vereinzelttes halten. Viel allgemeiner freilich wird sich die Ehrfurcht vor dem Gleichstehenden in einer anderen Richtung ausgewirkt haben, nämlich im Nationalbewußtsein der Griechen, das sich seit dem Perserkriege so mächtig entfaltet hatte. Diese hohe Schätzung der eigenen Nationalität war aber natürlich verbunden mit Verachtung aller Ungriechen, aller „Barbaren“. Es fehlte die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, nicht nur im griechischen Volksleben, sondern auch bei einem so hervorragenden Repräsentanten seines Geistes wie Plato. Die Tugend des untersten Standes, der Ackerbauer, besteht nach ihm wesentlich in der Fähigkeit, sich beherrschen zu lassen. Zu einer selbständigen Entfaltung seines Menschenthums gelangt er nicht. Zu diesen Anschauungen stimmt die Stellung, die die Sklaven in der antiken Welt einnahmen.

Als Gesamtheit ist das griechische Volk, oder sagen wir allgemeiner die antike Welt, über den eben skizzirten Standpunkt nicht hinausgekommen. Aber es ist doch von großem Interesse, daß auch auf ihrem Boden Ansätze vorhanden sind zu der dritten Ehrfurcht, die sich auf das richtet, was unter uns ist. Diese Ansätze finden sich im Stoizismus.

Mit dem Zerfall des Reiches Alexander des Großen mußte auch das Nationalbewußtsein der Griechen zurückgehen. Sie hörten auf, ein politischer Faktor zu sein. Dagegen stieg eine neue Weltmacht auf, die Nord und Süd, Ost und West unter ihrem Szepter zu vereinigen begann: Rom. Die Berührung der

Nationalitäten und Religionen im römischen Weltreich und die Verständigung aller dieser mannigfachen Elemente durch die eine griechische Weltsprache mußte immer mehr und mehr den Begriff des Weltbürgerthums heraufführen. Die stoische Schule hat ihn vollständig aufgenommen und damit gewaltige Konsequenzen. Die prinzipielle Gleichheit aller Menschen folgte aus ihm. Auch der Sklave, wie Epiktet, kann das Bewußtsein eines „Königs und Herrn“ haben. Denn nur auf die innere Freiheit kommt es an. Und so wurden denn Pracht und Reichtum, Ruhm und Ehre, Macht und Einfluß in ihrer Nichtigkeit erkannt. Es gilt sich zu beugen vor dem Großen auch in der geringsten Form. Dieses Große aber ist die Unerlöschlichkeit und Unabhängigkeit des Geistes, zu der auch der äußerlich Gefnechtete und Verachtete gelangen kann. Was bedeutet das anders als Ehrfurcht vor dem Tieferstehenden, sofern dieser Tieferstehende in aller Unscheinbarkeit seinen entscheidenden Werth darzuthun im Stande ist? Solche Ehrfurcht haben die Stoiker bewiesen in ihrer Unabhängigkeit vom äußeren Erfolge. Nicht der mit Erfolg Gefrönte sondern der unter allen Umständen Tugendhafte verdiente ihre Bewunderung. Und je mehr der Stoizismus seine schroffen Zeiten abschliff und Verständniß für die liebenswürdigen Tugenden gewann, um so mehr sind seine Vertreter geneigt, „nicht nach hohen Dingen zu trachten, sondern sich herunterzuhalten zu den niedrigen.“ Der Kaiser Mark Aurel ist hier ein sprechendes Beispiel in seiner Selbstkritik und Anspruchslosigkeit, in seiner an sich selbst gerichteten Mahnung, frei zu sein vom „Stolze der Bescheidenheit, dem schlimmsten von Allen.“ Es ist durchaus nicht bloße Resignation, sondern es ist Wohlwollen gegen Unreifere wenn er sagt: „Die Menschen sind für einander da; also belehre oder dulde sie“ (Selbstbetrachtungen VIII, 59). Solche Töne finden sich immer wieder bei Mark Aurel. Stellt er es doch als Vorzug des Menschen hin, diejenigen zu lieben, welche ihn beleidigen. Mancherlei Erwägungen könnten dazu helfen, so die, daß die Menschen mit uns eines Geschlechtes seien, und daß sie aus Unwissenheit und gegen ihren Willen fehlten (VII, 22). Diese stoische Feindesliebe hat einen negativen Anstrich. Es ist nicht sowohl die werththätige, barmherzige Liebe, die hier gepredigt wird, als vielmehr die Duldung des anderen, auch sofern er noch unreif, unentwickelt, ja schlecht, d. h. im stoischen Sinne unwissend

ist. Aber in dieser religiös motivirten Duldung ist doch die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, nicht zu verkennen.

In die große Masse ist der Stoizismus nie gedrungen. Wenn wir in ihm die philosophisch-religiöse Entwicklung der Antike auslaufen lassen, so wissen wir wohl, daß wir damit nur eine schmale Spitze treffen. Als Macht kann der Stoizismus mit dem Christenthum garnicht verglichen werden, und als Grundlage einer Religionsgemeinschaft kommt er überhaupt nicht in Betracht. Aber bedeutungsvoll bleibt er doch als Schlußglied einer Entwicklung, die eine stete Vervollkommnung der Ehrfurcht aufweist.

Eine in den Einzelzügen sehr andersartige, aber im Gesamtgange analoge Entwicklung findet sich in der indischen Religionsgeschichte. Auch hier sei uns ein flüchtiger Blick gestattet.

Der in den älteren Veden zur Erscheinung tretende Götterglaube hat viel Aehnlichkeit mit der Religion der alten Griechen, sowie überhaupt der indogermanischen Völker. Auch hier die Unterordnung unter Einzelgestalten, in denen die großen Naturkräfte verkörpert angesehen werden, auch hier die zahlreichen Opfer, durch die man alles Mögliche von den Göttern zu erlangen strebt, auch hier jener willkürliche Zug in den Entscheidungen der Götter. Wenn wir damit Recht gehabt haben, was wir über die in solchen Zügen hervortretende Ehrfurcht vor dem Uebermenschlichen gesagt haben, dann ist es klar, daß wir es auch hier zunächst mit Goethe's erster Religion zu thun haben. Wir können nicht zaudern, die altvedische Religion in völlige Parallele mit dem naiven Götterglauben der Griechen zu stellen und zur „Religion der Völker“ zu rechnen.

Aber auch auf indischem Boden entwickelt sich allmählich das Bedürfniß, das Göttliche tiefer zu erfassen. Immer mehr zeigt das auf Einheit ausgehende indische Denken die Neigung, die göttlichen in der Natur sich offenbarenden Kräfte nicht in ihrer Vereinzelung zu lassen, sondern als identische zu verstehen. So erscheinen denn zunächst jene eigenthümlichen Identifizirungen der verschiedensten Göttergestalten. Aber dabei bleibt es nicht. Der philosophirende Geist der herrschenden Klasse, der Brahmanen, zieht stürmische Konsequenzen. Wenn das Göttliche nicht vereinzelt zu fassen ist, sondern sich in Allem offenbart, dann ist eben Alles göttlich, dann ist namentlich die zentrale Kraft der Persönlichkeit, der Atman, eine göttliche Potenz. So werden die einzelnen Göttergestalten herabgedrückt, während die menschliche Persönlichkeit unendlich an Gewicht gewinnt. Beide sind eben nur Offenbarungen

des einen Göttlichen. Ja, der Atman, der Kern des Ichs, ist schließlich identisch mit dem Brahman, dem obersten, alles leitenden Prinzip. „Der Atman ist das All.“ Es ist kein Unterschied zwischen dem subjektiven und dem objektiven Gott. Das ist die pantheistische Philosophie der berühmten Upanishaden, der vedischen Ausläufer aus dem 7. und 6. Jahrhundert v. Chr., die auf brahmanischem Boden entstanden sind.

Von diesem Pantheismus kann man die konsequenteste Durchführung der Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist, erwarten. Denn der Mensch, der zur Erkenntnis gekommen, daß Ich sei schließlich nicht verschieden vom Du, der eine Manifestation des Göttlichen in sich selber wie in der ihn umgebenden Welt erblickt, findet überall Göttliches und beugt sich vor ihm, als vor etwas ihm Verwandtem. Er begrüßt die Dinge mit jenem bekannten Wort: „Das bist du selbst,“ und zur Gottheit spricht er:

„Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrt mich meine Brüder
Im stillen Buch, in Luft und Wasser kennen.“

Es ist interessant, wie auch auf indischem Boden bei tieferer religiöser Entwicklung das Göttliche vor Allem in der menschlichen Seele gefunden wird. Die darin sich kundgebende Schätzung des Gleichstehenden nimmt hier freilich eine eigenartige Gestalt an, indem nicht die Entwicklung der Einzelseele, sondern ihre Vernichtung, ihr Aufgehen im Allgeist, als Ziel erscheint.

Wenn es aber so steht, daß die göttliche Potenz in pantheistischer Weise überall gefunden wird, wenn es heißt: „Der Geist, der in der Sonne ist, der bin ich“, dann wäre zu erwarten, daß sich die Ehrfurcht nicht nur auf das Gleichstehende, sondern auch auf das Tieferstehende richtete, daß die Schätzung der Persönlichkeit, die sich uns in der Lehre vom Atman kundgab, auswüchse zu einer Schätzung des gesamten unpersonlichen Lebens. In gewissen Grenzen ist das auch schon in früher indischer Zeit der Fall gewesen. Da wäre z. B. auf den Glauben an die Seelenwanderung hinzuweisen, nach dem der in allen Wesen waltende Geist identisch sein muß, und der eine besondere Stellung zur Tierwelt zur Folge hat. Auch entwickelt sich bereits in dieser vorbuddhistischen Zeit ein Mönchtum, in dem die indischen Kastenunterschiede aufgehoben sind, mithin die einseitige Schätzung des Gleichstehenden durchbrochen erscheint. Im Ganzen aber wird auf rein brahmanischem

Boden eine tiefere Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, nicht zu erwarten sein. Es kommt eben nicht bloß darauf an, daß derselbe Geist alle Wesen durchwaltet, sondern daß man das Bewußtsein der Einheit des Ichs mit dem Allgeist gewinnt. Das gelingt doch nur Wenigen. „Den Weisen, welche ihn (den Atman) in ihrem eigenen Selbst erblicken, denen wird ewiges Glück zu Theil, nicht Andern.“ So bleibt es denn im Großen und Ganzen in dieser Periode bei der Schätzung des Gleichstehenden. Das Kastenwesen, das in dieser älteren vorbuddhistischen Zeit noch milde Formen hatte, hat sich auf dem Boden des Brahmanismus immer mehr gesteigert. Damit geht aber eine Verachtung des Tieferstehenden — bisweilen in grauenhaftester Form — Hand in Hand.

Gleichwohl haben sich manche Ansätze, die wir zu einer Ehrfurcht vor dem Tieferstehenden gefunden haben, auch auf indischem Boden großartig entwickelt. Das ist im Buddhismus geschehen. Nicht als ob Buddha ein sozialer Reformator, ein Vorkämpfer der Elenden und Unterdrückten gegen eine hochmüthige und einseitige Klassenherrschaft gewesen wäre. Wie wir gesehen, war das Kastenwesen, als er auftrat, noch garnicht so scharf entwickelt. „Ein Kämpfer gegen das Kastenwesen ist denn auch, den besten Quellen gemäß, Buddha eigentlich nicht gewesen“ (v. Schroeder). Nicht die Elenden, sondern „gerade vorwiegend Söhne edler Geschlechter“ gehörten zu seinen Jüngern. „Ausdrücklich werden sogar Sklaven, Soldaten, fränkliche und gebrechliche Leute von der Mönchsgemeinde ausgeschlossen“ und nur als Laien zugelassen. Trotz alledem aber bedeutet die Lehre Buddha's doch den Blick nach unten. Freilich nicht dem Elend der niederen Volksklassen, wie man wohl gemeint hat, wohl aber dem Elende der Menschen überhaupt wendet sich Buddha zu. Er selbst fühlt sich als der, dem die Erlösung zu Theil geworden, aber die Menschheit seufzt unter namenlosem Jammer. Wie ein rother Faden ziehen sich die vier heiligen Wahrheiten vom Leiden durch Buddha's Lehre. „Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Tod ist Leiden, mit Unliebem vereint sein ist Leiden, von Liebem getrennt sein ist Leiden.“ kurz, das ganze Leben ist Leiden. Dieses Leiden der Welt aber hat seinen Grund in dem ungestümen Begehren des Menschen, in jenem „Durst nach Sein, der von Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt.“ Nur „die Aufhebung dieses Durstes durch gänzliche Vernichtung des Begehrens“ führt zur Aufhebung des Leidens und damit schließlich zum Nirvana. Und Buddha, der selbst vom

Nationalitäten und Religionen im römischen Weltreich und die Verständigung aller dieser mannigfachen Elemente durch die eine griechische Weltsprache mußte immer mehr und mehr den Begriff des Weltbürgerthums heraufführen. Die stoische Schule hat ihn vollständig aufgenommen und damit gewaltige Konsequenzen. Die prinzipielle Gleichheit aller Menschen folgte aus ihm. Auch der Sklave, wie Epiktet, kann das Bewußtsein eines „Königs und Herrn“ haben. Denn nur auf die innere Freiheit kommt es an. Und so wurden denn Pracht und Reichthum, Ruhm und Ehre, Macht und Einfluß in ihrer Nichtigkeit erkannt. Es gilt sich zu beugen vor dem Großen auch in der geringsten Form. Dieses Große aber ist die Unerlöschlichkeit und Unabhängigkeit des Geistes, zu der auch der äußerlich Gefnechtete und Verachtete gelangen kann. Was bedeutet das anders als Ehrfurcht vor dem Tieferstehenden, sofern dieser Tieferstehende in aller Unscheinbarkeit seinen entscheidenden Werth darzuthun im Stande ist? Solche Ehrfurcht haben die Stoiker bewiesen in ihrer Unabhängigkeit vom äußeren Erfolge. Nicht der mit Erfolg Gefrönte sondern der unter allen Umständen Tugendhafte verdiente ihre Bewunderung. Und je mehr der Stoizismus seine schroffen Seiten abschliff und Verständniß für die liebenswürdigen Tugenden gewann, um so mehr sind seine Vertreter geneigt, „nicht nach hohen Dingen zu trachten, sondern sich herunterzuhalten zu den niedrigen.“ Der Kaiser Mark Aurel ist hier ein sprechendes Beispiel in seiner Selbstkritik und Anspruchslosigkeit, in seiner an sich selbst gerichteten Mahnung, frei zu sein vom „Stolze der Bescheidenheit, dem schlimmsten von Allen.“ Es ist durchaus nicht bloße Resignation, sondern es ist Wohlwollen gegen Unreifere wenn er sagt: „Die Menschen sind für einander da; also belehre oder dulde sie“ (Selbstbetrachtungen VIII, 59). Solche Töne finden sich immer wieder bei Mark Aurel. Stellt er es doch als Vorzug des Menschen hin, diejenigen zu lieben, welche ihn beleidigen. Manchertei Erwägungen könnten dazu helfen, so die, daß die Menschen mit uns eines Geschlechtes seien, und daß sie aus Unwissenheit und gegen ihren Willen fehlten (VII, 22). Diese stoische Feindesliebe hat einen negativen Anstrich. Es ist nicht sowohl die werktthätige, barmherzige Liebe, die hier gepredigt wird, als vielmehr die Duldung des anderen, auch sofern er noch unreif, unentwickelt, ja schlecht, d. h. im stoischen Sinne unwissend

ist. Aber in dieser religiös motivirten Duldung ist doch die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, nicht zu verkennen.

In die große Masse ist der Stoizismus nie gedrungen. Wenn wir in ihm die philosophisch-religiöse Entwicklung der Antike auslaufen lassen, so wissen wir wohl, daß wir damit nur eine schmale Spitze treffen. Als Macht kann der Stoizismus mit dem Christenthum garnicht verglichen werden, und als Grundlage einer Religionsgemeinschaft kommt er überhaupt nicht in Betracht. Aber bedeutsam bleibt er doch als Schlußglied einer Entwicklung, die eine stete Vervollkommnung der Ehrfurcht aufweist.

Eine in den Einzelzügen sehr andersartige, aber im Gesamtgange analoge Entwicklung findet sich in der indischen Religionsgeschichte. Auch hier sei uns ein flüchtiger Blick gestattet.

Der in den älteren Vedem zur Erscheinung tretende Götterglaube hat viel Aehnlichkeit mit der Religion der alten Griechen, sowie überhaupt der indogermanischen Völker. Auch hier die Unterordnung unter Einzelgestalten, in denen die großen Naturkräfte verkörpert angesehen werden, auch hier die zahlreichen Opfer, durch die man alles Mögliche von den Göttern zu erlangen strebt, auch hier jener willkürliche Zug in den Entscheidungen der Götter. Wenn wir damit Recht gehabt haben, was wir über die in solchen Zügen hervortretende Ehrfurcht vor dem Uebermenschlichen gesagt haben, dann ist es klar, daß wir es auch hier zunächst mit Goethe's erster Religion zu thun haben. Wir können nicht zaudern, die altvedische Religion in völlige Parallele mit dem naiven Götterglauben der Griechen zu stellen und zur „Religion der Völker“ zu rechnen.

Aber auch auf indischem Boden entwickelt sich allmählich das Bedürfniß, das Göttliche tiefer zu erfassen. Immer mehr zeigt das auf Einheit ausgehende indische Denken die Neigung, die göttlichen in der Natur sich offenbarenden Kräfte nicht in ihrer Vereinzelung zu lassen, sondern als identische zu verstehen. So erscheinen denn zunächst jene eigenthümlichen Identifizirungen der verschiedensten Göttergestalten. Aber dabei bleibt es nicht. Der philosophirende Geist der herrschenden Klasse, der Brahmanen, zieht stürmische Konsequenzen. Wenn das Göttliche nicht vereinzelt zu fassen ist, sondern sich in Allem offenbart, dann ist eben Alles göttlich, dann ist namentlich die zentrale Kraft der Persönlichkeit, der Atman, eine göttliche Potenz. So werden die einzelnen Göttergestalten herabgedrückt, während die menschliche Persönlichkeit unendlich an Gewicht gewinnt. Beide sind eben nur Offenbarungen

des einen Göttlichen. Ja, der Atman, der Kern des Ichs, ist schließlich identisch mit dem Brahman, dem obersten, alles leitenden Prinzip. „Der Atman ist das All.“ Es ist kein Unterschied zwischen dem subjektiven und dem objektiven Gott. Das ist die pantheistische Philosophie der berühmten Upanishaden, der vedischen Ausläufer aus dem 7. und 6. Jahrhundert v. Chr., die auf brahmanischem Boden entstanden sind.

Von diesem Pantheismus kann man die konsequenteste Durchführung der Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist, erwarten. Denn der Mensch, der zur Erkenntniß gekommen, das Ich sei schließlich nicht verschieden vom Du, der eine Manifestation des Göttlichen in sich selber wie in der ihn umgebenden Welt erblickt, findet überall Göttliches und beugt sich vor ihm, als vor etwas ihm Verwandtem. Er begrüßt die Dinge mit jenem bekannten Wort: „Das bist du selbst,“ und zur Gottheit spricht er:

„Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Buch, in Lust und Wasser kennen.“

Es ist interessant, wie auch auf indischem Boden bei tieferer religiöser Entwicklung das Göttliche vor Allem in der menschlichen Seele gefunden wird. Die darin sich kundgebende Schätzung des Gleichstehenden nimmt hier freilich eine eigenartige Gestalt an, indem nicht die Entwicklung der Einzelseele, sondern ihre Vernichtung, ihr Aufgehen im Allgeist, als Ziel erscheint.

Wenn es aber so steht, daß die göttliche Potenz in pantheistischer Weise überall gefunden wird, wenn es heißt: „Der Geist, der in der Sonne ist, der bin ich“, dann wäre zu erwarten, daß sich die Ehrfurcht nicht nur auf das Gleichstehende, sondern auch auf das Tieferstehende richtete, daß die Schätzung der Persönlichkeit, die sich uns in der Lehre vom Atman kundgab, auswüchse zu einer Schätzung des gesamten unpersönlichen Lebens. In gewissen Grenzen ist das auch schon in früher indischer Zeit der Fall gewesen. Da wäre z. B. auf den Glauben an die Seelenwanderung hinzuweisen, nach dem der in allen Wesen waltende Geist identisch sein muß, und der eine besondere Stellung zur Thierwelt zur Folge hat. Auch entwickelt sich bereits in dieser vorbuddhistischen Zeit ein Mönchtum, in dem die indischen Kastenunterschiede aufgehoben sind, mithin die einseitige Schätzung des Gleichstehenden durchbrochen erscheint. Im Ganzen aber wird auf rein brahmanischem

dem über ihn Stehenden Ehrfurcht zu zollen. Sein Blick ist wesentlich hinauf gerichtet. Was von Eltern und Erziehern herkommt, genießt unbedingte Autorität. Freilich giebt es ein Alter, in dem Kinder mehr die Neigung haben, dem, was von ihren Geschwistern und Kameraden gesagt wird, zu vertrauen, als dem Worte der Erwachsenen. Aber man kann darin nicht etwa schon die Ehrfurcht vor dem Gleichstehenden erblicken. Denn immer werden es die älteren Geschwister, die überlegenen Kameraden sein, deren Worten jene hohe Schätzung entgegengebracht wird. Diese älteren Geschwister oder Kameraden sind nämlich in der Lage, durch ihr größeres Alter ein Uebergewicht an Erfahrung und Kenntnissen zu haben und andererseits, da sie selbst noch Kinder sind, dem Gedankenkreis der Jüngeren näher, verständlicher zu sein. Daher so oft ihr Vorrang vor den Erwachsenen. Aber ein gewisses Uebergewicht verlangt das Kind immer, um Ehrfurcht empfinden zu können. Dem bloß Gleichstehenden zollt es sie nicht, es muß ihm imponirt werden. Und der Tieferstehende wird nicht selten mit Verachtung behandelt. Es ist bekannt, wie oft Kinder gegen Schwächere, Unbegabtere, Zurückgebliebene Rücksichtslosigkeit an den Tag legen. Das deutet noch keineswegs auf Mangel an Gemüth, vielmehr nur auf einen Mangel an Verständniß, dem erst die zunehmende Erfahrung abhilft.

Je mehr die Kinder heranwachsen, um so stärker bildet sich unter normalen Umständen das kameradschaftliche Zusammenhalten aus. Wo das zum eigentlichen esprit du corps wird, da können wir schon von der Ehrfurcht vor Gleichstehendem reden. Es beginnt das Jünglings- und Jungfrauenalter. Manches lehrreiche Direktive bietet hier beim Jüngling aus gewissen Kreisen die Studentenzeit. Der Student ist der klassische Vertreter der Achtung vor dem Gleichstehenden. Es ist vor Allem die Genossenschaft, die er schätzt. Vor ihr allein beugt sich der „freie Bursch“, dem sonst Autoritäten verhaßt sind. Höher Stehende anzuerkennen, fällt ihm schwer, aber die Schätzung der Gleichstehenden ist so ausgeprägt, daß ein leicht hingeworfenes Wort von ihnen sofort als Ehrverletzung in Betracht kommt. Natürlich nur, sofern es von einem wirklich als gleich Auerkannten herkommt. Die Verachtung der vermeintlich Tieferstehenden ist ein charakteristischer Zug, wie des Jünglings überhaupt, so namentlich des Studenten. Ein Wort von Jemand, der nicht zur satisfaktionsfähigen Gesellschaft gehört, hat nichts zu bedeuten.

Durfte, also auch vom Leiden losgekommen, beugt sich zu den noch Geknechteten herab und will das Leiden des Menschen heben dadurch, daß er ihn von dem Begehren zu heilen sucht. Der Buddhismus ist in einem Maße Erlösungsreligion, wie außer ihm nur noch das Christenthum. „Wie das große Meer, ihr Jünger, nur von einem Geschmack durchdrungen ist, vom Geschmack des Salzes, also ist auch, ihr Jünger, diese Lehre und diese Ordnung nur von einem Geschmack durchdrungen, vom Geschmack der Erlösung.“

Eine Religion, die in der Weise bestimmt ist durch den Gedanken des Erdenleides und durch das Bestreben, dieses Leid zu heben, kennzeichnet sich durch den Blick nach unten. Man könnte darüber streiten, ob darin ohne Weiteres schon die Ehrfurcht vor dem Tieferstehenden beschlossen sei oder ob nicht das Mitleid mit den Unerlösten ausschlaggebend sei. Aber ein Mitleid, das sich in die That umsetzt, ist doch in solchem Falle verbunden mit Ehrfurcht vor dem noch erlösbaren Kerne im Menschen. Indem der Buddhismus die theoretischen Spekulationen bei Seite läßt und sich nur die praktische Aufgabe stellt, zu betonen, was zum Heil, zum Frieden und zur Erlösung der Menschen dient, bekennt er, daß auf die Erlösung auch der Geringsten mehr ankommt, als auf eine noch so hohe spekulative Erkenntniß der Begabtesten. Das beweist aber Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist.

Daß das richtig ist, zeigt auch die Geschichte des Buddhismus. Wo er Wurzel faßte, konnte das Kastenwesen mit seiner einseitigen Schätzung des Gleichstehenden nicht bestehen. Freilich auch vor Buddha gab es kastenlose Mönchsorden. Durch Buddha aber gewannen sie eine ganz andere Verbreitung. Auch hat sich jene Ehrfurcht vor dem Tieferstehenden in der buddhistischen Ethik gezeigt. Gerade die edle Bethätigung dem Schwächeren gegenüber wird betont. Wohlwollen, Mitleid, Erbarmen allen Wesen gegenüber ist Grundforderung. Selbst dem Feinde sind sie zu erweisen und seiner Bosheit ist nicht mehr zu gedenken. „Durch Nicht-Feindschaft kommt Feindschaft zur Ruh.“ All diese Züge sind durch vielfache Beispiele und Sprüche so bekannt, daß nur an sie erinnert zu werden braucht.

Ob die Ehrfurcht vor dem Tieferstehenden in der Gestalt, wie sie der Buddhismus erreicht hat, fähig ist, ein Volk zu religiös-sittlicher Reife und zur Erreichung großer positiver Ziele zu führen, ist natürlich eine Frage, auf die wir hier nicht einzugehen haben.

Auf die stark negative Färbung buddhistischer Gedanken ist oft hingewiesen worden. Uns hat nur das interessirt, daß der Gang der indischen Religionsgeschichte die Entwicklung der Ehrfurcht, die wir früher beobachtet, wiederum bestätigt hat. Nur in diesem Sinne war unser Blick auf die altvedische, die brahmanische und buddhistische Religionsära gerichtet.

Dieser gesammten Gesichtsbetrachtung gegenüber, die auf so verschiedenen und von einander so unabhängigen Gebieten, wie Palästina, Griechenland und Indien, eine analoge religiöse Entwicklung konstatiren will, könnte vielleicht der Vorwurf gemacht werden, daß sie etwas Willkürliches habe. Thut man mit solchen Konstruktionen der Geschichte nicht Gewalt an? Lassen sich die Momente der Entwicklung so reinlich sondern, wie es sich in unserer Darstellung ausgenommen hat? Hierauf ist zu erwidern, daß von einer reinlichen Sonderung gar nicht die Rede sein soll. Es liegt am Tage, daß in einer lebendigen Entwicklung die Fäden ganz anders in einander greifen, die Schiffelein ganz anders hinüber- und herüberschießen, als es in einer übersichtlichen Darstellung zu Tage treten kann. Deshalb gilt es immer zu betonen, daß solche Darstellung die Sache nur in den allgemeinsten Zügen treffen will. Auch ist durchaus zuzugestehen, daß der Gesichtspunkt der Ehrfurcht ein einseitiger ist. Aber unter diesen Voraussetzungen scheint es unwidersprechlich, daß in den verschiedensten Religionen sich eine analoge Entwicklung vollzieht, und zwar so, daß der Gegenstand der religiösen Ehrfurcht immer unscheinbarere Gestalt annimmt, daß es nicht bleibt bei Verehrung einer Gewalt, die über der religiösen Gemeinschaft sich verkörpert und wesentlich durch Gebet und Opfer zu ehren ist, sondern daß diese Gewalt auch in der Gemeinschaft selbst gefunden und der Werth der Einzelpersonlichkeit denkend erkannt wird, ja daß sie schließlich unter der Gemeinschaft sich offenbart in Wesen, die ihrer eigentlichen Bestimmung erst entgegenzuführen sind, was vor Allem praktische Bethätigung erfordert.

Unser Resultat wird bestätigt durch einen Blick auf die christliche Kirchengeschichte. Freilich enthielt das Christenthum selbst, wie wir sahen, alle drei Ehrfurchten in schönster Harmonie und stärkster Ausprägung, und wie sehr das apostolische Zeitalter es verstand, die dritte Ehrfurcht mit den beiden ersten zu vereinigen, zeigt z. B. seine Fürsorge für die noch nicht Erlösten, d. h. seine ausgebreitete Weidenmission. Aber die Folgezeit vermochte nicht

diese Errungenschaften ohne Trübungen festzuhalten. Die Selbstständigkeit der Persönlichkeit und mit ihr die Ehrfurcht vor dem Gleichstehenden ging in dem hierarchischen Gebäude des mittelalterlichen Katholizismus zu Grunde, die Gedanken Jesu, in denen sich seine Schätzung des Tiefstehenden gezeigt, gelangten nicht zu gebührender Würdigung, die Heidenmission wurde vielfach ein Mittel der Politik und trat in der zweiten Hälfte des Mittelalters sehr in den Hintergrund. Der mittelalterliche Katholizismus ist wesentlich beherrscht von der Ehrfurcht vor dem, was über uns ist. Das kommt in der Stellung des Laien zum Priester, sowie überhaupt in der blinden Unterordnung des Einzelnen unter die Kirche und ihr sichtbares Oberhaupt zum Ausdruck. Erst Luther bedeutet eine Wendung. Der von ihm auf den Leuchter gestellte Gedanke des allgemeinen Priestertums schuf wiederum eine selbstständige christliche Persönlichkeit, einen freien Christenmenschen und damit eine Gemeinde der Heiligen, in der die Ehrfurcht vor Gleichem zum Ausdruck kam. Auch zur Verwirklichung der dritten Ehrfurcht sind von Luther entscheidende Anregungen ausgegangen. Aber Vieles hat er doch der Folgezeit anheimstellen müssen, und vielleicht dürfen wir hoffen, daß das Christentum unserer Tage durch Betonung der inneren und äußeren Mission sowie überhaupt der sozialen Gedanken Jesu der dritten Ehrfurcht Raum zu schaffen geeignet ist.

Aber dem sei wie es wolle: wenn unsere Gesamtbetrachtung auch nur in den Grundzügen zutrifft, dann stehen wir einer so oft wiederholten religionsgeschichtlichen Entwicklung gegenüber, daß wir von einem religionsgeschichtlichen Gesetz reden dürfen. Wie ist dieses Gesetz zu erklären? Eine sehr naheliegende psychologische Erwägung mag uns hier einen Schlüssel bieten.

Es ist oft darauf hingewiesen worden, daß ein Volk ähnliche Stadien zu durchlaufen hat, wie der einzelne Mensch. Auch ein Volk hat seine Kindheit, sein Jünglingsalter, seine Mannesreife. So wird denn was im Großen vor sich geht in der Geschichte des Volkes, sein Abbild haben müssen im Leben des Einzelnen. Wie steht es nun mit der Entwicklung der Ehrfurcht beim Einzelnen? Wenn sich hier ähnliche Phasen nachweisen ließen, würde nicht unsere Geschichtskonstruktion eine Bestätigung erfahren und höchst natürlich erscheinen? Ich glaube, sie lassen sich nachweisen auf die einfachste Weise.

Denn es liegt am Tage, daß das Kind geneigt ist, lediglich

Leben entwickelt, zeigt es sich geeignet, die Mannigfaltigkeit der Individualitäten nicht zu zerstören sondern zur Reife zu bringen. Wie weit das auch geschichtlich der Fall gewesen, ist freilich eine sehr andere Frage. In großen Kreisen haben wir die vierte Ehrfurcht überhaupt nicht verwirklicht gefunden. Und es ist schon viel, wenn ihre nothwendige Vorbedingung, die von uns behandelte dreifache Ehrfurcht, sich durchsetzt. Daß das besonders im Christenthum der Fall ist, haben wir gesehen. Auch die Leiter des Pädagogiums, das Wilhelm Meister besucht, zeigen, indem sie die Verbindung der drei Ehrfurchten an das christliche Credo knüpfen, wenn auch unbewußt an, daß das Christenthum nicht nur die dritte, sondern die Vereinigung der drei Ehrfurchten bringt. Wie geschickt wäre es, wenn eine Apologie des Christenthums damit einsetzte, zu zeigen, daß das im Christenthum der Fall ist, und daß der Mensch auf diesem Wege zu sittlicher Reife, zu wahren Menschenthum geführt werde.

Es sind nur flüchtige Blicke gewesen, die wir in Vorstehendem auf die Geschichte der Religionen haben werfen können. Aber die Ordnung und Gleichmäßigkeit, mit der wir ewige Gesetze sich in ihnen auswirken sahen, wird unseren Geist befriedigt haben. Die großen Vorgänge in der Entwicklung der Ideen rücken uns näher, wenn wir sie gleichsam en miniature im Einzelleben wiederfinden. Die psychologische Methode bewährt sich uns auch hier als die richtige bei religionsgeschichtlichen Untersuchungen.

Aber nicht nur eine rein geschichtliche Erkenntniß kann uns eine derartige Betrachtung geben. Sie kann uns auch zu praktischen Urtheilen sittlicher Art verhelfen. Es mag mir gestattet sein, zum Schluß auf zwei Momente hinzuweisen.

Es hat sich uns ergeben, daß bei fortschreitender Entwicklung der Gegenstand der Ehrfurcht in immer unscheinbarer Form erblickt wird. Eine immer größere Achtung wird dem Kleinen, Geringen entgegengebracht. Immer mehr wird auf das äußerlich Imponirende verzichtet. Die drei Gipfelpunkte in der Beziehung bildeten der Buddhismus, der Stoizismus und vor Allem das Christenthum. Darin zeigt sich gerade die höhere Entwicklung des Menschen, daß er vom Glanze abzusehen lernt und die Offenbarung Gottes auch da findet, wo der oberflächliche Blick nichts davon entdeckt. Im Unscheinbarsten, Gerिंगsten, im Verachtetsten Gott zu finden — das bedeutet reif werden. Ein Herabsehen auf Andere, die an religiöser Erkenntniß oder Bildung, an Besitz oder

Die hohe Schätzung des Gleichstehenden hat für die Entwicklung des Jünglings bei manchen Gefahren doch eine große Bedeutung. Das Solidaritätsgefühl, überhaupt der Sinn für das Genossenschaftliche wird ein guter Boden für viele Tugenden. Aber mit der Unterschätzung Höher- und Tieferstehender geht oft ein übertriebenes Selbstvertrauen Hand in Hand. Erst die allmählich wachsenden Anforderungen des Lebens und die Mißerfolge dämmen dieses Selbstvertrauen ein und bringen dem Manne mit größerer Bescheidenheit auch eine vertiefte Anerkennung der Leistungen Anderer.

Wo sich solche Anerkennung auch minderwerthiger fremder Leistungen zeigt, da können wir schon von der Ehrfurcht vor dem Tieferstehenden reden. Sie ist immer ein Zeichen geistiger Reife. So ist sie dem Jüngling auch meist versagt, der Mann gelangt zu ihr. Und er findet reichlich Gelegenheit, sich in ihr zu üben — in seinem Beruf. Je höher ein Beruf steht, um so mehr verlangt er die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist. Denn es handelt sich dann um die Sorge für Leute, die in irgend einer Hinsicht der Hülfe bedürfen. Denken wir nur an den Herrscherberuf. Wie wäre er auszuführen, ohne die Ehrfurcht vor den Tieferstehenden in der beständigen Sorge für sie! Aber auch der Pastor und Missionar hat eine ähnliche Sorge zu bethätigen für die, welche fern von Gott sind, der Lehrer für die Unerzogenen und Unwissenden, der Arzt für die Kranken, der Jurist und Verwaltungsbeamte für die Schutzbedürftigen. Und was ließe sich hier alles noch anführen! Vor Allem der Elternberuf selbst, für dessen entsprechende Ausführung jene dritte Ehrfurcht oberste Bedingung ist.

So finden wir denn, daß auch im Leben des Einzelnen das Auge wesentlich in eine dreifache Richtung hinschaut. Handelte es sich in der Kindheit um die Frage: wie stelle ich Eltern und Lehrer zufrieden, so hat für den Jüngling eine andere noch mehr Interesse: wie erringe ich mir eine Stellung unter Kameraden und Kommilitonen? Im Mannesalter aber wenden sich die Blicke hinunter: wie erfülle ich meine Aufgabe an denen, die mir befohlen sind? Wie sehr dies Gesetz in der Natur begründet ist, zeigt auch folgende Erwägung: Das Kind ist im Hause der Eltern, auf die es zu blicken hat. Der Jüngling zieht von ihnen hinaus, wenn's normal zugeht, in einen Kreis von Genossen. Der Mann gründet sich das eigne Haus, wo ihm wiederum Kinder heranwachsen,

Die Heilung des Orestes in Goethe's Iphigenie.

Von

Adolf Mez.

Das vergangene Jahr hat über unsere Frage zwei neue Lösungen gebracht, die sich aber gegenseitig ausschließen: der beste Beweis, daß die Heilung des Orest, wie sie Goethe sich gedacht habe, auch heute noch ein offenes Problem ist. Martin Wohlrab in den *N. Jahrb. f. d. klass. Alterth.* (III u. IV, 2) und Karl Heinemann im *Goethe-Jahrb.* (XX, 212) gehen von der gemeinsamen Absicht aus, von dieser Heilung oder Sühnung oder wie man es nennen soll, das Wunder auszuschließen, das angenommen werden müsse, wenn man sie aus dem priesterlichen oder religiösen Charakter der Iphigenie herleite. In diesem Sinne wenden sich beide vornehmlich gegen die Erklärungen von O. Frick und von R. Fischer. Unter einander aber gehen sie so abweichende Wege wie nur möglich.

Wohlrab leitet die „Entsühnung“ überhaupt nicht von der Einwirkung Iphigeniens, sondern von sittlichen Bewegungen in der Seele des Orestes her, nämlich aus dem rückhaltlosen und umfassenden Bekenntniß seiner Schuld, der Reue und der Leistung der entsprechenden Sühne, nur daß Orest die letztere nicht äußerlich, sondern innerlich, in der Vorstellung des Opfertodes durchmacht, dessen Qualen er innerlich, aber im vollen Sinne erlebt. Er wird also gesühnt durch die sittlichen Kräfte der eigenen Seele; Iphigenie wirkt nur als Reiz, insofern sie diese Kräfte durch ihre Fragen in Bewegung setzt.

Mit Recht fordert dagegen Heinemann „gewichtigere Gründe, um uns glaubhaft zu machen, daß Goethe nicht beabsichtigt habe,

im vierten Falle richtet sich die Ehrfurcht doch stärker auf das Subjekt selber. Es handelt sich nicht bloß um die Werthung der menschlichen Seele überhaupt, sondern um die der eigenen Persönlichkeit. Freilich nicht in dem Sinne, als ob das beschränkte Individuum auf den Thron erhoben würde, sondern in dem, daß auch im eigenen Ich eine Manifestation des Göttlichen erblickt wird. Die Ausbildung der Individualität wird zur Aufgabe. Jedoch solche Ausbildung kann nie zu Schrankenlosigkeit und Selbstherrlichkeit werden, da sie auf dem Grunde jener dreifachen Ehrfurcht beruht. So steht sie in völliger Harmonie mit der Beugung unter Gott und dem Dienste der Mitmenschen. Wie sehr unterscheidet sie sich von der Verherrlichung des Individuums, die Nietzsche vollzogen hat, und der die Ehrfurcht vor dem Tiefstehenden fehlt! So sehr Goethe es als Aufgabe hinstellt, die Eigenart seiner Persönlichkeit zu wahren, so sehr hat solche Wahrung sich doch auf dem Boden objektiver Normen und alt-römischer Aufgaben zu vollziehen. Denn nur der wird auf der Höhe einer stark ausgeprägten Individualität verweilen, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden, der auf dem Boden der dreifachen Ehrfurcht steht. Solche Persönlichkeiten repräsentiren eine Reise, die selten ist, und die wir deshalb auch nicht in ganzen religiösen Gemeinschaften verwirklicht gefunden haben. Wohl aber tritt sie uns in manchen hervorragenden Gestalten aufs deutlichste entgegen. Ein Goethe, ein Luther haben sie bethätigt, aber besonders klar ist sie in Jesu verkörpert. Denn Jesus vereinigte mit jener dreifachen Ehrfurcht, die wir bei ihm gefunden, ein Selbstbewußtsein, das im Lichte der vierten Ehrfurcht betrachtet sein will. Er fand sich in einem so nahen, innigen Verhältnisse zu Gott, daß er nur die Bezeichnung Gottessohnschaft dafür wählen konnte. Und wo sich „der eignen Brust geheime, tiefe Wunder“ öffneten, schaute er in eine Offenbarung des Göttlichen, die er selbst ehrfurchtsvoll aufnahm und weitergab. Das ist die vierte Ehrfurcht im Höhepunkt.

Solche Erfahrungen haben etwas Einzigartiges. Aber was als Höhepunkt den ersten Geistern vorbehalten ist, kann als schwacher Abglanz und in gewissen Grenzen auch von Anderen empfunden werden. Und gerade das Christenthum mit seiner Auffassung von dem Ebenbilde Gottes im Menschen und von der Gotteskindschaft kann wohl zur vierten Ehrfurcht anleiten. Denn indem es den Adel des Menschen betont, indem es persönliches

eine wirkliche Seite der Dichtung sieht, und so könnte man versucht sein, aus ihnen allen durch Zusammenstellung des Giltigen das Ganze der Erklärung zu gewinnen. Am ehesten würde man dabei noch zum Ziel kommen, wenn man verstände, was B. Valentin in der Einleitung seiner Schulausgabe und was N. Bielschowsky in seiner leider unvollendeten Goethebiographie sagen. Indessen, alles Zusammensetzen ist auch ein Zusammenstückeln, wobei nur zu leicht das „geistige Band“ verloren geht. Wenn ich mich daher auch im Wesentlichen den beiden letztgenannten Erklärern verpflichtet bekenne, so muß ich doch versuchen, meine Anschauung von der Sache organisch aus dem Ganzen der Dichtung zu entwickeln.

Vor Allem müssen wir die richtige Fragestellung gewinnen. Entführung oder Heilung? Schuld oder Krankheit? — Die bekannten Verse:

Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit —

scheinen uns auf „Sühnung“ zu weisen. Aber als Objekt werden „Gebrechen“ genannt, also Mängel, krankhafte Zustände. Krankheit aber hat mit Sühne nichts zu thun. Die Verse entlassen uns also mit einer schillernden Antwort, deren Zwielicht nicht weiter hilft. Fragen wir darum die Dichtung selbst.

Wie entsteht deren Problem? — Orest hat auf Geheiß der Götter, dem Geheiß der Blutrache zufolge und wider den eigenen Willen, seine gattenmörderische Mutter getödtet. Die That ist nicht entsprungen aus Haß oder einem persönlichen Rachegefühl — dieses, soweit es in der Ferne etwa vorhanden gewesen, war „in der Mutter heil'ger Gegenwart in sich zurückgebrannt“ (v. 1016) — sondern aus Pflichtgefühl und Gehorsam gegen die obersten sittlichen Autoritäten: das altheilige Geheiß und den Willen der Götter. Beider Forderung war ganz klar, ebenso klar des Orestes Pflicht, zu gehorchen. Die Verantwortung für die That ruht darum nicht bei ihm, sondern bei jenen Mächten: Orest ist entschuldigt. Wie kommt es aber, daß bei ihm sofort das Schuldgefühl eintritt, (v. 1060—64)? Darin zeigt sich der Anbruch einer neuen Epoche der sittlichen Kultur. Aus dem Zustand der einfachen Unterwerfung unter die objektiv gedachten sittlichen Mächte erhebt sich das sittliche Bewußtsein zur Freiheit: es übernimmt für seine Thaten die Verantwortung und gewinnt dafür das Recht, über seine Pflichten mit eigener Einsicht zu bestimmen. Das Erwachen dieser Epoche fällt in die Seele des Orestes, hinter seine That. Im

Vornehmheit und Tradition hinter einem zurückstehen, ist also immer ein Zeichen von Unreife. Das lehrt nicht allein das Christenthum, sondern die Entwicklung der Menschheit überhaupt. Aber das Christenthum predigt diese Erkenntniß am deutlichsten und reinsten. „Es ist ein letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte.“

Allein die Schätzung des Unscheinbaren soll sich bewähren. Und das geschieht durch die That. Auch das lehrt uns die vergleichende Religionsgeschichte, daß bei zunehmender Reife der Schwerpunkt immer mehr auf die Bethätigung fällt. Das ist das zweite Moment. Der kindliche Standpunkt, der sich auch im Völkerleben zeigt, Gott sei hauptsächlich mit Gebet und Kultus gedient, und der jugendliche Standpunkt, als komme es vor Allem auf eine gefestigte Weltanschauung an, vertieft sich immer mehr zum männlich reifen Standpunkt, dem die Bethätigung liebevoller Gesinnung ins Zentrum tritt. Nicht als ob Sittlichkeit an Stelle der Religion rücke. Wohl aber fällt aller Ton auf die unauflöslliche Verbindung von Religion und Sittlichkeit und die beständige Bewährung der religiösen Gedanken durch die That. Sie ist Ziel des Einzelnen, wie der Völkerwelt.

Ehrfurcht vor göttlicher Offenbarung auch im Geringsten und liebevolle Bethätigung im Dienste auch des Geringsten — das ist eine Weisheit, die uns die gesammte Völkergeschichte predigt.

Selbstbewußtseins, und da ist Objektives und Subjektives so in einander verflocht, daß eine reinliche Sonderung gar nicht möglich ist. Auch das abscheulichste Verbrechen wird zur Schuld doch erst durch die subjektive Zurechnung, und eine subjektiv vorgestellte Schuld bleibt für das vorstellende Bewußtsein auch dann noch Schuld, wenn der objektive Thatbestand für ein fremdes Bewußtsein schuldfrei ist. Was in Orest für unser Urtheil Krankheit ist, das ist und bleibt für ihn selbst Schuld. Daraus ergiebt sich weiter, daß in seiner Seele die Vorstellung der Schuld nur aufgehoben werden kann, wenn sie durch die Vorstellung der geleisteten Sühne ersetzt wird. Mit anderen Worten: Was sich für den objektiven Beurtheiler als Heilung darstellt, wird sich für das Bewußtsein des Orest als Sühnung darstellen müssen. Von hier aus erhält auch der schillernde Ausdruck der obigen Verse sein Licht: Orest's Gebrechen (welches für sein Bewußtsein Schuld ist) wird (für sein Bewußtsein gesühnt und so) geheilt.

Die Frage: Wie wird Orest geheilt? — spaltet sich nunmehr in die beiden weiteren Fragen: Wie wird in ihm die Vorstellung der (geleisteten) Sühne erweckt, und wie wird er zu der neuen Selbstbeurtheilung gebracht?

Der veränderten Selbstbeurtheilung steht nun aber die Schwierigkeit entgegen, daß die jetzige Selbstbeurtheilung, an der Orest leidet, das höhere sittliche Bewußtsein zur Quelle hat. Denn es ist klar, daß dieses höhere, einmal erwacht, nicht mehr vom Standpunkte des niederen aus widerlegt werden kann. Der rationalistische Beweis, daß Orest keine Schuld habe, weil er ja nur seine Pflicht erfüllt habe, wird wirkungslos von ihm abprallen. Des Pylades Versuch, ihm das, was er für Grille hält, auszureden, kann daher nicht anders als mißlingen. Der Standpunkt des Pylades ist: „Thu', was sie (die Götter) dir gebieten und erwarte!“ Das heißt: enthalte dich der eigenen Beurtheilung, gib dein Gewissen den Autoritäten hin! Er steht gegen Orestes, wie Wagner gegen Faust in dem Gespräch über die Pest:

„Wie könnt Ihr Euch darum betrüben!
Thut nicht ein braver Mann genug,
Die Kunst, die man ihm übertrug,
Gewissenhaft und pünktlich auszuüben?“ —

Die Heilung kann vielmehr nur durch eine Einwirkung vom gleichen Standpunkt aus erfolgen, also auch so, daß dieser Standpunkt der Beurtheilung genau gewahrt wird. Die Einzige, die in

in seiner Iphigenie die Wirkung und den Zauber des Ewig-Weiblichen darzustellen.“ Gerade die untergeordnete Rolle, die Wohlrab Iphigenien zuweist, muß uns grundsätzlich mißtrauisch gegen seine Lösung machen, da doch jede Zeile der Dichtung uns predigt, daß Iphigenie nicht nur Reiz, sondern wirkende Ursache der Entführung oder Heilung ist. Mit A. Heinemann's eigener Lösung kann man sich aber ebenso wenig befreunden. Er legt dem Ganzen die Vorstellung der Blutrache zu Grunde. Orest, der sie an der Mutter vollzog, ist nun selbst ihrem Gesetz anheimgefallen. Sie an ihm zu vollziehen, ist, da Elektra an der That betheiligte war, Iphigenie allein berechtigt und verpflichtet. Allein Iphigenie verzeiht, indem sie vielmehr die That des Bruders als berechtigt und nothwendig anerkennt. „In Folge dessen beruhigt sich sein Gemüth, die Qualen des Gewissens hören auf und der Wahn verschwindet.“ Gegenstand des Dramas ist danach „die Befreiung des Orest von Gewissensqualen durch die verzeihende Liebe der Schwester“.*) — Den Haupteinwurf hiergegen hat Heinemann selbst formulirt: daß nämlich von einer Blutrache, unter der Orest stände, in der ganzen Dichtung nichts gesagt wird. Woraus aber nothwendig geschlossen werden muß, daß Goethe sie nicht als Grundlage seiner Dichtung gedacht hat. Dazu kommt, daß der Hergang innerlich des kausalen Zusammenhangs entbehren würde. Denn die unverhoffte Verzeihung des Bluträchers kann wohl die Aufregung der Furcht, aber logischerweise nicht die Vorwürfe des Gewissens stillen.

Es beseitigen also die beiden Erklärungsversuche zwar das Wunder. Aber während die erstere sich wenigstens an die herkömmliche Logik des sittlichen Bewußtseins anschließt, dafür aber hinter dem Gehalt der Dichtung zurückbleibt, thut die zweite weder der Dichtung noch der sittlichen Logik Genüge.

Muß man nach so vielen Versuchen auf eine befriedigende Erklärung verzichten? — Was ist ein Wunder? In der Natur dasjenige, was den Gesetzen natürlicher Kausalität, im Seelenleben dasjenige, was den Gesetzen seelischer Kausalität widerspricht oder sie umgeht. Sollen wir Goethe in die Alternative gesetzloser Romantik oder verstandesmäßiger Dürre hineinstellen? Man wird von vornherein annehmen dürfen, daß jede der vielen Erklärungen

*) Ich finde diesen Gedanken bereits ausgesprochen bei A. Hagemann, Goethe's Iphigenie. Leipzig 1883. S. 49 f., er steht dort aber keineswegs im Mittelpunkt der Erklärungsgründe.

eine wirkliche Seite der Dichtung sieht, und so könnte man versucht sein, aus ihnen allen durch Zusammenstellung des Giltigen das Ganze der Erklärung zu gewinnen. Am ehesten würde man dabei noch zum Ziel kommen, wenn man verbände, was B. Valentin in der Einleitung seiner Schulausgabe und was M. Bielschowsky in seiner leider unvollendeten Goethebiographie sagen. Indessen, alles Zusammensetzen ist auch ein Zusammenstückeln, wobei nur zu leicht das „geistige Band“ verloren geht. Wenn ich mich daher auch im Wesentlichen den beiden letztgenannten Erklärern verpflichtet bekenne, so muß ich doch versuchen, meine Anschauung von der Sache organisch aus dem Ganzen der Dichtung zu entwickeln.

Vor Allem müssen wir die richtige Fragestellung gewinnen. Entführung oder Heilung? Schuld oder Krankheit? — Die bekannten Verse:

Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit —

scheinen uns auf „Sühnung“ zu weisen. Aber als Objekt werden „Gebrechen“ genannt, also Mängel, krankhafte Zustände. Krankheit aber hat mit Sühne nichts zu thun. Die Verse entlassen uns also mit einer schillernden Antwort, deren Zwielicht nicht weiter hilft. Fragen wir darum die Dichtung selbst.

Wie entsteht deren Problem? — Orest hat auf Geheiß der Götter, dem Geheiß der Blutrache zufolge und wider den eigenen Willen, seine gattenmörderische Mutter getödtet. Die That ist nicht entsprungen aus Haß oder einem persönlichen Rachegefühl — dieses, soweit es in der Ferne etwa vorhanden gewesen, war „in der Mutter heil'ger Gegenwart in sich zurückgebrannt“ (v. 1016) — sondern aus Pflichtgefühl und Gehorsam gegen die obersten sittlichen Autoritäten: das altheilige Geheiß und den Willen der Götter. Beider Forderung war ganz klar, ebenso klar des Orestes Pflicht, zu gehorchen. Die Verantwortung für die That ruht darum nicht bei ihm, sondern bei jenen Mächten: Orest ist entschuldigt. Wie kommt es aber, daß bei ihm sofort das Schuldgefühl eintritt, (v. 1060—64)? Darin zeigt sich der Anbruch einer neuen Epoche der sittlichen Kultur. Aus dem Zustand der einfachen Unterwerfung unter die objektiv gedachten sittlichen Mächte erhebt sich das sittliche Bewußtsein zur Freiheit: es übernimmt für seine Thaten die Verantwortung und gewinnt dafür das Recht, über seine Pflichten mit eigener Einsicht zu bestimmen. Das Erwachen dieser Epoche fällt in die Seele des Orestes, hinter seine That. Im

Zustande der Dummheit übernahm er sie als eine Pflicht, im Lichte der Selbstbestimmung verurtheilt er sie als ein Verbrechen.

Das Schuldgefühl hat nun in Orest seine eigene Dialektik. Die Vorstellung der Schuld ruft zunächst die der Sühne hervor. Entsprechend der Schwere der That wird sie in der schimpflichen Ausrottung aus der Gemeinschaft der Lebendigen bestehen. Das muß der letzte Zweck der Götter mit ihm gewesen sein, als sie ihm die That befahlen: seine That ist also selbst schon Schicksal, von den Göttern zu seinem Verderben über ihn verhängt! Mit Nothwendigkeit greift hier der Gedanke an den alten Fluch seines Hauses ein, Orest knüpft daran seine eigene Lage und gewinnt für ihre Beurtheilung den Gesichtspunkt, daß sie die besondere Form sei, in welcher die Götter jenen Fluch an ihm selbst vollziehen. Von hier aus erhellt sich ihm einerseits nach rückwärts das Räthsel seiner gedrückten Knabenzeit („Des Lebens dunkle Decke breitete die Mutter mir schon um das zarte Haupt“, v. 614), andererseits erscheint ihm nach vorwärts jeder Versuch, sich in's thätige Leben zurück zu retten, aussichtslos. Er fühlt sich dem Tode verfallen und erhehnt ihn „in jeder Gestalt“ als das Ende der Qual (v. 561). Sein melancholisches Temperament vollendet diese trübe Gedankenreihe durch die besondere Vorstellung, daß er nicht nur selbst verflucht sei, sondern Fluch und Tod wie durch Ansteckung auf die Umgebung verbreite (v. 656, 1176).

Das ist der Wahnsinn des Orest. Das Schuldgefühl hat sich derartig in seiner Seele ausgebreitet, daß es alle Kräfte derselben in sich aufzehrt: alle Vorstellungen und Willensakte entspringen aus ihm oder münden darin aus. Seine Seele erscheint dadurch der normalen Funktion ihrer Kräfte beraubt. Sein Zustand ist daher zu begreifen als eine seelische Krankheit, die aber insofern ihren Sitz im Sittlichen hat, als sie aus der Vorstellung einer Schuld entspringt.

Hiermit ist die richtige Fragestellung gegeben. Da die Schuld des Orest nur in seinem Gefühl vorhanden, dieses Schuldgefühl aber seine Krankheit ist, so darf das Thema der Dichtung nicht in der Form gestellt werden: wie wird seine Schuld gesühnt, sondern es muß lauten: wie wird er von seiner Krankheit geheilt? Und das wird geschehen dadurch, daß er von der Vorstellung der Schuld befreit und zu einer neuen Selbstbeurtheilung gebracht wird.

Nun handelt es sich aber hier um Thatfachen des sittlichen

Selbstbewußtseins, und da ist Objektives und Subjektives so in einander verfilzt, daß eine reinliche Sonderung gar nicht möglich ist. Auch das abscheulichste Verbrechen wird zur Schuld doch erst durch die subjektive Zurechnung, und eine subjektiv vorgestellte Schuld bleibt für das vorstellende Bewußtsein auch dann noch Schuld, wenn der objektive Thatbestand für ein fremdes Bewußtsein schuldfrei ist. Was in Orest für unser Urtheil Krankheit ist, das ist und bleibt für ihn selbst Schuld. Daraus ergibt sich weiter, daß in seiner Seele die Vorstellung der Schuld nur aufgehoben werden kann, wenn sie durch die Vorstellung der geleisteten Sühne ersetzt wird. Mit anderen Worten: Was sich für den objektiven Beurtheiler als Heilung darstellt, wird sich für das Bewußtsein des Orest als Sühnung darstellen müssen. Von hier aus erhält auch der schillernde Ausdruck der obigen Verse sein Licht: Orest's Gebrechen (welches für sein Bewußtsein Schuld ist) wird (für sein Bewußtsein gesühnt und so) geheilt.

Die Frage: Wie wird Orest geheilt? — spaltet sich nunmehr in die beiden weiteren Fragen: Wie wird in ihm die Vorstellung der (geleisteten) Sühne erweckt, und wie wird er zu der neuen Selbstbeurtheilung gebracht?

Der veränderten Selbstbeurtheilung steht nun aber die Schwierigkeit entgegen, daß die jetzige Selbstbeurtheilung, an der Orest leidet, das höhere sittliche Bewußtsein zur Quelle hat. Denn es ist klar, daß dieses höhere, einmal erwacht, nicht mehr vom Standpunkte des niederen aus widerlegt werden kann. Der rationalistische Beweis, daß Orest keine Schuld habe, weil er ja nur seine Pflicht erfüllt habe, wird wirkungslos von ihm abprallen. Des Pylades Versuch, ihm das, was er für Grille hält, auszureden, kann daher nicht anders als mißlingen. Der Standpunkt des Pylades ist: „Thu', was sie (die Götter) dir gebieten und erwarte!“ Das heißt: enthalte dich der eigenen Beurtheilung, gieb dein Gewissen den Autoritäten hin! Er steht gegen Orestes, wie Wagner gegen Faust in dem Gespräch über die Pest:

„Wie könnt Ihr Euch darum betrüben!
Thut nicht ein braver Mann genug,
Die Kunst, die man ihm übertrug,
Gewissenhaft und pünktlich auszuüben?“ —

Die Heilung kann vielmehr nur durch eine Einwirkung vom gleichen Standpunkt aus erfolgen, also auch so, daß dieser Standpunkt der Beurtheilung genau gewahrt wird. Die Einzige, die in

unserem Drama mit Orest auf gleicher Höhe steht, ist Iphigenie. Das beweist sie z. B. gleich im ersten Aufzug durch das, was Arkas ihr als „den edlen Stolz, daß du dir selbst nicht gnügest“ (v. 117) vorhält. Sie nimmt den Maßstab dessen, was sie zu leisten hat, nicht von außen, sondern vom eignen „Blick, der vorwärts sieht, wie viel noch übrig bleibt“, aus dem sich selbst beurtheilenden Gewissen (vergl. v. 1648). Daß nach dem Willen des Dichters von Iphigenien die Heilung Orest's ausgeht, darüber sollte kein Zweifel mehr bestehen. A. Heinemann's Auffassung leidet nur, wie mir scheint, an dem Grundfehler, daß sie die Heilung aus einer Handlung des Bewußtseins ableitet, nämlich aus der verständigen Ueberlegung, daß nach dem Verzicht Iphigenien's auf die Blutrache der Anlaß zur Unruhe weg falle. Demgegenüber muß für das richtige Verständniß der Fundamentalsatz aufgestellt werden: der Zustand Orest's ist ein pathologischer (psychopathischer), folglich kann die Heilung auch nur auf pathologischem (psychopathischem) Wege erreicht werden, d. h. durch Einwirkungen, die sich in den unbewußten Seelentiefen mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit, ohne Mitwirkung des wollenden Bewußtseins, vollziehen. Ich meine, das spricht auch die Dichtung mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit aus, wenn Orest „wider seinen Willen“ und unter beständigem Widerstreben die von der Schwester ausgehenden Heilwirkungen in sich aufnimmt, und wenn die endliche Heilung im wirklichen Zustande der Bewußtlosigkeit erfolgt.

Auch darüber kann nach dem Zeugniß der Dichtung kein Zweifel bestehen, daß die Eigenschaft Iphigenien's, von der die Heilwirkungen ausgehen, in dem liegt, was der Dichter ihre Reinheit nennt, und was er nicht müde wird, in den mannigfachen Wendungen immer wieder hervorzuheben. Iphigenie ist die reine, große, hohe, schöne Seele; sie ist die Himmlische, die Heilige, die Göttliche; sie selbst legt sich reine Hand und reines Herz bei und nennt sich die reine Schwester; und als die Lüge nach ihr greift, hat sie dafür den Ausdruck: „Es trübt sich meine Seele“ (v. 1418).

Sehen wir uns diese „Reinheit“ näher an. Worin besteht sie? — Iphigenie ist an der Grenze von Kind und Jungfrau aus dem Zusammenhang ihrer Familie gerissen; von den Greueln der früheren Zeiten weiß sie nur durch Ueberlieferung; in ihrer engeren Familie hat Friede und Liebe geherrscht bis zu ihrer Entfernung: so ist sie von dem bösen Geist und dem weiter rasenden Fluch ihres

der sie beruhen soll, ist nicht wirklich, ist nur das Erzeugniß von Gedankenpiegelungen, in denen die wirklichen Erlebnisse nach den Bedürfnissen des Gemüthes umgedeutet erscheinen. Was bleibt aber — so fragen wir — wenn wir diese Spiegelungen und diese Deutungen abziehen? Was hat Orest in Wirklichkeit erlebt? — Es bleibt die starke Erregung des Schuldgefühls durch die anhaltenden Fragen der Iphigenie. Alle Qualen desselben werden wach, alle düsteren Wahnvorstellungen, die damit verbunden sind, werden aus ihren Schlupfwinkeln hervorgetrieben, bis die Seele dem Druck nicht mehr gewachsen ist und die Fessel ihres Bewußtseins sprengt. — Und die Wirkung? — Orest erlebt in diesen inneren Vorgängen die Katharsis seines Schuldgefühls. Es tobt sich in allmählicher Steigerung aus, dem Ausstoben folgt ein Zustand der Ermattung, und diese wird als wohlthätige Befreiung empfunden. So gelangen wir auch auf diesem Wege zur Befreiung; aber, genau besehen, beruht sie darauf, daß der Seele die Kräfte ausgegangen sind, welche das Schuldbewußtsein tragen — wie der höchste Grad der Folter schmerzlos ist, weil die Träger des Schmerzgefühls, die Nerven, getödtet sind.

Damit sind zwei Formeln der Erklärung gefunden, die wir als die subjektive und die objektive Formel unterscheiden wollen. Hier aber erhebt sich sofort ein gewichtiger Einwurf. Wenn nämlich (nach der subjektiven Formel) die Befreiung an der Sühne hängt, diese aber eine Täuschung ist: wie, wenn Orest aus der Täuschung erwacht? Kann das Gefühl der Erlösung seine Vision überdauern? Werden ihn aber aus dieser nicht gerade Iphigenie und Pylades alsbald auf? In der That finden wir, daß Orest später an seiner ersten Deutung nicht weiter festhält. Es klingt ganz anders, wenn der Dichter ihm am Schluß des Dramas (v. 2119—24) die Worte gegen Iphigenie in den Mund legt:

„Von Dir berührt
 War ich geheilt; in Deinen Armen faßte
 Das Uebel mich mit allen seinen Klauen
 Zum letzten Mal und schüttelte das Mark
 Entseztlich mir zusammen; dann entloß's
 Wie eine Schlange zu der Höhle.“

Das ist nicht mehr Sühne, das ist die einfache Theorie des Ausstobens, also die objektive Formel! Das Uebel erschöpfte in einem letzten furchtbaren Anfall an ihm seine Kräfte, dann verließ es ihn. Allein was heißt: das Uebel erschöpfte seine Kräfte?

wahrung des ungebrochenen Wesens kindlicher Unschuld. Aus der Natureinheit des Kindes ist sie ohne Bruch und Kampf in die sittliche Einheit des bewußten Willens mit der erkannten Pflicht hinübergewachsen. Die Bewahrung dieses Zustandes in der Versuchung ist das eigentliche Thema des zweiten Theils der Dichtung.

Ihr tritt nun Orest gegenüber in einem Zustand, der in allem das Gegentheil von dem ihrigen ist. Er ist innerlich gebrochen und mit sich selbst entzweit, so daß seine Lebenshätigkeit bei jeder Regung sich selbst aufhebt. Aber im Grunde ist er doch eine ebenso sittliche Natur wie Iphigenie und vor Allem wahrhaftig (v. 768, 1076 ff.). Seine Wahrhaftigkeit ist sogar die Voraussetzung der sittlichen Störung, an der er leidet, denn sie verbietet ihm, sich mit den Trostgründen, wie sie Phylades bereit hat, über die Schwere seiner Unthat hinwegzutäuschen. Die Frage ist jetzt: Wie wirkt Iphigenien's Natur auf Orest's Zustand?

Der Hergang, wie ihn die erste Szene des dritten Aufzuges annimmt, ist folgender. Durch Iphigenien's Fragen wird Orest zunächst „wider Willen“ veranlaßt, seine That zu berichten:

„Wider meinen Willen

Zwingt mich Dein holder Mund: allem er darf

Auch etwas Schmerzlichs fordern und erhält's.“ (v. 1006 ff.)

Was zwingt ihn denn hier? Orest hatte bei der ersten Begegnung mit der fremden Priesterin sofort den lebhaften Eindruck ihrer sittlichen Hoheit. Er fühlt die verwandte Natur und ahnt den Seelenzustand, der ihm ein verlorenes Paradies und Gegenstand der Sehnsucht ist. „Darf ich wissen, wer mir gleich einer Himmlischen begegnet?“ (v. 950.) Dieses Wort ist aus seinem Munde in vollem Gewicht zu nehmen, nicht als *captatio benevolentiae*, wie vielleicht bei Phylades (v. 811). Es offenbart sich darin ein geheimer sympathetischer Zug, und die Unbekannte rückt dadurch sogleich in die Stellung einer Autorität über ihn. Ihre Fragen, wie die jedes anderen, abzuweisen oder sie listig zu täuschen, wie Phylades vermocht hatte, würde ihm eine Verletzung ihrer Hoheit scheinen. Daher zerreißt er sofort das Netz des Truges, das jener über sie geworfen hatte:

„Ich kann nicht leiden, daß du, große Seele,
Mit einem falichen Wort betrogen werdest.

— — — — — Zwischen uns

Sei Wahrheit!“ (v. 1076 ff.)

ihrer Reinheit hat sie nichts zu schaffen. Um die letztere aber ist es B. Valentin offenbar zu thun. Da würde eher der Hinweis auf andere Krankenheilungen in den Evangelien am Platze sein, in denen ein unmittelbares Ueberfließen einer Kraft aus der einen Persönlichkeit in die andere vorausgesetzt wird (z. B. Luc. 8, 46). Aber auch dieser Hinweis würde doch nur ein unbekanntes x auf ein ebenso unbekanntes y zurückführen. Richtiger sagt daher Bielschowsky (Goethe's Leben I, S. 443) geradezu: „Der ganz reine Mensch giebt dem Andern von der eigenen Reinheit und damit den Glauben an die Reinheit, der ihn heilt und rettet.“ Er nimmt also eine unmittelbare Uebertragung, gewissermaßen ein Einfließen der Reinheit der Schwester in die Seele des Bruders an, wodurch dieser den Glauben an sich und die Achtung vor sich zurückgewinnt. Vergebens wehrt sich M. Heinemann gegen diese Auffassung, weil sie einem Wunder gleichkomme und Goethe kein Mystiker sei. Was das Wunder angeht, so wird in der Dichtung selbst die Heilung als „wundervoll und schnell“ bezeichnet (v. 1704); und was das Mystische angeht, so hat Bielschowsky zum voraus geantwortet: „Das klingt mystisch und ist es auch, ist aber nichtsdestoweniger eine durch die Erfahrung erhärtete Thatsache.“ Denn mystisch im populären Sinne heißt jede unkontrollirbare Phantasterei; mystisch im wissenschaftlichen Sinne ist Alles, was durch äußere oder innere Erfahrung als wirklich erwiesen ist, was der Verstand aber durch seine Begriffe nicht oder zur Zeit noch nicht ausdrücken kann, wie z. B. heute noch die hypnotischen Erscheinungen. Wollen wir von solchen Sachen sprechen, so helfen wir uns mit Analogien und Vergleichen oder wir greifen, wenn wir können, zum künstlerischen Bilde, um statt des Begriffes wenigstens eine deutliche Anschauung zu gewinnen.

Giebt es nun für die unmittelbare Uebertragung seelischer Stimmungen brauchbare Analogien? — Für das niedere Seelenleben ohne Zweifel! Der Volksmund sagt von Lustigkeit und Traurigkeit: sie stecken an, d. h. sie übertragen sich wie Krankheiten. Dahin gehört auch das plötzliche Aufschwellen von Affekten in versammelten Menschenmassen. Aber in unserem Falle handelt es sich um das höhere, ja höchste Seelenleben, um die Uebertragung einer sittlichen Lebensstimmung. Iphigenie hat Reinheit und fühlt sich im Besitze von Reinheit; Orestes hat nicht Reinheit und soll von der Schwester das Gefühl von Reinheit gewinnen. Giebt es für einen solchen Uebergang Analogien? — Im Leben zeigen nicht selten verderbte Menschen

Vornehmheit und Tradition hinter einem zurückstehen, ist also immer ein Zeichen von Unreife. Das lehrt nicht allein das Christenthum, sondern die Entwicklung der Menschheit überhaupt. Aber das Christenthum predigt diese Erkenntniß am deutlichsten und reinsten. „Es ist ein letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte.“

Allein die Schätzung des Unscheinbaren soll sich bewähren. Und das geschieht durch die That. Auch das lehrt uns die vergleichende Religionsgeschichte, daß bei zunehmender Reife der Schwerpunkt immer mehr auf die Bethätigung fällt. Das ist das zweite Moment. Der kindliche Standpunkt, der sich auch im Völkerleben zeigt, Gott sei hauptsächlich mit Gebet und Kultus gedient, und der jugendliche Standpunkt, als komme es vor Allem auf eine gefestigte Weltanschauung an, vertieft sich immer mehr zum männlich reifen Standpunkt, dem die Bethätigung liebevoller Gesinnung ins Zentrum tritt. Nicht als ob Sittlichkeit an Stelle der Religion rücke. Wohl aber fällt aller Ton auf die unauflöslliche Verbindung von Religion und Sittlichkeit und die beständige Bewährung der religiösen Gedanken durch die That. Sie ist Ziel des Einzelnen, wie der Völkerwelt.

Ehrfurcht vor göttlicher Offenbarung auch im Geringsten und liebevolle Bethätigung im Dienste auch des Geringsten — das ist eine Weisheit, die uns die gesammte Völkergeschichte predigt.

ihrem Maße und Grade, sieht der Eine mit den Augen des Anderen und urtheilt aus dem Sinne des Anderen. *)

Diese Gemeinschaft nun ist es, aus der für Orest das Heil ausspricht. Sie vollendet sich in dem Augenblick, da das auf's Höchste erhitzte Schuldgefühl ihn in die Nacht des Todes stürzt. In diesem Augenblick wird einerseits das Schuldgefühl vor dem inneren Erlebniß der Sühne abgethan, andererseits aber wohnt nun Orest's Seele im Unbewußten allein mit dem reinen Bild der Schwester zusammen. Da steigen die schaffenden Kräfte aus der unbewußten Tiefe, fassen dieses Bild und eignen es sich zu. Als Orest wieder zum Leben erwacht, sieht er sich mit den Augen der Schwester und mißt sich mit ihrem Urtheil; er empfindet, was Goethe von der „in abgelebten Zeiten“ erträumten Gemeinschaft mit der geliebten Frau sagt: „Fühlt' sein Herz an deinem Herzen schwellen, fühlte sich in deinem Auge gut.“ In diese Stimmung finden die Wahngedanken von früher keinen Eingang mehr. Daß sie ihn nie wieder finden, dafür bürgt die Nähe der liebevollen Schwester, deren Einwirkung er nun dauernd ausgesetzt sein wird.

Orest's Heilung vollzieht sich demnach als ein Doppelvorgang: 1. negativ: der Wahn wird erregt und tobt sich aus, indem zugleich das Schuldgefühl vor dem Erlebniß der Sühne weicht; 2. positiv: die innere Gemeinschaft mit Iphigenien giebt Orest Antheil an ihrer Lebensstimmung, vermöge deren er sich und seine That fortan in dem Lichte ihres Urtheils erblickt.

Damit ist die neue Selbstbeurtheilung gewonnen. Orest kann freilich nicht die Thatfachen seines vergangenen Lebens gegen die Iphigeniens eintauschen. Diese Thatfachen bleiben; was er eintauscht, das ist trotz ihrer der innere Friede, wie ihn Iphigenie auf Grund der Thatfachen ihres Lebens genießt. Voraussetzung dabei ist, daß Orest's That kein sittliches Hinderniß bildet; sittlich muß es möglich und zulässig sein, daß Iphigenie den Muttermörder mit der ganzen Belastung seiner Vergangenheit ohne Vorbehalt aufnimmt, denn in der Form der Leichtfertigkeit darf die neue Selbstbeurtheilung nicht zu stande kommen. Eben diese Voraussetzung hat nun der Dichter mit größter Sorgfalt von vornherein durch die Fassung von Orest's Schuld aufgebaut. Als Orest die Mutter tödtete, handelte er weder wie ein fühlloses Thier noch wie ein souveräner Gott, sondern wie ein Mensch, der von den

*) Vgl. Schiller: „Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus.“

die den Schwärmenden zur seligen Gegenwart zurückführen sollten, haben im Gegentheil dem Wahn den Weg zum letzten, tödtlichen Griff gezeigt. Sie haben Orest an die bevorstehende Opferung erinnert. Erschien ihm diese noch vor kurzem als das natürliche Ende seiner Qual, durch fremde Barbarei zufällig herbeigeführt, so steht sie jetzt vor der erregten Phantasia als das längst drohende, durch den Willen der Gottheit herbeigeführte Bußleiden, und der Vollzug durch die Hand der Schwester als das Schlußglied der langen Kette der Greuel seines Hauses, das damit in Selbstvernichtung endet und den Haß der Götter erfüllt. Beides, die Liebe zur Schwester und die Aussicht auf den Tod von der Hand derselben Schwester, zerrütten seine Seele so, daß sie aus den Fugen weicht und er, wie von einem Schwindel erfaßt, sich dem Opferstahl freiwillig entgegenwirft.

In diesem entscheidenden Augenblick hat Orest die volle Illusion des Opfertodes, d. h. er erlebt den Opfertod in der Einbildung, indem er die den Opfertod, wenn er wirklich wäre, begleitende Seelenqual innerlich durchmacht. Und er hat ihn freiwillig auf sich genommen, er hat ihn auf sich genommen als die Buße für seine That. Diese Buße hat er also erlegt. In Folge dessen verwandelt sich in seiner Seele die Vorstellung der zu büßenden in die der gebüßten Schuld; Schuld und Buße heben sich gegenseitig auf. Ist aber die Schuld aufgehoben, so ist der Zustand vor der Schuld wieder eingetreten, so ist er mit dem Geiste der Mutter als der Nächstbeleidigten versöhnt. Das ist die Vollendung jener Dialektik des Schuldgefühls, deren Anfang wir oben verfolgten. Die Seele spinn't sie in der Betäubung unbewußt mit logischem Zwange weiter. Es ist daher natürlich, daß, als Orest aus der Betäubung erwacht, er im Besitz des Schlusergebnisses der ganzen Rechnung erwacht, nämlich mit dem doppelten Gefühl, einerseits durch den Opfertod in den Hades eingegangen zu sein, und andererseits, daß die Schuldrechnung beglichen, die Schuld vergeben sei. Das Letztere konnte der Dichter gar nicht anders als durch die Vision der Ausöhnung mit der Mutter zeigen. Und auch daran that der Dichter wohl, daß er den ganzen Stamm in die Veröhnungsvision einschloß. Denn des Orestes That war ein Glied in der Kette der Unthaten des Stammes, konnte also auch nur im Zusammenhang mit ihnen allen vergeben werden.

Damit ist die Befreiung vom Schuldgefühl eingetreten. Diese Befreiung ist als Gefühl wirklich. Allein die Zühne, auf

der sie beruhen soll, ist nicht wirklich, ist nur das Erzeugniß von Gedankenspiegelungen, in denen die wirklichen Erlebnisse nach den Bedürfnissen des Gemüthes umgedeutet erscheinen. Was bleibt aber — so fragen wir — wenn wir diese Spiegelungen und diese Deutungen abziehen? Was hat Orest in Wirklichkeit erlebt? — Es bleibt die starke Erregung des Schuldgefühls durch die anhaltenden Fragen der Iphigenie. Alle Qualen desselben werden wach, alle düsteren Wahnvorstellungen, die damit verbunden sind, werden aus ihren Schlupfwinkeln hervorgetrieben, bis die Seele dem Druck nicht mehr gewachsen ist und die Fessel ihres Bewußtseins sprengt. — Und die Wirkung? — Orest erlebt in diesen inneren Vorgängen die Katharsis seines Schuldgefühls. Es tobt sich in allmählicher Steigerung aus, dem Austoben folgt ein Zustand der Ermattung, und diese wird als wohlthätige Befreiung empfunden. So gelangen wir auch auf diesem Wege zur Befreiung; aber, genau besehen, beruht sie darauf, daß der Seele die Kräfte ausgegangen sind, welche das Schuldbewußtsein tragen — wie der höchste Grad der Folter schmerzlos ist, weil die Träger des Schmerzgefühls, die Nerven, getödtet sind.

Damit sind zwei Formeln der Erklärung gefunden, die wir als die subjektive und die objektive Formel unterscheiden wollen. Hier aber erhebt sich sofort ein gewichtiger Einwurf. Wenn nämlich (nach der subjektiven Formel) die Befreiung an der Sühne hängt, diese aber eine Täuschung ist: wie, wenn Orest aus der Täuschung erwacht? Kann das Gefühl der Erlösung seine Vision überdauern? Wecken ihn aber aus dieser nicht gerade Iphigenie und Pylades alsbald auf? In der That finden wir, daß Orest später an seiner ersten Deutung nicht weiter festhält. Es klingt ganz anders, wenn der Dichter ihm am Schluß des Dramas (v. 2119—24) die Worte gegen Iphigenie in den Mund legt:

„Von Dir berührt
 War ich geheilt; in Deinen Armen faßte
 Das Uebel mich mit allen seinen Klauen
 Zum letzten Mal und schüttelte das Mark
 Entseßlich mir zusammen; dann entloß's
 Wie eine Schlange zu der Höhle.“

Das ist nicht mehr Sühne, das ist die einfache Theorie des Austobens, also die objektive Formel! Das Uebel erschöpfte in einem letzten furchtbaren Anfall an ihm seine Kräfte, dann verließ es ihn. Allein was heißt: das Uebel erschöpfte seine Kräfte?

Er schöpfte es nicht vielmehr die Kräfte des Orest, zwar nicht die des Körpers (wodurch es zum Tode geführt hätte), sondern die der Seele? Und haben wir diese Art der Befreiung nicht schon als Ermattung begriffen? — Wie aber? Muß sie dann nicht mit der Ermattung verschwinden, und mit der Erholung der Seelenkräfte das alte böse Spiel von neuem beginnen? Kann die durch Austoben erlangte Katharsis des Schuldgefühls, gleich der tragischen Katharsis, anders als zeitweilig und vorübergehend sein? Wirklich weist das Wort Orest's (v. 1070): „Sie (die Furien) geben nur, um neu zu schrecken, Raß“ auf wiederholte Erlebnisse der geschilderten Art mit vorübergehenden Ruhepausen hin. Warum also gerade jetzt „zum letzten Mal“? Was bürgt dafür, daß die Schlange ihre Höhle nicht mehr verläßt?

Hier stehen wir vor der eigentlichen Schwierigkeit. Offenbar müssen, um Orest's Heilung als endgiltig zu verstehen, in seiner Seele noch andere Vorgänge angenommen werden, als die, welche der Begriff „bildlicher Opfertod“ oder „Austoben“ einschließt. In dem bisher geschilderten Verlauf wirkte in der That Iphigenie's Reinheit als Reiz, der die eigene Seele Orest's in Thätigkeit versetzte. Ist damit ihre Einwirkung erschöpft oder gehen auch positive Heilkräfte von ihr aus, denen gegenüber Orest sich nur empfangend verhält?

Veit Valentin bejaht mit Recht das Letztere: „Wie bei der Annäherung Christi die Dämonen in den von ihnen besessenen Menschen unruhig werden und schließlich entfliehen, so wird hier der Dämon des Bösen, der in Orestes seit dem Muttermorde wohnt, sobald ihm die absolute Reinheit entgegentritt, aus seinem Besitze geschleudert und verläßt unter heftigem Kampfe . . . die Seele des Gequälten.“ Eine Erklärung ist dies freilich nicht, sondern ein Vergleich. Aber auch der Vergleich ist nicht treffend. M. Heine mann hat bereits eingeworfen, daß man nicht von einem „Dämon des Bösen“ in Orest, sondern höchstens von einem Dämon der Krankheit, des Wahnsinns reden könne. Sodann geriethen in den Evangelien die Dämonen nicht in Unruhe, weil sie die Annäherung des Reinen nicht ertragen könnten — etwa wie der negative Pol bei Annäherung des positiven abgestoßen wird —, sondern lediglich aus Furcht vor dem Machtwort, das der mächtigere Abgesandte Gottes sogleich über sie aussprechen wird. Dieser Vorstellungsweise würde aber etwa ein priesterliches Machtwort der Iphigenie über den Dämon Orest's entsprechen; mit einer spontanen Wirkung

Nach, du warst in abgelebten Zeiten
 Meine Schwester oder meine Frau.
 Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
 Spätest, wie die reinste Nerve klingt,
 Konntest mich mit einem Blicke lesen,
 Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt!

Es ist höchst bezeichnend, daß in diesem Bilde schon das schweesterliche Verhältniß Iphigeniens zu Drest an klingt. Und so, im beständigen Austausch mit der geliebten Frau, die theils leitend, theils bestätigend auf ihn einwirkt, empfängt er von ihr allmählich die harmonische Lebensstimmung. Er wird seiner mächtig, die auseinandergezogenen Kräfte seines Geistes fügen sich zusammen, sein Inneres klärt sich, seine Ziele berichtigen sich, der „süße Friede“, nach dem er so oft gesehnt, kommt in seine Brust, es beginnt nach dem brausenden Sturm und Drang der planvolle Aufbau des Lebens zum harmonischen Kunstwerk. Die Liebe zu Frau von Stein ist nicht ein zufälliges Erlebnis, sie ist ein notwendiger Durchgangspunkt in Goethe's Entwicklung. Sie ist die Vollendung der pädagogischen Jugendfreundschaften: Behriß, Salzmann, Herder, Merck; und es ist bemerkenswerth, daß es eine weibliche Freundschaft ist, welche die menschliche Erziehung Goethe's abschließt — des Dichters, der nach einem späteren Bekenntniß „sich das Ideelle nur unter der Form des Weibes vorstellen konnte“.

Es kann gar kein Zweifel sein, daß Goethe den Prozeß seiner eigenen inneren Gesundung an Drest und die Heilkraft des Ewigweiblichen, die ihm in Frau von Stein begegnet war, an Iphigenie hat darstellen wollen. Nur daß seine eigene Gesundung ungleich leichter psychologisch zu begreifen ist als die des Drest. Man wird sie wohl, wie alle Erziehung, zu erklären haben als theils unbewußte, theils bewußte Nachbildung des fremden Zustandes*). Diese zerlegt sich, wenn man will, in folgende Momente: 1. der fremde Zustand wird wahrgenommen; 2. er wird als das Bessere, das Erstrebenswerthe, kurz als das Ideal erkannt; 3. die eigene Seele wendet sich ihm mit Verlangen zu und arbeitet das Bild desselben in sich immer weiter aus, bis es als „vielräumige“ Vorstellung die Seele beherrscht und so endlich 4. die Gesamtheit der Lebensäußerungen von innen her zu bestimmen anfängt. Das ist freilich nicht Sache eines kurzen Augenblicks. Bei Goethe hat es jahrelang

*) Veltichowski: „Suggestion“.

eine Neigung, sich zu reinen, unschuldigen Menschen zu gesellen, nicht um diese auch zu verderben, sondern weil sie sich in deren Nähe wieder besser fühlen, sich wieder achtungswerther werden. Dahin gehört z. B. der Bund, den der verbummelte Student so gern mit dem unschuldigen Fuchs schließt, dahin in der Dichtung die Liebe Wallenstein's, des hartgesottenen Realisten, zu dem Idealisten Max; dahin schon in unserm Drama die Freundschaft des Melancholikers Orest mit dem hellen Wirklichkeitsmenschen Pylades, des „Verzweiflers“ mit dem „Hoffer“, der, wie Orest (v. 651) sagt, ihm „seine Lust in seine Seele spielte“. Die Vorstellungsweise von einer unmittelbaren seelischen Uebertragung muß hiernach bis zu einem gewissen Grade als eine gangbare betrachtet werden.

Müssen wir uns dabei begnügen? — Ein Uebergang setzt ein vermittelndes Element voraus, wie ja auch die Evangelien den Uebergang der Heilkraft an den Glauben als die empfängliche Stimmung des zu Heilenden knüpfen. Aehnlich müssen wir in unserm Falle sagen: Schlösse sich Iphigenie gegen Orest in selbstgerechtem Hochmuth oder Orest sich gegen Iphigenie in empfindungslosem Troße ab, so könnte nichts übergehen und würde nichts erfolgen. Statt dessen kommt Iphigenie dem Bruder von vornherein mit mitleidender Liebe, Orest der Schwester mit empfänglicher Liebe entgegen, die nur durch die Beharrungskraft des Wahnes eine Zeit lang niedergehalten war. Jene steigt zur Tiefe des Schuldbewußten herab mit dem Auerkenntniß, daß sein Zustand als ein menschliches Gebrechen auch ihr Zustand sein könnte; dieser blickt zu ihrer lichten Höhe verlangend hinauf mit dem Bekenntniß, daß ihr Zustand einmal der seinige war und noch das für ihn gültige Ideal ist. Aus diesem Zusammenstreben erwächst zwischen Beiden die innere Gemeinschaft. Diese ist ein inneres Verhältniß, wo zwei sich als eins, wo jeder sich für den anderen setzt. Begrifflich zerlegen läßt sich das nicht; die Thatsache wird aber doch schon eher zugegeben, weil sie in dem Erfahrungskreis eines Jeden liegt; denn Alles, was Freundschaft, Liebe heißt, das liegt in der Richtung auf diese Seelengemeinschaft, die nichts mit äußeren Interessen zu thun hat, wie es hier das gemeinsame Interesse der Flucht sein könnte, sondern ausschließlich auf der Gemeinsamkeit der Werthurtheile beruht, vermöge deren zwei dasselbe schätzen und verwerfen. Wo diese Gemeinsamkeit vorhanden ist und je nach

ihrem Maße und Grade, sieht der Eine mit den Augen des Anderen und urtheilt aus dem Sinne des Anderen.*)

Diese Gemeinschaft nun ist es, aus der für Orest das Heil ausspricht. Sie vollendet sich in dem Augenblick, da das auf's Höchste erhitzte Schuldgefühl ihn in die Nacht des Todes stürzt. In diesem Augenblick wird einerseits das Schuldgefühl vor dem inneren Erlebniß der Sühne abgethan, andererseits aber wohnt nun Orest's Seele im Unbewußten allein mit dem reinen Bild der Schwester zusammen. Da steigen die schaffenden Kräfte aus der unbewußten Tiefe, fassen dieses Bild und eignen es sich zu. Als Orest wieder zum Leben erwacht, sieht er sich mit den Augen der Schwester und mißt sich mit ihrem Urtheil; er empfindet, was Goethe von der „in abgelebten Zeiten“ erträumten Gemeinschaft mit der geliebten Frau sagt: „Fühlt' sein Herz an deinem Herzen schwellen, fühlte sich in deinem Auge gut.“ In diese Stimmung finden die Wahngedanken von früher keinen Eingang mehr. Daß sie ihn nie wieder finden, dafür bürgt die Nähe der liebevollen Schwester, deren Einwirkung er nun dauernd ausgeübt sein wird.

Orest's Heilung vollzieht sich demnach als ein Doppelvorgang: 1. negativ: der Wahn wird erregt und tobt sich aus, indem zugleich das Schuldgefühl vor dem Erlebniß der Sühne weicht; 2. positiv: die innere Gemeinschaft mit Iphigenien giebt Orest Antheil an ihrer Lebensstimmung, vermöge deren er sich und seine That fortan in dem Lichte ihres Urtheils erblickt.

Damit ist die neue Selbstbeurtheilung gewonnen. Orest kann freilich nicht die Thatfachen seines vergangenen Lebens gegen die Iphigeniens eintauschen. Diese Thatfachen bleiben; was er eintauscht, das ist trotz ihrer der innere Friede, wie ihn Iphigenie auf Grund der Thatfachen ihres Lebens genießt. Voraussetzung dabei ist, daß Orest's That kein sittliches Hinderniß bildet; sittlich muß es möglich und zulässig sein, daß Iphigenie den Muttermörder mit der ganzen Belastung seiner Vergangenheit ohne Vorbehalt aufnimmt, denn in der Form der Leichtfertigkeit darf die neue Selbstbeurtheilung nicht zu stande kommen. Eben diese Voraussetzung hat nun der Dichter mit größter Sorgfalt von vornherein durch die Fassung von Orest's Schuld aufgebaut. Als Orest die Mutter tödtete, handelte er weder wie ein fühlloses Thier noch wie ein souveräner Gott, sondern wie ein Mensch, der von den

*) Vgl. Schiller: „Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus.“

zimmer kam ihm aus der Stube entgegen.“ Ja, so sehr bevorzugt er diesen Ausdruck, daß er in einzelnen Schriften geradezu als Lieblingsbezeichnung für Frauen auftritt. Und doch sollte die Herleitung ihm eine so häufige Verwendung verwehrt haben. Freilich diese Herleitung! Je öfter ich sie betrachte, um so schwieriger und unwahrscheinlicher wird sie mir, und da von der Frage, ob sie richtig oder unrichtig ist, zugleich ein Stückchen Würdigung Goethe's abhängt, so gewinnt ihre Erörterung wohl noch ein besonderes Interesse neben dem allgemeinen.

Wie schon gesagt, bringt die übliche Auffassung das Wort in seiner heutigen Verwendung für die einzelne weibliche Person mit dem fürstlichen „Frauenzimmer“, d. h. mit dem Namen der Gemächer, die für die Frauen des Hofes bestimmt waren, in Verbindung. Einen unmittelbaren Zusammenhang will allerdings niemand herstellen; das kann man auch nicht. Gang und gäbe ist es ja allerdings, daß eine Ortsbezeichnung von der Gesamtheit der Insassen gebraucht wird. Seit Luther's Bibel wenigstens, die die vorhandenen äußerst geringen Ansätze zu diesem Sprachgebrauche durch die Befruchtung mit hellenischen und semitischen Sprachelementen kräftig entwickelte, sagen wir anstandslos: die ganze Stadt war auf den Beinen, die Schule ging spazieren. Aber so geläufig uns die Verwendung für die Gesamtheit ist, so unerhört ist es, daß der Ortsname für den einzelnen Bewohner gebraucht wird. Niemand sagt, wenn er einen Bekannten aus der Hauptstadt getroffen hat, ihm sei Berlin begegnet. Das Frauenzimmer jedoch bezeichnet jede einzelne Person. Aber die herkömmliche Ableitung ist auch nach anderer Richtung auffallend. Das Wort, welches seit Jahrhunderten von jeder Frau, gleichviel welches Standes, gebraucht wird, hat niemals für sich allein die einzelne Hofdame bezeichnet. Von dieser hätte es doch zunächst gesagt werden müssen und von ihr hätte es dann ja nach dem Gesetze, daß ehrende Bezeichnungen in immer tiefere Kreise dringen, auf Frauen niederen Ranges übertragen werden können.

Man sieht, welche gewaltige Klüft sich zwischen der ursprünglichen und der späteren Verwendung des Wortes eröfnet. Welche Mittelglieder haben da die Brücke von einer Seite zur anderen schlagen helfen? Die Wörterbücher geben allgemein folgende Entwicklung des Wortes an: Frauenzimmer bezeichne 1. am Ausgange des Mittelalters das fürstliche Frauengemach, 2. die Gesamtheit der darin wohnenden Frauen, 3. -- seit 1620 etwa nach

weisbar — eine Gesamtheit von Frauen überhaupt, 4. — seit 1730 — die einzelne, besonders die vornehme Frau.

Ueber die ersten zwei Bedeutungen ist weiter nichts zu sagen, nur vielleicht die Vorstellung abzuwehren, daß bei Zimmer in dieser Zusammensetzung an ein einzelnes Gemach gedacht werden müsse. Das Zimmer bezeichnete im Mittelalter auch einen ganzen Bau, und noch E. M. Arndt spricht von „einem großen Zimmer, welches Scheune, Speicher und Viehstall in sich vereinigte.“ (Sanders). So wird man denn sicher beim fürstlichen Frauenzimmer an den Flügel oder das gefonderte Gebäude gedacht haben, in dem die Frauen des Hofes untergebracht waren.

Den Uebergang von der zweiten zur dritten Bedeutung lassen wir zunächst auf sich beruhen und wenden uns dem von der dritten zur vierten zu. Wenn die Reihenfolge umgekehrt wäre, wenn das Frauenzimmer als Bezeichnung einer einzelnen Person voranstünde und voranstehen könnte, dann würde man vielleicht, auf den ersten Blick wenigstens, nichts Merkwürdiges hier finden: denn das Appellativum für die Gattung und damit für die Gesamtheit zu setzen ist das Allergebräuchlichste. Hier steht die Sache aber anders. Das Appellativum wird ausdrücklich erst aus der zusammenfassenden Bezeichnung abgeleitet, und diese Zusammenfassung gilt nicht der Gattung schlechthin, sondern einer beliebigen, gegebenen Gesamtheit; Frauenzimmer ist hier, wie Grimm und die Nachfolger auch ausdrücklich sagen, ein Sammelname, ein Kollektivum, und aus ihm erst soll sich die Einzel- und Gattungsbezeichnung, das Appellativum entwickelt haben.

Zener kollektivische Gebrauch ist uns heute fremd geworden; es wird darum gestattet und angebracht sein, Stellen anzuführen, in denen wir als Uebersetzung von Frauenzimmer nur Frauenvolk oder einen ähnlichen Mehrheitsbegriff wählen können. So lesen wir im *Simplicissimus* II, 19*): „Ich ward in kurzer Zeit bey den meisten hohen Offizieren bekannt . . ., sonderlich bey dem Frauenzimmer, welches meine Kappe, Ermel und Ohren überall mit seidenen Bänden zierte.“ II, 9:**) „Adlich Frauenzimmer war bey meinem Herrn, welches seinen neuen Narren auch gern hätte sehen und hören mögen.“ I, 33***) nehmen die Offiziere „die Spielleute

*) Nach dem Haller Neudrucke, den ich auch für Weiße und Dyk benutze, S. 148.

**) S. 114.

***) S. 87.

in die Schule gegangen ist? Ich glaube kaum. Wir haben vielmehr ein Zusammentreffen am Ziel von gleichartigen Ausgangspunkten aus anzunehmen. Was Paulus in sich erlebt hat, was der Dichter an Orest darstellt, das hat der Mensch Goethe erlebt gegenüber — Frau von Stein. Die Iphigenie ist im höchsten Sinne des Wortes eine „Konfession“. Und hiermit komme ich auf diejenige Analogie, die den letzten, entscheidenden Beweis giebt. Wie Orest nach Lauris, so kam auch Goethe einst nach Weimar, zerrissen und zerwühlt vom Sturm und Drang der Frankfurter Zeit, und noch auf Jahre hinaus wurde das ruhige, harmonische Zusammenwirken seiner Kräfte durch Zeiten und Zustände der „Tollheit“ gehemmt. Da ward Frau von Stein seine „Besänftigerin“:

Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Nichtetest den wilden, irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf . . .
Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden,
Da er dankbar dir zu Füßen lag,
Fühlte sein Herz an deinem Herzen schwellen,
Fühlte sich in deinem Auge gut,
Alle seine Sinnen sich erhellen
Und beruhigen sein brausend Blut.

Das ist das Thema, das in allen erdenklichen Wandlungen durch den ganzen Briefwechsel mit Frau von Stein erklingt. Und wodurch ward diese seine Besänftigerin? — Sie, die durch die Entsaugung eines verfehlten Lebens ohne Bitterkeit hindurchgegangen war, die sich die Reinheit der Seele und die Klarheit und Heiterkeit des Urtheils bewahrt hatte, gewann eben dadurch von vornherein Macht über das zerrissene Gemüth des Dichters. Der Bund zwischen beiden war Liebe, nicht Freundschaft, und es sind Anzeichen da, daß Goethe's Leidenschaft Anfangs auch auf die letzte Konsequenz, die körperliche Vereinigung, hindrängte. Hätte sie diesem Drängen nachgegeben, sie hätte nicht ihm geholfen, sondern sich mit ihm zerstört. Indem sie sich aber in ihrer Reinheit behauptete, behauptete sie sich über ihm als das verehrte Ideal; und indem sie ihm dennoch ihre Gegenwart und Theilnahme nicht entzog, vielmehr mit liebevollem Verständniß auf sein Wesen einging, das Trübe duldete, das Reine pflegte, bildete sich zwischen Beiden jene innige, durch kein niederes Begehren getrübe Seelen- und Lebensgemeinschaft:

Schriftstellern des 18. Jahrhunderts gefunden, sondern feststellen können, daß es schon 40 Jahre vor 1730 so vorkomme, und auf Grund der dabei gemachten Beobachtungen stellte er folgende Behauptung auf: „Diese zuerst im 17. Jahrhundert bei schlesischen Dichtern auftretende Bedeutung konnte sich anfänglich nur bei dem unbestimmten Artikel und in der Anrede zeigen.

Aber wer wird diese Lehre von der Kraft des unbestimmten Artikels und der Anrede zur Umwandlung des Kollektivs in ein Appellativ glauben? Alle Versuche, aus Worten wie Volk, Heer, Flotte in Verbindung mit „ein“ und „Du“ den einzelnen Bürger, den einzelnen Soldaten, das einzelne Schiff herauszuhören, sind vergeblich. Außerdem hat das Wort schon noch weit früher, als Kluge gefunden, zur Bezeichnung der einzelnen Frau gedient und das nicht nur mit dem unbestimmten, sondern auch mit dem bestimmten Artikel, mit dem hinzeigenden Fürworte, kurz, so wie jedes andere Appellativum. In Weise's Erzählungen z. B., die nach der Vorrede 1665 bereits geschrieben waren, findet Florindo den Brief eines Mädchens und ruft aus: „Mit diesem Frauenzimmer möchte ich selbst Briefe wechseln; so gar zierlich und kurz kann sie ein Complimentgen abstechen.“ Wenig später: „Nun muß ich erst das Frauenzimmer loben, daß sie dergleichen Narrenspößen hat beantworten können.“ Kluge's vermeintliche Beobachtung ist also ebenso hinfällig wie die grammatische Lehre, durch die sie erklärt werden sollte.

Welches Licht gewinnt denn aber die Entwicklung der Bedeutung aus dem Hinweise auf Bursch und Kamerad, bei denen doch ein ähnlicher Wechsel stattgefunden haben soll? Um es kurz zu sagen: gar keines. Gewiß, beides waren ursprünglich Ortsbezeichnungen, dann Sammelnamen, und es bezeichnete Kamerad die in einer Stube, „die Bursch“ die in einem Studentenwohnhaus vereinigte Genossenschaft, und beide wurden hinterher von dem einzelnen Mitgliede der Gemeinschaft gebraucht; aber beide sind auch — Fremdwörter. Bei Kamerad ist das heute noch Jedermann gegenwärtig. Auch hatte das Wort bereits, ehe es zu uns kam, seinen Bedeutungswechsel durchgemacht; es beweist also für einen rein deutschen Ausdruck gar nichts. Die Bursch allerdings kam als Bezeichnung des Ortes und damit als Bezeichnung der Bewohner, aber nur ihrer Gesamtheit, zu uns und hat es erst bei uns sich gefallen lassen müssen, auch für den Einzelnen gebraucht zu werden, zunächst für den Genossen der Bursche, dann überhaupt für junge

Menschen. Aber es war, wie gesagt, das Fremdwort, bei dem die Sprache sich die sonst unerhörte Freiheit gestattete; die Entwicklung zeigt ferner in der Bedeutung „Genosse der Bursch“ die Mittelstufe, die wir bei Frauenzimmer vermiften, welches ja nie für sich allein der Name für die einzelne Genossin des fürstlichen Hofstaates gewesen ist. Auch hat selbst an dem Fremdworte der Geist der Sprache sich nicht verleugnet und die ihm widrige Vereinigung so verschiedener Begriffe wieder abgestellt. Obwohl die Orts- und die Personenbezeichnung sich durch den Artikel von einander unterschieden, so hat die Sprache doch die Bursch aufgegeben und allein der Bursch ist geblieben. Und wenn heute in Heidelberg noch ein gewisses Studentenwohnhaus die Bursch heißt, so wirkt das auf uns lediglich wie ein Eigennamen und den Wenigsten wird es einfallen, ihn mit dem Burschen in Verbindung zu setzen: so sehr widerstrebt solche Vereinigung dem Geiste der Sprache. Und nun stelle man dem gegenüber, daß Frauenzimmer ein rein deutsches Wort ist, daß seine Verwendung für einen Ort bis tief in das 18. Jahrhundert hinein üblich war und heute noch möglich ist, daß es gleichzeitig als Bezeichnung der Person überall im Gebrauche stand, daß alle Bedeutungen dasselbe Geschlechtswort haben und daß ein dem Genossen der Bursch entsprechendes Mittelglied bei diesem Worte fehlt; denn, um es noch einmal zu sagen, eine einzelne Dame des Hofstaates hat Frauenzimmer an und für sich nie bedeutet, auch nicht etwa zufolge einer Rückwirkung in der Zeit, als die individuelle Bedeutung gang und gäbe war.

Aber, höre ich hier einwenden, können sich denn die Wörterbücher für die von ihnen gegebene Geschichte des Wortes nicht nach deinen eigenen Angaben auf Grimm berufen? Gewiß, sie können es; aber ob sie es auch — dürfen? Ist es recht, das Ergebnis einer Untersuchung zu verbreiten und von den schweren Bedenken, die schon der Forscher selbst gehabt hat, zu schweigen? Verkennen kann diese aber nur, wer nicht zu lesen versteht. Oder meint man, Grimm sei wohl dabei gewesen, als er den größten Dichter der Nation wegen der Verwendung seines Lieblingswortes in den oben angeführten Stellen tadeln und überhaupt den individuellen Gebrauch von Frauenzimmer als eine „seltsame und ungelenke Ausdrucksweise“ verurtheilen mußte? Oder er habe es in der Ordnung gefunden, daß er sich für die Begriffsentwicklung eines durchaus deutschen Wortes mangels aller Beispiele in der eigenen reichen Sprache lediglich auf Fremdwörter berufen konnte und einen

„fühnen“, d. h. doch einen ungewöhnlichen, einen undeutschen Uebergang in der Bildung des Appellativs aus dem Kollektiv anerkennen mußte? Außerdem sagt seine ausdrückliche Angabe, daß er nach den Spuren eines früheren Auftretens der Individualbedeutung in seinen Zetteln gesucht, aber leider vergeblich gesucht habe, deutlich genug, wie mißlich ihn die angenommene Herleitung dünkte. Nach seinen Belegen war die Einzelbedeutung nämlich erst in der Zeit von 1730—1750 aufgetaucht, vorher nur ein einziges Mal und zwar bei Opitz in folgender Stelle der 1622 erschienenen „Schäferrei“ zu finden gewesen: „wir müssen in einem schönen Frauenzimmer nicht die Gestalt, sondern die Schönheit des Gemütes erheben.“ Es ist demnach doch sehr wahrscheinlich, daß er, hätten ihm Beispiele aus der Mitte des Jahrhunderts, wie ich sie oben gegeben habe, und gar noch weitere aus Opitz vorgelegen, in dessen Zeit doch auch erst die kollektive Verwendung für Frauenvereinigungen sich nachweisen läßt, daß er dann die Entwicklung des Wortes ganz anders beurtheilt haben würde.

Wie es nun gekommen ist, daß ihm aus der Literatur vor 1730 die zahlreichen Stellen, die die individuelle Bedeutung zeigen, nicht zur Hand waren, ist schwer zu sagen. Ein schadenfroher Kobold muß da sein Wesen getrieben haben. Ist doch auch bei Opitz das angeführte Beispiel nicht das einzige. In der „Poeterey“ von 1624 heißt es z. B.: „viel unter den Poeten so züchtig reden, daß sie ein jegliches ehrbares Frauenzimmer ungeschewet lesen möchte.“*) Aber auch die oben zur Widerlegung Kluge's aus der Mitte des Jahrhunderts beigebrachten, zweifellosen Belegstellen für die Einzelbedeutung stammen aus einer Schrift, die nach dem ausdrücklichen Zeugnisse der Vorrede für das Wörterbuch ausgezogen ist und doch einige der angeführten Stellen in Grimm's Hände hätte liefern müssen. Was diesen letztgedachten Belegen nun ihren besonderen Werth giebt, das ist der schriftstellerische Charakter der Erznarren. Nicht nur, daß sie überall den denkenden Verfasser verrathen, sie verfolgen unter Andern auch den Zweck, die Verstrickungen der sprachlichen Moden wie das Herunter sinken unter den gebildeten Ton zu geißeln. Wenn Weise also das Wort Frauenzimmer mehrfach — und schon aus der einen Schrift hätten sich noch weitere Stellen anführen lassen — ganz unbefangen von der einzelnen Person gebraucht, so ist das ein deutliches Zeichen

*) S. 15.

zimmer kam ihm aus der Stube entgegen.“ Da, so sehr bevorzugt er diesen Ausdruck, daß er in einzelnen Schriften geradezu als Lieblingsbezeichnung für Frauen auftritt. Und doch sollte die Herleitung ihm eine so häufige Verwendung verwehrt haben. Freilich diese Herleitung! Je öfter ich sie betrachte, um so schwieriger und unwahrscheinlicher wird sie mir, und da von der Frage, ob sie richtig oder unrichtig ist, zugleich ein Stückchen Würdigung Goethe's abhängt, so gewinnt ihre Erörterung wohl noch ein besonderes Interesse neben dem allgemeinen.

Wie schon gesagt, bringt die übliche Auffassung das Wort in seiner heutigen Verwendung für die einzelne weibliche Person mit dem fürstlichen „Frauenzimmer“, d. h. mit dem Namen der Gemächer, die für die Frauen des Hofes bestimmt waren, in Verbindung. Einen unmittelbaren Zusammenhang will allerdings niemand herstellen; das kann man auch nicht. Gang und gäbe ist es ja allerdings, daß eine Ortsbezeichnung von der Gesamtheit der Ansassen gebraucht wird. Seit Luther's Bibel wenigstens, die die vorhandenen äußerst geringen Ansätze zu diesem Sprachgebrauche durch die Befruchtung mit hellenischen und semitischen Sprachelementen kräftig entwickelte, sagen wir anstandslos: die ganze Stadt war auf den Weinen, die Schule ging spazieren. Aber so geläufig uns die Verwendung für die Gesamtheit ist, so unerhört ist es, daß der Ortsname für den einzelnen Bewohner gebraucht wird. Niemand sagt, wenn er einen Bekannten aus der Hauptstadt getroffen hat, ihm sei Berlin begegnet. Das Frauenzimmer jedoch bezeichnet jede einzelne Person. Aber die herkömmliche Ableitung ist auch nach anderer Richtung auffallend. Das Wort, welches seit Jahrhunderten von jeder Frau, gleichviel welches Standes, gebraucht wird, hat niemals für sich allein die einzelne Hofdame bezeichnet. Von dieser hätte es doch zunächst gesagt werden müssen und von ihr hätte es dann ja nach dem Gesetze, daß ehrende Bezeichnungen in immer tiefere Kreise dringen, auf Frauen niederen Ranges übertragen werden können.

Man sieht, welche gewaltige Kluft sich zwischen der ursprünglichen und der späteren Verwendung des Wortes aufthut. Welche Mittelglieder haben da die Brücke von einer Seite zur anderen schlagen helfen? Die Wörterbücher geben allgemein folgende Entwicklung des Wortes an: Frauenzimmer bezeichne 1. am Ausgange des Mittelalters das fürstliche Frauengemach, 2. die Gesamtheit der darin wohnenden Frauen, 3. — seit 1620 etwa nach-

Möglichkeit, das Appellativum aus dem Kollektivum abzuleiten, ganz aufgehoben; denn zu so regelwidrigen Bildungen verlangt die Sprache Zeit, und nun ergiebt sich, daß beide Bedeutungen — in den Schriftwerken wenigstens — gleichzeitig auftreten: denn aus Opitz' Zeit stammt auch der früheste Nachweis der allgemeinen kollektiven Verwendung.

Aber wir müssen Grimm's tatsächliche Unterlagen noch weiter berichtigen. Fehlte dem Worte auch die Bedeutung „Mitglied des weiblichen Hofstaates“, so schien doch in der von dem Forscher angenommenen, auch von den Wörterbüchern des 18. Jahrhunderts ausdrücklich als Grundbedeutung bezeugten, ‚adlige, gebildete Frau‘ die Erinnerung an den vermeintlichen vornehmen Ursprung des Wortes noch mitzuspielen und ihn also auch zu bestätigen. Aber jene Bedeutung ist, soweit ich sehe, nicht durch Beispiele zu beweisen. Gewiß wird es auch von hochstehenden Frauen gebraucht; es bezeichnet sie aber nicht an und für sich wie unser Fräulein. Eine dem Worte Gretchen's „bin weder Fräulein, weder schön“ entsprechende Wendung ist bis jetzt für Frauenzimmer von Niemandem aufgewiesen worden. Das Wort ist im Gegenteil, was Rang und Würde betrifft, ziemlich farblos; es erinnert wie unser „junges Mädchen“ zunächst an angenehme Gestalten der guten Gesellschaft; es kann aber wie dies auch von niedrig stehenden Personen gebraucht werden, ja es wird sogar auf verächtliche angewendet. Wenn es also darauf ankommt, die höher stehende Frau zu bezeichnen, so sind Zusätze zu Frauenzimmer, wie adlig, ehrbar, gesittet, gestreng, durchaus üblich und nothwendig. Daß — ich schöpfe wieder aus den Erznarren — Florindo's Braut von seinem Hofmeister Gelanor da Frauenzimmer genannt wird, wo er sie eines starken Mangels an Herzensbildung beschuldigt; „dies Frauenzimmer hat das Ansehen, als wenn sie ihre Briefe mehr aus Alamode-Büchern als aus dem Herzen schrieb“*) — das ist allerdings kein zwingender Beweis einer geringschätzbigen Bezeichnung. Gelanor könnte ja durch den ihrer Stellung gebührenden Titel den Gegensatz zwischen Anspruch und Leistung recht auffällig haben machen wollen. Aber wir werden dort den verächtlichen Ton sofort heraushören, wenn wir es an anderer Stelle sogar auf öffentliche Dirnen angewendet finden. Einem der Reisenden ist der Hut durch den Wind entführt worden und er muß von der übrigen

*) S. 212.

sammt dem Frauenzimmer“ von der Tafel und wandern in ein anderes Haus, ein großes Tanzfest zu halten. IV, 10*) muß dem Helden des Romans ein Freund sagen, daß, nachdem er sich so lange wüth umhergetrieben habe, in ihm „weder seine Liebste (= Ehefrau), noch das andere Frauenzimmer in L.“ mehr den schmucken Jäger erkennen werde. Recht lehrreich ist auch folgendes Beispiel. In Joachim Rachel's „satyrischen Gedichten“ von 1664 heißt das erste „das poetische Frauenzimmer“. Und was enthält es zur Rechtfertigung dieses Titels? Eine sich an das Gedicht des Simonides von Amorgos anlehrende Schilderung von sieben schlechten Frauencharakteren und einem guten. Ein näherer Bezug auf den Titel ist nicht gegeben, auch kommt das Wort Frauenzimmer in dem ganzen Gedichte nicht vor. Was soll also das Frauenzimmer in der Ueberschrift bedeuten? Eine zufällige Vereinigung, dasselbe, was wir heute mit einer Galerie von Frauencharakteren bezeichnen. Ich habe auf dies Beispiel auch darum verwiesen, weil der Nebentitel dieser Satyre „Böse Sieben“ uns darüber aufklärt, woher diese Bezeichnung unliebenswürdiger Frauen stammt, nämlich nicht aus der siebenten Bitte des Vaterunfers: „Erlöse uns von dem Uebel“, sondern aus den einst viel gelesenen Spottversen eines Dichters. Zugleich ergibt sich nun, daß der Volksmund in „einer bösen Sieben“ schon längst ein Vorbild zu jenem Goethe'schen Wagniß geliefert hatte:

Und wenn ein vierter König wär,
So wär ein heiliger Drei-König mehr.

Doch das nebenbei!

Die angeführten Beispiele haben es dem Leser lebendig zum Bewußtsein gebracht, daß Frauenzimmer so gut ein Sammelname ist wie Flotte, Heer, Volk: und nun soll dasselbe Wort auch die Kraft erhalten haben, das Individuum zu bezeichnen? Durch zweierlei hat man diesen Uebergang verständlich zu machen gesucht: 1. sollte ein gleicher Bedeutungswechsel auch bei Kamerad und Burich stattgefunden haben; 2. sollte außerdem die Aenderung dadurch erleichtert worden sein, daß Frauenzimmer zunächst nur in bestimmten grammatischen Verbindungen von der einzelnen Frau gebraucht wurde. Die erste Bemerkung stützt sich auf Grimm's Autorität, die zweite ist Kluge's Eigenthum. Dieser hatte nämlich das Wort als Bezeichnung der einzelnen Person nicht erst bei

*) S. 323.

Schriftstellern des 18. Jahrhunderts gefunden, sondern feststellen können, daß es schon 40 Jahre vor 1730 so vorkomme, und auf Grund der dabei gemachten Beobachtungen stellte er folgende Behauptung auf: „Diese zuerst im 17. Jahrhundert bei schlesischen Dichtern auftretende Bedeutung konnte sich anfänglich nur bei dem unbestimmten Artikel und in der Anrede zeigen.“

Aber wer wird diese Lehre von der Kraft des unbestimmten Artikels und der Anrede zur Umwandlung des Kollektivs in ein Appellativ glauben? Alle Versuche, aus Worten wie Volk, Heer, Flotte in Verbindung mit „ein“ und „Du“ den einzelnen Bürger, den einzelnen Soldaten, das einzelne Schiff herauszuhören, sind vergeblich. Außerdem hat das Wort schon noch weit früher, als Kluge gefunden, zur Bezeichnung der einzelnen Frau gedient und das nicht nur mit dem unbestimmten, sondern auch mit dem bestimmten Artikel, mit dem hinzeigenden Fürworte, kurz, so wie jedes andere Appellativum. In Weiße's Erznarren z. B., die nach der Vorrede 1665 bereits geschrieben waren, findet Florindo den Brief eines Mädchens und ruft aus: „Mit diesem Frauenzimmer möchte ich selbst Briefe wechseln; so gar zierlich und kurz kann sie ein Complimentgen abstechen.“ Wenig später: „Nun muß ich erst das Frauenzimmer loben, daß sie dergleichen Narrenspößen hat beantworten können.“ Kluge's vermeintliche Beobachtung ist also ebenso hinfällig wie die grammatische Lehre, durch die sie erklärt werden sollte.

Welches Licht gewinnt denn aber die Entwicklung der Bedeutung aus dem Hinweise auf Bursch und Kamerad, bei denen doch ein ähnlicher Wechsel stattgefunden haben soll? Um es kurz zu sagen: gar keines. Gewiß, beides waren ursprünglich Ortsbezeichnungen, dann Sammelnamen, und es bezeichnete Kamerad die in einer Stube, „die Bursch“ die in einem Studentenwohnhaus vereinigte Genossenschaft, und beide wurden hinterher von dem einzelnen Mitgliede der Gemeinschaft gebraucht; aber beide sind auch — Fremdwörter. Bei Kamerad ist das heute noch Jedermann gegenwärtig. Auch hatte das Wort bereits, ehe es zu uns kam, seinen Bedeutungswechsel durchgemacht; es beweist also für einen rein deutschen Ausdruck gar nichts. Die Bursch allerdings kam als Bezeichnung des Ortes und damit als Bezeichnung der Bewohner, aber nur ihrer Gesamtheit, zu uns und hat es erst bei uns sich gefallen lassen müssen, auch für den Einzelnen gebraucht zu werden, zunächst für den Genossen der Bursche, dann überhaupt für junge

Menschen. Aber es war, wie gesagt, das Fremdwort, bei dem die Sprache sich die sonst unerhörte Freiheit gestattete; die Entwicklung zeigt ferner in der Bedeutung „Genosse der Bursch“ die Mittelstufe, die wir bei Frauenzimmer vermiften, welches ja nie für sich allein der Name für die einzelne Genossin des fürstlichen Hofstaates gewesen ist. Auch hat selbst an dem Fremdworte der Geist der Sprache sich nicht verleugnet und die ihm widrige Vereinigung so verschiedener Begriffe wieder abgestellt. Obwohl die Orts- und die Personenbezeichnung sich durch den Artikel von einander unterschieden, so hat die Sprache doch die Bursch aufgegeben und allein der Bursch ist geblieben. Und wenn heute in Heidelberg noch ein gewisses Studentenwohnhaus die Bursch heißt, so wirkt das auf uns lediglich wie ein Eigename und den Wenigsten wird es einfallen, ihn mit dem Burschen in Verbindung zu setzen: so sehr widerstrebt solche Vereinigung dem Geiste der Sprache. Und nun stelle man dem gegenüber, daß Frauenzimmer ein rein deutsches Wort ist, daß seine Verwendung für einen Ort bis tief in das 18. Jahrhundert hinein üblich war und heute noch möglich ist, daß es gleichzeitig als Bezeichnung der Person überall im Gebrauche stand, daß alle Bedeutungen dasselbe Geschlechtswort haben und daß ein dem Genossen der Bursch entsprechendes Mittelglied bei diesem Worte fehlt; denn, um es noch einmal zu sagen, eine einzelne Dame des Hofstaates hat Frauenzimmer an und für sich nie bedeutet, auch nicht etwa zufolge einer Rückwirkung in der Zeit, als die individuelle Bedeutung gang und gäbe war.

Aber, höre ich hier einwenden, können sich denn die Wörterbücher für die von ihnen gegebene Geschichte des Wortes nicht nach deinen eigenen Angaben auf Grimm berufen? Gewiß, sie können es; aber ob sie es auch — dürfen? Ist es recht, das Ergebnis einer Untersuchung zu verbreiten und von den schweren Bedenken, die schon der Forscher selbst gehabt hat, zu schweigen? Verkennen kann diese aber nur, wer nicht zu lesen versteht. Oder meint man, Grimm sei wohl dabei gewesen, als er den größten Dichter der Nation wegen der Verwendung seines Lieblingswortes in den oben angeführten Stellen tadeln und überhaupt den individuellen Gebrauch von Frauenzimmer als eine „seltsame und ungelente Ausdrucksweise“ verurtheilen mußte? Oder er habe es in der Ordnung gefunden, daß er sich für die Begriffsentwicklung eines durchaus deutschen Wortes mangels aller Beispiele in der eigenen reichen Sprache lediglich auf Fremdwörter berufen konnte und einen

und — guterlegt die alte Schachtel. Kluge will das Wort vom niederdeutschen Schacht = Schaft ableiten, so daß es dasselbe wäre, was wir heute mit einer langen Stange bezeichnen. Aber wo bleibt da der Begriff der alten Jungfer? Der tritt jedoch sofort hervor, wenn wir es mit dem Bauwerke in Verbindung setzen, das auf die Uneinnehmbarkeit berechnet war, nämlich mit der Burg, und die hieß dem Volke, wie schachtelan (schachtelân) für schatelân (castellan) beweist, nicht bloß schatel, sondern auch schachtel (schachtel). Das sind die scherzhaften Bezeichnungen. Und die ernsthaften? Keine geringere als Bild. Ueber seine enge Verbindung mit dem Zimmerhandwerke kann erst nachher gesprochen werden; zunächst genügt es, darauf hinzuweisen, daß Bild ursprünglich und vorzugsweise das Holzbild bezeichnete. Das Holz war ja überall der erste von der Natur dem Künstler gebotene Stoff und in Deutschland blieb er aus naheliegenden Gründen länger als anderswo der meist gebrauchte, und darum blieb auch an dem Worte Bild der Begriff Holzbild haften. Zum Beweise dessen führt Grimm eine Stelle aus Weckhertlin an: An der Wand standen „drei Bilder mangellos gleichwie von Marmor glatt“. Und bei welchen anderen Bildern als bei hölzernen hätte der Dichter Veranlassung gehabt, ihre Glätte so besonders zu betonen und mit der des Marmors zu vergleichen? Die Bedeutung Holzbild schimmert auch durch eine Stelle der Chronika (II, 34. 7), wo die Götzen zermalmet und die Bilder — abgehauen werden. Aber noch mehr als hundert Jahre später ist die Bildhauerei so sehr Holzarbeit, daß es ohne Bedenken möglich war, in einer Uebersicht der Künste von den Bildern in Stein und Erz ganz zu schweigen. In den Gesprächspielen (1643), die bei aller Platttheit oder vielleicht gerade darum werthvolles kulturgeschichtliches Material bieten, findet sich (Theil III, S. 243) eine zu Unterrichtszwecken verfaßte allgemeine Darstellung der Künste; aber bei der Bildhauerei denkt der Schriftsteller nur an die Arbeit in Holz. So nennt er es den ersten Theil der Thätigkeit des Bildhauers, daß „der Glog (Mlog) mit Nötel, Blenweiß oder Kreiten nach der Gleichständigkeit (Symmetrie, Proportion) bezeichnet“ wird, und als Werkzeuge führt er Hobel und Schneideisen an.

Und welche Verwendung hat nun Bild bei der Bezeichnung des Menschen gefunden? Heute sind die Ausdrücke Mannsbild und noch mehr Weibsbild mit einem verächtlichen Nebensinn verbunden; das war im 15., 16. und 17. Jahrhundert nicht der Fall. In der

dafür, daß diese Verwendung dem allgemeinen Bewußtsein entsprach, d. h. daß das Wort diese Geltung bereits seit längerer Zeit hatte. Diese Schlussfolgerung führt uns aber gleich noch viel weiter. Bisher hat die vorgefaßte Meinung, daß das Appellativum so früh nicht aufträte, an vielen Stellen es zu finden gehindert und zur Annahme des Kollektivums geführt, so in folgender Stelle des *Simplicissimus* (IV, 4): „Man muß sich so nicht fürchten, wenn man zum Frauenzimmer gehet.“*) Für sich allein betrachtet, läßt dieser Satz die Bedeutung Frauenvolk zu; aber sie paßt wenig in den Zusammenhang. Der Held hat seine Bedenken geäußert, der Einladung einer vornehmen Dame zu einem vertrauten Stelldichein zu folgen, und diese Bedenken sollten durch jenes Wort zerstreut werden. Es ist aber nicht nur von einer einzelnen Dame allein die Rede gewesen, die Anwesenheit noch mehrerer pflegt bei solchen Zusammenkünften auch nicht grade beliebt und vorausgesetzt zu sein. Wir müssen also auch hier das Wort auf eine einzelne Frau beziehen. Da sich nun später zeigen wird, daß das Kollektivum nach dem Gange der vorauszusetzenden Entwicklung zunächst auf geschlossene Mehrheiten von Frauen hat beschränkt bleiben müssen und nicht so bald, wenn überhaupt, von der Gesamtheit aller Frauen hat gebraucht werden können, so werden wir dort, wo die letztere mit Frauenzimmer bezeichnet ist, in älterer Zeit lieber das Appellativum in genereller Verwendung anerkennen. So in folgender Stelle aus Kirchner's „*Frauen Lob*“: „Gwch ruff ich erstlich an jhr drey mal drey Göttinnen . . . Regieret meinen Geist, regieret meine Sinnen, daß ich, wie ich gern wolt und solt, je mehr und mehr Erhebe weit und breit des Frauenzimmers Ehr.“ Es hätte ebenso gut des Weibes, der Jungfrau wie des Frauenzimmers heißen können. Gelebt hat Kirchner 1592—1627 und gedruckt ist das Gedicht in einer Sammlung zeitgenössischer Dichtungen, die Zinkgraf seiner Ausgabe von „*Opitii teutsche Poemata*“ (1624) angehängt hat. Danach wäre also um 1620 die appellative Verwendung von Frauenzimmer allgemein gewesen.

Ueberblicken wir die beigebrachten Stellen, die doch nur zufällige Lesefrüchte sind, sich also reichlich vermehren lassen, so werden wir sagen müssen, daß in der appellativen Verwendung bei *Opitz* nicht ein vereinzelttes, sondern ein erstes, recht beweiskräftiges Beispiel für einen allgemeinen Sprachgebrauch vorliegt. Damit wird aber die

*) S. 302. Bei Grimm steht die Stelle als Beleg für das Kollektivum.

Möglichkeit, das Appellativum aus dem Kollektivum abzuleiten, ganz aufgehoben; denn zu so regelwidrigen Bildungen verlangt die Sprache Zeit, und nun ergiebt sich, daß beide Bedeutungen — in den Schriftwerken wenigstens — gleichzeitig auftreten: denn aus Opik's Zeit stammt auch der früheste Nachweis der allgemeinen kollektiven Verwendung.

Aber wir müssen Grimm's thatsächliche Unterlagen noch weiter berichtigen. Fehlte dem Worte auch die Bedeutung „Mitglied des weiblichen Hofstaates“, so schien doch in der von dem Forscher angenommenen, auch von den Wörterbüchern des 18. Jahrhunderts ausdrücklich als Grundbedeutung bezeugten, „adlige, gebildete Frau“ die Erinnerung an den vermeintlichen vornehmen Ursprung des Wortes noch mitzuspielen und ihn also auch zu bestätigen. Aber jene Bedeutung ist, soweit ich sehe, nicht durch Beispiele zu beweisen. Gewiß wird es auch von hochstehenden Frauen gebraucht; es bezeichnet sie aber nicht an und für sich wie unser Fräulein. Eine dem Worte Gretchen's „bin weder Fräulein, weder schön“ entsprechende Wendung ist bis jetzt für Frauenzimmer von Niemandem aufgewiesen worden. Das Wort ist im Gegentheil, was Rang und Würde betrifft, ziemlich farblos; es erinnert wie unser „junges Mädchen“ zunächst an angenehme Gestalten der guten Gesellschaft; es kann aber wie dies auch von niedrig stehenden Personen gebraucht werden, ja es wird sogar auf verächtliche angewendet. Wenn es also darauf ankommt, die höher stehende Frau zu bezeichnen, so sind Zusätze zu Frauenzimmer, wie adlig, ehrbar, gesittet, gestreng, durchaus üblich und nothwendig. Daß — ich schöpfe wieder aus den Erznarren — Florindo's Braut von seinem Hofmeister Gelanor da Frauenzimmer genannt wird, wo er sie eines starken Mangels an Herzensbildung beschuldigt; „dies Frauenzimmer hat das Ansehen, als wenn sie ihre Briefe mehr aus Alamode-Büchern als aus dem Herzen schrieb“*) — das ist allerdings kein zwingender Beweis einer geringschätigen Bezeichnung. Gelanor könnte ja durch den ihrer Stellung gebührenden Titel den Gegensatz zwischen Anspruch und Leistung recht auffällig haben machen wollen. Aber wir werden dort den verächtlichen Ton sofort heraushören, wenn wir es an anderer Stelle sogar auf öffentliche Dirnen angewendet finden. Einem der Reisenden ist der Hut durch den Wind entführt worden und er muß von der übrigen

*) S. 212.

Gesellschaft allerlei Spott hören. „Der Sechste brachte dieses vor: ihr Herren, sagte er, ihr wißt viel, was der Handel zu bedeuten hat. Wer weiß, wo ein Frauen Zimmer in der Nachbarschaft ist, die den Hut holen läßt; wenn er nur nachließe und sein Glück zu suchen wüßte.“ *) Mit solcher Verwendung in verhältnißmäßig früher Zeit schwindet aber meines Erachtens auch der letzte Schein von Begründung, den die Ableitung vom fürstlichen Frauenzimmer noch hatte.

Fassen wir den Thatbestand der sprachlichen Erscheinungen, wie er sich nunmehr herausgestellt hat, zusammen! Wir finden die Bedeutung der Frauenwohnung und der Gesamtheit ihrer Bewohnerinnen, wir finden ein Kollektivum, das auch außerhalb des Hofes lebende Gesamtheiten von Frauen bezeichnet, und außerdem ein Appellativum Frauenzimmer, das schlecht und recht wie jedes andere Appellativum von dem Einzelwesen wie von der gesammten Gattung gebraucht wird.

Zu dem Veruche des Appellativum aus dem Kollektivum herzuleiten liegt nunmehr nach der Feststellung, daß sie gleichzeitig auftreten, keine Veranlassung mehr vor; auch ergab sich aus inneren Gründen keine Unmöglichkeit. Sollte das Umgekehrte angehen? Wir ist außer dem „Ehrbaren Kaufmann in Hamburg“, den wir doch wohl lediglich der juristischen Schnörkelsprache vergangener Jahrhunderte verdanken und auch nur in juristischen Formeln angewendet finden, kein Beispiel einer kollektiven Verwendung des Appellativums bekannt, und seltsam genug muthet uns und die Hamburger selbst dieser Sprachgebrauch an. Wo sonst eine kollektive Bedeutung vorzuliegen scheint wie z. B. in „den Wünschen des preußischen Gymnasiallehrers“, scheint sie es eben nur; in Wahrheit ist da natürlich das Appellativum generell verwendet. Das Frauenzimmer aber umfaßte in einer aus der generellen Verwendung nicht zu erklärenden Weise eine Gesamtheit von Frauen, wenn die Offiziere die Spielleute sammt dem Frauenzimmer von der Tafel nehmen, das Frauenzimmer in L. den Jäger nicht mehr kennt, jemand bei den Offizieren und dem Frauenzimmer des Lagers beliebt wird. Wir müssen demnach zwischen dem Kollektivum und dem Appellativum einen tiefen Schnitt machen; sie haben nichts mit einander zu thun. Wohl aber läßt sich verständlich machen, wie aus der mittelalterlichen Verwendung die kollektive Bezeich-

*) S. 265.

nung jeder beliebigen Gesamtheit von Frauen herauswachsen konnte. Die Bedeutung „weiblicher Hofstaat“ war ja bereits kollektiv. Bezeichnete Frauenzimmer diesen zunächst nur, soweit er im Frauenbau der Burg wohnte, so war es doch sehr leicht, auch die außerhalb wohnende weibliche Dienerschaft durch den Ausdruck mitzubezeichnen. An vielen kleinen Orten unseres von Herrschaften überfüllten Vaterlandes mußte dann aber das Frauenzimmer die Gesamtheit der in Dorf und Burg wohnenden weiblichen Wesen bezeichnen. Wie leicht war es da, die Frauenschaft auch an den Orten, in denen es einen weiblichen Hofstaat nicht gab, mit demselben Ausdrucke zusammenzufassen und dann das Wort auf jede, besonders die naturgegebenen Gruppen von Frauen anzuwenden. In diesem ganzen Vorgange ist nichts, was sich nicht hundertfach bei anderen Worten wiederholt hätte. Zu beachten ist aber, daß nach seiner Entwicklung das Kollektivum wie eigentlich selbstverständlich, nur von gegebenen Gruppen zu gebrauchen ist. So verwendet es noch Lessing (Hamb. Dramat. IV): (Die Alten) „wußten nichts von den gleichgültigen Bewegungen, durch deren beständigen einförmigen Gebrauch ein so großer Theil von Schauspielern, besonders das Frauenzimmer, sich das vollkommene Ansehen von Drahtpuppen giebt.“ So spricht auch noch Schiller im Geisterseher: „Civitella blieb weg, weil er bei dem Frauenzimmer in Venedig in zu üblem Rufe steht.“ Daraus erhellt, wie mißlich es ist, wenn man da, wo das Wort die Frauen überhaupt bezeichnet, das Kollektivum annehmen und ihm das zuschreiben will, was das Appellativum kraft seiner generischen Bedeutung leistet; und daß das Vektore früh genug vorkommt, um ihm alle diese Stellen zuzusprechen, ist ja oben gezeigt worden.

Je fester nun aber das Kollektivum mit der ältesten Bedeutung verbunden wird, desto einsamer steht das Appellativum da, desto unverständlicher wird der Ursprung dieser Bezeichnung der einzelnen Frauen. Sollen wir über das Deutsche hinaus und auf verwandte Sprachen hinübersehen? Zimmer hieß früher bei uns, timmer heißt heute noch im Schwedischen das Bauholz; verwandt damit ist offenbar der Stamm *δερ* —, der in *δέρω* bauen und *δέρας* Gestalt erscheint, und an das Vektore erinnern wieder die aus dem Deutschen herübergenommene *to timber* bauen, bilden und *le timbre* Stempel, Bild. Aber dessen können wir uns bei späteren Erwägungen erinnern; nur das Nächste zu erledigen, brauchen wir so weit nicht zu gehen. Zimmer bezeichnete im Mittelalter und ebenso noch im Anfang

des 19. Jahrhunderts, wie schon oben gesagt ist, nicht nur das Gemach, sondern auch den ganzen Bau. Frauenzimmer konnte demnach nicht nur — wie bei der ältesten Verwendung des Wortes — den Bau für die Frau, sondern ebensogut den Bau der Frau, ihren Aufbau, ihre Gestalt bedeuten. Daß dies aber eine einwandsfreie Benennung für die einzelne Frau ist, leuchtet sofort ein und zugleich ist ohne Weiteres noch manches Andere klar: der sprachlich begründete Gleichklang beider Worte, die Unverschiedenheit ihres Sinnes und die Unmöglichkeit, die eine Bedeutung aus der andern abzuleiten.

Wer freilich in laienhafter Anschauung den Anspruch erhebt, über die Worte der eigenen Sprache die letzte Entscheidung nicht in wissenschaftlich erweisbaren Thatsachen, sondern in dem eigenen Gefühle suchen zu dürfen, der wird über die Gleichsetzung von Zimmer und Bau nicht wegkommen, da diese uns völlig abhanden gekommen ist. Sie läßt sich aber noch heute herstellen; wir dürfen nur einen Kunstgriff Schiller's anwenden, durch den er einem ähnlichen Worte seine alte Bedeutung wiedergab. In früherer Zeit hieß Bild, wie in Bildhauer, Standbild, auch ohne Zusatz das volle, runde, gegliederte Bild (bi-lith = die zusammengefügten Glieder). Ditz konnte daher in einem Hochzeitsgedichte von dem Bräutigam sagen: „Ein Bild, ein auserwähltes Bild erfättigt alles sein Begehren“, — denn Niemand hätte in jener Zeit an ein gemaltes Bild gedacht. Ein solches Mißverständniß fürchtete aber Schiller und darum sagte er nicht: „wie ein Bild“, sondern „wie ein Gebild aus Himmelshöh'n sieht er die Jungfrau vor sich steh'n“. Reden wir dementsprechend statt von Zimmer von dem Gezimmer der Frau, so taucht auch in uns noch die Vorstellung des Aufbaues, der Gestalt auf. Eine solche Bedeutung von Zimmer ist aber offenbar auch dem Frankfurter Bürgerjohne gegenwärtig gewesen, wenn er das Frauenzimmer in die Stube treten ließ und überhaupt so viel von den Frauenzimmern und der Augenweide, die sie bieten, sprechen konnte.

Aber nicht nur, daß uns das Wort jetzt an und für sich verständlich geworden ist, es führt uns auch in einen Anschauungskreis, dem außerdem eine ganze Reihe von Ausdrücken bald ernster, bald scherzhafter Art und zwar grade zur Bezeichnung der Frau entnommen sind. Denn, kommt vom Zimmerhandwerk auf den Mann wohl nur das alte, fidele Haus, so auf die Frau das stattliche Gebäude, das gute Gestell, die aufgetafelte Fregatte und zuletzt

Wort als kofende Bezeichnung gebraucht worden, ein Paul Werner seine aufkeimende Zuneigung zu Franziska mit „Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen“ kundgeben und der Ausdruck auch den Dienerinnen der Venus vulgivaga zukommen kann. Andererseits ist nun verständlich, wie die Lexikographen zu dem Glauben kamen, Frauenzimmer sei *mulier nobilis, honesta*; denn im Äußeren pflegt sich zumal bei Frauen innerer wie ererbter Adel auszusprechen. Nun erklärt sich ferner eine auffallende Erscheinung, die dem Leser z. B. bei Weiße entgegentritt, daß nämlich die Frauen wohl von anderen Frauen den Ausdruck Frauenzimmer gebrauchen, aber nicht von sich selbst. Die Bescheidenheit verbot es ihnen, sich unter die Schönen zu rechnen, und verlangte ‚wir Weibsbilder‘. Endlich ist es bei unserer Auffassung des Wortes ganz natürlich, daß wir zwar neben Weibsbild ein Mannsbild, aber neben Frauenzimmer kein Herrenzimmer zur Bezeichnung des Einzelnen haben, auch nicht gehabt haben. Maria war, gleichviel in welcher der heiligen Geschichten sie dargestellt war, immer die hoheitsvolle Frau; die Gestalt des Herrn, des Heilandes aber war fast immer und gerade in der am häufigsten gebildeten des Leidenden, des crucifixus, alles andere, nur nicht das Ideal einer männlichen und ritterlichen Erscheinung.

Es wird uns allen willkommen sein und zugleich als Bewahrung unserer Ableitung empfunden werden, wenn ich mich zum Schlusse wieder auf Grimm berufen kann. Gegen den schlecht bedienten und von seinen Betteln Abhängigen mußte ich mich oben wenden; was aber der feinsinnige Mann am Schlusse seiner Arbeit ganz aus dem Eigenen hinzufügt, das fällt durchaus unter das Ergebnis unserer Darstellung:

„Frauenzimmer bezeichnet etwas Feines, Gebildetes; einer rohen Bäuerin kann der Ausdruck nicht zustehen.“

Auch auf die letztere hat heute freilich die Sprache das Wort ausgedehnt, aber für die frühere Zeit ist Grimms Charakteristik durchaus zutreffend, und so wird hier aus reicher Beobachtung der tatsächlichen Verwendung das bestätigt, was sich uns aus einer mehr spekulativen Betrachtung ergeben hat. Zugleich aber wird des Meisters stiller Wunsch erfüllt und unserer trauten Muttersprache für eine verzerrte Ausdrucksweise, für ein Unwort eine zierliche, aus ihrem innersten Geiste heraus geborene Bildung gewonnen.

Anfang und Ende der September-Konvention.

Von

Wilhelm Lang.

Marco Minghetti, la Convenzione di Settembre. Un capitolo dei miei ricordi. Bologna, Ditta N. Zanichelli. 1899.
Giuseppe Gadda, Senatore, Ricordi e Impressioni della nostra politica nel 1866—1867. Torino, Roux Frassati e Co. 1899.

I.

Es war ein feines, lange vorbereitetes diplomatisches Aktenstück, das am 15. September 1864 in Paris von den italienischen Bevollmächtigten Riga und Pepoli und dem französischen Minister des Auswärtigen Drouyn de Lhuys unterzeichnet wurde, und unter dem Namen September-Konvention der Geschichte angehört. Eine feine, von beiden Seiten wohl berechnete Uebereinkunft, die nur einen Fehler hatte. Eine Kleinigkeit war vergessen worden. Man hatte nicht an Garibaldi gedacht. Ein Freischaarenzug hat das diplomatische Kunstwerk in Trümmer geschlagen und seine Wirkungen vereitelt.

Der Zweck des Uebereinkommens war, den Abzug der Franzosen aus Rom zu ermöglichen ohne Gefahr für den weltlichen Besitz, der dem Papst noch geblieben war. Schon Cavour war im Begriff gewesen, einen solchen Vertrag mit dem Kaiser Napoleon abzuschließen: die Franzosen sollten den Kirchenstaat räumen gegen die Zusicherung der italienischen Regierung, einen gewaltfamen Angriff auf das päpstliche Gebiet weder zu unternehmen noch zu dulden. Nur „mit moralischen Mitteln“ sollte das Programm Roma Capitale zur Durchführung gelangen. Der

Tod des großen Staatsmannes verhinderte den Abschluß, und Cavour's nächste Nachfolger lößten dem Kaiser kein solches Vertrauen ein, daß er mit ihnen die Verhandlungen wieder aufnehmen wollte. Gegen alle Bitten und Vorstellungen blieb er taub. Erst als man das Ende Pius' IX. nahe glaubte, machte sich auch Napoleon mit dem Gedanken vertraut, daß etwas geschehen müsse, und so glückte es Minghetti, der im Frühjahr 1863 Ministerpräsident geworden war, den Kaiser zu neuen Verhandlungen zu bewegen, die ganz im Geheimen geführt wurden. Nur wenige Personen waren eingeweiht. Doch auch jetzt kostete es nicht geringe Mühe, den Kaiser festzuhalten, der die Alerikalen fürchtete und zwischen Drouyn de Lhuys und den italienischen Unterhändlern hin- und her schwankte. Schließlich verlangte der Kaiser, nicht zufrieden mit jener Zusicherung der italienischen Regierung, eine „praktische Garantie“, und in diesem Zusammenhange war es, wie man aus dem nachgelassenen Buche Minghetti's über die September-Konvention erfährt, daß der Marschese Pepoli, einer der Eingeweihten und Verwandter Napoleons, zuerst das Wort aussprach: Verlegung der Hauptstadt von Turin nach einer anderen Stadt als Rom. Zweifelhaft bleibt dabei, ob der Gedanke im Kopf des Marschese selbst entsprungen oder aber ihm vom Kaiser eingegeben war. Jedenfalls war es eine praktische Garantie, die dem Kaiser ausreichend schien und auf die das Ministerium Minghetti um so eher einging, als die Verlegung der Hauptstadt allerdings schon längst aus Gründen der inneren Politik und besonders aus strategischen Gründen zwar nicht beschlossen aber doch erwogen und vielfach befürwortet worden war. Massimo d'Azeglio, der ein Nebeneinander von Papst und König in Einer Stadt für unmöglich hielt, hatte schon im Jahre 1861 in einer eigenen Broschüre Florenz als Hauptstadt empfohlen. Andere empfahlen dasselbe zum Zweck der „Italienisirung“ des Königreichs, das mit der Hauptstadt Turin nur ein vergrößertes Piemont sei. General Cialdini hatte in einem Gutachten aus militärischen Gründen die Verlegung der Hauptstadt hinter den Apennin verlangt. Es war also eine Bedingung, für die auch wichtige Gründe der inneren Politik geltend gemacht werden konnten. Auf dieser Grundlage ist dann, nachdem der heftig widerstrebende König Victor Emanuel sich durch Minghetti hatte beschwichtigen lassen, der Vertrag wirklich zu Stande gekommen, der, als er unmittelbar darauf veröffentlicht wurde, wie eine

Thieres Bilde gleich . . . , färbt es . . . , heftet es an die Wand und betet davor.“ Auch eine Stelle des Jesaias bezeichnet das Zimmern als die Arbeit zur Herstellung des Bildes (44, 10—13) „Wer sind die, die einen Gott machen? . . . Es schmiedet einer das Eisen . . . , der andere zimmert Holz und mißet es mit der Schnur und zeichnet es mit Röthelstein und behauet es und zirkelt es ab und macht es wie ein Mannsbild, wie einen schönen Menschen, der im Hause wohne.“ Ja, so sehr war früheren Jahrhunderten bei dem Worte Zimmern der Begriff des Bildens menschlicher Gestalten gegenwärtig, daß es sogar von der natürlichen Zeugung gebraucht wurde. So schreibt Murner 1527 im „Lutherischen Evangelischen Kirchendieb- und Neßerkalender“ zum XV. Jenner: „Sebastianus, ein Hofmeister, etwa ein Barfüßer, aber jetzt ein Vater Zacharie, wiewol vil guter Gefellen des N. Testaments daran gezimmert haben.“ In den Erznarren aber lehnt ein gewissenloser Gastwirth die Verantwortung für das unsittliche Treiben seiner Mägde mit den Worten ab:*) „wollen sie sich etwas zimmern lassen, mögen sie auch sehen, wo sie einen Ammendienst antreffen.“**)

Aus allem diesem gewinnen wir zunächst folgendes Ergebniß als Bestätigung der oben ausgesprochenen Behauptung: Wie die Kunst des Zimmermanns in ihrer thatsächlichen Ausübung, so hatte entsprechend auch das Wort Zimmern früher einen viel bedeutenderen Inhalt; es umfaßte das bildhauermäßige Gestalten nicht minder als das Zusammenfügen zu einem Bau. Auch tritt uns der Grund dafür in der Verwandtschaft beider Thätigkeiten, die für die sprachliche Anschauung auch anderweit, wie bei Haus so bei Leib und Gestalt durch Bau, Aufbau u. s. w. bezeugt wird, deutlich entgegen.

Beachtet man nun, daß zimber ursprünglich das Bauholz, den Baufloß bezeichnete, so sollte man glauben, daß es das aus einem einzelnen Bauholz Gefertigte noch viel leichter bezeichnen konnte, als das aus vielen Hölzern Zusammengefügte, das Bild also eher, als das Gebäude. Auffälliger Weise ist aber, wenn wir, wie billig, von Frauenzimmer selbst absehen, keine Stelle nachweisbar, in der Zimmer für sich allein oder in Zusammensetzungen das Bild be-

*) S. 123.

***) Die Volkssprache nimmt jetzt, da ihr in zimmern der Begriff der Kunst verloren gegangen ist, sie ihn aber nicht entbehren kann, die entsprechenden Ausdrücke aus der Thätigkeit des Drechslers her.

zeichnet hat. Die verwandten Sprachen legen es, wie oben gezeigt, nahe genug. Luther's Verwendung des Wortes läßt es gleichfalls vermuthen. In einem Exodus des 12. Jahrhunderts ferner läßt der Dichter Gott die Frage thun: „wer hat dem menschen den munt gezimbert? (Lexer), und in altdcutschen Glossaren wird zimbarari mit artifex übersetzt. Das sind gewichtige Gründe für die Gleichsetzung von zimber und Bild. Dazu kommt aber noch das Vorhandensein eines Wortes, das bis jetzt heimathlos umherirrt, dem aber hier, wie mir scheint, ein sicherer Platz gewonnen werden kann, das ist der Ausdruck zimperlich.*) Kluge stellt es mit niederdeutsch simpellij, wählen, zusammen; von wählerisch liegt aber meines Erachtens in zimperlich wenig. Mehr Sinnesverwandtschaft hat es mit to simper, geziert lachen, das Kluge auch anführt, und auf eine ähnliche Bedeutung führt zimperlich = bildgleich. Die Kunst giebt ja nicht nur die Natur in ihrer Steigerung, Vollendung und Wahrheit wieder, sondern sie bleibt oft mitten auf dem Wege stehen, bietet uns Geziertheit statt Schönheit und sucht sich nach Goethe's Ausdruck durch Steifheit und Affektation der Vortrefflichkeit der Charaktere zu nähern, wie auf dem Gemälde im Saale des Apothekers,

Wo die gepussten Herren und Damen im Garten spazieren
Und mit spitzen Fingern die Blumen reichen und halten.

Steifheit und Affektation des Gebahrens, Kunst im Gegensatz zur schlichten Natürlichkeit, das ist aber gerade dasjenige, was wir bei zimperlich fühlen und was die Sprache durch eine von der Kunst entlehnte Bezeichnung auf das glücklichste ausgedrückt hätte. Daß zimperlich vorzugsweise von Frauen gebraucht wird, kann keinen Einwand begründen; denn ihnen liegt wie die Kunst, so auch die Künstelei des Lebens näher als den Männern.

Wenn je für ein verschollenes Wort, so sind hier wohl für zimber, zimmer in der Bedeutung Bild Gründe genug angeführt, und sein Nichtvorkommen in der Schriftsprache erklärt sich hinreichend daraus, daß es der Ausdruck des Volkes, des Arbeiters war. Aber, wenn wir auch nicht so viel Gründe für die Gleichsetzung von zimber und Bild, sondern nur die Bedeutung Bau hätten, so läge doch schon in der Zusammensetzung mit Frau der Hinweis auf ein

*) Das Auftreten des p darf ja nicht befremden; um von anderen Worten abzuheben, erinnere ich nur, weil es nach mehreren Seiten gleichen Vorgang zeigt, an tumb, dumm, bedämpfen, betümpeln.

Erzeugniß der höheren Kunst. Eigentlich hätte diese Beziehung ja dem Frauenbilde, dem nächstverwandten Ausdrucke, zukommen müssen; aber dieser hat es — und sicher unter dem Einflusse des völlig verblähten Weibsbild — nie zu rechtem Leben bringen können und ist, wie mir scheint, immer ziemlich farblos gewesen, nur daß er eben der ‚Frau‘ entsprechend etwas Vornehmeres, Höheres meint, dasselbe nämlich was Frau, ganz so wie Weibsbild gleich Weib war.

Doch bewegen wir uns hier nicht in Widersprüchen? Eben setzten wir Zimmer und Bild einander gleich, dem Frauenbilde sprechen wir die Beziehung auf das Kunstmäßige ab: und dem Frauenzimmer, an dem der ganze Duft der Werkstatt haftet, wollen wir sie zusprechen? Aber fragen wir uns einmal, was jene Bildhauerzimmerleute mit dem Worte bezeichnet haben können! Gestalt einer Herrin? Das ist ganz inhaltlos. Gestalt einer Geliebten, was ja Frauenzimmer nach der Zusammensetzung auch bedeuten kann? Aber wo hat denn unsere Kunst solche Gestalten überhaupt oder gar in einer beträchtlichen Anzahl geschaffen? Und das Bestere ist doch nöthig, wenn ein feststehender Ausdruck sich bilden soll. Aber Frau bedeutet so häufig in Zusammensetzungen auch etwas Anderes oder vielmehr die Frau, die beides, Herrschaft und Liebe, mehr als irgend eine andere im Himmel und auf Erden forderte und gewährt erhielt, die Jungfrau Maria. In Menge sind solche Wortbildungen vorhanden; um nur an die bekanntesten zu erinnern: Frauenglas, Frauentäfel, Frauentage (2. Februar, 25. März, 21. November, 8. Dezember), Frauenbad (natürlich für Männer), Frauenkirche. Ueberall ist mit Frau die Maria bezeichnet. Und wie häufig waren die Marienbilder! Nicht einzeln, sondern zu mehreren standen sie in allen Kirchen, auf den Straßen, in den Häusern. Es ist zweifellos das am häufigsten gefertigte Kunstwerk. Wäre sonst auch Frau für Maria nicht bekannt, bei Frauenzimmer, das Frauenbild bedeutet, müßte man die Bedeutung Marienbild für die Kreise des Handwerkers wenigstens schon aus der Fülle der Darstellungen folgern.

Ist das aber der Sinn des Wortes, so wird seine Verwendung in allen ihren Verästelungen klar. Das Holdselige, Anmuthige, Freundliche, zugleich aber auch das Erhabene und Königlich war damit bezeichnet, aber es ging nur auf die äußere Erscheinung, nicht auf den durch die Geburt erworbenen Rang oder auf die innere Würde. Dadurch wird es begreiflich, daß einerseits das

Wort als kofende Bezeichnung gebraucht worden, ein Paul Werner seine aufseimende Zuneigung zu Franziska mit „Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen“ kundgeben und der Ausdruck auch den Dienerinnen der Venus vulgivaga zukommen kann. Andererseits ist nun verständlich, wie die Lexikographen zu dem Glauben kamen, Frauenzimmer sei *mulier nobilis, honesta*; denn im Äußeren pflegt sich zumal bei Frauen innerer wie ererbter Adel auszusprechen. Nun erklärt sich ferner eine auffallende Erscheinung, die dem Leser z. B. bei Weiße entgegentritt, daß nämlich die Frauen wohl von anderen Frauen den Ausdruck Frauenzimmer gebrauchen, aber nicht von sich selbst. Die Bescheidenheit verbot es ihnen, sich unter die Schönen zu rechnen, und verlangte ‚wir Weibsbilder‘. Endlich ist es bei unserer Auffassung des Wortes ganz natürlich, daß wir zwar neben Weibsbild ein Mannsbild, aber neben Frauenzimmer kein Herrenzimmer zur Bezeichnung des Einzelnen haben, auch nicht gehabt haben. Maria war, gleichviel in welcher der heiligen Geschichten sie dargestellt war, immer die hoheitsvolle Frau; die Gestalt des Herrn, des Heilandes aber war fast immer und gerade in der am häufigsten gebildeten des Leidenden, des crucifixus, alles andere, nur nicht das Ideal einer männlichen und ritterlichen Erscheinung.

Es wird uns allen willkommen sein und zugleich als Bewahrung unserer Ableitung empfunden werden, wenn ich mich zum Schlusse wieder auf Grimm berufen kann. Gegen den schlecht bedienten und von seinen Betteln Abhängigen mußte ich mich oben wenden; was aber der feinsinnige Mann am Schlusse seiner Arbeit ganz aus dem Eigenen hinzufügt, das fällt durchaus unter das Ergebnis unserer Darstellung:

„Frauenzimmer bezeichnet etwas Feines, Gebildetes; einer rohen Bäuerin kann der Ausdruck nicht zustehen.“

Auch auf die letztere hat heute freilich die Sprache das Wort ausgedehnt, aber für die frühere Zeit ist Grimms Charakteristik durchaus zutreffend, und so wird hier aus reicher Beobachtung der thatfächlichen Verwendung das bestätigt, was sich uns aus einer mehr spekulativen Betrachtung ergeben hat. Zugleich aber wird des Meisters stiller Wunsch erfüllt und unserer trauten Muttersprache für eine verzerrte Ausdrucksweise, für ein Unwort eine zierliche, aus ihrem innersten Geiste heraus geborene Bildung gewonnen.

Anfang und Ende der September-Konvention.

Von

Wilhelm Lang.

Marco Minghetti, la Convenzione di Settembre. Un capitolo dei miei ricordi. Bologna, Ditta N. Zanichelli. 1899.

Giuseppe Gadda, Senatore, Ricordi e Impressioni della nostra politica nel 1866—1867. Torino, Roux Frassati e Co. 1899.

I.

Es war ein feines, lange vorbereitetes diplomatisches Aktenstück, das am 15. September 1864 in Paris von den italienischen Bevollmächtigten Riqua und Pepoli und dem französischen Minister des Auswärtigen Drouyn de Lhuys unterzeichnet wurde, und unter dem Namen September-Konvention der Geschichte angehört. Eine feine, von beiden Seiten wohl berechnete Uebereinkunft, die nur einen Fehler hatte. Eine Kleinigkeit war vergessen worden. Man hatte nicht an Garibaldi gedacht. Ein Freischaarenzug hat das diplomatische Kunstwerk in Trümmer geschlagen und seine Wirkungen vereitelt.

Der Zweck des Uebereinkommens war, den Abzug der Franzosen aus Rom zu ermöglichen ohne Gefahr für den weltlichen Besitz, der dem Papst noch geblieben war. Schon Cavour war im Begriff gewesen, einen solchen Vertrag mit dem Kaiser Napoleon abzuschließen: die Franzosen sollten den Kirchenstaat räumen gegen die Zusicherung der italienischen Regierung, einen gewaltsamen Angriff auf das päpstliche Gebiet weder zu unternehmen noch zu dulden. Nur „mit moralischen Mitteln“ sollte das Programm Roma Capitale zur Durchführung gelangen. Der

der Regierung an, daß der Marsch auf Rom mit allen Mitteln verhindert werde, kein Bürger dürfe sich über die Gesetze erheben und das Vaterland in schwere Verwicklungen stürzen. Tags darauf traf Garibaldi mit einigen seiner Getreuen in Arezzo ein, für den 24. war er in Perugia angekündigt, die Städte trafen Vorbereitungen, ihn festlich zu empfangen, von allen Seiten bewegten sich Freiwillige nach der Grenze. Jetzt schien dem Präfecten von Perugia die Stunde des Handelns gekommen. Er ordnete an, daß für den 24. auf der Station Cassignano am Trasimenersee ein Extrazug zur Verfügung eines dorthin beordneten Truppenkommandos stehe. Bei der Ankunft Garibaldi's sollte man ihn und sein Gefolge festnehmen und nach Florenz zurückbringen. Da aber die laut angekündigte Richtung Garibaldi's auf Perugia eine Finte sein konnte, wurde für die Station Orvieto, auf der Linie von Siena, dieselbe Anordnung getroffen. Außerdem waren für den Fall, daß Garibaldi nicht die Bahn, sondern die Straße benutzen würde, überall kleinere Truppenkörper vertheilt. Wirklich verließ Garibaldi die Bahn in Arezzo und begab sich am 23. von da nach Sinalunga (an der Linie nach Orvieto), wo er am Abend eintraf. Auf die Nachricht hiervon ließ Gadda sofort den in Orvieto bereit gehaltenen Eisenbahnzug nach Sinalunga abgehen und ordnete die Verhaftung Garibaldi's durch den Carabinierleutenant Pizzuli an, der eine Compagnie Bersaglieri unter sich hatte. Angestrichelt wartete der Präfect auf die Nachricht von der Ausführung seines Befehls. Schlaflos verbrachte er die Nacht. Der Morgen kam, es wurde 6 Uhr, 7 Uhr, noch immer war er ohne Nachricht. Endlich um 8 Uhr kam ein Privattelegramm, das von der Behörde aufgefangen war. Ein Garibaldiner hatte es abgeschickt: „Unerhörtes Ereigniß. Garibaldi verhaftet auf Befehl des Präfecten von Perugia. Benachrichtigt die Freunde.“ Um 9 Uhr kam ein Telegramm des Präfecten von Siena, der die Verhaftung bestätigte, und eine Stunde später traf ein Telegramm Rattazzi's ein, worin das Geschehene gebilligt und belobt wurde. Pizzuli hatte den General im Bett getroffen. Er kündigte ihm den Befehl der Regierung an, nach Florenz zurückzukehren. Garibaldi protestirte, aber der Offizier blieb fest. Er erlaubte noch, daß Garibaldi ein Bad nahm, dann begaben sie sich zusammen zum Bahnhof und fuhren im gleichen Wagen ab. Die nächtliche Stunde und die abgelegene Lokalität hatten verhindert, daß es zu irgend einem Auslauf kam. Der Präfect hatte pflichtmäßig gehandelt, doch für seine Person stand

das Bedenkliche erst noch bevor. Ganz Perugia erwartete den General. Wie, wenn die aufgeregten Volksmassen das Geſchehene erfahren? Schon mit Tagesanbruch waren die Straßen mit Menschen dicht gefüllt. Aus ganz Umbrien und den benachbarten Provinzen war das Volk zusammengeströmt, um den Helden zu sehen und zu begrüßen. Stolz schritten die Rothhemden durch die Stadt. Musikbänden spielten unaufhörlich die Garibaldihymne und Mameli's „Fratelli d'Italia“. Fahnen wehten aus jedem Fenster. Schon war die Wohnung und das Frühstück für den General bestellt. Was wird diese Menge beginnen, wenn sie erfährt, daß die Regierung freventlich Hand an das Götzenbild der Nation gelegt? Der Präfekt war in tausend Nengsten. Um 10 Uhr begannen sich die Vereine mit ihren Bannern in Reih und Glied zu stellen, um den Zug zu empfangen, der um 11¹/₂ Uhr erwartet wurde. Es war keine Zeit mehr zu verlieren, die Menge auf das Geſchehene vorzubereiten. Gadda bechied den Bürgermeister der Stadt, Grafen Ansidei, zu sich und bat ihn Zeuge des Geſprächs zu sein, das er mit den Vorständen der Vereine und des Empfangskomitees halten wollte. Auch ein Gemeinderath und der Direktor der öffentlichen Sicherheit wurden als Zeugen zugezogen. Als bald erschienen die Gerufenen, und Gadda redete sie an: „Ich muß Ihnen eine unerfreuliche Mittheilung machen. Garibaldi kann heute nicht nach Perugia kommen, er ist vom Ministerium nach Florenz gerufen worden und bereits dort angelangt.“ Und nun bat er die Versammelten, ihren Einfluß auf die Menge geltend zu machen, damit eine Störung der öffentlichen Ordnung vermieden werde, die die Sache Italiens schwer kompromittiren würde. Man verlangte nähere Aufklärungen, und der Präfekt erwiderte, er könne keine andere Aufklärung geben, als die ihm selbst das Ministerium geben werde. Sobald diese erfolge, werde er sie mittheilen. Einige der Volkshäupter wollten protestiren, allein der Präfekt wies auf die getroffenen militärischen Maßnahmen hin und stellte ihnen eindringlich ihre Verantwortlichkeit vor. Dann zog er sich zurück und überließ es vollends dem Bürgermeister, durch gute Worte die Verdubten zu beschwichtigen. Im Städtchen ging es den Tag über und in der folgenden Nacht lebhaft zu, aber zu ernsteren Unordnungen kam es nicht, und auch in Florenz und den anderen Städten Italiens blieb es bei belanglosen Mundgebungen. Garibaldi wurde nach der Citadelle von Alessandria gebracht. Hier besuchte ihn der Kriegsminister Pesetto und stellte ihm frei, nach Caprera zurückzukehren gegen das Ver-

sprechen, sich nicht von dort zu entfernen. Garibaldi verweigerte dieses Versprechen, wurde aber dann gleichwohl nach seiner Insel gebracht, wo einige Kriegsschiffe zu seiner Bewachung aufgestellt wurden. Die Amtszeitung vom 27. September kündigte an: „Der General Garibaldi hat den Wunsch ausgedrückt, nach Caprera zurückzukehren. Die Regierung, mit diesem Wunsch einverstanden, entsprach ihm sofort. Er ist in Folge dessen diesen Morgen von Genua auf einem Fahrzeug der königlichen Marine abgereist.“ Rattazzi übernahm für alles Geschehene, für die Verhaftung wie für die Art, wie sie ausgeführt worden war, vor der Kammer und vor dem Lande die volle Verantwortung. Seine Handlungsweise war durch den ganzen September, wie Gadda versichert, eine vollkommen loyale. Anders war es im folgenden Monat.

II.

Die Festigkeit, die das Ministerium in seinem Entschluß gezeigt hatte, jede Verletzung des durch die Septemberkonvention geschützten Gebietes selbst mit Gewalt zu verhindern, hatte nicht die erwarteten Folgen. Die Bewegung der Freiwilligen gegen die Grenze dauerte fort. Garibaldi's Unterbefehlshaber erschienen und nahmen die Leitung in die Hand. Schon Ende September und Anfang Oktober nahm der Zufluß von Freiwilligen eine Stärke an, die die Verwaltungsbehörden in Umbrien wieder ernstlich beunruhigte. Noch mehr aber beunruhigte sie der Umstand, daß viele dieser Freiwilligen direkt von der Hauptstadt Florenz kamen, am hellen Tage, in Zügen, die Vergnügungszügen glichen. Patriotische Lieder wurden gesungen, überall strömte die Bevölkerung lärmend herzu, in allen Zeitungen wurde über diese Vorgänge berichtet. Was war vorgegangen? Hatte der Wind mit einem Mal umgeschlagen? Dem Präfekten von Perugia schien es, daß es leichter wäre, die Abfahrt der jungen Leute in ihrer Heimath zu verhindern, als sie an der Grenze abzuwarten und aufzuhalten. Sie waren ohne Waffen und hatten regelmäßige Fahrkarten, aber wenn man sie bis an die Grenze gelangen ließ, war es bei deren Ausdehnung schwer, das Ueber-schreiten kleiner Gruppen zu verhindern. Der Präfekt schrieb besorgt an den Minister des Innern. Dieser antwortete mit allgemeinen Empfehlungen, nicht mit so bestimmten Weisungen, wie sie noch vor wenigen Tagen zur Verhaftung Garibaldi's ertheilt worden waren. Gadda wiederholte seine dringlichen Vorstellungen, worauf ihm amtlich versichert wurde, daß die Weisungen eine Grenzverletzung

zu verhindern fortdauernd in Kraft seien und daß die bewaffnete Macht an der Grenze verstärkt werde. Das Letztere war richtig, ichuf aber nur neuen Verdacht. Die militärischen Anordnungen deuteten auf eine ernste Aktion. Der Divisionsgeneral Ricotti kam in diesen Tagen durch Perugia und hatte eine lange Besprechung mit dem dortigen Kommandanten General Ferrero; dann war er, ohne mit dem Präfekten gesprochen zu haben, nach Terni weiter gereist und hatte die Truppen an der Grenze besichtigt. Bis dahin waren die militärischen Anordnungen zur Bewachung der Grenze stets im Einverständniß mit der politischen Behörde getroffen worden. Die Aenderung des Verfahrens erklärte sich der Präfekt damit, daß beabsichtigt sei, die Direktion des öffentlichen Dienstes an der Grenze in der Hand des Militärs zu konzentriren. Auf eine vertrauliche Anfrage bei Ferrero gab dieser keine weitere Auskunft, als daß, im Falle das päpstliche Gebiet betreten werden solle, General Ricotti das Kommando übernehmen werde. Dies bestärkte den Präfekten in dem Verdacht, daß die Regierung zu einer militärischen Aktion entschlossen sei, und aufs Neue wandte er sich an seinen Minister und bat um Aufklärung und um bestimmte Weisungen für sein Verhalten. Mattazzi erwiderte, es werde eine Persönlichkeit zu ihm geschickt werden, die ihm die gewünschte Aufklärung geben werde. Wirklich erschien am 12. Oktober die angeforderte Persönlichkeit. Es war Franz Crispi, damals eines der Häupter der parlamentarischen Linken, befreundet mit Garibaldi und von starkem Einfluß auf Mattazzi. Crispi erklärte dem Präfekten, das Ministerium Mattazzi befände sich in der Nothwendigkeit, die Truppen unverzüglich die Grenze überschreiten zu lassen. Der Aufrüstung in Rom stehe unmittelbar bevor, an verschiedenen Orten des Kirchenstaats stehen bewaffnete Schaaren von Garibaldinern bereit, schon sei es zu Zusammenstößen gekommen, die Regierung könne den Marsch auf Rom nicht länger verschieben, wenn sie nicht wolle, daß die Franzosen ihr zuvorkommen oder daß die Revolution die Oberhand gewinne. Bis dahin hätten er und seine Freunde das Garibaldi'sche Unternehmen zu verhindern gesucht, aber jetzt seien die Dinge soweit gediehen, daß es ein schwerer Fehler wäre, mit der Intervention länger zu zögern. Man habe Ursache zu glauben, daß Napoleon selbst es wünsche, daß ihm das italienische Heer zuvorkomme. Durch die Garibaldinischen Banden und die Erhebung Roms sei vor Frankreich und Europa die italienische Intervention im Interesse der Ordnung gerechtfertigt. (Sadde

gewann aus Crippi's Worten die Ueberzeugung, daß Victor Emanuel im Einverständniß war und daß die Freiwilligen in Wirklichkeit nur die Vorhut des königlichen Heeres sein sollten.

Die Bildung von bewaffneten Banden im Römischen war eine Thatfache. Bei Tivoli streiften sie durch das Sabinergebirge. Vom Süden zogen sich Freiwilligenkorps gegen Velletri und Frosinone. Gegen Toscana waren Acquapendente und andere Orte besetzt. Anführer waren die bekanntesten Offiziere Garibaldi's, sein Sohn Menotti, Nicotera, Acerbi. Ein ehemaliger Major des Heeres hatte in Orte eine römische Legion gebildet und hier die Eisenbahn besetzt, den Verkehr unterbrochen. Gewehr bei Fuß mußte das Heer zusehen, wie wenige Schritte entfernt Freiwilligenbanden über die Grenze gingen. Die Behörden waren in der größten Noth. Sie wußten nicht wie sie sich verhalten sollten. Die Anwesenheit der Militärkommandanten, anstatt ihre Autorität zu stärken, trug vielmehr dazu bei, sie in jeder Aktion zu hemmen. Eine unbeschreibliche Verwirrung und Anarchie riß unter ihnen ein. Einzelne Beamte begünstigten unter der Hand das Unternehmen der Garibaldiner. Es kam vor, daß Bürgermeister oder Kommandanten der Nationalgarde Gewehre an die Freiwilligen abgaben, gegen Bescheinigungen, die in Form von gewaltamen Requisitionen ausgestellt waren. In dieser allgemeinen Konfusion wartete Alles ungeduldig auf das erlösende Wort aus Florenz, das den Befehl zum Einmarsch gab und damit anzeigte, daß die Regierung die Leitung und die Verantwortung für die Ereignisse übernahm. Aber dies letzte Wort verzog sich: Mattazzi wartete noch immer auf die Erhebung der Römer, die dem Einmarsch des Heeres ihre Legitimation geben sollte.

Die Banden der Freiwilligen im päpstlichen Gebiet stießen kaum auf Widerstand: von allen Seiten zogen sich die Truppen des heiligen Stuhls allmählig auf Rom zurück. Wo die Garibaldiner erschienen, nahm man sie mit Jubel auf. Man riß die päpstlichen Wappen ab, pflanzte das nationale Banner auf und übertrug die Gemeindeverwaltung bekannten Liberalen. Da und dort schrieb man bereits die Volksabstimmung aus. Aber Rom selbst blieb ruhig. Hier hatte der General Zappi den Belagerungszustand erklärt. Vergebens war die Wühlerei einiger waghalsiger Garibaldiner, die sich in die Stadt geschlichen hatten. Aufgeregte Jugend gab es genug, aber es fehlte an Waffen. Man erwartete endlich eine größere Waffenzufuhr in der Nacht vom 21. Oktober,

Bombe einschlug, in Turin häßliche Straßentumulte hervorrief*), den Sturz des Ministeriums zur Folge hatte und von der einen Seite als diplomatisches Meisterstück und als ein Schritt zur Erwerbung Roms gepriesen, von der anderen als schmähhlicher Verzicht auf das nationale Programm *Roma Capitale* und als Einmischung Napoleons in eine inneritalienische Frage auf's Heftigste angefeindet wurde.

Lamarmora hatte nach den Turiner Tumulten die Zügel der Regierung ergriffen, mit dem Entschluß, die Konvention, deren Gegner er gewesen war, loyal zur Ausführung zu bringen. Und sie wurde ausgeführt. Der König, die Ministerien, das Parlament siedelten nach Florenz über, und nach der zweijährigen Frist, die im Vertrag festgesetzt war, stand kein französischer Soldat mehr im Kirchenstaat. Im Dezember 1866 hatten sich die letzten Rothhosen in Civitavecchia eingeschifft, und der Papst stand nun allein seinen Unterthanen gegenüber, unterstützt von einem Söldnerheere, das inzwischen — gleichfalls einer Bestimmung des Vertrags entsprechend — für ihn angeworben worden war. Mit ungemainer Spannung hatte man diesem Augenblick entgegengesehen. Wird der Papst im Stande sein, ohne die Unterstützung fremder Bajonette seinen weltlichen Besitz zu behaupten? Wird die italienische Einheitsbewegung vor den Thoren Roms Halt machen, wenn diese nicht mehr von den Franzosen bewacht sind? Es versteht sich von selbst, daß die Hintergedanken, mit denen beide Theile die September-Konvention abgeschlossen hatten, sehr verschieden waren. Der Kaiser hoffte, Rom für absehbare Zeit dem heiligen Stuhle gesichert, diesen aber zugleich vor die Nothwendigkeit gestellt zu haben, eine Ausöhnung, mindestens einen *modus vivendi* mit dem Königreich Italien zu suchen. Durch die Verlegung der Hauptstadt schien eine Ausöhnung ermöglicht, durch die Isolirung der päpstlichen Macht schien sie unaufschiebbar geworden. Die italienischen Staatsmänner wünschten gleichfalls eine friedliche Auseinandersetzung mit dem Papst, für die sich ja schon Cavour bemüht hatte, und zu der

*) Die Fechtwüthigkeiten des Generals Della Rocca haben den alten Streit wieder angeacht, wer für die Turiner Vorgänge am 21. und 22. Septemb. verantwortlich zu machen sei, d. h. ob der genannte General schon am 21. mit den Vollmachten zur Wiederherstellung der Ordnung betraut wurde. Es stehen hier die Behauptung des Generals und diejenige Minghetti's und seiner Kollegen einander schroff entgegen. Der Streit ist nicht zu entscheiden, und sicher ist nur das Eine, daß in Turin damals Alles den Kaiser verloren hatte.

auch dessen Besatzung an eine Art von
 Waren nicht mehr zu erlangen werden,
 überausse Parik mit den zuerhandliffe auf
 auf die Wirkung der ... gänge der Alue seiner
 (Gemeinschaft der ... über König von Italien
 kraft, die das Königreich ... getront werde.
 inantes haben werde. Und der ... nachtbaren Entwürfen er-
 der Römer, die der italienischen ... Freiheit zu gewinnen,
 schreiten zum Schutz des ... weiter ausgedreitet. Die
 Ordnung ermöglichen würde; das ... im Frühjahr 1867
 bei den früheren Annexionen abspicien. ... mußte Anfang April
 der Römer war im Septemberrückblick ... unter Mattazzi weichen.
 eine ehrliche Probe gemacht werden, ob die ... Barons. Sofort
 ihren eigenen Füßen stehen könne. ... zu verspüren, ihre
 bestand sie die Probe nicht, — darüber ... betrieben. Doch auch
 Er sollte ausdrücklich nicht mehr ... die strenge Ausführung
 sagte. Für diesen Fall waren alle ... stift von Perugia, der
 sagte der Papst zu den französischen ... Entlassung nehmen
 verabschiedeten, gar bald werde das ... gehörte, beruhigte ihn
 Hauptstadt der katholischen Welt ... eine Person ein Pfand
 Annäherungsveruch der italienischen ... Zweidentigkeit auf-
 in letzter Stunde schickte der Kaiser ... der Giuseppe Gadda,
 Florenz und Rom, um seine ... im Kabinett Lanza
 anzubieten. Non possumus war die ... nach Rom beichloß,
 Augenblick dachte der Kaiser daran, ... die Arbeiten der
 Rom zu schicken, um den Papst ... etc. Jetzt ist er ein
 Gedanke wieder fallen gelassen. Als ... seitens veröffentlicht,
 standen sich das weltliche Papstthum und die ... vielfach neues
 gegenüber, als die Franzosen abzogen ... Präfekt der Pro-
 ... für den Augenblick blieb Alles ... verantwortung-
 ... Probe. Der Uebergang vollzog ... mit den benach-
 ... Die ... Regierung war ... die römischen
 ... durchzuführen, und erig ... die ungedulbigen
 ... Das römischhäupter ... warieten, um
 ... Verbindung ... Anfang Juni merkten

 ... die ... und legten
 ... über die Grenze
 ... in Terni kam hinter
 und

Bombe einschlug, in Turin häßliche Straßentumulte hervorrief*), den Sturz des Ministeriums zur Folge hatte und von der einen Seite als diplomatisches Meisterstück und als ein Schritt zur Erwerbung Roms gepriesen, von der anderen als schmählicher Verzicht auf das nationale Programm Roma Capitale und als Einmischung Napoleons in eine inneritalienische Frage auf's Heftigste angefeindet wurde.

Samarmora hatte nach den Turiner Tumulten die Zügel der Regierung ergriffen, mit dem Entschluß, die Konvention, deren Gegner er gewesen war, loyal zur Ausführung zu bringen. Und sie wurde ausgeführt. Der König, die Ministerien, das Parlament siedelten nach Florenz über, und nach der zweijährigen Frist, die im Vertrag festgesetzt war, stand kein französischer Soldat mehr im Kirchenstaat. Im Dezember 1866 hatten sich die letzten Rothhosen in Civitavecchia eingeschifft, und der Papst stand nun allein seinen Unterthanen gegenüber, unterstützt von einem Söldnerheere, das inzwischen — gleichfalls einer Bestimmung des Vertrags entsprechend — für ihn angeworben worden war. Mit ungemeiner Spannung hatte man diesem Augenblick entgegengesehen. Wird der Papst im Stande sein, ohne die Unterstützung fremder Bajonette seinen weltlichen Besitz zu behaupten? Wird die italienische Einheitsbewegung vor den Thoren Roms Halt machen, wenn diese nicht mehr von den Franzosen bewacht sind? Es versteht sich von selbst, daß die Hintergedanken, mit denen beide Theile die September-Konvention abgeschlossen hatten, sehr verschieden waren. Der Kaiser hoffte, Rom für absehbare Zeit dem heiligen Stuhle gesichert, diesen aber zugleich vor die Nothwendigkeit gestellt zu haben, eine Ausöhnung, mindestens einen modus vivendi mit dem Königreich Italien zu suchen. Durch die Verlegung der Hauptstadt schien eine Ausöhnung ermöglicht, durch die Isolirung der päpstlichen Macht schien sie unaufschiebbar geworden. Die italienischen Staatsmänner wünschten gleichfalls eine friedliche Auseinandersetzung mit dem Papst, für die sich ja schon Cavour bemüht hatte, und zu der

*) Die Denkwürdigkeiten des Generals Della Rocca haben den alten Streit wieder angefaßt, wer für die Turiner Vorgänge am 21. und 22. September verantwortlich zu machen sei, d. h. ob der genannte General schon am 21. mit den Vollmachten zur Wiederherstellung der Ordnung betraut wurde. Es stehen hier die Behauptung des Generals und diejenige Minghetti's und seiner Kollegen einander schweisstracks entgegen. Der Streit ist nicht zu entscheiden, und sicher ist nur das Eine, daß in Turin damals Alles den Kopf verloren hatte.

auch dessen Nachfolger immer wieder Versuche gemacht hatten. Waren diese bisher vergeblich gewesen, so wurde der sich selbst überlassene Papst mit der Zeit vielleicht willfähriger, man hoffte auf die Wirkung der moralischen Mittel, auf den Zwang, den die Gemeinschaft der Interessen ausüben mußte, auf die Anziehungskraft, die das Königreich Italien für die Bevölkerung des Kirchenstaates haben werde. Und der letzte Gedanke war eine Erhebung der Römer, die der italienischen Regierung ein bewaffnetes Einschreiten zum Schutz des Papstes und zur Wiederherstellung der Ordnung ermöglichen würde; das Uebrige konnte sich dann wie bei den früheren Annexionen abspielen. Eine freiwillige Erhebung der Römer war im Septembervertrag nicht vorgesehen. Es sollte eine ehrliche Probe gemacht werden, ob die weltliche Herrschaft auf ihren eigenen Füßen stehen könne. Bestand sie die Probe, gut; bestand sie die Probe nicht, — darüber stand nichts im Vertrag. Er sollte ausdrücklich nicht mehr bedeuten, als sein Wortlaut besagte. Für diesen Fall waren also beide Theile frei. Befümmert sagte der Papst zu den französischen Offizieren, die sich von ihm verabschiedeten, gar bald werde das revolutionäre Banner über der Hauptstadt der katholischen Welt wehen. Schroff hatte er jeden Annäherungsversuch der italienischen Regierung abgelehnt. Noch in letzter Stunde schickte der Kaiser den General Fleury nach Florenz und Rom, um seine Vermittelung für einen Vergleich anzubieten. Non possumus war die Antwort des Papstes. Einen Augenblick dachte der Kaiser daran, sogar seine Gemahlin nach Rom zu schicken, um den Papst umzustimmen, doch wurde dieser Gedanke wieder fallen gelassen. Als zwei feindliche Gewalten standen sich das weltliche Papstthum und die italienische Nationalität einander gegenüber, als die Franzosen abzogen.

Doch für den Augenblick blieb Alles ruhig. Der Kirchenstaat bestand die Probe. Der Uebergang vollzog sich in vollkommener Ordnung. Die italienische Regierung war ihrerseits entschlossen, die Konvention loyal durchzuführen, und ertheilte ihren Behörden die entsprechenden Weisungen. Das römische Komitee, das mit der Regierung in Florenz in Verbindung stand, gab die bestimmtesten Versicherungen, daß keine Unruhen zu fürchten seien. Von den Römern, das zeigte sich bald, war die Initiative einer Erhebung nicht zu erwarten. Es bedurfte eines Anstoßes von außen, und dieser Anstoß kam von Garibaldi, der nicht gesonnen war, für die Lösung der römischen Frage die Wirkung der sogenannten moralischen

Mittel abzuwarten. Manches traf zusammen, was gerade jetzt seinen Nimbus im Volk erhöhte. Zwischen Anfang und Ende der September-Konvention lagen wichtige Ereignisse. Der unglückliche Krieg von 1866 hatte das Ansehen von Heer und Regierung geschwächt und eine allgemeine Verstimmung zurückgelassen, in der die Aktionspartei den günstigsten Nährboden fand. War Venedig den Siegen eines fremden Heeres zu verdanken, so sollte Rom durch die eigene Kraft der Nation und ohne Rücksicht auf den fremden Protektor erstritten werden. Ungeduldig richteten sich die Blicke auf das Kapitol, dort die nationale Einheit zu vollenden.

Im Februar 1867 erschien Garibaldi plötzlich im Venetianischen. Seine Reise über Bologna, Ferrara, Rovigo, Padua war ein Triumphzug ohne gleichen. Ueberall hielt er aufreizende Reden: *Guerra ai preti! Roma o morte!* In Venedig ging der Enthusiasmus über alles Maß und er stieg Garibaldi selbst gewaltig zu Kopfe. Am 29. Februar befand er sich im Theater, als der Prinz Amadeus eintrat: das Publikum erhob sich einmüthig mit einem Hoch auf den Prinzen und auf den König, Garibaldi allein blieb sitzen und behielt seine Phantasiemütze auf dem Kopf. Ueberall, wo er durchreiste, bildeten sich Komitees, die Gelder sammelten und Mannschaften für eine römische Expedition warben. Ricasoli mit seiner Politik „ohne Furcht und Haß“, mit seinem unerschütterlichen Glauben an die Freiheit ließ die Bewegung gewähren: er glaubte die Zügel fest in der Hand zu halten, und es war kein Zweifel an seinem Entschluß, die Konvention loyal auszuführen. „Italien darf nicht nach Rom gehen, Rom muß zu Italien kommen“, diesen Satz erklärte er geradezu für eine Art „Glaubensartikel“. Er hatte sich ein ideales Programm ausgedacht, wie der Vatikan, wenn man ihm nur Zeit lasse, allmählig Italien entgegenkommen werde. Der englischen Freundin, durch die er mit dem Kardinals-kollegium Fühlung zu gewinnen suchte, schrieb er am 12. Dezember 1866:*) „Warum könnte der Papst nicht dem römischen Municipium viel von seiner Autorität in weltlichen Dingen abtreten? Warum könnte er nicht dem König die Sorge für die Garnison in Rom abtreten? Warum nicht seinen Unterthanen gestatten, an allen Rechten theilzunehmen, die die Unterthanen des Königs von Italien genießen? Warum nicht alle Zoll- und Paßhindernisse beseitigen, die das päpstliche Gebiet so unangenehm machen?“ Ricasoli dachte

*) Bettino Ricasoli, *Lettere e documenti*. IX. 73.

an ein Protektorat des Königs von Italien, an eine Art von Zollverein, der die Bande mit der Zeit immer enger knüpfen werde, und war dafür bereit, dem Papst die weitesten Zugeständnisse auf geistlichem Gebiete zu machen. Noch höher ging der Flug seiner Träume: er hielt es nicht für undenkbar, daß der König von Italien eines Tages von Pius IX. auf dem Kapitol gefrönt werde.

Aber während Ricasoli sich in unfruchtbaren Entwürfen erschöpfte, den Vatikan durch das Zauberwort Freiheit zu gewinnen, hatten die Radikalen ihr Netz immer weiter ausgebreitet. Die Lage wurde verschlimmert, als die Neuwahlen im Frühjahr 1867 einen Ministerwechsel herbeiführten. Ricasoli mußte Anfang April einem Ministerium des linken Centrums unter Rattazzi weichen. Das war nicht mehr die feste Hand des eisernen Barons. Sofort glaubte die Aktionspartei günstigeren Wind zu verspüren, ihre Agitation wurde jetzt offener und lebhafter betrieben. Doch auch Rattazzi versprach in seinem Programm die strenge Ausführung der September-Konvention, und als der Präfekt von Perugia, der der römischen Grenze am nächsten war, seine Entlassung nehmen wollte, weil er der Partei der Rechten angehörte, beruhigte ihn Rattazzi und hieß ihn bleiben, weil gerade seine Person ein Pfand für die Loyalität der Regierung sei und keine Zweideutigkeit aufkommen lasse. Dieser Präfekt war der Mailänder Giuseppe Gadda, der später als Minister der öffentlichen Arbeiten im Cabinet Lanza saß, das im September 1870 den Einmarsch nach Rom beschloß, und der dann auch als königlicher Kommissar die Arbeiten der Uebersiedelung nach der neuen Hauptstadt leitete. Jetzt ist er ein alter Herr und hat kürzlich seine Denkwürdigkeiten veröffentlicht, die gerade über diese und die folgenden Ereignisse vielfach neues Licht verbreiten. Er war allerdings damals als Präfekt der Provinz Umbrien auf einem besonders wichtigen und verantwortungsvollen Posten. Hier gab es beständig Reibereien mit den benachbarten päpstlichen Behörden, hier sammelten sich die römischen Ausgewanderten, und hierher strömten auch die ungeduldigen Elemente, die nur auf den Befehl der Aktionshäupter warteten, um die römische Grenze zu überschreiten. Seit Anfang Juni merkten die Behörden, daß es sich um einen planmäßigen Einfall ins Römische handle. Es erschienen Agenten Garibaldi's und legten bei Terni ein Waffendepot an, das heimlich über die Grenze geschmuggelt werden sollte. Der Unterpräfekt in Terni kam hinter die Sache, nahm die Waffen weg, ließ die Sendlinge verhaften und

der angestrengte Prozeß erwies die Mitschuld Garibaldi's. Dieser schleuderte wüthende Manifeste gegen die Regierung, die vor einem Fremden, einem Napoleon, sklavisch sich beuge, und das römische Komitee verbreitete Proklamationen, die die sofortige Erhebung ankündigten.

Der Kaiser war in hohem Grade aufgebracht. Der Gesandte Nigra kam selbst nach Florenz und berichtete, daß der Kaiser schlechterdings keine Wortbrüchigkeit dulde. Die Folge war eine Note im Moniteur vom 29. Juli: „Die beiden Regierungen sind fest entschlossen, dafür zu sorgen, daß die Septemberkonvention gewissenhaft eingehalten werde.“ Gleichzeitig verdoppelte sich in Rom die Wachsamkeit der Behörden. Doch schon kam es vor, daß päpstliche Beamte, die beauftragt waren, die römischen Liberalen zu überwachen, mit diesen ein geheimes Einverständnis suchten. In der Legion von Antibes, die von französischen Offizieren befehligt war, zeigten sich Desertionen, und der Kaiser schickte Mitte Juli einen General, der die Legion inspizierte und dabei eine Rede hielt, von der man fand, daß sie schlecht mit dem Grundsatz der Nichteinmischung stimme. Die italienische Regierung beschwerte sich, und der Moniteur mußte erklären, daß die Mission des Generals Dumont keinen offiziellen Charakter gehabt habe. Durch gemeinsame Freunde suchte indessen Rattazzi auf Garibaldi einzuwirken und ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Doch vergeblich. Auf die Vorstellung, daß man den Römern die Initiative einer Erhebung überlassen müsse, sagte er: „Ich weiß, daß die Erhebung unmittelbar bevorsteht, sie wird ausbrechen, sobald ich erscheine.“ Unter diesen Umständen wurde der Präfekt Gadda nach Florenz berufen, und aufs Neue erhielt er die bestimmtesten Weisungen, eine Aktion Garibaldi's zu verhindern.

Am 7. September reiste Garibaldi zum Genfer Friedenskongreß, der in allen seinen Reden eine Kriegserklärung gegen Rom und die Priesterherrschaft war. Garibaldi selbst war vom Kongreß, einer Versammlung von Revolutionären aller Länder, zum Präsidenten gewählt worden. Nach Florenz zurückgekehrt, wurde er von den Seinigen mit Jubel begrüßt, die Zeitungen kündigten jetzt offen den Zug gegen Rom an, verbreiteten auch die falsche Nachricht, daß das römische Volk bereits im Kampf mit den Söldnern des Papstes stehe und auf Unterstützung zähle. Noch einmal versuchte Rattazzi eine Einwirkung auf Garibaldi, aber wiederum vergeblich. Am 21. September kündigte eine Proklamation

der Regierung an, daß der Marsch auf Rom mit allen Mitteln verhindert werde, kein Bürger dürfe sich über die Gesetze erheben und das Vaterland in schwere Verwicklungen stürzen. Tags darauf traf Garibaldi mit einigen seiner Getreuen in Arezzo ein, für den 24. war er in Perugia angekündigt, die Städte trafen Vorbereitungen, ihn festlich zu empfangen, von allen Seiten bewegten sich Freiwillige nach der Grenze. Jetzt schien dem Präfekten von Perugia die Stunde des Handelns gekommen. Er ordnete an, daß für den 24. auf der Station Passignano am Trasimenersee ein Extrazug zur Verfügung eines dorthin beorderten Truppenkommandos stehe. Bei der Ankunft Garibaldi's sollte man ihn und sein Gefolge festnehmen und nach Florenz zurückbringen. Da aber die laut angekündigte Richtung Garibaldi's auf Perugia eine Finte sein konnte, wurde für die Station Orvieto, auf der Linie von Siena, dieselbe Anordnung getroffen. Außerdem waren für den Fall, daß Garibaldi nicht die Bahn, sondern die Straße benutzen würde, überall kleinere Truppenkörper vertheilt. Wirklich verließ Garibaldi die Bahn in Arezzo und begab sich am 23. von da nach Sinalunga (an der Linie nach Orvieto), wo er am Abend eintraf. Auf die Nachricht hiervon ließ Gadda sofort den in Orvieto bereit gehaltenen Eisenbahnzug nach Sinalunga abgehen und ordnete die Verhaftung Garibaldi's durch den Carabiniereutenant Pizzuli an, der eine Kompanie Bersaglieri unter sich hatte. Aengstlich wartete der Präfekt auf die Nachricht von der Ausführung seines Befehls. Schlaflos verbrachte er die Nacht. Der Morgen kam, es wurde 6 Uhr, 7 Uhr, noch immer war er ohne Nachricht. Endlich um 8 Uhr kam ein Privattelegramm, das von der Behörde aufgefangen war. Ein Garibaldiner hatte es abgeschickt: „Unerhörtes Ereigniß. Garibaldi verhaftet auf Befehl des Präfekten von Perugia. Benachrichtigt die Freunde.“ Um 9 Uhr kam ein Telegramm des Präfekten von Siena, der die Verhaftung bestätigte, und eine Stunde später traf ein Telegramm Rattazzi's ein, worin das Geschehene gebilligt und belobt wurde. Pizzuli hatte den General im Bett getroffen. Er kündigte ihm den Befehl der Regierung an, nach Florenz zurückzukehren. Garibaldi protestirte, aber der Offizier blieb fest. Er erlaubte noch, daß Garibaldi ein Bad nahm, dann begaben sie sich zusammen zum Bahnhof und fuhren im gleichen Wagen ab. Die nächtliche Stunde und die abgelegene Lokalität hatten verhindert, daß es zu irgend einem Auflauf kam. Der Präfekt hatte pflichtmäßig gehandelt, doch für seine Person stand

das Bedenklichste erst noch bevor. Ganz Perugia erwartete den General. Wie, wenn die aufgeregten Volksmassen das Geschehene erführen? Schon mit Tagesanbruch waren die Straßen mit Menschen dicht gefüllt. Aus ganz Umbrien und den benachbarten Provinzen war das Volk zusammengeströmt, um den Helden zu sehen und zu begrüßen. Stolz schritten die Rothhemden durch die Stadt. Musikbanden spielten unaufhörlich die Garibaldihymne und Mameli's „Fratelli d'Italia“. Fahnen wehten aus jedem Fenster. Schon war die Wohnung und das Frühstück für den General bestellt. Was wird diese Menge beginnen, wenn sie erfährt, daß die Regierung freventlich Hand an das Götzenbild der Nation gelegt? Der Präsekt war in tausend Nengsten. Um 10 Uhr begannen sich die Vereine mit ihren Bannern in Reih und Glied zu stellen, um den Zug zu empfangen, der um 11 $\frac{1}{2}$ Uhr erwartet wurde. Es war keine Zeit mehr zu verlieren, die Menge auf das Geschehene vorzubereiten. Gadda beschied den Bürgermeister der Stadt, Grafen Ansidei, zu sich und bat ihn Zeuge des Gesprächs zu sein, das er mit den Vorständen der Vereine und des Empfangskomitees halten wollte. Auch ein Gemeinderath und der Direktor der öffentlichen Sicherheit wurden als Zeugen zugezogen. Als bald erschienen die Gerufenen, und Gadda redete sie an: „Ich muß Ihnen eine unerfreuliche Mittheilung machen. Garibaldi kann heute nicht nach Perugia kommen, er ist vom Ministerium nach Florenz gerufen worden und bereits dort angelangt.“ Und nun bat er die Versammelten, ihren Einfluß auf die Menge geltend zu machen, damit eine Störung der öffentlichen Ordnung vermieden werde, die die Sache Italiens schwer kompromittiren würde. Man verlangte nähere Aufklärungen, und der Präsekt erwiderte, er könne keine andere Aufklärung geben, als die ihm selbst das Ministerium geben werde. Sobald diese erfolge, werde er sie mittheilen. Einige der Volkshäupter wollten protestiren, allein der Präsekt wies auf die getroffenen militärischen Maßnahmen hin und stellte ihnen eindringlich ihre Verantwortlichkeit vor. Dann zog er sich zurück und überließ es vollends dem Bürgermeister, durch gute Worte die Verdubten zu beschwichtigen. Im Städtchen ging es den Tag über und in der folgenden Nacht lebhaft zu, aber zu ernsteren Unordnungen kam es nicht, und auch in Florenz und den anderen Städten Italiens blieb es bei belanglosen Kundgebungen. Garibaldi wurde nach der Citadelle von Alessandria gebracht. Hier besuchte ihn der Kriegsminister Pescetto und stellte ihm frei, nach Caprera zurückzukehren gegen das Ver-

sprechen, sich nicht von dort zu entfernen. Garibaldi verweigerte dieses Versprechen, wurde aber dann gleichwohl nach seiner Insel gebracht, wo einige Kriegsschiffe zu seiner Bewachung aufgestellt wurden. Die Amtszeitung vom 27. September kündigte an: „Der General Garibaldi hat den Wunsch ausgedrückt, nach Caprera zurückzukehren. Die Regierung, mit diesem Wunsch einverstanden, entsprach ihm sofort. Er ist in Folge dessen diesen Morgen von Genua auf einem Fahrzeug der königlichen Marine abgereist.“ Rattazzi übernahm für alles Geschehene, für die Verhaftung wie für die Art, wie sie ausgeführt worden war, vor der Kammer und vor dem Lande die volle Verantwortung. Seine Handlungsweise war durch den ganzen September, wie Gadda versichert, eine vollkommen loyale. Anders war es im folgenden Monat.

II.

Die Festigkeit, die das Ministerium in seinem Entschluß gezeigt hatte, jede Verletzung des durch die Septemberkonvention geschützten Gebietes selbst mit Gewalt zu verhindern, hatte nicht die erwarteten Folgen. Die Bewegung der Freiwilligen gegen die Grenze dauerte fort. Garibaldi's Unterbefehlshaber erschienen und nahmen die Leitung in die Hand. Schon Ende September und Anfang Oktober nahm der Zufluß von Freiwilligen eine Stärke an, die die Verwaltungsbehörden in Umbrien wieder ernstlich beunruhigte. Noch mehr aber beunruhigte sie der Umstand, daß viele dieser Freiwilligen direkt von der Hauptstadt Florenz kamen, am hellen Tage, in Zügen, die Vergnügungszügen glichen. Patriotische Lieder wurden gesungen, überall strömte die Bevölkerung lärmend herzu, in allen Zeitungen wurde über diese Vorgänge berichtet. Was war vorgegangen? Hatte der Wind mit einem Mal umgeschlagen? Dem Präfecten von Perugia schien es, daß es leichter wäre, die Abfahrt der jungen Leute in ihrer Heimath zu verhindern, als sie an der Grenze abzuwarten und aufzuhalten. Sie waren ohne Waffen und hatten regelmäßige Fahrkarten, aber wenn man sie bis an die Grenze gelangen ließ, war es bei deren Ausdehnung schwer, das Ueberstreifen kleiner Gruppen zu verhindern. Der Präfect schrieb besorgt an den Minister des Innern. Dieser antwortete mit allgemeinen Empfehlungen, nicht mit so bestimmten Weisungen, wie sie noch vor wenigen Tagen zur Verhaftung Garibaldi's ertheilt worden waren. Gadda wiederholte seine dringlichen Vorstellungen, worauf ihm amtlich versichert wurde, daß die Weisungen eine Grenzverletzung

zu verhindern fortdauernd in Kraft seien und daß die bewaffnete Macht an der Grenze verstärkt werde. Das Letztere war richtig, schuf aber nur neuen Verdacht. Die militärischen Anordnungen deuteten auf eine ernste Aktion. Der Divisionsgeneral Ricotti kam in diesen Tagen durch Perugia und hatte eine lange Besprechung mit dem dortigen Kommandanten General Ferrero; dann war er, ohne mit dem Präfekten gesprochen zu haben, nach Terni weiter gereist und hatte die Truppen an der Grenze besichtigt. Bis dahin waren die militärischen Anordnungen zur Bewachung der Grenze stets im Einverständniß mit der politischen Behörde getroffen worden. Die Aenderung des Verfahrens erklärte sich der Präfekt damit, daß beabsichtigt sei, die Direktion des öffentlichen Dienstes an der Grenze in der Hand des Militärs zu konzentriren. Auf eine vertrauliche Anfrage bei Ferrero gab dieser keine weitere Auskunft, als daß, im Falle das päpstliche Gebiet betreten werden sollte, General Ricotti das Kommando übernehmen werde. Dies bestärkte den Präfekten in dem Verdacht, daß die Regierung zu einer militärischen Aktion entschlossen sei, und aufs Neue wandte er sich an seinen Minister und bat um Aufklärung und um bestimmte Weisungen für sein Verhalten. Mattazzi erwiderte, es werde eine Persönlichkeit zu ihm geschickt werden, die ihm die gewünschte Aufklärung geben werde. Wirklich erschien am 12. Oktober die angekündigte Persönlichkeit. Es war Franz Crispi, damals eines der Häupter der parlamentarischen Linken, befreundet mit Garibaldi und von starkem Einfluß auf Mattazzi. Crispi erklärte dem Präfekten, das Ministerium Mattazzi befände sich in der Nothwendigkeit, die Truppen unverzüglich die Grenze überschreiten zu lassen. Der Aufstand in Rom stehe unmittelbar bevor, an verschiedenen Orten des Kirchenstaats stehen bewaffnete Schaaren von Garibaldinern bereit, schon sei es zu Zusammenstößen gekommen, die Regierung könne den Marsch auf Rom nicht länger verschieben, wenn sie nicht wolle, daß die Franzosen ihr zuvorkommen oder daß die Revolution die Oberhand gewinne. Bis dahin hätten er und seine Freunde das Garibaldi'sche Unternehmen zu verhindern gesucht, aber jetzt seien die Dinge soweit gediehen, daß es ein schwerer Fehler wäre, mit der Intervention länger zu zögern. Man habe Ursache zu glauben, daß Napoleon selbst es wüniche, daß ihm das italienische Heer zuvorkomme. Durch die Garibaldinischen Banden und die Erhebung Roms sei vor Frankreich und Europa die italienische Intervention im Interesse der Ordnung gerechtfertigt. Gadda

gewann aus Crippi's Worten die Ueberzeugung, daß Victor Emanuel im Einverständniß war und daß die Freiwilligen in Wirklichkeit nur die Vorhut des königlichen Heeres sein sollten.

Die Bildung von bewaffneten Banden im Römischen war eine Thatfache. Bei Tivoli streiften sie durch das Sabinergebirge. Vom Süden zogen sich Freiwilligenkorps gegen Velletri und Frosinone. Gegen Toscana waren Acquapendente und andere Orte besetzt. Anführer waren die bekanntesten Offiziere Garibaldi's, sein Sohn Menotti, Nicotera, Acerbi. Ein ehemaliger Major des Heeres hatte in Orte eine römische Legion gebildet und hier die Eisenbahn besetzt, den Verkehr unterbrochen. Gewehr bei Fuß mußte das Heer zusehen, wie wenige Schritte entfernt Freiwilligenbanden über die Grenze gingen. Die Behörden waren in der größten Noth. Sie wußten nicht wie sie sich verhalten sollten. Die Anwesenheit der Militärkommandanten, anstatt ihre Autorität zu stärken, trug vielmehr dazu bei, sie in jeder Aktion zu hemmen. Eine unbeschreibliche Verwirrung und Anarchie riß unter ihnen ein. Einzelne Beamte begünstigten unter der Hand das Unternehmen der Garibaldiner. Es kam vor, daß Bürgermeister oder Kommandanten der Nationalgarde Gewehre an die Freiwilligen abgaben, gegen Bescheinigungen, die in Form von gewaltsamen Requisitionen ausgestellt waren. In dieser allgemeinen Konfusion wartete Alles ungeduldig auf das erlösende Wort aus Florenz, das den Befehl zum Einmarsch gab und damit anzeigte, daß die Regierung die Leitung und die Verantwortung für die Ereignisse übernahm. Aber dies letzte Wort verzog sich: Mattazzi wartete noch immer auf die Erhebung der Römer, die dem Einmarsch des Heeres ihre Legitimation geben sollte.

Die Banden der Freiwilligen im päpstlichen Gebiet stießen kaum auf Widerstand: von allen Seiten zogen sich die Truppen des heiligen Stuhls allmählig auf Rom zurück. Wo die Garibaldiner erschienen, nahm man sie mit Jubel auf. Man riß die päpstlichen Wappen ab, pflanzte das nationale Banner auf und übertrug die Gemeindeverwaltung bekannten Liberalen. Da und dort schrieb man bereits die Volksabstimmung aus. Aber Rom selbst blieb ruhig. Hier hatte der General Zappi den Belagerungszustand erklärt. Vergebens war die Wühlerei einiger waghalsiger Garibaldiner, die sich in die Stadt geschlichen hatten. Aufgeregte Jugend gab es genug, aber es fehlte an Waffen. Man erwartete endlich eine größere Waffenzufuhr in der Nacht vom 21. Oktober,

und am folgenden Tage sollte die allgemeine Erhebung stattfinden. Zwei Brüder Cairoli hatten sich an die Spitze einer kühnen Unternehmung gestellt, sie brachten eine Ladung Waffen auf dem Tiber bis in die Nähe von Ponte Molle. Hier sollten die Gewehre ausgeschifft, verborgen und dann einzeln in die Stadt geschmuggelt werden. Bekanntlich scheiterte das Wagemuth an der Wachsamkeit der päpstlichen Truppen. Bei der Villa Glori fielen nach kurzem Kampf beide Cairoli und ein Theil ihrer Gefährten, die anderen wurden gefangen. Noch heute gilt dies für eine der glorreichsten Episoden der italienischen Wiedergeburt. Am folgenden Tage kam es, anstatt der allgemeinen Erhebung, zu vereinzelt blutigen Zusammenstößen. Ueberall wurden die Erhebungsversuche unterdrückt. Als dies geschah, war die französische Intervention bereits beschlossene Sache.

Schon am 12. Oktober berichtete der Gesandte Nigra aus Paris, der Minister des Auswärtigen Ministier habe ihm mündlich gesagt, die bewaffneten Banden im Römischen seien ein Beweis, daß ungeachtet des guten Willens der königlichen Regierung ihre Truppen nicht genügen, eine Invasion hintanzuhalten, und daß folglich für Frankreich der Augenblick gekommen sei, seinerseits zu handeln. Rattazzi versammelte sofort den Ministerrath, und dieser entschied, den Einmarsch, der schon im Grundsatz beschlossen war, nimmehr zur Ausführung zu bringen. Der auswärtige Minister Graf Campello (ein Strohmann für Rattazzi) theilte am folgenden Tage diesen Beschluß nach Paris mit: die Regierung sei entschlossen, ihre Truppen die Grenze überschreiten zu lassen, „um die Banden zur Rückkehr zu zwingen und die Ordnung wiederherzustellen.“ Damit hatte das Programm der Regierung eine völlige Aenderung erfahren. Die Basis ihrer Aktion sollte die Erhebung der Römer sein. Der Einzug der italienischen Truppen sollte erfolgen zu dem Zwecke, den Papst gegen die Revolution zu schützen und die Ordnung wiederherzustellen, vorbehalten die Frage der weltlichen Herrschaft. Dabei konnte man nach früheren Vorgängen vielleicht auf das Geschehenlassen des Kaisers rechnen. Statt dessen wurde ihm jetzt der Einmarsch der italienischen Truppen angekündigt, ohne daß Rom sich erhoben hatte. Konnte man auch dafür auf die Zulassung des Kaisers rechnen? Dieser erschien aus Biarritz sofort in Paris und berief einen Ministerrath, dem auch die Kaiserin beiwohnte, und der den Beschluß faßte, unverzüglich französische Truppen nach Rom zu schicken, falls die italienische Regierung nicht

ihre Energie zur Unterdrückung der Freiwilligenbewegung verdoppelt. „Die französische Regierung wird die italienische Besetzung des päpstlichen Gebiets nicht zulassen.“ Eine Depesche Nigra's vom 17. Oktober setzte die italienische Regierung hiervon in Kenntniß. Rattazzi spielte jetzt ein verzweifelttes Spiel. Am 19. Oktober rief er den Ministerrath zusammen. Schon am 16. hatte der Kriegsminister Graf Revel seine Entlassung eingereicht, weil er abweichend von Rattazzi der Meinung war, daß man, um einem Konflikt mit den Franzosen auszuweichen, die Okkupation auf den Agro romano beschränken, nicht aber auf Rom und Civitavecchia ausdehnen solle. Im Ministerrath vom 19. wurden gegen die verwegene Politik Rattazzi's gleichfalls Bedenken laut, und als der König diesen beitrug, reichte Rattazzi die Entlassung des gesammten Kabinetts ein, die vom König angenommen wurde. Victor Emanuel hoffte, daß der Kaiser nach dem Rücktritt Rattazzi's von der angedrohten Einschiffung der Truppen in Toulon abstehen werde. Dies war wirklich der Fall. Der Moniteur vom 22. Oktober zeigte an, daß in Folge beruhigender Erklärungen von Seite Italiens die Abfahrt der Truppen aufgeschoben sei.

General Cialdini wurde mit der Bildung des neuen Ministeriums betraut, aber diese Aufgabe war nicht von heute auf morgen zu lösen; es entstand ein Interregnum, das die Konfusion der folgenden Tage vollendete. Allgemein war die Meinung, daß Cialdini rasch die Zügel ergreifen und ein starkes Ministerium bilden werde, das im Inneren das Ansehen der Regierung, im Ausland den erschütterten Glauben an Italiens Vertragstreue wiederherstellen werde. Allein aus Rücksicht auf die revolutionäre Bewegung im Lande sollte das Ministerium ja keinen reaktionären Anstrich haben. Man suchte nach liberalen Ministern, und während man suchte, ereignete sich das längst Gefürchtete: der Held von Caprera war plötzlich wieder erschienen. Er war seinen Wächtern entronnen und am 20. Abends in Florenz eingetroffen. Ungeheure Aufregung. Cialdini und Rattazzi eilen zusammen zum König. Man kommt überein, Cialdini solle mit Garibaldi reden, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Am 21. findet eine lange Besprechung zwischen Beiden statt, doch eine erfolglose: Garibaldi ließ sich nicht umstimmen. Allein Niemand hinderte sein Vorhaben. Am anderen Tage, 22. Oktober, redete er öffentlich zum Volk auf der Piazza Santa Maria Novella und reiste dann unter dem Jubel der Menge mit einem Extrazug auf der Linie Perugia—Terni ab. Wiederum bat

der Präsekt Gadda um Weisungen seiner Regierung. Man theilte ihm mit, daß Verhandlungen schweben, von deren Ausgang er benachrichtigt werden solle. Als der Extrazug mit Garibaldi in Perugia angekündigt wurde, erneuerte der Präsekt seine Bitte um Verhaltungsmaßregeln und erklärte, er habe das ganze Personal der Carabinieri nach der Station beordert und auch mit dem Divisionsgeneral sich ins Einvernehmen gesetzt, Alles sei bereit, die Befehle der Regierung auszuführen. Doch Stunde um Stunde verrann, die Zeit der Ankunft Garibaldi's nahte, und noch war kein Telegramm des Ministeriums da. Endlich, es war 6 Uhr Abend, kam ein Telegramm: ein Abgesandter des Ministeriums werde erscheinen, um die gewünschten Weisungen zu ertheilen. Das hieß der Behörde in den Arm fallen, sie geradezu lahmlegen. Kurz darauf lief der Sonderzug mit Garibaldi in den Bahnhof ein. Der General schlief oder schien zu schlafen. Mit ihm waren mehrere seiner Gefährten, die Gadda kannte, aber es wurde kein Wort gewechselt, und nach kurzem Aufenthalt fuhr der Zug weiter nach Foligno—Terni. Mit dem gewöhnlichen Nachtzug kam dann ein Beamter des Ministeriums, der mündlich ausrichtete, die politischen Behörden sollen den General überwachen und über seine Haltung berichten, Zusammenstöße zwischen den Truppen und den Freiwilligen sollen vermieden werden, bis die Ministerkrisis gelöst sei. Fatalistisch ließ man den Dingen ihren weiteren Lauf. Am Abend des 23. ging Garibaldi über die Grenze und noch in der Nacht traf er bei Passo Corese, wenige Kilometer von Rom, seinen Sohn Menotti, der hier mit einem Korps Freiwilliger stand. Kaum war die Nachricht davon nach Paris gelangt, so stand der Entschluß des Kaisers fest: am 26. verließ ein französisches Korps den Hafen von Toulon.

Während dieser ganzen Krisis war das Königreich ohne Regierung. Das alte Ministerium hatte abgedankt, das neue wollte nicht zu Stande kommen. In einer verzweifelten Lage befanden sich die Beamten, die, von der Regierung im Stich gelassen, mit nichtsagenden Weisungen hingehalten waren. Die Zweideutigkeit pflanzte sich von oben bis in die unteren Organe fort. Es kam so weit, daß der Präsekt von Florenz am 23. an den Unterpräsekten von Terni telegraphirte, da alle Funktionen der Regierung eingestellt seien, wünsche er im Interesse der öffentlichen Sicherheit der Hauptstadt direkte Nachrichten von den Vorgängen an der Grenze. Und am 26., als die Nachricht von der thatsächlichen Intervention Frankreichs kam, gab Cialdini den Auftrag der

Kabinettsbildung zurück. Diesmal aber griff der König energisch ein. Schon am folgenden Tage war ein Ministerium Menabrea gebildet, das außerhalb der Parlamentsgrößen aus ergebeneren Persönlichkeiten zusammengesetzt war. Eine Proklamation Victor Emanuel's an die Nation wies jetzt jede Gemeinschaft mit dem Unternehmen Garibaldi's zurück und suchte der Zweideutigkeit ein Ende zu machen, deren Mitschuldiger er selbst durch seine Billigung der Politik Rattazzi's gewesen war. Die Aktionskomites wurden aufgelöst. Schon lichteteten sich im Römischen die Reihen der Freiwilligen. Viele kamen zurück, meist in traurigem Zustand, der Unterstützung und Pflege bedürftig, die ihnen jetzt durch die Behörden in Umbrien geleistet wurde. Noch wenige Tage, und das Geschick der Garibaldi'schen Expedition hatte sich vollendet. Am Abend des 3. November kamen die bei Mentana Geschlagenen über die Grenze zurück, aufgelöst, erschöpft, verwundet, hungrig, fluchend die Einen, die Anderen stumm, nur mit dem Wunsche, nach Hause befördert zu werden. Die Chassepotgewehre hatten die Probe bestanden und „Wunder gethan.“ Am andern Morgen gegen 7 Uhr traf Garibaldi selbst in Passo Corese ein, zu Pferd, in seinem theatralischen Aufzug, in seiner Begleitung einige seiner Offiziere und Crispi. Der General verlangte einen Zug nach Livorno, um nach Caprera zurückzukehren. Nach zwei Stunden konnte der Präsekt nach Florenz telegraphiren, daß Garibaldi auf dem Weg nach Foligno-Livorno abgereist sei. Er wurde dann kurz vor Florenz auf der Station Figline verhaftet und nach dem Fort von Barignano im Golf von Spezia abgeführt.

Für die Regierung Victor Emanuel's stand aber noch eine schwere Demüthigung bevor. Das Ministerium Menabrea, das von der Bevölkerung mit Murren, mit feindseligen Straßenskundgebungen aufgenommen worden war, ließ sich zu dem Schritte hinreißen, der ein Akt selbstbewußter Energie schien, auch theoretisch sich wohl begründen ließ, der aber, so wie die Dinge lagen, nur mit einem Rückzug enden konnte. Es beschloß, die französische Intervention mit dem Einmarsch der italienischen Truppen zu beantworten. Am 29. Oktober waren die Franzosen in Civitavecchia gelandet, am 30. überschritten die Italiener die Grenze, nahmen aber nicht den Weg nach Rom, sondern begnügten sich mit der Besetzung einiger anderer Plätze. Ein Rundschreiben vom gleichen Tage begründete die Maßregel damit, daß durch die Rückkehr der französischen Truppen die Septemberkonvention außer Wirksamkeit

gesetzt sei; die italienische Regierung fühle sich verpflichtet, ihre Rechte dadurch zu wahren, daß sie sich in die gleiche Lage, wie der andere Theil, versetze, um neue Verhandlungen auf gleichem Fuße aufnehmen zu können. Allein in Paris wollte man von solchen diplomatischen Feinheiten nichts wissen. Vergebens wurde Lamarmora nach Paris geschickt, um den Kaiser günstig zu stimmen und ihm die schwierige Lage der italienischen Regierung vorzustellen. Diesmal war der Kaiser ernstlich erzürnt und unerbittlich. Er hatte sich überzeugt, daß die Preisgebung des Papstes einen Sturm im eigenen Lande gegen ihn heraufbeschwören würde. Auf die Drohung des Marquis de Moustier blieb der italienischen Regierung nichts übrig, als die Truppen zurückzuziehen, in der Hoffnung, daß Frankreich ein Gleiches thue. Auch diese Genugthuung blieb versagt. Der Versuch Rattazzi's, eine Lösung der römischen Frage theils zu erschleichen, theils durch einen Gewaltstreich zu erzwingen, war jämmerlich gescheitert. Die Nachäffung Cavour'scher Methoden hatte zu einem beschämenden Fiasco geführt. Garibaldi geschlagen, seine Banden durch das italienische Heer entwaffnet, das, den Kirchenstaat räumend, Rom wieder der französischen Okkupation überließ, das war das Ende. Die Septemberkonvention, hatte jeden Sinn verloren, ihre Verbindlichkeiten waren erloschen. Anders als die Staatsmänner sich dachten, die diesen Vertrag unterzeichneten, ist das römische Problem gelöst worden. Nicht im Einverständnis mit Frankreich, sondern mit Benützung seiner Niederlagen, und nicht mit moralischen Mitteln, sondern durch die Breche der Porta Pia hat sich das Königreich Italien in den Besitz seiner natürlichen Hauptstadt gesetzt. Doch indem die Septemberkonvention fiel, fiel auch der staatsmännische Gedanke, der ihr zu Grunde lag. Sie sollte für eine endgiltige Auseinandersetzung zwischen Italien und dem Papstthum den Boden bereiten. Der Bruch der Konvention, die gewaltsame Lösung der römischen Frage hat der seit Cavour angestrebten Versöhnung einen Niegel vorgeschoben, und daran krankt das Königreich noch heute. „Die militärische Okkupation“, schrieb Nicasoli im September 1870, „ist die einfachste Sache von der Welt, aber sie ist nicht die Lösung des Problems“.

Aristophanes und Hauptmann.

Von

Robert Geffen.

Seit langen Jahren wird viel von Aristophanischem Geist bei uns gesprochen. Man hört bedauern, daß er unsern Komödien so sehr fehle, und die Athener beglückwünschen, die hochherzig sich ein Vergnügen daraus machten, gegen die Größen des Tages das Neueste unbelästigt aussprechen zu lassen, nur um sich in befreiendem Gelächter über jede Art von Befangenheit hinausheben zu können. Diese Behauptung ist jedoch innerlich so unwahr, daß nackte historische Thatsachen genügen, um sie zu widerlegen. So sah man sich unter dem Archon Morychides (440 v. Chr.) genöthigt, ganz wie in unsern Tagen „die Aulke der Gesetzgebung“ in die Hand zu nehmen und durch einen Volksbeschluß die Spottlust der Komiker zu beschränken. Zwar wurde drei Jahre später dies Gesetz wieder aufgehoben; aber man darf darüber nicht vergessen, daß Kratinos, des Aristophanes großer Rival, von dem der Jüngere zu rühmen wußte, wie der Strom seiner Einfälle einst „durch flache Gefilde mit Macht sich ergoß und gewaltsam wühlend von Grund auf Eichstämme mit sich und Planeten zugleich und entwurzelte Gegner hinwegtrug“, doch erst achtzig Jahr alt hatte werden müssen, um seinen ersten Sieg von den Archonten zu erringen. Wenn Aristophanes also für seine Komödien zuletzt frei Feld hatte, lag das weniger an der zunehmenden Hochherzigkeit und Geistesfreiheit der Athener, als vielmehr an ihrer ins Kraut geschossenen Leichtfertigkeit, sodaß man auf sie schon das Wort hätte anwenden können, mit dem ein viel späterer Satiriker die Römer der Kaiserzeit traf: „es schiene, als ob sie lachend

sterben wollten, wie von der jardonischen Wurzel vergiftet“. Ein vortreffliches Bild dieses immer nur grinsende Gesicht, während das Staatswesen in den Fugen kracht und überall die Mauern fallen. Wenn irgend wer, so hatte doch wohl Aristophanes „Aristophanischen Geist“? Aber was war seine Wirkung? Null. Ja, es ist sehr charakteristisch, daß sein Meisterwerk, „Die Wolken“, das Angesichts der im Keim verfehlten athenischen Unternehmung auf Sizilien den Schwindelgeist verspottet, der die Völker von Zeit zu Zeit ergreift, nicht einmal den ersten Preis bekam. Sieger blieb der neunzigjährige Kratinos mit seiner „Weinflasche“ (Pityne), worin der dem Trunk ergebene Alte einen Privathandel zwischen seiner Geliebten, der Pulte, und seiner ihn reklamirenden Ehefrau mit drolligem Ernst und hübschen Chören zu unsäglichlicher Heiterkeit des Publikums austrug. Die Athener waren demnach in diesem Punkt gar nicht so viel anders wie unsere Berliner, die in ihren leitenden Stimmen die beste politische Komödie der Neuzeit, den „Kabagas“ des Sardou, ablehnten, dagegen in demselben Lessing-theater das „Weiße Rössel“ in hellen Haufen bejubelten.

Diese Bemerkungen kommen vielleicht nicht zur Unzeit bei Nachprüfung einer modernen deutschen Komödie, die thatsächlich etwas vom Aristophanischen Geist in sich hat: des „Biberpelz“ von Gerhart Hauptmann. Bekanntlich hat „Der Biberpelz“ bei seinem ersten Erscheinen in Berlin nicht sofort gefallen. Es mußten Jahre vergehen, bis er selbst der Hauptmann-Gemeinde völlig schmachhaft wurde. Der Grund hierfür ist wohl in der allgemeinen Wandlung zu suchen, die die Technik aller darstellenden Künste, der Malerei nicht minder wie der Erzählungskunst und der Dramatik, während des letzten Jahrzehnts zu Gunsten der „Stimmunggebung“ durchzumachen hatte. Seit jene Stagnation in drei Akten, genannt „Familie Selicke“, von den Leitern der Freien Bühne in Berlin als „Drama“ der erstaunten Hörerschaft vorgeführt worden war, hatte sich zwar soviel Philologie wieder eingestellt, daß man nicht mehr jeden Blasen spritzenden Sumpf mit jenem Ehrentitel zu decken wagte. Unzählige moderne Dichter, nur weil sie sich fähig wußten, Stücke ganz ohne Aufbau und ohne Handlung zu liefern und deshalb von manchen großstädtischen Kennerchaften ernst genommen zu werden, halfen sich statt der alten Sammelnamen „Schauspiel“ oder „Trauerspiel“ mit allerlei Ausflüchten und vermieden kluger Weise selbst den herkömmlichen Ausdruck „in so und soviel Akten“, da Akt wie Drama doch eben

von einem Worte stammt, welches „handeln“ heißt. Von ihren Versuchstheatern aus hatte dann für sentimentale und pathetische Stoffe allmählich doch auch das weitere Publikum angefangen, mit der bloßen Schilderung von Zuständlichem auf der Bühne vorlieb zu nehmen; nur für die Komödie war dies immer noch neu. Gerade für sie, für die nach Aristoteles und Lessing nicht die Handlung, sondern die Charaktere das Wichtigere sind, während umgekehrt der alte Grieche gar so weit ging, eine Tragödie ganz ohne Charakterzeichnung, nur durch die Wucht der Vorgänge, der erschütternden Schicksalsschläge für möglich und interessant zu halten, hatten uns die Franzosen mit ihrem unvergleichlichen Talent in Schürzung und Lösung von Intriquen zu sehr verwöhnt. Der „Biberpelz“, der im Lokalkolorit, in der Stimmung Wunderbares leistete, doch auf die Dauer so wenig Abwechslung bot, daß schon die Schauspieler darüber klagten, es sei „immer das Selbe“, verschwand eilig vom Spielplan. Desto stürmischer war sein Erfolg beim Wiedererscheinen.

War dieser Erfolg ganz unverdient? Durchaus nicht, Zunächst hatten alle Hauptpersonen in der That jene komische *Bois-jene* wohlgemuthe, von sich selbst ganz erfüllte Befangenheit an sich, die nicht etwa bloß dem Verstande durch den nachweisbaren Widerspruch zwischen Absicht und Leistung, Wahn und Thatsache lächerlich, d. h. verächtlich ist, sondern an sich lusterregend, in künstlerischem Sinne komisch wirkt. Wer von uns wäre nicht schon einmal einem solchen Haupt- und Wehrhahn auch außerhalb des „Biberpelzes“ begegnet und hätte an ihm oder einem seiner Brüder Anstoß zu nehmen gehabt? Angeklammert an die Sitten und Formen ihrer überlieferten Organisationen, wie Kinder sich an die Schürze der Mutter hängen, aber ganz unselbständig, rückgrat- und haltlos zusammenklappend wie ein Taschenmesser, wenn sie irgendwie auf eigene Füße gestellt werden; immer „korrekt“, mit einem Auge nach dem Vorgesetzten schielend und begeistert für die Ueberzeugungen, die ihnen auf dem Dienstwege zukamen; nur an der Kommerstafel lauthalsig singend: „Stoßt an, freies Wort lebe! Hurrah hoch!“ doch unnachlässig die Machtmittel ihrer Stellung mißbrauchend, sobald irgendwelche persönlichen Wichtigkeitsgefühle von einem Freimüthigen verletzt wurden; stets bedacht, die vortheilhaften „Beziehungen nach oben“ ausgiebig zu pflegen, jedes wirkliche Verdienst aber im Verein mit den Bettern, schon weil es doch Arbeitsthier in den Aemtern:

geben muß, am Aufkommen zu hindern, werden sie trotzdem von einer geheimen Ahnung ihrer Inferiorität geplagt, die sie zum Mißtrauen und zur Gehässigkeit gegen alle leitet, deren Horizont etwas weiter als der ihrige scheint. Wer könnte aufstehen und sagen, irgend einer dieser Jüge am Amtsvorsteher Wehrhahn sei nicht naturgetreu? Im Gegentheil, die Naivität ist köstlich, mit der dieser Eifervolle vor uns einherstolziert, gleich einem geschmiegelten Adonis, dem ein Schalk heimlich den einen Frackzipfel an der Schulter feststeckte und der nun, sich in feierlicher Madenz in der Gesellschaft herumbewegend, huldvoll mitlächelt, während alle andern über ihn fichern. Das Wehrhanische Bild wirkt um so vollendeter durch seine Abtönung, durch den Kontrast zwischen dem im voller Karriere befindlichen und dem entgleisten Streber. Wie sich die beiden sofort verstehen, das miterleben zu dürfen, ist in der That ein erlösender Augenblick. Der Dichter verschafft uns die einzige Genugthuung, diese Patrone, die so wichtig, d. h. so hinderlich und so schädlich sind, wenigstens ganz zu durchschauen und für kurze Minuten ihre Macht über uns in der Idee zu brechen, wie lästig sie nach wie vor im wirklichen Leben auch bleiben mögen. Dieselbe komische Marotte, diese Don=Quijoten=Stimmung zeigt der gallstüchtige, ganz unphilosophische Spießbürger, dem der Biberpelz gestohlen wird, mit seiner Ueberschätzung dieses materiellen Verlustes, und wer sich Adam und Eva in der Apfelbaumscene recht vergegenwärtigen will, hat beim Verkehr der Mutter Wolf mit ihrem schwerfälligen Gatten, der doch Wachs in der Hand seiner Verführerin ist, die beste Gelegenheit.

Das wären die Lichtseiten der Komödie, die man dennoch ohne jene Befriedigung verläßt, die ein echtes Kunstwerk in uns erzeugen soll. Die Erklärung dieses merkwürdigen Umstandes läßt sich kurz dahin zusammenfassen: dem Stücke fehlt zuletzt die komische Katharsis.

Warum wird in der Tragödie vor dem Leiden ganz Mafelloser ohne Fehl unsere Gemüthsreinigung nicht sehr wahrscheinlich sein? Weil wir Angesichts einer grausamen Quälerei von dem peinlichen Gefühl der Ungerechtigkeit gestört und aufgereggt werden, und die rechte Form des Mitleides sich nicht einstellen will. Warum eignen sich gemeine hartherzige Verbrecher nicht zu tragischen Helden? Weil wir Zuschauer uns derartiger Verbrechen nicht ohne Weiteres für fähig halten und aufhören, solche Schicksale für uns selber zu

fürchten. Das Zuschauen vermag in diesen Fällen nicht jenen Verbrauch leidenschaftlicher Seelenthätigkeit in uns zu bewirken, jene Verausgabung eigener Affektsmöglichkeit durch Theilnahme für die Angelegenheiten Andern, jene Herabstimmung auf ein gesundes Mittelmaß, das die Alten für den Augenblick als so wohlthugend empfanden. Nicht minder wichtig ist aber jene Forderung, daß dramatische Hauptfiguren nicht gar zu verschieden von uns sein sollten, für die Komödie, deren wahrer allgemeiner Nutzen nach Lessing in dem Lachen selbst liegt, in der Uebung unserer Fähigkeit, das Lächerliche zu bemerken. Personen, deren Befangenheit entweder so hochgradig oder so wieder sinnig ist, daß kaum ein Zuschauer sich in ihre Lage hineinzuversetzen vermöchte, interessieren nicht genug. Soll also das Lachen über den Kontrast zwischen einer einherstehenden Absicht und dem absoluten Nichts des Ausganges in der That reinigend (von Dünkel und Hoffahrt) auf uns wirken, so müssen wir nicht blos mit jener Befangenheit zu sympathisiren vermögen, als ob die Dummheiten der Menschen, die wir da straucheln sehen, sehr wohl eines Tages unsere eignen sein könnten, sondern der Dichter muß bei ihrer Bestrafung vom lautersten, feinsüßigsten Gerechtigkeitsfönn geleitet werden, wenn nicht peinliche Nebenempfindungen die ganze Wirkung aufheben sollen. Die „Poetik“ spricht deshalb von einer „schmerzlosen Beschämung“ und erblickt in ihr eine der Hauptaufgaben guter Komödien. Zwar muß bemerkt werden, daß Aristophanes ein einziges Mal diese Forderung umgeht, indem er in den „Ekklesiazusen“ mit ernsthaftem Gesicht das Weiber-Regiment aufrichtet und die Absurdität ihr äußerstes Ziel unbelästigt erreichen läßt, ohne die schillernde Seitenblase vor unsern Augen auch zum Plazen zu bringen. Aber wenn diese Ironie von einem so kritisch veranlagten und durchgebildeten Publikum wie dem von Athen gewiß richtig aufgefaßt wurde, so ist ihre Anwendung doch derart gefährlich, daß sich in der gesammten Weltliteratur kaum eine Nachahmung findet. „Der Biberpelz“ ist eines der seltenen Beispiele dafür, daß ein wirklicher Dichter der poetischen Gerechtigkeit völlig glaubt entbehren zu können, sodaß man ihm bei seiner Behandlung des Diebstahls den Vorwurf nicht eriparen kann, mit den nachahmenden Kräften der Volkseele ein frivoles Spiel getrieben zu haben.

Das ist um so bedauerlicher, als Hauptmann in der Aufstellung des Wehrhahn, wie schon angedeutet wurde, dem Ideal der „Zambisten“ (der nach ihren Spott-Zamben so genannten

Urväter der altattischen Komödie) nahekam: nichtsnutzige Kräfte in ihrer festen Burg, der öffentlichen Gewalt, anzufallen und nach Aufdeckung ihrer Ueberrheit uns durch fröhliches Gelächter von ihrer Uebermacht für den Augenblick zu befreien. Mit wachsender Verwunderung aber und mit einem unvermeidlichen Umschlag der Stimmung wird Mancher, der den „Biberpelz“ um jener Eigenschaften willen anfänglich gerne sah, die Geschichte einer gelungenen Gesetzesübertretung verfolgen, selbst wenn er das „milieu“, aus dem heraus eine Diebsgesinnung entsteht, die Armuth, die drückenden Verpflichtungen, die Versuchung u. s. w. völlig begreift und künstlerisch bewundert. Sehr komisch ist es, wenn Frau Wolf mit ihrem Gatten stehlen geht, während der Vertreter des Staats, der Nachwächter vertrauensvoll mit seiner Laterne dazu leuchtet. Wenn aber ein ganz unbescholtener Mann, der, wie kleinlich immer und befangen in seinem Behaben doch unsres Wissens keine andere Schuld auf sich lud als die, ein werthvolles Kleidungsstück zu besitzen, der Verachtung und dem höhnischen Gelächter preisgegeben wird, so wendet sich der Dichter an einen der niedrigsten und ungeündesten Instinkte der deutschen Brust: an die Schadenfreude, und man möchte ihm, in beleidigtem Rechtsgefühl, mit den bekannten Worten einer schönen Engländerin entgegenrufen: „the poor man is wronged!“

Wenn hier keine bloße Nachlässigkeit, kein bloßer Mangel an Verantwortlichkeit in der Kunstübung vorlag, was in aller Welt kann Gerhart Hauptmann damit beabsichtigt haben, daß er, der alle Vortheile eines geordneten Staatswesens gern genießt und keinen Augenblick zögern würde, im Fall einer vermeintlichen Schädigung den Schutz unsrer Gesetze anzurufen, diese selben Gesetze doch der Nichtachtung der Menge preisgibt und eine erfolgreiche Diebin zur Heroine stempelt? Nicht etwa von griesgrämigen Bedanten, nein, von jungen Mädchen, deren schlichtes Rechtsbewußtsein sich empört hatte, hab ich beim Verlassen des Theaters die Frage aufwerfen hören: „Aber was in aller Welt soll werden, wenn man derartig den Diebstahl verherrlicht?“ Da wird der Dichter vielleicht einwenden: „das ist ja eben der Spaß von der Sache; es ist ja eine Diebs-Komödie!“ Wirklich, so liest man auf dem Theaterzettel, und schüttelt beim Gedanken an ähnliche Bereicherungen unsrer Aesthetik den Kopf. Wie wäre es z. B. mit einer „Depôt-Diebskomödie“, in der das bekannte Streifen des Zuchthauses mit dem Aermel deutlich vernehmbar, doch unter

fröhlichem Gelächter gewisser Parkettreihen und Ranglogen der Raub in Sicherheit gebracht wird? Bieten, um Komödien aufzubauen, die Verschlagenheit, die höhere geistige Verfeinerung von Bankleuten der dichterischen Phantasie nicht reichlich soviel Handhaben, wie eine beschränkte Tagelöhner-Häuslichkeit? Aber wir wollen lieber nicht als Scherz behandeln, was uns längst durch eine sehr betrübliche Wirklichkeit erklärbar geworden ist.

„Der Biberpelz“ entstand in den Tagen des „Jenseits von Gut und Böse“; das ist der Punkt. Man kann es begreifen, daß viele Künstler in ihrem Streben nach Freiheit von jeder Beschränkung für die Willkür ihrer schaffenden Laune, im Griechische einen Freund glaubten begrüßen zu dürfen. Dennoch wird man finden, daß seine Moral nicht mit der des Aristophanes, nicht mit der des Molière, Lessing oder Gogol übereinstimmt, sondern allein mit der des Euripides, des Urahn aller „décadents“, der auch bei Mutter Wolf die Gevatterschaft zu übernehmen hat.

Der Zorn des urtheilsschärfsten Kunstrichters, den die Alten besaßen, des Aristophanes, läßt sich aus den Einzelheiten, die er als Haupttünden des Euripides anführt, gut genug verstehen. Hauptmann's „Vor Sonnenaufgang“ ist zahm zu nennen im Vergleich zu „Neolos“, wenn Kanake, und noch dazu „an der Götter Altar“, mit einem Knäblein niedertommt, das sie von ihrem Bruder empfangen hatte. An „Kuppler auf der Bühne“ hat uns der Realismus freilich inzwischen gewöhnt, und wir bewundern den Pandar in „Troilus und Cressida“. Aber bei den „Schwestern mit leiblichen Brüdern gepaart“ bemerken wir eben schon den schrankenlosen Subjektivismus, den Ich-Kultus, durch den Euripides nicht bloß zum Vorläufer der deutschen Romantiker, sondern zum Liebling aller heutigen Verkömmlinge werden mußte mit ihrer goldnen Devise: „Es giebt keinen Willen, es giebt keine Sittlichkeit, es giebt bloß Nerven“, d. h. Launen, und „Alles ist erlaubt“. Aristophanes, der in seinem Kunstschaffen von einem heiligen Feuer, einem geradezu Goethischen Ernst war, durchschaute den Euripides darin, daß er das Gute wohl kannte, aber dem schlechten Geiste der Zeit bereitwillig nach dem Munde sprach: „Was wäre schön, wenn's dem Volk nicht also scheint?“ Niemand ist in leichtsinniger Kunstpraxis und süßamer Anbequemung seiner Gaben an einen genußberauschten, jeden Halt verlierenden Geschmack weiter gegangen als er. Seine dramatischen Vorzüge waren, obwohl er willkürlich die von Sophokles aus-

gebildete Kunstform nach jeder Richtung hin sprengte, immer noch groß genug, um ihm die Unsterblichkeit zu sichern. Aber wenn er mit Aufwand all seiner poetischen Kunst Gemälde unzüchtiger, perverter Liebesentbrennung schuf, von keinem höhern Gedanken überstrahlt, von keiner tieferen Sühnidee durchläutert, so fühlte auch er sich eben schon „jenseits von Gut und Böse.“ Das Schicksal ist ihm allzu häufig nichts weiter als ein Lückenbüßer für weibliche Tollheit, ganz wie die Pariserinnen ihr „*c'est plus fort que moi*“ herunterschnattern, wenn sie irgend einem schlimmen Gelüst nachgeben, und wenn Medea vom Begehen der frevelvollsten unmenschlichsten Gräueltat triumphierend mit ihrem Drachengespann davonfährt, trifft ihr Dichter mit dem der preisgekrönten Diebin Mutter Wolf darin zusammen, daß der Grundsatz: „vor Allem nicht schaden!“ für keinen von beiden existirt. Deshalb, wie sich Euripides von Aristophanes vorwerfen lassen mußte, daß durch ihn die Sitten der Athenerinnen sich außerordentlich verschlechtert hätten, muß man von der Hauptmann'schen Kunstübung im „Biberpelz“ sagen, daß sie ohne schwere Schädigung der Volksseele garnicht zu denken ist.

Und dies bleibt das Traurigste an so vielen neueren Kunstweifen, daß sie entweder eine grobe Ignoranz, oder eine ganz bewußte Verachtung der drei tüchtigsten Männer bekunden, die wir Deutschen im Theaterfache bisher hatten. Schiller stimmte mit Lessing völlig darin überein, daß mindestens die Absicht, zu bessern, den Dramatiker beseelt haben müsse. Wir, die wir inzwischen ein weiteres Jahrhundert intensiver Theaterwirkungen übersehauen und in seinen Einzelheiten vergleichen können, werden uns zwar keiner Täuschung darüber hingeben, daß die Fähigkeit, sittliche Kräfte zu erzeugen, gerade bei der Komödie mehr als zweifelhaft ist. Die Athener hatten ihre Komödie und sanken doch, im Mark angefressen von politischen Leidenschaften und haltlos auf den schlüpfrigen Pfaden einer raffinierten Kultur, ihrem vorzeitigen Verfall entgegen. Umgekehrt ist bei den Buren, die in ihrem letzten Freiheitskampf sich als ein kerngesundes, frisches und entwicklungsfähiges Volksthum erwiesen, eine Komödie ganz unangebaut, und viele dieser Helden hatten sicher überhaupt noch nie ein Theater von innen gesehn. Darin aber glaub ich keinem Widerpruch zu begegnen, daß die Möglichkeit zu schaden, d. h. vorhandene sittliche Kräfte zu zerstören, bei dem weiten Nachhall der Bühnenwirkung enorm ist.

Und deshalb eben war Lessing so scharf gegen die „Dichter ohne Absicht“. „Mit Absicht dichten“, sagt er im 34. Stück seiner Dramaturgie, „mit Absicht nachahmen, ist das, was das Genie von den kleinen Künstlern unterscheidet, die nur dichten um zu dichten, die nur nachahmen um nachzuahmen, die sich mit dem geringen Vergnügen befriedigen, das mit dem Gebrauche ihrer Mittel verbunden ist, die diese Mittel zu ihrer ganzen Absicht machen und verlangen, daß auch wir uns mit dem ebenso geringen Vergnügen befriedigen sollen, welches aus dem Anschauen ihres kunstreichen, aber absichtlosen Gebrauchs ihrer Mittel entspringt.“ Mit diesen Worten traf Lessing den Euripides, dem gerade das Verföhlerische des Talentes die Hauptsache war, die gaulterische Kunstfertigkeit, das Spiel mit den Affekten der Furcht und des Mitleids, die, zu tragischer Läuterung bestimmt, von ihm zu allen möglichen unheiligen Sympathien, Rührungen und Aufregungen bis zu krankhaftester Leidenschaftlichkeit mißbraucht wurden, auf Kosten wirklicher Gemüthsbefreiung und Erhebung. Und noch schärfer trifft Lessing unsere zeitgenössischen Dichter, die den Vorzug hätten genießen können, von ihm zu lernen, die aber seiner ausdrücklichen Mahnung zum Troß uns verführen wollen, „was wir begehren sollten, zu verabscheuen, und was wir verabscheuen sollten, zu begehren,“ und weit entfernt, „uns zu unterrichten, was wir zu thun und zu lassen haben,“ d. h. die Gegenstände für unsere Begehrungs- und Verabscheuungskräfte „jederzeit in ihr wahres Licht zu stellen,“ zuletzt gar ein an sich werthvolles Stück mit einer Brutalisierung jedes Rechtsbewußtseins beschließen.

„Der Viberpelz“ geht heut über alle deutschen Bühnen, und das Publikum der Provinzen mit seinem unstillbaren Hunger nach Neuem hat sich leider angewöhnt, Vieles, nur weil es mit krankhafter Absichtlichkeit dem gesunden Geschmack früherer Zeit widerspricht, als „modern“ zu bejauchen. Auf diese Weise dürften wir bald von den Bagatellsachen zu den schweren Delikten der Strafkammern in unserer Komödie übergegangen, aber das Lossprechen von jeder sittlich-hygienischen Verpflichtung gerade bei den begabteren Dichtern mit einem Sinken ihrer Kunst gleichbedeutend geworden sein. „Lieber will ich schlechter werden, als mich emuliren“ läßt Göthe wen sprechen? das Parterre. Auch Hauptmann wird auf der Gallerie die aufrichtigste Zustimmung erfahren. Dagegen sollte die Kritik sich endlich zu der Frage aufraffen: weshalb in aller Welt „der Viberpelz“ ästhetisch werthloser würde haben ausfallen müssen,

wenn der Dichter dieser dreisten Diebin wenigstens einen heilsamen Schreck einzujagen gesucht und Vorbereitungen getroffen hätte, um den Zuschauer die kommende Wiederherstellung des Rechtes hoffen zu lassen?

Otto Roquette erzählt in seinen Erinnerungen, wie er von einem witzelnden Schulthyrannen unter dem Gewieher der ganzen Klasse gepeinigt, zuletzt angeherrscht wurde: „Warum lachst Du denn nicht mit?“ Der junge Mann antwortete: „Ich habe noch nichts gehört, worüber ich hätte lachen können.“ Hier- auf allgemeines Schweigen. So wird eines Tages auch die Zahl derer zunehmen, die beim Schluß des „Biberpelzes“ erschrocken verstummen, wie man aus gewissen schlechten Poësen beschämt wegen der eignen Lustigkeit hinweggeht. Denn wenn es etwa Sitte werden sollte, das Strafrecht als einen Popanz hinzustellen, dem man auf der Nase tanzen könne, so dürften gerade die Mächte, über deren Niederlage beim Feldzug gegen die lex Heinze so lautes Frohlocken war, neuen und gewichtigen Grund zu der Anklage finden, daß die deutsche Kunst einem staatserkhaltenden Ideal nicht dient. Ihr, wie jeder Kunst überhaupt sind tiefe, unheilbare Wunden geschlagen worden durch eine Feindschaft, die man dennoch nicht lassen kann, immer wieder auf's Muthwilligste zu reizen. Es waren die ersten Bischöfe, die mit Zug und Recht Anstoß daran nahmen, daß die römische Komödie der Kaiserzeit keine andern Stoffe mehr zu kennen schien, als den Fall reiner Jungfrauen und die Liebesabenteuer käuflicher Dirnen, die gegen das berühmte Schauspiel „Majuma“ (auf Syrisch „Wasser“), worin ein ganzer Harem öffentlich und nackt badete, ihre Stimme erhoben. Dies Schauspiel vor Allem hat es verschuldet, daß von den Tagen Theodosius des Großen an „Schauspieler“ und „Kuppler“ innomme Begriffe wurden, daß ein wichtiger Stand den Makel der Ehrlosigkeit und Achtung durch die Jahrhunderte schleppen mußte, und dennoch scheint „Majuma“ wieder die stille Sehnsucht gewisser Aesthetiker zu bilden, die in ihrer perverfen Art für „kühn“ gelten möchten, und geistesverwandte „Kühnheiten“ fehren mit derselben Gefuchtheit ihre Spitze gegen Scham und Familie, Staat und Recht.

Natürlich hat es, — wie könnte das in Deutschland anders sein? — auch der Lehre von der läuterungslosen, einer Sühnidee ganz entbehrenden Komödie an wissenschaftlicher Vertretung nicht gefehlt. So sagte der einst vielgenannte Prof. Köpfe: „daß das alte Lustspiel oder das wahre überhaupt, von den sogenannten

moralischen Beweggründen frei und losgebunden, nur die Kraft walten läßt und daher, wie das Leben selbst, dem Verstande und der Konsequenz über die Ohnmacht und Beschränktheit den Sieg verleiht". Es ist, als ob, Gerhart Hauptmann diesem Gelehrten nachgedichtet hätte, nach dessen Herzen so recht die Mutter Wolf gewesen sein würde, wie jeder andre Schurke, der einfältige brave Leute an „Verstand und Konsequenz“, d. h. an Gaunerverstand und Unverschämtheit übertreffend sie mit Lug und Trug umspinnt. Für diese Schulästhetik hat aber schon der Verfasser der „Geschichte des Drama's“, der viel zu wenig gekannte J. V. Klein die Replik gefunden: „Unser Leitstern ist die entgegengesetzte Ueberzeugung. Ueberall, wo jene grundsätzliche Verwerfung der sogenannten moralischen Beweggründe Prinzip und Stimmung der Dramatiker bildet, ist die Ohnmacht auf Seiten des Dichters; erscheint die innere Kraft seiner Kunst und poetischen Leistungsfähigkeit gebrochen; bringt der Dramatiker Lust- und Trauerspiele hervor, die, bei aller möglichen Bravour der Technik und äußern Form, innerlich todt, faul im Marke und grundverwerflich sind.“ Und wie sagt der dritte unserer drei Großen, wie sagt Goethe? „Wo ich aufhöre sittlich zu sein, habe ich keine Gewalt mehr.“

Mannheim, Juni 1900.

Bischof von Ketteler.*)

Von

Graf Paul von Soensbroech (Steglitz).

Nicht ohne tiefe innere Bewegung trete ich an das Lebensbild des Bischofs von Ketteler heran.

Mit seinem Namen und mit seiner Persönlichkeit sind für mich unvergeßliche Jugenderinnerungen, tiefe Jugendeindrücke verknüpft. Fast zwei volle Jahre habe ich trotz des großen Altersunterschiedes — Ketteler war Bischof, ich Primaner am Gymnasium zu Mainz — seinen vertrauten Umgang genossen; er war mir ein väterlicher Freund, mein junges Gemüth rankte sich empor an seinem markigen Wesen; hingebende Bewunderung für ihn sog ich ein und begeisterte Liebe zu der Sache, der er mit der mächtigen, starknackigen Kraft seiner Natur in Treue und Aufrichtigkeit diente: die Sache der katholischen Kirche.

Vorbei! Ihn deckt seit 23 Jahren der Leichenstein im hohen Dome zu Mainz — an seiner offenen Grube vergoß ich bittere Thränen —, ich habe das Ideal, zu dem er mich emporhob, das ich in ihm vor mir stehen sah, als Irrthum erkannt. Welten, nicht bloß das Grab, scheiden uns, die wir — ich darf das sagen — so enge verbunden waren.

Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler war ein großer, bedeutender Mann. Er war ein Charakter, dessen beherrschendem Einflusse sich Niemand entziehen konnte, der in seine Nähe kam. Doch war er kein Tyrann. Sein Herrschen ging nicht von seiner hohen hierarchischen und gesellschaftlichen Stellung aus, nicht einmal

*) Bischof von Ketteler, eine geschichtliche Darstellung (1811—1877), von D. Pfülf S. J., Mainz 1899, 3. Bd.

von seinem Willen — es war kein gewolltes Herrschen — sondern die beherrschende Kraft floß aus seinem innersten Wesen in ruhiger, stetiger Energie; sie verkörperte sich gleichsam in seinem wunder-vollen Auge, dessen Blick Innigkeit, Milde und Kraft in unvergleichlicher Weise vereinte. Zu dieser Herrschernatur paßte die äußere Erscheinung: die mächtige, aufgeredete Gestalt — im Alter leicht vorn über gebeugt —, die starknochige Figur, der auffallende Schädel, die breit ausgelagerte, hochgewölbte Stirn. Wie oft konnte man bei kirchlichen Ceremonien, wenn er hochragend mit Mitra und Stab durch die Menge schritt, die segnende Hand würdevoll erhoben, flüstern hören: ein Kirchenfürst.

Ja das war er. Nicht im banalen Sinne des rothe oder violette Seide tragenden ultramontan-kirchlichen grand Seigneur's der Jetztzeit, der die kostbar beringte Hand huldvoll-lässig zum Kusse reicht, der mit meterlanger Burpurschleppe über das Salon-Parquet einflußreicher Damen und intriguanter Diplomaten setzt. Ketteler war ein Kirchenfürst in der großartigen Bedeutung dieses Wortes, d. h. ein Mann, erfüllt von dem Glauben an die Göttlichkeit seiner Kirche, an das Ueberirdische ihres Berufes, an ihre geistige Bestimmung hier inmitten des Irdischen; ein Mann, dem seine eigene Stellung in dieser göttlich-geistigen Kirche nicht Würde, sondern Bürde war, weit abliegend von dem Glanz und Flitter dieser Welt; der Fürst sich dünkte im Reiche der Seelen und für die Seelen, dessen Höchstes war, Seelenhirte, Vater der Armen und Verlassenen zu sein, dem das Kreuz, das er auf der Brust trug, nicht eiteler Schmuck, wie der Frau ihre Brillantbroche, sondern tief ernste Wahrheit war, die Wahrheit, die Christus selbst ausgesprochen hatte: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und so folge er mir nach.“

Ich habe Ketteler so zu sagen in jeder Lage des Lebens gesehen: in seinem stillen, ernstesten Arbeitszimmer, an der Spitze seines gastlichen, einfachen Mittagstisches, im Kreise von Freunden und Verwandten, bei großen Hochzeiten auf adeligen Gütern und bei Beerdigungen; dann wieder in bischöflicher Pontifikalkleidung am Altar und auf der Kanzel, in Volksversammlungen, im Reichstag, im volksumdrängten Beichtstuhl, in der Gemeindegemeinde und unter Politikern: überall war er er selbst, überall leuchtete aus ihm hervor das lebendige, warmherzige Christenthum, überall verbreitete er um sich her eine Atmosphäre der Innerlichkeit, des frommen, aber bei Weibe nicht frömmelnden Sinnes.

Sein Christenthum war wie das Eichenholz seiner westphälischen Heimath: fest, unzerstörbar, wetterhart. Und doch wie kindlich zugleich! Seine Feuerseele umhüllte ein Kindergemüth. Er glaubte einfältig, ohne Grübeln und Deuteln; er lebte nach seinem Glauben in jedem bewußten Gedanken, in jeder bewußten Handlung.

Ein großer Geist war Ketteler nicht. Er hatte hellen, klaren Verstand, aber es war ein verhältnißmäßig eng umschriebenes Gebiet, das er als sein geistiges Eigenthum betrachten konnte. Sein Denken bewegte sich in vorgezeichneten Bahnen; Gedankenblitze, die weite Fernsichten plötzlich erhellen, fehlten seinen Gesprächen, seinen Schriften. Er war — ich weiß nicht, ob man allerseits den Unterschied richtig erfaßt — kein spekulativ-genialer, sondern wesentlich ein praktisch-nüchterner Mann. Vielleicht hätte sein Geist mehr Glanz und Vielseitigkeit entfaltet, wenn er einen anderen Bildungsgang gehabt hätte.

Die erwachende Kindesseele wurde von den starren, engen Traditionen des Elternhauses empfangen; als Knabe kam er in die langjährige Schulung der Jesuiten; der Jüngling und Mann blieb im festen Geleise des hergebrachten Bildungsganges des jungen katholischen Adligen. Keine großen Reisen, keine fremden Eindrücke stellten sich, den Blick weitend, schärfend, dazwischen. Und als der geistliche Beruf erwählt war, da engte sich der Weg erst recht: theologische Fakultät und Priesterseminar, darüber hinaus nichts.

So kam es, daß Ketteler's Bildung, die allgemeine, wie die theologische Fachbildung, und besonders diese, keine tiefe und weite waren. Der Theologe Ketteler war gleich Null.

Die Jahre, die ich unter seiner Obhut und in fast täglicher Berührung mit ihm in Mainz verlebte, waren die theologisch bewegtesten des ganzen 19. Jahrhunderts. 1869 und 1870! Vatikanisches Konzil und Unfehlbarkeit! Wöchentlich sah ich bis zu seiner Abreise zum Konzil die bekannten theologischen „Größen“ des goldenen Mainz, Mousang, Heinrich, Häffner, an seinem Mittags-tisch versammelt; dazu kam interessanter Besuch: Dupanloup, Melchers, Deschamps, Hergenröther, Baumstark, Scheeben. Theologische Diskussionen in Fülle, und das Wichtigste ist mir frisch im Gedächtniß. Wenn ich es jetzt in der Erinnerung wieder aufleben lasse, nachdem ich selbst in der Theologie Fachmann geworden und ein Urtheil über die einschlägigen Dinge gewonnen habe, dann muß ich sagen: so stark und wahr Ketteler in der Empfindung, so mächtig und warm er in der Begeisterung, so edel und tief er in

der Frömmigkeit war, so schwach, so oberflächlich war er in der Theologie und in allen Wissenschaften, ohne die ein wahres Leben für die Theologie nicht möglich ist. Das Hergebrachte, das Plunderzeug, das der Ultramontanismus Philosophie und Geschichte nennt, galt Ketteler als ausgemachte Wahrheit; von wirklicher Philosophie, von wirklicher Geschichte, von wirklicher Ergeese hatte er keine Ahnung.

Aus diesem Mangel tiefer theologischer Kenntniß erklärt sich auch Ketteler's Fiasko in den damaligen theologischen Kämpfen und besonders in der römischen Konzilsaula. Seiner Persönlichkeit nach hätte er ein theologischer Führer sein können und sein müssen, sein Manko an theologischer Vertiefung, wie an Wissenschaftlichkeit überhaupt, machte ihn zum Trabanten.

Ketteler war überzeugter Infallibilist. Das ist wahr trotz seiner Zugehörigkeit zur Konzilsminorität. Oft und oft habe ich ihn seinen festen Glauben an die päpstliche Unfehlbarkeit versichern hören. Nicht die Gegnerschaft gegen die Unfehlbarkeit in sich stellte ihn unter die Fahne eines Dupanloup und Strozsmayer; nur der formellen Dogmatisirung des für ihn längst feststehenden Unfehlbarkeitsglaubens widerstrebte er. Er hielt sie für inopportun.

In der Frühe eines schneecigen Novembertages des Jahres 1869 trat er die Romreise zum Vatikanum an. Er hatte mir die Gunst gewährt, ihm Morgens 5 Uhr bei der Messe zu dienen, die er in seiner traulichen Hauskapelle las. Nach der Messe nahm ich, unmittelbar vor der Abreise, an dem einfachen Frühstück in seinem Arbeitszimmer Theil. Ketteler war tief bewegt. Der Gedanke, Glied eines ökumenischen Konzils zu werden, das unter dem unmittelbaren Einflusse des heiligen Geistes in die Geschicke der Kirche und damit in die der Welt autoritativ und göttlich wirksam eingreifen sollte, dieser echt katholische Gedanke ergriff den tief gläubigen, frommen Bischof mächtig. Er fühlte sich, aber in ungeheurer Demuth, als das, was er zu sein glaubte: als Nachfolger der Apostel. Ephesus, Nicäa, Konstantinopel, Lyon, Florenz, Trient, kurz die weltbewegenden Kirchenversammlungen der Vorzeit, mit all dem Schimmer und mystischen Glanz, den unwissenschaftlicher Mählerglaube und raffinierte Verlogenheit um diese Konzilien geschaffen haben, tauchten vor dem Auge — dem arglosen —, in dem Gemüthe — dem kindlich hingebenden —, in der Seele — der schlichten, wahren — Kettelers auf. Der Gedanke: sich, den Unwürdigen, jetzt selbst eingereicht zu sehen in die erlauchte Schaar

der Kirchenväter und Kirchenlehrer, erschütterte den Mann der Gottesfurcht: heilige Schauer durchzogen sein Innerstes. Ich sehe seine vom gedämpften Licht der Lampe umflossene, violett gefleckte Bischofsgestalt noch vor mir, sein Auge strahlte Ergriffenheit; noch höre ich seine markige und doch so sympathische Stimme: „Lieber Junge“ — er nannte mich stets so —, „Du erlebst eine große Zeit, Du siehst die Nachfolger der Apostel unter Leitung des heiligen Geistes um den Statthalter Christi versammelt. Du hast oft und viel von der päpstlichen Unfehlbarkeit sprechen hören. Ja gewiß, der Papst ist unfehlbar, er muß es sein, es ist gar nicht anders möglich. Junge“ — und dabei faßte er mich unter das Kinn —, „das glaubst Du doch auch?“ Eine Antwort wollte er nicht haben, denn unmittelbar darauf legte er seine Hände auf meinen Kopf, drückte mich in die Kniee und segnete mich mit der Inbrunst seines großen, gütigen Herzens.

Der edele, fromme Mann! Und wie ist er, als „Minoritätsbischof“ von der ultramontanen Presynode geschmäht worden! Wie sind sie über ihn hergefallen, seine eigenen Verwandten und Bekannten! Wie manchen Strauß habe ich nicht in jugendlicher Hitze in den adeligen Kreisen Rheinlands und Westfalens, auch im eigenen Elternhaus, für „meinen Bischof“ durchgefochten! Als Liberaler, als halber Ketzer wurde er verschrien, der Umgang mit ihm — ich berichte Thatsachen — sollte gemieden werden. Und warum? Weil er den Muth der Ueberzeugung besaß, weil das große, tiefe Christenthum, von dem sein Inneres durchglüht war, nicht Schablonisirung des Glaubens wollte, sondern seine lebendige soziale Bethätigung.

Harte Zeiten erlebte der Bischof in Rom. Sein ehrliches Gemüth fühlte sich angewidert durch das weltliche, unheilige Treiben an der römischen Kurie. Die nackte, erbärmliche Menschlichkeit sah er sich breit machen, wo die Göttlichkeit thronen sollte. Aber gerade da zeigte sich seine Größe, die Macht seines religiösen Christenthums. Sein kindlicher Glaube trug ihn wie auf breiten Schwingen hinüber über gähnende Schlünde, und — ich komme auf schon Gesagtes zurück — seine Unwissenheit in der Theologie und in den Wissenschaften überhaupt, ließ ihn die Abgründe, an denen er wandelte, nicht sehen.

Seine Empfindungen während der Konzilszeit, die zugleich einen klaren Einblick in sein christliches Fühlen und Denken überhaupt gewähren, drückt er in einem Briefe vom 12. Juli 1870

aus: „Ich habe hier [in Rom] eine schwere Zeit erlebt. Es war eben eine Thorheit, es anders zu erwarten, da ja die höchsten Lebensäfte der Kirche des Kreuzes unmöglich ohne Kreuz sein können. Das Kreuz ist auch zugleich in unserm Leben wie im Leben der Kirche das Mysterium, das Geheimnißvolle, das unseren neugierigen Augen, die Alles sonnenklar sehen wollen, Verborgene. Der schlichte, einfältige Glaube behält immer Recht. Gott Dank, daß Gott ihn uns gegeben hat.“

War Ketteler ein Ultramontaner? Viele, Gegner wie Freunde des Bischofs, werden die Fragestellung nicht begreifen. Selbstverständlich, heißt es da, hüben zum Lobe, drüben zum Tadel, war Ketteler ein Ultramontaner.

Nein, Ketteler war kein Ultramontaner. Er war ein überzeugter, gläubiger, katholischer Christ, aber von politischem „Christenthum“, von päpstlicher Weltherrschaft wollte er ganz und gar nichts wissen. Die Religion war dem großen Manne etwas Innerliches, etwas Ueberirdisches. Christi abgeklärte, über alle politischen Verhältnisse erhabene, sie geflißentlich außer Acht lassende Lehre hatte Ketteler in ihrem innersten Kerne, in ihrer Gottinnigkeit erfaßt. Man mag Ketteler einen idealistischen Schwärmer nennen, aber ein Ultramontaner, nein und nochmals nein, das war er nicht.

In einem Briefe vom 2. Dezember 1870, der offenbar die Antwort ist auf eine Neußerung über Ultramontanismus und ultramontane Ansichten, schreibt Ketteler: „Ich erkenne gerne an, daß dieser Fehler [übertriebenen Eifer zu haben und extreme Ansichten aufzustellen] bei uns Katholiken recht häufig vorkommt. Wenn man das „ultramontan“ nennen würde, so würde ich Angriffe gegen diese Art des Ultramontanismus nicht zurückweisen. Ich würde nie den Schein auf mich nehmen, Alles zu billigen, was manche [ultramontane] Katholiken vertheidigen und behaupten; ich würde aber auch nie pure sagen, ich sei kein Ultramontaner, da ich es in dem gewöhnlichen Sinne mit Leib und Seele bin.“ Diesen „gewöhnlichen Sinn“ von „ultramontan“ hatte Ketteler aber unmittelbar vorher dahin erklärt, daß er darunter das „Positiv-Christliche“, d. h. also das strenge Religiöse verstand.

Schärfer noch und klarer tritt seine Gegnerschaft zum Ultramontanismus bei einer anderen Gelegenheit hervor, die sich nicht in den engen Grenzen eines Privatbriefes hielt, sondern die breite Oeffentlichkeit beschäftigte.

Eine internationale Vereinigung wärschlechter Ultramontaner

bedeutenden Ansehens gründeten im Jahre 1870 ein extrem ultramontanes Blatt: „Die Genfer Korrespondenz“. Von Deutschen und Oesterreichern theilhaftigten sich besonders: die Fürsten Löwenstein und Isenburg, Freiherr Felix von Loë, Graf Ludwig Arko, der bekannte österreicherische Diplomat Graf Blome und Andere. Das Ziel der „Genfer Korrespondenz“ war die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes; ihre Tendenz war anti-preussisch und anti-reichsdeutsch bis zum Größ, ihre recht unverschleierte Wünsche richteten sich auf eine österreicherisch-französischer Allianz. Also Ultramontanismus pur sang.

Die erste sich bietende Gelegenheit ergriff Ketteler, diesem Blatte entgegen zu treten. „Ich darf nicht unterlassen zu erklären“, so lauten seine Worte, „daß ich die „Genfer Korrespondenz“ seit den ersten Blättern, die mir zugeschiakt wurden, nicht mehr lese, weil ich den Geist und Ton dieses Blattes der großen Sache nicht angemessen erachte, der es dienen will“. Das brachte die Hintermänner der „Korrespondenz“ in Harnisch. Sie verlangten vom Bischof von Mainz Aufklärung über den „gegen ihre Ehre gerichteten allgemeinen Vorwurf“; zugleich beriefen sie sich auf „die hohe Approbation vieler hochwürdigster Bischöfe Deutschlands, Amerikas, Frankreichs und der Schweiz“. Ketteler war nicht der Mann, der mit seinen Ansichten hinter dem Berge hielt. Seine Antwort zeichnet den Ultramontanismus wie er leibt und lebt; sie ist ein Verdammungsurtheil in optima forma:

„Ich mißbillige erstens alle jene persönlichen Schmähungen, Beschimpfungen und Beleidigungen, welche die „Genfer Korrespondenz“ wider ihre Gegner gerichtet hat. Ich glaube, daß durch solche persönlichen Gehässigkeiten die Sache Gottes nicht befördert, sondern in hohem Grade geschädigt wird, während nur gleichfalls persönliche Leidenschaften darin Befriedigung finden. Ein solches Verfahren halte ich aber nicht nur für überaus schädlich für die Kirche, sondern auch unwürdig eines Blattes, das im Namen der Kirche reden will. Ich mißbillige zweitens eine gewisse Großthuererei und Prahlerei mit der Gewalt des Papstes, als ob er in der Lage wäre, mit einem Worte alle seine Gegner niederzuwerfen und die ganze Welt gegen sie aufzubieten. Dieses Prahlen mit der Macht des Papstes ist, glaube ich, von dem unerschütterlichen Vertrauen auf die Hilfe Gottes wesentlich verschieden. Ich mißbillige drittens die Ungenauigkeit, mit welcher die „Genfer Korrespondenz“ gewisse Lieblingsansichten über das Verhältniß von Kirche und Staat

geltend macht, wodurch sie Gefahr läuft, alle Gegner der Kirche, welche diese (die Kirche) nicht kennen, irre zu führen und die lächerlichsten und unbegründetsten Befürchtungen der weltlichen Regierungen hervorzurufen. Ich lasse nun sehr gerne den Leitern der „Genfer Korrespondenz“ alle ihre (ultramontanen) Theorien. Wenn sie sich aber erlauben, ihre Theorien in solcher Weise in einem Blatte geltend zu machen, für das sie eine höhere Autorität, gewissermaßen päpstliche Sanction in Anspruch nehmen, so ist es Pflicht, dagegen zu protestiren.“

Wer den Inhalt der „Genfer Korrespondenz“ kennt, weiß, daß diese „Abjuration“ des Blattes eine scharfe Absage an die ultramontanen Lehren enthält. Die Absage war um so bemerkenswerther, als Ketteler genau wußte, wie eng die Beziehungen waren zwischen der „Genfer Korrespondenz“ und der römischen Kurie. Zwei sehr huldvolle Breven Pius IX. stempelten sie zu einem Organ des Papstthums.*)

Aber Ketteler's leidenschaftlicher Kampf für die Rechte der katholischen Kirche, für ihren Einfluß auf die Schule, seine Preußenfeindlichkeit, seine Vertheidigung der Jesuiten, seine politische Thätigkeit als Mitglied des Reichstags? Sind diese Thatfachen nicht eben so viele Beweise seines Ultramontanismus?

Zunächst ist eine dieser „Thatfachen“ eine Verleumdung. Ketteler war nichts weniger, als ein Preußenfeind. Er war und blieb auch als heißiger Bischof ein guter Preuße, so gut, daß wirkliche Preußenfeinde Rheinlands und Westphalens, vielfach Ketteler's nahe Verwandte, ihn dieser Gesinnung wegen anschwärzten. Ich könnte hier mit persönlichen Erinnerungen aufwarten, die manchen Mann und manchen Namen der ultramontanen Partei in ihrem Preußenhass arg bloßstellen würden. Aber eine Charakteristik Ketteler's, dem persönliche Angriffe so in der Seele zuwider waren, soll durch derartige „Pifanterien“ nicht befleckt werden.

Trotz seiner energischen Anhänglichkeit an Preußen, schwärmte Ketteler für Oesterreich und besonders für das österreichische Kaiserhaus. Es ist dieser Widerspruch für den Außenstehenden — ich

*) Im Jahre 1873, als ich im ersten Semester in Bonn Student war, suchte ein Leiter der „Genfer Korrespondenz“ mich für die Mitarbeiterschaft an ihr zu gewinnen. Ich sollte die antikatholische Presse für das Blatt überwachen. So schmeichelhaft ich diese Werbung, die ich ablehnte, für mich deuten könnte, so ziehe ich aus ihr doch nur den Schluß auf die hervorragende Unreife der Köpfe, die an dem Blatte thätig waren. Ein „krasser Fuchs“ sollte die Zahl dieser unreifen Köpfe um sein sehr jugendliches Haupt vermehren!

meine damit den Nicht-Katholiken und besonders den nicht zum rheinischen und westfälischen Adel gehörigen Nicht-Katholiken — ein schwer verständlicher. Aber ein psychologischer Ausgleich besteht.

Oesterreich und das österreichische Kaiserhaus hat, als Träger der alten deutschen Kaiserwürde, für den deutschen Katholiken eine geschichtliche — ultramontan-geschichtliche — Gloriole. Steht der Katholik, wie es bei den Mitgliedern des katholischen Adels der Fall ist, durch Familientraditionen mit dieser für ihn theuern und ehrwürdigen Vergangenheit Habsburgs in gewissermaßen persönlicher Beziehung, so wird diese Gloriole obendrein ein Stück Herzenssache. Ich weiß das aus eigener Erfahrung. Von Jugend auf war ich ein begeisterter Preuße, aber so lange ich im Banne der ultramontanen Geschichtsfälschung lebte, hatte der österreichische Doppelaar und der Name Habsburg auch für mein katholisches Gemüth etwas Magisch-Mystisches. Ein schmerzlicher Zwiespalt erwuchs allerdings aus der starken Liebe für Preußen und aus der unklaren Schwärmerei für Oesterreich, aber dieser Zwiespalt fand seinen Ausgleich in dem sehnsüchtigen Wunsche und in der heiß durchglühten Hoffnung das Hohenzollernhaus möchte katholisch werden und dann mit Habsburg vereint die Europa-Herrschaft der katholischen Kirche begründen. Genau dasselbe traf bei Ketteler zu. Also mit seiner Preußenfeindlichkeit ist es nichts.

Ketteler war ein leidenschaftlicher Kämpfer für die Rechte der Kirche auch auf dem Gebiete der Schule; aber solch ein Kampf ist noch lange nicht gleichbedeutend mit Ultramontanismus. Ultramontan wird dieser Kampf erst, wenn er die absolute Herrschaft, die weltlich-politische Herrschaft der Kirche über Staat und Schule anstrebt, und davon war Ketteler weit entfernt.

Seine Stellung als „streitbarer Bischof“ — das war sein epitheton ornans — läßt sich richtig verstehen nur aus der Tiefe seines gläubigen und durchaus überirdisch gerichteten Herzens. Ich habe Blicke in dies ideal-religiöse Gedanken- und Gemüthsreich Ketteler's thun dürfen. Ihm war die Kirche die Heilsanstalt für die Menschenseele, nichts Anderes; ihm war der kirchliche Organismus, die kirchliche Hierarchie nur Mittel zu diesem Zweck. Papst, Bischöfe, Priester waren nach Ketteler's Anschauung nur Seelenhirten, Diener Gottes, Vermittler und Auspender göttlicher, überirdischer Gnaden. Die „Zwei-Schwerter-Theorie“ eines Bonifaz VIII war für Ketteler eine Verirrung. Ketteler's religiöse Stellung gleicht vielfach der des ultramontanerseite schändlich ver-

leumdeten Reinhold Baumstark: glühender, schwämerisch religiöser Katholizismus, und gerade deshalb ausgesprochene Gegnerschaft gegen allen irdisch-politischen Mißbrauch dieser heißgeliebten Religion.

Von diesem Standpunkte aus ist Ketteler's gesammte öffentliche Thätigkeit für die katholische Kirche, ist besonders sein Wirken als Reichstagsabgeordneter zu beurtheilen. Daß er in der katholischen Kirche, von deren Göttlichkeit er durchdrungen war, das Ideal seiner religiösen Impulse erblickte, kann kein vernünftiger Mensch ihm verübeln; daß er diesem Ideal freien Einfluß auf die Menschenseelen verschaffen wollte, ist selbstverständlich. In all diesem liegt nur religiöse Innerlichkeit, Begeisterung für die Ausbreitung des Gottesreiches; es liegt in ihm nichts Ultramontanes.

Sehr bezeichnend in dieser Beziehung sind die Worte, mit denen er sein Verhältniß zum Centrum bezeichnete: „Ich bin weder direkt noch indirekt, weder schriftlich noch mündlich bei der ursprünglichen Bildung und dem ursprünglichen Programm der Centrumsfraktion zu Rathe gezogen worden. Ich habe mich ihr lediglich später angeschlossen, da ich als Reichstagsmitglied nach Berlin kam.“ Kühn bis an's Herz hinan!

Und wie steht es um Ketteler's Stellung zu den Jesuiten? Er hat sie nie gekannt, und deshalb hat er sie vertheidigt.

Als 13jähriges Kind wurde Ketteler in die Jesuitenanstalt zu Brieg in der Schweiz geschickt; vier Jahre verblieb er dort. Dort wurde bei ihm in der unbefangenen Hochachtung für den einzelnen Jesuiten, der Grund gelegt für die Werthschätzung des Ordens; ahnungslos übertrug der Knabe auf das System, was er Gutes und Tüchtiges beim Individuum sah. Auch Ketteler wuchs in einer Atmosphäre — sein Elternhaus, seine Heimath — auf, die, ungetrübt durch Sachkenntniß, mit Bewunderung geschwängert war vor dem Jesuitenorden, „dem Ideale christlicher Vollkommenheit.“ Da ist es nicht zu verwundern, daß er die Unkenntniß seiner Jugend auch im Alter behielt. Eines aber wird bei seinem Auftreten für die Jesuiten übersehen. In all seinen Worten, mündlichen wie schriftlichen, zur Vertheidigung des Ordens, nie ein Ton warmer, herzlicher Liebe, nur pflichtschuldig — pflichtschuldig, weil der Jesuitenorden von der Kirche anerkannt ist — Anerkennung, Eintreten für seine Verdienste um die katholische Sache, und besonders Abwehr ungerechter gegen die Jesuiten erhobener Anschuldigungen. Und hier, in diesem letzten Punkt, sehe ich den Hauptbeweggrund für Ketteler's Eintreten für die Jesuiten.

Bischof von Ketteler.*)

Von

Graf Paul von Boensbroech (Steglich).

Nicht ohne tiefe innere Bewegung trete ich an das Lebensbild des Bischofs von Ketteler heran.

Mit seinem Namen und mit seiner Persönlichkeit sind für mich unvergeßliche Jugenderinnerungen, tiefe Jugendeindrücke verknüpft. Fast zwei volle Jahre habe ich trotz des großen Altersunterschiedes — Ketteler war Bischof, ich Primaner am Gymnasium zu Mainz — seinen vertrauten Umgang genossen; er war mir ein väterlicher Freund, mein junges Gemüth rankte sich empor an seinem markigen Wesen; hingebende Bewunderung für ihn sog ich ein und begeisterte Liebe zu der Sache, der er mit der mächtigen, starknackigen Kraft seiner Natur in Treue und Aufrichtigkeit diente: die Sache der katholischen Kirche.

Vorbei! Ihn deckt seit 23 Jahren der Leichenstein im hohen Dome zu Mainz — an seiner offenen Grube vergoß ich bittere Thränen —, ich habe das Ideal, zu dem er mich emporhob, das ich in ihm vor mir stehen sah, als Irrthum erkannt. Welten, nicht bloß das Grab, scheiden uns, die wir — ich darf das sagen — so enge verbunden waren.

Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler war ein großer, bedeutender Mann. Er war ein Charakter, dessen beherrschendem Einflusse sich Niemand entziehen konnte, der in seine Nähe kam. Doch war er kein Tyrann. Sein Herrschen ging nicht von seiner hohen hierarchischen und gesellschaftlichen Stellung aus, nicht einmal

*) Bischof von Ketteler, eine geschichtliche Darstellung (1811—1877), von C. Bülli S. J., Mainz 1899, 3. Bd.

von seinem Willen — es war kein gewolltes Herrschen — sondern die beherrschende Kraft floß aus seinem innersten Wesen in ruhiger, stetiger Energie; sie verkörperte sich gleichsam in seinem wunder-vollen Auge, dessen Blick Innigkeit, Milde und Kraft in unvergleichlicher Weise vereinte. Zu dieser Herrschernatur paßte die äußere Erscheinung: die mächtige, aufgeredete Gestalt — im Alter leicht vorn über gebeugt —, die starkknöchige Figur, der auffallende Schädel, die breit ausgelagerte, hochgewölbte Stirn. Wie oft konnte man bei kirchlichen Zeremonien, wenn er hochragend mit Mitra und Stab durch die Menge schritt, die segnende Hand würdevoll erhoben, flüstern hören: ein Kirchenfürst.

Ja das war er. Nicht im banalen Sinne des rothe oder violette Seide tragenden ultramontan-kirchlichen grand Seigneur's der Jetztzeit, der die kostbar beringte Hand huldvoll-lässig zum Kusse reicht, der mit meterlanger Purpurschleppe über das Salon-Parquet einflußreicher Damen und intriguanter Diplomaten legt. Ketteler war ein Kirchenfürst in der großartigen Bedeutung dieses Wortes, d. h. ein Mann, erfüllt von dem Glauben an die Göttlichkeit seiner Kirche, an das Ueberirdische ihres Berufes, an ihre geistige Bestimmung hier inmitten des Irdischen; ein Mann, dem seine eigene Stellung in dieser göttlich-geistigen Kirche nicht Würde, sondern Bürde war, weit abliegend von dem Glanz und Glitter dieser Welt; der Fürst sich dünkte im Reiche der Seelen und für die Seelen, dessen Höchstes war, Seelenhirte, Vater der Armen und Verlassenen zu sein, dem das Kreuz, das er auf der Brust trug, nicht eiteler Schmuck, wie der Frau ihre Brillantbroche, sondern tief ernste Wahrheit war, die Wahrheit, die Christus selbst ausgesprochen hatte: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und so folge er mir nach.“

Ich habe Ketteler so zu sagen in jeder Lage des Lebens gesehen: in seinem stillen, ernstesten Arbeitszimmer, an der Spitze seines gastlichen, einfachen Mittagstisches, im Kreise von Freunden und Verwandten, bei großen Hochzeiten auf adeligen Gütern und bei Beerdigungen; dann wieder in bischöflicher Pontifikalkleidung am Altar und auf der Kanzel, in Volksversammlungen, im Reichstag, im volksumdrängten Beichtstuhl, in der Gemeindeschule und unter Politikern: überall war er er selbst, überall leuchtete aus ihm hervor das lebendige, warmherzige Christenthum, überall verbreitete er um sich her eine Atmosphäre der Innerlichkeit, des frommen, aber bei Weibe nicht frömmelnden Sinnes.

Die Ungerechtigkeit, wo immer er sie traf, ließ ihn auffahren wie einen Löwen. Wenn doch die Gegner des Jesuitismus einsehen, wie sehr sie durch ungerechte Angriffe — es giebt der gerechten überreichlich genug — sich schaden und ihm nützen!*)

Im Uebrigen waren Ketteler als Bischof die Jesuiten, so sehr er sie vertheidigte, zweifellos unangenehm geworden in seiner Diözese. Es ging ihm, wie es allen deutschen Bischöfen gegangen ist: innerlich wünschten sie die Jesuiten dorthin, wo der Pfeffer wächst. Denn wo der Jesuitenorden sich niederläßt, wächst kein Gras mehr für den Weltklerus und auch nicht für den betreffenden Bischof.

Dazu kam bei Ketteler noch ein besonderes Moment. Eine geradere, wahrheitsliebendere Natur als ihn, gab es nicht; das versteckte, diplomatische Wesen des Jesuitismus erfüllte ihn instinktiv mit Abneigung. Manche scharfe Auseinandersetzung mit dem langjährigen Obern der Mainzer Jesuitenmiedelassung, dem P. von Dof, war Ausdruck dieser instinktiven Abneigung. Als ich schon im Jahre 1869, kaum 17 Jahre alt, dem Jesuitenorden mich anschließen wollte und Ketteler von dieser Absicht Mittheilung machte, war er es, der mir abrieth. Damals folgte ich seiner

*) Ein Wort auch über meine publizistische Vertheidigung des Jesuitenordens. Sie ist geschrieben worden und erschienen im Jahre 1890 (nicht wie von der Verlagsbandlung — wohl nach einem buchhändlerischen Brauch — aufgedruckt ist 1891). Nur wer nichts von jesuitischem Gehoriam, nichts auch von psychologischen Kämpfen und Ringen versteht, kann mir diese Schrift, zwei Jahre vor meinem Bruche mit dem Orden, zum Voraus machen. Ich wurde von meinem damaligen Obern, dem Provinzial der „deutschen“ Eidensprovinz, J. Rathgeb, im Gehoriam verpflichtet, diese Schrift zu verfassen. In mehreren Unterredungen habe ich meine Gegenvorstellungen gemacht und gebeten, von mir abzusehen: ich habe, um die Last von mir abzuwälzen, Andere vorgeschlagen, so den bekannten Jesuiten von Hammerstein. Die eigentlichen Gründe meiner Weigerung, den innern Widerstreit zum Orden, konnte ich nicht geltend machen, theils weil ich selbst über meine letzten Entschlüsse — zwei Jahre vor meinem Bruche mit dem Orden! — noch nicht im Klaren war; theils weil eine offene Aussprache mich in die schlimmste äußere Lage gebracht und meine weitere Freiverdung wohl unmöglich gemacht hätte. Der Ober beharrte auf seinem Willen, daß ich die Vertheidigung schreiben solle. Als es kein Ausweichen für mich mehr gab, da faßte ich, mit aller Energie, deren ich fähig war, die schwere Aufgabe auf als ein mögliches Mittel, des Sturmes gegen den Orden in mir Herr zu werden. Ich schrieb die Vertheidigung des Jesuitenordens, indem ich, Alles bei Seite stellend, den Orden in dem Licht sah und schilderte, in welchem ich ihn, als ich mich in idealer Begeisterung ihm anwob, einst gesehen hatte: ich verurtheilte, die Auffassung von ihm wieder zu gewinnen, in der er mir als das Ideal der Christlichkeit erschienen war. Wenn nie in seinem Innern Abgründe sich angethan, wenn nie eine Welt in Trümmer verfiel, der hat bei Anderen leicht reden von Antiquitäten. Zeidte Wässer kennen keine Stürme und deshalb auch keine verzweifeltten Rettungsversuche.

Abmahnung — wäre ich ihr nur dauernd gefolgt —; aber noch heute erinnere ich mich des merkwürdigen Eindruckes, den es auf mich machte, daß ein Bischof den Eintritt in den Jesuitenorden widerrieth.

Ketteler war ein vornehmer Mann. Ich denke dabei selbstverständlich nicht an die Vornehmheit seiner Geburt, obwohl er auch das, was man aristokratische Vornehmheit nennt, in hohem Grade besaß. Nein, ich meine die höhere Vornehmheit des Geistes und des Herzens. Das Uedle, das Gemeine kannte er nicht, oder wenn es auch in ihm sich regte, es kam nicht auf. Lauter wie Krystall war sein Herz, und dabei von einer Großsinnigkeit, die ihres Gleichen suchte. Der Grundzug seines edeln Wesens war die Wahrhaftigkeit. Sie prägt sich plastisch aus in einer geradezu wundervollen Aeußerung, die er am 22. Dezember 1869 in einer Privataudienz Pius IX. gegenüber that. Erst sein Tod, seine hinterlassenen Papiere haben diese Aeußerung an's Licht gebracht: „Ich habe ihm (dem Papst) gesagt, daß ich ihn als sichtbaren Stellvertreter dessen ehre, der von sich gesagt hat: ego veritas, und daß ich es deshalb für meine höchste Pflicht ansehe, ihm gegenüber wahr zu sein. Die Wahrheit kann man nur durch Wahrheit ehren.“ Freilich für den, an den er diese großartigen Worte richtete, waren sie eine vollständig unverständliche Sprache.

Ketteler hat viele Gegner gehabt, keiner ist ihm gerecht geworden. Nicht so sehr, weil keiner seinen ideal-christlichen Standpunkt verstand, sondern weil keiner sich in die Vornehmheit seines inneren Wesens hineinversetzen konnte. Das ist ja überhaupt ein verhängnißvoller, weitverbreiteter Fehler der antikatholischen Polemik. Sie wird dem Gegner vielfach nicht gerecht; sie läßt außer Acht, daß im katholischen Christenthum hoher Edelsinn und tiefe Frömmigkeit sich finden; daß unter das Joch des Ultramontanismus Heroen gottinniger Frömmigkeit gespannt sind.

Welch ein Herz besaß doch Ketteler! Fest wie Eisen und zärtlich wie das einer Mutter! Welch eine Liebe zu den Menschen, auch zu seinen Gegnern! Niemals habe ich ihn ein verlegendes, liebloses Urtheil über Andere fällen hören. Sein Vertrauen in die Menschen war unbegrenzt, weil seine eigene Geradheit und Gutheit uferlos waren.

Es war die Liebe zu den Menschen, aber die christliche, die selbstverleugnende, die werththätige Liebe, die Ketteler zum sozialen Bischof machte. Seine soziale Thätigkeit war nicht wie die des

heutigen Ultramontanismus ein Produkt der Kirchlichkeit, auf Kirchlichkeit wieder abzielend, sondern sie war ganz und gar ein Produkt der Menschlichkeit, Menschlichkeit wieder anstre bend. Das *Misereor super turbam*, es erbarmet mich des Volkes, jenes großherzige Wort des größten sozialen Führers, Christi, war auch das Leitmotiv des Mainzer Bischofs. Gewiß waren seine sozialen Reformbestrebungen getragen von katholischem Geiste, aber es war der ausschließlich religiös-ethische Geist des Katholizismus. Ketteler wollte die sozial Nothleidenden um ihrer selbst Willen auf eine höhere Stufe der Menschlichkeit heben, und diese Hebung war ihm wirkliches und ausschließliches Ziel. Damit steht er scharf geschieden von dem sozialen Wirken des Ultramontanismus, dem die Hebung der arbeitenden Klassen nur Mittel ist, um in den Gehobenen geschultere, leistungsfähigere Truppen zur Erreichung seiner eigenen Ziele zu gewinnen. Deshalb finden wir auch bei Ketteler, im Unterschiede und Gegensatz zum heutigen Sozial-Ultramontanismus, jene allumfassende Liebe und Fürsorge. Er griff nach rechts und nach links, jeder Bundesgenosse, bei dem er ein Herz für die Arbeiter voraussetzte, war ihm recht; religiöse oder gar konfessionelle Engherzigkeit, die in der Behandlung der sozialen Frage Alles verdirbt, kannte er nicht. Ein Brief, wie Ketteler ihn im Jahre 1866 an drei katholische Arbeiter richtete, die sich bei ihm beklagt hatten über die Verweigerung der Sakramente wegen ihrer Zugehörigkeit zum „Lassalle'schen Arbeiterverein“, ist ein Schlag ins Gesicht für den heutigen Zentrums-Sozialismus. Er war es schon damals, denn der Pfarrer, über dessen Unduld samkeit die Arbeiter Beschwerde führten, erhob ein wahres Jammergeschrei über die freiheitliche bischöfliche Antwort. Mit Freuden war Ketteler bereit, trotz seiner Bischofsgewandung, sich neben Marx, Lassalle, Schulze-Delitzsch u. s. w. zu stellen, um mit diesen „ungläubigen“ Männern Hand in Hand und Schulter an Schulter der sozialen Noth zu steuern.

Alles Wirken eines Menschen erklärt sich aus seiner Persönlich keit, aus seinem Wesen. Gewiß sind Persönlichkeit und Wesen beeinflusbar und thatsächlich beeinflusst durch äußere Verhältnisse: Stand, Erziehung, Umgebung, aber durch alles Angeborene und Anerzogene hindurch wird sich doch die innerste Eigenart von Persönlichkeit und Wesen geltend machen, und je mehr und stärker, je ausgeprägter die Individualität ist. Ketteler war eine starke Persönlichkeit und das Wesen seiner Persönlichkeit war Weitherzig-

feit und Selbstlosigkeit. Diese Beiden bestimmen sein ganzes Wirken. Es waren das natürliche Veranlagungen, die zur Geltung sich gebracht hätten, ob Ketteler als Jude, Heide oder Mohammedaner zur Welt gekommen wäre. Er war ins Christenthum hinein geboren, und damit erhielten seine natürlichen Eigenschaften christliches Gepräge. Die vollendetste Religion diente ihm dazu, den Reichtum, den Edelsinn seiner Natur vollendet auszugestalten und auf die höchste sittliche Stufe zu heben. Ketteler's natürliche Weitherzigkeit und Selbstlosigkeit wurden durch sein Christenthum geradezu ideal geläutert und verklärt. Man mußte sein tägliches Leben kennen, um von der Höhe und Tiefe und Weite seines Herzens, von der Größe und Losgeschältheit seiner Selbstlosigkeit eine Ahnung zu erhalten. Er war der Jünger seines Meisters, Paulus und Johannes in einer Person.

Herrlicher Mann! Unbezwingbare Wehmuth erfaßt mich, wenn ich dein gedenke. Dankbarkeit quillt auf, wenn ich deiner Thaten mich erinnere. Lebtest du noch, deine christliche Liebe und dein weitherziger Sinn hätten über alle Fernen und Weiten hinweg die Brücke geschlagen zu mir. Du ständest wenigstens nicht auf der Seite des Hasses.

Deiner gesegneten Erinnerung weihe ich diese Zeilen.*)

*) Doch ich sollte ja das Pfüls'sche Buch besprechen, das Lebensbild Ketteler's. Es ist ein armseliges Machwerk; das wohlwollendste Urtheil lautet: *rudis indigestaque moles* in schlechtem Stile zusammengeschrieben. Der Untertitel des Buches: „Eine geschichtliche Darstellung“ ist ein Hohn auf seinen Inhalt. Ärger als Pfüls es selbst thut, kann ein Anderer ihn nicht an den Pranger stellen. Er schreibt nämlich in der Vorrede: „Hätte der Verfasser auf Grund seines Materials sich in der Zwangslage gesehen, jenes Idealbild (Ketteler's) in dem Geiste so vieler der treuesten und besten Katholiken verbunkeln zu müssen, so hätten keine bereits aufgeborenen Anstrengungen und Opfer ihn zurückgehalten, von dem begonnenen Werke abzustehen.“ Dieser geschichtliche Wahrheitsmuth ist der Grund, weshalb das betrogene katholische Volk so viele — „Idealbilder“ ultramontaner Größen besitzt.

Moltke.

Zum hundertsten Geburtstag.

(26. Oktober.)

Von

Hans Delbrück.

Alle deutschen Stämme sehen heute den Ruhm Preußens als ihren eigenen Ruhm an. Die Nachkommen der Pommern, die mit den Schweden bei Fehrbellin besiegt worden sind, die Nachkommen der Reichstruppen, die bei Rossbach Reizhaus nahmen, die Rheinländer, die noch an der Katzbach, bei Dennewitz und Leipzig unter den französischen Fahnen gekochten, selbst die Sachsen und Süddeutschen, die 1866 mitbesiegt worden, und endlich sogar viele Oesterreicher, deren Niederlagen der Fußschemel der Größe Preußens geworden sind — sie Alle haben nicht nur kein Gefühl von Besiegtsein oder gar von Trauer und Rache im Busen, sondern sie fühlen sich als die Genossen, Brüder und Theilhaber des Siegers und des Sieges. Das macht: Preußen ist Deutschland geworden — nicht Deutschland im Sinne einer äußerlichen, mechanischen Einheit, aber im Sinne der Vertretung der nationalen Idee. Weder das Deutsche Reich ist identisch mit Preußen, noch weniger ist das Deutschthum identisch mit dem Deutschen Reich. Ein volles Viertel der Deutschen wohnt außerhalb des Reiches; das Reich aber und Preußen als der Kern des Reiches ist der politische Halt und der politische Stolz jedes Deutschen, und deshalb sieht jeder Deutsche in dem allmählichen Wachsen und Werden des Reiches die Geschichte seines Staatswesens, die Ruhmeserzählung, an der auch er persönlichen Theil hat. Nicht die eigenen menschlichen Ahnen bestimmen ihm die Geschichte, an der sein Herz hängt, sondern die Geschichte des Staates, dessen dienendes und tragendes Glied oder wenigstens Bundesfreund zu sein, ihm Freude und Pflicht ist.

Preußen ist es gewesen, das diesen Staat geschaffen hat und empfängt dafür mit Recht den deutschen Dank. Aber Preußen hat nicht bloß gegeben, sondern auch empfangen: nicht bloß die eigenen, sondern die Kräfte ganz Deutschlands haben Preußen groß gemacht. Denn ein Staat wird groß nicht allein durch die mechanischen Kräfte, welche ihm seine Volksmasse und der Regierungs-Organismus zur Verfügung stellen, sondern vor Allem durch die großen Männer, die den Geist wecken und diese Kräfte benutzen. Die großen Männer aber, die Preußen geschaffen haben, hat es nur zum geringeren Theil selbst gezeugt, die Mehrzahl haben ihm die anderen deutschen Stämme geliehen und geliefert, und da der Ruhm eines Volkes seine großen Persönlichkeiten sind, so ist auch aus diesem Grunde der Ruhm Preußens nicht bloß Preußens, sondern Deutschlands.

Sehen wir ab von den Generalen Friedrich's des Großen, wo neben Leopold von Dessau und Schwerin noch Andere als Nicht-geborene-Preußen zu nennen wären, so sind die Wiederhersteller des Staates, nach dem tiefen Fall Alle ohne Ausnahme, Stein, Hardenberg, Scharnhorst, Gneisenau und auch Blücher nicht geborene Unterthanen Friedrich Wilhelm's III. gewesen, und von den drei Generalen, denen in der Kriegsepoche Kaiser Wilhelm's der Preis wahrhaft genialer Heerführer zuerkannt wird, stammt nur Einer aus einer altpreußischen, brandenburgischen Familie, Blumenthal, die beiden Anderen aber, Moltke und Goeben, sind dem preußischen Dienst von anderen deutschen Stämmen erzogen worden. Erst indem die hohenzollerischen Könige neben ihren Winterfeldt und Zieten, Moltke und Bülow, Bismarck und Roon das politisch-kriegerische Ingenium des ganzen übrigen Deutschland ihrem Staate dienstbar machten, wurden sie fähig, von Mollwitz fort und fort zu marschiren bis nach Sedan, und in Versailles die verlorene uralte Kaiserkrone des deutschen Volkes zu erneuen. Auch darum haben nicht nur die altpreußischen Landschaften, sondern das ganze deutsche Volk hat das Recht, in dem preußischen Ruhme den eigenen Heldengesang erklingen zu hören.

Moltke stammte aus einem alten mecklenburgischen Adelsgeschlecht; seine Großmutter war französische Blutes, eine Hugenottin; sein Vater, einer von zehn Brüdern, war preußischer Leutnant und heirathete die Tochter eines reichen Lübecker Patriziers, Paaschen. Nach dem Wunsch des Schwiegervaters nahm der Leutnant den Abschied und wurde Landwirth. Mehrfach den Wohnort wechselnd,

lebte er auch kurze Zeit in Parchim, wo ein Bruder mecklenburgischer Offizier war; hier wurde Helmuth geboren, war also nur durch Zufall wie sein Geschlecht ein Mecklenburger. Die Jugend verlebte er theils in Lübeck, theils in Holstein auf dem Lande, vom 11. Jahr an aber in dem dänischen Kadettenkorps in Kopenhagen. Sein Vater hatte in den kriegerischen Zeitläuften sein Vermögen zugefetzt, der Großvater ebenfalls; so mußte die Familie Moltke sehen, die zahlreichen Kinder unterzubringen und der Vater nahm wieder Dienst bei seinem jetzigen Landesherrn, dem König von Dänemark, in dessen Armee er noch bis zum Generalleutnant avancirt ist.

Im Jahre 1822 stellte der dänische Leutnant von Moltke, nachdem er bereits drei Jahre, in Rendsburg garnisonirend, Offizier gewesen war, den Antrag, in preußische Dienste übernommen zu werden. Er hatte mit dem Vater eine Reise nach Berlin gemacht und dort zum ersten Mal preußische Soldaten gesehen. Eine Schwester des Vaters war mit dem Geheimrath Ballhorn in Berlin verheirathet und erzog einen jüngeren Bruder Helmuth's bei sich. Ueber das Motiv seines Uebertritts hat unser Held sich niemals geäußert. Von nationalen Regungen kann natürlich nicht die Rede sein; mit den Kreisen, in denen die nationale Idee damals geboren war und gepflegt wurde, hatte der junge Moltke nie irgend eine Berührung gehabt, und die deutschen Offiziere der schleswig-holsteinischen Regimenter des Königs von Dänemark fühlten sich, so weit der nationale Unterschied überhaupt empfunden wurde, ganz ebenso deutsch wie die Preußen. Das Motiv des Leutnants von Moltke, den preußischen Dienst zu suchen, wird kein anderes gewesen sein, als das, welches einst Blücher, Scharnhorst, Gneisenau und so viele andere tüchtige Männer zu demselben Entschluß bestimmte: der Ruhm und die Größe der preußischen Armee, die einem hohen Ehrgeiz Aussicht gewährte und dem geheimen inneren Bewußtsein mächtiger Thatkraft und höchsten Könnens die Möglichkeit der Bethätigung bot.

Winnen kürzester Zeit zeigte sich, daß man auch in jener trüben Zeit in der preußischen Armee das Talent zu würdigen verstand. Nur anderthalb Jahr war der Leutnant von Moltke bei seinem Regiment (Nr. 8) in Frankfurt a. O., da wurde er zur Kriegs-Akademie einberufen und nachdem er dort drei Jahre studirt und wieder wenige Monate Kompagnie-Dienst gethan, erhielt er die Leitung der Jahrmichs-Schule seiner Division, und wieder nach einem Jahre,

28 Jahre alt, kam er erst in das topographische Bureau und dann in den Generalstab selbst, dem er von da an dauernd angehörte, bis er im Jahre 1857 an seine Spitze gestellt wurde.

Es war eine der ersten Regierungshandlungen des Prinzen von Preußen, nachdem er die Regentschaft übernommen, diese Ernennung: hat er damit schon den zukünftigen Heerführer seiner Kriege designiren wollen? Das war keineswegs der Sinn dieser Ernennung, und es ist ein besonderes Stück Geschichte, wie Moltke eigentlich der preußisch-deutsche Feldherr geworden ist.

Der Große Generalstab war, wie die kommandirenden Generale der Armee-Corps, eine selbständige Behörde und stand nicht unter dem Kriegsministerium, sondern direkt unter dem König. Der Chef hatte das Recht des unmittelbaren Vortrages. Aber von diesem Recht Gebrauch zu machen, war so wenig Gelegenheit, daß es fast vergessen war. Während die kommandirenden Generale Generale der Infanterie oder Kavallerie waren und Generalleutnants nur durch Vorwegnahme in jene Stellung kamen, war die Stellung des Generalstabschefs nur als Generalleutnantsposten dotirt, und Moltke war erst seit einem Jahr Generalmajor, als er mit der Geschäftsführung beauftragt wurde. Während ein kommandirender General gegen 1000 Offiziere unter sich hat, hatte Moltke bei seinem Eintritt deren nur 64 unter sich. Diese Offiziere beschäftigten sich zum größten Theil mit Landesaufnahmen, Kartenzeichnen, Forschungen über Kriegsgeschichte, theoretischen Studien der verschiedenen Kriegsschauplätze und jedes Jahr einmal mit einer praktischen Uebungsreise. Daß in den Freiheitskriegen nicht der Feldmarschall Blücher, sondern sein Generalstabschef der eigentliche Führer des Schlesiſchen Heeres gewesen sei, wußte man wohl, und König Wilhelm war eine innerlich viel zu bescheidene Natur, um nicht, falls er selber noch einmal das Feld-Kommando führen sollte, dabei von vornherein einen maßgebenden Rathgeber an seiner Seite zu denken, aber der Grundsatz, daß dies gerade der Chef des Großen Generalstabes im Frieden sein müsse, existirte noch nicht, diese Frage wurde noch gar nicht aufgeworfen. Der Generalstab wurde so zu sagen als ein gelehrtes und technisches Bureau, als eine hohe theoretische Schule aber keineswegs etwa als das Hirn des Heerkörpers angesehen. Als der Prinz-Regent eine Kommission von Generalen berief, um die Reorganisation der Armee zu begutachten, war der Chef des Generalstabes nicht dabei. Als im Jahre 1864 der erste Krieg ausbrach, wurde nicht Moltke,

meine damit den Nicht-Katholiken und besonders den nicht zum rheinischen und westfälischen Adel gehörigen Nicht-Katholiken — ein schwer verständlicher. Aber ein psychologischer Ausgleich besteht.

Oesterreich und das österreichische Kaiserhaus hat, als Träger der alten deutschen Kaiserwürde, für den deutschen Katholiken eine geschichtliche — ultramontan-geschichtliche — Gloriole. Steht der Katholik, wie es bei den Mitgliedern des katholischen Adels der Fall ist, durch Familientraditionen mit dieser für ihn theuern und ehrwürdigen Vergangenheit Habsburgs in gewissermaßen persönlicher Beziehung, so wird diese Gloriole obendrein ein Stück Herzenssache. Ich weiß das aus eigener Erfahrung. Von Jugend auf war ich ein begeisterter Preuße, aber so lange ich im Banne der ultramontanen Geschichtsfälschung lebte, hatte der österreichische Doppelaar und der Name Habsburg auch für mein katholisches Gemüth etwas Magisch-Mystisches. Ein schmerzlicher Zwiespalt erwuchs allerdings aus der starken Liebe für Preußen und aus der unklaren Schwärmerei für Oesterreich, aber dieser Zwiespalt fand seinen Ausgleich in dem sehnächtigen Wunsche und in der heiß durchglühten Hoffnung das Hohenzollernhaus möchte katholisch werden und dann mit Habsburg vereint die Europa-Herrschaft der katholischen Kirche begründen. Genau dasselbe traf bei Ketteler zu. Also mit seiner Preußenfeindlichkeit ist es nichts.

Ketteler war ein leidenschaftlicher Kämpfer für die Rechte der Kirche auch auf dem Gebiete der Schule; aber solch ein Kampf ist noch lange nicht gleichbedeutend mit Ultramontanismus. Ultramontan wird dieser Kampf erst, wenn er die absolute Herrschaft, die weltlich-politische Herrschaft der Kirche über Staat und Schule anstrebt, und davon war Ketteler weit entfernt.

Seine Stellung als „streitbarer Bischof“ — das war sein epitheton ornans — läßt sich richtig verstehen nur aus der Tiefe seines gläubigen und durchaus überirdisch gerichteten Herzens. Ich habe Blicke in dies ideal-religiöse Gedanken- und Gemüthsreich Ketteler's thun dürfen. Ihm war die Kirche die Heilsanstalt für die Menschenseele, nichts Anderes; ihm war der kirchliche Organismus, die kirchliche Hierarchie nur Mittel zu diesem Zweck. Papst, Bischöfe, Priester waren nach Kettelers Anschauung nur Seelenhirten, Diener Gottes, Vermittler und Auspender göttlicher, überirdischer Gnaden. Die „Zwei-Schwerter-Theorie“ eines Bonifaz VIII war für Ketteler eine Verirrung. Ketteler's religiöse Stellung gleicht vielfach der des ultramontanerseiteis schändlich ver-

leumdeten Reinhold Baumstark: glühender, schwämerisch religiöser Katholizismus, und gerade deshalb ausgesprochene Gegnerschaft gegen allen irdisch-politischen Mißbrauch dieser heißgeliebten Religion.

Von diesem Standpunkte aus ist Ketteler's gesammte öffentliche Thätigkeit für die katholische Kirche, ist besonders sein Wirken als Reichstagsabgeordneter zu beurtheilen. Daß er in der katholischen Kirche, von deren Göttlichkeit er durchdrungen war, das Ideal seiner religiösen Impulse erblickte, kann kein vernünftiger Mensch ihm verübeln; daß er diesem Ideal freien Einfluß auf die Menschenseelen verschaffen wollte, ist selbstverständlich. In all diesem liegt nur religiöse Innerlichkeit, Begeisterung für die Ausbreitung des Gottesreiches; es liegt in ihm nichts Ultramontanes.

Sehr bezeichnend in dieser Beziehung sind die Worte, mit denen er sein Verhältniß zum Centrum bezeichnete: „Ich bin weder direkt noch indirekt, weder schriftlich noch mündlich bei der ursprünglichen Bildung und dem ursprünglichen Programm der Centrumsfraktion zu Rathe gezogen worden. Ich habe mich ihr lediglich später angeschlossen, da ich als Reichstagsmitglied nach Berlin kam.“ Kühn bis an's Herz hinan!

Und wie steht es um Ketteler's Stellung zu den Jesuiten? Er hat sie nie gekannt, und deshalb hat er sie vertheidigt.

Als 13jähriges Kind wurde Ketteler in die Jesuitenanstalt zu Brieg in der Schweiz geschickt; vier Jahre verblieb er dort. Dort wurde bei ihm in der unbefangenen Hochachtung für den einzelnen Jesuiten, der Grund gelegt für die Werthschätzung des Ordens; ahnungslos übertrug der Knabe auf das System, was er Gutes und Tüchtiges beim Individuum sah. Auch Ketteler wuchs in einer Atmosphäre — sein Elternhaus, seine Heimath — auf, die, ungetrübt durch Sachkenntniß, mit Bewunderung geschwängert war vor dem Jesuitenorden, „dem Ideale christlicher Vollkommenheit.“ Da ist es nicht zu verwundern, daß er die Unkenntniß seiner Jugend auch im Alter behielt. Eines aber wird bei seinem Auftreten für die Jesuiten übersehen. In all seinen Worten, mündlichen wie schriftlichen, zur Vertheidigung des Ordens, nie ein Ton warmer, herzlicher Liebe, nur pflichtschuldig — pflichtschuldig, weil der Jesuitenorden von der Kirche anerkannt ist — Anerkennung, Eintreten für seine Verdienste um die katholische Sache, und besonders Abwehr ungerechter gegen die Jesuiten erhobener Anschuldigungen. Und hier, in diesem letzten Punkt, sehe ich den Hauptbeweggrund für Ketteler's Eintreten für die Jesuiten.

Die Ungerechtigkeit, wo immer er sie traf, ließ ihn auffahren wie einen Löwen. Wenn doch die Gegner des Jesuitismus einsehen, wie sehr sie durch ungerechte Angriffe — es giebt der gerechten überreichlich genug — sich schaden und ihm nützen!*)

Im Uebrigen waren Ketteler als Bischof die Jesuiten, so sehr er sie vertheidigte, zweifellos unangenehm geworden in seiner Diözese. Es ging ihm, wie es allen deutschen Bischöfen gegangen ist: innerlich wünschten sie die Jesuiten dorthin, wo der Pfeffer wächst. Denn wo der Jesuitenorden sich niederläßt, wächst kein Gras mehr für den Weltklerus und auch nicht für den betreffenden Bischof.

Dazu kam bei Ketteler noch ein besonderes Moment. Eine geradere, wahrheitsliebendere Natur als ihn, gab es nicht; das versteckte, diplomatische Wesen des Jesuitismus erfüllte ihn instinktiv mit Abneigung. Manche scharfe Auseinandersetzung mit dem langjährigen Obern der Mainzer Jesuiten-niederlassung, dem P. von Doß, war Ausdruck dieser instinktiven Abneigung. Als ich schon im Jahre 1869, kaum 17 Jahre alt, dem Jesuitenorden mich anschließen wollte und Ketteler von dieser Absicht Mittheilung machte, war er es, der mir abrieth. Damals folgte ich seiner

*) Ein Wort auch über meine publicistische Vertheidigung des Jesuitenordens. Sie ist geschrieben worden und erschienen im Jahre 1890 (nicht wie von der Verlagsbandlung — wohl nach einem buchhändlerischen Brauch — aufgedruckt ist 1891). Nur wer nichts von jesuitischem Gehoriam, nichts auch von psychologischen Kämpfen und Klingen versteht, kann mir diese Schrift, zwei Jahre vor meinem Bruche mit dem Orden, zum Vorwurf machen. Ich wurde von meinem damaligen Obern, dem Provinzial der „deutschen“ Erdenprovinz, J. Rathgeb, im Gehoriam verpflichtet, diese Schrift zu verfassen. In mehreren Unterredungen habe ich meine Gegenvorstellungen gemacht und gebeten, von mir abzuleben: ich habe, um die Last von mir abzuwälzen, Andere vorgeschlagen, so den bekannten Jesuiten von Hammerstem. Die eigentlichen Gründe meiner Weigerung, den innern Widerstreit zum Orden, konnte ich nicht geltend machen, theils weil ich selbst über meine letzten Entschlüsse — zwei Jahre vor meinem Bruche mit dem Orden! — noch nicht im Klaren war; theils weil eine offene Ansprache mich in die schlimmste äußere Lage gebracht und meine weitere Fremdenung wohl unmöglich gemacht hätte. Der Obere beharrte auf seinem Willen, daß ich die Vertheidigung schreiben sollte. Als es kein Ausweichen für mich mehr gab, da faßte ich, mit aller Energie, deren ich fähig war, die schwere Aufgabe auf als ein mögliches Mittel, des Sturmes gegen den Orden in mir Herr zu werden. Ich schrieb die Vertheidigung des Jesuitenordens, indem ich, Alles bei Seite stellend, den Orden in dem Licht sah und schilderte, in welchem ich ihn, als ich mich in idealer Begeisterung ihm anbot, empf. gesehen hatte: ich verachtete, die Auffassung von ihm wieder zu gewinnen, in der er mir als das Ideal der Christlichkeit erschienen war. Wenn nie in seinem Innern Abgründe sich aufgethan, wenn nie eine Welt in Trümmern verankert, der hat bei Anderen leicht reden von Zukunftsenergie. Seine Wässer kennen keine Stürme und deshalb auch keine verzweifelten Rettungsverläufe.

Abmahnung — wäre ich ihr nur dauernd gefolgt —; aber noch heute erinnere ich mich des merkwürdigen Eindruckes, den es auf mich machte, daß ein Bischof den Eintritt in den Jesuitenorden widerrieth.

Ketteler war ein vornehmer Mann. Ich denke dabei selbstverständlich nicht an die Vornehmheit seiner Geburt, obwohl er auch das, was man aristokratische Vornehmheit nennt, in hohem Grade besaß. Nein, ich meine die höhere Vornehmheit des Geistes und des Herzens. Das Ueble, das Gemeine kannte er nicht, oder wenn es auch in ihm sich regte, es kam nicht auf. Lauter wie Krystall war sein Herz, und dabei von einer Großsinnigkeit, die ihres Gleichen suchte. Der Grundzug seines edeln Wesens war die Wahrhaftigkeit. Sie prägt sich plastisch aus in einer geradezu wundervollen Aeußerung, die er am 22. Dezember 1869 in einer Privataudienz Pius IX. gegenüber that. Erst sein Tod, seine hinterlassenen Papiere haben diese Aeußerung an's Licht gebracht: „Ich habe ihm (dem Papst) gesagt, daß ich ihn als sichtbaren Stellvertreter dessen ehre, der von sich gesagt hat: ego veritas, und daß ich es deshalb für meine höchste Pflicht ansehe, ihm gegenüber wahr zu sein. Die Wahrheit kann man nur durch Wahrheit ehren.“ Freilich für den, an den er diese großartigen Worte richtete, waren sie eine vollständig unverständliche Sprache.

Ketteler hat viele Gegner gehabt, keiner ist ihm gerecht geworden. Nicht so sehr, weil keiner seinen ideal-christlichen Standpunkt verstand, sondern weil keiner sich in die Vornehmheit seines inneren Wesens hineinversetzen konnte. Das ist ja überhaupt ein verhängnißvoller, weitverbreiteter Fehler der antikatholischen Polemik. Sie wird dem Gegner vielfach nicht gerecht; sie läßt außer Acht, daß im katholischen Christenthum hoher Edelsinn und tiefe Frömmigkeit sich finden; daß unter das Joch des Ultramontanismus Heroen gottinniger Frömmigkeit gespannt sind.

Welch ein Herz besaß doch Ketteler! Fest wie Eisen und zärtlich wie das einer Mutter! Welch eine Liebe zu den Menschen, auch zu seinen Gegnern! Niemals habe ich ihn ein verlegendes, liebeloses Urtheil über Andere fällen hören. Sein Vertrauen in die Menschen war unbegrenzt, weil seine eigene Geradheit und Gutheit uferlos waren.

Es war die Liebe zu den Menschen, aber die christliche, die selbstverleugnende, die werthtätige Liebe, die Ketteler zum sozialen Bischof machte. Seine soziale Thätigkeit war nicht wie die des

heutigen Ultramontanismus ein Produkt der Kirchlichkeit, auf Kirchlichkeit wieder abzielend, sondern sie war ganz und gar ein Produkt der Menschlichkeit, Menschlichkeit wieder anstrebbend. Das *Misereor super turbam*, es erbarmet mich des Volkes, jenes großherzige Wort des größten sozialen Führers, Christi, war auch das Leitmotiv des Mainzer Bischofs. Gewiß waren seine sozialen Reformbestrebungen getragen von katholischem Geiste, aber es war der ausschließlich religiös-ethische Geist des Katholizismus. Ketteler wollte die sozial Nothleidenden um ihrer selbst Willen auf eine höhere Stufe der Menschlichkeit heben, und diese Hebung war ihm wirkliches und ausschließliches Ziel. Damit steht er scharf geschieden von dem sozialen Wirken des Ultramontanismus, dem die Hebung der arbeitenden Klassen nur Mittel ist, um in den Gehobenen geschultere, leistungsfähigere Truppen zur Erreichung seiner eigenen Ziele zu gewinnen. Deshalb finden wir auch bei Ketteler, im Unterschiede und Gegensatz zum heutigen Sozial-Ultramontanismus, jene allumfassende Liebe und Fürsorge. Er griff nach rechts und nach links, jeder Bundesgenosse, bei dem er ein Herz für die Arbeiter voraussetzte, war ihm recht; religiöse oder gar konfessionelle Engherzigkeit, die in der Behandlung der sozialen Frage Alles verdirbt, kannte er nicht. Ein Brief, wie Ketteler ihn im Jahre 1866 an drei katholische Arbeiter richtete, die sich bei ihm beklagt hatten über die Verweigerung der Sakramente wegen ihrer Zugehörigkeit zum „Lassalle'schen Arbeiterverein“, ist ein Schlag ins Gesicht für den heutigen Zentrums-Sozialismus. Er war es schon damals, denn der Pfarrer, über dessen Unduldbarkeit die Arbeiter Beschwerde führten, erhob ein wahres Jammergeschrei über die freiheitliche bischöfliche Antwort. Mit Freuden war Ketteler bereit, trotz seiner Bischofsgewandung, sich neben Marx, Lassalle, Schulze-Delitsch u. s. w. zu stellen, um mit diesen „ungläubigen“ Männern Hand in Hand und Schulter an Schulter der sozialen Noth zu steuern.

Alles Wirken eines Menschen erklärt sich aus seiner Persönlichkeit, aus seinem Wesen. Gewiß sind Persönlichkeit und Wesen beeinflusbar und thatsächlich beeinflusst durch äußere Verhältnisse: Stand, Erziehung, Umgebung, aber durch alles Angeborene und Auerzogene hindurch wird sich doch die innerste Eigenart von Persönlichkeit und Wesen geltend machen, und je mehr und stärker, je ausgeprägter die Individualität ist. Ketteler war eine starke Persönlichkeit und das Wesen seiner Persönlichkeit war Weitherzig-

feit und Selbstlosigkeit. Diese Beiden bestimmen sein ganzes Wirken. Es waren das natürliche Veranlagungen, die zur Geltung sich gebracht hätten, ob Ketteler als Jude, Heide oder Mohammedaner zur Welt gekommen wäre. Er war ins Christenthum hinein geboren, und damit erhielten seine natürlichen Eigenschaften christliches Gepräge. Die vollendetste Religion diente ihm dazu, den Reichtum, den Edelsinn seiner Natur vollendet auszugestalten und auf die höchste sittliche Stufe zu heben. Ketteler's natürliche Weitherzigkeit und Selbstlosigkeit wurden durch sein Christenthum geradezu ideal geläutert und verklärt. Man mußte sein tägliches Leben kennen, um von der Höhe und Tiefe und Weite seines Herzens, von der Größe und Losgeschältheit seiner Selbstlosigkeit eine Ahnung zu erhalten. Er war der Jünger seines Meisters, Paulus und Johannes in einer Person.

Herrlicher Mann! Unbezwingbare Wehmuth erfaßt mich, wenn ich dein gedenke. Dankbarkeit quillt auf, wenn ich deiner Gutthaten mich erinnere. Lebtest du noch, deine christliche Liebe und dein weitherziger Sinn hätten über alle Fernen und Weiten hinweg die Brücke geschlagen zu mir. Du ständest wenigstens nicht auf der Seite des Hasses.

Deiner gesegneten Erinnerung weihe ich diese Zeilen.*)

*) Doch ich sollte ja das Pfüß'sche Buch besprechen, das Lebensbild Ketteler's. Es ist ein armseliges Nachwerk; das wohlwollendste Urtheil lautet: rudis indigestaque moles in schlechtem Stile zusammengeschrieben. Der Untertitel des Buches: „Eine geschichtliche Darstellung“ ist ein Hohn auf seinen Inhalt. Neger als Pfüß es selbst thut, kann ein Anderer ihn nicht an den Pranger stellen. Er schreibt nämlich in der Vorrede: „Hätte der Verfasser auf Grund seines Materials sich in der Zwangslage gesehen, jenes Idealbild (Ketteler's) in dem Geiste so vieler der treuesten und besten Katholiken verdunkeln zu müssen, so hätten keine bereits aufgeborenen Anstrengungen und Opfer ihn zurückgehalten, von dem begonnenen Werke abzuziehen.“ Dieser geschichtliche Wahrheitsmuth ist der Grund, weshalb das betrogene katholische Volk so viele — „Idealbilder“ ultramontaner Größen besitzt.

Moltke.

Zum hundertsten Geburtstag.

(26. Oktober.)

Von

Hans Delbrück.

Alle deutschen Stämme sehen heute den Ruhm Preußens als ihren eigenen Ruhm an. Die Nachkommen der Pommeren, die mit den Schweden bei Sehrbellin besiegt worden sind, die Nachkommen der Reichstruppen, die bei Roszbach Keißhaus nahmen, die Rheinländer, die noch an der Nagbach, bei Dennowitz und Leipzig unter den französischen Fahnen gefochten, selbst die Sachsen und Süddeutschen, die 1866 mitbesiegt worden, und endlich sogar viele Oesterreicher, deren Niederlagen der Fußstempel der Größe Preußens geworden sind — sie Alle haben nicht nur kein Gefühl von Besiegtheit oder gar von Trauer und Rache im Busen, sondern sie fühlen sich als die Genossen, Brüder und Theilhaber des Siegers und des Sieges. Das macht: Preußen ist Deutschland geworden — nicht Deutschland im Sinne einer äußerlichen, mechanischen Einheit, aber im Sinne der Vertretung der nationalen Idee. Weder das Deutsche Reich ist identisch mit Preußen, noch weniger ist das Deutschthum identisch mit dem Deutschen Reich. Ein volles Viertel der Deutschen wohnt außerhalb des Reiches; das Reich aber und Preußen als der Kern des Reiches ist der politische Halt und der politische Stolz jedes Deutschen, und deshalb sieht jeder Deutsche in dem allmählichen Wachsen und Werden des Reiches die Geschichte seines Staatswesens, die Ruhmeserzählung, an der auch er persönlichen Theil hat. Nicht die eigenen menschlichen Abnen bestimmen ihm die Geschichte, an der sein Herz hängt, sondern die Geschichte des Staates, dessen dienendes und tragendes Glied oder wenigstens Bundesfreund zu sein, ihm Freude und Pflicht ist.

Preußen ist es gewesen, das diesen Staat geschaffen hat und empfängt dafür mit Recht den deutschen Dank. Aber Preußen hat nicht bloß gegeben, sondern auch empfangen: nicht bloß die eigenen, sondern die Kräfte ganz Deutschlands haben Preußen groß gemacht. Denn ein Staat wird groß nicht allein durch die mechanischen Kräfte, welche ihm seine Volksmasse und der Regierungs-Organismus zur Verfügung stellen, sondern vor Allem durch die großen Männer, die den Geist wecken und diese Kräfte benutzen. Die großen Männer aber, die Preußen geschaffen haben, hat es nur zum geringeren Theil selbst gezeugt, die Mehrzahl haben ihm die anderen deutschen Stämme geliehen und geliefert, und da der Ruhm eines Volkes seine großen Persönlichkeiten sind, so ist auch aus diesem Grunde der Ruhm Preußens nicht bloß Preußens, sondern Deutschlands.

Sehen wir ab von den Generalen Friedrich's des Großen, wo neben Leopold von Dessau und Schwerin noch Andere als Nicht-geborene-Preußen zu nennen wären, so sind die Wiederhersteller des Staates, nach dem tiefen Fall Alle ohne Ausnahme, Stein, Hardenberg, Scharnhorst, Gneisenau und auch Blücher nicht geborene Unterthanen Friedrich Wilhelm's III. gewesen, und von den drei Generalen, denen in der Kriegsepoche Kaiser Wilhelm's der Preis wahrhaft genialer Heerführer zuerkannt wird, stammt nur Einer aus einer altpreußischen, brandenburgischen Familie, Blumenthal, die beiden Anderen aber, Moltke und Goeben, sind dem preußischen Dienst von anderen deutschen Stämmen erzogen worden. Erst indem die hohenzollerischen Könige neben ihren Winterfeldt und Bieten, York und Bülow, Bismarck und Roon das politisch-kriegerische Ingenium des ganzen übrigen Deutschland ihrem Staate dienstbar machten, wurden sie fähig, von Mollwitz fort und fort zu marschiren bis nach Sedan, und in Versailles die verlorene uralte Kaiserkrone des deutschen Volkes zu erneuen. Auch darum haben nicht nur die altpreußischen Landschaften, sondern das ganze deutsche Volk hat das Recht, in dem preußischen Ruhme den eigenen Heldengesang erklingen zu hören.

Moltke stammte aus einem alten mecklenburgischen Adelsgeschlecht; seine Großmutter war französische Blutes, eine Hugenottin; sein Vater, einer von zehn Brüdern, war preußischer Leutnant und heirathete die Tochter eines reichen Lübecker Patriziers, Paaschen. Nach dem Wunsch des Schwiegervaters nahm der Leutnant den Abschied und wurde Landwirth. Mehrfach den Wohnort wechselnd,

lebte er auch kurze Zeit in Parchim, wo ein Bruder mecklenburgischer Offizier war; hier wurde Helmuth geboren, war also nur durch Zufall wie sein Geschlecht ein Mecklenburger. Die Jugend verlebte er theils in Lübeck, theils in Holstein auf dem Lande, vom 11. Jahr an aber in dem dänischen Kadettenkorps in Kopenhagen. Sein Vater hatte in den kriegerischen Zeitläuften sein Vermögen zusehnd, der Großvater ebenfalls; so mußte die Familie Moltke sehen, die zahlreichen Kinder unterzubringen und der Vater nahm wieder Dienst bei seinem jetzigen Landesherrn, dem König von Dänemark, in dessen Armee er noch bis zum Generalleutnant avancirt ist.

Im Jahre 1822 stellte der dänische Leutnant von Moltke, nachdem er bereits drei Jahre, in Rendsburg garnisonirend, Offizier gewesen war, den Antrag, in preussische Dienste übernommen zu werden. Er hatte mit dem Vater eine Reise nach Berlin gemacht und dort zum ersten Mal preussische Soldaten gesehen. Eine Schwester des Vaters war mit dem Geheimrath Ballhorn in Berlin verheirathet und erzog einen jüngeren Bruder Helmuth's bei sich. Ueber das Motiv seines Uebertritts hat unser Held sich niemals geäußert. Von nationalen Regungen kann natürlich nicht die Rede sein; mit den Kreisen, in denen die nationale Idee damals geboren war und gepflegt wurde, hatte der junge Moltke nie irgend eine Berührung gehabt, und die deutschen Offiziere der schleswig-holsteinischen Regimenter des Königs von Dänemark fühlten sich, so weit der nationale Unterschied überhaupt empfunden wurde, ganz ebenso deutsch wie die Preußen. Das Motiv des Leutnants von Moltke, den preussischen Dienst zu suchen, wird kein anderes gewesen sein, als das, welches einst Blücher, Scharnhorst, Gneisenau und so viele andere tüchtige Männer zu demselben Entschluß bestimmte: der Ruhm und die Größe der preussischen Armee, die einem hohen Ehrgeiz Aussicht gewährte und dem geheimen inneren Bewußtsein mächtiger Thatkraft und höchsten Mönmens die Möglichkeit der Bethätigung bot.

Winnen kürzester Zeit zeigte sich, daß man auch in jener trüben Zeit in der preussischen Armee das Talent zu würdigen verstand. Nur anderthalb Jahr war der Leutnant von Moltke bei seinem Regiment (Nr. 8) in Frankfurt a. O., da wurde er zur Kriegs-Akademie einberufen und nachdem er dort drei Jahre studirt und wieder wenige Monate Kompagnie-Dienst gethan, erhielt er die Leitung der Jahrichs-Schule seiner Division, und wieder nach einem Jahre,

28 Jahre alt, kam er erst in das topographische Bureau und dann in den Generalstab selbst, dem er von da an dauernd angehörte, bis er im Jahre 1857 an seine Spitze gestellt wurde.

Es war eine der ersten Regierungshandlungen des Prinzen von Preußen, nachdem er die Regentenschaft übernommen, diese Ernennung: hat er damit schon den zukünftigen Heerführer seiner Kriege designiren wollen? Das war keineswegs der Sinn dieser Ernennung, und es ist ein besonderes Stück Geschichte, wie Moltke eigentlich der preußisch-deutsche Feldherr geworden ist.

Der Große Generalstab war, wie die kommandirenden Generale der Armee-Corps, eine selbständige Behörde und stand nicht unter dem Kriegsministerium, sondern direkt unter dem König. Der Chef hatte das Recht des unmittelbaren Vortrages. Aber von diesem Recht Gebrauch zu machen, war so wenig Gelegenheit, daß es fast vergessen war. Während die kommandirenden Generale Generale der Infanterie oder Kavallerie waren und Generalleutnants nur durch Vorwegnahme in jene Stellung kamen, war die Stellung des Generalstabschefs nur als Generalleutnantsposten dotirt, und Moltke war erst seit einem Jahr Generalmajor, als er mit der Geschäftsführung beauftragt wurde. Während ein kommandirender General gegen 1000 Offiziere unter sich hat, hatte Moltke bei seinem Eintritt deren nur 64 unter sich. Diese Offiziere beschäftigten sich zum größten Theil mit Landesaufnahmen, Kartenzeichnen, Forschungen über Kriegsgeschichte, theoretischen Studien der verschiedenen Kriegsschauplätze und jedes Jahr einmal mit einer praktischen Uebungsreise. Daß in den Freiheitskriegen nicht der Feldmarschall Blücher, sondern sein Generalstabschef der eigentliche Führer des Schlesiſchen Heeres gewesen sei, wußte man wohl, und König Wilhelm war eine innerlich viel zu bescheidene Natur, um nicht, falls er selber noch einmal das Feld-Kommando führen sollte, dabei von vornherein einen maßgebenden Rathgeber an seiner Seite zu denken, aber der Grundsatz, daß dies gerade der Chef des Großen Generalstabes im Frieden sein müsse, existirte noch nicht, diese Frage wurde noch gar nicht aufgeworfen. Der Generalstab wurde so zu sagen als ein gelehrtes und technisches Bureau, als eine hohe theoretische Schule aber keineswegs etwa als das Hirn des Heerkörpers angesehen. Als der Prinz-Regent eine Kommission von Generalen berief, um die Reorganisation der Armee zu begutachten, war der Chef des Generalstabes nicht dabei. Als im Jahre 1864 der erste Krieg ausbrach, wurde nicht Moltke,

sondern Vogel von Falkenstein dem Feldmarschall Wrangel als Stabschef beigegeben und Moltke soll darüber recht unglücklich gewesen sein; erst in der zweiten Periode des dänischen Krieges wurde er hingeschickt. Er war auch nicht etwa der Vertrauensmann des Königs in Berlin, sondern diese Stellung hatte der Kriegsminister. Das Kriegsministerium war es, das den Kommandirenden im Felde die strategische Instruktion gab, und nicht einmal der Minister selbst, sondern einer seiner Abtheilungsdirigenten schrieb an den Chef des Generalstabes und ersuchte ihn, auch seinerseits ein Gutachten einzureichen, wie der Feldzug zu führen sei. Als Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Hauptquartier und Berlin auftauchten, fragte Moos schriftlich bei dem König an, ob er auch Moltke davon unterrichten dürfte, und der König schrieb an den Prinzen Friedrich Karl: „weder ich noch Moos denken daran, Hofkriegsrath spielen zu wollen“ — den Chef des Generalstabes erwähnt er gar nicht. Ja, noch am 25. März 1866, als die Mobilmachung beschlossen wurde, schrieb der Chef des Militär-Kabinetts an den Kriegsminister, er sei „vielleicht damit einverstanden, daß es sich empfehlen möchte, den Generalleutnant von Moltke schon jetzt öfter zu den Besprechungen bei Sr. Majestät heranzuziehen, wenn es sich um Dinge handelt, die in das Ressort des Generalstabes gehören.“ Lange Zeit blieb es auch jetzt noch unklar, ob eigentlich das Kriegsministerium oder der Generalstab die leitende Behörde sei. Gegen Moltke's Meinung wurden schon im Mai die preussischen Truppen aus Obereschlesien herausgezogen, wurde der Abmarsch des Garde-Corps um vier Tage verschoben, wurde endlich, sogar ohne sein Wissen, das 8. Armee-Corps am Rhein gelassen, und diese letzte Anordnung hätte für den ganzen Feldzug tödtlich werden können, wenn nicht Moltke noch nachträglich seinen Willen durchgesetzt hätte. Erst am 2. Juni 1866 wurde angeordnet, daß die Befehle des Königs über die operativen Bewegungen der Armee durch den Chef des Generalstabes an die Kommandobehörden gehen sollten: bis dahin waren sie von diesem nur entworfen, aber durch das Kriegsministerium ausgefertigt und den Truppen zugestellt worden. In der Armee drang die neue Vorstellung von der Funktion des Generalstabes naturgemäß erst während des Krieges selbst allmählich durch. Vogel von Falkenstein hielt es nicht für nöthig, den Befehlen Moltke's nachzukommen, und noch während der Schlacht bei Königgrätz, als Moltke einen vom Prinzen Friedrich Karl verfrüht an-

gesetzten Angriff der Brandenburger inhibiren ließ, antwortete der General von Manstein dem Offizier, der ihm den Befehl brachte und erläuterte: „Das ist Alles sehr richtig, wer aber ist der General Moltke?“

Nach dem Angeführten wird es klar sein, daß Moltke nicht schon im Jahre 1857 in dem Sinne, den wir heute damit verbinden, an die Spitze des Generalstabes gestellt worden ist. Der Generalstab erschien damals als eine Art akademisches Institut, an dessen Spitze man den gelehrtesten General stellte. Daß gerade die Wahl auf Moltke fiel, hatte noch seine besondere Bewandniß. Er, der ja keinerlei ererbte Familien- oder sonstige persönliche Beziehungen in Preußen hatte, war zuerst in den Gesichtskreis des Hofes getreten dadurch, daß er im Jahre 1840 in den Stab des IV. Armee-Corps kam, das der Prinz Karl kommandirte. Dann hatte man ihn im Jahre 1845 dem alten Prinzen Heinrich, der als Sonderling in Rom lebte, als Adjutanten beigegeben, zweifellos ebensowohl in Berücksichtigung seiner gelehrten Neigungen, von denen seine herrlichen Briefe über seinen Aufenthalt in der Türkei (1835—39) und seine dortigen topographischen Aufnahmen Zeugniß ablegten, wie seines vornehmen, klugen und taktvollen Wesens, worüber sein kommandirender General berichtet haben wird. Nach dem Tode des Prinzen Heinrich war er wieder Generalstabsoffizier geworden und wurde als Oberst von Friedrich Wilhelm IV. 1855 zum ersten Adjutanten des Prinzen Friedrich Wilhelm (Kaiser Friedrich) ernannt. Wieder war es die Lieblingskunst unseres Helden, die Topographie, die ihm diesen Weg hatte bahnen helfen. Er hatte den Aufenthalt in Rom zu einer mit gelehrten Quellenstudien verbundenen Aufnahme der Umgebung der ewigen Stadt benutzt und durch die Vermittlung Alexander von Humboldt's war die Aufmerksamkeit des geistvollen Königs auf diese Arbeit gelenkt worden. Die neue Adjutantenstellung aber war sehr delikater Natur. Der König hatte sie befohlen, der Prinz von Preußen aber wollte sie nicht. Er war nicht gegen die Person Moltke's, sondern gegen die Stellung als solche und hatte sich sogar „mit großer Gereiztheit“ dagegen geäußert. Die erste Berührung Moltke's mit seinem zukünftigen Kriegsherrn war eine peinliche.

Weshalb der König gegen den ausgesprochenen Willen des Vaters die Stellung schuf, ist nicht völlig klar. Es ist möglich, daß politische Motive dabei im Spiel waren. Es ist die Zeit

schärfster Spannung zwischen den königlichen Brüdern. Der Oberst von Moltke lehnte es zwar ab, mit der „Kreuz-Zeitung“ zu gehen*), die damals, während des Krim-Krieges, ganz im russischen Fahrwasser segelte, aber er markirte auch**), daß er sich nicht zu der Gruppe rechne, die damals um den Prinzen von Preußen war und zu der u. A. auch sein treuer Gefährte und Duzbruder aus der Türkei, der Oberstleutnant von Vincke gehörte. Prinz Friedrich Wilhelm sollte damals in die Provinzen gehen, eine Reise nach Preußen machen, dann in Breslau residiren und ein Regiment führen; es war auch nicht mehr weit bis zu seiner Verlobung. Wohl möglich, daß der König ihm für diese Zeit einen älteren, streng konservativ gesinnten Mentor an die Seite stellen wollte, während der Prinz von Preußen darin eine unerwünschte Bevormundung sah. Die Auswahl der Persönlichkeit hat nun die Differenz schnell ausgeglichen. Nichts lag Moltke ferner, als sich oder seine Ansichten irgendwie aufdrängen zu wollen. Am kronprinzlichen Hofe ist mir erzählt worden, er habe die Reise in den Osten mit seinem Prinzen in tiefem Schweigen zurückgelegt. Der zweite Adjutant, Hauptmann von Heinz, ein Jugendfreund und Vertrauter des Prinzen, dem Moltke durch seine Ernennung nunmehr vorgesetzt war, forderte ihn einmal auf, mehr mit dem Prinzen zu sprechen: „Er kam mich ja fragen“, war die Antwort. Nach einem halben Jahre konnte Moltke seinem Freunde, dem Obersten Fischer, berichten***), er habe Grund, anzunehmen, daß weder der Prinz von Preußen noch die Prinzess gegenwärtig etwas gegen ihn einzuwenden hätten. Es wird ihm dabei auch zu Statten gekommen sein, daß nicht weniger als drei seiner nächsten Freunde, seine Genossen aus der Türkei, Vincke, der den Prinzen von Preußen 1848 auf der Flucht begleitet hatte, Fischer, der drei Jahre lang der militärische Begleiter des Prinzen Friedrich Wilhelm auf der Universität gewesen war, und Laue, Flügel-Adjutant, das Ohr des hohen Herrn hatten. Nichtsdestoweniger, die Stellung, die Moltke inne hatte, blieb eine dem Prinzen von Preußen oktroirte, und es sind Spuren vorhanden, daß, als er Regent geworden, ihn von dem Adjutanten-Posten entband und an die Spitze des Generalstabes stellte — wunderbare Ironie der Geschichte — das ebensowohl eine Wegversehung wie eine Be-

*) Brief an seine Frau vom 4. Juni 1855. (Gef. Schriften VI, 208.)

**) Gespräch mit Th. v. Bernhardt 1. April 1857. Aus dem Leben Th. v. Bernhardt's II, 345.

***) Gef. Schriften V, 153. 4. Nov. 1855.



förderung war. In den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's finden wir die Eintragung: „Fräulein Elisabeth von Küster bei uns — will über Moltke und seine Ernennung zum Chef des Generalstabes orientirt sein. Man sei — sagt sie — in Schlesien nicht zufrieden mit ihm, er sei nicht liebenswürdig gewesen und habe den Prinzen auf manche schlesischen Verhältnisse nicht aufmerksam gemacht (d. h. man ist unzufrieden mit dem Prinzen! Die Kreuzzeitungspartei ist betroffen, daß es ihr nicht gelungen ist, den Prinzen ganz einzufangen, und sie spricht ihr Mißvergnügen in Beschwerden über seine Umgebung aus — wie immer.)“ So weit Bernhardi. Wie schade, daß er die Erzählung des Fräuleins nicht genauer aufgezeichnet hat, — aber wer konnte ahnen, welche weltgeschichtliche Bedeutung diese Ernennung haben würde! Wichtig ist, daß sie dem Prinzen von Preußen von der reaktionären Partei am Hofe, den bisherigen Machthabern bereits entgegengebracht wurde. Schon am 7. Oktober, dem Todestage des Generals von Reyher, 14 Tage ehe die Regentschaft proklamirt wurde, schrieb der General-Adjutant von Gerlach in sein Tagebuch: „Wieder eine wichtige Stelle zu besetzen. Der beste ist Moltke“, und der Chef des Militär-Kabinetts, der den Regenten dabei berathen hat und ebenfalls jener Richtung angehörte, Edwin von Manteuffel, hat sich immer etwas darauf zu Gute gethan, Moltke an die Spitze des Generalstabes gebracht zu haben. Daß dabei jenes von Bernhardi geargwöhnte politische Motiv mitgespielt hat, wird ein müßiger Verdacht sein; wohl aber ist möglich, daß umgekehrt der Regent so schnell, und gern auf den ihm gemachten Vorschlag einging, weil die gegen seinen Willen geschaffene Stellung des ersten Adjutanten bei dem Prinzen Friedrich Wilhelm damit in Wegfall kam, denn in der Ernennungs-Urkunde Moltke's*) finden wir die merkwürdige Wendung: „Sie haben hierin einen besonderen Beweis meines in Sie gesetzten Vertrauens zu erblicken“ — Du lieber Gott: wenn heute der Kaiser einen General zum Chef des Großen Generalstabes macht, braucht er ihm nicht noch besonders zu versichern, daß das ein Beweis des Vertrauens sein solle. Der wohlwollende Prinz-Regent aber hat damals Moltke wirklich versichern wollen, daß seine Entfernung von der Person des Thronfolgers kein Zeichen des Mißtrauens gegen ihn selbst sein solle, und, mag das auch bloß zu vermuthen, nicht aber eigentlich zu

*) Wej. Schriften I, 263.

beweisen sein, jedenfalls leuchtet der ganze Unterschied zwischen der damaligen Einschätzung der Funktion des Chefs des Generalstabes und der heutigen aus dieser Wendung hervor, und es ist von Wichtigkeit, sich diesen Unterschied nach allen seinen Dimensionen klar zu machen, weil erst hieraus die Frage sich ergibt: wie ist Moltke eigentlich Chef des Generalstabes, nämlich im heutigen Sinne geworden. Wir haben gesehen, daß er es bis zum Jahre 1866, ja bis zum Ausbruch des Krieges selbst noch nicht war.

Moltke wird dem König allmählich, sowohl bei der Leitung der Manöver, wie durch die Erwägungen bei dem Dänischen Kriege nähergekommen sein. 1865 (14. März) schrieb Manteuffel an Roon: „Zu General Moltke hat der König Vertrauen als Chef des Generalstabes, und im Innersten denkt der König doch noch die Armee in einem Kriege zu kommandiren und ist in seinem Gedankengange da an Moltke gewöhnt.“ Trotzdem war es, wie wir sahen, noch weit bis zu der Stellung, wie sie Moltke für richtig hielt und wie er sie in dem 1861/62 geschriebenen Buch „Der italienische Feldzug von 1859“ selber charakterisirt hat. Hier wird verlangt, daß dem Kommandirenden im Felde durchaus nur eine Meinung von einer Person vorgetragen werde. „Möge auch das Ungerathene nicht jedesmal das unbedingt Beste sein — sofern nur folgerecht und beständig in derselben Richtung gehandelt wird, kann die Sache immer noch einer gedeihlichen Entwicklung zugeführt werden. Man umgebe aber den Feldherrn mit einer Anzahl von einander unabhängigen Männern — je mehr, je vornehmer, je geschickter, um so schlimmer — er höre bald den Rath des einen, bald des andern; er führe eine an sich zweckmäßige Maßregel bis zu einem gewissen Punkte, eine noch zweckmäßigere in einer andern Richtung aus, erkenne dann die durchaus berechtigten Einwürfe eines dritten an und die Abhilfsvorschläge eines vierten, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß er mit vielleicht lauter wohlmotivirten Maßregeln seinen Feldzug verlieren würde.“ Noch im Frühjahr des Jahres 1866, in den Vorbereitungen des Krieges, war es in der Umgebung König Wilhelm's nicht viel anders, als Moltke es hier abschreckend geschildert hat. Endlich aber drang er durch. Man darf das nicht so erklären, daß König Wilhelm mit richtigem Instinkt in ihm nunmehr den rechten Mann erkannt gehabt hätte. Schon im Frieden zu erkennen, daß ein General als Kriegsführer qualifizirt sei, ist unendlich schwer; auch das Urtheil, die allgemeine Meinung innerhalb des höheren Offizierkorps

selbst ist darüber öfter sehr in die Irre gegangen und durch die Praxis nachher sowohl nach der einen wie nach der andern Seite widerlegt worden, und König Wilhelm persönlich war durchaus nicht etwa ein hervorragender Menschenkenner, der mit Sicherheit stets den richtigen Mann an den richtigen Platz gestellt hätte. Auch Bismarck hat er sich nicht eigentlich gewählt, sondern sich erst zu ihm entschlossen, als ihm schlechterdings nichts Anderes übrig blieb, als er vor der Abdankung stand und Moos ihm sagte, noch sei in Herrn von Bismarck ein Mann da, der fähig und bereit sei, die Krone zu retten. Auch unter den kommandirenden Generalen, die er ernannt hat, sind erstaunlich viele minderwerthige gewesen. Wäre im Frühjahr 1866 noch die ganz freie Wahl an ihn herangetreten, wen er zum Stabschef machen sollte, so würde sie schwerlich auf Moltke gefallen sein, denn diesem fehlte eine Bedingung, die mit Recht schon damals so wie jetzt als ganz wesentlich angesehen wurde: er hatte niemals selbst eine Truppe kommandirt. Wären nicht die ganz besonderen Umstände gewesen und hätte man nicht seine praktischen Dienste in der Türkei als Kompensation annehmen können — so hätte man ihn schwerlich auch nur im Frieden, 1857, zum Chef des Generalstabes gemacht, denn der Wechsel zwischen der Praxis der Truppenführung und der Bureau-Arbeit des Generalstabes galt als das pädagogische Grundgesetz der höheren Offiziers-Ausbildung. Moltke aber hat nie weder eine Kompagnie, noch ein Bataillon, noch ein Regiment, noch eine Brigade, noch Division, noch Korps geführt. Man sieht, gemessen am lebendigen Menschen wird auch der schönste und berechtigtste Grundsatz zu nichts. Als ein gelehrter Offizier von ungewöhnlich tüchtigen persönlichen Eigenschaften war Moltke trotz jenes Mancos Generalstabeschef im Frieden geworden. Er war als solcher dem König näher getreten, diesem hatte seine ruhige, klare und sichere Art zugesagt — nun aber kam noch ein eigenthümliches Moment hinzu, das zuletzt vielleicht das wichtigste gewesen sein dürfte. Das moderne Kriegswesen bringt es mit sich, daß der Aufmarsch der Armee im Kriegsbeginn fast die wichtigste strategische Handlung des ganzen Krieges ist. Wichtig ist die Art und der Ort der Versammlung der Armee für den Krieg natürlich zu allen Zeiten gewesen, aber je größer die Armeen geworden, je leistungsfähiger die Mittel des Verkehrs, je schneller in Folge dessen der Verlauf der Kriegshandlung, das Abbrennen des Kriegsfeuers — desto wichtiger jener erste Ansat. Fehler, die im Aufmarsch ge-

macht werden, sind im Verlauf des ganzen Krieges kaum mehr zu corrigiren, hat einmal Moltke selber gesagt. Man kann auch umgekehrt sagen: der Aufmarsch bestimmt die erste große Aktion und dadurch mittelbar den ganzen weiteren Verlauf des Krieges. Diesen ersten Aufmarsch vorzubereiten und zu dirigiren, gilt heute für eine der erheblichsten Funktionen des Generalstabes, und der Chef des Generalstabes im Frieden, dem diese Aufgabe zufällt, ist daher auch der gegebene Chef im Kriege selbst. Diese untrennbare Einheit von Frieden und Krieg hat erst der Krieg von 1866 zur vollen Evidenz gebracht: in ihr ist es gegeben, daß damals so zu sagen die Frage gar nicht aufgeworfen werden konnte, wer Stabschef sein sollte: es konnte gar kein Anderer sein, als der bisherige Chef im Frieden. Dieses „konnte nicht“ ist natürlich nicht absolut zu nehmen, sondern psychologisch; in Oesterreich ist damals thatsächlich ein neuer „Chef der Operationskanzlei“ ernannt worden. In Preußen aber wuchs Moltke, auf diesem Wege, in seine neue Stellung hinein. Anfänglich, wie wir gesehen haben, wurden seine Ideen zuweilen auch durch andere, namentlich des Kriegsministers, durchkreuzt. Sobald aber einmal die Befehlsertheilung an die Truppen unmittelbar durch sein Bureau ging (2. Juni 1866), hatte er auch die Leitung fest und sicher in der Hand. Eine der hervorragendsten Regenten-Eigenschaften und Regenten-Tugenden Kaiser Wilhelm's kam jetzt zur Geltung: seine Achtung vor dem Begriff des Amtes und sein Grundsatz, die Ressort-Verhältnisse einzuhalten. Dieser Grundsatz ist zuweilen auch weniger qualifizirten Personen zu Hilfe gekommen. Aber im letzten Ergebnis macht die Selbstbescheidung, die in ihm liegt, verbunden mit dem Takt und der Würde, die dem König eigen waren, recht eigentlich den Charakter und die Größe seines Königthums aus und sie ist für die glückliche Durchführung der beiden großen Kriege schlechthin entscheidend gewesen: sobald die Dinge einmal soweit gediehen waren, daß die Kompetenz des Generalstabes sich klar und deutlich aus den militärisch-politischen Vorbereitungen heraus hob und abgrenzte, hat Moltke auch ohne Störung durch andere Rathgeber die militärische Leitung in der Hand behalten.

Auch der größte Menschenkenner hätte damals nicht mit Sicherheit sagen dürfen, daß Preußen in dem General von Moltke einen wahren und genialen Strategen besäße. Er war 65 Jahre alt, hatte niemals kommandirt, und da man weder den türkisch-egyptischen Krieg, noch die kurze Zeit, wo er an dem kleinen dänischen Krieg aktiv theilnahm, für ganz voll rechnen kann, sehr

wenig Kriegserfahrung. Sein Gegner aber, der Feldzeugmeister Benedek genoß, und zwar mit Recht, den Ruf eines im Feuer der Praxis glänzend bewährten Generals. Als gelehrter Offizier war Moltke in die Stellung eines Generalstabschefs im Frieden hineingekommen und allmählich, mehr durch die Macht der Gewohnheit und durch den Zug und Zusammenhang der Dinge als durch eine bewußte Wahl in die Stellung des Stabschefs im Felde hineingewachsen. Daß er ein Mann von einem außerordentlich klaren und zugleich ruhigen Urtheil war, mußte Jeder erkennen, der mit ihm zu thun hatte; — aber sind für einen Strategen nicht noch viele andere Eigenschaften nöthig, und konnten Studien und Manöverleitungen die wirkliche Kriegserfahrung ersetzen?

Die vorherrschende Auffassung in der allgemeinen Meinung ist wohl, daß in der That der „Schlachtendenker“, der Theoretiker Moltke den Praktiker Benedek besiegt habe, daß Moltke eine durchgebildete Verstandesnatur gewesen sei, ein mathematischer Kopf, der mit unfehlbarer Berechnung alle Verhältnisse von weither richtig werthete und deshalb immer dem König die richtigen Anordnungen vorschlug. Ohne Zweifel enthält diese Auffassung ein Stück Wahrheit, aber bei Weitem nicht die ganze Wahrheit, und diese fehlenden Züge dem Bilde einzufügen, muß die Aufgabe jedes Versuchs einer Charakteristik des alten Helden sein.

Der Krieg ist nicht bloß Berechnung des Berechenbaren wie das Schachspiel, sondern vor Allem Beherrschung des Nichtberechenbaren durch die Kräfte des Willens und des Gemüthes, und gerade darin zeigt sich Moltke als der große Theoretiker, daß er dieses irrationale Element der Strategie nicht durch irgend welche Klügelei doch noch rational zu machen sucht, sondern es von vornherein in seine Berechnung aufnimmt und die angeborene Kraft des Willens, es zu überwinden, stählt durch die wissenschaftlich gefestete Erkenntniß, daß es so sein müsse, daß der Krieg der Tummelplatz des Zufalls ist, daß aber das Glück dem Kühnen hold und der Kühnere deshalb die bessere Chance hat als der Vorsichtige. Hier schlägt das „Schlachten-Denken“ und Berechnen in das gerade Gegentheil um: der Feldherr muß, um zu gewinnen, auch wagen. Das ist die Summe der Lehren Clausewitz', die dieser aus dem Wesen des Krieges wie aus der Kriegsgeschichte ableitete. Er war Direktor der Kriegs-Akademie, als der Leutnant von Moltke dort studierte; eine persönliche Beziehung hat jedoch nicht bestanden, da Clausewitz nicht selber unterrichtete und die Kriegsschüler auch von seiner persönlichen

Bedeutung keine Ahnung hatten. Erst die nach seinem Tode (1831) erschienenen Werke haben ihn offenbart, und in allen Schriften Moltke's ebenso wie in seinen Thaten spürt man den Clausewitz'schen Geist. Clausewitz, als Jünger und Freund Scharnhorst's und Gneisenau's stellt also die geistige Verbindung zwischen den beiden großen Kriegsepochen des neueren Preußens dar. Indem er ihn studirte, ist Moltke von allen großen Feldherren der Weltgeschichte der am meisten theoretisch Vor- und Durchgebildete geworden. Auch daß er erst in so hohem Alter zur That kam, hat natürlich dazu beigetragen, der weisen Erwägung mehr Raum zu geben, als den Impulsen des Temperaments — aber seine Größe besteht doch wie bei allen Anderen in der Vereinigung des scharfen, umfassenden Verstandes mit dem Muth, die großen Entschlüsse zu fassen, und der Festigkeit, sie unter allen verwirrenden und beängstigenden Eindrücken der neuen, unerwarteten, wahren und falschen Meldungen, der Zwischenfälle und Frictionen durchzuhalten. Sehen wir bei anderen Feldherren eine ungeheurere Leidenschaft, die sie das Schicksal herausfordern und über alle Hindernisse hinweggehen läßt — wie auch etwa bei Bismarck — so ist Moltke's Stärke die unerschütterliche Ruhe, die den Eindruck erweckt, als ob dieser Mann nichts als sublimirter Intellekt sei, im tiefstem Grunde jedoch die angeborene und durch den Verstand nur weitergeformte Kraft des Charakters ist.

Die größte strategische Leistung Moltke's bleibt immer gleich die erste große Probe, auf die er gestellt wurde, die Einleitung des Feldzuges von 1866. Das erkennt man schon daran, daß gerade diese Aktion von Anfang an und noch immer Kritiker findet, die sie nicht gelten lassen wollen: sie war so schwierig, daß sie selbst hinterher nicht leicht zu würdigen ist. Die Schlacht bei Königgrätz selber und alle die großen Thaten des französischen Krieges sind in ihren Grundlinien so viel einfacher, daß man sie leicht verstehen und einschätzen kann. Ein charakteristisches Wort aus dem vielgelesenen Buche von Friedjung über den Krieg von 1866 mag das erläutern. Hier (II, 13) werden Diejenigen zurückgewiesen, die in der ursprünglichen Aufstellung des preussischen Heeres an den Grenzen Sachsens und Böhmens das Werk unübertrefflicher strategischer Weisheit sehen; sie sei nur eine leidige Nothwendigkeit gewesen, und der daraus sich ergebende Vormarsch mit getrennten Armeen „die verständig angeordnete und energisch durchgeführte Abhülfe einer un günstigen aber nothwendigen Situation.“ Jede einzelne dieser Wendungen ist vollständig

richtig, der letzte Satz stammt sogar von Moltke selbst, und das Ganze doch zum Wenigsten in der Stimmung und im Ton das gerade Gegentheil des Richtigen. Was ist denn die höchste strategische Weisheit Anderes, als Abhülfe zu schaffen aus einer leidigen Situation? Ist die Situation von vornherein einfach und günstig, so gehört um so weniger strategische Weisheit dazu, aus ihr weiter zu kommen. Die strategische Situation des Aufmarsches zum Kriege von 1866 war aber — übrigens für beide Theile — vielleicht die komplizirteste, die die Welt-Kriegsgeschichte bisher erlebt hat. Sie wäre umgekehrt für Preußen außerordentlich einfach gewesen unter einer einzigen Bedingung — wenn nämlich König Wilhelm den Krieg gewollt hätte. Dann hätte er eines Tages die Mobilmachung befohlen und hätte mit seiner ganzen Armee in Mähren oder Böhmen gestanden, ohne bis dahin irgend welchen Widerstand besorgen zu müssen. Denn Preußen war durch seinen kleineren Umfang, seine straffere Organisation und sein entwickeltes Eisenbahnnetz Oesterreich in der Schnelligkeit des Aufmarsches so sehr überlegen, daß dieses nirgends seine Grenze hätte vertheidigen können. Nun aber wollte König Wilhelm den Krieg nicht und wurde erst ganz allmählich in ihn hineingezogen. Erst wurden einige Vorbereitungen getroffen, dann wurden fünf Armee-corps mobil gemacht, dann noch zwei, dann die beiden letzten. Die Folge war, daß Preußen nicht nur den Vorsprung im Aufmarsch verlor, sondern sich sogar darauf gefaßt machen mußte, die eigenen Lande und die Hauptstadt gegen einen Angriff zu decken. Das ergab bei der Ineinanderchiebung der österreichischen und preußischen Lande, dem Vorspringen von Schlesien hier, Böhmen da, und dazu der Bundesgenossen unzählige Möglichkeiten. Die Oesterreicher konnten von Mähren aus in Schlesien einfallen oder von Böhmen aus; sie konnten durch Sachsen auf dem rechten Elb-Ufer auf Berlin operiren; sie konnten sich auf dem linken mit den Bayern vereinigen wollen. Dazu standen Oesterreicher in Holstein und konnten sich mit den Hannoveranern zusammenthun. Die österreichische Haupt-Armee konnte aber auch wieder von der Offensive absehen und im eigenen Lande, sei es hier, sei es da, in Böhmen oder in Mähren eine Aufstellung zur Vertheidigung nehmen. Alle diese Möglichkeiten mußte Moltke berücksichtigen und dabei auch noch an die Franzosen denken. Endlich blieb Preußen doch noch die Initiative, und nun faßte Moltke den großen, entscheidenden Entschluß, den Entschluß des

weltgeschichtlichen Feldherrn, die preußischen Korps nicht erst an irgend einer Stelle rückwärts im eigenen Lande zu versammeln, sondern sie konzentrisch, zuletzt in zwei großen Gruppen aus der Lausitz und aus Schlesien nach Böhmen zu führen. Man wußte, daß die österreichische Hauptmacht dort noch nicht versammelt sei (sie war auf dem Marsch aus Mähren), und nahm an, daß die preußischen Gruppen jenseits der böhmischen Grenzgebirge schneller den Anschluß aneinander erreichen würden, als Benedek zur Stelle sein und eine von ihnen isolirt anfallen könne. War es aber so sicher, daß diese Annahme eintreffen würde? In der unmittelbarsten Nähe des Königs erhoben sich die Bedenken über die ungeheurere Gefahr, in die man sich mit dem getrennten Anmarsch begeben. Neben dem General von Manteuffel hatte in der Konfliktzeit ganz besonders das Ohr des Königs der Generaladjutant Gustav von Alvensleben, 1870 Kommandirender des IV. Armee-Korps. Manteuffel war jetzt fern, Alvensleben aber begleitete den König 1866, und dieser einflußreiche Mann schrieb hintereinander an Moltke (19., 20. und 22. Juni) drei Briefe*), in denen er warnte und warnte. Es stehe zu viel auf dem Spiel, um nicht sicher gehen zu sollen. Die Versammlung jenseits der Gebirgspässe könne nur der Feind wünschen. Er stehe nahe genug, um sich zwischen die beiden preußischen Armee-Gruppen zu drängen und sie getheilt zu schlagen. Er sei jeder einzelnen weit überlegen, da auch noch die Bayern dazustoßen würden. Ganz ebenso äußerte sich einer der Abtheilungschefs Moltkes, Oberst von Döring, der mit seinem Chef bisher durchaus übereingestimmt hatte, und fand für seine Auffassung die Zustimmung Poddielski's. Alvensleben wollte, daß man sich Zeit lasse, sich diesseits des Gebirges konzentriren, Dresden befestigen, weitere Rüstungen machen, erst Hannover und ganz Norddeutschland unterwerfen. Man verliere dadurch nichts und gewinne an Stärke und Rückhalt.

Es ist nicht bekannt, ob Moltke Alvenslebens Briefe beantwortet hat; wahrscheinlich hat er sie nicht beantwortet — denn was hätte er sagen sollen? Alvensleben hatte ja vollkommen

*) Lettow, Geschichte des Krieges von 1866. II, 117. Ein überaus werthvolles Buch, leider in der alterthümlichen, stillosen Art geschrieben, wie sie gerade in unserer besten Militär-Literatur eingebürgert ist und die Lektüre weiterer Kreise fast ausschließt. Man bedauert das um so mehr, wenn man an einzelnen Abschnitten immer wieder empfindet, daß der Verfasser durchaus der Mann ist, der nur den Entschluß zu fassen brauchte, um sich von dieser Mode zu emanzipiren und ein wirkliches historisches Kunsterzeugniß zu schaffen.

recht — vom Standpunkt des bloßen strategischen Rechners aus. Hier aber sehen wir, daß Moltke eben mehr als ein bloßer Operations-Mathematiker war. Seine an Clausewitz gebildete Theorie lehrte ihn, daß es prinzipiell falsch sei, im Kriege immer völlig sicher gehen zu wollen, und er hatte den Muth, nach dieser Theorie auch zu beschließen. Er vertraute, daß, selbst wenn die Oesterreicher schon in Böhmen auf der inneren Linie zwischen den preußischen Gruppen stehen sollten, doch jede dieser Gruppen stark genug sein werde, um wenigstens eine Zeit lang zu widerstehen; daß mittlerweile die andere Gruppe zur Stelle sein werde, und daß die Preußen dann gerade durch die Umfassung den anfänglichen strategischen Nachtheil in den entscheidenden taktischen Vortheil verkehren würden. Eben indem ich diese Zeilen schreibe, geht mir eine neue Schrift vom General von Schlichting „Moltke und Benedek“ zu*), in der mit vorzüglicher Klarheit dieser Gedanke durchgeführt und aller aus dem getrennten Vormarsch abgeleiteter Tadel gegen Moltke bis in die Einzelheiten als durchaus nichtig dargethan wird. Nichts zeigt den Moltke'schen Genius glänzender und großartiger, als daß er sich von vornherein des taktischen Vortheils, den ihm der getrennte Vormarsch bringen sollte, voll bewußt war und die strategische Gefahr deshalb kaltblütig auf sich nahm. Weiter legt Schlichting dar, daß mit Unrecht Moltke's Methode als die der Umklammerung bezeichnet werde: ob es eine solche wurde, hing ja nicht bloß von ihm, sondern ebenso sehr von dem Gegner ab, dem es freistand, dieselbe breite Front anzunehmen. Moltke's Operation wurde erst dadurch — am vollständigsten bei Sedan — zur Einkreisung, daß der Gegner sich mit kurzer Front in dichten Massen ihm gegenüberstellte. Weshalb zog Benedek das enge Zusammenhalten, die tiefe Aufstellung vor? Es ist zu betonen, daß es aus Vorsicht geschah. Der Feldherr sollte die Truppen in der Hand haben, es sollte jede Zersplitterung vermieden werden, zur Schlachtentscheidung Alles unmittelbar zur Verfügung stehen. Selbstverständlich ist nicht generell und ein für alle Mal die breite Aufstellung die kühnere, die tiefe die vorsichtiger. Es kommt auf die Zeit, Truppen und Waffen an. Aber im Jahre 1866 war es nicht bloß die bessere Einsicht, die die moderne Technik der Waffen, Wege und Telegraphen für die breite Front richtig werthete, sondern auch der strategische Muth,

*) Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 154 S.

der sich durch die anscheinende Gefahr, die daraus entsprang, nicht schrecken ließ, und der Lohn der Kühnheit blieb nicht aus: gerade durch dieses System des vorsichtigen Zusammenhaltens, nicht etwa durch einzelne Fehler oder Verjämnisse, hat Benedek den Feldzug verloren, und durch die Ueberlegenheit des Angriffes aus zwei Fronten hat Moltke ihn gewonnen. Ueberzeugend weist Schlichting nach, wie auch ich es immer aufgefaßt und dargestellt habe, daß selbst wenn Benedek den durch die Fehler einzelner preußischer Führer gebotenen günstigen Moment zu einem Angriff auf Steinmetz (28. Juni) voll ausgenützt hätte, er dennoch den Feldzug nicht gewonnen, sondern fast noch sicherer verloren haben würde. Diese Thatfache mögen wir heute gemüthsrühig feststellen. Die Erzählung darf aber darum nicht unterlassen, mit aller Kraft hervorzuheben, daß der Pfad, den Moltke einschlug, eine Stelle hatte, wo er hart an dem furchtbaren Abgrund der vollständigen Niederlage vorüberführte. Seine Berechnungen waren klar und richtig, aber die Ausführung hing nicht allein von ihm, sondern sehr wesentlich von den Unterführern ab, und von diesen versagten einige. Am meisten der Prinz Friedrich Karl, der ganz ähnlich wie Benedek aufs Mengistliche beflissen war, seine Streitkräfte stets eng zusammenzuhalten und in Folge dessen nicht vorwärts kam. Er traute sich mit seinen drei Armeekorps nicht vorzugehen, bis er auch noch die drei Divisionen Herwarth's an sich gezogen hatte, obgleich man wußte, daß er nur zwei, allerhöchstens drei Korps gegen sich habe. Er hat zu den 70 Kilometern von der Grenze bis Gitschin 7 Tage gebraucht, obgleich er lange nur einige Husaren-Schwadronen gegen sich hatte.*) Moltke hatte ihm geschrieben, daß er rasch vorgehen müsse, um den Kronprinzen zu entlasten, der nahe der österreichischen Hauptmacht über das Gebirge zu gehen hatte; er erwartete, daß er am 25. Juni bei Gitschin sein werde**). Der Prinz langte erst am 29. an, und auch da erst auf den direkten, wiederholten Befehl des Königs und Moltke's von Berlin aus. Wäre Friedrich Karl nur zwei Tage früher bei Gitschin gewesen, so hätte der Uebergang des Kronprinzen über das schlesische Gebirge (am 27.) sich leicht genug vollzogen. Nun ließ sich aber Friedrich Karl, statt die Annäherung zu suchen, durch die geschickten Manöver des Kronprinzen von Sachsen auch noch in der

*) Lettow II, 171, 178.

***) Lettow II, 103.

entgegengesetzten Richtung nach Münchengrätz fortziehen*), und endlich brachte die Kopflosigkeit eines der kommandirenden Generale des Kronprinzen selber, des Generals von Bonin, den ganzen Aufbau der Operation ins Schwanken. Bonin stand bei Trautenau mit gleichen Kräften, Korps gegen Korps, dem Feinde gegenüber; er war bereits aus dem Paß heraus und in Besitz der entscheidenden Höhen; ein großer Theil seiner Truppen hat garnicht gefochten; das Korps hatte überhaupt nicht mehr als 1339 Mann, der Feind aber 4787 Mann Verlust. Trotzdem ergriff, man kann es garnicht anders ausdrücken, Bonin die Flucht, und zwar gleich einen ganzen Tagemarsch weit, ohne an die übrige Armee zu denken, so daß der Kronprinz an dem folgenden, entscheidenden Tage mit dem Rücken unmittelbar an oder noch in den Pässen nur $2\frac{1}{4}$ Armee-Korps zur Verfügung hatte, und die österreichische Hauptmacht war ganz in der Nähe. Aber die Moltke'sche Strategie bestand nicht bloß aus Raum-, Zeit- und Zahl-Berechnungen, sondern zu ihren Elementen gehörte auch der Glaube, daß Preußen ebensowohl tapfere und entschlossene Generale wie Soldaten habe. Was die Einen versagten, thaten die Andern doppelt. Der von Blumenthal berathene Kronprinz hielt fest, und Steinmetz, der sich schon am Tage vorher bei Nachod herrlich bewährt hatte, ersocht in der schönsten Vereinigung von Heldentum und Besonnenheit den entscheidenden Sieg bei Skalitz. Mit diesem einen Schlage war Alles gewonnen. Während am Tage vorher noch die Entscheidung auf des Scheermessers Schneide stand, Preußen nur den einen Erfolg bei Nachod erlangt hatte, gleichzeitig aber Trautenau und Langensalza verloren und schon vorher die Italiener die große Schlacht bei Custozza, so war durch den Skalitzer Sieg strategisch der Feldzug bereits endgiltig für Preußen gewonnen, die Krisis vorüber. Moltke's Operationsidee hatte sich als so stark bewährt, daß sie selbst die stärksten Ausfälle in der Durchführung zu ertragen vermochte.

Nicht bloß Moltke's, des Kronprinzen, Blumenthal's und Steinmetz' müssen wir aber an dieser Stelle gedenken, sondern auch noch einmal das ganz entscheidende persönliche Verdienst des Königs hervorheben. Wir wissen nicht, ob die Stimmen der Vorsicht und der Besorgniß, als Moltke den getrennten Einmarsch in Böhmen vorschlug, auch sein Ohr

*) Eschschling, Moltke und Benedel S. 41.

bestürmt haben — aber so oder so: die drei Albenlebenschen Briefe sind mittelbar das denkbar schönste historische Zeugniß für den König. Mag er den General-Adjutanten erst gehört oder mag dieser von sich aus gar nicht an ihn damit herangetreten sein: unverbrüchlich stand eben der Grundsatz fest, daß nachdem er sich Moltke einmal als strategischen Rathgeber erwählt hatte und der Krieg erklärt war, kein anderer Rath sich zwischen sie drängen dürfe. Wer es glaubte, besser zu wissen, konnte sich an Moltke selber wenden und es mit ihm ausmachen.

Unter unsern Militärschriftstellern ist eine Diskussion darüber eröffnet worden, ob Moltke durchaus nach den Grundsätzen der napoleonischen Strategie gehandelt habe, oder ob die Methode, in der breiten Front oder gar aus zweifacher Front anzurücken und die Armee erst auf dem Schlachtfeld selber zu vereinigen, einen wesentlichen Unterschied zwischen ihm und Napoleon und einen prinzipiellen Fortschritt der Strategie bilde. Napoleon hat einmal gesagt (Schlichting S. 14): „Es ist ein feststehender Grundsatz, daß sich die Vereinigung von verschiedenen Heeresabtheilungen niemals am Feinde vollziehen soll!“ Aber dieser Grundsatz, so bestimmt Napoleon ihn ausspricht, ist doch für ihn nicht zur starren Regel, zur Schablone geworden. Er hat vorwiegend danach gehandelt, hat auch z. B. bei Austerlitz das Korps Davoust, das unmittelbar in die Flanke des Gegners hätte vorgehen können, lieber erst an sein Gros herangezogen. Aber die Fälle, wo er mit recht breiter Front vorging, oder aus ganz anderer Front anmarschirende Truppen in eine Schlacht eingreifen ließ, sind doch auch nicht so ganz selten, z. B. bei Bausen.*) Die Fortentwicklung, die die Strategie durch Moltke erfahren hat, beruht also nicht sowohl auf dem Erfaß eines Prinzips durch ein entgegengesetztes, sondern darauf, daß Moltke aus dem Ueberlieferten das für die neue Kriegsepoche Passende herausfand und zur Entwicklung brachte. Die beiden Prinzipien: Zusammenballen der Masse, um zu stoßen, oder Ausdehnen, um zu umklammern, sind so alt wie die Kriegskunst selbst. Aus guten Gründen zog Napoleon im Allgemeinen das Zusammenballen vor; Moltke hatte erkannt, daß die Abwandlung der Verhältnisse dem entgegengesetzten Prinzip zu

*) Ich stimme hierin im Wesentlichen dem Freiherrn von Frentag-Loringhofen zu in der Schrift „Die Heerführung Napoleon's und Moltke's“. (G. S. Mittler & Sohn 1897) 51 S. Gegen die einzelnen historischen Urtheile in dieser Schrift ist allerdings oft etwas einzuwenden, besonders in dem Abt. über 1-15.

stätten komme. Napoleon konnte noch hoffen, durch einen Gewaltstoß das feindliche Centrum zu durchbrechen; das ist heute und war schon 1866 durch die verbesserten Waffen sowohl der Infanterie als der Artillerie so gut wie unmöglich geworden. Napoleon wünschte die Truppen möglichst nah beisammen zu halten, um die Meldungen schnell genug zu empfangen und die Befehle schnell genug geben zu können; sonst war das Zusammenwirken nicht mehr verbürgt, Truppen auf einige Meilen Entfernung waren damals nicht mehr sicher in der Hand des Feldherrn. Das ist anders geworden durch die Erfindung des Telegraphen, zum Theil auch durch die Verbesserung der Wege und die vorzüglich genauen Karten in der Hand aller Führer. Der Befehls-Apparat des Feldherrn erstreckt sich dadurch über einen viel größeren Raum. Napoleon's Heere endlich waren um ein Bedeutendes kleiner als die der neuesten Kriegsepoche, so daß sie sich ohne gar zu große Schwierigkeit schnell aus der Tiefe entwickeln ließen, was bei den großen modernen Heeren nicht mehr möglich ist.

Macht man sich all die einzelnen Momente dieser Abwandlung klar, so ist man geneigt, wieder den scharfen Verstand des Denkers Moltke zu bewundern, der das bereits zu einer Zeit Alles erkannt hatte, wo die herrschende Theorie sich an den Haupttypus Napoleoniſcher Taktik haltend, durchaus noch dem Prinzip des Zusammenhaltens der Massen huldigte. Sehr schön führt der General von Schlichting aus, wie sehr es Benedek zur Entschuldigung gereiche, und dasſelbe darf man vom Prinzen Friedrich Karl ſagen, daß er mit ſeinem freilich fehlerhaften Verfahren doch ganz korrekt nach der herrschenden Lehre handelte. Umſo größer erſcheinen Moltke und, wie hinzuzufügen iſt, Blumenthal, der darin ganz ebenſo dachte und handelte, indem ſie ſich von dieſer Lehre emanzipirten. Wiederum aber erſcheint uns dieſe Emanzipation nicht bloß als eine That des Intellekts, ſondern der ſtarken, freien, in ſich ſelbſt ſichern, muthigen Perſönlichkeit.

* * *

Ich breche hier ab; es iſt nicht möglich, ein Leben voll ſo großer Thaten im Rahmen eines Aufſatzes zu verfolgen. Es kam mir hier darauf an, eine beſtimmte Grundlinie für die tieſere Auffaſſung dieſes ſo großen wie ehrwürdigen Mannes feſtzulegen.

Als ich an die Studien zu dieſem Aufſatz herantrat, geſah es zu einem etwas andern Zwecke. Es war mir nahe gelegt

worden, für den hundertsten Geburtstag des Feldmarschalls ein kurzes, volksthümlisches Lebensbild zu verfassen. Theils aus äußern, theils aber auch aus innern Gründen ist es nicht dazu gekommen. Wir besitzen bereits eine sehr lesenswerthe, schöne Biographie Moltke's von Max Jähns *), aus der auch für das Vorstehende viel Material entnommen ist. Aber das Wunderbare ist: eine Biographie des Feldmarschalls in dem eigentlichen, rechten Sinne des Wortes läßt sich in Wirklichkeit nicht schreiben. Man kann seine Lebensgeschichte erzählen, viele schöne und herrliche Stellen aus seinen Briefen und Schriften einflechten, die Kriege darstellen, die er geleitet hat, die Verehrung schildern, die er genossen, aber ein Wesentliches fehlt. Der Gegenstand der Biographie ist der Mensch in seinem inneren Widerspruch und daher seiner Entwicklung, seinem unausgesetzten Werden. Von einer solchen inneren Entwicklung Moltke's wissen wir nicht nur nichts, sondern man darf sagen, er hat eigentlich keine gehabt. Einer seiner Kameraden auf der Kriegsakademie aus dem Jahre 1823 hat über ihn, als er ein großer Mann geworden war, geschrieben: „Drei volle Jahre bin ich täglich mit ihm zusammen gekommen. Er sah damals ganz so aus wie später und war auch ungefähr derselbe. Nie habe ich einen Mann wieder getroffen, der zeitlebens sich so wenig geändert hat wie Moltke.“ Dies Urtheil wird durch die Briefe und Schriften des Feldmarschalls bestätigt. Das Material ist reichlich und geht ziemlich weit hinauf**), zahlreiche Briefe an die Mutter, Geschwister, Freunde und besonders die Braut und Frau, daneben schriftstellerische Produktionen verschiedener Art, eine Novelle aus der Jugend, philosophische Betrachtungen aus dem höchsten Alter. Natürlich erkennt man darin erst das Reifer-, dann das Aelter-Werden, aber keine inneren Kämpfe, keinen Sturm und Drang, keine differenzirten Epochen der Weltanschauung oder der Lebensführung. Auf allen Gebieten der gleiche und gleichmäßige, klare, mächtige, aber still dahinfluthende Strom. Auch religiös denkt er ernst, aber rationalistisch. Nichts ist interessanter, als ihn in seiner Denkweise nicht bloß mit Bismarck, sondern auch mit dem wackeren Waffenschmied Noon zu vergleichen. Noon ist unausgesetzt bis an das Ende seines Lebens

*) In der Sammlung „Geisteshelden“, Ernst Hofmann & Co., Berlin 1900. 4 Bändchen. 697 S. Uugeb. 7,20 Mk. In Leinew. geb. 9,60 Mk. Halbjr. 11,40 Mk.

**) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. 7 Bände. C. S. Mittler & Sohn, Berlin. Ferner „Moltke's militärische Werke“, ebenda.

im Ringen mit sich selbst und mit seiner Zeit; er ist religiös ein Mann der inbrünstigen Gläubigkeit und des Gebets. Roon ist aber auch nicht bloß Soldat, sondern auch Politiker, ein Kämpfer voll gewaltiger Leidenschaft, der doch wieder seine Leidenschaft durch den Verstand in Schranken hält. Ueber Moltke als Politiker müßte einmal eine eigene Studie geschrieben werden, seine Aeußerungen sind sehr zahlreich, sein Interesse lebhaft, nichtsdestoweniger käme man vielleicht zu dem Ergebnis, daß er im Grunde eine unpolitische Natur war. Seine Grundanlage ist eine künstlerische; auch der Krieg, den er führt, ist ihm wie ein Kunstwerk, das sich ihm von dem übrigen Weltendasein nahezu loslöst und für sich behandelt wird. Für alle andern großen Feldherren war der Krieg immer nur ein Mittel ihrer Politik. Moltke, nicht bloß nach seiner äußern Stellung, sondern auch nach seiner innern Natur, überließ die Verwerthung seiner Siege einem Andern: eine unschätzbare Gunst des Schicksals, denn wie hätte ein Generalstabschef, der auch Politiker hätte sein wollen, neben Bismarck Raum haben können? Erst die Selbstbescheidung auf diesem Gebiet, die ebenso sehr in seiner Natur lag, wie er sie sich auferlegte, machte die Größe, Sicherheit und Dauer seiner Stellung möglich. Auch hier sind wir wieder auf dem Punkt, daß er uns als der Mann der reinen Klugheit erscheint, der nie in Versuchung kommt, in innerem Drang die Grenzen seiner Kompetenz zu überschreiten, des angeborenen Verstandes, der sich wohl durch Lernen erweitert, aber nicht verändert.

So ist es, aber so ist es glücklicher Weise doch auch wieder nicht. Er ist der Mann der Weisheit, der Pflicht und der Selbstbescheidung. Wäre er aber nur das, so würde bei aller Achtung, die man solchen Tugenden zollt, uns die nähere Betrachtung den Helden bald zu einem unerträglichen Menschen machen: er würde uns als ein Musterknabe im Großen erscheinen. Aber die Gelassenheit seines Wesens ist keineswegs Philistosität, seine Vornehmheit etwas Anderes als Indolenz. Wir haben die kriegerische Entschlossenheit kennen gelernt, die hinter seinen strategischen Berechnungen steckte und die den wahrhaft werthvollen Kern seiner Weisheit ausmacht. Hier ist es, wo man den wahren Moltke suchen muß, wo man zwar keine Biographie, aber eine Charakter-Studie von höchstem Reichthum entwickeln kann.

Haftet die Betrachtung zunächst bei dem rein Intellektuellen, das bei der Erscheinung des Abgeklärten, Weisen, Leidenschaftslosen

am meisten in die Augen springt, so hat für die unmittelbare Anschauung und Empfindung seine Erscheinung doch noch Niemandem einen philiströsen Eindruck gemacht. Die Stärke der Persönlichkeit leuchtet allenthalben hindurch und prägt sich unmittelbar ein.

Als Topograph und Gelehrter hat er den Grund zu seiner Karriere gelegt; aber noch den Sechziger fragte man auf dem Manöver, weshalb er lauter wüthende Bestien reite. In seinen Briefen sieht er die Welt an mit den Augen eines Künstlers, sein Beruf aber ist, auf den Manövern Alles so zu ordnen, daß alle die tausend Räderchen der Maschine richtig ineinandergreifen, jeder Truppentheil und jeder Prinz an jedem Abend in die richtigen Quartiere kommt, seine Pferde findet und seine Verpflegung hat. Vierzig Jahre alt, als wettergebräunter Mann aus der Türkei und den Abenteuern des syrischen Feldzuges zurückkehrend, verlobte er sich mit einem schönen, ausgelassenen Kinde, der 15 jährigen Marie Burt, der Stieftochter seiner Schwester, und hat mit ihr in der glücklichsten Ehe gelebt. Ihr Leben lang blieb sie neckisch, zu lustigen Streichen aufgelegt, und eben darum dem verständigen, reservirten Eheherrn die rechte Ergänzung, weil er bei all' seiner Weisheit selber so recht von Grund des Herzens lachen konnte und sei es über eine Clown-Quadrille auf Papp-Pferden im Circus. Seine Briefe haben ihren Reiz nicht nur durch die Anschaulichkeit und Pracht ihrer Naturschilderungen, die Kunst, den Menschen und seine Geschichte auf dem Hintergrunde des Landschaftsbildes erscheinen zu lassen, sondern auch durch den frischen und fröhlichen Humor, der dozirende Gelehrsamkeit nicht aufkommen läßt. Durch diesen Humor, der die Formen des reinen Denkens zu milder Menschlichkeit auflöst, wird uns seine Persönlichkeit erst vollständig. So wenig wie bei andern Helden die kochende Leidenschaft, die sie uns zugleich groß erscheinen läßt und menschlich nahe bringt, darf man bei Moltke unterlassen, den Humor in seiner Charakterisirung hervorzuheben, ohne dessen warmes, goldenes Licht uns seine Ruhe als Kälte erscheinen würde.

Ehrst und klug, pflichtgetreu und fleißig, das sind die Ecksteine des Moltke'schen Charakters. Heldensinn aber ist der Untergrund und Schönheitsinn und Humor bauen die Zwischenmauern auf. So vereinen sich Weisheit und Kraft zu einem Bilde der Anmuth. Der Lenker des wilden Krieges steht vor uns als ein Mann, der keinen Feind hatte.

Die Erlösung des Judenthums.*)

Von

Benedictus Levita.

I.

Daß das Verhältniß des Judenthums zum Deutschthum ein unbefriedigendes ist, wird allseitig anerkannt. Es ist etwas Halbes, Grundfaßloses in ihm. Die politische Gleichberechtigung ist theoretisch anerkannt, thatsächlich nicht voll durchgeführt; die gesellschaftliche vielfach bestritten. Daß nur in dem völligen Zusammenschluß beider Stämme das Heil liegt, ist für den keine Frage, der Einigung für segensreicher hält als Spaltung. Nur so kann das Judenthum eine wirkliche Heimath in Deutschland gewinnen, nur so vor körperlicher und geistiger Entartung bewahrt werden. Daß aber das Deutschthum dabei nicht verlieren wird, das lehrt anstatt alles Anderen ein Blick auf jene süße und reife Frucht der Vermählung deutschen und jüdischen Geistes, die sich in dem Namen Felix Mendelssohn-Bartholdy verkörpert.

*) Anmerkung der Redaktion. Ich habe längere Zeit geschwankt, ob ich der nachstehenden Zuschrift Aufnahme in die „Preuß. Jahrb.“ gewähren könne. Es sind mehrfach Wendungen darin, die mit der Tradition unserer Zeitschrift nicht übereinstimmen oder Auffassungen, namentlich über das Dogma in den evangelischen Kirchen, denen ich direkt widersprechen müßte. Auch von einer Verschmelzung zweier Stämme kann für uns nicht die Rede sein: für uns gilt ein für allemal das Wort Treitschke's: „Die Juden sollen Deutsche werden schlechtweg“. Aber im Grunde ist das auch die Meinung des Einigers; gerade dadurch ist die Zuschrift so werthvoll und die ganze Darlegung ist psychologisch wie kulturell so interessant, die Stimmung, die sich darin kundgibt, ein so wichtiges und bedeutsames Symptom, die Zeichnung der Situation, wenn nicht in jeder Einzelheit, so doch in den Grundlinien so richtig und kräftig durchgeführt, daß nicht nur unsere Leser mit Interesse davon Kenntniß nehmen werden, sondern ich mich auch der Hoffnung hingeben darf, daß die „Preuß. Jahrb.“ sich durch die Veröffentlichung ein Verdienst erwerben. D.

Für diesen Zusammenschluß ist freilich zunächst nur ein Theil des Judenthums reif. Nicht reif ist die Schicht der Strenggläubigen, der auch die Masse des jüdischen Proletariats vorzugsweise angehört. In Körperbeschaffenheit, Sprache, Lebens- und Denkweise sich scharf von der christlichen und sogar auch von der übrigen jüdischen Bevölkerung abhebend, wünscht sie gar keine Verschmelzung, lebt sie, sich selbst genügend, in ihrer Welt dahin, ein fremder, übrigens ungefährlicher Stamm. Nicht völlig reif ist diejenige Schicht, die, wenn auch nicht strenggläubig, doch auf ihr Judenthum Werth legt, den Religionsunterschied für gleichgültig erklärt, den Stammesgegensatz übersieht und demgemäß das Vorliegen einer Judenfrage bestreitet. Reif dagegen, überreif sind diejenigen Schichten, die, religiös und national vom Judenthume losgelöst, in ihm nur eine schwere, unnütze Last sehen und Nichts wünschen als unterzusinken im Strome deutschen Volksthums. Zu ihnen gehöre ich und in ihrem Namen rede ich.

Unsere Sache hat in letzter Zeit Rückschritte gemacht. Am wenigsten noch die politische Gleichberechtigung. Aber doch hat man uns in Preußen die Offiziersstellen, die uns früher wenigstens im Beurlaubtenstande zugänglich waren, entzogen, so daß wir jetzt wohl Oberlandesgerichtsräthe, aber niemals Reserveleutnants werden können. Einige Kleinstaaten, wie Anhalt und Braunschweig, erklären, im offenen Widerspruch mit dem Reichsrecht, Staatsämter an Juden überhaupt nicht zu vergeben. Das sind Ungerechtigkeiten, die augenblicklich erbittern, die aber nicht dauern können. Wichtiger sind die Rückschritte in Sachen der gesellschaftlichen Gleichberechtigung. Der jüdische Student, der früher in Burschenschaften und Corps harmlos mitsang, zechte und paulte, sieht sich heute von fast sämtlichen studentischen Vereinigungen, selbst den wissenschaftlichen, ausgeschlossen und auf jüdische Studentenverbindungen angewiesen, die vor 25 Jahren eine unerhörte Erscheinung gewesen wären. Viele gefellige, Gesangs-, Turn-, Radfahrervereine des Mittelstandes, denen früher so etwas nie eingefallen wäre, lehnen Juden strikt ab. In den höheren Gesellschaftskreisen verbieten zwar Lebensart und Standesbewußtsein eine so scharffe Ablehnung von Standesgenossen, und es entwickelt sich zuweilen ein ungezwungener, freundlicher Verkehr. Aber oft, sehr oft wird auch hier die gesellschaftliche Gleichberechtigung nur widerwillig oder auch gar nicht anerkannt; besten Falles kommt man über die gewöhnlichen gesellschaftlichen Höflichkeiten nicht hinaus. Wer etwas

auf sich hält, setzt sich der Gefahr der Ablehnung nicht erst aus und bleibt lieber für sich. Indeß auch dies, wie es früher zum Theil anders war, wird sich wieder ändern. Was aber früher nicht anders war und was sich auch kaum ändern wird, ist dies, daß eheliche Verbindungen mit uns zu den gesellschaftlichen Unmöglichkeiten gehören. Selbst wo man uns bereitwilligst das *commercium* zugesteht, verweigert man uns doch hartnäckig das *connubium*. Selbst der Reichthum, der sonst alle Thüren öffnet, bleibt hier machtlos.

Dies Alles ändert sich plötzlich, wenn der Jude sich taufen läßt. Der Staat läßt selbst bei den höchsten Aemtern seine Bedenken fallen, die Gesellschaft öffnet bereitwillig ihre Pforten, die Ebenbürtigkeit zur Ehe wird anerkannt; das Anurren etlicher Antisemiten verhallt wirkungslos. Das Merkwürdige dabei ist, daß die kirchliche oder unkirchliche Gesinnung der Gesellschaft gar keine Rolle spielt. Auch wer alle Religion verspottet, würde nie seine Tochter einem Juden zur Frau geben, er würde auf der Taufe bestehen. Da nun die Taufe in solchen Fällen offenkundig aus andern als religiösen Gründen begehrt wird, so läßt sich die Sachlage dahin kennzeichnen: Um die volle Gleichberechtigung zu erlangen, muß sich der Jude erst als charakterloser Lump erwiesen haben.

Unsere Gesellschaft hegt und pflegt so manches ungerechte und thörichte Vorurtheil; aber ein solches Maß von Unsinn überstiege denn doch alle Grenzen. Die Erscheinung muß tiefere Gründe haben. Ist die Gesellschaft an sich bereit, Juden aufzunehmen, ist sie religiös gleichgültig, so ist das Verlangen der Taufe schlechthin unerklärlich. Wird es dennoch gestellt, so giebt es nur eine Erklärung: die Gesellschaft ist eben nicht religiös gleichgültig.

Die Religion ist eine viel größere Macht, als der Freigeist zugeben will; sie ist ein Stück nationalen Lebens. Der Deutsche ohne seinen Sonntag, sein Weihnachts-, Oster- und Pfingstfest kann nicht gedacht werden. Auch der Ungläubige hat an diesen Tagen religiöse Gedanken. Die freigeistigsten Zeitungen müssen diesem Gerühle Rechnung tragen und an den Feiertagen religiös gestimmte Artikel bringen. Die Dienste der Kirche, sonst verachtet, bei Heirath, Geburt und Tod, bei der Erziehung der Kinder will sie Niemand entbehren; die Ziviltrauung, eine der undeutschesten Einrichtungen, hat niemals die kirchliche verdrängt. Nun gar im Judenthum ist die Religion nichts Anderes als die Form, in der sich nationales Leben äußert. Alle Ausgangspunkte der jüdischen Religion, der

Bund Gottes mit Israel, der Auszug aus Aegypten, die Offenbarung sind nationale; das Zeremonialgesetz ausschließlich für Juden bestimmt, von Andern überhaupt nicht erfüllbar. Zu dieser nationalen Ausschließlichkeit tritt eine gewisse Rückständigkeit, ja Barbarei der kirchlichen Formen. Freilich muß der dem Deutschen ein Fremdling scheinen, der, anstatt nach den Schätzen deutscher Kirchenmusik zu greifen, noch immer das Geplapper und Geplärr in seinen Synagogen duldet, der die fröhliche Taufe durch die widerwärtige Beschneidung, der die Blumen und Farben des christlichen Begräbnisses durch das düstere Schwarz seiner vier Bretter ersetzt, dem der Weihnachtsbaum nicht leuchtet, dem die Osterglocken nicht klingen. Wir können nicht heimisch werden in der deutschen Volksseele, wenn wir nicht eins mit ihm werden in den Grundelementen seines religiösen Fühlens.

Und nicht nur erklärlich ist das gesellschaftliche Vorurtheil, das von uns die Taufe verlangt, sondern auch tröstlich. Denn warum hat für den Neger, Indianer, Chinesen in Amerika die Taufe nicht diese Bedeutung? Warum bringt sie ihn der Nation nicht näher? Weil noch des Trennenden genug über bleibt. Wir sind eben keine Neger, Indianer, Chinesen. Wir sind dem deutschen Volke bereits so nahe gerückt, daß uns nur noch die Taufe fehlt, um völlig in ihm aufzugehen. Dieses thörichte gesellschaftliche Vorurtheil ist uns ein unschätzbares Beweisstück dafür, daß der Gegensatz der Rasse, der Kultur, der Weltanschauung überwunden ist. Es ist nur noch die Religion, die uns vom deutschen Volke trennt.

II.

Kann nun dieses Trennende beseitigt werden? Die Frage ist für uns eine politische Frage ersten Ranges, eine Lebensfrage. Aber sie hört darum nicht auf, eine Gewissensfrage zu sein, und nur unser Gewissen kann uns die Antwort geben. Wir haben daher unser Verhältniß zur Religion überhaupt und zu den Formen, die sie im Judenthum und Christenthum angenommen hat, zu untersuchen.

Zur Religion überhaupt bekennen wir uns. Wir haben verschiedene religiöse Bedürfnisse: das Bedürfniß, über diese Erdenwelt hinaus zu denken, das Bedürfniß, einem sittlichen Ideal nachzustreben, das Bedürfniß, religiöse Erinnerungen ehrfürchtig zu pflegen. Diese drei halten wir für die wesentlichen Elemente jeder Religions-

form: ihr Dogma, ihr sittliches Ideal, ihre Erinnerungen. Innerhalb dieser müssen in einer großen Gemeinschaft dem Einzelnen weitgehende Abweichungen erlaubt sein; aber wer grundsätzlich eines dieser drei verwirft, der gehört nicht zur Gemeinschaft.

Die jüdische Dogmatik nun ist uns unbedenklich, wie sie denn von Jedem angenommen werden kann, der überhaupt Religion will. Das Judenthum hat nur ein Dogma, das vom einzigen Gott. Manche werden freilich die Offenbarung, vielleicht sogar das ganze Zeremonialgesetz zu den Dogmen rechnen wollen; das gehört zu den erlaubten Abweichungen. Jedenfalls das wesentliche Dogma des Judenthums erkennen wir freudig an.

Die religiösen Erinnerungen des Judenthums möchten wir wohl in Ehren halten. Allein in der Form, in der das Judenthum sie uns bietet, sind es vorwiegend nationale, nicht religiöse Erinnerungen. Da wir nun keine Nation, sondern lediglich eine Religionsgemeinschaft zu sein beanspruchen, so müssen wir diese Form ablehnen. Es hat wirklich keinen Zweck mehr, heute noch den Auszug aus Aegypten, den Aufenthalt in der Wüste durch besondere Feste zu feiern, die, eben darum, weil sie in Wirklichkeit weltliche Feste sind, zum Theil in burleske Späße auslaufen. Es hat keinen Zweck, noch immer den jüdischen Neujahrstag, überhaupt die jüdische Zeitrechnung für den kirchlichen Gebrauch festzuhalten. Und nun gar das Zeremonialgesetz mit seinen zahllosen Reinigungs- und Speisegesetzen, seiner in's Unnütze gesteigerten Sabbathruhe, seiner ungläublichen Jurisprudenz! Es lohnt kaum darüber zu reden, denn es ist für jeden denkenden Juden längst todt. Der zu straff gespannte Bogen ist gesprungen. Nicht nur, daß dieselbe Jurisprudenz, die die Spitzen und Schärfen erfand, sie auch wieder abzustumpfen verstand — Bernstein's köstliche Geschichte von dem am Sabbath zu Boden gefallenem Schnupftuch und der Art, wie seine Wiederaufhebung ermöglicht wurde, liefert ein klassisches Beispiel —; sondern auch die Juden haben sich in immer größerer Zahl vom Gesetze losgesagt; und heute wird auch unter den Juden die Aufgabe des Zeremonialgesetzes als ganz selbstverständliches Ergebnis moderner Erziehung betrachtet. Ich erinnere mich noch des grenzenlosen Staunens, das einmal in einer jüdischen Gesellschaft die Erzählung hervorrief, daß ein gewisser jüdischer Rechtsanwalt Gebetriemen anzulegen pflege. Neuerdings soll es zwar mehrfach jüdische Studenten geben, die die Speisegesetze halten; aber das kann nur eine den Antisemiten geltende Demon-

stration sein. Selbst wenn wir wollten, so könnten wir, bei unserer Erziehung, die Bräuche unserer Vorfäter nicht halten, weil uns die dazu nöthigen Kenntnisse fehlen, die nur durch tägliche Uebung von Jugend auf erworben werden können. Aber wir wollen auch nicht, weil diese Bräuche für uns keine religiöse Bedeutung mehr haben. Wir wollen nicht, weil wir sie als rückständig, zum Theil als lächerlich, den uralten und grundlegenden Gebrauch der Beschneidung sogar als heidnisch, barbarisch und widerwärtig empfinden. Jüdische Erinnerungen finden wir auch im Christenthum wieder. Aber dieses ganze uns absondernde System nationaler Bräuche verwerfen wir.

Das sittliche Ideal des Judenthums war wohl das erste, das der Welt gegeben wurde; denn die heidnischen Religionen kannten nichts Derartiges. Aber das Erste ist in der Regel nicht das Vollkommenste. Es ist ein etwas hausbackenes Ideal, das Ideal eines Mannes, der gern in Ruhe seines Weinbergs warten, guten Schlaf und gute Verdauung haben, von unbequemen Gewissensbissen aber verschont bleiben möchte, der deshalb seine Pflichten gegen Familie, Gemeinde, Staat, vor Allem gegen die Kirche, ängstlich erfüllt, redlich handelt und wandelt, den Armen gern von seinem Ueberflusse abgibt, allenfalls auch einmal um Gottes willen eine Nacht bei einem Kranken wacht. Gut, sehr gut. Aber wenn das Ideal der gemeingültige Maßstab ist, an dem ich die Höhe meines Empfindens und Handelns messe, wenn es etwas Göttliches und Erhabenes ist, das zu begeistertem Nachstreben auffordert, ganz aber nie erreicht werden kann, so hat das Judenthum kein sittliches Ideal. Oder vielmehr, sein Ideal ist überholt durch das christliche. Die Forderungen des jüdischen Sittengesetzes kann man alle erfüllen, ohne von seiner Behaglichkeit viel einzubüßen; leibliches Wohlbefinden wird sogar als Lohn der guten That versprochen. Das Christenthum dagegen hat die sittliche Forderung unendlich vertieft und verschärft. „Verkaufe Alles, was Du hast und gib es den Armen“, „Selig sind, die da Leid tragen“ — das klingt anders als das jüdische „auf daß es Dir wohl gehe und Du lange lebest auf Erden“. Und dieses furchtbare Gebot wird nicht nur gepredigt, sondern auch befolgt. Tausende verkaufen ihre Habe, entsagen aller Lebenslust und weihen sich in Klöstern und Krankenhäusern lebenslänglich aufopferndem Dienste für Menschen jedes Glaubens; abermals Tausende ziehen gottbegeistert hinaus in die Wüsten, den Wilden

das Evangelium zu predigen; vornehme Damen wohnen, essen, schlafen mit Straßendirnen zusammen, sie zu erziehen, zu trösten, aufzurichten. Was könnte das Judenthum dieser großartigen Entfaltung christlicher Liebesthätigkeit an die Seite stellen? Wir lieben sie, diese ernste, tiefe Weltanschauung, die das Nienieden nur als Durchgang zu einem höherem Leben betrachtet, diese Freudigkeit, die sich glücklich preist, irdisches Leid tragen zu dürfen, diese Liebe, die sich so gern an den Verworfensten bethätigt. Wir verwerfen das sittliche Ideal des Judenthums, denn wir haben ein besseres gefunden.

Und dies ist auch der Grund, der uns das Reformjudenthum unannehmbar macht. Mit Aufhebung des Zeremonialgesetzes, mit Verlegung des Sabbath's auf den Sonntag, mit Einführung der deutschen Kirchensprache, überhaupt mit Modernisirung jüdischer Einrichtungen ist es nicht gethan: mit der Vertiefung des Sittengesetzes hätte die Reform zu beginnen. Das Judenthum müßte aufhören, die weltgeschichtliche Erscheinung Jesu zu ignoriren. Es ist unglaublich, in welchem Maße dies bisher geschehen ist. Die vielbändige Gräß'sche Geschichte der Juden thut die Geschichte Jesu, durch die das jüdische Volk doch erst zu weltgeschichtlicher Bedeutung gelangt ist, mit zwei Zeilen ab. Wie denn? War er denn nicht der Unsere? Ist nicht uns zuerst das Evangelium gepredigt worden? Wie wäre eine wahre Reform möglich, die nicht an ihn, den großen Reformator des Judenthums, anknüpfte? Gehn wir aber auf ihn zurück, über ihn hinaus sind wir bisher nicht gekommen. Es mag Manches, was er gepredigt hat, verworfen werden, dies als zu hart, jenes als zu weich: aber den Grund des neuen Gebäudes hätten seine Lehren zu bilden. Dann aber hätte das Judenthum aufgehört; denn wer das sittliche Ideal Jesu anerkennt, ist ein Christ. Eine Reform auf jüdischer Grundlage verwerfen wir: Juden sind wir nicht mehr.

III.

Sind wir nicht mehr Juden, so fragt es sich, ob wir Christen werden können. Von den drei wesentlichen Elementen des Christenthums haben wir das eine, das sittliche Ideal, bereits untersucht und uns aus vollem Herzen zu ihm bekannt. Daraus folgt, daß wir auch das zweite, die Erinnerungen, übernehmen können, die ja größtentheils sogar mit den jüdischen zusammenfallen. Es steht Nichts im Wege, die Erinnerungen an den Schöpfer des von uns ver-

ehrten Ideals pietätvoll zu pflegen, also die christlichen Feste zu feiern, die christlichen Gebräuche zu halten, zumal sie uns nicht, wie die jüdischen, durch ihre Form abstoßen. Wenn wir uns dabei vorbehalten müßten, alles Sagenhafte als solches zu behandeln, so ist das nichts Anderes, als was wir auch jüdischen Erinnerungen gegenüber thun würden und gehört zu den unwesentlichen Abweichungen im Einzelnen, ohne deren Zulassung das Christenthum als Weltreligion nicht denkbar wäre.

Nun aber das Dritte: die Dogmen! Können wir auch diese annehmen? Die Dogmen der Strenggläubigen selbstverständlich nicht. Um Glaubenssätze zu bekennen, deren Unbegreiflichkeit nicht nur zugestanden, sondern sogar als Vorzug gerühmt wird, muß man in solchen Gedankenkreisen auferzogen sein, sie als theures Gut von den Vätern ererbt haben: wir können nicht an sie heran. Aber nicht nur ihre Unbegreiflichkeit stößt uns ab, sondern vor Allem ihre Unvereinbarkeit mit unserem Gottesbegriff. Es ist nicht auszudenken, wie sehr die Lehre vom Gottmenschen unserem Empfinden zuwider ist. Man sagt uns zwar: er ist ja „wahrhaftiger Mensch.“ Aber doch auch „wahrhaftiger Gott“. Hierüber hilft uns kein Drehn und Deuteln. In diesem Punkte sind und bleiben wir Stockjuden. Ein Wesen Gott gleich zu setzen, es sei nun, wie es sei, ist uns ein Gräuel. Schon deshalb, weil er ein Jude war, kann Jesus sich nicht als Gottessohn bezeichnet haben; und hätte er es gethan: kein einziger Jude wäre ihm gefolgt. Den Glauben an einen einzigen körperlosen bildlosen Gott lassen wir uns nicht rauben und auch nicht trüben; für diesen Glauben haben unsere Väter ihr Blut in Strömen vergossen; und zwänge man uns heut vor dem Kreuz niederzuknieen, man würde Gleiches erleben.

Aber die Dogmatik der Strenggläubigen ist nicht die des Christenthums. Die des Katholizismus freilich: daher kommt dieser für uns nicht in Betracht. Aber nicht die des Protestantismus, der freie Forichung zuläßt. Wie das Judenthum die Fesseln des Gesetzes, so ist das Christenthum die Fesseln des Dogmas abzustreifen im Begriff. Fast alle protestantischen Fakultäten Deutschlands lehren eine Dogmatik, die jedenfalls nicht die der Strenggläubigen ist, sehr oft aber sich mit dem deckt, was wir annehmen können. Ein undogmatisches Christenthum wird gelehrt, das alle Verkümmelungen der altgläubigen Dogmatik verwirft und den Kern des Christenthums in Jesus Wandel und Lehre findet.

Hunderttausende und Millionen, und nicht die schlechtesten aus allen Völkern, stehen hinter dieser Lehre. Stünde jetzt ein Prophet auf die Gläubigen zu sammeln, die Ungläubigen zu bekehren, die Gleichgültigen aufzurütteln: die gewaltige Fluthwelle müßte auch uns fortreißen.

Aber dieser Prophet verzieht zu kommen. Das neue Christenthum ist da, aber die Formen und Formeln sind die alten. Zu den vielen inneren Widersprüchen der strenggläubigen Dogmatik tritt hier ein neuer. Beibehalten ist unter Anderem die alte Bekenntnisformel. In dieser müßte doch wenigstens der Altgläubige das Wesentliche seines Glaubens finden können. Dem ist aber nicht so. Einerseits fehlt das im Sinne der Altgläubigen sicherlich wesentliche Dogma vom Sündenfall und Erlösung, andererseits enthält sie das offenbar nicht wesentliche, in den Evangelien auch nicht bezeugte Dogma von der Höllenfahrt Christi. Es ist also nicht einzusehen, wie auch nur der Altgläubige mit dieser Formel seinen Glauben bekennen kann: der Neugläubige kann es sicher nicht. Die dadurch hervorgerufenen Widersprüche schreien zum Himmel. Dieselben Geistlichen, die auf der Kanzel das undogmatische Christenthum lehren, müssen am Altar die Dreieinigkeit anrufen und den Gottessohn bekennen. Zuweilen übertäubt man sein Gewissen durch Zusätze, die verschämt andeuten, daß das Bekenntniß ein theures Erbstück sei, das man in Ehren halten, aber nicht allzu wörtlich nehmen müsse. Aber vielfach werden auch diese nicht geduldet, und jedenfalls bleibt der Zustand bestehen, daß die Bekenntnisformel von einem großen, einem sehr großen Theile der Christenheit nur mit einer *reservatio mentalis* ausgesprochen werden kann. Es versteht sich, daß sie für uns erst recht unannehmbar ist. Die Freiheit der Abweichung in Einzelheiten, die wir uns sonst gestatten, fällt hier weg. Dem starren „Ich glaube“ ist nicht auszuweichen. Wir können nicht bekennen, was wir nicht zu glauben vermögen. Das Wort erstürbe uns in der Kehle, wenn wir an die Stelle kämen „und an seinen eingeborenen Sohn“. So lange das neue Christenthum die alten Formeln beibehält, können wir wohl sein sittliches Ideal bewundern: aber Christen können wir nicht werden.

IV.

Was aber nun? Wir dürsten nach Religion, wir glauben sie gefunden zu haben im Christenthum, wir sind ihm ganz nahe und können doch nicht zu ihm hinüber. Eine Formel, ein Blatt Papier

trennt uns von ihm. Was sollen wir thun? Sollen wir eine neue judenchristliche Sekte gründen? Die würde wieder absondernd, statt einigend wirken mit ihren unvermeidlichen jüdisch-nationalen Erinnerungen. Und wir sind müde, ach so müde unseres Judenthums, das uns von unserm Volke trennt, ohne uns dafür religiöse Erhebung zu gewähren. Das kostbare Besitztum, das dem Geringsten die Natur in die Wiege legt, ein Volksthum, uns bleibt es verjagt. Ins Deutschtum hinein können wir nicht, ins Judenthum zurück wollen wir nicht. Wir müssen unsern trostlosen Weg einsam weiter wandern. Der große Rechtsbruch der Kreuzigung wird heimgesucht am tausendsten Glied. Furchtbar erfüllt sich an uns der frevelhafte Ruf unserer Vorfahren: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“

Unsere Kinder? Da seh' ich sie froh mit geschwellten Segeln hinaustreiben in das Meer der Welt, sich ahnungslos gefallen zu ihren Kameraden, mit ihnen die Spiele der Jugend zu spielen. Und ich sehe sie hart zurückgestoßen: „du gehörst nicht zu uns, du bist uns fremd.“ Ich sehe die erschrockenen Augen vorwurfsvoll auf mich gerichtet: warum hast Du mir das gethan? Da Du mich nicht zum Juden erzogen, warum hast Du den Fluch des Judenthums auf mich vererbt? Warum muß ich für eine Sache leiden, die mir nichts ist? Und da blüht es mir durch's Gemüth: sie haben Recht. Sind wir nicht mehr Juden, so haben wir kein Recht, unsere Kinder zu Juden zu erziehen. Haben wir im Christenthum die rechte Religion erkannt, so müssen wir unsere Kinder in dieser erziehen. Das Blatt Papier, das uns am Uebertritt hinderte, für unsere Kinder ist es nicht vorhanden. Das gelobte Land, das wir nur von ferne schauen durften, unsere Kinder sollen es erben. Sie sollen Theil nehmen an der großen Geister-schlacht, die innerhalb des Christenthums geschlagen wird. Wie? Seht Ihr nicht auf den Bergen die Feuerzeichen, hört Ihr nicht auf den Gassen den Kampfesruf? Und Ihr, Männer von Juda, wollet bei Seite stehen in solchem Kampf? Das Volk Gottes will nicht streiten den Streit des Herrn? Nein! Unser ist der Kampf, der hier gekämpft wird. Unser war der Prophet, der das Gesetz zerbrach und die Liebe lehrte. Den die Vorfahren kreuzigten, er wird der Nachkommen Lehrer und Meister. Der ewige Jude stirbt. Unsere Kinder werden Christen.

Notizen und Besprechungen.

Kunst.

Kleiner Nachtrag zu „Botticelli's Frühling“.

Von Emil Jacobson.*)

Vor einiger Zeit habe ich in einem in dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz versucht, den geheimen Sinn des berühmten und viel erörterten Hauptwerkes Botticelli's: die Allegorie des Frühlings (Akademie Florenz) zu entziffern. Dieser Versuch, auf italienisch in der leitenden italienischen Kunstzeitschrift „Archivio Storico dell' Arte“ veröffentlicht, wurde von mehreren der bedeutendsten Gelehrten sowohl in Deutschland wie auch in Italien und Frankreich mit Zustimmung aufgenommen.**) Andererseits wurde meine Lösung auch angefochten, und durch meine Deutung angeregt, haben Andere versucht, es besser zu machen. Ich habe — wie man sehen wird — allen Grund, für diese Konkurrenz dankbar zu sein.

In einer der letzten Lieferungen der italienischen Kunstzeitschrift „L'Arte“, unter welchem Namen der erste Kunstgelehrte Italiens Professor Adolfo Venturi das „Archivio Storico dell'Arte“ weiterführt, hat Professor J. B. Supino, der Direktor des Museo Nazionale zu Florenz eine Enquête eröffnet, welche meine Deutung des Botticelli'schen Werkes zum Gegenstande hatte. Als Antwort hierauf veröffentlichte Professor Venturi die Reproduktion von einem alten Drucke (l'innamoramento di Galvano da Milano, edito dal Fossa im fünfzehnten Jahrhundert), welcher eine schlagende Analogie mit unserem Bilde zeigt. Wer sich mit diesem bekannt gemacht, kann kaum daran zweifeln, daß ein Liebesverhältniß auch unserem Gemälde zu Grunde liegen muß. Es wird sich gleich zeigen, wie sehr meine Deutung von dieser Nachweisung des Professors Venturi gestützt wird.

*) Um das Verständniß dieses Nachtrags zu erleichtern, verweise ich den geneigten Leser auf die Reproduktion des Werkes in den „Preussischen Jahrbüchern“ 1898, S. 501.

**) Für Deutschland möchte ich auf die Besprechung Dr. C. v. Fabriczy's im „Repertorium für Kunstwissenschaft“ hinweisen.

Das Problem des Bildes beruht eben darauf, daß es Merkmale enthält, welche auf einen Doppelsinn deuten. Diese sind:

1. Die sonderbar schwermüthige Haltung der Venus, die zugleich eine Portraitgestalt ist und die von seinen vielen anderen Darstellungen der Göttin durchaus abweicht.

2. Die sonderbare Gestalt des sogenannten Zephyr's, die noch im Katalog der Galerie als *giovane nudo di sinistro aspetto* bezeichnet und erst in neuester Zeit Zephyr genannt wurde.

3. Die schwer zu erklärende Anwesenheit Mercur's in dieser Frühlingsallegorie.

4. Die vollständige Unwahrscheinlichkeit, ja man kann sagen Unmöglichkeit, daß in dieser frühen Epoche ein Profangemälde von so kolossalen Dimensionen bestellt und unternommen wurde, ohne äußere Veranlassung und ohne Portraitgestalten.

Indem ich mich aber, durch die Angriffe meiner Gegner angeregt, vor einiger Zeit abermals in den Gegenstand vertiefte, bin ich zu einer neuen, sehr wichtigen Erwägung gekommen, die nicht nur meiner Deutung eine neue Stütze bietet, sondern sie fast zur Evidenz erhebt. Meine Leser wissen, daß die Anwesenheit Hermes' auf diesem Gemälde fast unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet. In der That ist eine ernste Erklärung noch nicht versucht worden. Auch in meiner Erklärung bildete die Anwesenheit Hermes' oder Mercur's — ich muß es gestehen — eine dunkle Lücke.*)

Nicht minder schwierig zu erklären ist die räthelhafte Beschäftigung, mit welcher er befaßt scheint, die ja darin besteht, mit dem Caduceus den Nebel zwischen den Bäumen zu zerstreuen. Die Erklärung dieser Beschäftigung dürfte nicht weniger schwierig als die seiner Anwesenheit überhaupt sein. Wer diesen Knoten löst, der, glaube ich, hat einen sehr wesentlichen Beitrag zur Deutung des Gemäldes gegeben. Die Lösung dieses Räthjels wird durch meine Deutung mit einem Schlage gebracht.

Denn wenn das Gemälde nach meiner Hypothese Simonetta's Eintritt ins Elysium darstellt, dann ist Hermes' Anwesenheit im Bilde ja durch seine Eigenschaft als *ψυχοποιος*, als Seelenführer, gegeben. Und sein Amt als Wegweiser für die Verstorbene konnte nicht feiner charakterisirt werden, als eben durch sein Thun, das uns früher so räthelhaft erschien und eben darin besteht, den Nebel auf dem Wege seiner Begleiterin zu zerstreuen.

*) Die Zusammenstellung Venus mit Mercur scheint überhaupt große Schwierigkeiten zu bereiten. Hierüber schreibt Warburg, nachdem er auf die großen Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, die Hermes' Anwesenheit in unserem Bilde verursacht: „Zufällig ist es selbst für die archäologische Forschung schwierig, einen Hermes, der sich mit der Venus zusammen auf einer kleinen rothfigurigen Kanne aus Athen abgebildet findet, ikonographisch genau zu bestimmen.“ A. a. O. Pag. 35.

Von diesem Gesichtspunkte aus gewinnt auch die Annahme des Professors Venturi, daß Hermes eigentlich Giuliano darstelle, eine sehr große Wahrscheinlichkeit.*) Es ist ein schöner Gedanke, den Gott, welcher Simonetta das Geleit nach dem Elysium giebt, mit Giuliano in Verbindung zu bringen. Auch nach meiner Anschauung dürfte diese Figur, wenn auch ohne eigentliche Portraitähnlichkeit, Giuliano in Erinnerung bringen.

Ich bemerke noch, daß auch Venturi in der zentralen Venusgestalt Simonetta erkannt hat, im Gegensatz zu Warburg und Anderen, welche sie mit der sogenannten Primavera identifiziren.

Endlich muß ich diejenigen, welche meinen, daß ich dem Quattrocentist Botticelli zu viel in Hinsicht auf geheimnißvolle Gedankenverbindungen und Absichten zugetraut habe, auf das merkwürdige Bild in der Kollektion des Fürsten Pallavicini zu Rom hinweisen. Dies Bild, auf welches erst Venturi in neuester Zeit aufmerksam machte,**) hat eine wahre Aufregung unter den Kunstforschern verursacht. Der Künstler aus dem 15. Jahrhundert zeigt sich hier ganz von moderner Empfindung durchdrungen. Ja, in der wahrhaft großen und einfachen Weise, in der er hier in der Gestalt eines jungen Weibes, welches, das Haupt in den Händen vergraben, schluchzend vor den geschlossenen Thoren eines Florentiner Palastes oder Klosters sitzt, den Schmerz dargestellt, hat kein moderner Künstler ihn erreicht. Nach der Kenntnißnahme eines solchen Werkes erweitern sich die Grenzen für das, was wir einem Renaissancekünstler in Bezug auf Absichten und Gedankenbeziehungen zutrauen können. Er kann Hintergedanken und Geheimnisse gehabt haben, in die wir nur mit Aufgebot unseres ganzen modernen Scharfsinnes und Geschmeidigkeit dringen können. Hat der englische Dichter richtig geahnt? Warburg zitiert in Bezug auf den Frühling die Dichterworte Dante, Gabriel Rossetti's:

. . . . What mystery here is read
Of homage or of hope?

*) In Venturi's „L'Arte“, wo dieser Aufsatz auf italienisch veröffentlicht wurde (Fasc. IV—VII. 1899), hat die Redaktion selbst folgende wichtige Note eingefügt: Quest' opinione, già ricordato in modo affatto speciale dagli autecessori, viene confermata dall' incisione pubblicata dal Venturi, il quale anche ci comunica una sua idea verosimile, che la rappresentazione sia derivata da antico dittico amatorio, e richiamo a prova il dittico queriniano del Museo di Broscia e la descrizione fattane da Papia grammatico.

**) Tesori d'Arte, inedite di Roma 1896. La Derelitta.

Literatur.

Ein Gottsched=Denkmal. Den Manen Gottsched's errichtet von Eugen Reichel. Berlin 1900, Gottsched-Verlag.

Worauf ich das Augenmerk der Leser richten möchte, ist ein Werk des reinsten und vollkommensten Idealismus, das darum allein schon vieler Theilnahme würdig ist. Seit Jahren ist Herr Eugen Reichel, ein bereits durch die Reife des Alters und mehr noch vielleicht durch die unablässige aufzehrende Sorge für die Erreichung seiner Ideale grau gewordener Mann, bemüht, seinen übel zugerichteten ostpreussischen Landsmann Gottsched wieder zu Ruh und Ruhm zu bringen. Zu einer 1892 erschienenen Schrift „Die Ostpreußen in der deutschen Literatur“ trat Reichel zum ersten Mal für seinen „Helden“, wenngleich noch schüchtern und zaghaft, öffentlich ein. Als am 2. Februar dieses Jahres der zweihundertjährige Geburtstag Gottsched's zu feiern gewesen wäre, benutzte Reichel diesen Tag zu gründlicher Agitation für die Ehrenrettung des Mannes, als dessen glühender Verehrer er allerdings so ziemlich allein dasteht. Doch was besagt das? Der Versuch einer Ehrenrettung ist immer anständig und der Theilnahme, ja oft der Bewunderung aller Guten würdig. Und jede „Rettung“ muß schließlich zunächst von einem Einzelnen, Vereinzelten ausgehen. Jetzt nun hat Reichel, mit Opferung seiner geringen Habe, aus einen schönen, vornehm gehaltenen starken Band auf den Tisch gelegt: „Ein Gottsched=Denkmal“. Voran geht eine sorgfältig ausgeführte Abbildung der Gottsched-Büste, die der ausgezeichnete Bildhauer Hundrieser geschaffen hat. Eingeleitet wird das Werk von einer von Reichel mit wärmster Liebe, man möchte sagen: mit Herzblut geschriebenen biographischen Skizze. Daran schließen sich als Hauptbestandtheil zwanzig Abschnitte, die Gottsched „im Lichte des eigenen Wortes“ zeigen sollen. Es sind sorgfältig gewählte Zitate aus seinen Werken, die ihn als Deutschen, als Sittenschilderer, als Politiker, als Sprachforscher, als Bühnenreformer, als Dramatiker, als Aesthetiker, als Redner u. s. w. beleuchten. — Zu entscheiden, wie weit Reichel's Vorgehen in wissenschaftlicher Beziehung berechtigt ist, gehört nicht zum Spezialgebiet des Unterzeichneten. Daß aber die Sonne Lessing's, die den Anderen so ganz in Schatten getaucht hat, in Wahrheit uns heute in Kunst und Literatur kein so ganz aufklärendes Licht mehr zu spenden vermag, werden wir doch kaum verkennen dürfen. Und wenn eine ein wenig sinkende Sonne blässer wird, dann sehen wir mit anerkennender Freude andere Gestirne, die längst schon auch mit eigenem Lichte leuchteten, nur daß sie zeitweilig allzu grell überstrahlt waren. Als ein solches Gestirn wird Gottsched doch vielleicht den Heutigen immerhin wieder aufleuchten dürfen. Und dann sei noch eins bedacht: Gottsched leuchtete als Morgenstern seiner Zeit in die schwärzeste Nacht hinein, während Lessing's Sonne nur noch mit dem Morgenrauen zu kämpfen hatte. Wie

sich schließlich die Wissenschaft zu Reichel's „Gottsched-Denkmal“ auch stellen mag — als selbstlose That eines reinen Idealisten sei der schöne und übrigens naturgemäß recht theure Band allen Vorurtheilslosen, Gütigen und Begüterten bestens empfohlen.

Max Lorenz.

Die Insel. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum, Alfred Walter Heymel, Rudolf Alexander Schroeder. Erschienen bei Schuster & Voelfler in Berlin und Leipzig.

Ich habe diese Monatschrift bereits mehrfach angezeigt und will jetzt wieder ein paar Worte darüber schreiben, schon damit die Leser wissen: das exklusive und luxuriöse Unternehmen besteht noch immer. Es sei ihm auch weiterer Bestand bestens gewünscht. Denn einmal leistet es bezüglich der Ausstattung viel Schönes und Ursprüngliches. Aber nicht nur der Sehende, auch der Lesende findet in jedem Heft doch mindestens etwas, das feinen und reinen Genuß bereitet. Der Mitarbeiterkreis ist der gleiche geblieben. Die Ausstattung des vorigen Quartals hat Th. Th. Heine besorgt, weniger originell, als es von ihm eigentlich zu erwarten war. Eine Frage sei erlaubt: Sind die Zeichnungen von Marcus Behmer als Ernst oder Scherz gemeint? Aufgefaßt können sie nur scherzhaft werden. Aber was ist der Sinn solcher Scherze? Dieses Quartal — es liegt davon erst das Juliheft vor — überrast uns G. H. Weiß mit kraft- und wirkungsvoller Eigenart. Ein hübsches Kunststück ist ihm gelungen: Bisher unterbrach unschön den Deckel ein darauf geklebter weißer Zettel, der den Titel trug. Weiß hat es verstanden, diesen Titelzettel der Zeichnung des Deckels organisch einzugliedern und ihn sehr hübsch, in symbolischem Hinweis auf den Namen „Insel“ als Segelboot gestaltet. Aller Bewunderung würdig sind die ebenfalls von Weiß herrührenden Illustrationen auf Seite 35 und 37. „Das Unabwendbare,“ die Szene aus der Zeit der Einführung des Göltbats von Maximilian Dauthendey ist der schönste unter den Beiträgen dieses Heftes. Vom Mappenwerk ist uns erst die zweite Lieferung zugegangen. Die Lithographien von A. Stremel-Dresden und J. Zuloaga-Segovia sind mit besonderem Lobe hervorzuheben. Manche andere Beiträge z. B. von Weiß und von Bonnard, können doch wohl nur in technischer Beziehung gewürdigt werden.

Max Lorenz.

Seceffion. Von Hermann Vahr. Wiener Verlag 1900.

Vahr legt uns wieder einmal einen starken Band gesammelter Kritiken auf den Schreibtisch. Das Duzend solcher Bände dürfte er bald voll gemacht haben. Aber das schadet nichts. Auch in der Wirksamkeit des Kritikers spielt die „kompakte Majorität“ eine gewisse Rolle. Meine Meinung über Vahr als Kritiker kennen die Leser. Ich weiß ihn zu
Preußische Jahrbücher. Bd. CII. Heft 1.

schätzen, und dieser Band, der sich auf Erscheinungen des Wiener Kunstlebens beschränkt, könnte die Schätzung nur vermehren. Es sind durchweg kurze Artikel, die sich mit Malerei, Skulptur, Architektur und Kunstgewerbe jeszjionistischer Richtung befassen. Alles in Allem ist Vahr doch ein ehrlicher Kritiker, auch in seiner Pose. Denn er posirt wohl schließlich und joviel, als es die Natur des geborenen Wiener's bezw. Linzers verlangt.

Max Lorenz.

Einige Bände Novellen verschiedenster Autoren sollen ein paar Worte der Besprechung finden. Vielfach hat man den Eindruck, daß die Verfasser unter dem Einfluß Maupassant's stehen. Aber keiner erreicht ihn auch nur annähernd. Der eine ahmt ihm stilistisch nach, der andere sucht mit ihm in der Schärfe der Anschauung zu wetteifern, der dritte versucht sich an ähnlichen Stoffen, ein vierter kopirt sogar Außerlichkeiten. Aber der Gesamtverönlichkeit ist keiner ähnlich geworden, am wenigsten übrigens der greuliche Heinz Tivote, der mir glücklicher Weise lange nicht vor Augen gekommen ist. Georg Freiherr von Tmpyeda, der Maupassant-Übersetzer, hat einen Band bei J. Fontane & Co. in Berlin herausgegeben unter dem Titel „Luft und Leid“. Man möchte diesen Epiker mit dem Lyriker in Parallele setzen, der ebenfalls vom Freiherrn- und Offiziersstande zur Poetenliga übergegangen ist, mit Villencron. Beide haben die kräftige, gerade, gesunde Natur, das herzhafteste Zupacken und die unmittelbare Anschaulichkeit, die dem Soldaten und dem Poeten von gleichem Nutzen sind. Aber Villencron trägt doch, wenn auch unbewußt, Weltanschauung in sich. Tmpyeda ist äußerlicher, mehr Mensch der Oberfläche. Dieser Band, obgleich schon in dritter Auflage vorliegend, gehört nicht zum Besten, was er geschrieben hat. Unter den dreizehn Novellen möchte ich dem „Fährdrich“ den Vorzug geben. Das ist ein kleines, auf einen Hieb gelungenes Kunstwerkchen, voll Kraft und Stimmung. — Johannes Schlaf kann mir mit dem Bande, den er unter dem Titel „Die Ruhmagd“ ebenfalls im Fontaneschen Verlag veröffentlicht hat, nicht sonderlich imponiren. Die Titelnovelle behandelt altes, abgedroschenes Zeug. In anderen Stücken kann sich sein vauphysiisches Naturgefühl, mit dem er übrigens gar zu sehr zu kokettiren scheint, dem anderer Dichter, wie etwa Knut Hamsuns, doch nicht im Entferntesten vergleichen. — Im selben Verlage sind erschienen „Mancherlei neue Geschichten“ von Rudyard Kipling, deutsch von Leopold Lindau. Kipling ist der genaunteste englisch schreibende Autor unjrerer Zeit, der einzige, der in der Welt bekannt und berühmt ist. Er verdient es. An sinnlicher Eindrucksfähigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung nimmt er es mit Maupassant auf. Er ist aber ferngejun und kraftvoll. Er hat tausend Einfälle, viele so abstruse Einfälle, wie sie nur ein Engländerhirn haben kann und wie sie in der englischen Literatur von je her verarbeitet worden sind. Er kennt die ganze Welt und nimmt

aus der ganzen Welt seine Menschen und Stoffe. Er langweilt nie, und wo einmal der Stoff nicht interessiert, fesselt er noch immer durch die Kraft des Temperaments und die Anschaulichkeit der Darstellung. — Franz Ferdinand Heitmüller hat bei S. Fischer, Berlin, zwei Novellenbände erscheinen lassen: „Tampete“ und „Der Schatz im Himmel“. Ich möchte ihn als einen literarischen Künstler charakterisiren. Ich meine damit einen, der nicht aus der vollen Kraft der Gefühle unmittelbar schöpft, sondern der mit einem guten Stück Kunstverstand und mit bewußter Absicht arbeitet. In diesem Urtheil braucht auch nichts die Leidenschaftlichkeit zu ändern, die scheinbar in der Titelnovelle und auch in der „Himmelfahrt“ des ersten Bandes zum Ausdruck kommt. Auch der Humor des „Schatzes im Himmel“ hat nichts von der wilden Ursprünglichkeit, mit der Raupassant dergleichen Stoffe zu behandeln pflegt. Wenn dieser Autor von den hier genannten vielleicht auch am wenigsten unmittelbar wirkt, so ist er doch entschieden am geistreichsten und tiefsten. Er hat sicherlich die meiste Bildung, was für den Novellisten zugleich einen Vorzug und einen Mangel bedeuten kann. Wenn man alle die hier erwähnten Bände gelesen hat, wird man bei seinen beiden vielleicht mit dem längsten Nachdenken verweilen. Endlich möchte ich hier noch einen Autor erwähnen, der bereits vier Bände an die Lesentlichkeit gebracht hat, allerdings nicht Novellen. Es ist Eduard Mly. Zunächst lernte ich von ihm zwei Dramen kennen. „Es werde Recht“, Tragödie in fünf Aufzügen (bei der Diez'schen Hofbuchdruckerei in Coburg), ist stellenweise recht bühnenwirksam aufgebaut, auch in der Charakteristik einzelner Personen gut gelungen. Im Ganzen aber scheint mir das Drama in seinem Stoff und in der Behandlung des Stoffes zu alten Stils. Das Verklüftspiel in drei Aufzügen „Liebe will keine Meisterin“ ist ein so vornehmes, schönes und feines Kunstwerk, daß es Paul Henje in seiner besten Zeit geschrieben haben könnte. Und das will und soll viel sagen! Unser Königl. Schauspielhaus sollte sich die Aufführung doch einmal überlegen. Es wird doch nicht ausschließlich von Bananen bejuchet. Darauf hat Mly im Fontane'schen Verlage zwei Werke veröffentlicht, die etwas Verwandtschaft zugleich mit Keller's und Raabe's Art aufweisen. Ich gebe dem früher erschienenen „Wollenkuckuksheimer Defamerone“ den Vorzug vor dem „Neuen Schwabenspiegel“. Aus allen vier Bänden spricht ein reifer Mann zu uns, der es mit der Pflege eines wohl erst spät hervorgebrochenen Kunsttriebes sehr ernst nimmt.

Max Lorenz.

Das Glück in der Liebe. Eine technische Studie von Robert Hejjen. Stuttgart 1899, bei J. Schmitt.

Eine „technische“ Studie über das Glück der Liebe? Jawohl. Der Verfasser vermißt sich wirklich, der Liebe handwerksmäßig nahe zu kommen. „Nicht um verliebte Mädchen handelt es sich für uns,

sondern um solche, die gerade den, der sie haben will, noch nicht lieben, aber durch eine geschickte Anpaffung und Führung von seiner Seite derartig beeinflusst werden können, daß Gegenliebe in ihnen sich regt.“ Das ist doch beinahe niederträchtig, meint vielleicht manche Leserin. Ja ja, der Verfasser ist überhaupt ein Bösewicht, wie es scheint, der berufsmäßig das Hohe und Hehre ins Handwerksmäßige herunterzieht. Vor Jahren schrieb er, aber damals noch vorsichtig unter dem Pseudonym Avonianus, eine „Dramatische Handwerksschule“. Erst also entwürdigte er die Kunst, und nun gar die Liebe. Merkwürdig ist es nur, daß er mit seinem ersten Buch bei den kompetentesten Beurteilern und ernstesten Männern starken Beifall fand. Auch dieses Buch, eine Reihe sehr geistreicher Feuilletons, werden sicherlich — im Ernst zu reden — viele mit großem Vergnügen lesen und des Verfassers Wissen nicht nur, sondern auch Menschenkenntniß bewundern. Viele werden es hoffentlich lesen, Männer, denen es eigentlich helfen soll, aber mehr wohl noch Frauen und Mädchen, die es sicherlich über alle Maßen interessiren muß, zu erfahren, mit wieviel List und Tücke sie nach Anleitung unseres geistreichen Technikers gewonnen worden sind oder gewonnen werden sollen.

May Lorenz.

Zur Geschichte der deutschen Dichtung des Mittelalters.

Geschichte des Minnesangs von Dr. Edward Stilgebauer (Lauzanne). Weimar 1898. Emil Felber. 298 S. gr. 8.

Walther von der Vogelweide. Philologische und historische Forschungen von Konrad Burdach. Erster Theil. 320 S. gr. 8. Leipzig, Duncker & Humblot, 1900.

Wer eine allgemeine Uebersicht über den gegenwärtigen Stand unserer Literaturgeschichte des Mittelalters sucht, und sich mit W. Scherer nicht begnügen mag, der ja freilich die Höhen und die zu ihnen herauführenden Hauptthäler im Auge hält, ohne in die Seitenthäler sich zu verlieren, mag mit dem Buche Stilgebauers leidlich gut berathen sein. Es ist fleißig und kenntnißreich, und im Ganzen zuverlässig die Ergebnisse der Forschung zusammenfassend. Wäre nur größere Korrektheit in der Drucklegung erreicht worden und nicht allzu oft mit vagen Vermuthungen — er mag wohl, er muß, vielleicht u. a. — zu operiren gewesen!*)

*) So, um nur Einiges zu streifen, findet sich (98) **h**ehen statt **j**ehen und (103) in der bekannten Grabchrift Walthers: Qui sloelooqui für slos eloqui und **pos** eit habere für **poss**it. Freilich wäre die Legende **pos** eit an sich gar wohl möglich und hat etwas Bestechendes, wie denn auch Willmanns, Leben Walthers, S. 62 lesen will. Aber daß der Verfasser doch **pos** it meint, zeigt seine Uebersetzung: „Damit nun deine Frömmigkeit den himmlischen Kranz erlangen möge“. Uebrigens ist die Grabchrift mit ihren paarig gereimten Hexametern ganz im Stil des 13. Jahrhunderts. — In anderer Stelle ist von dem Zauberer Gerber (!) die Rede. Der Marienleich beweist für die theologische Bildung Walthers gar nichts, denn all die vielen, salmudisch verwickeltesten Beziehungen zu alttestamentlichen Stellen, besonders des Canticum canticorum, waren längst Allgemeingut des Kultus und der kirchlichen Poesie. Walthers hat nur einen lateinischen Hymnus in seiner Weise sich angeeignet.

Da Stilgebauer sich als Schüler Konrad Burdachs erweist, so überlassen wir billig die Erörterung vieler Einzelheiten — über die übrigens die reiche Bibliographie in den Anmerkungen Winke genug bietet — den Fachzeitschriften, und wenden uns zur Betrachtung der nach Wilmanns weitaus hervorragendsten Publikation über unsern größten Lyriker vor Goethe, Walther von der Vogelweide.

Es ist kein leichtes Stück Arbeit, aber es ist lohnend, den Erörterungen Burdachs zu folgen. In welchem Sinne die philologisch-historischen Forschungen gemeint sind, besagt die Widmung „Karl Lachmann zum Gedächtniß.“ Freilich ist Burdach kein so blinder Nachtreter Lachmanns, wie etwa M. Haupt oder Herr Muth, die lediglich Unterwerfung forderten, aber jeder weiß, daß seine mit jugendlicher Frische und Muth zuerst 1827 gegebene Ausgabe der Gedichte Walthers die unentbehrliche Grundlage jeder weiteren Forschung geblieben ist und bleiben wird, und Burdach, von wie starker Selbstachtung er sich auch gelegentlich zeigt, wird selber nicht behaupten, in Lachmanns Spuren sehr erheblich viel weiter gedrungen zu sein. Die außerordentliche Emsigkeit in Erschließung der historischen Quellen läßt uns wohl manches deutlicher erkennen, aber sie erhöht auch das Wirral der Meinungen und fordert Schritt für Schritt zu bedächtiger Kritik und stellt immer neue Fragen. Das gilt in erster Reihe für den Antheil des Dichters an den politischen Kämpfen seiner aufgeregten Zeit, also für die sogenannten Sprüche. Diesen ist daher der größte Theil des vorliegenden ersten Bandes gewidmet. S. 122 sagt der Verfasser: „Der . . . Versuch, welcher auf erneuter Durcharbeitung und Nachprüfung der gesammten Forschung über das Leben des Dichters beruht, setzt die von Lachmann begonnenen und weitaus am glänzendsten durchgeführten Bemühungen fort, Walthers Sprüche zu erklären durch die naiven Stimmen seiner lateinisch schreibenden Zeitgenossen, und sucht darin über die bisherigen Erkenntnisse hinauszukommen.“ —

Mit Recht preist er (120) des verewigten Rudolf Hildebrand's tiefes, umfassendes Verständniß des Dichters. Seine Interpretationen heißen „lehrreich, auch da, wo sie nicht überzeugen“.

Es ist liebenswürdig, wie Burdach, an eine persönliche Erinnerung anknüpfend, da er in Breslau in einer Altbüßergasse wohnend, den ehemaligen Gildenunterschied der Flichschuster von den Vollschnurern erörternd, sich selber als Philologen zu den Altbüßern rechnet, die doch auch ihr Verdienst neben den Historikern, den Vollschnurern, beanspruchen dürften, und dieses Verdienst in „Kritik und Exegese“ erkennt, welche beide er vor der modernen Phantasterei der „Statistik“ zu warnen, gewiß befugt ist. „Ich nehme es als ein Hauptverdienst . . . für mich in Anspruch, Walthers unmittelbare Beziehung zu den Gedanken, welche die Leiter der staufischen Reichskanzlei, der Hofkanzler Konrad

von Luerfurt, Bischof von Hildesheim und Würzburg, und namentlich der Reichsministerial Konrad von Scharfenberg mit seinen gleichgesinnten Standesgenossen vertraten und seine dauernde Verbindung mit dem bewährtesten und überzeugtesten Führer der ghibellinischen Reichspolitik, Wolfger von Ellenbrechtskirchen, erwiesen oder doch zur größten Wahrscheinlichkeit erhoben zu haben.“

Das Verdienst soll nicht geschmälert sein, wenn zu bemerken ist, daß Burdach eben nicht der Erste ist, der das erkannte, und daß doch ohne historische Phantasie, wie ich es nennen muß, z. B. was die Beziehungen zu Wolfger betrifft, nicht gar weit wäre zu kommen gewesen. Dies Ergebniß — es ist freilich auch nicht ganz neu — wird ja wohl bestehen bleiben (S. XVII) wonach Walther „allein den größten weltgeschichtlichen Stoff ganz mit künstlerischer Freiheit, ganz aus dem lebendigen Augenblick, ganz aus seiner Persönlichkeit und ganz aus dem nationalen Gefühl zur stärksten Wirkung auf Tausende gestaltet“ habe, „die auch der italienische Gegner (Thomasin) widerwillig anerkennen mußte“. —

Es ist gewiß nicht die Schuld der deutsch-philologischen Wissenschaft, daß auch heute noch mit dem „Lebensbilde“ des großen Dichters wenig Staat zu machen ist. Die äußeren persönlichen Verhältnisse von der Geburt an bis zum Tode liegen im Dunkel und können nur ungefähr durch Kombination nach Angaben seiner Gedichte errathen werden, und selber seine Heimath steht keineswegs fest. An Tirol denkt schon Schönbach nicht mehr, und Burdach muß sich begnügen, ihn als Oesterreicher zu bezeichnen: er denkt dabei, was ja viel für sich hat, wohl mit M. Naaj (i. im Lit. Jahrbuch für Westböhmen von Alois John, Eger 1895) an die Gegend von Dux. Daneben läßt der Spruch Em. 84, 14—21 immerhin die Möglichkeit offen, daß er ein Franke gewesen wäre. *)

Man wird gestehen, daß die ohne Zweifel geistvolle Kombination Burdach's doch den Zweifel nicht ausschließt. Er geht aus von der Verbindung von 66,21 *Ir reinen wip*, wo der Dichter sagt, daß er über vierzig Jahre gejunget habe, wol vierzec . . . oder mé, mit der ergreifenden Elegie 124,1, die auf die Zeit nach der Vermählung Friedrich's II. Anfang Oktober 1227 und vor den 28. Juni 1228 gesetzt wird. Rechnet man nun 40 Jahre von 1228 zurück, so ergäbe sich als Anfang der dichterischen Thätigkeit etwa 1188, und denkt man sich den Ausländer als zwanzigjährig, so wäre er um 1168 geboren. Das stimmt, jedoch sowohl die 40 Jahre als die 20 sind ungefähre und Schätzungszahlen. Vierzec oder mé heißt doch einige 40 Jahre. Aber gut, nicht viel vor 1190 soll Walther begonnen haben zu dichten. Rechnet aber einer 1228—44—24, so kämen wir, wie auch von anderen angesetzt wird, auf

*) Ich habe selber (1883) nur das negative Resultat daraus gezogen, „unser heimesehen fürsten“ als Beweis für Walthers fränkische Herkunft zu betrachten, da eben die Aussage der Jabrenden vererbt wird (Spreu 4, 12—19).

1160 als Geburtsjahr. Wir wissen's eben nicht genau. — Weß Standes war Walther? Burdach will aus dem her nicht zu viel folgern. Aber in der Heidelberger Handschrift, sagt er, werde genau nach Ständen geordnet*), und da stehe Walther in der dritten Gruppe, der Ministerialen und des unfreien Landadels. Beweis für ritterlichen Stand sei auch das nicht. Da nun äußere Zeugnisse fehlen, so giebt es nur innere Gründe. Gegen Schönbach behauptet Burdach, einem „edlen“ Geschlechte angehört habe er sicherlich nicht, vielmehr dem unansehnlichsten Theile der Ritterbürtigen, der niedersten Ministerialen, der milites. Es ist hübsch von dem Verfasser, daß er sich nicht anmaßen will, die „Photographie persönlicher Erlebnisse“ zu geben. Gewagt scheint mir doch die Behauptung, Walther habe sich niemals als Ritter von Veruf gefühlt. Er, der Hört und Lehrer der Höflichkeit? Hätte er sich da mit seinen Nügen im höflichen Kreise nicht sehr anmaßend vorkommen müssen?**)

Die Ergebnisse des ersten Kapitels bleiben darnach so ziemlich das alte non liquet. Wie gesagt, ist das nicht die Schuld der Forschung und persönliche Schuld Burdach's, der ja aufjauchzen würde, wenn wieder einmal ein bloßer glücklicher Zufall so eine neue authentische Notiz zu Tage förderte, wie jene von Ignaz v. Zingerle 1877 mitgetheilte, in den Reiserrechnungen Wolfgers von Ellenbrechtskirchen begegnende: *Walthero de Vogelweide pro pellicio V. solidos longos* (S. 9) und *Sequenti die apud Zeisemurum Walthero cantori de Vogelweide pro pellicio V. sol. longos* (S. 14). Nun, solches ehrliche non liquet ist doch wissenschaftlich oft viel werthvoller als geistreiche aber unbeweisbare Hypothesen.

Der nächste Abschnitt will den Entwicklungsgang unseres Dichters und seine Stellung als „Hofdichter“ in Wien darstellen. Da lesen wir u. a. (S. 28): „Auch eine gewisse gelehrte Bildung hat Walther wohl besessen“, nämlich zu seiner von Gottfried von Straßburg bewunderten musischen***). Ja, den Teufel auch. Es gab gar keine andere, als gelehrte kirchlich-lateinische Bildung, und um zu empfinden, daß Walther nicht bloß allenfalls, wie es S. 28 heißt, den Trivial-Unterricht einer Klosterschule empfangen und annähernd (!) den Bildungsgrad erreicht haben mag, den die schiffbrüchigen Mönche, die Vaquanten, seine nächsten Kollegen

*) Wirklich genau?

**) Ueberhaupt häuften sich hier meine Fragezeichen. Wie kommt man dazu, den Spruch Meinmars des Fiedlers auf Leuthold von Säben, der ehrliche Bewunderung des vielseitigen Dichters ausdrückt, gar Walthern zuzuschreiben? Ist es wahr, daß Wolfram, der Ritter, den Minnesang und damit Walthern verachtet habe, und darf man aus einem halbverstandenen Scherz folgern, daß Walther überhaupt nicht Ritter geworden sei? — Der Name des Dichters Svervogel besagt nicht den Sperling, sondern den Sperber, und der Regenbogen ist nicht die Iris, zur Andeutung unstäten Wanderlebens, sondern ein wirklicher imperativischer Name, s. v. a. „Niege den Bogen“, alio etwa Fiedler.

***) Burdach thut sich etwas darauf zu Gute, die gelehrten Worte Gottfrieds aus der mittelalterlichen Kunstmusik zuerst gedeutet zu haben.

befassen, um das zu empfinden, braucht man nur den Marienleich zu lesen. Da weiß man, daß der Dichter mindestens so gelehrt war wie all die anderen „Paffen“ auch, ja vielleicht etwas mehr. Wenn Walther später, wie eine doch wohl auf guter Tradition beruhende Notiz des gelehrten Woldast bejaht, „Kaiser Philipps geheimer rath“*) ward, so muß er doch auch wohl den lateinischen Kanzleistil völlig beherrscht haben. Burdach's freundliches Zugeständniß einer gewissen Elementarbildung Walther's hört sich für mich fast so an, als wollte ein Goethe-Philologe sagen, Goethe mag wohl etwas Französisch und Englisch, auch einige Brocken Italienisch verstanden haben. Und was weiß man denn von der gelehrten Ausrüstung der so hoch herab gewürdigten „nächsten Kollegen“ des Dichters, der schiffbrüchigen Alexiker, die Burdach sich wohl als verbummelte Studenten vorstellt, weil sie lustige lateinische Liebes- und Kneiplieder zu singen und zu dichten verstanden, wie neuerdings Victor Scheffel und Schwetschke? Burdach selber weiß doch sehr wohl — freilich erwähnt er es erst später —, daß z. B. der Vagant, der als Archipoeta bekannt ist, in der nächsten Nähe des Reichserzkanzlers, des Archicancellarius Seiner Majestät Kaiser Friedrichs des Ersten, den die Italiener Barbarossa oder ruber Fridericus nannten, ich glaube nicht zum Ruhm, sondern um ihn als den rothen Fuchs zu brandmarken, in der Kanzlei also des Erzbischofs von Köln, Reinold von Dassel, gewirkt hat, der verbummelte Alexiker, also so eine Art von Unterstaatssekretär gewesen sein mag.**)

Dazu gehörte denn doch wohl etwas mehr, als der Trivial-Kurjus einer Klosterschule.

Die Gründe, welche Walthern veranlaßten, nach seines Wiener Wönners, Herzog Friedrich's Tode (April 1198) den Hof Leopolds VI. zu meiden und Wien zu verlassen, wo er kurz zuvor den Triumph Heinrichs VI., die Gefangennahme König Richard Löwenherz' erlebt hatte, bleiben unaufgehellt. So asketisch, wie Leopold, war Walther wohl allenfalls auch noch, und den Widerfacher des höflichen Sanges Rithart von Neuenthal, nahm der Herzog auf seiner Kreuzfahrt mit. Man darf wenigstens fragen, ob nicht eben in dieser Bevorzugung des Sängers ungesüßter Töne Walther den Beweis der Unnade des neuen Herrn erblicken mußte.

Walther sagt uns selber, er habe in Oesterreich „singen und sagen“ gelernt. Sein bewundertes Vorbild war Reinmar, dessen höfliche Minnepoesie nicht bloß Burdach als innerlich hohle Konvention charakterisirt. Er verweist noch jetzt mit Stolz auf sein vor zwanzig Jahren erschienenenes Buch über Reinmar und Walther, das im Gegensatz zu Rieger und

*) Die Stelle steht in Epigen's poet. c. 4. s. Grimm, D. Wörterbuch 4, 2, 2353.

**) Eine schöne Wiederholung bot der Kultusminister Heinr. v. Mülller, der Dichter des prächtigen Vagantensiedes „Grad' aus dem Wirthshaus komm' ich heraus.“

Wilmanns den „fiktiven Charakter“ dieser Poesie hervorgehoben habe. Wir wollen nicht darüber streiten, ob auch Walther's Anfänge sich in den Bahnen jener provenzalisch-französischen Lyrik bewegt haben, was wir heute von ihm besitzen, steht weit ab von bloßer ritterlich-höfischer Fezzerei ohne persönlich erlebtes Substrat. Es ist überhaupt schwer, einen wirklichen Dichter ohne solches sich vorzustellen.

Abgesehen davon, daß man auch dem Vorbilde, dem weit fliegenden Gesange der Troubadours mit dem allgemeinen Urtheil bitter Unrecht thäte, wie dürfte Walther ein genialer, ja neben Wolfram der einzige geniale Dichter der Zeit heißen, wenn er der arme Gejell war, der immer nach den Ansprüchen seines Publikums „seine Leier stimmen mußte“? Damit würde ihm ja „die innere poetische Wahrheit“ abgesprochen und es bliebe der gewandte Formenjer. Wir fordern durchaus nicht von Walther's Minnedichtung, daß sie uns „photographische Augenblicksbilder“ gebe — der seltsame Ausdruck begegnete uns bereits — denn nur unter Wahrung strenger Diskretion*) ist Liebespoesie überhaupt denkbar —, aber erfahren haben im eigenen Herzen muß der Sänger, was ein Gott ihm gab zu sagen, sich auf die cose d'amore verstehen, das „zierlich Denken und süß Erinnern“ wie Goethe die Funktion des cor gentile umschreibt,**) verbunden.

Konventionelle Formen findet jeder Dichter vor, das Abbild der Sitten und wandelbar wie diese, aber ewig gleich bleibt die Kunst, in dieser Formensprache das innerste Empfinden auszudrücken. Gottfried Keller überbietet, scheint mir, Goethe's Klassizistisches „Gib mir ein Gott zu sagen, was ich leide,“ durch Anwendung des alten, in Walther's Sinne gemeinten Wortes wunderbarlich:

Ein wunderlicher Kauz ist der Poet,
Der das, was alle Andern bloß empfinden,
Mit wunderlichen Worten sagen kann.

Wäre diese Kunst lediglich Tradition und nicht zugleich Eroberung, Weiterbildung zu neuen Formen des Ausdrucks, so gäbe es keine Geschichte der Poesie. Geistreiches Spiel mit überlieferten Formen kann wohl den Schein der Kunst erzeugen und lange blenden, wie wir es an H. Heine***)

*) Schade, daß wir nicht mehr „Bescheidenheit“ dafür sagen dürfen, das uns nur noch modestia ausdrücken soll, da doch Goethe den Tasso von dem Geheimniß einer edlen Liebe reden läßt, „dem holden Lied bescheiden anvertraut“.

***) Ich verweise hierzu gern auf die sinnigen Plaudereien in B. Suphan's Fremdesgabe für F. Henje: „Allerlei Zierliches von der alten Erzellenz.“ Weimar Hof-Buchdruckerei 1900.

****) Mit Stammen und mit Grauen lesen wir S. 115, wie sich Burdach vor diesem Göken verbeugt. Von Goethe und Walther ist die Rede. Jener soll der im eminentesten Sinne unpolitische Dichter sein, „Walther dagegen, den allerdings einer der genialsten und ursprünglichsten Lyriker aller Zeiten, Heinrich Heine, den größten deutschen Lyriker genannt hat“ u. f. w. —

erlebten, aber echte Poesie quillt nur aus dem Erlebnis, dafür ist Goethe unser reinstes Zeugniß. Wer dieses Agens der Minnedichtung Walther's abpricht, mit allerlei Klugelei von hoher und niederer Minne, der wirft ihn von unserm Parnaß herunter. Freilich bleibt es nach wie vor ein äußerst gewagtes Unternehmen, auf Grund unserer Uebersetzung eine Chronologie der Dichtungen aufzustellen und damit Anhalt für die Biographie zu gewinnen. „Nach wie vor,“ sagt der Verfasser (S. 283), „erkläre ich: eine Chronologie der mittelhochdeutschen Minnekyrik auf Grund biographischer Ausdeutung ihres erotischen Inhalts, der in ihnen ausgesprochenen Liebeschickale und Liebesempfindungen, entbehrt jeder wissenschaftlichen methodischen Basis, eben weil eine „solche Ausdeutung rein unmöglich ist.“ Die Warnung ist gewiß berechtigt, doch wüßte ich eigentlich nicht, wer sie nicht respektirte. Dagegen haben wir doch auch mit dem allein objektiven Kriterium des Stils (Sprache, Metrik, im engeren Sinne: Motive, Komposition, Redeformen), mit dem Burdach zu sicheren Ergebnissen zu gelangen meint, recht behutsam zu verfahren. Ich glaube aufgezeigt zu haben, wie trügerisch dieses Kriterium sogar bei den Gedichten Goethe's ist und zwar bei solchen, die in den Ausgaben stehen, welche unter den Augen des Dichters gedruckt wurden.*) Von den nach Goethe's Tode verühten angeblichen Zurückgewinnungen ihres poetischen Eigenthums bei Bettina (Briefwechsel Goethes mit einem Kinde) rede ich hier gar nicht. Ich erinnere nur daran, wie lange Friedrich Förster den Schein bestehen ließ, das Gedicht „Als ich ein junger Geselle war“ gehöre Goethe an, bis endlich W. v. Löper ihn zwang, zu bekennen, daß er selber — im Stile Goethe's, kann man sagen, denn wer täuschen will, versteht sich auch auf Stilfragen, — die Verse geschmiedet habe (s. Hempel Bd. 1, CLXXX.), was doch erst 1868 geschah.

Burdach geht demgemäß aus von „der künstlerischen Gestalt dieser Lieder, von ihrem Stil im weitesten Sinne des Wortes“, denn das allein sei wissenschaftlicher Beweisführung zugänglich. Also nicht biographisch, sondern literarhistorisch = ästhetisch soll verfahren werden. Aus dieser Betrachtungsweise soll sich nun das Resultat ergeben, daß Walther wie Reinmar eine Art (!) Hofdichter, je mehr sie selbständig und originell werden, desto weiter von dem Anfang ihres Dichtens abrücken. Ist man so sicher, daß es sich nicht auch grade umgekehrt verhalten kann? Für Burdach, der von seiner Methode so überzeugt ist, steht also fest, daß die uns so quellsüß anmuthenden, süßen, neckisch und humorvollen Lieder der sogenannten niederen Minne nicht von einem jungfühlenden und meinerwegen irrenden, sondern von dem lebensreifen alternden Dichter gesungen seien. Ich will den Goethe-Kritiker Burdach nicht an die

*) Freilich ist es lediglich ein Stil-Kriterium, wenn wir z. B. das Gedicht „Ein grauer trüber Morgen“ (s. Junger Goethe I, 268) Goethe absprechen, weil zwar der Walte Lenz, aber nicht Goethe sprechen konnte: „Dürst ich nach dir zurück.“

Lieder des jungen Goethe, an die Minchen Herzlieb = Sonnette, an das Buch Euleika und endlich an die Marienburger Elegien erinnern, sondern es ruhig den Sachgenossen und der Lehre und Rath bringenden Zeit überlassen, über die freilich zunächst frappirende Auffassung zu befinden. Vielleicht — Burdach sagt es nicht und bietet uns wenig Handhaben zur Kontrolle seines Verfahrens — haben doch eben Goethische Analogien bei ihm mitgewirkt.

Ob Wilmanns und Paul zugeben werden, diese Burdach's, „neue Ansicht“ zum Maßstabe der Chronologie der Erotik Walthers gemacht zu haben, mögen sie uns sagen.

Mit sicherem Schritt folgt unser Buch nunmehr den Irr- und Wanderfahrten des Dichters (1198—1220). Hier ist historischer Anhalt gegeben und jeder Tag kann eine bisher geltende Annahme bestätigen, verschieben, zerstören. Denn noch immer ist mit gar manchem „vielleicht“ zu arbeiten. Ich gestehe gern, bei allerlei Vorbehalten und Zweifeln zwar, daß es ein Vergnügen ist, von hier ab, dem Eintritt Walthers in die nächsten Kreise König Philipps und in die großen, welterhörendernden politischen Kämpfe der Zeit, der Darstellung des Verfassers zu folgen. Sie ist, bei energischer Zusammendrängung eines weiten historischen Materials, durchsichtig, warm und schön und zwingt den folgenden Leser zur Bewunderung der Großartigkeit des Gedankens der staufischen Reichs- und Weltpolitik, aber auch zur höchsten Achtung des mächtigen Gegners. Der Spruch, Lm. 21, 25 „Nū wachet! uns gēt zuo der tac“, ist in der That äußerst scharfsinnig durch die Darlegung der politischen Lage des Jahres 1201 erläutert. Das die damalige Welt tief aufregende Ereigniß, an das angeknüpft ist, war die Sonnenfinsterniß vom 27. November. Nun stand es fest, daß der gefürchtete Weltuntergang nahe sei.

Mit wohl zu großer Sicherheit setzt Burdach die Motive zur Trennung von Philipp und seinen Uebergang an den Wartburghof in die getäuschte Erwartung eines Lehngutes. „Der Dichter erhielt nicht was er erwarten durfte.“ Zwölf Zeilen später: „was er begehren mußte.“ „So mußte er sich nach einem andern Dienste umsehen.“ Woher weiß man das?

Eine geheimnißvolle, fast mystische Rolle spielt in der Walthers-Kritik der Ton. Es soll „nicht wahrscheinlich“ sein, daß Walthers in dem ersten Philippston schon vor der Verbindung mit Philipp gedichtet habe, daß er also (nach 20, 4) schon vorher auf der Wartburg gewesen sei. Gut, dann nenne man den Ton doch den ersten Wartburgton und dann braucht man es „nicht wahrscheinlich“ zu finden, daß er schon vorher bei König Philipp bedientet gewesen. Aber in jedem Falle, einer von Beiden, Philipp oder der milte Landgraf Hermann wird in schon gebrauchtem Tone erwähnt. War das unschicklich? Seltsame Vorstellung! Könnte denn Walthers nicht, als er nach Friedrichs Tode († 16. April 1198)

Wien verließ und etwa schon mit dem Entschlusse, nach Worms zu gehen*) einen ersten Besuch in Eisenach gemacht haben? Wir wissen es nicht, doch die Herren glauben den Schlüssel zu dem Gärtlein gefunden zu haben, darinnen man die Gräslein wachsen hört. Da ist es für unser Einen ordentlich tröstlich, daß doch auch sie gestehen müssen, mit den Sprüchen des Wiener Hoftons, den Beziehungen zu Herzog Leopold VI. (VII.) nichts anfangen zu können (i. S. 54 ff.). —

Etwas wenigstens urkundlich Gesichertes bot der Zufall, die bereits erwähnte Notiz vom Pelzmantel oder der mit Pelz verbrämten Schaupe. Aber welcher Art das Verhältniß des Kantors Walther zu dem Bischof Wolfger von Passau, dem späteren Patriarchen von Aquileja, gewesen sei, wer sagt es uns, ohne sich in historische Phantajien einzulassen? Von Wolfger wissen wir ja mehr. Er heißt z. B. ein fidusmediator, wie Bismarck bekanntlich als „ehrlicher Makler“ seine Dienste anbot. Wenn nun, an die Notiz der Reiberechnung vom 12. November 1203 anknüpfend, Burdach sagt, Walther mag (!) sich seiner Günst schon lange, von Wien her, erfreut haben, so muß ich leider sagen, wo besteht denn überhaupt ein Zeugniß von Günst, wenn doch der berühmte Pelz bloß als eine Besoldungsquote für den armen, auf Kündigung angenommenen Diener anzusehen ist, wie das früher ausgeführt ward?**) Ganz in der Luft steht die Vermuthung, Wolfger habe eine Ausöhnung des Dichters mit Leopold vermittelt. Dazu müßte doch wenigstens die Datirung des Spruches 25, 26 jezt stehen, den Lachmann (1. Aufl. 147) und darnach Pfeiffer und Nagel 28. Mai 1200 ansetzen (Schwertleite Leopolds) während jezt Burdach (mit N. j. d. N. 10, 384) an die Hochzeit mit Theodora denkt, die im November 1203 stattfand. Um von Ausöhnung reden zu können, muß die Klage des Spruches 24, 33 als älter datirt werden. Wie dürftig ist ferner, nachdem von der Trennung von Wolfger nichts, gar nichts zu sagen gewesen***) , der Satz: er mußte (!) in Thüringen ein paar Jahre aushalten! Die Erörterung des Spruches vom Spießbraten (17, 11 Wir suln den kochen räten) scheint mir auch wenig plausibel.

Wenn es dann heißt, Walther verzichtet auf Reichspolitik „für eine Reihe von Jahren“, so lese ich daraus nur das Eingeständniß: wir

*) Dafür, daß er die Steinbilder am Dome sehr wohl kannte, die man als die anmuthige Border und die graunige Rückseite der Frau Welt betrachtete, wie sie auch Konrad von Würzburg ausdeutet (vgl. auch den Guotaere MS III, 41 und dazu IV, 181), spricht deutlich Em. 101, 5–12. „Was dieie Bilder eigentlich vorbilden, laß ich einen jeden bedenken“, sagt noch Joh. Leonhard Weidner (Apophth. 4, 441 ff. (1655)).

**) Man denke, daß bis 1877 keine Seele eine Abnung von Beziehungen zu Wolfger gehabt hatte. Und von Wallthers Aufenthalt in Paris, in Lübeck [an der Trave] und anderswo, was weiß man denn da?

**) Denn daß Wolfgers, des ethischen Maklers, bald sichtbare Gezügigkeit gegen Rom daran Schuld war, wodurch er das Patriarchat erlangte, worauf gründet sich das?

wissen so gut als gar nichts über die dunkle Periode bis zum Frühling 1212. Eine Zeit lang war er in Meissen am Hofe des Markgrafen Dietrich und hier konnte er einen der allerdings geistvollsten Dichter der Zeit, der Walthern in echt volksthümlicher Behandlung überaus zarter Liebesliedchen ebenwerthig erscheint, Heinrich von Morungen, kennen gelernt haben. Es währte überall nicht lange, so viel sieht man ja. Mir ist der in diese Zeit der Irrfahrten fallende Spruch 32, 17 auf den Kärtner — so kam Walthar also an die Mür — besonders rührend. Er zürne ihm wahrhaftig nicht, versichert er hoch und theuer, da er wohl wisse, der arme Kerl habe selber nichts und gäbe gewiß gerne, wäre nur was da. *)

Der politische Umschlag, den übrigens Burdach recht gut darstellt, hatte endlich den Sänger in den Dienst des Welfen getrieben. In das Jahr 1212 fällt der weitaus großartigste Betrieb seiner politischen Spruchpoesie. Es sind die prachtvollen Manifeste wider die römische Anmaßung und „welsche Tücke“, deren Sprache vorher nie, später erst wieder in Luthers Munde so männlich, markig, so muthvoll und echt deutsch vernommen ward. Es ist nun bedauerlich, daß die zimperliche Sucht nach distributiver Gerechtigkeit, verbunden mit schwächlichen Friedensneigungen, da doch nicht Friede ist, besonders heute, nach dem Rückzuge vom sogenannten Kulturkampfe, unsere jüngeren Historiker, die Gelegenheit genug finden, die Größe Roms und des Papstes Innocenz zu bestaunen, zum Theil blind macht vor der Größe auch der Gefahr. So kommt auch Burdach, indem er sich fast auf den Standpunkt des welschen Kanonikus Thomasin von Zirklaria stellt, dazu, zur Freude unserer zielbewußten Centrumstruppe zu verführen: „Die Klugheit und die Besonnenheit standen damals nicht auf Walthers Seite“ (als Innocenz die Opfertücke aufstellte, Vm. 34, 4. 14), daß er ihm „Maßlosigkeit“ vorwirft. Konnte etwa er dafür, wenn im April 1213 die österreichische Ritterchaft unverrichteter Sache, vom Albigenstrennzuge zurückkehrte weil es Rom noch nicht paßte? Walthar habe sogar den Gegnern Waffen schmieden helfen und das sei ihm bei Otto IV. zum Verhängniß geworden. **)

In der Auslegung des Tegernseer Spruchs finde ich wieder das beliebte Graß-wachsen-hören. Es steht nicht da „die Mönche“, sondern „der Mönch“, d. i. der Abt des reichen Klosters.

*) Im Ganzen, das darf doch ausgesprochen werden, geht uns heutigen Menschen dieses ewige Heiden der Fahrenden (gernden) gegen den Strich, es jetzt selber einen Mann wie Walthar in unsern Augen herab. Es sind Gastrollen auf Engagement.

**) An anderer Stelle heißt es jedoch, Ottos Mangel sei an der Lösung des Verhältnisses Schuld gewesen. Die Armut ist ja das gemeiname Erbtheil jedes deutschen Dichters, man braucht selbst Goethen nicht auszunehmen. Lät iuch erbarmen, daz man mich bi richer kunst lät alsus armen! (28, 1.) An einer Hand zählt man noch heut die deutschen Dichter auf, die nicht ähnlich klagten.

Sicherlich haben später wieder enge Beziehungen zu Erzbischof Engelbert von Köln bestanden, den Vormund des jungen Königs Heinrich. Die Meinung, die Anton Daffis schon 1854 begründete, und die sehr große innere Wahrscheinlichkeit hat, daß der Dichter an der Erziehung dieses frühreifen Knaben beteiligt war, als eine Art Zivilgouverneur denke ich, will zwar Burdach nicht gelten lassen, aber man geht der Schwierigkeit in Deutung des Scheltspruches Selbwhaisen kint (101, 23) lediglich aus dem Wege — das ist sonst nicht Burdach's Art — wenn man ihn „zunächst allegorisch auf allgemeine Zustände“ deuten läßt.

Mit weniger Vorbehalten und Zweifeln darf man der Darstellung folgen, die von Walther's sittlicher Lebensanschauung gegeben wird. (S. 89 ff.) „In dem Labyrinth der Parteivandlungen jener Tage haben sich die Mächtigsten verirrt, den Wegweiser des sittlichen Gefühls verloren. Walther aber, der Abhängige und Gebundene, hat sich den Schild seiner politischen Grundzüge rein erhalten: er wechselte die Personen, denen er anhing, aber er verleugnete nicht die Sache, für die er focht.“ (S. 93.) Scharf verurtheilt der Verfasser, mit Recht, die Anschauung der sogenannten Realisten, nach der Walther mit gewissenlosen Journalisten unserer Tage auf eine Stufe gestellt wird. Es ist aber ein Irrthum, den Gedanken, die *Minne* durchdringe Himmel und Erde und verbinde sie,* für individuelles Eigenthum des Dichters zu halten (vergl. z. B. Titulr 46, 2 *minne hât uf erde und uf himele vür got geleite*). Ebenso ist alter kirchlicher Tradition und der einsetzenden Spekulation oder der Philosophie des Mittelalters gemäß wenn 10, 1 von der Länge und Breite der Gottheit geredet wird (vergl. Freidank 13, 23). Die „grundlose“ Gottheit ist gäng und gäbe. Spricht doch noch Angelus Silesius im Cherubinischen Wandersmann Buch 4, 35 von der Tiefe, Höhe, Breite und Länge Gottes.**)

Gut dargelegt ist auch, was der Dichter von den Aufgaben seiner Kunst hielt und wie er sie erfüllte und erweiterte. Nur wider das verführende Schlagwort vom „mittelalterlichen Hamlet“ muß ich Verwahrung einlegen. So was klingt ja sehr schön. In der That handelt es sich um ein allgemein-kirchliches Predigtmotiv des Mittelalters, das sich aber auf antike Vorlagen zurückverfolgen läßt. Es klingt auch im Gaudeamus noch an: *Ubi sunt, qui ante nos?* nur, daß es hier ausklingt in die bagantische Umkehr (nach Horaz) *ergo vivamus hodie oder ergo bibamus*. Die Kirche jedoch wollte nur aus der Unmöglichkeit, den Knochen des Weinhauses anzusehen, ob sie einem Fürsten oder einem Bettler

*) So steht er nicht da. Walther jagt nur (82, 10) *minne ist ze himel so gefüege, daz ich sie dar geleites bite*.

**) Durch Weisheit ist Güt tief, breit durch Barmherzigkeit, Durch Allmacht ist er hoch, lang durch die Ewigkeit.

§. noch Abtand, Volksl. p. 819. Luther (bei Seb. Brand Chronica, 1531) p. 419 rw. „Es ist nichts so klein, Got ist noch kleiner, nichts so groß, Got ist noch größer“ u. s. w. Gottes Breite kennt auch noch Goethe.

angehört haben, die relative Nichtigkeit irdischer ständischer Gliederung, die Gleichheit von Arm und Reich vor Gott ad hominem demonstriren. Der mittelalterliche Hamlet wäre also nicht erst Walther, sondern war längst die Kirche und Shakespeare schöpfte eben auch aus der langlebigen Tradition.

Ebenso ist an der aristokratischen Gesinnung des Sängers kein Zweifel, dem ére, werdekeit, hövescheit, fuoge seine Gebieterinnen sind. Was über die Gegenjählichkeit einmal zu der modischen Gesellschaftsposse Reinmar's, andererseits aber zu der Dichtung Nithart's gesagt wird, wird man im Ganzen gelten lassen.

Zu dem Besten, was über Walther's „dichterische Kunst“ bisher gelehrt ward, gehört der Abschnitt S. 102 ff. Hierbei kamen dem auch auf anderen Gebieten der Forschung bewanderten Manne seine ausgebreiteten kunsthistorischen Studien trefflich zu Statten, wie nicht minder die eindringliche Beschäftigung mit Goethe's Kunst. So findet er die typische Geberden Sprache und die Objektivierung durch bestimmte Situation in den Miniaturen vorgebildet. Die lyrische Wirkung der Symbolik, des typischen Bildes — ich rechnete vorher dazu die Frau Welt am Portale des Wormser Domes — führt er auf die Tradition der Psychomachie des Prudentius zurück. Der Zug zum Dramatischen ist gewiß nicht zu verkennen, er ist aber nicht auf Walther zu beschränken, Nithart hat ihn noch viel entschiedener ausgeprägt.

„Frau Bohne verwünscht er mit etwas unverständlichen Scherzen“, lesen wir (S. 110). Sie werden vielleicht etwas verständlicher, wenn wir „Frau Bohne“ als Symbolik des uralten Bohnenliedes fassen, des wüsten farnevalistischen Treibens. Ich kann das hier nicht näher begründen. Was auch von Goethe's Stil gelagt werden kann, deckt sich so ziemlich mit Burdach's Worten:

„Walther's Stil im engeren Sinn des Wortes: seine Sprache, seine metrische und rhythmische Kunst bewähren ihn bei näherer Untersuchung als den genialsten Beherrscher der poetischen Form, der alle überlieferten Schätze schöpferisch verwerthet und bereichert.“ (113.) Walther gehört zu den „dauernden Dichtern“, wie Shakespeare und Goethe, er rühre aber näher an Goethe.*) Gelegenheitsdichtung ist freilich bei Beiden hervorragend. Ob Walther der modernste mittelalterliche Dichter heißen dürfe, bezweifle ich noch, da mir Ulrich von Lichtenstein viel moderner erscheint, was ja an sich gar kein Ruhm ist und ihn keineswegs über seinen Lehrmeister erhebt. —

Man wird gut thun, die Tüfteleien der ersten Untersuchung „Walther's Scheiden aus Oesterreich“, die mit Möglichkeiten und bestenfalls Wahrscheinlichkeiten rechnen, zunächst den streitenden Philologen, Burdach und

*) Wüchste doch auch einmal ein Kundiger an die Verwandtschaft in Gesinnung und Kunst mit Dante denken!

Wilmanns, zu überlassen. Es ist bei der Reichthümlichkeit unserer bisherigen Kenntniß überaus schwierig, sich über die Motive des Dichters ein klares Bild zu verschaffen, und, ehrlich gesagt, was liegt der Literaturgeschichte so groß daran, herauszubringen, was z. B. Walthers „Ich hört ein wazzer diezen“ veranlaßte, und gar den Tag zu bestimmen, an dem es gedichtet sei. Fürsten pflegen eben ihre Gründe nicht zu sagen, weshalb Einer in ihre Ungnade gefallen ist, und man darf sie nicht darnach fragen.

Allgemeines Interesse verdient wegen ihrer überzeugend begründeten Resultate die zweite Untersuchung „Walthers erster Spruchton und der staufische Reichsbegriff.“ (S. 135—270.) Ob jede Einzelheit in der Schilderung der Welfischen Fronde wider die staufische Macht aufrecht bestehen bleibe, ist nebensächlich, im Großen und Ganzen ist die Weltverchwörung wider das Imperium gewiß richtig gezeichnet, wozu denn dem „Altbüßer“ die zünftigen „Vollschuster“, vor allem wohl Winkelmann, das Beste geliefert haben. Wer sind die *ze hères cirkel* und die *armen künige*, die das Reich bedrängen? Der eine war Otto von Poitou, der Welf, dem der Verzicht auf alle italienischen Territorien des Reichs, Sicilien und Tuscan nach dem Tode des gewaltigen Heinrich VI. († 28. September 1197) zugestanden werden konnte. Neben ihm konnten die bereits abgethanen Prätendenten, Berthold von Züringen und Bernhard von Sachsen, nicht mehr in Betracht kommen. Burdach trennt — mit Zug glaub' ich — die „Cirkel“ und die „armen Könige“. Jene seien die Fürsten, die die Wahl leiteten und auf die Leiter Einfluß ausübten, Erzbischof Adolf von Köln, Erzbischof Johann von Trier, Graf Baldwin von Flandern, die Herzogin Mechtild von Brabant u. a. (s. S. 156). Zur anderen Gruppe gehöre der eben noch gefangen gewesene Dienstmann-König (wegen des geschworenen Lehnsseides) Richard Löwenherz, Otto's Thronerbe, die Seele der welfischen Anfechtung. Bei ihm hatte Heinrich der Löwe, sein Vetter, Zuflucht gefunden. Und eine englisch-sicilische Familienverbindung hätte der römischen Kurie gepaßt. Im Verhältnis zu des verstorbenen Kaisers Weltpolitik, heißt es, die stannende Bewunderung verdiene, habe Walthern später Philipp enttäuschen müssen.

Wie Richard Löwenherz wirklich ein „armer König“ geworden, ist bis S. 164 aufgezeigt. Nach Heinrich's Tode scheint (!) jedoch Richard nicht mehr den Muth gehabt zu haben, nach der Kaiserkrone zu greifen.

Es wird den Leser interessieren, den ungefähren Inhalt der staufischen Reichsdoctrin zu erfahren, wie Burdach sie auf Grund seiner Studien formulirt (S. 184): „Das römische Reich umfaßt danach im weiteren Sinne alle Königthümer wie Provinzen*) mit abhängigen Regenten. Aber die

*) Titulirte doch der Kanzler Meinold von Tassel den König von Frankreich — *impudenti scurrilitate verborum* zwar, wie dieser es empfand — als *regulus* (S. 175).

Stadt Rom und ihr Bischof gehören nur zum römischen Reich im engeren Sinn und stehen außerhalb jedes Einspruchs der fremden Könige und Prälaten, so gut wie die Stadt Paris außerhalb der Entscheidungen des römischen Kaisers.“ — In diesen Vorstellungen, jagt Burdach, lebe die lateinische Vagantenpoesie.

Die Wittve Heinrich's VI., Constanze, verschrieb sich der römischen Kurie. Im Mai 1198 müßte man das in Deutschland gewußt haben.

Burdach zählt aber weiter den jungen Friedrich, Philipp's Neffen, zu den „armen Königen“, da er von Philipp selber in dem Schreiben an den Papst von 1206 als non sufficiens ad regimen imperii bezeichnet werde. Für Walther habe er also damals mit zu den Verkleinerern der deutschen Zunge gehört. In dem eben erwähnten Schreiben wird sich auch auf die Wirren an den Grenzen des Reichs bezogen. Da kommt zunächst Sicilien in Betracht. Weiter sei Philipp August von Frankreich ein armer König. „Nirgends wurde gegen die deutsche Zunge so gedrungen, als von dem westlichen Provinzkönig. (211.) Dazu kommt die altererbte Feindschaft der Dänen. Ob Polen und Ungarn in Betracht kommen, will Burdach nicht entscheiden, doch vielleicht habe Walther noch an Ottokar von Böhmen gedacht. Böhmen und Mähren gingen damals dem Reiche verloren. — Nach Allem glaubt Burdach den Spruch Walther's auf die letzten Tage des Juni 1198 und nach Worms setzen zu dürfen. Das geht wohl etwas zu weit, ihn als Einladung zur Wahl nach Mainz zu bezeichnen. Als ein Werk mittelalterlicher offiziöser Publizistik muß man ihn wohl gelten lassen.*)

Nach allem glaube ich auszusprechen zu dürfen, daß Burdach's Arbeit des ernstern Antheils seiner Fachgenossen nicht nur, sondern der Freunde deutschen Seins und Werdens überhaupt, in hohem Maße würdig ist. Er wird sich auf viel Widerspruch gefaßt zu halten haben, auch aus ganz anderen Lagern her, als dem unsrem, das ihm in der treuen Mitarbeit, so weit sie uns vergönnt ist, in deutscher Gesinnung sich innig verwandt weiß „auch wo er uns nicht überzeugt“. Immer mag er sich trösten mit dem heiter-jugendlichen Worte des Altmeisters Jakob Grimm: „Man darf mitten unter dem Greifen nach der neuen Frucht auch den Muth des Fehlens haben.“ Und im Deutschen Wörterbuche (3, 1638) heißt es: „In Ermangelung besserer Beweise stehen bloße Vermuthungen frei.“

Weimar, Mitte August 1900.

Franz Sandvoß (Xanthippus).

*) Nur halte ich solche Poesien nicht für bestellte Arbeit, sondern für freien dichterischen Antheil an den Geschicken des Vaterlandes, etwa wie Geibel's Heroldrufe für unsern Kaiser Wilhelm I.

Willmanns, zu überlassen. Es ist bei der Reichsaffäre herigen Kenntniß überaus schwierig, sich über die Motive klares Bild zu verschaffen, und, ehrlich gesagt, was die Geschichte so groß daran, herauszubringen, was z. B. hört ein wazzer diezen“ veranlaßte, und gar den Tag dem es gedichtet sei. Fürsten pflegen eben ihre Gründe weshalb Einer in ihre Ungnade gefallen ist, und man da fragen.

Allgemeines Interesse verdient wegen ihrer überze Resultate die zweite Untersuchung „Walther's erster Stauffische Reichsbegriff. (S. 135—270.) Ob jede (Schilderung der Welfischen Fronde wider die stauffische stehen bleibe, ist nebenächlich, im Großen und Gan verchwörung wider das Imperium gewiß richtig geze dem „Altbürger“ die zünftigen „Vollschuster“, vor allen man u, das Beste geliefert haben. Wer sind die ze hē armen künige, die das Reich bedrängen? Der eine wa der Welf, dem der Verzicht auf alle italienischen Terr Sicilien und Tuscan nach dem Tode des gewalt († 28. September 1197) zugeraut werden konnte. Die bereits abgethanen Prätendenten, Berthold von Zäri von Sachsen, nicht mehr in Betracht kommen. Burd. Zug glaub' ich — die „Cirkel“ und die „armen Könige Fürsten, die die Wahl leiteten und auf die Leiter Einbißhof Adolf von Köln, Erzbischof Johann von Tri von Flandern, die Herzogin Mechtild von Brabant u. . anderen Gruppe gehöre der eben noch gefangen gewesene (wegen des geschworenen Lehnseides) Richard Löwenber die Seele der welfischen Auflehnung. Bei ihm hatt Löwe, sein Vetter, Zuflucht gefunden. Und eine englisch verbindung hätte der römischen Kurie gepaßt. Am verstorbenen Kaisers Weltpolitik, heißt es, die staun verdiene, habe Walther u väter Philipp enttäuschen :

Wie Richard Löwenberz wirklich ein „armer Kē bis S. 161 aufgezeigt. Nach Heinrich's Tode scheint nicht mehr den Muth gehabt zu haben, nach der Kaiser

Es wird den Leser interessieren, den ungelährten Reichsdoltriu zu erfahren, wie Burdach sie auf Wi formulirt (S. 184): „Das römische Reich umfaßt danach alle Königthümer wie Provinzen*) mit abhängigen“

*) Titulirte doch der Kanzler Reinold von Dassel d Reich — impudenti scurrilitate verborum zwar, wk als regulus (S. 175).

der vorwiegend literarischen
 kälteren Sympathien, die das unter-
 zösische Revolution anknüpfenden
 verstand, obwohl diese dem Kemmer
 schminke erscheinen mußte.

Es das Eindringen des Jesuitismus
 ische Blutbad von 1724 geschildert
 war als verdiente Nemesis, aber
 re Vergewaltigung“ bezeichnet wird?
 neuer Verhezung der Polen dienen,
 anzunehmen, daß die Anschauungen des
 weites Echo fänden.

g, die über so viele konziliante Motive
 zu verfügen hätte, sollte sich nicht ver-
 sion politisch abgeschlossener Thatfachen

Opitz, der sich an alle hohen Herren
 dem damals noch polnischen Danzig be-
 merkeisters, Constanze Czirenberg, als die
 die Dichter seines Kreises Joh. Peter Tiz
 1646 „Das blühende Danzig“) das Lob
 n, ist ja sicherlich ein Zeugniß für die noch
 n zu den Westslaven und gern wollen wir
 o selber des ihm gespendeten Weihrauchs nicht
 einung über den Werth der Adelsrepublik und
 im Allgemeinen schon damals in Deutschland
 anz Europa so ziemlich festgestanden haben, und
 „Brücken“ kennt der Tübinger Humanist Heinrich
 (e werth*), er hörte auch selber im Lande (cum
 adivi esse proverbium inter Germanos, qui ibidem
 Pole sei ein Dieb, wie der Ruthene ein Verräthler
 eine ein Nezer, der Schwab ein Schwäzer. Und als
 entlichen (inter nostros) c habe Jemand hin-
 on lo... m, daß es... wissen weniger be-
 zu stehlen, als... Milch und
 in Anderer w... plante: So
 Nezer Nacht... Fenster geht,
 das sind... eine Volks-
 Berth... in gilt... nehmen
 symptomat... Historiker

Geschichte der Deutschen Polenliteratur. Von Dr. Robert F. Arnold. Erster Band. Halle a. S. Verlag von Max Niemeyer. 1900. 298 S. gr. 8°. Preis 8 Mark.

Der Verfasser dieses tief eindringenden Buches, das sich als ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte giebt, ein Schüler A. Sauer's in Prag, hat sich bereits durch eine Geschichte des deutschen Philhellenismus bestens eingeführt. Diesmal jedoch war es sehr viel schwieriger, das Material zusammenzufinden und nach Herkunft und Werth zu prüfen, denn die Partheinahme pro et contra vielfach namenloser und obscurer Scribenten, die doch auch nicht nach archivalisch-historischen Gesichtspunkten in unsern Bibliotheken gesammelt vorliegen, erfordert immer wieder von Neuem diese Prüfung der Zeugen.

Es ist, auch zeitlich, ein weites Gebiet, das Arnold zu durchmustern hat, denn es kommt ihm auf den Komplex unserer Polenliteratur an, welche die Ereignisse von 1772, 1794, 1797, 1831, 1848, 1863 begleitet. Der vorliegende erste Band beschränkt sich wesentlich auf das 18. Jahrhundert.

Ein polnisches Sprichwort besagt: „So lange die Welt steht, wird der Pole nie des Deutschen Bruder.“ Schon Max Lehmann hat in diesen „Jahrbüchern“ dieses Sprichwort einmal als historisch unberechtigt dargethan und Arnold erklärt es gleich im Eingang für lügenhaft und bezieht sich (S. 46) besonders auf das sehr gute Einvernehmen, das Jahrhunderte hindurch in Danzig zwischen beiden Nationen geherrscht habe.

Nach einem schnellen Abriss der früheren Geschichte Polens bis an die Schwelle des 18. Jahrhunderts treten wir an die Reihe der unglücklichen Ereignisse heran, über die es selbst heute noch schwer und oft recht ungerne zu haben und auszusprechen. Eben noch sehen wir die jugendlich schöne Heldengestalt Jan III. Sobiesky's 1683 als Erretter Wiens und der mitteleuropäischen Welt von der Türkengefahr. Vierzehn Jahre später herrschen die sächsischen Kurfürsten, zunächst August der Starke, 1697—1763. „Es ist schwer zu sagen“, lesen wir S. 24, „welches der beiden Länder dem andern mehr geschadet hat.“ Für Sachsen, das Geburtsland der deutschen Reformation, war es wenigstens kein Ruhm, daß seine Fürsten um der polnischen Wahlkrone willen katholisch wurden.

In der „curiosen“ Literatur jener Zeit findet Arnold die ersten Reime sowohl der ungerechten Verachtung und Verhöhnung des polnischen Wesens, wie auch der ebenso unwahren späteren Polenromantik. Das klingt ungerne unparteiisch, doch darf ich leider nicht verschweigen, daß der Verfasser den Polen im Grunde seines Herzens viel mehr zugethan ist, als den Deutschen, besonders den bösen Preußen. Friedrich der Große, und noch viel mehr sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II., sind ihm höchst unympathisch.

Unser Buch hält sich, und es ist ja bei der vorwiegend literarischen Umschau begreiflich, allzusehr an die populären Sympathien, die das untergehende Volk sich in der an die französische Revolution anknüpfenden liberalen Verfassung noch zu gewinnen verstand, obwohl diese dem Kenner der Zustände als eine rein äußerliche Schminke erscheinen mußte.

Was soll es besagen, wenn uns das Eindringen des Jesuitismus unter Stefan Báthory und das Thornische Blutbad von 1724 geschildert wird und dann die zweite Theilung zwar als verdiente Nemesis, aber zugleich doch als „noch viel grausamere Vergewaltigung“ bezeichnet wird? Ein solches Urtheil kann doch nur zu neuer Verhetzung der Polen dienen, wenn sie sich etwa verleiten lassen anzunehmen, daß die Anschauungen des Prager Freundes in Deutschland ein weites Echo fänden.

Die literargeichtliche Forschung, die über so viele konziliante Motive in den internationalen Beziehungen zu verfügen hätte, sollte sich nicht verleiten lassen, nachträglich für Revision politisch abgeschlossener Thatfachen einzutreten.

Daß der Dichter Martin Opitz, der sich an alle hohen Herren anschmeichelte, — er liegt in dem damals noch polnischen Danzig begraben, die Tochter des Bürgermeisters, Constanze Czirenborg, als die „baltische Sirene“ feierte und die Dichter seines Kreises Joh. Peter Tiz und Georg Greflinger (1646 „Das blühende Danzig“) das Lob König Wladislaw IV. sangen, ist ja sicherlich ein Zeugniß für die noch wenig getrübtten Beziehungen zu den Westslaven und gern wollen wir auch glauben, daß Wladislaw selber des ihm gespendeten Weisrauchs nicht unwürdig war, aber die Meinung über den Werth der Adelsrepublik und die polnische Kultur wird im Allgemeinen schon damals in Deutschland nicht nur, sondern in ganz Europa so ziemlich festgestanden haben, und nicht bloß die „polnischen Brücken“ kennt der Tübinger Humanist Heinrich Vebel als keiner Bohne werth*), er hörte auch selber im Lande (cum in Sarmatia essem, audivi esse proverbium inter Germanos, qui ibidem morabantur . . .), der Pole sei ein Dieb, wie der Ruthene ein Verräther seines Herrn, der Böhme ein Neber, der Schwab ein Schwäber. Und als er das einmal in Deutschland (inter nostros) citirte, habe Jemand hinzugefügt, die Polen seien so fromm, daß es ihr Gewissen weniger beschwere, am Sonntag ein Pferd zu stehlen, als am Freitag Milch und Butter zu verzehren, und wieder ein Anderer wußte die Variante: So fromm ist der Pole, daß er lieber in tiefer Nacht durch die Fenster geht, als bei Tage die Kirche verläumt. Nun das sind ja übertriebene Volksscherze, die kein Verständiger als allgemein gültige Wahrheiten nehmen wird, aber als symptomatisch für die Stimmung wird sie der Historiker

*) S. Proverbia Germanica (1508 ed. W. H. D. Zuringar, Leiden 1879 in der Appendix prima S. 159, 5. 6. 7 und S. 20, Nr. 43.

immerhin gelten lassen, so gut wie das polnische oben erwähnte Sprichwort, daß Herrn Dr. Arnold lügenhaft erscheint.

Eine ungeheure Literatur reißt sich an das Ereigniß vom August 1772, die erste Theilung. Zunächst zeigt sich die von den Tendenzen der Aufklärung beherrschte öffentliche Meinung den Siegern günstig, dagegen bleiben polenfreundlich die Anhänger Rousseaus und — natürlich! — der katholische Klerus, ob auch die sogenannten „Stürmer und Dränger“ im Ganzen, ist mir recht zweifelhaft. Wieland, den man doch dieser Gruppe nicht zurechnet, huldigt der Kaiserin Katharina, doch mit würdevollem Takt. Schubarth zeigt sich haltlos.

Interessant ist die Erörterung der Frage, worin denn der deutsche literarische Import nach dem Osten im 18. Jahrhundert bestanden habe. Da begegnen uns denn in erster Reihe Gessner, Campe, Kosewue, Gellert, dazu Zacharia, Wolf, Winkelmann und Gottsched; in zweiter — der Bischof Kraski kennt und schätzt sie — Lessing, Wieland, Goethe, Schiller.

Ein graufiges Bild von den sozialen Zuständen des armen Landes das sich durch unorganische Aufspaltung einer aus Paris bezogenen Verfassung zu regeneriren hoffte, giebt der S. 114 mitgetheilte Brief Forsters an Lichtenberg. Es muß hier genügen, einige Zeilen daraus herzusetzen: „... man lacht nur über Menschen, deren Schuld es ist, daß sie lächerlich sind; nicht über solche, die durch Regierungsformen, Aufzüchtung (so sollte hier die Erziehung heißen), Beispiel, Pfaffen, Despotismus der mächtigen Nachbarn, und ein Heer französischer Bagabunden und italienischer Taugenichtse schon von Jugend verhunzt worden sind, und keine Aussicht künftiger Besserung vor sich haben.“ Das eigentliche Volk sei von allen Menschenrechten ausgeschlossenes Lastvieh und durch langgewohnte Sklaverei zu Thierheit und Fühllosigkeit, Faulheit und Unwissenheit gesunken, von welchen es sich in einem Jahrhundert nicht wieder zur Höhe mit anderem europäischem Pöbel werde erheben können.

Da sollte nun der französische Import der vielgepriesenen Verfassung vom 3. Mai 1791 helfen, über die der sogenannte „lange Reichstag“ zu entscheiden hatte. Dabei hucht unser Literaturforscher über die kindliche Unbejorgtheit der Nation um die einfachste Rücksichtnahme auf die Nachbarstaaten glatt hinweg, als verstünde sich die Souveränität der Völker so von selbst. Bemerkenswerth ist, daß der junge Fichte sogleich die Dauer des neuen Zustandes bezweifelt hat. Zwar erfocht der von dem gesammten Westen Europas enthusiastisch gefeierte junge Diktator Kosciuszko am 4. April 1784 bei Maclawice über die Russen einen glänzenden Sieg und es gelang am 17. desselben Monats die Russen auch aus Warschau zu vertreiben, aber das Ende aufzuhalten, dazu reichte die Kraft des wohl äußerlich neu verputzten, innerlich aber baufällig gebliebenen Staats-

gebäudes nicht mehr. Arnold erhebt sich in der Charakteristik dieses Helden zu wirklich schönen schwingvollen Worten, die auch unsere Leser mit Genuß hören werden (S. 127): „Und so ist er von San Matejko gemalt worden, am Abend von Raclawice durch das Nadelgehölz des Schlachtfeldes reitend, nicht theatralisch, wie David's Napoleon den St. Bernhard hinan stürmt, sondern recht als ein wackerer Mann, der mit sich selbst im Reinen ist und sich eins fühlt mit lieben und getreuen Freunden, im ruhigen Bewußtsein reicher Kraft, umweht von eroberten russischen Fahnen, umbraust von dem Jubel der krakaischen Bauernschaft, bestrahlt vom Sonnenuntergange des siegreichen Tages und des polnischen Staates. Machtlos steht die Geschichte, die große Legendenvernichterin, vor dieser lautern, hellen Gestalt. So sieht ihn die Gegenwart, so wird ihn die Zukunft sehen. — Seit Sobieski hatte kein Pole sich einer auch nur annähernd gleichen Popularität bei uns erfreut.“

Staunenswerth erscheint der Fleiß, mit dem Arnold eine endlose Reihe oft recht ordinärer Pamphlete zusammengesucht und durchmustert hat, vielfach im Dunkel der Anonymität schleichende *di minorum gentium*. Für den damaligen Fortschritt war Polen fortan das Schloßkind geworden, die Polen eine ideale Adelsnation von Republikanern à la Verriina. (S. 168.) Zu ihren Grundzügen festgelegt ward seit 1787 durch den Roman, seit 1791 durch die Oper bereits die Polenromantik. Der Verfasser belehrt uns (169), daß der Textdichter der Cherubinischen Oper „*Wodowska*“, Claude Francois Gillette Vorauz, die Geschichte (Nabel) dazu in dem schlüpfrigen Roman des Baptiste Louvet de Couvray (1760—97) „*Les amours du chevalier de Faublas*“ gefunden habe, ähnlich dann Voieldieu's Oper „*Wenjoski*“ und Cherubinis „*Taniska*“ in anderen Zeitromanen die ihren.

Verdient als Poet hat jedenfalls August von Kozebue das harte Urtheil des Verfassers, über das längst kein Streit mehr ist. „Der Leibpoet des Spießbürgers“ heißt er hier. Er machte es genau so, wie der von ihm geschilderte Nigai'sche Zensor, der in der „*Verföhung*“ die Worte: „Ich will nach Rußland; dort soll es brav kalt sein!“ wegstrich und statt derselben vorschrieb: „Ich will nach Rußland; dort wohnen lauter ehrliche Leute!“ — Wir haben keine Veranlassung für die Ehrlichkeit seiner politischen Zwischenträgererei einzutreten.

Vortrefflich sind Arnold's Ausführungen über Schiller's „*Demetrius*“. Leo Sapieha, lernen wir u. a., sei eine frei erschaffene Figur des Dichters, dessen Gestalt sich entwickelt habe aus der des Zeitgenossen Schillers, Kazimierz, des interessanten schönen Bonvivants und Parteiführers, der eine Zeit lang (1792—94) in Dresden lebte und 1797 in Wien starb.

Ich entlasse nach so manchem Unerquicklichen den Leser gern mit der Aufzeichnung eines der letzten Gespräche Voethe's mit dem Kanzler

Friedrich von Müller in dessen Tagebüchern, wie sie in C. A. Hugo Burkhards schöner Neuauflage (Stuttgart 1898, Cotta) S. 253 lautet, in der Hoffnung, daß sie in den Herzen jedes preussischen Lesers und so Gott will jedes deutschen, vollen Widerhall finde. Müller also verzeichnet unter Sonntag, den 1. Januar 1832:

„Als ich das Verbot von Maumers Untergang Polens rügte, verteidigte er es lebhaft. Preußens frühere Handlungsweise gegen Polen jetzt wieder aufzudecken und in übles Licht zu stellen, kann nur schaden, nur aufreizen. Ich stelle mich höher, als die gewöhnlichen platten moralischen Politiker; ich spreche es geradezu aus: kein König hält Wort, kann es nicht halten, muß stets den gebieterischen Umständen nachgeben. Die Polen wären doch untergegangen, mußten nach ihrer ganzen verwirrten Sinnesweise untergehen. Sollte Preußen mit leeren Händen dabei ausgehen, während Rußland und Oesterreich zugriffen? Für uns arme Philister ist die entgegengekehrte Handlungsweise Pflicht, nicht für die Mächtigen der Erde.“

Weimar, Anfang Juli 1900.

Franz Sandvoß (Xanthippus).

Epische Dichtungen.

Eros und Psyche. Ein Gedicht von Hans Georg Meyer. Berlin. Verlag von Karl Siegesmund 1899. 110 S. gr. 8°. Preis 3 Mk., geb. 4 Mk.

Arthur Pfungst. Laskaris. Dritte Auflage. Wohlfeile Volksausgabe. Berlin 1898 Ferd. Dümmfers Verlagsbuchhandlung. Preis 2,40 Mk., eleg. geb. 3,60 Mk. 252 S. 8°.

Wir glaubten vor einigen Wochen den geistvollen Literaturhistoriker Anton E. Schönbach in Graz tadeln zu sollen, daß er der allerdings weit verbreiteten Abneigung wider den Vers allzu bereitwillig das Wort zu reden schien. „Ich finde“, sagte er, „die Ueberwucht der Prosa in der Mätschheit des modernen Lebens ausreichend begründet“; der Vers werde dem Durchschnittsmenschen der Gegenwart von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sichtlich lästiger; ein neues Stück in Versen habe schon von vorn herein, das sei nicht zuviel gesagt, die Mehrheit des modernen Theaterpublikums gegen sich, und das Epos in Versen sei allbereits verblühen.

Nun ja, wir wissen es, aber wir beklagen es auch und bekämpfen es nach unserm Vermögen, das Herrschende ist das Niederrichtige, der Mangel an Kunstverstand und Kunstbedürfnis, der Banalismus.

Wenn nun aber einmal, wie es scheint, die Prosa Trumpf ist — zunächst mit Ausnahme des durch Singang getragenen Verses der Oper — liegt es lediglih am Publikum?

Von der Lyrik läßt sich sogar ein neuer Aufschwung nicht leugnen, und wenn der Dichter sich dazu versteht, sein eigener Rezitator zu sein, darf er selbst heute noch hoffen, ein erlebtes Publikum zu fesseln. Freilich schwerlich der fahrende Rhapjode, der uns stückweise ein langes Epos „zu Gehör bringen“ möchte, wovon W. Jordan ein Liedlein zu singen weiß.

Aber schelten wir den Mangel an Kunstverstand so streng, wie wir wollen, es muß schließlich doch auch an der Qualität des uns gebotenen Dichterverkes selber liegen, wenn in so bejammernswerther Weise das allgemeine Interesse erlahmen konnte. Zum Theil auch, das geben wir zu, an der Kritik, an jener ruchlosen Spottlust, nicht sowohl des „Kleinstädters“, als gerade des Großstädters, die sich vor dem imponirenden Eindruck des Schönen zunächst nur durch einen Witz zu retten weiß, nach dem philisterrhaften Grundsatz: nil admirari.

Als vor etwa hundert Jahren „Hermann und Dorothea“ erschien, waren die Leute auch längst überzeugt, daß es mit der epischen Poesie völlig vorbei sei.

Also, so allgemein soll man nicht den Stab brechen, und niemals darf man an der Kunst verzagen.

Nur den Anspruch haben wir endgiltig aufzugeben, daß das moderne Epos Volksepos im Sinne Homers oder der auf alter Sage ruhenden Geschichten unseres Heldenbuches sein solle: es kann lediglich noch der verßißirte Roman oder eine Novelle in Versen sein, ob nun die Fabel antik, biblisch, geschichtlich oder rein phantastisch sei. Dichterische Gestaltung bezwingt auch den abstruhesten Stoff, das lehren die französischen und deutschen Epen des Mittelalters, Wolframs Parzival, der Wigalois, die Erzählungen Hartmanns von Aue, Gottfrieds von Straßburg, die Alexandergedichte und noch die „Mären“ oder „Aventiuren“ der späteren Zeit, die pikanten, an Boccaccio gemahnenden Geschichten der „Gesammtabentheuer“ von der Hagens. Und die weite Wirkung Wielands, beruhte sie etwa auf der oft elenden Fabel und nicht vielmehr auf der geistvollen Behandlung derselben? Form ist Alles in der Kunst, Stoff gar nichts.

Es ist also die Aufgabe und das Interesse unserer Dichter selber, das Publikum der edlen Form wieder zu gewinnen: die Kritik, an die der Anspruch erhoben wird, von jedem sogenannten Roman Notiz zu nehmen, der allein stofflich aufregen, allein dem Bedürfniß der Masse dienen will, die Zeit mit spannenden Geschichten zu tödten, vermag wenig dazu.

Vor uns liegen zwei an Form und Gehalt sehr verschiedene, ja gegenläufige epische Versuche, ein antikisirendes Märchen und ein phantastischer moderner Roman in Versen, jenes in durchschnittlich streng gebauten, oft sehr schönen Hexametern, dieser in zehnerfüßigen Strophen, deren Stollen und Abgefang das Reimschema a b a b, c d c d, e e beherrscht, mit wechselndem klingenden und stumpfen Reim. Beide erfassen ihre Aufgabe mit vollem Ernst, beiden liegt eine gewisse erziehlische Tendenz am Herzen,

dem einen die Richtung des Willens auf energisches Ueberwinden widrigen Verhängnisses in reiner aufopferungsfreudiger Bethätigung starker Liebe, dem andern die Predigt pessimistischer Ergebung, der man zu viel Ehre anthäte, glauben wir, wollte man sie auf die Lehren Schopenhauer's oder Nietzsche's zurückführen, da sie wohl eher auf des unglücklichen Giacomo Leopardi Weltanschauung weist, der die gesammte Gotteswelt nichts als Dreck (fangio) ist. Man schelte es subjektive Voreingenommenheit, wenn wir uns da sogleich auf die Seite Hans Georg Meyer's stellen, es geschieht, weil der ethische Gehalt des älteren Märchens in seiner Gestaltung wahrhaft poetisch wirkt, ohne daß wir eine philosophisch begründete pessimistische Anschauung etwa darum als falsch betrachten dürften, weil sie, wie man sagt, trostlos ist. Leopardi bleibt trotz allem ein großer Dichter, wie Lucrez ein bedeutender, und selbst auf Goethe konnte sich Schopenhauer oft genug beziehen. Aber Pfungst hat nichts mit diesen gemein außer einigen Phrasen etwa.

Ueber Lebensumstände des Dichters Meyer weiß ich gar nichts anzugeben, vielleicht wäre im neuesten Kürschner, der mir nicht zur Hand ist, etwas zu finden. Ein Anfänger ist er ersichtlich nicht, vielleicht in reifen Jahren bereits, wie ich aus dem Gebete an Groß heiliges Haupt, den „unsterblichen Schöpfer des Lebens“ (Anfang des 4. Gesangs S. 74) schließen möchte:

„Gieb mir Kraft, das eleusische Lied, das kühn ich begonnen,
Deinem erhabenen Bilde zum Ruhm, auch kühn zu vollenden,
Ehe der Tod mich still zu den seligen Feldern hinabführt.“

Das Epitheton „eleusisches Lied“ sagt viel für den, der weiß, wie mächtig der Einfluß des Kultus der eleusinischen Demeter nicht nur auf die griechische Philosophie und tragische Dichtung, sondern auch auf die Entfaltung der alt-christlichen Vorstellungen eingewirkt hat.

Die Kinder eines irgendwo im kimmerischen Norden lebenden Fischers und Jägers Veda berichten den Eltern von einer verschmachteten Frau, die sie erschöpft am Wege getroffen. Während man im Hause Mahl und Bettstatt zurechtet, sucht sie der gute starke Germane auf und führt sie zu seiner Hütte. Es ist Psyche. Sie giebt sogleich ihre Personalien an. Als Tochter des Königs Agenor von Thymbra ist sie von den Eltern dem Drachen des Meeres geopfert, aber Groß hat sie befreit und im Dunkel gefreit. Sie sah ihn nur noch entschwinden. Die Göttin von Paphos aber, Aphrodite, des Groß Mutter, grollt ihr darob und giebt sie der Demeter zur Sklavin, sie zu quälen für die behauptete Ueberhebung der Sterblichen. Sie wird behandelt wie unser Nischenbrödel, aber Demeter sendet ihr Imjen (Ameisen) zu Hilfe, die Körner zu sichten. Nun wird ihr aufgetragen, als Mithgift für den Gott, die goldene Wolle der Widder des Helios zu holen. Veda muß sie, ungeachtet der Scheu vor der heiligen

Insel, hinüberfahren. Ein Traum hatte Psyche schon verkündet, wie es zu machen sei. Es sei vielleicht die Göttin Bertha, der Traum, lehrt die Mutter und beschwichtigt damit die Sorge vor dem frevelhaftesten Unterfangen.

(S. 24.) „Wie Bertha's hohe Gestalt, mit seidenen, blonden Haaren und freundlichen Blick, doch ernst, so beschreibt sie das Traumbild.“

Sehr schön ist die Schilderung der Nacht und des Morgens (S. 12), homerisch anmuthend und doch nicht sklavische Nachahmung, sondern wie altitalienischen Bildern nachgezeichnet, wie denn der Leser sich gern der Fresken Raffael's in der Farnesina dabei und auch sonst erinnert.

„Lautlos regte die Nacht die bethauten Schwingen, umbunkelt
Rauschte die Fluth in der Tiefe des Thals, doch über den Wassern
Zogen die Sterne dahin in der ewigen Halle des Himmels.
Aber im Osten erglühte die West, die geflügelten Thore
Sprangen auf, und der strahlende Gott kam über dem weißen
Wolkengebirge brausend herauf; laut rauschender Wind ging
Vor ihm her und legte die Bahn für die Kofse des Aufgangs.“ *)

Derartiges hätte man in Goethe's Achilleis erwarten dürfen, hätte über dem Gedichte ein günstigerer Stern gewaltet. Ich füge hieran gleich noch ein weiteres überaus sprechendes Gleichniß, um die hohe poetische Gestaltungskraft des Dichters zu illustriren. Wer das kann, verdient mit Achtung gelesen zu werden. (S. 43).

„Unten rauschte das ewige Meer; in die Sinne der Jungfrau
Klang ein brausender Ton, wie das heimliche Brausen der Muschel,
Die sich ein müßiges Kind am Strande des Meeres an das Ohr hält.“

Während Veda zurückervartet wird, lernen wir seine Nachbarn kennen und erfahren, durch geschickte Behandlung der zurückgreifenden Motive des Epos, aus dem Munde der Mutter die tragische Vorgeschichte Psyche's bis zur unglücklichen Beleuchtung des schlafenden Geliebten mit der Lampe und seiner Erweckung durch die warmen Teltropfen.

Veda kehrt zurück und vertraut sicher, Psyche werde so viel sie brauche von der goldenen Wolle gesammelt haben.

Der dritte Gesang führt uns nach dem altheiligen Enna Siziliens, wo Demeter ihren Sitz hat. Sie giebt der Kypris den Rath, selber dem Sohne Psyche zur Gattin zu geben, was die stolze Göttin schroff abweist. Aber Dionysos, vom Dichter mit Recht als der menschenfreundliche Gott gepriesen, der Vertreter des „göttlichen Rausches“ (θεία μανία) und damit der Kunst und ihrer sittigenden Macht zunächst verwandt, mißt sich zu Gunsten der armen Psyche ein. Er hat als Motiv Aphrodites die Eifer=

*) Hierzu werfe man einen Blick auf die Aurora Guido Reni's im Palazzo Rospigliosi, die wohl gar als Modell der prächtigen Schilderung anzuspochen ist.

sucht auf deren Schönheit erkannt — war sie doch in Thymbra nahe daran gewesen, an Aphrodites Stelle göttlich verehrt zu werden. Es sei ja, meint er gelassen, über das Bedenken der Mesalliance leicht dadurch hinwegzukommen, daß man Psyche göttlicher Ehren theilhaft mache und sie in den Kreis der Himmlischen aufnehme. Als nun diese mit der goldenen Wolle wirklich ankommt, tröstet wieder Dionysos die Mißhandelte. Und „ein heiliger Wahrtraum gab ihr himmlischen Rath“. Vorher hat jedoch Psyche noch eine schwerste Prüfung zu bestehen, sie muß in den Erkus hinab. Selbst Zeus weiß dem fürbittenden Eros keine andere Möglichkeit anzugeben, tröstet ihn aber u. A. durch den Hinweis auf Orpheus, seinen heiligen Sänger, sowie auf die durch die Gewinnung der Wolle bewiesene wunderbare Thatkraft des Mädchens.

Den edlen Impuls des Eros, lieber seinerseits auf die Gottheit zu verzichten und den Tod mit der geliebten Sterblichen zu theilen, weist der Vater der Götter streng zurück. Es sei gestattet, hier noch eine wunderschöne Stelle (S. 81) herauszuheben:

Wahrlich, der Vater erschraf. Er begann mit schmerzlichem Stamen:
 Kind, was hast du gesagt! Das sind dämonische Worte.
 Niemals geb' ich es zu, daß du, mein Sohn, dich erniedrigst,
 Mir zur Schmach in den Staub der vergänglichen Wesen hinabsteigst.
 Glaube, du dankst mir einst, daß ich dir alles gewähre,
 Was dir frommt. Wird Psyche nicht in den goldenen Sälen,
 Wenn sie die Hülfe der Gottheit lebt, in der ewigen Jugend
 Glücklicher sein, als dort in Gemeinschaft niederer Menschen,
 Die mit einander in tödtlichem Kampf, sich selber die schlimmsten
 Feinde, die kargliche Lust durch Furcht, durch Neue vergiften,
 Die von Jammer umringt, umhüllt von Schmerzen und Elend,
 Zwischen Geburt und Tod nicht einen erfreulichen Tag seh'n?
 Reden sie dort auch viel vom Reide der Götter, das Wort ist
 Trug, wir sind nicht neidisch; es freut die Olympier jede
 Lust, die Menschen erblüht. Doch freilich, eitel und nützig
 Ist das vergängliche Glück; ein Traumbild ist es, ein Schatten.
 Glück ist nur, was ewig währt, unsterbliche Freude.

Nunmehr trauen wir dem Dichter wohl zu, daß ihm auch die Schilderung des graufigen Abstieg in die Unterwelt, den Psyche an der Hand des Hermes Psychopompos, des „Befreiers der Geister“, muthvoll wagt, gelingen werde. In der That gehört der ganze fünfte Gesang, der mit dem Hochzeitsmahle im Olympos endet*), zu dem Hervorragendsten, was moderne epische Dichtung bei uns gezeitigt hat. Nur für die banausische Menge ist es zu fein und geistvoll.

Einem Dichter gegenüber, der mit solcher Kunst uns zu erfreuen wußte, verzichte ich gern darauf, ein paar kleine formale Anstände vor-

*) Auch hier wieder belebt sich dem Leser das herrliche Plajondbild der Jarnefina, das selber die Kunst der Silberciseleure zur Nachbildung gereizt hat.

zubringen, die ich wohl hätte, eingedenk des von uns Kritikern leider so oft mißachteten Rathes „il ne faut pas chicaner les poètes pour des vétilles“.

Dagegen muß der Verleger des „Laskaris“ von Arthur Pfungit wohl die Ueberzeugung gewonnen haben, daß er damit bei den „breiten Schichten“ des Volkes Theilnahme und Nachfrage finden werde. Daher die „billige Volksausgabe“. Da die ziemlich banale Erfindung des ganzen gereimten Romans, bereits zum dritten Male in's Land geht, so darf ich mich wohl von der Pflicht einer detaillirten Inhaltsangabe entbunden halten. Also nur einige Andeutungen, um das eingangs Gesagte zu rechtfertigen.

Das Opus des 1864 in Frankfurt a. M. geborenen Dichters, dem die wohlwollende Kritik, um nicht zu sagen die Reklame, besonders „schöne Form“ nachzurühmen weiß — sie ist wenigstens im Ganzen flüssig und glatt zu lesen, aber schön kann ich sie nicht durchaus nennen — giebt sich als ein „philosophisches Epos“, es will ein „Lied vom Leide des Seins“ darstellen. Ein junger, lebensfreudiger, griechischer Schifferknabe aus Larnaka auf Cypern wird von dem alten Philosophen und Goldmacher Philaleth in die Geheimnisse seines tiefen Weitschmerztes oder Weltkells und beim Sterben aber auch der Kunst, aus Silber Gold zu machen (die Kunst ist wohl mit Laskaris Tode für ewig wieder verloren gegangen) eingeweiht. Philaleth hatte ihn zu den Mönchen eines rhodischen Klosters zu weiterer Erziehung übergeben. Was er dort gelernt hat, außer etwa Geschichte des kriegerischen Ritterordens von Sankt Johann zum Hospital, erfahren wir freilich nicht, nur daß er Pflanzen nach dem Heilwerthe kennen lernte und in der Pharmazie des Klosters Provisor geworden zu sein scheint. Eine stürmische Jugendliebschaft, in die er ungeachtet der schnurrigen pädagogischen Maxime des Dichters geräth:

„Wenn Du Dein Kind liebst, lehr' es Haß ertragen u. j. w.
Zeig' ihm die Mächte, die die Seel' ummachten,
Nur was die Liebe ist, das zeig' ihm nicht.“*)

hat keine Folge, außer daß dem Helden wohl einmal in den Armen einer anderen eine flüchtige Sehnsucht nach der holden Charis auftaucht.**)

Befagter Laskaris gefangt nun pilgernd nach Dresden, und tritt obwohl im Besitze „der Panacee“, des Rezeptes zum Goldmachen, als Gehilfe in der Schloßapotheke ein, die ein gewisser Herr Heinrich von der

*) Doch macht glücklicherweise die allgemeine Menschenliebe eine Ausnahme, denn S. 34 lehrt ihn Philaleth, wahrscheinlich mit Zustimmung des Dr. A. Pfungit:

„Nur wer die Menschen liebt, der ist beglückt.“

Bergl. S. 41:

Der Menschheit hilf, hilf ihre Lasten tragen —

**) „Wenn Charis sich in seine Träume stahl“ (!) heißt es später einmal S. 70.

Linden besitzt. Da ist auch noch ein Provisor Walter. „Nur jagend — angstvoll und bekümmert war Laskaris in dieses Haus gekommen.“ Es ist aber zu wissen, daß die Geschichte unter der Regierung des verschwenderischen und prachtliebenden Kurfürsten August des Starken spielt. Walter ist in des Chefs Töchterlein, Irene, verliebt, die es auch auf einer Nahnsfahrt Laskaris angethan hat. Er ist Alchymist und möchte auch Gold machen. Was S. 101 die Verse bejagen wollen:

Im Grimm, mit des Verlassnen Götterstärke
Zerrieb er seine Kräfte bei dem Werke

ist mir noch nicht klar geworden. So viel sieht man ja, Irene ist in Laskaris verliebt, und beide gestehen sich das und feiern in der Gewitternacht in Laskaris Oberstübchen bedenkliche Schäferstündchen. Walter kommt dazu, erzielt aber von Irenen nur ein „Lebwohl, Lebwohl! Gott segne Dich“ und stürmte in die Nacht hinaus.*)

Zu wirklichen Schilderungen des luxuriösen Treibens im damaligen Dresden reicht die Gestaltungskraft des Dichters Pfungst nicht aus, es bleibt bei vielfältigen Versicherungen, daß es eben hoch und prächtig herging. Auch die Figur der schönen Aurora von Königsmark, in die sich Laskaris, sobald er sich dem goldhungrigen Kurfürsten, der wegen der Polnischen Krone mit den Schweden in Krieg gekommen war, als Goldmacher zur Verfügung gestellt und in der alten Alchymistenküche installiert hatte, ganz unsinnig verliebt, und zwar leider nicht hoffnungslos, obwohl er nun schon des Hofapothekers Schwiegersohn ist, auch diese schöne Dame also ist so wenig psychologisch motivirt und plastisch gestaltet, daß sie uns recht wenig interessiert und ihr Schicksal uns völlig kühl läßt. Auch die Zeichnung des Kurfürsten stürzt den Verfasser in keine zu großen Ankosten.

Da August sich seine Aurora, die Laskaris liebt, nach Warschau zittirt, fängt der Goldmacher an, ihn zu hassen und liefert ihm, der nach Gold schreit, keines mehr. Die Folge ist, daß er als Verräther gefangen gesetzt wird und zwar auf die Albrechtsburg in Meissen. Von hier wird er durch sein verrathenes aber treues Weib Irene befreit — die Geschichte ist romanhaft genug — und schlägt sich nun mit Weib und Kind, denn Irene hatte ihm inzwischen einen kleinen Philaleth geboren, nach Schweden durch und von dort zu Schiff zum Heere Carls XII. Hier kommt Laskaris unter anderen zu der bekanntlich neuerdings von Niepjsche vertretenen Erkenntniß

„Doch ach, auf Erden tödtet das Erbarmen
Und mit dem Grausamen ist die Natur“

und weiter (S. 194)

„Die Kreatur muß tödten oder sterben.“

*) Die Situation ist so beängstigend, daß sich dem Dichter sogar die abschließende Reimzeile verjagt, die Strophe hat ausnahmsweise nur 9 Verse. (S. 119.)

In Grodno, bei König Carl, wird nun wieder fleißig Gold gemacht und Lasfariß lebt in allen Ehren, aber — es fehlte ihm die Schönheit und Lebenslust des üppigen Dresdener Hofes, er will nun einmal „das höchste Glück“ haben. Während des versuchten Sturmes auf die jenseits des nicht fest genug zugefrorenen Niemen gelegene Festung gelingt es den Sachsen, in die Stadt Grodno zu dringen, und — o Wunder — der ehemalige Professor Walter trifft Irene in ihrem Hause und zieht mit ihr und dem Kinde ab. Alle drei brechen ein und nur das Kind wird wunderbar gerettet. Lasfariß hatte sich schon vorher von Karl einen Fürstensitz auf Schoonen schenken lassen, wo es sehr schön sein soll. Aber was half es ihm, sein Hoffen und Wollen war eben abgestorben. Er bekommt doch Sehnsucht nach den schönen Gefilden seiner Geburtsinsel, sieht auch noch gerade das Gestade Cyperns, aber das Schiff zerichellte an den Klippen und er mußte elendiglich ertrinken.

Ich würde, um den philosophischen oder ethischen Gehalt der Geschichte näher darzulegen, eine Anzahl mehr oder minder merkwürdiger Dikta oder Philosophumena, deren ich mir ein Stümmchen zur privaten Erbauung notirt habe, noch anzuführen haben, müßte ich nicht besorgen, der Verfasser würde das als Verhöhnung, boshafte Bloßstellung betrachten. Und das sei ferne! Vielmehr freut es uns zu sehen, daß es also doch nicht wahr sein kann, unser Publikum habe den Geschmack an allen gereimten Sachen schon gänzlich verloren. Glückzu den folgenden Volksauflagen!

Auch auf die sprachlichen „Schönheiten“ und die Kunst des Verses will ich mich nicht einlassen, es sei denn, daß es besonders gewünscht würde. Nur in Betreff des Grundgedankens, denn das soll er doch wohl sein, des ganzen Phantasiengewebes darf ein Satz nicht verschwiegen werden. Als das gerettete Knäblein Philaleth schon etwas größer war und an einem Sonnwendtage — es war da oben noch auf Schoonen -- vergnügt ausrief:

„Wie einzig schön ist's doch auf dieser Erde“

sagt der alte — Simonides? oder war es Sophokles oder Schopenhauer? nein, der alte Lasfariß-Pfingst frei nach τὸ μὲν πρῶτον πάλαιον ἄριστον:

„Weh' mir, daß ich gewandelt bin auf Erden! —

Das Leben ist nicht werth, gelebt zu werden.“

Weimar (Pfingsten 1900).

Franz Sandvoß (Xanthippus).

Nachträglich.

Zu angenehmer Bestätigung der vorgetragenen Meinung, daß es nicht sowohl an gänzlicher Gleichgiltigkeit des Publikums, als vielmehr an dem Neffamegeschick der Familienjournale liegt, wenn wirkliche epische Dichtung vor der elendesten Prosa des modernen Gesellschaftsromans

die Waffen zu strecken schien, gereicht es, gleichzeitig eine zunächst hochklassig anmutende Dichtung des genialen Schweizer Karl Spitteler, die den Sturz der alten Götterdynastie der Kroniden, als ersten Theil, Einleitung auf die Schilderung der jetigen Olympischen Götterwelt, in alexandrinischen Reimpaaren darstellt, von der Kritik mit wahrer Bewunderung seiner poetischen Gestaltungskraft begrüßt zu sehen. Wäre es auch schon mit dem Neuromantizismus vorbei und erlebten wir die Anfänge eines durchgeistigten Neuklassizismus? Ks.

Das deutsche Soldatenstück des 18. Jahrhunderts seit Lessing's *Minna* von Barnhelm von Karl Hayo von Stockmayer. Weimar, Em. Felber 1898. Ladenpreis 3 Mk. Substr.-Fr. 2,60 Mk. 125 S. 8°.

Das dem Büchlein beigegebene „Bibliographische Verzeichniß“ (S. 101 bis 120) mit seinen 260 Nummern einschlägiger Bühnenerzeugnisse, deren größten Theil der Verfasser mehr oder weniger genau durchmustert hat, erregt unser Erstaunen über den heutigen Betrieb der literarhistorischen Forschung und deren auffallende Tendenz zur Verfolgung der Seitenpfade und damit auch zur Züchtung des Spezialistenthums. Die so nützliche Wissenschaft der Statistik zeigt eine ähnliche Neigung, sich in abstruse Ermittlungen zu verlieren, wie man denn z. B. von ihr erfahren kann, wie viel Taschentücher, Portemonnaies oder Pakete in Pferdebahnenwagen Berlins durchschnittlich im Monat liegen gelassen werden. Der Glaube an ein Walten des Zufalls wird uns durch die Konstanz der Zahlen unbarmherzig zerstört. Berlin wäre nicht mehr Berlin, wenn sich der Prozentfuß der Einbruchdiebstahl- oder der Selbstmorde wesentlich verschöbe.

Ich weiß nicht, ob auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften diese arithmetische Methode, da sie die persönliche Freiheit in „Strömungen“ verschwenmt, die zuträglichste sein mag, oder, ehrlich gestanden, ich halte sie für ein schädliches Ueberwuchern des Handlangerthums über die Wissenschaft selber, die es nur nicht entbehren will. Es muß eben auch solche Helfer geben.

Wenn es richtig wäre, was der Verfasser sagt, daß das *Soldatenstück* mit *Lessing's Minna* nur in ganz vager Beziehung stünde, daß jenes Stück aber doch die Anregung gegeben habe, so ist es eine starke Geduldsprobe, ihm auf dem Nachweise dieses Einflusses *Lessing's* im Allgemeinen in der Benutzung des Temporären und im Besonderen zu folgen. Wozu z. B. den selbstverständlichen Satz im Einzelnen begründen, daß nach dem siebenjährigen Kriege der *Laffier* der populärste Typus für das Theater geworden sei? Und was lernen wir dabei, wenn uns aus der *Legion* von Kameraden *Paul Werner's* eine erkleckliche Reihe

vorgeführt wird? Immerhin mag die Lessing-Biographie mit Befriedigung das negative Ergebnis unseres Forschers buchen (S. 30): „Die sittliche Größe von Tellheims Charakter ist nie wieder erreicht oder gar nur angestrebt worden.“ Mit Dank wird die Literaturgeschichte aber auch noch von manchen andern Sätzen Nutzen nehmen, sollten sie auch nicht ganz so überraschend neu sein, wie der fleißige Verfasser vielleicht glaubt. Ich erwähne: eigentliche militärische Tragödien gebe es verschwindend wenige, meistens folge den ausgestandenen Mängeln eine glückliche Lösung. Als das militärische Drama par excellence wird Möllers „Graf von Waltron“ (Prag 1776) bezeichnet. Aber es hätte erwähnt werden sollen, daß das Vergehen der Insubordination wider den schändlichen Vorgesetzten in den sozialen Empfindungen der Zeit von vorn herein auf das tragische Mitleid rechnen durfte, einer Zeit, der es als selbstverständlich galt, daß der Amtmann ein Spießbube, der Minister und Hofschranz eo ipso ein Schurke sein müsse, ein Saß, der sich ebenso sicher aus der Vergleichung von Schillers Luise Millerin mit hundert späteren bürgerlichen Schauspielen und Romanen erhärten ließe, wie jene Allgemeinheiten. Verwunderlich darf doch auch nicht sein, daß man Fürsten nicht persönlich auf die Bretter stellte, sie lieber als *Dii ex machina* im Hintergrund beließ. Zuerst habe Wabbe gewagt die Figur Friedrichs des Großen auf die Bühne zu stellen. Wir wissen ja, daß bis in die neueste Zeit der heiligen Uniform sich die Bühne zu enthalten hat.

Als ein allgemeines Kennzeichen erscheint ferner, und das gilt besonders von Kopebue's alberner Parodie der „Minna von Barnhelm“ „Armut und Edelsinn“, daß an bedeutenden Frauencharakteren, außer bei Lessing, äußerster Mangel herricht.

Mit der zusammenfassenden Schlußbetrachtung S. 84, einer schönen Würdigung des Lessing'schen Vorbildes, wird der Leser gern einverstanden sein. Nur daß es zu diesen Einsichten des weiten Umfanges in literarischen Wäldern noch besonders bedurft hätte, ist schwer zu glauben.

Weimar, im Juni 1900.

Ks.

Theater-Korrespondenz.

Verbotene Stücke. Die Macht der Finsterniß von L. N. Graf Tolstoi.
Lessing-Theater: Der Bund der Jugend. Lustspiel in fünf Aufzügen
von Henrik Ibsen.

Sezeessionsbühne: Komödie der Liebe. Komödie in drei Akten von
Henrik Ibsen. — Au des Reiches Pforten. Schauspiel in vier Auf-
zügen von Knut Hamsun.

In literarischen Kreisen regt man sich augenblicklich mit Recht darüber auf, daß die Polizei die Aufführung einer Anzahl von Theaterstücken verboten hat. Es sollen neun solche Verbote bis jetzt vorliegen, von denen zumeist das Deutsche und das Lessing-Theater betroffen sind. Ehe ich mich in den „Preussischen Jahrbüchern“ darüber äußere, möchte ich betonen, daß ich für die vollkommen schrankenlose Freiheit des Individuums, auch des dichterischen Individuums, nicht unter allen Umständen einzutreten geneigt bin. Höher als das Individuum steht der Staat, der allerdings in keiner Weise mit irgend einem Polizeipräsidenten oder einem mehr oder weniger schnell vorübergehenden Minister des Innern zu identifiziren ist. Für die vorliegenden Verbote vermag ich ein gefährdetes und zu wahrendes Staatsinteresse nirgends herauszuerkennen. Um ein Paar Beispiele anzuführen: Herr Georg Engels hat eine Komödie geschrieben: „Der Ausflug ins Sittliche“. Der Herr Polizeipräsident hat ihre Aufführung verboten. Nach einer Inhaltsangabe zu urtheilen, die im „Berliner Tageblatt“ stand, handelt es sich um ein recht geschmackloses, dummes Tendenzwerk. Die Polizei aber hat dem Publikum gegenüber keine ästhetischen Aufgaben zu erfüllen. Doch das will sie wohl auch nicht. In der Komödie des Herrn Engels aber soll die „Sittlichkeit“ der sogenannten „Junter“ etwas sehr in Frage gezogen sein. Nun kommt natürlich die liberale Presse und erklärt mit einem starken Schein des Rechts, das Polizeiverbot sein von parteipolitischen Freunden im Interesse der Konservativen eingegeben. In Wahrheit wirkt so das Verbot als Wasser auf die Mühle des Liberalismus. Die Kunst mit der Parteipolitik zu verknüpfen, davor sollte sich aber jede Behörde doch ganz besonders hüten. Herr Max Dreyer,

der Verfasser des „Probekandidaten“, hat drei satirische Einakter geschrieben. Auch sie sind verboten worden. Vermuthlich wird dem kunstliebenden Publikum auch durch dieses Verbot nicht ein unersehblicher Schatz vorenthalten. Denn Herr Dreyer ist gar kein großer Künstler, sondern, bildlich ausgedrückt, doch nur so eine Art dramatischer Tischlermeister, der, von modernen kunstgewerblichen Strömungen manches profitirend, ein bühnenwirksames Theaterstück geschickt zu zimmern versteht, so daß es beinahe wie Kunst aussieht und doch nur Handwerk ist. Aber erfordert das preussische Staatsinteresse wirklich so sehr eine Bestätigung der Schlusspointe des „Probekandidaten“? Man darf bei uns reden und schreiben und drucken lassen, was man will, wenn nur die Schranken des Strafgesetzbuches nicht überschritten werden. Warum sollte nun das von der Bühne gesprochene Wort um soviel gefährlicher sein, als etwa die Rede in der Volksversammlung? Glaubt man wirklich, daß in den schlecht proportionirten, entweder zu dünnen oder zu dicken Damen des Thiergartenviertels, die die Mehrzahl des Premierenpublikums ausmachen, politische revolutionäre Geisteskräfte wachgerufen werden könnten? Wie unpraktisch und unverständig solche Verbote sind, beweist besonders auch der Fall des Tolstoi'schen Dramas. Es ist dem „Deutschen Theater“ verboten worden. Die Aufführung vor einem Arbeiterpublikum in der „Freien Volksbühne“ aber konnte als Vorstellung eines geschlossenen Vereins unbehindert stattfinden. In der „Macht der Finsterniß“ haben wir es auch in Wahrheit mit einem großen Kunstwerk zu thun, und wenn hier ein unverständliches und unverständiges Verbot eingreift, ist das zum Mindesten eine Barbarei. In einem Verbot dieses nicht nur künstlerisch höchst werthvollen, sondern in moralischer Beziehung geradezu frommen Werkes kann auch nur eine ganz äußerliche und oberflächliche Betrachtung gelangen, die nicht hinreicht, den Sinn des Ganzen zu verstehen. In dem Stück kommt ein Mord und ein Kindsmord vor; dergleichen gestattet das Strafgesetzbuch nicht, also — so überlegt wohl der Zensur — darf auch das Stück nicht gestattet werden. In dem Stück wird auch Verführung und Ehebruch begangen; das ist unsittlich, also ist auch das Stück unsittlich. Leute, die fromme Worte im Munde führen, begehen gottlose Thaten; das wird wohl als eine Verhöhnung der Religion aufgefaßt. — Tolstoi hat seinem Drama den Untertitel gegeben: „Reiche dem Bösen einen Finger, so faßt er die ganze Hand.“ Eine moralische Tendenz ist also geradezu an die Spitze gesetzt. Und an ihr ist dem Dichter in seinem „Volksdrama“ augenscheinlich am meisten gelegen. Das Drama interessiert gar nicht so sehr durch die psychologische Gestaltung und Entwicklung der Charaktere. Alles ist scharf und fast grob in großen, geraden Linien herausgearbeitet. Alles ist typisch, wie es allein das Volk verstehen kann. Da ist Matrena, eine Hexe, die vor keiner Mordthat zurückschreckt aus Gewinnucht und — Mutterliebe. Sie steckt tief im schwärzesten Aberglauben, den sie mit den Formen und

Formeln des Glaubens ausübt. Sie schreckt nicht vor dem Kindsmord zurück, aber das Kindchen muß wenigstens vorher getauft werden, „Sieh zu, daß Du es taufft, bevor Du es herausbringst — das Andere werde ich schon machen. Hast Du ein Kreuzchen?“ Neben ihr steht ihr Gatte Alim, ganz hilflose Güte und innerste Gottergebenheit. Amißja wird durch die Bussucht, die stets aus der Sinnlichkeit stammt, zum Mord und Ehebruch getrieben. Zwischen ihnen steht Nikita, Matrena's Sohn, der flotte, hübsche Bursche, der eigentlich nur durch seine Eitelkeit zu allem Bösen verführt wird, bis er schließlich die ganze Last seiner Unthaten nicht mehr tragen kann. Bei seiner Hochzeit will er, zum wohlhabenden Hausherrn geworden, seine Stieftochter segnen, die er verführt hat. Da kann er die Stimme des Gewissens nicht länger schweigmäßig halten. Er kniet inmitten aller Gäste nieder und bekennt offen seine Schuld. — Was an diesem Drama wie an allen Werken Tolstoi's von so großer, bezwingender Wirkung ist, das ist die geradezu greifende, schlichte Art des Dichters. Er kennt keine Winkelzüge und Nebenwege, er klügelt nicht. Er sieht mit unverfälschten Augen die Dinge und Menschen, wie sie wirklich sind im innersten Grunde, und so stellt er sie getrennt dar. Moralische Tendenzwerke haben gewöhnlich etwas an sich, das dem reinen Kunstwerk widerspricht und den ästhetisch gebildeten Leser oder Hörer verstimmt. Bei Tolstoi trifft dies nicht zu. Und das liegt daran, daß er gar keine Moralsätze predigt, die abstrakt und von außen zugetragen sind. Das Moralische erscheint bei ihm als das Natürliche, das tief im Wesen der Menschen und der Welt begründet ist. Der Weltlauf ist an sich moralisch, wenn wir ihn nur recht verstehen könnten und wollten. Es bedarf eigentlich zu einem frommen Leben und zur Erkenntniß Gottes gar keiner kirchlichen Lehren, gar keiner religiösen Bildung von außen her. Darauf nur kommt es an, die Dinge richtig und tief zu durchschauen. So kommt es denn, daß Matrena sehr wohl die kirchlichen Formeln der Priester nachahmend übt und doch zum doppelten Morde anstiftet. Nikita dagegen kümmert sich zunächst wenig um Gott oder Priester, um schließlich doch Gott in sich erkennen zu müssen und aus sich reden und wirken zu lassen. Es wird ersichtlich, daß man auch auf Tolstoi den Ausspruch Egidy's anwenden könnte: „Religion nicht neben unserem Leben, sondern unser Leben selbst Religion.“ Doch darf nicht übersehen werden, daß der geniale Russe über eine ganz andere, abgrundtief dringende Welterfahrung und Menschenkenntniß verfügt.

* * *

Der Aufführung der Ibsen'schen Satire „Der Bund der Jugend“ am Lessing-Theater seien nur ein paar Worte gewidmet. Das Stück, das der etwa vierzigjährige Ibsen geschrieben hat, ist sehr klar und recht bühnenwirksam. Es ist mit seiner Fülle von Szenen und seinem Wechsel der Situationen auch recht unterhaltend. In der Charakteristik verräth es,

wenn auch noch nicht mit vollkommenster Deutlichkeit, den unbarmherzigen Scharfblick Ibsen's. Es dreht sich um die gut gezeichnete Figur eines jungen Rechtsanwalts, dem jedes Mittel recht ist, möglichst schnell emporzukommen. Er schlägt zu dem Zweck, wie es in Norwegen wohl die Regel ist, den politischen Weg ein, und benutzt daneben auch nach Kräften und in reichlicher Abwechslung allerlei Personen, einschließlich drei heirathsfähiger Damen. Schließlich erkennt man ihn doch als Streber und Wühler, und entlarvt und blamirt muß der Gute von hinnen ziehen. Das Lustspiel gehört zum flachsten, das Ibsen geschrieben hat, findet aber doch bei wirksamer Darstellung vermöge seiner wechselvollen Situationen und sympatischsten Tendenzen den Beifall des Publikums.

* * *

Mit Ibsen's „Komödie der Liebe“ begann die neubegründete Sezessionsbühne ihre Thätigkeit. Das Stück ist um zehn Jahre älter als „Der Bund der Jugend“, aber unendlich viel geist- und gehaltvoller. Das Problem, das es aufwirft, ist dies: wie verhalten sich Liebe und Ehe zu einander? Im Mittelpunkt steht der junge, begabte Schriftsteller Falk. Er liebt Schwanhild und sie liebt ihn. Werden und müssen sie sich darum verloben und heirathen? Sie haben abschreckende Beispiele vor sich, die sie von solchem Schritt fernhalten könnten. Drei Paare nämlich gruppieren sich in angemessener Abstufung um jene Beiden. Lind und Anne verloben sich soeben und damit beginnt auch für Lind, der Student der Theologie ist, die Sorge um Brot und Anstellung. Der Aktuar Stüber ist schon acht Jahre Bräutigam des Fräulein Elster, die einmal holdselig war. Der Landpastor Strohmann ist längst glücklich in den Hafen der Ehe eingelaufen, in dem nun aber auch zwölf Kindlein wie die jungen Gänschen umherichwimmen. Und das Ende der gesegneten Familienvermehrung läßt sich dabei noch nicht absehen. Allzu verlockend ist der Zustand der drei Mädchen gerade nicht, die alle aus reinsten Liebe aneinander gerathen sind. Aber was hat denn die Liebe mit der Ehe zu thun? Sollte sie nicht auch nur für und in sich bestehen können? So verlangt denn Falk Schwanhilde's freie Liebe, ohne den Eheabschluß. Er macht ihr kein Hehl daraus, daß diese Liebe wohl nicht zeitlebens dauern werde. Aber auch ohne das werde und könne sie ihren Zweck ganz erfüllen. Schwanhilde solle mit ganzer Seele in ihm aufgehen, und er, durch sie gestärkt, werde sich dichterisch mit verdoppelter Kraft entäußern und bethätigen. Sie lehnt ab, nicht etwa aus „Sittlichkeit“, sondern sie meint: wenn er wirklich ein ganzer Mann und geborener Dichter sei, soll er selbständig zeigen, was er kann. Sie vergleicht ihn mit einem Papierdrachen, der nur mit fremdem Winde steigen könne. Ein Vogel, ein Falk müsse selber fliegen. Er verspricht es, er fühlt sich zu Thaten begeistert, nicht nur zu Dichterthaten, sondern auch zu Thaten im Lebensdrange. Eine Theegesellschaft, in der die ganze Clique beisammen sitzt, bemerkt er, um in der

berühmten Theeredes des Stückes gegen die Hohlheit und Verlogenheit der allgemeinen Anschauungen zu eifern. Dieser Kampf gegen die „Lebensklüge“ hat zunächst für ihn nur die Folge, daß er aus der Gesellschaft gewiesen wird. Da tritt Schwanhild zu ihm, ihm in seinem Ringen beizustehen, und das Ende der Szene ist — Verlobung mit der Absicht auf Ehe. Ibsen stellt so seinen „Helden“ auch in komisches Licht, aber mit voller Absicht und mit gutem psychologischen Recht. Der Liebesdrang ist, gerade bei Menschen von Falk's Natur, schließlich doch stärker, als der end- und ziellose bloße Lebensdrang. Falk ist natürlich klug und geistreich genug, seine Inkonsequenz vor sich selbst zu beschönigen. Wenn auch die Liebe der Andern in der Ehe zu Grunde geht — es sind eben nur die „Andern“; er aber fühlt Kraft und Muth, zu bleiben, der er ist, und im Sonnenlicht der Liebe gerade hoch und höher zu steigen. So könnten die Beiden nun auch auf schmuckem Boot über sonnenbeglänzttem Wasser in den Hasen der Ehe einlaufen und Alles wär' schön und gut. Doch das ist nicht Ibsen's Meinung. Zwischen jene Beiden tritt Goldstadt, ein reicher Großkaufmann, ein in tausend Lebenserfahrungen erprobter und herangereifter Mann. Er hat Schwanhild längst geliebt. Jetzt hält er in Falk's Gegenwart um ihre Hand an.

Als Tochter hab' ich längst Sie hochgehalten:
Heut' aber bitt' ich — sein Sie meine Braut.

Er weist auf die Gefahren hin, die ihrer und Falk in den bevorstehenden Lebensstürmen warten. Davon will Falk aber jetzt nichts mehr wissen:

Erst heut' bekannt ich Allen meinen Glauben,
Den laß' ich mir von keinem Zweifel rauben.
Goldstadt: Den Glauben, daß die Liebe nach Behag'
Dem Kummer, Alter, Tod zu trogen mag!
Nun meinetwegen; möglich, daß es wahr;
Doch stellt die Sache sich auch anders dar.
Was Liebe sei, wo man das wohl erfährt?
Worin's wohl liegt, dieß jugendfrohe Meinen,
Die Eine sei geschaffen nur dem Einem?
Dies hat kein Mensch auf Erden noch erklärt.
Doch bei Verlobung, was man meist vergißt,
Beim Ehebund fürs Leben sei man praktisch.
Denn da fällt der Beweis nicht schwer, daß faktisch
Zust diese nur für diesen passend ist.
Es wählt die Liebe mit verbundnem Auge
Und wähnt, daß ihre Wahl fürs Leben taue.
Doch nun gesetzt, der Gegenstand der Wahl,
Er pass' zum Liebsten wohl, nicht zum Gemahl —
Dann ist das Lebensglück fallit.
Der Brautenschaft Glück ist nicht allein bedingt
Durch Liebe; manches Andre spricht hier mit:

Der Sippen Art, in deren Kreis man dringt,
 Und die dem Andern man entgegenbringt,
 Der eignen Eigenthümlichkeiten Meer —
 Und dann die Ehe! O sie ist ein Meer,
 Wo in der Forderungen Wellenspiel
 Gar oft Gefährdung läutet der Liebe Kiel.
 Da gelten Häuslichkeit und Sinn für Pflicht,
 Die Kochkunst selbst ein wichtig Wörtlein spricht,
 Und viel, von dessen Nennung ich im Beisein
 Von Fräulein Hahn am liebsten möchte frei sein.

Goldstadt's eindringlicher Beredsamkeit, die von reifster Welterfahrung eingegeben ist, gelingt es in der That, Falk und Schwanhild zu trennen. Diese entschließt sich, statt des Dichters den Kaufmann zu heirathen, und es bedeutet das Stück schließlich die Glorifizierung der Konvenienzehe. Man hat deswegen gegen Ibsen den Vorwurf der Unsitlichkeit erhoben. Auch Roman Wörner, der neueste, ausführlichste und unterrichtete Ibsenkommentator findet, daß der Dichter hier in seiner Meinung irrt. Das kann doch gar nicht so von vornherein zugegeben werden. Ibsen's ganzes Stück ist eine Ideendichtung. In Wahrheit sind die Charaktere logisch konstruirt und als Exempel statuirt. Das Thema des Stückes setzt wohl ein mit der Frage nach dem Verhältniß zwischen Liebe und Ehe, um sich aber in seinem Verlauf zu erweitern zu der Frage nach dem Verhältniß zwischen Dichterliebe und Ehe. Der Fall Falk liegt im Grunde anders als die Fälle Lind, Stüber, Strohmaann und auch als der Fall Goldstadt. Das Wesen des Künstlers, zumal des jungen Künstlers, ist Genuß und Erkenntniß der Welt, um das Gewonnene und Erkannte durch künstliche Gestaltung zu überwinden und so für neue Genüsse und Erkenntniße frei zu werden.

Ich will ergründen alle Lust,
 So tief ich dürsten kann;
 Ich will sie aus der ganzen Welt
 Schöpfen und stürb ich dran —

Diese Verse Richard Dehmel's legen die eine Seite jeder Künstlerseele dar. Für Falk und Schwanhild ist die letzte und entscheidende Frage, ob ihre Liebe von Dauer sein kann. Nur so lohnt sie die Ehe. Die Dauer aber muß Falk bezweifeln. Roman Wörner verkennt die Künstlernatur Falk's. Somit durfte er auch nicht auf Brand als Parallele verweisen, „wo uns ein durchaus hochgesinntes und hochstehendes Menschenpaar in wahrhaft idealer Ehe dargestellt wird.“

* * *

In schneller Folge hat die Sezessionsbühne auf Ibsen's Komödie Anut Hamjun's Schauspiel „An des Reiches Pforten“ folgen lassen. Man denkt bei diesem „Reich“ natürlich an den großen Begriff oder

die holde Vision des sogenannten „dritten Reiches“, wovon bei Ibsen und in seinem Gefolge bei anderen Modernen die Rede ist. So aber ist es nicht gemeint. Es handelt sich ganz einfach darum, ob der cand. phil. Ivan Kareno ins Reich der offiziellen Gelehrsamkeit gelangen soll. Das könnte er schon, wenn er zur Schule des einflußreichen Professors Gylling gehörte. Das trifft aber nicht zu, denn der Professor ist „liberal und human“, Positivist englischer Richtung; der Kandidat dagegen ist so etwas wie ein Jünger Nietzsche's. Kareno hat eine Frau, Elina mit Namen, die er nur schwer ernähren kann. Die Pfändung droht jeden Tag. Er liebt diese Frau, dieses hübsche Weibchen mit seiner Anmuth und Sinnlichkeit. Um seines Weibes willen möchte er sein Buch schon „revidiren“, im Sinne Professor Gylling's. Schließlich aber kann er doch nicht den Verrath an seiner Ueberzeugung begehen, und da begeht schließlich Frau Elina Verrath an ihrer ehelichen Treue, indem sie sich mit einem flotten, elegant gekleideten Journalisten davonmacht. Die Tragik des Stückes soll wohl in dem Kampfe zwischen der Ueberzeugung und der Liebe liegen. Zu dem Zwecke ist auch das andere Paar eingeführt, der Dr. phil. Carsten Ferven und seine Braut Natalie Hovind. Hier liegt der Fall umgekehrt. Ferven ist durch die „Pforte des Reiches“ getreten, indem er seine Ueberzeugung geopfert hat. Das erfährt die ideal angelegte Natalie und löst ihr Verhältniß. Und dabei hatte Ferven nur um seiner Braut willen das Opfer gebracht: ohne Verrath kein Examen, ohne Examen kein Stipendium, ohne Stipendium keine Heirath — das war die Berechnung, in der er sich so täuschen sollte. Das ganze Stück ist mit Reden, Motiven und überflüssigen Symbolen schrecklich überladen und läßt nur gelegentlich die Begabung des Dichters erkennen.

Leider muß festgestellt werden, daß bei beiden Stücken die Darstellung so gut wie Alles zu wünschen übrig ließ. Herr Burgarth war ein sehr unzureichender Falk, obwohl aus der Rolle mindestens in rhetorischer Beziehung sehr viel zu machen ist. In Hamsum's Stück kann der Darsteller des Kareno, Herr Leopold Inwald, gelobt werden. Herr Giesfeld als Ferven spielte gegen allen Hamsum-Stil zu sehr auf äußern Effect hin. Fräulein Paula Levermann vergriff sich in der Darstellung der Elina vollständig. Diese Elina war ein Stück Dirne, was sich selbstverständlich nur auf die Rollenauffassung der Schauspielerin bezieht. In Wahrheit ist Elina ein berückendes Weichöpf voll süßester Sinnenlust, buntester Lebensfreude und kindlichster Güte, ein Schmetterling, der stets dem Lichte nachfliegt, nur daß er zwischen der Sonne und einem aufgeputzten Lampion nicht immer unterscheiden kann.

Max Lorenz.

Politische Korrespondenz.

Das Ende der Buren-Republiken. — Der Gegensatz der Mächte in China. — Der sozialdemokratische Parteitag.

Das Trauerspiel in Transvaal geht zu Ende. Während vor zehn Wochen, beim Ausbruch der chinesischen Wirren, der Feldmarschall Roberts noch erklärte, daß er kein Bataillon für Ostasien abzugeben habe, wird England nächstens im Stande sein, auf jedem transozeanischen Kriegsschauplatz mit 100 000 Mann ganz vorzüglicher, kriegsgeübter Truppen aufzutreten. Keine andere Großmacht ist auch nur entfernt im Stande, das zu leisten, weder die Russen in Ostasien, so lange die sibirische Eisenbahn nicht vollständig funktioniert, noch die Franzosen, denen die Engländer die Seewege verlegen können. Mögen die Russen auch jetzt schon an die 100 000 Mann in Ostasien haben; ganz abgesehen von japanischem Eingreifen, können sie sie mangels genügend starker Flotte doch nicht so zusammewirken lassen wie die Engländer. England ist in der Weltpolitik die schlechthin stärkste Macht, nur in Schranken gehalten durch die Möglichkeit einer europäischen Koalition, die es in der Heimat bedrohte.

Wie sehr hat sich doch die öffentliche Meinung in Deutschland und fast die ganze deutsche Presse über die Kraft Englands geirrt, als das Zünglein der Waage im Burenkriege eine Zeitlang zu schwanken schien! Man glaubte schon von dem Anfang des Endes, von der Auflösung der britischen Weltmacht sprechen zu dürfen. Der Verlust Süd-Afrikas schien auch den Verlust Indiens nach sich ziehen zu müssen. Ganz umgekehrt ist die englische Macht gestärkt und gefestigt aus der harten Probe hervorgegangen. Noch ist freilich die afrikanische Frage nicht zu Ende und nach einer Reihe von Jahren, wenn die Militär-Diktatur abgewirksamstet hat, wird das Burenelement sich von Neuem regen und den Engländern Gelegenheiten machen. Vorläufig aber hat die mit unzureichenden Mitteln unternommene und ohne rechte strategische Führung geleitete Erhebung der Buren nur zu einer gewaltigen Machtsteigerung Englands gedient. Die Armee ist sehr vergrößert, die Verluste sofort ersetzt, der ganze Kriegsgorganismus durch die praktische Probe einer Revision unterzogen, die

nationale Empfindung gewaltig angeregt und dadurch der Zusammenschluß der englischen Kolonien mit dem Mutterlande neu befestigt worden. Die Kosten, die der Transvaal-Krieg verursacht hat, trägt das reiche englische Volk spielend, und den günstigen Moment zu einer Parlaments-Auflösung benutzend, sichert sich die konservative Regierung auf lange Zeit ihren Fortbestand. Während man in Frankreich oder Amerika nicht weiß, wer im nächsten Jahr Herr sein wird, hat England ein stabiles Regiment, mit dem jeder Staatsmann rechnen kann — ein diplomatischer Machtfaktor ersten Ranges.

Es wird darauf ankommen, ob England sich nach seinem Siege mit demselben Geiste der Mäßigung erfüllt, den die deutsche Politik nach 1871 zeigte. Auch damals war die Welt voller Besorgniß, daß Deutschland seine neugewonnene Macht zu irgend welchen Uebergreifen gegen andere Völker benützen würde, und es ist zwar nur ein negatives Verdienst des Fürsten Bismarck, aber als solches nicht geringer als seine größten positiven Thaten, daß er durch eine stetige, loyale Friedens-Politik diesen europäischen Argwohn allmählich zerstreut hat; ja, wir waren sogar in den achtziger Jahren in die Gefahr gekommen, uns gar zu sehr des Gedankens, daß Deutschland auch noch große positive Aufgaben in der Welt zu erfüllen habe, zu entwöhnen; wir mußten aus der Epoche der Befriedigung und Sättigung erst wieder in eine neue Epoche der Thätigkeit nach außen eintreten. Die Kunst ist, auch dabei das Geheiß der Mäßigung nicht zu vergessen, und unmittelbar nach einem großem Erfolg ist diese Kunst am schwersten zu üben. Ob die Engländer sie verstehen werden, muß sich jetzt entscheiden, aber die Verhältnisse liegen so, daß diese Frage vielleicht sobald garnicht an sie herantreten wird.

Als der Transvaal-Krieg ausbrach, hatte man die Empfindung, daß die Macht, die zunächst an die Reihe kommen würde, wenn der britische Löwe erst die Büren aufgefressen, keine andere als Deutschland sein würde. Das deutsche Südwest-Afrika ist zwar an sich vorläufig noch nicht viel werth, aber ganz abgesehen von den guten Aussichten späterer Entwicklung ist dieser fremde Besitz für die Entwicklung und Konsolidirung der englischen Herrschaft in Südafrika überaus unbequem. Eisenbahnbau, Wirtschaftsgesetzgebung, Zölle, Niederhaltung des buriischen Elements werden durch das Einspringen des deutschen Gebiets in das englische allenthalben gestört und erschwert. Die portugiesischen Besitzungen, die den Engländern ähnlich unbequem sind, werden vermuthlich nicht mehr lange in diesen schwachen Händen bleiben.

Trotzdem hat die offizielle deutsche Politik während des ganzen Transvaal-Krieges eine England freundliche Haltung bewahrt und der Besuch unseres Kaisers bei seiner erlauchten Großmutter im vorigen Herbst war ein großer und wesentlicher Dienst, den Deutschland England geleistet hat. Jetzt zeigt sich, daß diese Politik ganz wohl berechnet war. So

wenig erfreulich für uns auch die fortschreitende Angliederung des Erdballs ist, so wenig haben wir doch auch Veranlassung, uns die Engländer zu Feinden zu machen. Wenn die Buren sich nicht selbst behaupten konnten, konnten auch wir ihnen nicht helfen, mit England aber ist unser politisches Streben nicht bloß in feindlicher, sondern an andern Stellen des Erdballs auch in freundlicher Berührung. Wer weiß, ob wir nicht binnen kurzer Frist uns glücklich preisen werden, daß England seine Truppen in Süd-afrika wieder frei hat, um sie in China verwenden zu können. Vor einigen Jahren hielten in Ostasien Rußland, Frankreich und Deutschland zusammen gegen England und Japan. Heute scheint sich eine Wendung vollzogen zu haben, so daß Deutschland und England zusammensetzen gegen Rußland.

Was hat es zu bedeuten, daß Rußland beantragt hat, Peking wieder zu räumen, ehe der Friede abgeschlossen und die Ruhe wieder verbürgt ist? Die Antwort scheint ganz klar: Rußland will erstens die Mandchurei, durch die seine Eisenbahn geht, will zweitens den vorherrschenden Einfluß am chinesischen Hof und will drittens, damit es diesen Einfluß ausüben kann, daß nicht etwa China sich reformirt und europäisiert, sondern rückständig bleibt. Zu diesem Zweck hat es zunächst gern zugestimmt, sogar angeregt, daß ein deutscher Oberbefehl geschaffen wurde; da es ihn nicht selber haben konnte, ihn auch nicht den Engländern geben durfte, so war diese Lösung die beste, um auf die Chinesen den nöthigen Druck auszuüben. Sofort schlugen dann aber die Russen vor, Peking zu räumen, um damit den Chinesen ihre Freundschaft zu beweisen. Daß die übrigen Mächte diesen Vorichlag nicht annehmen würden, war ja vorauszusehen. Auf ihnen soll nunmehr in den Augen der Chinesen der Vorwurf der Gehässigkeit haften bleiben im Vergleich zu den lieben, freundlichen Russen, und mittlerweile setzen sich diese guten, getreuen Nachbarn in der Mandchurei fest und richten sich häuslich ein.

In striktem Gegensatz zu der russischen Haltung, die man wohl als den Gipfel internationaler Unloyalität bezeichnen kann, hat Deutschland den strengen Vorichlag gemacht, daß die Anstifter der völkerrechtswidrigen Mordthaten den Mächten ausgeliefert und in die eigentlichen Friedensverhandlungen nicht eingetreten werde, bis das geschehe. Der Vorichlag ist der von dem allgemeinen Gesichtspunkt aus betrachtet, einzig korrekte. Aber ihn durchzuführen ist sehr schwer, wenn und weil es Mächte giebt, deren besonderer Gesichtspunkt dem allgemeinen widerspricht. Neben Rußland scheint auch Amerika die Vorstellung zu hegen, daß es ihm am zuträglichsten sei, sich bei China liebes Kind zu machen. Tritt etwa auch noch Japan auf diese Seite, so erhebt sich die Frage, ob die übrigen Mächte ihr Programm allein durchführen wollen. Das ist bei jedem Koalitionskrieg so; man weiß, daß, als 1814 auf dem Marsche nach Paris Kaiser Alexander politische Absichten kund gab, die Oesterreich nicht

billigte, Kaiser Franz dem Fürsten Schwarzenberg mittheilen ließ, er solle sich darauf gefaßt machen, mit der österreichischen Armee umzukehren. Diese machte Halt, sofort benutzte Napoleon die Lücke, die dadurch entstand und brachte dem Schlesiſchen Heere unter Mlischer die furchtbare Niederlage an der Marne bei. Geht der Krieg in China weiter, so kann man Ähnliches erleben. Vorläufig ist an eine Sonderkriegführung noch nicht zu denken. Deutschland wird vermuthlich nichts übrig bleiben, als sich dem russisch-amerikanischen Vorschlag, die Bestrafung der Mädelſführer in die Geſammt-Friedensverhandlungen hineinzuziehen und den Chinesen zu überlassen, anzuschließen.

Tennoch war der deutsche Vorschlag nicht etwa ein Fehler. Wenn alle Mächte ein Wettrennen anfangen wollten, den Chinesen möglichst gefällig zu sein, so würde man niemals mit ihnen fertig werden. Der deutsche Vorschlag hat also, selbst wenn er nicht ausgeführt werden kann, den doppelten Vortheil, in der öffentlichen Meinung der ganzen gebildeten Welt den guten Eindruck gemacht zu haben, daß Deutschland thatsächlich das allgemeine Interesse vertritt, und zweitens den Chinesen gezeigt zu haben, daß hinter dem Vorgehen der Mächte ein wirklicher Ernst steckt. Der Moment, wo wir mit den Chinesen uns wieder gut stellen werden, wird schon noch kommen, nämlich dann und mit den Chinesen, die das Bedürfniß der Zeit verstehen und China nach dem Muster Japans in die europäischen Kulturformen hinüberführen wollen. Deutschlands Programm in China ist und muß sein, dem Reich der Mitte auf diese Bahn zu helfen und dadurch die europäische Kultur-Sphäre und sein eigenes Segment darin zu erweitern.

Auf den ersten Anblick scheint hiermit die Befestigung von Kiautschou im Widerspruch zu stehen, insofern sie ein Stück von China löstete. Aber so ist es nicht. Die reaktionären Mächte in China sind zu stark, als daß China die Erneuerung ganz aus sich selbst hätte durchführen können. Deshalb war es nöthig, daß die Europäer dort feste Stützpunkte nahmen, um der Europäisierung einen Rückhalt zu geben. Es ist richtig, daß diese Festsetzung der Europäer auch wieder die national-chinesische Reaktion stärker hervorgerufen hat, aber das war unvermeidlich. Nur durch das Eingreifen der Europäer selbst seit 1842 hat das chinesische Abperrungs-Prinzip durchbrochen und den Reform-Ideen der Zugang verschafft werden können. Nachdem aber die anderen Mächte, England, Frankreich, Rußland und auch Amerika durch die Philippinen in jenem Welttheil festen Fuß gefaßt, mußte auch Deutschland, wenn es nicht aus der Weltpolitik ausscheiden wollte, dort an irgend einer Stelle seine Flagge aufziehen. Die von den Europäern besetzten Häfen sollen aber keineswegs Ausgangspunkte für eine Eroberung, eine Auftheilung Chinas sein.

Nummehr erkennt man, in wie tiefem inneren Gegenſatz die deutsche ostasiatische Politik zu der Rußlands steht. Einen Augenblick mußten wir zusammenstehen, um erst selber dort festen Fuß zu faffen. Es war damals, als

Rußland und Frankreich für China gegen Japan eintraten. Im letzten Grunde aber harmoniren wir in Ostasien zwar nicht ganz, aber doch noch mehr mit England als mit Rußland. Rußland will China zum Theil annectiren, den Rest schwach halten und in seiner Schwäche beherrschen. Es ist die Politik, die Rußland im 18. Jahrhundert gegen die Polen, im 19. Jahrhundert gegen die Türken angewendet hat, und die es nunmehr wieder gegen China betreiben will. Deutschland hat hier so wenig wie in der Türkei ein Interesse daran, die verrotteten alten politischen und sozialen Formen zu erhalten oder das Reich aufzuthetlen, sondern kann nur wünschen, daß diese Reiche sich von sich aus regeneriren und der Kulturwelt annähern. Zu diesem Zweck muß zunächst die reaktionäre, fremdenfeindliche Partei in China niedergeschlagen, durch Strenge eingeschüchtert und die Reform-Partei an's Ruder gebracht werden. Auf solchem Wege dient Deutschland ebensowohl dem allgemeinen Interesse der Kultur wie sich selbst.

Wie elend würden wir uns heute vorfinden, wenn wir nach jener alten liberalen Philister-Doktrin uns nie in Kolonial-Politik eingelassen, Kiautschou nicht erworben, keine Schiffe gebaut hätten, und jetzt vergnüglich unseren Handel betrieben, uns an heimischem Zaun und Stank ergöyten und die großen Weltfragen auszumachen den anderen, den wahrhaft großen Nationen überließen.

* * *

Die interessanteste unter den deutschen Parteien ist heute zweifellos die sozialdemokratische. Sie ist die einzige, die Probleme in sich birgt, die einzige, die die Möglichkeit einer Entwicklung bietet, und sie ist zugleich nach der für den Reichstag abgegebenen Stimmenzahl von allen die stärkste. Die andern Parteien sind alle mehr oder weniger im Stadium der Versteinerung. Es ist möglich, daß sie gelegentlich einer Krissiß völlig in die Brüche gehen und Neubildungen an ihre Stelle treten, aber es ist nicht mehr möglich, daß sie aus sich heraus eine That, einen Gedanken, eine Persönlichkeit produziren. Man weiß von vornherein ganz genau, wie sie sich zu jeder auftauchenden Frage verhalten werden, darum haben sie auch keine Talente mehr; sie haben sie nicht nöthig; sie brauchen nur noch Urgeldreher. Die konservative Partei hält schon lange gar keine Parteitage mehr ab; die national-liberale hat seit der Frankfurter Blamage auch genug davon; die freisinnige lebt überhaupt nur noch hinter verschlossenen Thüren; die große Heerchau des Zentrums, der Katholikentag war von einer geistigen Dede beinahe wie eine Reichstags-Sitzung; der einzige Parteitag, dem es der Mühe werth war zu folgen, war der sozialdemokratische, der einzige, der durch das, was dort geredet und beschlossen ist, in der inneren Geschichte Deutschlands eine gewisse Bedeutung haben wird.

Die Sozialdemokraten haben beschlossen, sich künftig auch unter dem

Dreiklassen-System an den Landtagswahlen zu betheiligen. Wenn dadurch einige Sozialdemokraten auch in das preussische Abgeordnetenhaus kommen, so können wir das nur willkommen heißen. Nach der Schuldbürgerpolitik, die in Dresden für staatsmännische Weisheit gilt, ist man die Sozialdemokraten los, wenn man sie mit Hilfe von einigen Wahlrechts-Kunststücken aus dem Parlament bugsiert hat. Wer etwas tiefere Kenntniß von geschichtlicher Entwicklung hat, sagt sich umgekehrt, daß eine so große politische Potenz, wie sie die Sozialdemokratie nun einmal darstellt und im deutschen Volk vorhanden ist, am besten bekämpft, behandelt und verwerthet wird, wenn man sie in den politischen Organismus mit aufnimmt. Nicht dadurch, daß sie im Parlament, sondern dadurch, daß sie im Volk vorhanden ist, wird die Sozialdemokratie gefährlich, und die Stelle, wo sie ihre Gefährlichkeit am meisten verliert und abtumpft, ist und bleibt das Parlament. Kommen also das nächste Mal auch einige Sozialdemokraten in den preussischen Landtag, so können wir uns darüber nur freuen. Wie die Dinge liegen, wird der Radikalismus unter allen Umständen im preussischen Landtag so schwach bleiben, daß er irgend einen Schaden nicht anrichten kann, die Gefahr liegt hier ausschließlich auf der entgegengesetzten Seite, bei der Reaktion.

Wichtiger aber noch als die zuletzt doch untergeordnete Thatsache, ob ein paar Sozialdemokraten im Abgeordnetenhaus sind oder nicht, ist die prinzipielle Annäherung an die praktische Politik, die die Sozialdemokratie mit jenem Beschluß vollzogen hat. Im Abgeordnetenhaus wird das zunächst den Freisinnigen zu Hilfe kommen: auch das schadet nicht nur nichts, sondern ist bei der Macht der reaktionären Strömung in diesem hohen Hause nur nützlich. Noch viel bedeutender aber wird die innere geistige Rückwirkung auf die sozialdemokratische Partei selber sein. Die Unentwegten, die in einer nicht unbedeutenden Minorität unter Führung Herrn Singer's gegen die Bethheiligung an den Landtagswahlen stimmten, wußten sehr wohl, was sie thaten. Es war keineswegs bloß doktrinäer Eigensinn, sondern die klare und richtige Erkenntniß, daß die Sozialdemokratie damit ihren Charakter ändere. Der Prozeß der Mauferung, wie er genannt wird und den unter Andern ja auch der Staatssekretär Graf Potadowsky richtig vorausgesagt hat, ist abermals um ein Weisentliches fortgeschritten. Die Scharfmacher-Presse ist außer sich vor Zorn darüber und weiß sich nicht anders zu retten, als daß sie die Augen zumacht und sagt, sie sähe nichts.

In der That haben nun auch die Sozialdemokraten, die ja darin mit ihren Gegnern einig sind und einig sein müssen, daß sie die Wandlung ableugnen, sie ganz gut dadurch versteckt, daß sie gleichzeitig ein großes Kettenfeuer von Vorwürfen und Beschimpfungen auf die deutsche auswärtige Politik aufsteigen ließen. Wer die Geschichte des Parlamentarismus kennt, weiß, wie wenig das zu besagen hat. Die Parteien in

der Opposition machen grundsätzlich das schlecht, was die Parteien in der Regierung thun. Gladstone hat es in den achtziger Jahren fertig gebracht, einen ganzen Wahlfeldzug wesentlich mit Angriffen auf die imperiale auswärtige Politik zu erfüllen und rundweg zu verlangen, daß England Egypten wieder räumen solle. Es dauerte nicht lange, so war er selbst an der Regierung, dachte aber gar nicht daran, jene seine Wahlredenpolitik nun auch auszuführen. Ja, seine konservativen Gegner oder die Radikalen hielten ihm nicht einmal seine damaligen Wahlreden vor und suchten ihn beim Wort zu nehmen. Man sah es als ganz selbstverständlich an, daß das eben nur ein Wahltrick gewesen sei. So hat ja auch in Mainz Herr Singer ganz gemüthlich verkündet, was die Sozialdemokratie nun selber für eine auswärtige Politik wolle, das werde sie erst sagen, wenn sie einmal an der Macht sei. Das Geschimpfe auf die deutsche auswärtige Politik kann man daher als bloße Dekoration und Maske ruhig bei Seite lassen, wenn man der Sozialdemokratie in Herz und Magen sehen will. Bei den Fragen, wo ihre Abstimmung schon heute von praktischer Bedeutung werden kann, hat sie sofort ganz andere Saiten aufgezogen. Es sind dies die wirtschaftlichen Fragen der zukünftigen Handelspolitik. Die Art, wie Herr von Vollmar und Herr Calwer hierüber, namentlich über unser Verhältniß zu den Vereinigten Staaten, gesprochen haben, zeigte deutlich, daß die Herren den Standpunkt der unbedingten Opposition, wie er einer revolutionären internationalen Partei allein ziemt, verlassen haben und sich ernstlich auf eine sachgemäße Behandlung dieser Probleme vom Standpunkt des deutschen Interesses aus vorbereiten. Die doktrinaire Abstraktion von der Solidarität des Interesses aller Arbeiter der ganzen Welt ist verlassen und die gesunde Erwägung, daß der deutsche Arbeiter und der deutsche Unternehmer ihrerseits in den wichtigsten Interessen harmoniren, an die Stelle getreten. Ob diese Schwenkung praktische Folgen haben wird, hängt freilich nicht allein von dem guten Willen der Sozialdemokraten, sondern noch mehr von der Entwicklung der Dinge ab. Gelingt es der „Politik der Sammlung“ aus eigener Kraft ein neues System der Handelsverträge zu schaffen, so ist es ziemlich gleichgiltig, wie sich die Sozialdemokraten dazu verhalten. Gelingt dies aber, wie höchst wahrscheinlich, nicht, so ist es von der größten Bedeutung, daß man nun thatsächlich weiß, die Sozialdemokraten sind bereit, an dem positiven Fortbau unseres handelspolitischen Systems mitzuwirken. Es wäre doch ein Bild, das eines gewissen intimen Reizes nicht entbehrte, wenn etwa der Staatsminister Dr. Graf von Posadowsky mit dem wegen seiner vaterlandslosen Gesinnung laffirten Privatdozenten Dr. Arons im Reichstage zu verhandeln hätte, wie das deutsche Wirtschaftsleben vor den excessiven Ansprüchen gewisser Unternehmer-Interessenten-Gruppen zu retten sei.

Es ist eben geforgt, daß die Bäume nirgends in den Himmel wachsen. Zunächst scheint es, werden wir das Vergnügen haben, daß die Sozial-

demokratie einen Agitations-Zeldzug gegen den China-Krieg eröffnet, und schon regen sich ängstliche Gemüther, die da rathen, daß die Regierung sich durch ein Votum des Reichstages eine moralische Rückendeckung schaffe. Welcher Art die moralische Rückendeckung ist, die der heutige Reichstag in der auswärtigen Politik gewähren kann, das hat doch wohl genügend die Samoa-Debatte gelehrt — soweit es auf's Nebetalent ankommt, muß man jetzt noch gar froh sein, wenn Herr Liebermann von Sonnenberg die deutsche Fahne trägt. Was aber die sozialdemokratische Agitation betrifft, so können wir uns garnichts Besseres wünschen. Wenn es irgend eine historische Erfahrung, man kann geradezu sagen, ein historisches Gesetz giebt, so ist es, daß in jedem Volke in Kriegszeiten immer die patriotische Partei die stärkere ist. Sehr deutlich haben wir ja das jetzt wieder in England gesehen. Dieser Transvaal-Krieg hatte doch wahrlich viel moralisch Bedeutsames gegen sich: eine Reihe höchst angesehener Männer hat öffentlich gegen ihn protestirt, die Agitation dagegen wurde von dem bewährtesten Agitator, Stead, mit den größten Mitteln unternommen, zeitweilige militärische Niederlagen bereiteten der Agitation den Boden: trotzdem hat sie nicht das Geringste ausgerichtet; im Gegentheil, das englische Volk hat sich fast wie ein Mann um die Kriegsfahne gesammelt. Glaubt man, daß das deutsche Volk im tiefsten Grunde weniger patriotisch ist als das englische? Das Volk der allgemeinen Schulpflicht und der allgemeinen Wehrpflicht? Das Volk, das, wenn Blut gefordert wird, gewohnt ist, selber zum Gewehr zu greifen und nicht Söldner auszuwählen? Einem Volk im Kriege, hat einmal in Verzweiflung ein Friedens-Apostel ausgerufen, Ver-
 nunft predigen, ist so gut, wie einem tollen Hunde zureden wollen — andersherum ausgedrückt: der gesunde nationale Instinkt ist zuletzt die stärkste politische Macht, die es giebt. Der Militarismus im Frieden mag ein fruchtbarer Agitationsstoff sein, aber der wirkliche Krieg tödtet seine Gegner, denn Blut ist nicht nur dicker als Wasser, sondern auch als die stärkste Volksberedsamkeit. Gleich in der ersten Rede haben die „Genossen“ damit anfangen müssen, zu versichern, daß unter gewissen Umständen, in Europa, auch die Sozialdemokraten ihre patriotische Pflicht thun würden — was soll eine Agitation ausrichten, die mit solchem Laviren und Entschuldigen an ihr Thema herantritt? Die statt des entschlossenen, absoluten Internationalismus einen relativen Patriotismus verkündet? Für das deutsche Volk kann es nichts Gewunderes geben, als daß die der nationalen Meinung künstlich entfremdeten Arbeitermassen so durch ihre eigenen Führer, wenn auch noch nicht auf dem Boden des Patriotismus selbst, doch an ihn herangeführt werden. Ein herrliches Kampffeld eröffnet sich hier den heranwachsenden Vertretern der nationalen Idee, eine Fortsetzung des Kampfes um die Flotte mit noch viel günstigeren Ausichten. Es ist der erste, unmittelbare Lohn dafür, daß Deutschland wieder eine große aktive auswärtige Politik hat.

23. 9. 1900.

D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Mommert, Dr. theol. Carl.** — Golgatha und das heilige Grab zu Jerusalem. Gr. Oktav. (VII, 280 S.) M. 5,50. Leipzig, E. Haberland.
- Mühlbrecht, Otto.** — Bibliographie des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich und seiner Nebengesetze. II. M. 1,—. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.
- Oppert, Gustav.** — Ueber die Entstehung der Aera Dionysiana und dem Ursprung der Null. Berlin, Gebr. Unzer.
- Romundt, Dr. Heinrich.** — Kant's scheidrichterliche Stellung zwischen Plato und Epikur. (Sonderabdruck aus den Monatsheften der Comenius-Gesellschaft, herausgegeben von Ludw. Keller. IX Bd. Heft 5 u. 6. Berlin, Gaertner's Verlagsbuchhandlung.
- Sachs, Erich.** — Worte der Seele. (72 S.) M. 1,—. Dresden, E. Pierson's Verlag.
- Weck, Dr. G.** — Haus Hohenzollern. Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, B. G. Teubner.
- Wörner.** — Henrik Ibsen. In zwei Bänden. I. Bd. 1828—1873. Brosch. M. 8,—, geb. M. 9,—. München, C. H. Beck.
- Anitschkow, M.** — Krieg und Arbeit. (604 S.) Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.
- Arndt, Dr. P.** — Die Handelsbeziehungen Deutschlands zu England und den englischen Kolonien. (71 S.) Berlin, Leonhard Simion.
- Bonhoff, Carl.** — Christenthum und sittlich-soziale Lebensfragen. Oktav. (IV, 94 S.) M. 1,60. Leipzig, B. G. Teubner.
- Eulenberg, H.** — Münchhausen. Ein deutsches Schauspiel. M. 2,—. Berlin, Joh. Sassenbach.
- Fuchs, Herm.** — Das Elend, eine soziale Tragödie. M. 1,40. Weinheim, Fr. Ackermann.
- Fuchs, G.** — Karl von Hase, ein Bekämpfer des Christenthums und der Freiheit. 40 Pf. Leipzig, Buchh. Gustav Fock, G. m. b. H.
- Grundmann, Johannes.** — Die geographischen und völkerkundigen Quellen und Anschauungen in Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit. Oktav. (VI, 139 S.) Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.
- Haase, Karl.** — Der moderne Hauslehrer. Eine gesellschaftliche pädagogische Studie. (64 S.) 75 Pf. Hannover, Carl Meyer.
- Herzog, R.** — Komödien des Lebens. Oktav. (212 S.) M. 2,50. Dresden, E. Pierson.
- Hemme, A.** — Was muss der Golddeute vom Griechischen wissen? Br. M. 3,—, geb. M. 3,60. Leipzig, Eduard Avenarius.
- Holzhausen, Paul.** — Der erste Konsul Bonaparte und seine deutschen Besucher. (130 S.) Bonn, Selbstverlag des Verfassers.
- Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer für Unterfranken und Aschaffenburg in Würzburg.** (244 S.) Würzburg, Verlagsdruckerel.
- Jahresbericht der Handelskammer zu Köln für 1899.** Köln, Du Mont-Schauberg.
- Jahresbericht der Handelskammer zu Chemnitz.** Chemnitz, E. Focke.
- Kälwinpöeg.** Aus dem Estnischen übertragen von F. Löwe. Gr. Oktav. (XXXII, 343 S.) Royal. F. Kluge.
- Klein und Riecke.** — Ueber angewandte Mathematik und Physik in ihrer Bedeutung für den Unterricht in den höheren Schulen. Gr. Oktav. (VI, 249 S.) M. 6,—. Leipzig, B. G. Teubner.
- Köster, A.** — Festspre zur fünfihundertjährigen Geburtsstagsfeier Johannes Gutenbergs. M. 1,80. Leipzig, B. G. Teubner.
- Krapotkin, Fürst P.** — Memoiren eines Revolutionärs. I. und II. Bd. Stuttgart, Robert Lutz.
- Krauschner, Irma.** — Gedichte. (69 S.) M. 1,50. Dresden, E. Pierson.
- Kresse, O.** — Hulfe für Alle! Ein Weg zur Erlösung aus den Fesseln der Noth. (80 S.) 50 Pf. Berlin, J. Schwerin.
- Kretzer, Max.** — Ein verschlossener Mensch. Roman. 2. Aufl. Oktav. (272 S.) M. 3,—. Dresden, E. Pierson.
- Langenwerth von Simmern.** — England in Südafrika und die grossen germanischen Weltinteressen. (IV, 37 S.) 60 Pf. Wiesbaden, Lützenkirchen & Bröckling.
- Lienhard, Fritz.** — Das Fremde. (69 S.) Leipzig und Berlin, Heinr. Meyer.
- Mareks, E.** — Deutschland und England in den grossen europäischen Krisen seit der Reformation. (43 S.) M. 1,—. Stuttgart, J. G. Cotta.
- Mene Tekel!** — Wohin die deutsche Weltpolitik führt. (39 S.) Berlin, Hermann Walther's Verlag (Friedrich Bechly).
- Mittels, L.** — Aus den griechischen Papyrusurkunden. Oktav. (50 S.) M. 1,20. Leipzig, B. G. Teubner.
- Petzold, M.** — Fremdlinge (Schauspiel). 20 Pf. Leipzig, Ph. Reclam.
- Preser, Carl.** — Der Soldatenhandel in Hessen. Oktav. (98 S.) M. 1,—. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhlg.
- Pulo Lantar,** ein unsauberes Blatt deutscher Kolonialunternehmung. Berlin, Martin Hildebrandt.
- Rimpau.** — Frau von Brancani. (174 S.) Wernigerode, B. Angerstein.
- Sombart, W.** — Dennoch! Aus Theorie und Geschichte der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung. Oktav. (VI, 121 S.) 80 Pf. Jena, Gustav Fischer.
- Stendel, P.** — Der religiöse Jugendunterricht. II. Oktav. (XV, 338 S.) M. 6,50. Stuttgart, Max Kiehlmann.
- Die Verhandlungen des often Evangelisch-sozialen Kongresses, abgehalten in Karlsruhe am 7. und 8. Juni 1900. M. 2,—. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
- Weise, Dr. O.** — Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Geh. 90 Pf., geb. M. 1,15. Leipzig, B. G. Teubner.
- Arminius, Wilhelm.** — Der Weg zur Erkenntniss. (330 S.) M. 3,—. Stuttgart, J. G. Cotta.

- Die Bevölkerungs- und Wohnungs-Aufnahme** vom 2. 12. 95 der Stadt Berlin, bearbeitet von R. Böckh. Berlin, Kommissions-Verlag von Leonhard Simon.
- Bruns, Margarete.** — Die Lieder des wendischen Weibes. M. 1.25. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
- Buchholtz, Dr. A.** — Die Volksbibliotheken und Leseshallen der Stadt Berlin 1850—1900. Festschrift.
- Bülow, H. von.** — Deutschlands Kolonien und Kolorialkrieg. Oktav. (XV, 303 S.) M. 5.—. Dresden, E. Pierson's Verlag.
- Chamberlain Basil Hall.** — Things Japanese. (470 S.) London, John Murray, Albemarlestreet.
- Fischer, Dr. Albert.** — Das alte Gymnasium und die neue Zeit. Gedanken über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unserer höheren Schulwesens. Oktav. (431 S.) M. 6.—. Gross-Lichterfelde, Bruno Gebel.
- Frentzel, Dr. Johannes.** — Ernährung und Volksnahrungsmittel. Geh. 90 Pf., geb. M. 1.15.
- Gorrioli.** — La cattura e prigione di Annibale Malvezzi. (147 S.) Bologna, Nicola Zanichelli.
- Günther, Prof. S.** — Geisteshelden. 39. Bd. A. v. Humboldt und Leop. v. Buch. Oktav. (262 S.) M. 2.40. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
- Hoensbroech, Graf von.** — Das Papstthum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Oktav. (L. 690 S.) M. 12.—. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- Horneffer, E.** — Gedächtniss-Rede auf Friedrich Nietzsche. Göttingen, Franz Wunder.
- Hübner's Geographisch-statistische Tabellen für 1900.** Herausgegeben von Dr. Fr. von Juraschek. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.
- Jahresbericht** der Handelskammer zu Grandenz für 1899/1900. Grandenz, Gustav Röthe.
- Klein-Hattlingen, Oskar.** — Das Liebesleben Hildesberlins, Lenau's, Heines. (326 S.) Broch. M. 4.50, geb. M. 5.60. Berlin, Ferdinand Dümmlers Verlag-buchhandlung.
- Lehmann, Dr. C. und Parvus.** — Das hungernde Russland. Reiseeindrücke, Beobachtungen, Untersuchungen. Oktav. (V, 536 S.) M. 6.—. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf. (G. m. b. H.)
- Lohmeyer, J.** — Zur See, mein Volk! (118 S.) Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- Marina, Prof. G.** — Romanenthum und Germanenwelt. Oktav. (323 S.) M. 8.—. Jena, Hermann Costenoble.
- Pick, Albert.** — Aus der Zeit der Noth 1895—1815. (390 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
- Richter, Ml.** — Moderne Reklamekunst. (62 S.) Wien, A. Hartleben.
- Roeder, H.** — Volksfreunde. Görlitz, Hoffmann & Reiber.
- Saltschick, Robert.** — Genie und Charakter. Oktav. (159 S.) Berlin, Ernst Hofmann & Co.
- Schäffle, Dr. Alb., k. k. Minister a. D., und Paul Lechler, Fabrikant.** — Die staatliche Wohnungsfürsorge aus Anlass des Reichstagsbeschlusses vom 14. November 1899. M. 1.—. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
- Schlele, F. M.** — Die Bibel und ihre Surrogate in der Volksschule. Oktav. (47 S.) 80 Pf. Frankfurt a. M., Kesselring'sche Hofbuchhandlung.
- Schlaf, J.** — In Dingsda. Oktav. (160 S.) M. 2.—. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
- Schmidt, P. v.** — Das Friedenswerk der preussischen Könige in zwei Jahrhunderten. (24 S.) M. 3.—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
- Schuchardt, O.** — Die deutsche Politik der Zukunft. (327 S.) Celle, Verlag der Schulbuchhandlung.
- Stavenhagen, W.** — Grundriss der Befestigungslehre. M. 7.—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
- Stumpf, Dr. C.** — Tafeln zur Geschichte der Philosophie, 2. Aufl. M. 1.60. Berlin, Speyer & Peters.
- Verwaltungsbericht** der Landes-Versicherungsanstalt Berlin für 1899.
- Werner, Dr. R. M.** — Vollendete und Ringende Dichter und Dichtungen der Neuzeit. Oktav. (XII, 320 S.) M. 4.50. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Kneisebeckstr. 30.

Einer vorübergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Kneisebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Maurstr. 86-88.

Die politischen Machtfaktoren im heutigen China.

Von

Dr. Ludwig Rief.

Um die Situation, die durch die Ereignisse in China heraufgeführt ist, richtig zu würdigen, muß man zunächst den rein theokratischen Charakter der chinesischen Centralregierung ins Auge fassen. Der Kaiser hat kein physisches Machtmittel, d. h. keine Armee zu seiner Verfügung, um die Vizekönige in den Provinzen zur Befolgung seiner Befehle zu zwingen; denn die um 1644 zu diesem Zwecke aus Mandschus gebildeten Bannertruppen bestehen zwar noch als eine erbliche Kaste von etwa 150 000 Familien, die eine kleine Pension beziehen, sind aber nicht mehr militärisch organisiert und des Winkes der Centralregierung gewärtig. Nur durch gutes Zureden, durch Appell an die aller Staatsordnung als Ideal vorschwebenden Wahrheiten und durch die Pietät vor seiner als natürlich anerkannten Machtvollkommenheit kann der Kaiser auf diejenigen einwirken, die formell von ihm in die großen Stellungen der Provinzialverwaltung eingesetzt sind. Gewöhnlich zahlt selbst ein entfernter Vizekönig die Summen von einigen hunderttausend Mark, die z. B. zu einem Tempelbau bei Peking von ihm als Extrabeisteuer seiner Provinz verlangt werden, oder er bringt einen plauübel klingenden Grund vor, warum er es nicht thut; aber selbst eine obstinate Weigerung würde zunächst ohne Folgen bleiben. Oft hat sich die Centralregierung fremden Mächten gegenüber, die über Vergewaltigung ihrer Schutzbefohlenen Klage führten, ganz naiv mit der Unmöglichkeit entschuldigt, in einer so entlegenen Provinz durchzugreifen, und selbst einen direkten gewaltsamen Eingriff an Ort und Stelle nicht sonderlich übelgenommen; so 1874

in Formosa und 1897 in Kiautschou. Die politische Bedeutung einer Centralgewalt verdankt der Kaiser von China eigentlich nur dem altüberkommenen Gramenwesen, dem Seezolldienst, den ihm die Europäer eingerichtet haben, der Vertretung nach Außen, zu der die Mächte ihn seit 1840 gezwungen haben und — dem Aemterkauf und den inneren Parteien, auf die wir noch zu sprechen kommen. Der kaiserliche Name ist der Popanz, den die momentan zur Gewalt gelangten Personen wie einen Megisschild gegen jede Opposition schwingen; der persönliche Wille des Kaisers ist in China keineswegs der Regulator der Politik. Eine feierliche Garantie des chinesischen Kaisers, daß unsere Bahn- und Bergwerksbauten in Schantung nicht gestört werden sollen, überhebt uns noch keineswegs der Nothwendigkeit, selbst Soldaten hinzuschicken, um unsere Kulturarbeit vor der Zerstörung durch die Anwohner zu schützen; nur der Wille und das ernstliche Bemühen des Gouverneurs von Schantung, des diplomatisch wetterwendischen Juan-schi-kai, kann den fanatischen Agitationen in der nächsten Umgebung unseres Pachtgebietes ein Ende machen.

Wie wenig das heutige China als eine einheitliche politische Gemeinschaft aufgefaßt werden kann, ergiebt sich aus den Kriegen, die es mit auswärtigen Mächten führt. Der japanisch-chinesische Krieg vor sechs Jahren ist im Wesentlichen von den Truppen und Schiffen des Bizekönigs von Tschili und der Mandschurei geführt worden; erst ganz am Schlusse haben die um eine Kompensation verlegenen Japaner durch plötzlichen Angriff die Provinz Formosa in den Konflikt mit hineingezogen. Seitdem die gefährliche Taiping-Rebellion vor 36 Jahren nur mit Hilfe der Franzosen und Engländer unterdrückt werden konnte, hat der Kaiser von China thatächlich aufgehört, der Schirmherr der Länder zu sein, die nominell seinem Szepter unterstehen. Energische Bizekönige müssen im gegebenen Falle an den gefährdeten Stellen mit lokalen Mitteln die Pflichten der Landesvertheidigung erfüllen, für die eine brauchbare Organisation des Gesamtreiches abhanden gekommen ist.

Solcher Bizekönige oder Generalgouverneure giebt es für die 18 Provinzen des eigentlichen Chinas acht, neben denen sich aber die Gouverneure in den drei der Hauptprovinz Tschili benachbarten Provinzen Honan, Schansi und Schantung eine selbstständige Stellung bewahrt haben. Man hat wohl diese elf Würdenträger in Bezirken von dem Umfange und der Volkszahl eines europäischen

Staates die eigentlichen Beherrscher Chinas genannt. Einige von ihnen haben sich Armeen geschaffen, Eisenbahnen gebaut, Posten eingerichtet, Münzen geschlagen und Flußläufe regulirt, ohne die Centralregierung in Peking um Ermächtigung zu fragen. Aber ihre Machtvollkommenheit hat doch sehr fühlbare Grenzen in der öffentlichen Meinung des gemeinen Volkes in ihrer Provinz, in den Interessen des Beamtenthums, mittelst dessen sie regieren, und in den überkommenenen Formen des Eingreifens von oben her. Mancher Leser wird stußen, wenn er liest, daß in dem Lande des bezopften Mandarinenthums die öffentliche Meinung der zopftragenden Unterthanen politische Bedeutung haben soll. So ist es aber in der That, und des Räthfels Lösung ist folgende. Die meisten Seiten kultureller Bethätigung, die bei uns dem Staate zugefallen sind, bleiben in China in gewöhnlichen Zeitläuften den spontanen nachbarlichen Vereinigungen überlassen. Die Dörfer unter Führung der Ältesten erledigen die nöthigsten polizeilichen Funktionen, bauen Tempel und Feldwege, sorgen für Schulunterricht, sammeln die Steuern; mit benachbarten Gemeinden und den Zünften in den Landstädten vereinigt, halten sie Landstraßen und Brücken in Ordnung. Auf Grundlage einer altüberkommenen Jedermann in Fleisch und Blut übergegangenen ethischen Ueberzeugung und Weltanschauung einigen sie sich schnell zu einer Art genossenschaftlicher Selbstverwaltung. Sie würden in einer Art von politischem Idyll leben, wenn nicht jederzeit die Gefahr über ihnen schwebte, daß irgend ein Staatsbeamter willkürlich dazwischenführe mit Forderungen, Anklagen, Drohungen und barbarischen Strafen. Wie alle uncivilisirten Staatsgebilde leidet China an dem Mangel, daß der Gegensatz von Herrschen und Gehorchen noch nicht unter höherem Gesichtspunkte versöhnt und durch feste Gliederungen gemildert ist. Zuweilen redressirt zwar ein höherer Beamter den Frevel, den ein kleiner Mandarin begangen hat, und legt ihm eine schwere, oft entehrende und grausame Strafe auf; gewöhnlich erträgt aber das Volk lieber kleine Härten und hält durch Unterwürfigkeit und Bestechungen die hartherzigen Mandarinen in guter Laune. Ueberspannt aber ein Beamter den Bogen des Kommandos, so hilft man sich durch Todtschlagen des mißliebigen Peinigens. War das Unrecht des Gemordeten ganz eklatant, so drücken die höheren Staatsbeamten die Augen zu. Sonst schützt sich das Volk gegen die Rache der Kollegen durch Zusammenrottung und, wenn die Bezirksregierung einzuschreiten droht, durch Agitationen und

weitverzweigte geheime Verbindungen. Dann wird das Banner der Empörung entfaltet und der Bürgerkrieg mit allen seinen Greueln ist da, ohne sich aber über diese eine mißregierte Provinz zu verbreiten. Diese Selbstregierung und das häufige Funktioniren des Ventils offenen Widerstandes gegen die Staatsgewalt erklären es, warum Europäer, die lang im Innern Chinas residirt und das Volksleben studirt haben, die verblüffende Ueberzeugung äußern: „China ist das Land der Welt, wo das Volk am meisten Freiheiten und Selbstbestimmung genießt.“ Jeder Vizekönig und Gouverneur muß deshalb seine Maßnahmen in den Schranken halten, die dem Volke des betroffenen Bezirkes vernünftig oder wenigstens erträglich scheinen. Je größer sein literarischer Ruhm und das Vertrauen in seinen Charakter ist, um so mehr kann er im einzelnen Falle durch Ermahnungen und gutes Zureden erreichen, wann und wie er aber auch Zwang anwenden muß, das ist das Geheimniß seiner Staatskunst. Wer diesen Takt nicht besitzt, verschwindet bald wieder von der hohen Position, zu der er berufen war.

Die zweite Hemmung, die dem Vizekönig die freie Bewegung erschwert, ist der geheime Kitt, der seine Beamten zusammenhält. Es ist nicht übertriebener Amtseifer, wie ihn Bismarck an unsern sachmännischen Regierungsräthen zu tadeln fand, auch nicht das Standesbewußtsein, das unsere Subalternbeamten pünktlich und mürrisch zur Geltung zu bringen wissen, sondern eine fortwährende Kritik nach der Maßgabe des Altüberlieferten, passiver Widerstand und direkte Täuschung, wenn die herkömmliche Korruption und der alte Schlendrian durchbrochen werden soll. Gewiß kann der Vizekönig renitente Beamte entlassen. Aber diese stellunglosen Literaten bereiten ihm insgeheim die größten Ungelegenheit. Sie machen übertreibend auf die Gewaltthätigkeiten des neuen Regiments aufmerksam, wiegeln das Volk auf, bringen die frechsten und gefährlichsten Denunziationen an das Kollegium der Zensoren in Peking. So mancher wohlmeinende und energische Gouverneur konnte sich nicht halten, weil er die ihm untergebenen Mandarine zu straff im Zaume zu halten und mit seinem Geiste zu beleben strebte.

Endlich muß ein erfolgreicher Vizekönig gegen die Gefahren Vorkehrungen treffen, die ihm die Tadelsvoten des Zensurkollegiums bei Hofe bereiten. Dagegen kann er sich zunächst dadurch schützen, daß er eine Anzahl Zensoren durch Geld und Gefälligkeiten in Abhängigkeit erhält; er kann aber auch durch imposante Erfolge

und große Geschenke an den Hof, durch Bestechung der Hofbeamten und Eunuchen die Wirkung solcher Anklagen abschwächen oder gar auf die Zensurbehörde zurückfallen lassen. Wären die drei Faktoren, mit denen der Vizekönig in der Routine seiner Verwaltung zu rechnen hat, sehr feinfühlig und schnell im Handeln, so stände es schlimm um seine Autorität. Aber der Spielraum des Abirrens von der korrekten Linie, die das Maximum der Sicherheit erzielt, ist in jeder der drei Instanzen — Volk, Mandarinenthum, Hof — in Folge ostasiatischer Stumpfnervigkeit und Langsamkeit reichlich bemessen; es muß entweder sehr schlimm kommen oder an allen drei Stellen zugleich wettern, ehe ein energischer Satrap zu Falle kommt.

Die Stärke seiner Stellung wird jeder Vizekönig darin suchen, daß er immer bei Staße ist und eine zahlreiche, von ihm völlig abhängige, zum Theil in den Waffen geübte Klientel unterhält. Nur Großbeamte, die auch nach dem Ankauf ihrer Statthaltertschaft ein Betriebskapital in Händen haben oder von einer der großen, in China etablirten Banken gegen 8—12 Prozent Zinsen vorgestreckt erhalten, können die ihnen verkauften Machtbefugnisse gehörig ausnutzen und innerhalb der oben bezeichneten Schranken ihren Willen durchsetzen. Der reichste von ihnen, Li-hung-tschang, fand in den Hilfsquellen der Provinz Tschili, deren Generalgouverneur er bis 1899 war, die Mittel, um eine Flotte von 6 großen Kriegsschiffen und eine Armee von 30 000 Mann zu unterhalten, eine Eisenbahn nach den ihm gehörigen Kohlen-Bergwerken nach Kaping zu bauen, Militärschulen zu gründen und in Korea eine Rolle zu spielen. Ein anderer, in den Jahren 1885 bis 1891 in Europa vielgerühmter Vizekönig, Liu-ming-tschu-an von Formosa, kam mit den vielen kulturfördernden Unternehmungen, die er gleichzeitig durchführte, schließlich in finanzielle Bedrängniß. Im Ganzen sind in den meisten Provinzen die regelmäßigen Steuern so gering und die Bodenschätze so wenig ausgenüßt, daß ein fortschrittlich gesinnter Vizekönig ganz leicht seine Macht und seinen Reichthum mehren und das Landesinteresse fördern kann, ohne zu schlimmen Verationen zu greifen. Das Interesse unternehmungslustiger, oft auch abenteuernder Europäer geht mit der Machtbethätigung intelligenter chinesischer Satrapen ganz leicht Hand in Hand.

Drei von den acht Vizekönigen haben sich in der That eine solche glänzende und segensreiche Despotie und deshalb bei den

Europäern einen großen Namen geschaffen. Vor Allem der früher von der Kaiserin-Wittve oft an der Centralregierung mitbetheiligte Li-hung-tschang, dessen Reise durch Europa im Jahre 1896 einem Triumphzuge glich, und dessen Vertrauensstellung bei Hofe von den in China residirenden Fremden oft nach der Analogie des Verhältnisses zwischen Mazarin und Anna von Oesterreich aufgefaßt wurde. Er hat freilich nach seiner Wiedereinsetzung als Vizekönig von Tschili wegen der Opposition seiner Beamten und des nahen Hofes nicht wieder so großartig ins Zeug gehen können und hat sich im vorigen Jahre nach dem Süden verziehen lassen, wo die Volksstimmung den Reformen günstiger ist. Seitdem ist der Vizekönig der beiden Provinzen Hunan und Hupe am mittleren Jangtschiang, Tschan-tschitung, mehr als Reorganisator hervorgetreten. Er hat es erst mit deutschen Offizieren und Technikern versucht, aber in den letzten Jahren japanische Angestellte als Kulturträger bevorzugt. Seine Residenz Wutschang liegt im Centrum des chinesischen Binnenverkehrs. Der Dritte im Bunde ist Liu-fuen-i, der in Nanking residirt und die Provinzen am Ausflusse des Jangtschiang beherrscht. Seiner Gesinnung verdankt das Emporium Schanghai die Sicherheit vor Unruhen, die es genießt. Allerdings haben sich die dort als Arbeiter in den Docks und Fabriken und als Diener bei den Fremden zusammengeströmten Chinesen in den letzten Monaten nach Ningpo und ihren sonstigen Heimathstädten zurückgezogen; aber nicht auf Weisung der chinesischen Behörden, sondern erschreckt durch die ungewöhnlichen militärischen Uebungen der europäischen, amerikanischen und japanischen Freiwilligen-Kompagnien. Schanghai ist von den Aufständen nicht berührt worden, aber in Folge des Exodus ganzer Arbeiterschaaren nach einer kurzen Periode rapiden industriellen Aufschwunges momentan verödet. Als Ursprungsort sensationeller Nachrichten hat übrigens die europäische Kolonie in Schanghai ihr altes, in Ostasien wohlbekanntes Renommee wiederum bewährt und namentlich im Anfange der Wirren viel zu den falschen Auffassungen in Europa beigetragen.

Nun hatte aber der Krieg mit Japan aufs Deutlichste gezeigt, daß diese an sich erfreulichen Verbesserungen und Kraftbildungen einzelner Provinzen der Wehrhaftigkeit nach anßen nicht zu gute gekommen waren. Die Schwäche Chinas war aller Welt offenbart worden. Ein besseres Zusammenstehen der einzelnen Glieder auf der Grundlage systematischer, von der Centralregierung geschaffener

moderner Machtfaktoren konnte allein China auf die politische Stufe erheben, auf der das kleinere, aber spannkraftig zentralisierte Japan stand. Die dringendsten Kulturaufgaben wurden von erleuchteten Köpfen in Verbindung gebracht mit der Nothwendigkeit einer besseren Wehrverfassung. Wie früher nach bitteren Erfahrungen der Seezolldienst und das Telegraphenwesen von Peking aus durchgeführt worden waren, so konnte jetzt nach dem Vorbilde Japans ein einheitliches Heer- und Flottenwesen, Eisenbahnbauten, Postbetrieb, rationeller Bergbau, polizeiliche und Gerichtsverwaltung, ein passendes Münzsystem als Forderungen der Zeit geschaffen werden. Wie es in solcher Situation natürlich und auch in Preußen nach dem Niederfall von 1806 geschehen ist, bildeten sich in Peking zwei Parteien: die Reformpartei und die konservative. Zuerst in der ersteren, dann aber auch in ihrem Gegenpart kamen die extremen Bestrebungen und Uebertreibungen mehr und mehr an die Oberfläche. Einige Feuerköpfe, die sich in der Welt umgesehen hatten, verloren jeden Sinn für das Tempo, in dem ein solcher Kolos sich bewegen kann; sie hofften nach dem Vorbilde Japans scharfe Zentralisirung des Verwaltungsapparates und europäische Ideen auf einmal einzuführen. Der Kaiser Kwang-sü gerieth ganz unter den Einfluß dieser radikalen Staatsumwälzler unter Führung des Heißsporns Kang-hu-wei. Nun bekümmerte sich aber auch die europäische Diplomatie um die Reformbestrebungen. Jeder Gesandte suchte für Angehörige seines Staates Vortheile und Privilegien zu sichern; denn Bemühungen zur Hebung der heimischen Exportindustrien haben von je her in dem diplomatischen Geschäftsbetrieb in Ostasien eine hervorragende Rolle gespielt. Rußland wollte bei den chinesischen Anleihen, Frankreich bei den Eisenbahnkonzessionen und Anstellungen, Deutschland bei den Bestellungen von Schiffen und Kriegsmaterial berücksichtigt werden, England die Schifffahrt auf den chinesischen Flüssen erweitern sehen; Japan hatte sich den Fabrikbetrieb auf chinesischem Boden ausbedungen. Außerdem verlangte Rußland als Lohn für seine erfolgreiche Intervention gegen Japan die Erlaubniß, die sibirische Eisenbahn durch die Mandchurei abzuzweigen. Dieser Wettlauf der Fremden, mit großen technischen Unternehmungen in China Monopole zu erwerben, steigerte den Widerwillen der Konservativen gegen jede Reform nach abendländischem Muster. Sie wurden reaktionär und fremdenfeindlich aus Prinzip und stießen kräftig in das Horn: „China für die Chinesen.“ Die

Mandschus in den Provinzen und die Literaten Nordchinas nahmen gern das Echo auf. Der Bau der Eisenbahn von Tientjin nach Peking, die Fabrikanlagen bei Schanghai, die Tracirung der Route von Hankau nach Peking, die Einrichtung von neuen Flußschiffahrtslinien im ganzen Reiche, die deutschen und japanischen Konzessionen in Tientjin und Hankau sind die bekannteren Ergebnisse dieser Epoche des Fortschrittes von 1895 bis 1897.

Bald konnten die Reaktionen den Beweis erbringen, daß die Europäer es nicht auf Handelsvorthelle allein abgesehen hatten. Im November 1897 erschienen vier deutsche Kriegsschiffe in der Bucht von Kiautschou; der chinesische Kaiser mußte uns diese Bucht und ihre Umgebung auf 99 Jahre verpachten und uns auf der Halbinsel Schantung, auf der das Andenken der dort geborenen Confucius und Mencius besonders heilig gehalten wird, Eisenbahnbauten und Bergwerksbetrieb konzediren. Im Frühjahr 1898 „pachtete“ Rußland Port Arthur und die Verbindungslinie dorthin von Sibirien aus; England sicherte sich Weihaiwei und die „offene Thür“ auf dem Jangtsekiang, Frankreich das Vorkaufsrecht der Insel Hainan und einige kleine Häfen im Süden. Auch Italien kam plötzlich mit einer Forderung von chinesischen Inselchen, desavouirte aber seinen Gesandten Martino, als die chinesische Regierung die Nothwendigkeit dieser „Kompensation“ nicht begreifen wollte.

Der Eindruck dieser sich überstürzenden Ereignisse gab der nativistisch reaktionären Partei das Uebergewicht. Im September 1898 machte eine Palastrevolution der Herrschaft des Kaisers und seiner an Japan und England Anlehnung suchenden Rathgeber ein Ende. Die Kaiserin-Wittve nahm wieder die Regierung in die Hand, ließ die Führer der Reformpartei, deren man habhaft werden konnte, enthaupten und suchte mehr und mehr ihre Stütze in der extremen Reaktion. Vor allen Dingen suchte sie Truppen in Peking und den umliegenden Provinzen zu konzentriren und Generalen reaktionärer Gesinnung zu unterstellen. Ein den Reformern und den Chinesen im Ausland besonders verhaßter Mandschu Namens Junglu wurde zum obersten Befehlshaber der verschiedenen im Ganzen etwa 90 000 Mann starken Truppenmassen erhoben. Unter den anderen Generalen interessirt uns nur noch der fanatische Mohammedaner Tung-fu-hsiang, der seine Artillerie gegen die englische Gesandtschaftsmauer in Peking spielen ließ und dessen Hinrichtung jetzt von den europäischen Mächten gefordert wird. Das

Auftreten seiner Truppen in Peking hat die Gesandten zuerst auf die Lebensgefahr aufmerksam gemacht, in der sie schwebten. Als sie auch den verbannten Prinzen Tuan, der gegen die Fremden in Nordchina den Volksaufstand organisiren wollte, zurückberief und sein Söhnchen als Thronfolger designirte, ließ sich Li-Hung-Tschang nicht länger auf seinem Posten halten; er ließ sich 1899 nach Schwantung versetzen und übergab seine Truppen an die Centralregierung. Sein Nachfolger wurde der als Fremdenfeind bekannte General Tschao-schu-schiao.

Feindseliges Vorgehen gegen die fremden Mächte und die Europäer im Lande lag, wenn wir vom Prinzen Tuan und den Generalen Lung-fu-hsiang und Tschao-schu-schiao absehen, nicht im Programm der Kaiserin und ihrer reaktionären Freunde. Die Beamten des Auswärtigen Amtes blieben ruhig auf ihrem Posten. Das erklärt die Thatfache, daß die fremden Gesandten nur den Sieg der reaktionären Partei, aber keine Veränderung der Regierungspolitik nach Hause berichteten. Nur gegen einen Rückschlag der gemäßigten und enragirten Freunde von Reformen wollte sich die Kaiserin schützen. Sie ließ in ihrer Angst alle Fühlung mit den entfernteren Vizekönigen fallen. Aber in der Nähe von Peking vereinigte die resolute Frau alle Machtmittel der kaiserlichen und vizeköniglichen Gewalt auf der von ihr ergriffenen Seite. Auf die Stimmung der Mandarinen konnte sie sich verlassen. Auch im Volke, das von dem Umschwunge im Palaste übertriebene Vorstellung hatte (die Mythenbildung steht in China im Flor und affizirt zuweilen auch den Telegraphendraht in Schanghai) — auch im Volke wurden die Instinkte des Widerwillens gegen die Neuerungen ausgelöst. Man störte die Eisenbahn- und Bergwerksarbeiten. Eine geheime Gesellschaft bildete sich, die den nativistischen Bestrebungen einen Rückhalt leihen wollte. „Vereinigte patriotische Turngemeinde“ könnte man ihren Namen übersetzen; die Engländer haben für sie die Bezeichnung Boxers in Umlauf gebracht. Sie halten auf freien Plätzen vor den Städten turnerische Exercitien ab und üben sich mystische Formeln ein, die ihnen höhere Kraft verleihen sollen. Auf die männliche Jugend haben sie es besonders abgesehen. Wegen die Missionare und chinesischen Christen, gegen die Fremden, die das Land den neuen Ideen zugänglich machen, hegen sie das Gefühl absoluter Feindschaft. Als man Truppen gegen sie sandte, um ihrer Ausbreitung und ihren Zerstörungen Einhalt zu thun, blieb die Verwandtschaft ihrer fanatischen Ideen

und der reaktionären Tendenzen, die jetzt Oberwasser hatten, nicht verborgen. Die Gesandten in Peking erfuhren, daß sich die Gefahr von der Grenze Schantung's nach der Hauptstadt heranwölze; sie wußten, daß gegen fremde Ingenieure und chinesische Christen Greuelthaten begangen würden; viele Flüchtige gingen sie um Schutz an. Man bedurfte stärkerer Truppenbedeckungen in Tientsin und Peking und ging die ostasiatischen Geschwader um Hilfe an. Als die vereinigten Admirale vom Kommandeur der Taku-Forts die Uebergabe forderten, machte auf Befehl der Kaiserin-Wittve die Armee gemeinsame Sache mit den Borern. Die Schüsse, die von den Taku-Forts gegen die europäischen und japanischen Kanonenboote gefeuert wurden, waren das Signal, daß die in der chinesischen Zentralregierung vorwiegende Faktion zum Kampfe entschlossen sei. Beamte des Auswärtigen Amtes, die zum Einlenken rietben, wurden als Verräther bestraft. Aber vorbereitet, organisiert war die Kriegserhebung nicht.

Wir mußten diese Vorgänge in Erinnerung bringen, um die Möglichkeit einer Abwicklung, wie sie jetzt vorliegt, kurz zu skizziren.

Was die Truppen der vereinigten Mächte in der Provinz Schili zu leisten hatten und zum Theil geleistet haben, war eine Strafexekution gegen eine Faktion, die eine barbarische Feindseligkeit in Szene gesetzt oder geduldet hatte — kein Krieg mit China. Die Lösung der Schwierigkeiten liegt, nachdem der nothwendigen Sühne genug geschehen, in der Wiedereinsetzung einer aufgeklärteren, zu Reformen geneigten Zentralregierung. Der Depeschenwechsel des Kaisers Kwangjü mit den Kaisern von Deutschland und Japan liegt bereits auf dieser Linie der Aktion. Die von unserem Kaiser gewünschte Rückkehr des Hofes nach Peking ist, so lange die fremden Truppen die Hauptstadt und ihre Zugänge zum Meere besetzt halten, kaum zu erwarten. Welches Ansehen könnte ein Selbstherrscher genießen, der sich freiwillig in fremde Abhängigkeit begiebt? Ueberhaupt ist die Situation so gründlich verändert, daß der Hof nicht mehr die Garantie coulanter Vertragserfüllung bieten kann wie früher. Die drei mächtigsten Bizetkönige, die ein Verständniß für die Forderungen der Zeit bewiesen haben, werden mit hinzugezogen werden müssen, um willensfähige Kontrahenten im Namen Chinas zu beschaffen. Sie werden von den Mächten encouragirt, um den Kaiser einen Regentschaftsrath zu bilden, der behutsam, zunächst wohl im Finanzsystem und Examenwesen

Reformen einzuführen versuchen wird. Ihre bittersten Feinde sind einstweilen die radikalere Reformer, denen das Fiasco der Reaktion die Hoffnung des Wiedereintritts in die Umgebung des Kaisers gab. Sie sind es, die in der Provinz Kwantung das Banner der Empörung entfaltet haben. Schon einmal, vor fünfzig Jahren, ist von diesen Regionen aus eine gefährliche Bewegung ausgegangen; die sogenannte Taiping-Rebellion. Damals war es eine religiös-sittliche, dem Christenthum und den Fremden freundliche Sekte, die den Mandschukaiser vom Thron stürzen und eine neue Ordnung der Dinge im Anschluß an die überlegene Kultur des Westens begründen wollte. Sie benutzten als Agitationsmittel auch die Fiktion, daß sie die alte Dynastie der Ming, die 1644 zu Falle kam, erneuern und das reine Chinesenthum ohne tatarische Beimischung kultiviren wollten. Ob auch jetzt die Beseitigung der Mandschus auf's Banner erhoben und damit ein Anschein von nationaler Bewegung gewonnen werden wird, ist aus den dürftigen Nachrichten noch nicht zu ersehen, erscheint mir aber unwahrscheinlich, weil die Führer der Bewegung, vor Allen Kang-hu-wei, dem Kaiser zu nahe gestanden hat, um mit Erfolg das reine Chinesenthum auszuspielen. Gegen den Hauptvermittler der im Gange befindlichen Restitution, gegen Li-Hung-Tschang, ist der Aufstand gewiß in erster Linie gerichtet. Es fragt sich, ob der reiche Vizekönig mit den Schwarzflaggen-Banden, die er vorfand, schon ein zuverlässiges Verhältniß gefunden hat. Auf den drei Vizekönigen wird auch die Sorge lasten, die Kriegssenthschädigung zu beschaffen, ohne die der Friedenszustand nicht herzustellen ist. Bei dem schnellen Anwachsen der chinesischen Staatsschuld in den letzten Jahren und der Verpfändung der Seezölle, Binnenzölle und Eisenbahnen wird es Schwierigkeiten haben, neue Anleihen im Auslande zu beschaffen, ohne eine neue allgemeine Steuer, etwa die Salzsteuer, zu verpfänden. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß im Zusammenhange mit einer Papiergeld-Ausgabe durch die angesehensten Vizekönige in den reichen Provinzen des Südens eine innere Anleihe zu Stande gebracht wird.

Daß nach Abwicklung der Streitigkeiten Peking wieder die Hauptstadt des ungeheuren Reiches werden wird, ist noch keineswegs sicher. Der natürliche Schwerpunkt des Reiches der Mitte liegt im Thale des mittleren Jangtschiang, etwa da, wo von Norden und Süden schiffbare Flüsse in den mächtigen Strom münden und der Städtetempel Hanjang, Hankau und Wutschang

dicht bei einander liegt. Da aber in China gern an das Beispiel der Vorzeit angeknüpft wird, so hat Peking weiter abwärts am Flusse günstigere Chancen, die künftige Residenz des chinesischen Kaisers zu werden, zumal es auch für den Verkehr mit dem Auslande bequemer gelegen ist. Die vorzeitliche Residenz am Rnie des Hoangho, Si-ngan-fu, wo der Hof jetzt Zuflucht gesucht hat, ist zu entlegen und schwer erreichbar, um ernstlich in Frage zu kommen.

Fragen wir uns nun, wie das Interesse der Mächte sich zu dieser rationell wünschenswerthen Verschiebung der Verhältnisse im Reiche der Mitte stellen wird, so ist nicht zu leugnen, daß für Rußland der frühere Zustand angenehmer war, als irgend eine mögliche Rekonstruktion unter Leitung der reformfreundlichen Vizekönige des Südens. Bisher erfreute sich das russische Weltreich an seiner langgestreckten Grenze vom Pamir bis zum Großen Ozean einer Sicherheit gegen nicht von ihm herbeigeführte kriegerische Verwickelungen, wie sie kein anderer Staat an einer kontinentalen Grenze genießt. Die erbärmliche Schwäche des chinesischen Reiches war also ein Glied in der Kette der russischen Landesvertheidigung; dabei war die geringe Entfernung Peking's von der neu-sibirischen Grenze ein Moment, das der russischen Diplomatie am chinesischen Hofe ein ganz besonderes Gewicht gab. Das kann, wenn China sich reformfähig zeigt, mit der Zeit anders werden. Rußland hat kein Interesse, einen aus Schwäche friedliebenden Nachbarn auf den Weg Kräfte sammelnder Reorganisationen zu drängen; man kann es dem neuen Leiter seiner auswärtigen Politik nicht verübeln, daß er sich von der Koalition trennte, die China zu höherer politischer Gestaltung erziehen zu wollen schien. Verhindern kann aber Rußland den ihm unbequemen Erfolg der Koalition nicht, so lange Deutschland, England, Japan und Frankreich einig bleiben und die drei vorwaltenden Vizekönige sich der Situation gewachsen zeigen. Es wird als Kompensation die definitive Erwerbung der Mandschurei und des Seegestades bis Shan-hai-Kwan, dem Endpunkte der großen Mauer, davontragen. Durch den Abzug der Russen ist Japan in die Lage gekommen, die Hälfte seiner Truppen ebenfalls abzurufen; jedenfalls aus Sparsamkeitsrücksichten, denn die Politik Japans in China war auch zur Zeit des Kabinet's Yamagata von dem jetzigen Premierminister Marquis Ito als hinter den Koulißen thätigen Regisseur geleitet. England, Frankreich und Deutschland erblicken in einem vorsichtig reformirenden

und politisch gesunden China vor Allen einen noch sehr erweiterungsfähigen Markt ihrer Industrie- und Handelsprodukte, das Feld für lukrative Anlagen ihres überschüssigen Kapitals. Sie werden mit der Konkurrenz Japans und Amerikas rechnen müssen; aber — Raum für Alle hat die Erde, so lange sich noch immer neue Gebiete dem lebengebenden Güteraustausch erschließen.

Ob das Bild der Umgestaltung, wie es hier als wahrscheinlich gezeichnet ist, sich realisiren wird, hängt in erster Linie von dem Willen der in China vormaltenden Männer und von den für das Ziel eingesetzten Kräften des Volkslebens ab. Aber wenn auch die Reformversuche so wenig löblichen Erfolg haben sollten, wie einst in der Türkei, wird es noch lange nicht zu einer Auftheilung Chinas kommen. Die Rivalität der Mächte schützt das Reich der Mitte wie den Halbmond in Konstantinopel. Das aber ist der Unterschied der Zeiten: Als es sich 1856 und 1878 um die Reformen in der Türkei handelte, hielt Preußen und Deutschland mit der Weltendmachung seiner Interessen zurück. Jetzt hat es sich kräftig vorgedrängt und eine neue Kombination geschaffen. Auch Japan und Amerika wirken mit an erster Stelle. Die Periode der ozeanischen Politik, die Dronsen verkündete, ist in voller Entwicklung.

Geoffrey Chaucer.

(Gestorben am 25. Oktober 1400.)

Von

Hans Nordmann.

Der große Dichter lebt ewig. Die Klarheit, mit der er die Umwelt durchschaut, das Mitleid, der Zorn und die Liebe, die das Leiden und Thun seiner Mitmenschen in ihm wachruft, werden zu unzerstörbar fortwirkenden Kräften; er bannt sie als Licht und Wärme in seine Schöpfungen, welche immer von Neuem die Geister derer, die ihnen nahen, mit Erkenntniß erhellen und ihre Herzen höher schlagen machen in starker, richtiger Empfindung.

Mitunter freilich scheint es so, als ob die Erde, die man auf seine vergängliche Hülle gehäuft, das Feuer seines Geistes und seines Herzens erstickt, als ob auch über ihm, wie über uns niederweltlichen Menschen, das Grab der Vergessenheit sich dauernd geschlossen hätte. Aber es scheint nur so. Denn auch

Aus den Gräbern
Blühen die Rosen,
Blühen die Flammen
Ewiger Kraft.

So war es mit den Rosen, die unser herrlicher Gottfried von Straßburg der Welt geschenkt hatte; so war es mit den Flammen der Menschenliebe, die in Shakespeare's großem Herzen brannten, und die eine hundertjährige Herrschaft des Stumpfsinns und der Frivolität ausgetreten zu haben glaubte. So ist es auch mit dem Nachleben desjenigen Dichters, welcher der Gegenstand dieser Zeilen ist. Ein halbes Jahrtausend ist am 25. Oktober nach seinem Tode dahingegangen, und heute ist er lebendiger, als er es je gewesen.

Wer kannte den großen Dichter, den Schöpfer der englischen Schriftsprache, „den Morgenstern der englischen Poesie“, wie Spenser ihn nennt, bei seinen Lebzeiten? Die Mitglieder der englischen Königsfamilie, welche ihn protegirten, möglicherweise ein paar normannische Hofleute, die des Volksdialektes und der Kunst des Lesens mächtig waren, und vielleicht drangen einzelne Abschriften seiner Werke zu einigen weltlich gesinnten Lehrern der Universitäten Oxford und Cambridge. Nach dem Tode Decebe's und Lyngate's, die noch z. T. seine Zeitgenossen waren, im 15. Jahrhundert, wird er vergessen. Zur Zeit der englischen Renaissance kennen und verehren ihn einige der größten Dichter, wie Sidney, Shakespeare und Spenser; aber die hochgebildete Gesellschaft an Elisabeth's Hofe, die sich an französischen und italienischen Poeten, z. B. auch an Chaucer's minderwerthigem Muster Boccaccio, entzückt, weiß von ihm nichts. Sein Dasein ist im 17. und 18. Jahrhundert in Nacht gehüllt, die im letzteren Abschnitt nur durchbrochen wird von einem einzelnen Lichtstrahl — der eingehenden Darstellung seines Lebens und Schaffens in Warton's großem Literaturwerk. Aber dieser eine Strahl zündet: noch um die Wende des Jahrhunderts erscheint die erste große Gesamtausgabe von Tyrwhitt und die große Biographie von Godwin; vor und nach der Mitte dieses Jahrhunderts die Ausgaben und Lebensbeschreibungen von Nicholas, Bell und Morris, und die Chaucer-Society wird gegründet. Auch in Deutschland erwacht er im 19. Jahrhundert zum Leben; die verkürzte Bearbeitung der Godwin'schen Biographie von Breyer (1811) geht ziemlich unbeachtet hin: das Hauptwerk, das ihn zum Gemeinbesitz der Höhergebildeten macht, ist die fast durchweg gelungene Uebersetzung der „Canterbury-Geschichten“, welche W. Herzberg, zusammen mit einer kleinen Lebensbeschreibung, 1866 in der Hildburghäuser Bibliothek ausländischer Klassiker veröffentlichte. Zwanzig Jahre später erschien die, wie es scheint, unvollendet gebliebene Gesamtuebersetzung von A. v. Düring. In der letzten Hälfte des Jahrhunderts wird Chaucer dann, wie Shakespeare, ein hervorragender Gegenstand unserer gelehrten Forschung, in der Ten Brink, Zupitka, John Koch und andere sich auszeichnen. Und gegen den Schluß des Jahrhunderts erscheint die klassisch vollendete Darstellung von Chaucer's Leben und Dichten von dem leider zu früh verstorbenen Ten Brink in seiner englischen Literaturgeschichte zweitem Bande (1893), so zu sagen die Essenz seiner vorausgegangenen „Studien“. So vollkommen hat niemand den Dichter in seiner

menshlichen und dichterischen Eigenart durchschaut noch in seinem Werthe erkannt wie das die Finsterniß ferner Jahrhunderte durchdringende Auge dieses genialen Mannes.

*
*
*

Das Jahr von Chaucer's Geburt ist nicht bekannt; doch wird von der neuesten Forschung übereinstimmend 1340 als solches angenommen. Er stammte, wie der Name zeigt — chaucier — chaussetier (Strumpfwirker) — aus normannischem Geschlecht; sein Vater war Weinhändler in der City — also nichts Geringses: bei der Fülle der Privilegien, welche die City of London vor jeder andern Stadt des Königsreiches auszeichnete, bei der politischen Macht, welche sie dem Königthume gegenüber oft genug bewiesen hatte, scheint es nicht, daß ein Londoner Vollbürger sich weniger gedünkt habe als ein Angehöriger des niederen Adels. Eine Reihe von gesellschaftlichen Fäden verknüpften Hof und Bürgerchaft; und es war nichts Unerhörtes, daß der Sohn eines behäbigen Bürgers, wenn er eine feine Erziehung und gute Bildung genossen hatte, in den Hofdienst übertrat. So geschah es mit Chaucer. Nachdem er — wahrscheinlich in Cambridge — die Zeit seines heranwachsenden Alters klassischen Studien gewidmet hatte, wurde er etwa von 17 Jahren der Page der Herzogin von Clarence, der Schwiegertochter des Königs Eduard III. Daß er in der Welt der Großen schnell heimisch wurde, zeigt die Thatsache, daß er mehr als drei Jahrzehnte am Hofe zugebracht hat. Hier, in dem Brennpunkt des nationalen Lebens, in dem die besten Kräfte des Volkes, die Spitzen der sämtlichen Stände zusammentrafen, machte er die hohe Schule durch für jene unvergleichliche Menschenkenntniß und Seelenkunde, die uns in seinem größten Werke, den „Canterbury-Geschichten“, in Erstaunen setzt. Und zu dem „Gelehrten“, dem „Hofmann“, gesellte sich „des Kriegers Arm“.

Von 19 Jahren machte er den, wenn auch an kriegerischen Thaten armen, doch großartigen Feldzug gegen Frankreich unter Edwards III. persönlicher Führung und unter den Augen seines Gönners, des Herzogs von Lancaster, und des schwarzen Prinzen mit, wurde von den Franzosen gefangen genommen, aber im nächsten Jahre durch den Frieden von Bretigny (1360) wieder befreit.

Nach dieser Zeit erschloß sich seiner für zarte Empfindungen höchst empfänglichen, sinnlichen Natur die verlockendste Seite des damaligen Hoflebens, die geschlechtliche Liebe, die, ideal und cynisch

zugleich, sich in der Zeit des sinkenden Ritterthums zwischen überschwänglichem, äußerem Frauendienst und geheimem, verbotenen Sinnengenuß abspielte. In die Zeit seiner üppigsten Jugendkraft fiel eine gewaltige, hoffnungslose Leidenschaft, wahrscheinlich für eine hoch über ihm stehende Frau, eine Leidenschaft, die, verborgen wie sie bleiben mußte, in den Dichtungen der Jugendperiode, besonders in seinem ersten uns erhaltenen Gedicht „Die Klage an Frau Mitleid“, deutlich wahrnehmbare Spuren hinterlassen hat. Wenn auch die zahlreichen Liebeslieder aus dieser Zeit, als deren Verfasser er den ersten dichterischen Ruf erwarb, verloren gegangen sind, und wenn auch die eine später zu nennende Thatsache, die ihn auf den Wegen ungesetzlicher Liebe zeigt, nicht vorhanden wäre, so müßte doch der Inhalt seiner zahlreichen Dichtungen, deren Thema die Liebe ist, ihn als einen keineswegs platonischen Verehrer des weiblichen Geschlechtes kennzeichnen. Ein kurzer Blick hierauf genügt zum Beweise.

In der „Klage des Mars“ (1379) schildert er das ehebrecherische Verhältniß einer der königlichen Familie nahestehenden Venus, das zur unauslöschlichen Trauer ihres Mars gestört wird. — Das Gedicht wurde übrigens auf die Aufforderung seines Gönners, des Herzogs Johann von Lancaster, geschrieben, auf dessen jung verstorbene schöne Gemahlin Blanche er zehn Jahre früher ein in entgegengesetztem Tone gehaltenes Gedicht („Das Buch der Herzogin“) gemacht hatte. — In der Mitte der Siebziger unternahm Chaucer — wieder auf Anregung seines hohen Gönners — die Bearbeitung des im 13. Jahrhundert geschaffenen „Roman de la Rose“, der aber auch noch in diesem die Hauptlektüre des französischen Adels Englands bildete. Wenn wir uns fragen, was ihn und den epikuräisch gesinnten Herzog zu diesem Gedichte hinzog, so dürfte es die frivole Auffassung der Geschlechtsliebe, die cynische Anschauung von der Tugend der Frauen, die Verhöhnung der alten verhimmelnden Galanterie und die solchen Ansichten entsprechende Lüsterheit der Darstellung mehr noch gewesen sein, als die besonders gegen Ritterthum und Geistlichkeit gerichtete Gesellschaftsatyre. Er war in dem reifen Alter von einigen vierzig Jahren, als ihn die uns aus Shakespeare bekannte mittelalterliche Sage von Troilus und Cressida in der Bearbeitung Boccaccios, im „Filostrato“, gewaltig erregte, und in seinem Epös „Troilus and Cryseide“, dem schönsten seiner Gedichte, schuf er ein Werk, das in der Darstellung der tiefen Gluth der unbefriedigten Leidenschaft

wie des überschwänglichsten sinnlichen Liebesglückes an „Romeo und Julia“ und „Tristan und Isolde“ hinanreicht. Und die Geschichte von dem verheulerten Weibe von Bath, das auch die Pilgerfahrt nach Canterbury mitmacht, nicht aus irgend einem frommen Triebe, sondern offenbar auf der Suche nach einem festen Gatten, welchen sie nach dem Tode ihres fünften zum Schutze ihres bisher wohlgeehrten Tugendsscheines brauchen wird — sie pflegt immer einen Mann in petto zu haben — sollte ursprünglich eine selbständige Satyre auf das weibliche Geschlecht werden. Neben dem „Weibe von Bath“ aber enthalten die „Canterbury-Geschichten“ eine Reihe von Erzählungen, die nicht zur Verherrlichung der gesetzlichen Liebe geschrieben sind.

Gegenüber der Fülle so gearteter Dichtungen, die eine der Hauptseiten seines Wesens ins Licht stellen, können die jugendliche „Cäcilien-Legende“ mit ihrem herrlichen Liede auf die Jungfrau Maria, die später auch den „Canterbury-Geschichten“ einverleibt worden ist, die Erzählung von Griseldis und die „Legende von den guten Frauen“, welche das Leben von zehn tugendreichen Frauen darstellt und die ihm von der edlen Königin Anna, der Gemahlin Richards II., gewissermaßen als Strafe für die schlechte Behandlung des weiblichen Geschlechts auferlegt wurde, kaum ins Gewicht fallen. Jene einzelne Thatfache aber ist folgende: am 1. Mai 1380 stand der vierzigjährige Ehemann vor Gericht, weil er eine Dame Namens Cäcilia Champaigne entführt hatte.

Chaucer war als valet oder yeoman oder Page am königlichen Hofe gut gestellt, er bezog ein Jahrgehalt von 20 Mark, das heute etwa einen Werth von 5000 Mark darstellt. Er heirathete darauf hin in jungen Jahren eine Hofdame der Königin, Philippa geheissen, die wahrscheinlich mit ihrer Herrin aus Frankreich herübergekommen war und ihrerseits für ihre Hofdienste eine lebenslängliche Rente von 10 Mark bezog; 1366 wird bereits Chaucer's Gattin erwähnt. 1368 oder 1369 avancirte er zu dem Range eines königlichen Squire und sechs Jahre später ernannte ihn der König zum Steuerkontroleur über die Abgaben für Wolle, Felle und gegerbte Häute, sowie über die kleineren Weinzölle im Londoner Hafen. Das war keine Zinneture; denn da er persönlich die Eingänge zu beaufsichtigen und die amtlichen Register zu führen hatte, so wurde ihm damit eine Fülle profaischer Arbeit auferlegt, die freilich einen schönen Gewinn abwarf.

Aber der Reichthum der Lebensanschauungen, die er so durch

die mannigfachste Bethätigung seiner Kräfte in sich sog, wurde noch erhöht durch die diplomatische Thätigkeit, zu der er von Eduard III. und Richard II. wiederholt verwandt wurde. Schon 1372 war er von dem ersteren Könige nach Genua gesandt worden, nach dessen Tode schickte der für den elfjährigen Richard II. eingesetzte Regentschaftsrath ihn nach Flandern, dann an den französischen Hof und 1378/79 für längere Zeit nach der Lombardei, wo er sich vorzugsweise in Mailand aufhielt. Vielleicht lernte er bei dieser Gelegenheit Petrarca persönlich kennen; jedenfalls machen sich, wie früher, im „Buche der Herzogin“ und im „Romaunt of the Rose“, französische, nach dieser Zeit italienische Einflüsse entschieden geltend. Beweis die in den achtziger Jahren aus Boccaccio's „Theseide“ entnommene Erzählung von „Palamon und Arcita“, die wir nur in der kondensirten Gestalt der Erzählung des Ritters in den „Canterbury-Geschichten“ besitzen, und das schon genannte Epos „Troilus and Chryseide“.

Im Jahre 1382 vermählte sich der noch nicht 16 jährige Richard mit der wenig älteren, aber dennoch bereits mehrfach umworbenen Anna von Luxemburg. Zur Feier des Festes und als Huldigung für die schöne, zarte und feingebildete Königin schrieb Chaucer die Allegorie „Das Parlament der Vögel“, ein Meisterwerk dichterisch blühender Schilderung, die besonders in der Beschreibung des Liebesparadieses mit dem Venusstempel hervortritt, und humorvoller Charakteristik. Vielleicht noch bedeutender als diese ist die zwei Jahre später geschaffene, höchst persönliche Allegorie „Das Haus der Fama“, die eine Art Selbstbefreiung des Dichters darstellt, welcher sich über die geringe Anerkennung seines heißen Bemühens im Dienste der Dichtkunst und über die bei dem launenhaften Charakter der Fama so zweifelhaften Zukunftsaussichten mit des Boetius und Dantes Philosophie zu trösten sucht. Ten Brink nennt das Gedicht „den Höhepunkt dieser Kunstgattung in der mittelenglischen Poesie“.

Chaucer hatte sich in ihm auch darüber beklagt, daß seine weltlichen Geschäfte ihm nur wenig Muße zum Betriebe seiner Kunst ließen. Wir dürfen es daher wohl als einen Erfolg dieser Klage auffassen, wenn König Richard ihm im folgenden Jahre gestattete, seine Geschäfte als Steuerkontrolleur durch einen ständigen Vertreter besorgen zu lassen. Aber nicht lange behielt er diese zugleich bequeme und gewinnreiche Lebensstellung.

Das Jahr 1386 war ebenso unglücklich für Chaucer als es

für das englische Reich stürmisch verlief. Die Herrschsucht, die Verschwendung Richards, das an seinem Hofe herrschende Günstlingswesen, vor allem aber kostspielige und erfolglose Feldzüge hatten eine starke Opposition im Reiche geschaffen, geführt von des Königs eigenem Oheim, dem Herzog von Gloucester, die in dem aus Noth berufenen Parlament von 1386 ihren Willen durchsetzte, in leidenschaftlichem Ansturm dem Könige seine Macht entriß und ihn unter die Vormundschaft eines höchsten Rathes stellte. Auch Chaucer saß in diesem Parlament als Vertreter Kents, und seine Haltung darin — die ihm übrigens durch seine Stellung zum Könige vorgeschrieben war — ergibt sich aus der Thatsache, daß er mit zu denen gehörte, die ihrer Aemter verlustig erklärt wurden.

Das folgende Jahr sah Richards vergeblichen Versuch einer bewaffneten Reaction gegen die an ihm geübte Vergewaltigung und die grausamen Macthaten der Opposition, denen die höchstgestellten edelsten Anhänger des Königs zum Opfer fielen. Chaucer war Zeuge der Verzweiflung Richards, des Jammers seiner innigst verehrten Königin und des Unterganges edler Freude; um dieselbe Zeit hatte er die Mutter seiner Kinder verloren und die nagende Pein der Armuth zu ertragen. In welcher Noth er sich befand, zeigt die Thatsache, daß er 1388 die ihm vom König und von Johann von Lancaster verliehenen Renten verkaufte. Ist es Zufall, daß er in dieser Zeit die Geschichte von der alles hingebenden Liebe der armen Griseldis Petrarca nacherzählt, in der sich eine sonst bei ihm ungewohnte Begeisterung für das Ewigweibliche ausspricht? Zufall, daß er in ihr seine Ansicht über den inneren Werth des „Volkes“ formulirt, die der Shakespeares so ähnlich ist?

O windig Volk, haltlos und ungetreu,
 Unstet und schwankend wie ein Wetterfahn,
 Du freust dich jedes Lärms, ist er nur neu,
 Und wechselst wie der Mond in seiner Bahn.
 Nicht einen Deut werth ist dein eitler Wahn,
 Dein Spruch ist falsch und hält nicht lange vor.
 Wer an dich glaubt, der ist ein großer Thor.

Dieses Volk wurde bald der blutdürstigen Machthaber müde und jauchzte dem vor kurzem noch so mißachteten jungen Könige wieder entgegen, als er 1389 in dem plötzlichen Glan einer ihm sonst nicht eigenen Energie den Gequern das Heft aus der Hand riß. Nun kamen auch für Chaucer bessere Tage; er wurde zum Aufseher der königlichen Bauten ernannt, eine Stellung, die ihm

einerseits eine interessante Lebensaufgabe zuwies, andererseits ihm die ersehnte Muße gewährte, da er untergeordnete Arbeiten durch Vertreter ausführen lassen konnte. Jetzt gewann der Philosoph und Lebensvirtuos wieder die Ruhe und Heiterkeit, die er zum dichterischen Schaffen brauchte, und zugleich frischen Muth: denn jetzt faßte er den Plan zu der großartigen Dichtung der „Canterbury-Geschichten“.

*
*
*

Aus der Fülle der Erfahrungen eines Lebens, das ihn in ewigem Wechsel durch fast alle Stände und Berufsarten geführt hatte, aus der Fülle einer Bildung, die alle zeitgenössischen Wissenszweige beherrschte, wollte er ein Bild seiner Mitwelt schaffen, wie es noch nicht dagewesen war. Hierfür gab es kein Muster, die Stile, die er bisher kultivirt, der französische und der italienische, reichten für eine derartige dichterische That nicht aus; er mußte sich seinen eigenen realistischen Stil schaffen, wenn er ein getreues Bild des umgebenden Lebens zeichnen wollte. Niemand konnte ihm dabei helfen; war sein Auge nicht scharf, sein Blick nicht tief genug für die Erkenntniß der innersten Triebfedern des menschlichen Handelns, war sein Geist nicht erhaben genug, um mit einer Art von göttlicher Unparteilichkeit, mit überlegenem Humor das irdische Wirrsal zu betrachten, war sein Herz nicht groß genug, um trotz eigener herber Erfahrungen der Liebe und Nachsicht mehr Raum zu gewähren als der Bitterkeit und dem Haß: dann wurde die Zeichnung unharmonisch, hart und falsch in Einzelheiten — d. h. werthlos. Glücklicher Weise brauchte er zur Lösung solcher Aufgabe nur er selbst zu sein; er brauchte nur das naturgetreue Bild, das die camera lucida seiner Phantasie von Menschen und Dingen erzeugte, nachzuzeichnen, es zu durchdringen mit seiner durch unendlich vielseitige Erfahrung und philosophische Betrachtung auf das rechte Maß herabgetönten Empfindung und zu durchleuchten mit seinem lebenswürdig schalkhaften Humor. Daß aber das Kunstwerk, das ihm vor der Seele schwebte, grundverschieden war von dem, was man sich bisher unter Poesie vorgestellt und was er selbst der Welt als Poesie geboten hatte, das empfand er selbst; denn er fühlt sich gedrungen, den neuen Stil in der Einleitung zu entschuldigen:

Doch bitt ich erst von eurer Höflichkeit,
 Daß ihr es nicht als Ungezogenheit
 Mir auslegt, muß ich euch ganz einfach sagen,
 Wie jeder sprach und wie er sich betragen,
 Und halt' ich treu an ihre Worte mich;
 Denn selber wißt ihr ja so gut wie ich,
 Daß, wenn man einem andern nacherzählt,
 Man pflichtgemäß dieselben Worte wählt
 Wie jener und sich möglichst an ihn lehnt,
 Und spräch' er noch so roh und lang gedehnt.
 Sonst müßte man die **Wahrheit** ja verkehren.

Die Einkleidung der Erzählungen, die dem „Defameron“ nachgeahmt ist, ist doch nicht äußerlich und künstlich erdacht, wie diese, sondern führt uns unmittelbar in die Wirklichkeit Altenglands hinein. Boccaccios junge Herren und Damen hätten sich ebenso gut anderswo als auf einem Landgute bei Florenz treffen können; sie hätten ebenso wohl aus irgend einem anderen Grunde zusammenkommen können als aus Furcht vor der in der Stadt herrschenden Pest. Bei Chaucer ist das Ereigniß, das die Gesellschaft zusammenführt, ein regelmäßig wiederkehrender und auch im Leben manches Engländers sich öfters wiederholender bedeutsamer Vorgang: eine Wallfahrt nach dem Grabe des heiligen Thomas Becket in Canterbury. Der Nichtkenner der Zeitverhältnisse könnte geneigt sein, in einer Pilgerfahrt nicht die angemessenste Veranlassung zur Erzählung einer Menge von zum Theil recht pikanten Geschichten zu sehen, da eine solche doch aus einem religiösen Bedürfniß unternommen zu werden pflege. Das ist weit gefehlt. Diese Voraussetzung mag hier zutreffen für eine kleine Minderzahl von Theilnehmern, für die Priorin und die Nonne, für den Pfarrer und den stubenhockenden Philosophen aus Oxford, vielleicht noch für den Ritter, für die andern nicht. Wir befinden uns eben nicht mehr in der Tiefe der mittelalterlichen Nacht, sondern in der Dämmerung des weltgeschichtlichen Tages, den man die Renaissance nennt. Das religiöse Ideal des Katholizismus, das die Kreuzzüge entfacht hat, ist im 13. Jahrhundert ausgeglüht und im 14. in Asche gesunken. Selbst für die Geistlichkeit im Großen ist es erloschen, ertränkt in der Blut der Streitschriften und Streitreden gegen die Mißbräuche der Kirche, ihre verrotteten Satzungen, ihre sittlich verkommenen Vertreter. Die letzteren denken mehr an die Wahrung ihres äußeren Ansehens und ihrer materiell wohlfundirten Lebensstellung als an irgend einen höheren Zweck

ihres Daseins. So ist denn vor und während der Pilgerfahrt von einem religiösen Bedürfnis nicht die Rede. Der Stifftsherr und alchymistische Charlatan sucht unter den Pilgern offenbar ein neues Opfer für seine betrügerischen Absichten, und würde es wohl gefunden haben, wenn er von seinem Dienstmanne nicht entlarvt worden wäre; der Ablasskrämer und der Bettelmönch wollen auch ihr Schäfchen scheeren, beide aber wollen zugleich sich mit dem Ordensgeistlichen und allen anderen Pilgern amüsiren in der Ungebundenheit einer schönen Frühlingsreise unter interessant gemischter Gesellschaft. Das ist der Sinn der Pilgerfahrt.

Hier fallen die Schranken, welche zwischen den Ständen aufgerichtet sind, und der Verkehr der Geschlechter, der im bürgerlichen Leben zwar keineswegs durch zarte Sittlichkeitsbedenken, aber durch eine konventionelle Prüderie behindert ist, wird ein vollkommen freier. Hier berührt sich die Züchtigkeit der französisch sprechenden Priorin mit der verschmizten Sinnlichkeit des Weibes von Bath, der flotten Lebenslust des Ordensgeistlichen und der Lüsternheit des Bettelmönches; hier reitet der vornehme, höfische Ritter neben dem derben Müller und dem rohen, verlogenen Schiffer. Hier spricht jeder in seiner Sprache, und wir dürfen hoffen, daß jenen höheren und feiner erzogenen Gliedern dieser Gesellschaft die unkeuschen oder derb schlüpfrigen Erzählungen des Kaufmanns und des Verwalters, des Müllers und des Schiffers ebenso wenig unangenehm sein werden, wie die verwegentsten Scherze Boccaccios der italienischen.

Was soll man auf solch einer Vergnügungsreise anders thun, als gut und reichlich trinken und essen und, um die Länge des Weges zu kürzen, Geschichten erzählen, ernste und lustige Geschichten, vor allem lustige und ganz besonders jene pikanten, die dem Leben den gnädigen Schleier der Formen-Frömmigkeit, des heuchlerischen Tugendstrebens und der sittlichen Konvenienz von der Stirn reißen und sein wahres Gesicht zeigen. Das weiß der vollendete Weltmann, der Wirth des Tabard-Inns im südlichen London, bei dem sich die Pilger versammeln, und als maitre de plaisir der fröhlichen Bußfahrt bestimmt er, daß jedes der dreißig Mitglieder der Vergnügungstour auf dem Hin- und Rückwege je zwei Geschichten erzählen solle. Freilich reicht das Gedicht nicht bis zur Ankunft in Canterbury, und statt der 60 Erzählungen, die wir auf dem Hinwege hören sollten, enthält es nur 23.

Wundervoll ist der Realismus, mit dem gleich die Einleitung

der Geschichten einsetzt; um zu wissen, welchen großen Dichter wir vor uns haben, brauchen wir nur die gar nicht lange Schilderung der bunten Pilgergesellschaft zu lesen. Ohne Streben nach poetischen Effekten, mit einer Sprache, die, wie das Volkslied, immer die einfachsten und bedeutungschwangersten Ausdrücke wählt, weiß Chaucer uns in wenigen Sätzen das Bild einer Persönlichkeit vor die Augen zu zaubern. Die Lessing'sche Theorie, nach welcher Schilderungen, die nicht in Handlung aufgelöst werden, der Dichtkunst versagt sein sollen, kann eben nur *cum grano salis* gelten. Sie gilt für die stumpfen Detailbeschreibungen von Menschen und Dingen, wie sie Scott und Zola lieben, die, aus einer rein prosaischen *matter-of-fact*-Absicht hervorgegangen, für die Phantasie des Lesers keine schöpferisch erweckende Kraft haben. Sie gilt nicht für stimmungsdurchtränkte Schilderungen, sie gilt auch nicht für Darstellungen wie die Portraits der einzelnen Pilger, die vermitteltst scharfer Erfassung der hervorstechendsten charakteristischen Eigenschaften ihren Gegenstand in wenigen Linien aufs Papier werfen. Betrachten wir z. B. das Porträt des Weibes von Bath:

Höchst prächtig saß ihr auf dem Kopf der Bund,
 Ich schwöre traum, er wog beinah zehn Pfund,
 Zum mindestens, wie sie ihn Sonntags trug!
 Die Strümpfe waren scharlach, fein genug,
 Und saßen stramm, die Schuhe neu und dicht.
 Rothbäckig, frisch und keck war ihr Gesicht.
 Ein wackres Weib ihr Lebelang sie war:
 Sie führte schon fünf Männer zum Altar . . .
 Sie ritt auf einem Zelter leicht und gut
 Mit hübschem Schleier. Auf dem Kopf ihr Hut
 War wie ein Schild, wie eine Tartsche breit;
 Um ihre Hüften lag der Mantel weit,
 'nen schwarzen Sporn trug sie an jedem Fuß.
 Sie lacht' und schwahte nach dem ersten Gruß.
 Mit Liebestränken wußte sie Bescheid,
 Denn sie verstand den Spaß aus früh'rer Zeit.

Die Schilderung der Persönlichkeiten wird dann weiter fortgesetzt in den Gesprächen, welche sie während des Rittes führen, und in dem Tone wie dem Inhalte der Erzählungen, die jede zum Besten giebt. Kulturell bedeutsam ist die Schöpfung auch dadurch, daß Chaucer in ihrem Rahmen sämtliche Gattungen der zeitgenössischen Poesie vereinigt; wir finden Muster jeder Art darin vertreten: die antike Sage neben der Heiligenlegende und dem

orientalischen Märchen, die historische Erzählung neben dem Ritterepos und Berichten von abenteuerlichen Reisen, die Allegorie und Thierfabel neben der Ballade und der poetischen Erzählung aus der Gegenwart. Die zahlreich vertretene letztere Gattung bildet den Hauptreiz und den Hauptwerth des Werkes. Hier ist es besonders, wo der Dichter seine ungewöhnliche Kraft realistischer Lebensdarstellung bethätigt und uns ein Kulturbild seiner Zeit entrollt, wie wir es uns anschaulicher nicht wünschen können. Was in kulturgeschichtlicher Bedeutung der „Abenteuerliche Simplicissimus“ für das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges ist, das sind die „Canterbury-Geschichten“ für die Geburtszeit der Renaissance.

Das Buch, das ihren kulturgeschichtlichen Gehalt bis zum Grunde ausschöpft, ist noch zu schreiben; hier kann es sich nur darum handeln, eine Anschauung davon zu geben, indem wir einzelne Gesellschaftsklassen in ihren Typen etwas näher betrachten.

Mit großer Vorurtheilslosigkeit behandelt Chaucer denjenigen Stand, dem er selbst seiner Lebensentfaltung nach am nächsten steht: den Ritterstand. Mit dem Aufstreben des Bürgerstandes, mit dem Erbblühen einer bedeutenden materiellen Kultur, welche die Folge der Entwicklung des überseeischen und Binnenhandels war, war die Bedeutung des Ritterstandes gesunken, und das romantische Ideal neben den realen Interessen des Lebens verblaßt. Zwar fühlten die Mitglieder dieses Standes noch immer sich über die bürgerliche Gesellschaft erhaben, aber sie waren es nicht mehr in den Augen dieser Gesellschaft, deren nüchterner Blick die Inhaltlosigkeit ihres Lebens und Treibens wohl durchschaute. Die ritterlichen Eigenschaften, deren Entwicklung eine ernste Forderung einer früheren Zeit gewesen war, hatten für diese ihre politische und soziale Bedeutung fast eingebüßt; eines tieferen Zweckes beraubt, wurden sie von den Inhabern nicht ohne Eitelkeit nur als ein äußerer Schmuck angelegt, der sie vor der übrigen Gesellschaft auszeichnen sollte. Dieses nicht gerade hochliegende Ziel wurde denn allerdings erreicht. Der Menge imponirte noch immer das stattliche Formenwesen und das Gepränge der ritterlichen Feste. Aber die Masse derer, welche trotz ihres Geburtsrechtes — in England wenigstens — sich dem Ritterstande entzogen, zeigte deutlich, wie gering der innere Werth der einst so hochstehenden Kaste vom Volke veranschlagt wurde. Es haftete dem großartigen Behaben, dem kein großer Zweck zu Grunde lag, etwas Lächerliches an. Don

Quirote lebte zwar noch im sechzehnten Jahrhundert, aber geboren wurde er im vierzehnten.

Vom Standpunkte dieser Auffassung behandelt Chaucer das Ritterthum. Der Ritter selbst zwar, den er einführt, ist ein Mann, der in vielen Schlachten zu Lande und zur See auch gegen die Heiden (Türken) gekämpft hat, der bescheiden und in unscheinbarer Tracht auftritt, und über die feinsten geselligen Formen verfügt — kurz, ein Ritter alten Schlages. Sein Sohn jedoch, der Junker, ist „ein muntres und verliebtes Blut,“ schlank und gewandt, mit krausem Haar und „geputzt gleich einem Wiesenrund mit roth und weißen Blumen“, „er pfiß und sang, wo er nur mochte gehn“, er konnte schreiben, malen, tanzen, Liebesgedichte verfassen und schön vortragen. Trotzdem aber hatte er mit seinem Vater schon in mehreren Schlachten gekämpft. Das ist das moderne Ritterthum.

Der Alte erzählt im Stile der Ritterjagen eine bewegliche, abenteuerliche Liebesgeschichte von „Palamon und Arcita“, welche beide die schöne Emilia liebten. Aber der Dichter, der den Draht lenkt, an dem sich der Ritter bewegt, kann nicht ernst bleiben hinter dem Vorhang. Die Dame ist keine von den Frauen von Fleisch und Blut, die Chaucer so reizvoll zu zeichnen versteht, sondern ein weiß und rösig angehauchter Schatten; keiner der beiden Helden kennt sie, und sie kennt keinen; das ist für den der ideologischen Liebe ganz abgewandten Dichter ein humoristisches Verhältniß, und er giebt seinem Spott durch den Mund des ehrenwerthen ritterlichen Erzählers, der darum aus der Rolle fallen muß, den unbefangenen Ausdruck. Das gewöhnliche Mundstück seines Humors ist der Herzog Theseus, eine parodistische Figur, und als solche ein aus lauter Anachronismen zusammengesetztes Ungeheuer. Als Grieche wird er verritterlicht, als Ritter modernisirt, und als Haudegen des 14. Jahrhunderts spricht er so vorurtheilslos wie Chaucer selbst. Als er die geächteten Helden auf seinem Gebiete antrifft, donnert er sie an, und will sie sofort köpfen lassen; als aber die Königin und alle Schönen, des Hofes stehend vor ihm „auf die bloßen Kniee fallen“ — wahrscheinlich um die Kleider zu schonen — erinnert er sich, daß er ja eigentlich einen mittelalterlichen Ritter vorstellen soll, also den Frauen nichts abschlagen dürfe, und verzeiht sogleich. Während die beiden Liebenden um die ihnen unbekante Dame auf Tod und Leben kämpfen, kann Theseus nicht umhin, als Chaucer seine satirischen

Bemerkungen dazu zu machen. Der Schluß ist fast possenthaft. Arcita siegt, aber als er zu der schönen Unbekannten, die nun sofort den vorschriftsmäßig „huldvollen Blick auf ihn herniederseendet,“ hinreitet, stürzt er mit dem Pferde und stirbt. Palamon aber geneht von seiner Wunde. Was nun? Soll der Liebe Mühe ganz vergebens gewesen sein?

Thejeus selbst saß eine Weile stumm
Und blickte lang auf eine Stelle hin.

Dann entscheidet er:

Und Weisheit ist's, so hab' ich stets gedacht,
Wenn aus der Noth man eine Tugend macht.

Und „sein Parlament stimmt ihm darin bei“, daß Emilia Palamon zum Ehegemahl nehmen soll. — Auch die sonst üblichen Ausstattungs-Requisiten der Ritterspen — z. B. großartige, prächtige Gebäude voll der vielseitigsten Symbolik — werden etwas gewaltsam herangezerrt. Als der Turnierplatz für den Zweikampf hergestellt wird, werden drei symbolische Tempel, der Venus, des Mars und der Diana, in die Schranken eingebaut, in denen je einer der drei unbekannterweise Liebenden sein Gebet spricht. Das Ganze ist eine Satire auf das Ritterthum, eine Don Quixotiade des 14. Jahrhunderts.

In der Erzählung des Gutschern wird die ritterliche Ehre in ein heikles Dilemma gebracht. Der bretonische Ritter Arviragus hat eine schöne Frau, die der Junker Aurelius zu besitzen wünscht. Vergeblich macht er in ihres Mannes Abwesenheit ihr den Hof. Sie schwört spöttisch, daß sie seine Sehnsucht stillen wolle, wenn er die Klippen an der Küste der Bretagne wegschaffe. Mit Hilfe eines ihm bekannten Zauberers gelingt das Wunder; er führt nun die Geliebte ans Gestade und fordert die Einlösung ihres Schwures. Die entsetzte Frau berichtet ihrem Manne alles.

Worauf ihr Mann mit heiterem Gesicht
In milder Weise also zu ihr spricht:
„Dorigena, ist's weiter nichts als dies?“

Er zweifelt keinen Augenblick, daß seine ritterliche Ehre ihn verpflichte, seine Frau zur Erfüllung ihres Schwures anzuhalten, und hält eine Rede in diesem Sinne. Dorigena ist verzweifelt, aber folgt dem Befehle ihres Gemahls. Der Junker jedoch darf

an Edelsinn nicht hinter dem Ritter zurückbleiben und verzichtet auf das dargebotene Opfer. Vielleicht könnte jemand daran zweifeln, daß Chaucer eine satirische Pointe hier beabsichtigt habe, wenn er nicht aus dem bürgerlichen Manne, der in der gleichen Erzählung des Boccaccio (X, 5) den hier nicht bloß stumpfsinnigen, sondern aus materiellen Motiven handelnden Gatten spielt, einen Ritter gemacht hätte.

Als Chaucer selbst — denn auch er befindet sich unter der Gesellschaft — vom Wirth aufgefördert wird, etwas zu erzählen, erklärt er, nichts zu wissen; er habe aber früher ein Reimgedicht gelernt, das wolle er ihnen vortragen. Es ist die Romanze vom „Herrn Thopas“:

Herr Thopas war von tücht'gem Schrot,
Weiß sein Gesicht wie Semmelbrod,
Sein Mund wie Rosenblätter,
Wie Scharlach seiner Wangen Roth,
Auch mit der Nase hat's nicht Noth;
Wohl keiner hat sie netter.

Wie Safran war sein Bart und Haar,
Das lang bis an den Gürtel war u. s. w.

So geht es weiter im Bänkelsängerton der einst so hochstehenden und nun heruntergekommenen Minstrel, die ungewollte Satiren auf das Ritterthum durch das Land trugen. Sir Thopas verliebt sich im Traume in eine Elfenkönigin und reitet als irrender Ritter in die Wälder, sie zu suchen; dort trifft er einen Riesen u. s. w. Die Handlung ist natürlich nichts, das ritterliche Benehmen des Sir Thopas alles. Das Gedicht ist übrigens so scheußlich, daß Chaucer nicht weit damit kommt. Der Wirth unterbricht ihn.

„Nicht mehr von diejem Zeuge!“ sprach der Wirth,
„Im Gottes Gnade willen! Denn mir wird
Ganz schlimm von der gemeinen Dudelei!“

Daß das Lied eine Parodie auf die Ritterromanze ist, unterliegt keinem Zweifel; aber ebenso wenig fraglich ist es, daß an die Stelle der ungewollten Satyre der Bänkelsänger hier eine gewollte tritt.

Wenn man Chaucers Schilderung der englischen Geistlichkeit betrachtet, so dürfte man zunächst geneigt sein, ihn für einen schlimmen Spötter zu halten, für einen Chnifer vielleicht, der aus dem Haß der eigenen Unfrömmigkeit heraus die Vertreter der

Kirche lächerlich und verächtlich machen möchte, da es fast unglaublich scheint, daß die Lehrer des Evangeliums zu irgend einer Zeit und in irgend einem Lande in ihrer Gesamtheit so tief hätten sinken können, wie sie es nach dieser Darstellung sind. Aber wir finden ebenso blutige Anklagen gegen die Geistlichkeit in den gleichzeitigen Dichtungen Langland's und Gower's wie in den Schriften Wyclif's und in den Predigten seiner das Land durchziehenden Anhänger. Und es scheint undenkbar, daß ein großer Dichter, der die höchstgestellten Personen des Landes zu Lesern hatte, auch nur gewagt haben könnte, ein malitiös verzerrtes Bild dieses Standes zu geben, wenn die Mißachtung, die sich in jedem Worte ausspricht, unter den Gebildeten nicht allgemein verbreitet gewesen wäre. Die Schilderung wird also im ganzen ihre Richtigkeit haben.

Am harmlosesten erscheint der Benediktiner-Mönch —

Ein Waidmann von Passion und flotter Reiter;
Männlich von Anseh'n, eines Abtes werth.
Er hatt' in seinem Stall manch nettes Pferd . . .

(wahrscheinlich als Aufseher eines Vorwerkes seiner Abtei). Er hat die Aermel seiner Kutte mit feinem Pelz verbrämt, die Kapuze unterm Kinn mit goldner Nadel zugesteckt, an deren Kopf ein Liebesknoten*) befestigt ist; seine Stiefel sind elegant, das Geschirr seines Pferdes ist kostbar — kurz; wir haben einen vollendeten Weltmann vor uns, der alles Gute, was die Erde bietet, gern genießt:

Blank wie ein Spiegel war sein kahler Kopf,
Glatt, wie mit Del gesalbt, sein Antlitz auch;
Feist war der Herr, und wohlgenährt sein Bauch.

Studiert hat er nicht viel; dasjenige aber, was er von gelehrter Bildung besitzt, weiß er mit Anstand auszukramen, indem er statt der einen von ihm verlangten Geschichte eine Kollektion von kurzen Biographien berühmter Männer des Alterthums und der neueren Zeit giebt. Der ebenso kluge wie freimüthige Wirth läßt sich indessen durch Neußerlichkeiten nicht beirren. Ohne Achtung vor seinem geistlichen Stande, faßt er mit ironischer Freude seine körperliche Tüchtigkeit ins Auge:

*) Zierlich verschlungene Schleife, ein koketter Schmuck seiner Herren und Damen.

Wahrhaftig, deine Haut ist schön im Stand;
 Die Weide ist vortrefflich, die dich preist.
 Du scheinst kein Böhler, kein gequälter Geist . . .
 Dazu bist du im Neußern — frei gesprochen —
 Gut ausgestaffirt mit Muskeln und mit Knochen.

Er betrachtet ihn — ebenso wie später den Nonnenprieſter, den Begleiter der Priorin — ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der „Population“ in Worten, die im 14. Jahrhundert nicht anstößig waren, und bedauert schließlich die durch das Cölibat herbeigeführte Verkümmern der Menſchenraſſe.

Ein anderer weltmännischer Mönch erſcheint in der Erzählung des Schiffers, einer pikant-lächerlichen Anekdote, die durch die Jahrhunderte hindurchgegangen ist und noch heute als „Wiß“ neu geprägt wird. Freilich ist heute der doppelte Betrüger nicht mehr ein Mönch. Ein Ordensbruder aus Paris also ſpekulirt auf die Knauſerei ſeines intimen Freundes, eines reichen Kaufmanns, und auf die Bußſucht der Frau deſſelben und ſetzt ſich in den Genuß ihrer Gunſt durch die Darreichung des Geldes, das ſie zur Beſchaffung eines erſehnten Schmuckes braucht. Dieſes Geld aber hat er ſich vorher von dem Gatten geliehen, und als der es endlich von ihm zurückfordert, erklärt der Mönch, daß er es an ſeine Frau bereits abbezahlt habe. Der Kaufmann befragt ſeine Ehehälfte darüber; dieſe weiß ihren Schreck zu bemeiſtern und geſteht ruhig, daß ſie das Geld allerdings erhalten und einen Schmuck dafür gekauft habe. — Der Mönch läßt ſich natürlich nicht wieder in dem Hauſe ſehen.

Der Schilderung nach eine widerliche Perſönlichkeit iſt der Ablaßkrämer, der ſoeben aus Rom zurückgekehrt iſt und einen Mantelfack voll von Abläſſen „friſch und heiß“ vor ſich auf dem Pferde liegen hat. Er gehört zu dem auch über Frankreich und England verbreiteten Orden der Krankenbrüder aus Nonceval in Spanien, die ſchon in früheren Jahrhunderten durch ihren ſchwungvollen Ablaßhandel ſich einen Namen gemacht hatten. Obgleich ſelbſt nicht Prieſter, predigt er doch zu der Menge, als wäre er einer, nachdem er ſeine Perſon vor den Angriffen der Geiſtlichkeit durch königliches Patent ſichergeſtellt hat. Radix malorum est cupiditas, das iſt das eine Thema für ſeine Predigt, die er mit Bibelſtellen und lateiniſchen Zitaten ſchön ausſtaffirt hat und mit erſchrecklicher Wirkung auf die Menge vorzutragen weiß. Dieſe

Predigt bringt ihm mit dem reichen Ablassgeschäft, das ihr zu folgen pflegt, jährlich 25 000 Mark ein.

Dem meine Abicht ist Gewinn allein.
 Ich küm'm're mich um ihren Tod mit nichten,
 Und gehn auch ihre Seelen in die Fichten.

Neben seinen Ablässen hat er auch eine Sammlung von Reliquien, die er für Geld anbeten, berühren oder küssen läßt.

Aus eines alten Bettbezuges Reste
 Macht er den Schleier, den Maria trug.
 Ein Stück auch zeigt er von dem Segeltuch,
 Womit St. Petrus auf dem Meere ging,
 Bis Christus ihn in seinem Arm empfing.
 Er hat ein Kreuz von Tombad, voll von Steinen,
 Zu einem Glase Knochen auch von Schweinen.

Er preist besonders ein in Messing gefaßtes Schulterbein an, „das eines heil'gen Juden (wahrscheinlich Jakobs) Schaf gehört“; wenn man dieses in einen Brunnen tauche, so werde dessen Wasser für alle Zeit wunderkräftig. Unter vielem Andern ist es auch wirksam gegen Eifersucht:

Wenn diese Wuth bei Jemand ausgebrochen,
 Muß seine Supp' er mit dem Wasser kochen,
 Dann wird er nie mißtrauen seiner Frau,
 Wüßt' er von ihrer Schuld noch so genau,
 Und hielte sie zwei Pfaffen sich und mehr.

Nachdem er seine Geschichte, eingepackt und durchzogen von Theilen seines Bußsermons, zum Besten gegeben, fordert er die Gesellschaft auf, die Säckel zu ziehen und an seine Reliquien heranzutreten, und zuerst von Allen den Wirth als den sündhaftesten, wird aber von diesem empfindlich abgetrumpft.

Eine ähnliche Sorte von Seelsorge vollführen auch die Bettel-
 mönche, welche für die Seelen Derer beten, die ihnen etwas schenken.
 Sie sind anspruchslos, sie nehmen Alles:

Gebt Weizen, Roggen, Malz uns zum Geichenke,
 Ein Herrgottsküchlein, einen Käsejchnitt!
 Gebt, was ihr wollt; wir nehmen Alles mit.
 'nen Messerpfennig oder Gottesheller,
 Auch etwas Böckelfleisch aus euerm Keller;
 Ein Zipfelchen von Leimen, liebe Damen! —
 Frau Schwester, seht, ich schreib' hier eure Namen —
 Rindfleisch und Speck und was dergleichen mehr.

Der Bettelmönch unter den Pilgern ist „ein munterer Gauch“, ein feiner Redner und Sänger, bei jungen Weibern höchst beliebt, ein milder Beichtiger überall, wo das Sündenbewußtsein zusammen mit dem Wunsche, seinem Orden wohlzuthun, auftritt:

Denn wer der Armuth heizusteh'n beflissen,
Hat sicherlich nicht viel auf dem Gewissen.

Er fühlt sich in der Gesellschaft so mißachtet,¹ daß er nur einen in ihr findet, auf dessen Kosten er sich herausstreichen zu können vermeint. Es ist der bei allem Volk verrufene Büttel des geistlichen Gerichts. Die Kirchenstrafen, mit denen der Archidiacon früher die Unsitlichkeit der Laien belegt hat, sind längst durch Geldstrafen abgelöst worden, die der Büttel eintreiben muß. Andererseits aber erhöht er die Einkünfte des Gerichtshofes vermittelt gewohnheitsmäßiger Denunziation sündlicher Vergehungen, die ihm ermöglicht wird durch die Berichte einiger Wütlinge, Dirnen und Kuppler, welche er sich als Spione hält. Von den Strafgeldern giebt er dem Archidiacon nur die Hälfte, die andere treibt er auf gefälschte Mandate hin für sich selbst ein. — Der Bettelmönch erzählt denn auch eine Geschichte, in welcher ein Büttel vom Teufel geholt wird.

Der Büttel ist indessen nicht auf den Mund gefallen. Er schildert der Gesellschaft den unbeschreiblich scheußlichen Ort, an dem die Bettelmönche in der Hölle, in die sie alle kommen, sich aufzuhalten gezwungen sind, und erzählt eine Geschichte von einem aus ihrer Genossenschaft, dem Freunde der Frau eines franken Neoman (Bauern), der von diesem, nachdem er ihm all sein Geld für niemals gehaltene Gebete zu seiner Genesung abgeschwätzt, zum Schluß eine unaussprechlich niederträchtige Belohnung erhalten habe, für sich und seine Bruderschaft. Der Dichter beschäftigt sich mit großem Behagen mit der Frage, wie das anscheinend untheilbare Geschenk doch auf das ganze Kapitel hätte vertheilt werden können.

Unter den Geistlichen der Gesellschaft befindet sich auch — freilich nur bis zu seiner Entlarvung — ein Stifzherr, der ein alchimistischer Betrüger ist. Er zeigt seinen Opfern, wie man aus Quecksilber Silber macht, vermittelt eines für diese sehr kostspieligen Experiments, das natürlich nur gelingen kann, indem der Charlatan zum Schluß unbemerkt ein Stück Silber in die Retorte gleiten läßt. Nachdem er sich dann für das Rezept eine schwere Summe hat bezahlen lassen, verschwindet er. Bei dieser

Gelegenheit beschreibt uns Chaucer die alchymistische Kunst so eingehend und anschaulich und verflucht sie so leidenschaftlich, daß wir in ihm selbst einen zeitweiligen Adepten derselben erkennen müssen.

Diesen abschreckenden Gestalten aus dem geistlichen Stande stehen zwei ansprechende gegenüber. Die eine ist die Priorin, eine gesellschaftlich feinstgebildete Dame — sie spricht natürlich Französisch — ungemein taktvoll in ihrem Benehmen, von distinguirtem und würdevollem Auftreten, und bei alledem doch beschränkt. Das klingt heraus, wie aus der ganzen Beschreibung, so auch aus der Geschichte von dem durch Juden ermordeten Christenknaben, welcher die Entdeckung des Verbrechens selbst herbeiführt durch ein frommes Lied, das er noch nach seinem Tode singt. Die andere ist der Pfarrer, der statt einer Erzählung uns eine Predigt über Sünde und Buße giebt. In ihm schildert Chaucer einen Geistlichen, wie er sein soll: gelehrt, pflichttreu, wohlthätig und daher arm und von reinster Sittlichkeit:

Das Beispiel, das er der Gemeinde gab,
War, erst zu handeln und hernach zu lehren.

Die Zeichnung ist beweisend dafür, daß das, was er gegen die römisch-katholische Geistlichkeit vorbringt, nicht etwa auf die Religion gemünzt ist, obgleich er als Philosoph auch auf religiösem Gebiete eine unbefangene, freie Stellung einnimmt. So gesteht er (in der Erzählung des Gutsherrn), im Gegensatz zu den „Gelehrten“, die „mit tiefen Gründen aufs Beste alles eingerichtet finden“, er verstehe nicht, wie Gott, der den Menschen nach seinem Bilde gemacht habe und deshalb vor anderen Geschöpfen lieben müsse, doch zugleich Dinge geschaffen habe, die nur zu seiner Vernichtung dienen, wie die Felsenriffe an der Küste der Bretagne. Auch ist es ihm verschlossen (in der Erzählung des Nonnenpriesters), wie der freie Willen und somit die Verantwortlichkeit des Menschen zusammen existiren könne mit der Allwissenheit Gottes und der Vorherbestimmtheit aller Dinge. Und mit Bezug auf ein zukünftiges Leben heißt es in „Palamon und Arcita“:

Sein Geist hat sich ein anderes Haus erlesen,
Wo, weiß ich nicht; ich bin nie dagewesen
Und bin kein Priester: darum schweig' ich davon.

Wie also Herberg ihn zum guten Katholiken stampeln kann, ist schwer einzusehen: er war ein aufgeklärter Denker, ohne darum
Preussische Jahrbücher. Bd. CII. Heft 2.

ein irreligiöser Mann zu sein. Gegen diese Auffassung erhebt der Sermon des Pfarrers, der für Messe und Ohrenbeichte eintritt, und die Heiligkeit der Werke betont, keinen Einspruch: denn diese Rede ist eben im Sinne des katholischen Pfarrers gehalten, höchst wahrscheinlich eine Uebersetzung einer lateinischen Schrift, an der nachgewiesenermaßen noch andere Hände als Chaucer's thätig gewesen sind.

Derjenige Theil der menschlichen Gesellschaft, der nach der Geistlichkeit am meisten in den „Canterbury-Geschichten“ zu leiden hat, sind die Frauen. In ihrer Darstellung tritt der Typus des sündlich-egoistischen Weibes hervor, der mit besonderer Breite und großem Behagen und zugleich mit einer bewundernswerthen Kraft des Realismus in dem Weibe von Bath gezeichnet ist. Die vis comica des langen Prologes zu ihrer Geschichte beruht darin, daß sie mit feiner Unverfrorenheit selbst ihre ehelichen Erlebnisse zum Besten giebt und den zahlreich vertretenen Männern klar macht, wie das schwächere Geschlecht sie besiegt und beherrscht.

Sie beginnt mit einer anzüglichen Erörterung der Frage, was vorzuziehen sei, eheliches Leben oder Cölibat. Der Apostel Paulus habe das letztere wohl empfohlen; aber

Gott thät expreß uns lehren,
Wir sollen fruchtbar sein und uns vermehren . . .
Und wer hat zu behaupten wohl gewagt,
Gott habe je die Heirath unterjagt
Ausdrücklich? Und wo — sagt mir's unverhohlen —
Hat jemals er die Jungfernschaft befohlen?

Dieser Lebensphilosophie entsprechend ist sie denn seit ihrem zwölften Jahre fünfmal verheirathet gewesen. Drei Männer waren „gut“, zwei „böse“. Ob aber gut, ob böse, das war ihr einerlei; sie mußte die Herrschaft im Hause und ungestörtes Vergnügen außerhalb haben. Die ersten drei Männer waren reich und alt; und wegen der letzteren Eigenschaft hatte sie leichte Arbeit mit ihnen, die derben Gardinenpredigten, die sie ihnen gehalten, führt die lebhaftere Dame in direkter Rede vor:

Abwechselnd weint' und biß ich wie ein Pferd,
Klagte sie an, wenn selbst ich schuldig war,
Denn sonst ließ ich die äußerste Gefahr.
Denn wer erst kommt, der malt erst, wie man sagt.
Der Krieg war aus, weil ich zuerst geklagt.
Sie waren froh, Verzeihung zu erlangen
Für das, was sie im Leben nicht begangen.

Der vierte Mann war ein Bruder Lieberlich und selbst nicht treu; sie machte ihm dafür das Leben zum Fegefeuer durch den vielfachen Grund zur Eifersucht, den sie ihm gab — sie „briet ihn in seinem eigenen Fett“. Der fünfte endlich war ein junger, feiner Mann, den sie gern hatte, ein Student aus Oxford, der ihr ein häuslicheres Leben angewöhnen wollte und ihr daher Vorlesungen aus einem dicken Buche hielt, aus dem sie selbst eine Reihe von Geschichten von bösen, lasterhaften Frauen zum Besten giebt. Er reizte sie so sehr mit seinen Moralpredigten, daß sie einmal ihn mit einer Maulschelle zu Boden streckte und eine Anzahl Blätter aus dem Buche riß; darauf versetzte er ihr in seiner Wuth einen Faustschlag an den Kopf, der ihr das Bewußtsein raubte. Als sie dann wieder zu sich kam und ihn angstvoll um sie beschäftigt sah, entlud sie ihren Aerger in einer zweiten kräftigen Ohrfeige, und nun war er kurirt. Jetzt darf sie wieder die Vigilien und Prozessionen, die Mirakelspiele und Pilgerfahrten und alle andern Veranstaltungen, bei denen sie sehen und gesehen werden kann, mitmachen.

Wenn nicht ihr eheliches Gewissen, so hat sie doch ihren Ruf rein zu erhalten gewußt durch exemplarisches Fromunthun:

Dreimal ist sie zum heil'gen Grab gezogen,
Durchschiffte manches fremden Stromes Bogen,
War in Bologna, war im heil'gen Rom,
War in St. Jago und im Kölner Dom.

Wir wissen nichts Bestimmtes über Chaucer's eheliches Leben; aber als ein Freund von ihm sich verheirathen wollte, übersandte er ihm — wohl gegen das Ende der achtziger Jahre — diese ursprünglich als selbstständige Dichtung geschaffenen Bekenntnisse einer schönen Seele mit einem Begleitschreiben, in dem es hieß: „Der vernarrte Thor, der lieber zum zweiten Mal gefettet sein mag, statt aus dem Gefängniß herauszukriechen — Gott lasse ihn nie aus seinem Elend los, und wenn er Thränen vergießt, möge Niemand ihn bedauern . . . Gott verleihe Dir in Freiheit zu leben; denn gar hart ist das Loos des Sklaven.“

Die hier nicht anzudeutenden Geschichten des Müllers, des Verwalters und des Kaufmannes stellen ebenfalls Frauen dar, denen unerlaubte Liebe kein Bedenken erregt; sie tragen den betrogenen Ehemännern gegenüber eine schlagfertige Frechheit zur Schau, die auf das Leben der Geschlechter in damaliger Zeit das

merkwürdigste Licht wirft. Dem Anscheine nach — man denke auch an Boccaccio — scheint die Untreue der Frau nur für den Mann üble Folgen gehabt zu haben, den der Fluch der Lächerlichkeit traf.

Daß Chaucer an weibliche Tugend nicht geglaubt habe, wird trotzdem Niemand behaupten wollen. Solcher Einseitigkeit wäre der klarblickende Dichter nicht fähig gewesen. Als Beweis dafür können die Erzählungen von der heiligen Cäcilie, von Virginia und besonders die von Griseldis dienen: das Bild dieses treuen, opfermuthigen Weibes hat Chaucer mit entzückender Feinheit und mit seiner vollen dichterischen Liebe gezeichnet.

Das mag genügen, um eine Anschauung zu geben von der tiefen Welt- und Seelenkunde und der realistischen Darstellungskraft, mit der Chaucer die Menschen seiner Zeit gezeichnet hat, und vielleicht eine Idee von der Gewandtheit und Annuth der von ihm geschaffenen Sprache der neueren englischen Poesie.

*
*
*

Die letzte Lebenszeit Chaucer's war nicht ungetrübt. Um die Zeit, als das uns vorliegende 17 000 Verse umfassende Fragment der „Canterburh-Geschichten“ vollendet war — nach John Koch etwa 1391 — verlor er sein Amt wieder und gerieth nochmals in die Armuth, deren Wirkung auf seine Person er in der Erzählung des Rechtsgelehrten kennzeichnet in dem Sage: „Sterben ist besser als in Armuth leben“ — und besonders in den Worten:

O, Loos der Armuth, voll von grimmen Schmerzen,
Mit Durst und Frost und Hunger so durchwunden,
Daß Dir der Hilferuf vor Scham im Herzen
Verstummt! Und doch bist Du so arg zerschunden.
Daß ohne Hilfe die verborgnen Wunden
Die Noth anreizt und Dich durch Nahrungsorgen
Zum Stehlen zwingt, zum Betteln oder Borgen.

Der Grund zu diesem Glückswechsel ist nicht bekannt; lag er in einer Laune Richard's II. — wie das nicht unwahrscheinlich ist, da Chaucer nach dieser Zeit vom Hofe zurückgezogen, in Greenwich lebte —, so machte der König, vielleicht durch seine edle Gemahlin bewogen, sein Unrecht wieder gut, indem er dem alternden Dichter 1393 eine Jahresrente von 20 Pfund aussetzte, die ihn freilich nicht von Nahrungsorgen befreite; denn noch in einem der letzten

Jahre seines Lebens verfaßte er die humoristische Apostrophe an seine leere Börse. Von der nicht unverdienten Thronberaubung Richards ließ er sich nicht, wie andere Dichter, zu Schmähungen seines Wohltjäters hinreißen. Als aber der Sohn der schönen Herzogin Blanche, deren Tod er in seiner Jugend besungen hatte, 1399 als Heinrich IV. den Thron bestieg, wandte er sich an ihn mit einer Bitte um Unterstützung, die ihm auch in Gestalt von 40 Mark (ca. 10 000 M.) jährlicher Zulage gewährt wurde. Noch gegen Ende des Jahres nahm er on lease ein Haus mit Garten in Westminster, und wer weiß, welche Früchte die philosophisch beschauliche Ruhe, der freundliche Gleichmuth seiner Seele in dem noch jugendkräftigen Geiste gezeitigt haben würde, wenn der Tod ihn nicht schon nach einem Jahre, am 25. Oktober 1400, abberufen hätte.

Wer sich in Chaucer's Dichtungen vertieft, tritt in eine Welt praktischer Lebenserfahrung, gediegenen Denkens und umfassenden Wissens, wie sie uns nur die allergrößten Dichter erschließen. Er war in jeder Richtung der Repräsentant seiner Zeit. Seine Bildung umspannte die altherkömmlichen Gebiete, römische Literatur und Geschichte des Alterthums, Theologie und Philosophie — hatte er doch selbst des Boetius Buch über den „Trost der Philosophie“ ins Englische übertragen — und die neueren, französische und italienische Sprache und Literatur, Alchimie und Astronomie. Die letztere Wissenschaft, zu der er selbst einen Beitrag geliefert hatte in der Schrift über das Astrolabium, tritt in seinen Dichtungen mitunter störend hervor. Auf keinem dieser Gebiete ist er einseitig, überall original: weder die katholische noch die wyclifitische Glaubensanschauung setzt seinem freien Denken Schranken; der französische und italienische Stil ist ihm der Weg zu dem Ziele eines eigenen Stiles; den Humbug der Alchimie durchschaut er; das Studium der Astronomie überzeugt ihn von der Thorheit der Astrologie, die er in der Erzählung des Rechtsgelehrten verspottet — beides Zeugnisse eines für jene Zeit ungewein aufgeklärten, freien Denkens. Dieser Umfang der Bildung mag ihn nicht hindern, schwach gegen sich selbst zu sein, aber er macht es ihm unmöglich, Welt und Menschen einseitig und hart zu beurtheilen. Ein durchgehender Zug seiner Dichtungen ist daher Nachsicht und Milde, selbst im Spott und in der Satyre. Er ist ein lebenswürdiger Dichter wie er ein lebenswürdiger Mensch war.

Solchem Wesen entsprach auch seine Persönlichkeit. Wie er in den „Canterbury-Geschichten“ sich selbst schildert, war er von zierlicher Statur und etwas geneigter Haltung. Sein Bild zeigt ein sinnendes, freundliches Auge unter einer zwar nicht breiten, aber hohen Denkerstirn. Seine längliche, dünne und etwas gebogene Nase überschattet einen schmalen, feingeschnittenen Mund, dessen sinnliche volle Lippen dauernd zum Lächeln verzogen scheinen. Schmale wohlgeformte Hände vollenden das aristokratische Bild, das uns seinen menschlichen und dichterischen Charakter vollkommen veranschaulicht.

Was ist Leben nach Ibsens dramatischem Epilog?

Von

Max Dreßler.

Motto: *Universalia in re.*

„Was ist das Leben? Hohler Schaum,
„Ein Gedicht, ein Schatten kaum —“

hat Calderon geschrieben, und viele hundert Jahre vor ihm ließ Sophokles im *Mar* seinen Odysseus zur Göttin Athene sprechen:

„Denn dies erieh' ich, Alle wir, die Lebenden,
„Sind mehr als hohle Schatten nicht und Traumgestalt.“

Seit es Dichter und Denker giebt unter den Menschen, haben sie gezweifelt an der wahren Realität, an der wahren Lebendigkeit dieses unseres Lebens, dessen Beginn wir nicht bestimmen, dessen nothwendiges Ende wir nicht voraussagen können und dessen ganzer Ablauf so wenig in unserer Macht liegt. Maeterlinck hat in unseren Tagen das marionettenhafte Scheinleben des Menschen gezeichnet, und nun hat Ibsen, der große greise Dichter und Philosoph, auf ein bedeutendes Leben zurückblickend, die ewige Frage des Menschengeschlechts wieder aufgeworfen:

Was ist Leben?

Was alle diese Großen unter uns gezwungen hat, an der Lebendigkeit dieses Lebens zu zweifeln, war die Einsicht, daß wir Lebenden viel mehr gelebt werden als leben, daß die Welt, davon wir ein Theilchen sind, ein Riesenuhrwerk ist, darin wir als schnurrende Rädchen mitlaufen, aber das ein Anderer, eine fremde Gewalt gebaut und aufgezogen hat; daß diese allein frei aus sich heraus das Leben bestimmt hat, wir aber, gebunden in aufgezwungene

Gesetzmäßigkeit, mechanisch, wenn
 ist der Mechaniker, der Mechanismus
 bewegt. Nur wer sein Leben selbst
 lebt wahrhaft; wer gestoßen von
 ihm jene lebendige Kraft vor sich
 Gegensatz zu Mechanismus. Das
 das Leben treibt sich selbst.

Die Antwort auf die Frage
 ist Freiheit, freie Selbstbestimmung.
 danken, all mein Wollen und all mein
 Ursache fließen, aus dem eigenen
 stimmenden Wesen, nur dann lebe
 Gebieter meines Lebens, nicht willens
 der Hand eines Anderen.

Wenn aber Leben Freiheit ist, so
 Mensch? in die Frage um: Ist der Mensch

Daß das Freiheitsbewußtsein des
 eine Illusion sei, ist einleuchtend genug.
 in keiner Weise Ursache seiner Existenz ist
 hat, sondern gemacht worden ist, so muß
 Andere, das Urheber seines Daseins ist, best
 liche Mensch ist also unfrei — also todt.
 großen Dichter wohl gefühlt.

Das natürliche Ich ist ein von außen
 gestattet mit der Illusion, frei und einzig zu
 glaubt, Sein Leben zu führen, spielt es die
 Schicksal zubestimmt hat, hilft es, an seiner Ste
 eines, alle Theile umfassenden, alle bedingenden
 großen Ganzen zu führen. Und nur dieses Ganze
 Gott, Geist, oder wie immer nennen mögen, lebt
 es als absoluter Urgrund seiner selbst wahrhaft frei.

Hier eröffnet sich eine Aussicht auf Freiheit un
 für das unfreie Todte, das natürlich bestimmte Indiv
 es auch todt ist, sofern es „sich selbst“ lebt, so ist es
 insoweit es dem Ganzen, insoweit es in sich oder d
 Ganze lebt; denn des Ganzen Leben ist doch nur m
 Leben der Gesamtheit aller seiner Theile. So zeigt d
 liche Individuum ein doppeltes Sein, ein Sein in sich,
 im Ganzen. „Zwei Seelen wohnen, ach! in seiner
 Theil ist es todt, als Theil des Ganzen hat es Theil.

„Leben wir, so leben wir dem Herrn“, lautet der wundervoll tiefsinnige evangelische Spruch. Sollte der Theil eine Ahnung davon erlangen, was er im Ganzen bedeutet, sollte er dahin kommen, einzusehen, was jenes wahrhaft lebendige, weil bedingungslos freie, Ganze ist und will, und sollte es dem Theil gelingen, sein eigenes Sein und Wollen mit jenem Sein und Wollen des Ganzen in Einklang zu setzen, oder, in gewissem Grade, zu identifiziren, dann fiel in das Dunkel todten mechanischen Geschehens im Individuum ein Schein von wahrer Freiheit und Leben. Sollte sich das natürliche Individuum zu der freien Höhe der Einsicht in die Wahrheit erheben, wo es ausrufen könnte: „Ich und der Vater ist Eins!“, sollte der Geist des Ganzen im Theil erwachen, sollte das Ich zum wahren Mikrokosmos auswachsen, indem der Theil nicht sowohl Abschnitt als essentieller Ausschnitt des Ganzen, auf seine Weise Repräsentant desselben wäre, dann würde das menschliche Leben Leben sein, nicht Tod; Leben in der eigensten, originellsten, einzigen Gestalt, die das Individuelle des Theils, das unverloren bleiben muß, verbürgt. Goethe sagt: „Gleich sei Keiner dem Andern, doch gleich sei jeder dem Höchsten! Wie das zu machen? Es sei Jeder vollendet in sich!“

Leicht könnte die Einsicht in die Unfreiheit, Bedingtheit, Beschränktheit, die Ueberzeugung von der Leblosigkeit des individuellen natürlichen Lebens, den Menschen dahin führen, diese an sich werthlos erscheinende Form des Daseins ganz zu verwerfen, ihr zu zürnen, da sie nicht wahres Leben, sondern nur Schein und Schatten ist, Wahrheit verhüllend, statt spendend. Die bewußt gewordene Allgewalt eines Ueberirdischen Wahren könnte zur Abwendung von dieser Natur, dieser Gebärerin der Theile, der wahnbefangenen Individuen führen, zur Abtödtung des Fleisches, zu Weltflucht und Entsaugung allem Irdischen, zu müdem Fatalismus, zur Askese. Als ob das Ganze wäre, wenn nicht die Theile wären, als ob die Wahrheit lebte, wenn sie sich nicht in dieser einzigen Welt verwirklichte, als ob die wahre lebensschöpferische Idee des Ganzen in Feindschaft und Widerspruch stände mit ihren Geschöpfen! Als ob Gott den Teufel hervorbrächte, Leben den Tod!

Ja, das irdische Ich, losgerissen von dem lebendigen Geist der Wahrheit, der seines Wesens Bestimmung ist, verloren der Freiheit, verstumpft im Mechanismus — ja, dieses irdische Ich ist todt. Aber umgekehrt, was würde aus dem Ganzen, dem alle Theile genommen wären, aus dem Geist, der nicht in die Er-

scheinung träte, aus der Idee, die Niemand dächte, aus der Freiheit und dem Leben, die Keiner verwirklichte!

Wir haben im eigenen Leib das schönste natürlichste Abbild jenes großen, allumfassenden Weltorganismus. Unser Leib besteht aus lauter relativ selbständigen Zellenindividuen. Glaubte jedes dieser Zellenindividuen, es sei einzig um seiner selbst willen da, und ginge seiner eigenen Wege, frei wie es sich meint (— woran sie schließlich Gottseidank die ihnen unbewußte leitende Gesamttidee doch verhindert —) so käme das höhere lebendige Ganze nicht zu Stande, in dessen innerlichstem Zusammenhang allein die feinere Differenzirung der einzelnen Bestandtheile möglich ist. Entwicklungsunfähig irrten dumpfe Amöben. Und rebellirten gar innerhalb der einzelnen Zelle die Moleküle, so hätte es beim chaotischen Nebel sein Bewenden. Der Wahn der Selbstherrlichkeit brächte Tod den Individuen, die nur als Theile des lebendigen Ganzen lebendig sind, und Niedergang dem Ganzen, das in den Theilen lebt, und um so größer lebt, je größer die Theile; niedrige Komponenten geben niedrige Resultanten. Kämen aber die Zellenindividuen des Leibes auf den Gedanken (— woran sie ihre natürliche Unbewußtheit hindert —), da nur das Ganze wahrhaft lebendig, sie selbst nur abhängige, unfreie werthlose Existenzen, diese ihre natürliche Bedingtheit zu verabscheuen, den Dienst zu versagen, dann wäre das Ganze ein schöner Traum geblieben, der zerflösse, weil ihm die natürlichen Bedingungen zu seiner Verwirklichung fehlen.

Das Leben des Ganzen ist eben nur durch die Theile — und das Leben der Theile nur im Ganzen. Wenn sich das Naturwirkliche, dieses höchst mannigfaltige, eigenartige, originelle Individuelle — an sich todte — vermählt mit dem Geist des Ganzen — an sich unwirklichen — dann ist aus Leib und Seele wahres Leben erstanden. Die Naturwirklichkeit ist noch nicht Wahrheit; die Wahrheit ist noch nicht Wirklichkeit; das Leben muß die Verwirklichung der Wahrheit sein. Eine solche Vermählung und Durchdringung zweier Wesen ist aber nur möglich, wenn sie sich nicht gegenseitig ausschließen, das Eine nicht die Negation des Anderen ist. Die Wahrheit darf im Gewühle der Natur nicht ersticken; die Natur darf in den Armen des Geistes, der Wahrheit, nicht erstarren, sondern muß zum wahren, fruchtbaren Leben erwarmen. Natürliche Individualität und überindividuelle Wahrheit verlieren nicht durcheinander. Die Waagschale, in der die Individualität liegt, sinkt um so tiefer, je mehr diese an die

Wahrheit abgiebt; die Schale der Wahrheit wird um so schwerer, je mehr diese an die Individualität abgiebt — beide Schalen sinken und steigen gleichzeitig, nicht eine auf Kosten der anderen. Wahrheit ist schwer; nur wuchtige Schultern können sie tragen, nur das mächtige Individuum sie fassen und halten; den Ohnmächtigen würde sie zermalmen; der Kleine hat genug damit zu thun, sich selbst aufrecht zu erhalten. Bevor man geben kann, muß man haben. Die Pforte zur Freiheit öffnet sich der Kraft, nicht der Schwäche.

Das Bild vom eigenen Leib lehrt aber, daß die Zellindividuen ihres Zusammenwirkens zum Ganzen, sowie des Sinns, der Bedeutung des Ganzen, für das sie leben und arbeiten, nicht bewußt sind. Wissen die einzelnen menschlichen Individuen von der lebendigen Wahrheit, die sie beseelt, die ihnen Leben leiht, die sie verwirklichen sollen, mehr als die Zelle vom Leib? Da hier des Wissens Ende ist — denn das natürliche Wissen ergreift nur die Wirklichkeit der Natur, nicht den übernatürlichen, beseelenden Geist — so kann das Individuum jene Wahrheit, die ihm Leben giebt, nur im Glauben erfassen. Wo aber Glauben, da kann Irrthum sein. Auf dem Glauben an die Möglichkeit eines richtigen Glaubens des Theils vom Ganzen beruht aber freilich alle Hoffnung auf Erlösung, Freiheit, Leben. Die übersinnliche Wahrheit ist uns als blanke Münze nicht unmittelbar gegeben, noch können und dürfen wir die von Andern gemünzte leichte Sinnes einstreichen, wir müssen das Edelmetall aus der eigenen Erde, aus uns selbst erzeugen, in uns selbst verwirklichen. Daher jene Leben spendende Braut, mit der sich das irdische Ich vermählen soll, um in ihrem Aufzuerstehen zum wahren Leben, ihrem Wesen, ihrer Seele nach nicht Allen und nicht Allen gleich erscheinen wird. Die Bindegewebszelle repräsentirt die Menschenseele weit weniger deutlich als die höchst differenzirte Nervenzelle; so wird das höchst differenzirte Individuum, die Gehirnzelle des Weltleibs, die große Individualität, der Wahrheit näher stehen als die undifferenzirten Heerdenindividuen, das Bindegewebe des göttlichen Organismus. Manch einem Ich, das in selbstherrlicher Beschränktheit nur glaubt, was es mit Sinnen greifen kann, wird die Wahrheit, wie jede über die sündliche Wirklichkeit hinausgreifende Idee, ein Wahngebilde heißen. Manch anderes Ich, nach Leben in der Wahrheit heiß ringend, wird die ihm nahe doch nicht erkennen, ihr Walten mißverstehen und mit einer falschen Braut todte Kinder zeugen.

Dieses Suchen nach dem Geist und der Wahrheit, das Sehnen des Menschen nach dem Leben und der Freiheit, hat Ibsen in seinem dramatischen Epilog in großen, ergreifenden Zügen dargestellt.

In den beiden Frauengestalten des Gedichts hat er die beiden Lebensauffassungen verkörpert, die an den höheren Menschen, Rubek, herantreten, in denen er Leben zu finden hofft; die „kleine“ Maja, die trügerische, wie schon der Name sagt, vertritt die Idee des sinnlichen, natürlichen, auf die vermeintliche Unabhängigkeit und Selbstständigkeit des Ich gegründeten, allem Glauben an eine dem Ich übergeordnete Wahrheit abholden Lebens; Irene, die lichte und doch so dunkle, räthselvolle Gestalt, die Idee der übernatürlichen, ersehnten Wahrheit selbst.

Beide Frauen sind sich nicht ebenbürtig; Irene nennt Maja verächtlich „eine, die mich nichts angeht“. Und es ist nicht verwunderlich, daß ein großer Dichter einer Auffassung, die das Thier im Menschen preist, nur mit Spott begegnen kann. Auch Rubek behandelt Maja nie als eine ebenbürtige, sondern stets von oben herab, bald mit der Geringschätzung des Ueberlegenen gegenüber dem Beschränkten, bald mit der gutmüthigen Herablassung des Erwachsenen gegenüber dem Kinde, bald mit dem gerechten Unmuth des Edlen gegenüber dem Unwürdigen. „Wunderliches Persönchen“ — „daß Du das bemerkt hast“ — „Du bist nicht eigentlich zum Bergsteigen geschaffen, kleine Maja“ — „(gähmend) (die Zeit) wird nach und nach lang“ — „Ich halte das armselige Leben nicht mehr aus“ — „was ich jetzt so lebhaft und so schmerzlich vermisse, das ist ein Mensch, der mir wirklich innerlich nahe steht, — der mich gleichsam ausfüllte, ergänzte, eins wäre mit mir in all meinem Thun und Schaffen“ — „Das würde Dir auch wohl sauer werden, Maja“ — „Du hast keinen rechten Begriff davon, wie es in einer Künstlernatur aussieht“ (worauf Maja, sehr ehrlich und ihr unbewußtes Wesen charakterisirend: „Du lieber Gott, ich hab' ja nicht einmal einen Begriff davon, wie's in mir selber aussieht“) — „so einfach ist das Leben nicht für mich und Meinesgleichen — darum kann ich nicht länger mit Dir auskommen, Maja“ — „(ich bin) überdrüssig dieses Zusammenlebens mit Dir, unaussprechlich müd' und überdrüssig“ — „Du kannst nichts dafür — Ich, nur ich habe eine Umwandlung erlebt, — und ein Wiedererwachen zu meinem eigentlichen Leben“ — „hier drinnen hab' ich einen winzig kleinen, verschlossenen Schrein —

Du, meine kleine Maja, hattest keinen Schlüssel“ — (Maja: „Worauf spielst Du an?“) „Auf nichts! wenigstens nicht auf etwas, was Du verstehen könntest“ — (Maja: „ich will an die Stelle von allem Andern das Leben setzen!“) „(spöttisch) So, Du auch, kleine Maja?“ — In diesem Ton redet man zu einem Leben, dessen Leere und Außerlichkeit, dessen Unwahrheit man verachtet. Daß Maja, von dem größeren Menschen verstoßen, dessen höhere Lebensforderung in ihren Augen wiederum Leblosigkeit und Tod ist, sich mit dem Gesinnungsgenossen, dem ruppigen Barentödter davonmacht, um ebenfalls aufzuleben, in ihrer Sphäre sich auszuleben, in demselben Augenblick, wo Rubek's Sehnen nach wahren Leben aufs Höchste gestiegen ist, in dieser scharfen Gegenüberstellung der Meinungen vom Leben liegt eine wundervolle dichterische Pointe. Tritt der verkörperte Lebensgenuß des sinnlichen Ich in Maja unter der immerhin reizenden Form des lieblichen Kindes auf, so daß der Dichter sie nicht immer ohne Zärtlichkeit behandeln kann, so malt er in Ulfheim, dem Barentödter, die männliche Seite des sinnlichen Selbstgenießens in aller cynischen, faunischen, thierischen Brutalität, die in ihrer muskelhypertrophischen Wildheit doch so erbärmlich komische Bestie, die nicht umhin kann, vor dem höheren Geist linksch zu knixen, und sogar gelegentlich vollen Ernstes ein Bißchen philosophirt. Das eminent Tragische der Situation liegt aber allerdings darin, daß Rubek in dem Augenblick, wo er sich vom Thier, vom Naturleben scheidet, weil er es als kein Leben erkannt hat, das höhere Leben, die Wahrheit selbst, noch nicht innerlich erfaßt hat und nicht minder leblos, sehrend und einsam zurückbleibt, während die genießenden Thiere frohlockend abtrotten mit der verhaltenen frechen Drohung, jedem Störer ihres Glücks eins in die Schwingen zu versetzen — „ja, es ist immer was für das gemeine Leben gewesen, dem edlen Menschen eins in die Schwingen zu versetzen, so aus Versetzen“. —

Aus Verzweiflung hatte sich Rubek in dieses Leben der Maja gestürzt; Ekel hatte ihn ergriffen vor seiner künstlerischen Thätigkeit, die ihm „so von Grund aus leer und hohl und nichtig vorzukommen“ begann. „Statt der lebendigen Natur, da Gott den Menschen schuf hinein, Umgiebt in Rauch und Moder nur Dich Thiergeripp' und Todtenbein“, „Das ist Deine Welt! Das heißt eine Welt!“ — hatte Faust verzweifelnd ausgerufen, da er mit heißem Bemüh'n Leben gesucht, und doch nur Tod gefunden hatte. „Ja, ist es denn nicht unvergleichlich werthvoller, ein Leben in Sonnenschein und

Schönheit zu führen, als sich bis ans Ende seiner Tage in einer naßkalten Höhle mit Thonklumpen und Steinblöcken zu Tode zu plagen?“ sagt Rubek aus demselben Leben-, Licht- und Freiheit-dürstenden Gefühl heraus. Mit Maja wollte er alle Herrlichkeit der Welt sehen; alle Genüsse, die das frische Leben bietet, Lust, Reichthum, Ruhm, Pracht und Ehren, die gleißenden Güter des Lebens im Sonnenschein wollte er an sich reißen, die Freuden durchkosten, die diese Welt dem Individuum verspricht — so „wunderlich verführerisch“, doch Alles „ertögen“. Mit leerer Brust, satt der hohlen, nichtigen irdischen Freuden, überdrüssig des Lebens, „von dem er mehr als genug gesehen“, wiedererwachend zu „seinem eigentlichen Leben“ steht Rubek da; „Menschen wie er finden kein Glück in müßigem Genuß“ und in dem Gefühl, „vollauf Alles zu haben, was man sich nur wünschen mag — äußerlich!“

Das bloß natürliche Sinnenleben kann Rubek nicht leben — aber er kann auch das wahre Leben nicht leben. Ist er für jenes zu groß, so ist er für dieses zu klein. Thier zu sein, befriedigt ihn nicht; Gott zu sein, vermag er nicht.

Er vermag zwar die Wahrheit, die über allem irdischen Dasein bedeutend waltet, zu ahnen, aber nicht, sie innerlich zu ergreifen, zu leben, zu sein. Er war nur ein Dichter; — die Wahrheit unter den Händen des Dichters wird zum Bild, zum träumerischen Spiel abseits des Lebens, nicht wirklich, wirkend, lebendig auf Erden.

Dem jungen, Auferstehung, Leben und Wahrheit begehrenden Künstler hat sich die Wahrheit enthüllt, dargestellt in reiner Nacktheit, hingegeben mit ihrem ganzen Sein, ihrer lebendigen Seele. Aber der Künstler konnte nur ein Bild, ein Gedicht daraus machen, nur im Symbol konnte er das Leben darstellen, im Kunstwerk, dem farbigen Abglanz des Lebens; er konnte die Schönheit anbeten, nicht die Wahrheit sich vermählen; er war Künstler — nicht Mann.

Und mit Schmerz und Wehmuth erkennt die Wahrheit die Ohnmacht des Menschen, der besten Falles nur Künstler ist, nicht Mann. Dem Mann hoffte sie sich zu neigen, den „Künstler haßte sie“ — sie hätte ihn gemordet, wenn sie nicht gesehen hätte, daß er ja doch ein Todter sei —, seine „Kunst hatte sie nie geliebt“, — „nur das Kind, die Statue im nassen, lebendigen Thon, die liebte sie, wie sie so aus dieser rohen, unförmigen Masse emporstieq, ein beseelees Menschenkind, denn das war ihrer beider Ge-

schöpf, ihrer beider Kind; ihres und seines.“ Denn das war ja das einzige Kind, dieses halbbelebte, halberstarrte, das aus dem Bunde der Wahrheit mit dem Künstler hervorgehen konnte; lebte es auch nicht, so trug es doch auf seinen Zügen den Schimmer des Lebens, das ihm seine Mutter eingehaucht hatte; war es auch erstarrt, so war es doch belebt; denn die Mutter, die Wahrheit, hatte ihre Seele dazu gegeben. Darum liebt die Wahrheit das schöne Kind, ihr und des Künstlers Kind. Aber dem Menschen, der nicht Mann sein konnte, dem Leben ahnenden und Leben in Dichterträume erstarrenden Künstler, dem vergeistigten Egoisten, dem in der Wahrheit des Kunstwerks sich selbst genießenden Menschen, ihm, dem sie sich ganz gegeben hatte, dem sie „mit all ihrer Jugend pochendem Herzblut dienen wollte in allen Dingen“, „von dem sie den Sonnenaufgang ihres Leben erhofft“, ihm schleudert sie den herben Vorwurf entgegen: „Zuerst das Kunstwerk — dann das Menschenkind!“ „Du hast Dich vergangen gegen mein innerstes Wesen; und nicht ein einziges Mal hast Du mich berührt!“ Worauf Er: „Mich erfüllte der Aberglaube: wenn ich Dich berührte, wenn ich Deiner in Sinnlichkeit begehrte, so würden meine Gedanken unheilig werden, und ich würde nicht zu Ende schaffen, was ich so sehnüchtig schaffen wollte. Und ich glaube noch heut, es liegt etwas Wahres darin.“ Allerdings! das erwachende Thier im Künstler würde das Kunstwerk unmöglich gemacht, getödtet haben. Und in seinem Doppelsinn sagt Irene gleich darauf: „Wenn Du mich berührst hättest, ich glaube, ich hätte Dich auf der Stelle getödtet.“ Aber der Künstler wiederum hat die Wahrheit getödtet, weil er sie nicht berühren konnte, „weil immer ein gewisser Abstand blieb zwischen ihr und ihm“, weil ihm das Lebendige, was in sein Werk einging, seinem wahren Wesen nach nicht bewußt worden war; weil er ihre Seele nicht frei und vollbewußt empfing, die ihn durchdringend zum Mann gemacht hätte; weil er nur Künstler war, der selbst nicht lebendig, echtes Leben in seine leblosen Formen bannen mußte. Sein Kunstwerk, sein erleuchtetes Werk, das war sein Traum und letztes Ziel. Für ihn war die Nähe der Wahrheit eine „sagensreiche Episode“ in seinem Leben — sie wurde ihm nicht Inbegriff allen Lebens überhaupt; ihr Leben floß nicht mit seinem zusammen; seines blieb, das todt, ihres, das lebendige, erstarrte im Werk. Irene aber, die lebendige Wahrheit, hätte mit dem lebendigen Mann „Kinder zur Welt bringen sollen. Viele Kinder,

Nichtige Kinder“; ebensowenig Thierjunge als Elfen; „nicht solche, die in Gräbern (Museen) verwahrt werden.“ „Das wäre mein Beruf gewesen. Nie hätt' ich Dir dienen sollen — Du Dichter.“

Und so hatte sie ihn auch verlassen, die lebendige Wahrheit, da sie das Kind, das einzige, das ihre Seele aus Dichtergeist gebären konnte, vollendet sah. Die Seele, das pochende Herzblut, war aus dem jungen Weibe gewichen, die sie an den Dichter vergebend hatte; und so ging sie dahin, eine Todte unter Todten zu leben. Aber auch Rubek, verlassen von der Seele der Wahrheit, schuf nicht fürder beseelte Menschenkinder, keine Kunstwerke mehr, in denen die Wahrheit lebte. „Blos so herumgepuffelt und herummodellirt“ hat er seitdem; ein Todter hat er nur Todte zu Modellen gehabt und hat Portraitbüsten verfertigt von lauter Thieren. „Der Urborn seiner Schöpfung“ war versiegt. Jetzt ist Rubek nicht nur der Mann nicht, die große, freie Individualität, die in sich die Wahrheit, das volle Leben verwirklichen, die letzten Schläffen der Unbewußtheit, der mechanischen Leblosigkeit, abstreifen kann, jetzt ist er auch der Künstler nicht mehr, der Wahrheit und Leben unter natürlichem Symbole darstellt, Freiheit im Kleide der begrenzten Erscheinung; jetzt ist er das seelenlose, leblose Individuum, das die Natur darstellt, wie es sie sinnlich auffaßt, das das individuelle Leben in all seiner Thierheit als einzige Realität kennt; er ist, könnte man sagen, aus dem inspirierten Idealisten platter Naturalist geworden. Sein „Auferstehungstag“, vormals das schlank aufstrebende, einsame, göttlich schöne, verklärte Weib, hat sich in die Breite vergrößert; der im Einen alles umfassende Gedanke des Ewig-Weiblichen ist in die Vielfältigkeit individueller Gedankchen auseinander gelegt; die ganze Eine Wahrheit ist in die vielen Spitter unbedeutender individueller Erscheinungen zerflattert; elende, in ihrer Selbsteigenheit erbärmliche Creaturen, Thiere füllen das Bild, und der Künstler selbst hat sich im Vordergrund seinen Platz angewiesen, sich dargestellt als schuldbeladenen Mann, „der von der Erdrinde nicht loskommen kann“, sein „verlorenes Leben“ beklagend. So hat er, ohne Kraft und Wille zu wahren Leben und Freiheit, sich selbst zum schweren, leblosen Traumbilde versteinert. „Dies Bild drückt das Leben aus, wie Du es jetzt siehst“ klagt Irene über das so umgeschaffene Werk.

Das war kein Leben mehr, Bilder des Todten zu wirken; das war mehr als Tod. Und mit allen Sinnen stürzt sich der Dichter

in dieses Leben der Todten, um, nach kurzem Taumel, mit seiner Sehnsucht nach wahren Leben allein zu sein.

Er hat das Leben in der Theorie des weltfernen Träumens; er hat das Leben des genießenden Egoisten gelebt und abgelebt; nun ist er reif zu wahren Leben, nun kann Irene, die Wahrheit, von endlos langer Reise zurückkehren zu ihrem Erwählten, „nach Hause, dahin, wo sie und er zu Hause sind“; nun kann sie ihm ein zweites Mal die Hand bieten zur wahren Auferstehung, zur Erlösung, ihm, der nicht Thier noch Künstler mehr ist, ihm, dem Mann, der bereut und, von der Wahrheit ergriffen, begeistert ausruft: „Ist sie nicht die verkörperte Auferstehung? — und sie konnte ich zurücksetzen — in den Schatten stellen — umschaffen — Oh, ich Thor!“

Als eine kranke, bleiche Frau erscheint sie ihm, als eine Todte. Sie hat kein Leben gefunden in der Wirklichkeit; der, dem sie ihre Seele gab, hat das Geschenk nicht verstanden, konnte ihr Leben und ihre Liebe nicht brauchen, hat sein todttes Werk mit ihrem Leben erfüllt, ihr Ewiges in seinem Begrenzten erstickt, hat sie getödtet. Nun ist sie leblos, eine Todte unter Todten gewandelt, eine irdische unfreie Gestalt, in die Schwere der sinnlichen Erscheinung getaucht, die Bürde des Erdenlebens tragend, sich schleppend mit der Last der Körperlichkeit, von einem Schatten verfolgt wie von einer bösen Hexe, der sie nie verläßt, sie, die überirdisch, über aller sinnlichen Erscheinung, körperlos war. „Einen Schatten müssen wir doch alle haben,“ tröstet der arme Erdensohn. — „Ich bin mein eigener Schatten — (heftig) versteht Du mich denn nicht!“ ruft es zurück. Als auf einen starren Spuk blickt sie, wie die irdische Waja auf die versteinerte Wahrheit der Kunstwerke, auf dies irdische Leben zurück. Nun, da sie mit Rubek wieder zusammen ist, dem Einzigen, der den verborgenen Sinn ihres Wesens ahnt, weckt sie der süße Traum einer Auferstehung — mag er auch hoffnungslos, unerfüllbar sein — zu neuem Leben und giebt sie sich selber wieder. „Sättest Du den Wuth, noch einmal mit mir zusammen zu sein?“ fragt sie, da er mit müdem Bedauern erzählt, daß er wohl „eine lange und langweilige Müsternfahrt mit Waja“ machen müsse — in den Niederungen des irdischen Lebens. „Geh' lieber ins Gebirge. So hoch Du kommen kannst. Höher immer höher.“ Rubek: „Wenn wir das könnten, — das könnten!“ Irene: „Warum sollten wir nicht können, was wir wollen? (flüstert bittend)

Komm, komm Arnold! Komm zu mir hinauf!" Jetzt soll es dämmern und tagen für die Beiden, jetzt, da sie sich wiedergefunden haben, da Irene auferstanden ist, wenn auch nicht verklärt. Denn der Wahrheit zur Verklärung im wirklichen Leben verhelfen kann nur der Größte, der Mann. Wird Rubek sie noch verklären können? Hoffen wechselt mit Enttäuschung in der erwachenden Irene. Wenn Rubek ihr zeigt, daß er eine Einsicht hat in seine Schuld — „er darf sie nicht ansehen, denn sie quält ein Schatten, ihn eine nagende Reue“ —, da jubelt sie auf: „Endlich!“ Da ist sie freigelassen für den seligen Augenblick, überirdisch, schattenlos, da fühlt sie sich selbst werden im erwachenden Mann. Doch wie sie hört, daß Rubek nicht tagaus tagein auf sie gewartet, schwindet Hoffnung und Leben, und ein scheuer Seitenblick späht nach dem drohenden Schatten. Und harrend der werdenden Reife des Mannes, ihres Propheten, spielt sie wieder mit dem lieben, großen, alternden Kinde, dem Dichter, und träumt mit ihm Träume voll tiefen Sinns, Träume der Wahrheit, doch nur Träume, nur Spiele, fern und fremd dem Lauf der Welt.

Aber die Wahrheit muß sich in diesem Leben, nicht in einem Reich der Träume allein realisieren. Die mit ihrem kräftigen Genossen in die Sommernacht ziehende Maja gemahnt Rubek an das wahre Leben: „Sommernacht in den Bergen mit Irene! Das wäre das Leben gewesen!“ Irene: „Willst Du eine solche Sommernacht mit mir?“ Rubek (mit ausgebreiteten Armen): „Ja, ja! — komm!“ Irene: „Mein geliebter Herr und Gebieter!“ Jetzt ist aus dem Dichter der große freie Mann erwacht, in ihm der Wille, der Muth, mit der Wahrheit zu leben, die Wahrheit, das Ewige, im Sterblichen, als Sterblicher zu leben, zur That zu machen, zu verklären auf Erden; nicht mehr in einem Schattenreich der Träume sie zu erstarren, sondern sie aus dem Märchenbann der Kunst in's pulsirende Leben zu erlösen. Das Dornröschen ist geweckt und wird gefreit; und es sinkt dem Muthigen dankend in die Arme: Mein geliebter Herr und Gebieter! Denn der Mann, die höchstentfaltete Individualität der Erde, der Mann, der über dem Dichter steht, da er die Wahrheit nicht fühlt und träumt allein, sondern in sich selber lebt, er ist der Befreier, der Helfer in's Leben, der Schöpfer der Wahrheit; er ist ihr Herr. Er ist der Erwachte, der Auferstandene, der Freie, der immer und in Allem sich selbst bestimmende, nirgends gestoßene, nie getriebene, der wahrhaft Lebendige. Ihm ist die eigene Individualität Mittel

und Kraft zur Verwirklichung, nicht des unfreien Individuums und seiner Träume, sondern der Freiheit selbst im Leben. Er fühlt sich nahe der Göttlichen, ihr wahlverwandt; ihm schwindet die Klust, die ihn bisher von ihr trennte und er zieht sie liebend an die Brust. Sie ist über der Natur — er ist in Natur gebannt; aber die Natur ist nicht Gegensatz zur Freiheit, wie Schlaf nicht Gegensatz zum Wachen. Wie Schlaf der Boden, auf dem sich, mit leisem Regen beginnend, in wachsender Klarheit das Wachen erhebt, so ist Natur der Schooß, der die Freiheit gebiert; denn sie ist die Freiheit im Schlaf, im Schlummer der individuellen, eigenwilligen Gestalten. Die begrenzte, bedingte Individualität ist die Form der Natur, ihr Geist die unbeschränkte, bedingungslose Freiheit. Freiheit ist ihr Wachen, individuelle Beschränkung ihr Schlafen. Alles Geschehen der Natur, was wir die verschiedenen Grade des Lebens heißen, sind nichts Anderes als die Regungen der in den Individuen schlummernden Freiheit zum Erwachen. Wie die Seele des Kunstwerks die Wahrheit ist, die doch einer Technik bedarf, um zum Ausdruck zu gelangen, so ist die Freiheit, die Wahrheit — wie wir nennen wollen, was wir glauben, nicht wissen — die Seele alles Natürlichen; das Natürliche aber ist der technische Apparat für den lebendigen Ausdruck der Wahrheit.

Das Individuum an sich, das sich selbst einzige Realität ist, schläft unberührt vom weckenden Hauch der Freiheit den Schlaf der seelenlosen Form. Das Dichterindividuum fühlt das Nahen der erlösenden Seele von oben herab, und wenn es auch das Leben stehen läßt, so pflanzt es doch hochflatternd über der dumpfen Niederung die träumerisch grüßende Fahne der Freiheit. Der Mann, die höchst erwachte Individualität, weiß das Warten der Freiheit in sich, und will leben, ein Herr und Gebieter, in der Vollkraft der sich selbst bestimmenden freien Persönlichkeit, leben die Wahrheit in der Gestalt der Individualität, die Freiheit in der Bestimmtheit, erlösen die Natur zur Auferstehung im Geist und in der Wahrheit, er, der Gott im Menschenbilde. Ich und der Vater ist Eins. — Das Thier lebt sein Leben — und dieses Leben ist Tod. Der Dichter lebt sein Leben und symbolisiert das wahre Leben im Reich der Träume — darum ist sein Leben Tod — sein Kunstwerk Traum vom Leben. Das Leben des Mannes symbolisiert das wahre Leben und ist nichts außerdem.

Diese Auferstehung zum wahren Leben, „empor zum Licht

und zu all der strahlenden Herrlichkeit — auf den Berg der Verheißung“, bezahlt der Mann in Ibsens Epilog mit dem Tod seines individuellen, seines irdischen Lebens. Rubek erreicht nicht lebend die Zinne des Thurms, die da leuchtet im Sonnenaufgang, er kann nicht Gott und Mensch zugleich, nicht Freiheit und Bestimmtheit, nicht Sein und Erscheinung, nicht Wachen und Schlafen, nicht Leben und Tod sein. Nur der Irrthum ist das Leben, und das Wissen ist der Tod.

Todtes Leben leben die vegetirenden Menschen; schlafen und träumen vom wahren Leben können die Dichter; zum wahren Leben sterben muß der Mann — sein Reich ist nicht von dieser Welt. Der nüchterne praktische Erdensohn, Ulheim, warnt Rubek bei seinem Aufstieg: „Wissen Sie, daß der Weg, den Sie gegangen sind, Ihnen das Leben hätte kosten können? — Auf einmal kommt man an eine Stelle, wo man weder vor noch zurück kann. Und dann sitzt man fest, Herr Professor!“ Herr Professor! Herr Unpraktikus, der sich im Leben, wie es nun einmal ist, nicht zu helfen weiß. Aber Rubek blickt das Thier lächelnd an, der Weise den Besizenden: „Wollen Sie mir weise Lehren geben, Herr Gutsbesitzer?“ Das ist das Lächeln des im Tod noch über das Scheinleben des Thieres triumphirenden Verklärten. Mit diesem Lächeln tauchte Thetis den todtgeweihten, unsterblichen Sohn in die Gluthen des Styr. Wo der Mensch sich rettet vor Sturm und wälzenden, sinkenden Wolken, wo der Mensch Verderben und Tod sieht, da lacht der lächelnde Mann dem „Vorpiel zum Auferstehungstag“. Aber Rubek hat den Muth, nicht mehr die Kraft zum Leben — sein Dichterleben hat sie in ihm gebrochen. Irene weiß das, und war ihr erstes lebensflammendes und verlangendes Kommen zum Dichter nur eine Episode gewesen, so weiß sie, daß auch diese beglückende Vermählung mit dem spät erwachenden Mann nur eine Episode sein kann: „Die Liebe, die von dieser Welt ist — von dieser köstlichen, wunderbaren, dieser räthselvollen Welt — die Liebe ist todt in uns Beiden“. Damals hatte sie ihm ihre Seele gegeben, aber er blieb todt, und lebte nur sein Leben und seinem Kunstwerk, dieser Abstraktion aus dem Leben, statt das Leben selbst zum wahren Kunstwerk, dem in Bedeutung und Wirkung Ewigen, wahrhaft Lebendigen umzukehren; daran war sie gestorben. Jetzt möchte der Todte der Todten lebendige Seele küssen — „zu spät“ — nun wird er an diesem Kusse sterben. Irene, die Wahrheit, glaubt nicht mehr an ihre Auferstehung im

Menschen, nachdem sie im Besten der Menschen ihre Seele verlor, weil der Beste der Menschen doch — nur ein Dichter sein konnte. Die Wahrheit wird sich nie mit den lebenden Menschen vermählen können, sie wird nie richtige Kinder haben auf Erden; sie wird Träume gebären und an ihnen sterben; sie lebt nicht auf Erden; und die Menschen werden todt sein im Leben. Thiergefchrei kreischt aus der Tiefe. Die todtte Bestie lebt — und die lebendige Wahrheit muß sterben.

Auch Faust kommt, nachdem er, dem Moder lebloser Abstraktion entronnen, alle Scheingenüsse des Erdenlebens durchgekostet, er, unbefriedigt jeden Augenblick, nur zu einem kurzen Ruhepunkt des Glücks, dem der Tod auf der Ferse folgt. Wie Kubek, festgeklammert an die Lebenshoffnung, ausruft: „Noch ist es Zeit für uns zu leben, Irene“, so glaubt der gebrochene greise Faust noch an ein auf Erden realisirbares wahres Leben — nicht in Theorie und Träumen, nicht in egoistischem Genuß — sondern in der That, in der mühevollen Arbeit für die Andern, in der Menschenliebe. Das ist das positive Ergebnis des Faustlebens: Es ist ein Ueberirdisches zu realisiren im irdischen Leben — die Liebe. Der natürliche Egoismus muß sich in Altruismus umkehren. Das ist die Vermählung des Individuums mit der Wahrheit auf Erden, der lebendige Bund, dem „richtige Kinder“ entsprossen können. Das ist die Versöhnung zwischen dem Ich und dem allwaltenden Geist, der Friede auf Erden, der seinen bedeutenden, Erdenleben bejahenden Ausdruck gefunden hat in dem Wort: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.

In diesem Geist der lebendigen Liebe findet auch Tolstoi's Todter seine „Auferstehung“ auf Erden.

Ibsen's Faust schließt verneinend, mit der Verzweiflung großer Seelen, — was auferstehen will zur Freiheit, muß im Leben untergehen. Wenn wir Todten erwachen, sehen wir, daß wir nie gelebt haben — und sterben.

Eine Verfassungsgeschichte des neuen Reichs.

Von

Albert von Hubille.

℔. Kloeppel, Dreißig Jahre deutscher Verfassungsgeschichte. 1867—1897.
1. Band. Leipzig 1900. XIII, 487 S.

Geschichte der jüngsten Vergangenheit zu schreiben, ist gewiß ein gewagtes Unterfangen. Einmal ist das Material größtentheils unzugänglich. Die Geschehnisse lassen sich wohl festlegen und zusammenstellen, die Quellen aber, aus denen sie geflossen, sind meist noch bis auf Weiteres verborgen. Und dann bietet es große Schwierigkeit, sich von Parteilichanschauungen loszureißen, die uns bei Betrachtung der Gegenwart stets mehr oder weniger beherrschen. Um so dankenswerther aber ist gerade ein solches Unternehmen. Das praktische Leben kann sich nicht mit abschließenden Geschichtswerken begnügen, die nur für die fernere Vergangenheit möglich sind; der Wunsch, auch über die selbst erlebte Zeit, so gut es eben geht, orientirt zu werden, ist ein durchaus berechtigter. Vor mir liegt der erste Band einer Geschichte der jüngsten deutschen Verfassungsentwicklung, geschrieben von einem Manne, der an dieser Entwicklung thätig theilgenommen hat. Dieses Werk, dessen Stoff allgemein lebhaft interessieren muß, möchte ich einer eingehenden Betrachtung unterziehen, um zu sehen, wieweit der Verfasser hier der gestellten schwierigen Aufgabe gerecht geworden ist.

Nur dreißig Jahre sind es, um die es sich handelt. Da mußte der Begriff der Verfassungsgeschichte weiter gedehnt werden, als dies bei einer viele Jahrhunderte umspannenden Darstellung zu

geschehen pflegt. So ist denn hier mehr eine innere Geschichte Deutschlands herausgekommen, nominell von dem Zeitpunkt an, da Preußen nach Ausschluß Oesterreichs die Führung übernahm, thatsächlich allerdings viel weiter zurückgreifend. Eine Fülle von Stoff bot sich auf die Weise dem Verfasser, die es nicht leicht war, zu einem fesselnden und übersichtlichen Werke zu verarbeiten.

Der vorliegende Band zerfällt in zwei Bücher, betitelt: „Die Gründung des Reichs (1867—1871)“ und „Die Jahre der Arbeit (1867—1877)“. Beide Theile sind also nicht chronologisch von einander abgegrenzt, vielmehr fallen sie zeitlich zusammen. Der zweite reicht nur einige Jahre weiter als der erste. Das ist aber doch mehr scheinbar, da die Reichsgründung nicht in einem Akte erfolgte, sondern die Vollendung vollzogen wurde, als, praktisch gesprochen, die neue Maschine längst in Gang war. Mit Darstellung dieser Vollendung mußte sonach im ersten Buch zeitlich vorgegriffen werden, während sonst der Schwerpunkt dieses Buches eher in die Zeit vor 1867 fällt. Wir finden hier die ganze Vorgeschichte der Gründung seit dem Zerfall des alten Reichs, ja im letzten Kapitel wird sogar ein geschichtlicher Rückblick gegeben über so ziemlich die ganze Entwicklung Deutschlands seit seiner ersten staatlichen Gestaltung im Mittelalter, Alles von einem bestimmten Gesichtspunkte aus, auf den wir gleich zu sprechen kommen. Die Jahreszahlen wären sonach beim Titel des ersten Buchs besser weggeblieben.

Ein Grundgedanke ist es, der dieses Buch durchzieht und auch im zweiten beständig wiederkehrt, ja man kann fast sagen: das ganze erste Buch bildet die Darlegung und den Beweis für die Richtigkeit dieses Grundgedankens an der Hand der Verfassungsentwicklung, dergestalt, daß uns viel Thatsächliches, Interessantes dadurch vorenthalten bleibt. — Deutschland ist ein Staat und hat zu keiner Zeit aufgehört, ein Staat zu sein, soviel innere, grundstürzende Wandlungen dieser Staat auch durchgemacht, so oft er auch seine Verfassung gewechselt hat. Das ist es, was der erste Theil lehren soll, was der Verfasser uns in hundert Variationen verkündet. Einen Kampf führt er durch gegen die „Papierrechtskonstruktionen“ der Staatsrechtslehrer, die den realen Verhältnissen zu wenig Beachtung schenken. Verfassung aufheben, so lehrt er, heißt noch nicht den Staat aufheben, selbst wenn es auf revolutionärem Wege geschieht. Der Staat wird dann nur in eine neue Form gebracht, deren Rechtsgültigkeit durch nachfolgende allgemeine

Anerkennung verbürgt wird, es ist und bleibt aber derselbe Staat. Und so ist es in Deutschland geschehen.

Diesen Behauptungen steht die eingewurzelte Ansicht entgegen, daß den deutschen Theilstaaten 1806 die völkerrechtliche Selbständigkeit, die Souveränität, zugesprochen und später immer wieder bestätigt worden sei. So wendet sich denn Verfasser zuerst gegen diese Ansicht. Er beweist an der Hand der Ereignisse und Urkunden, daß die Gliedstaaten niemals die wahre Souveränität, die volle staatliche Unabhängigkeit erlangt hätten, daß man, wenn auch immer von Souveränität geredet worden sei, doch darunter nur staatliche Autonomie mit Theilnahme an der souveränen Obergewalt verstanden habe. Im Jahre 1806 erfolgte die Aufhebung der Reichsverfassung nur deshalb, weil sich ein Theil der Gliedstaaten bereits in bündischen Formen einer andern Obergewalt, dem französischen Kaiser als Protektor, unterworfen, sich einer neuen Staatsordnung, dem Rheinbund, eingefügt hatten, dem dann auch die anderen Partikularstaaten beitreten mußten. Nach Abwerfung des französischen Joches wurde den großen Südstaaten zwar nominell die Souveränität in Verträgen versprochen, sie wurden aber zugleich verpflichtet, sich einem neu zu schaffenden Bunde einzufügen, also auf völkerrechtliche Selbstständigkeit zu verzichten. Es war das eine Bedingung sine qua non, von deren Annahme ihr staatlicher Fortbestand abhing. Und nun wurde der Deutsche Bund gegründet. Bei Betrachtung dieser Bildung stellt Verfasser die Behauptung auf, daß ein unauflöslicher, mit einer Verfassung ausgestatteter Bund niemals völkerrechtlichen, sondern immer staatsrechtlichen Charakter trage, d. h. daß ein solcher Bund ein Staat sei, der nur einen großen Theil seiner Aufgaben den Partikulargewalten zur Erfüllung überlassen habe. Mit seiner Gründung sei eine höhere Gewalt geschaffen, die jedes einzelne Glied unter ihren Willen zwingen könne, der sich niemand zu entziehen berechtigt sei, und das sei mit völkerrechtlichem Bestande der Glieder unvereinbar. Klöppel verwirft auf's Entschiedenste die landläufigen, in die Staatslehre eingebrungenen Schulbegriffe Bundesstaat und Staatenbund, die nur geeignet seien, die klare Sachlage zu verdunkeln. Bildungen, die man mit diesen Namen belegt hat, haben sich jedesmal als wirkliche Staaten erwiesen. Das sucht Verfasser an den Beispielen der Schweiz, der Niederlande, der amerikanischen Union ausführlich zu erweisen. Wenn nun dem Wortlaut der Bundesakte nach die souveränen Staaten Deutschlands einen Bund geschlossen haben.

so haben sie nur dem bestehenden deutschen Staate als die Nächstberechtigten eine neue Verfassung gegeben, wie sie den Umständen und Machtverhältnissen ungefähr entsprach. Von wirklicher Souveränität der Einzelstaaten ist deshalb weder vor noch nach Erlaß der Verfassung die Rede. Sie haben kein völkerrechtliches Bündniß geschlossen, sondern eine neue Staatsverfassung durch Vertrag unter einander vereinbart.

Es liegt gewiß viel Wahres in diesen Ausführungen. Im Ganzen sind es gesunde, die realen Verhältnisse klar erkennende Anschauungen, die darin zu Tage treten. Das Resultat, zu dem er schließlich hinsichtlich der Natur unseres Reiches gelangt, ist in der Hauptsache richtig. Ich glaube auch, wir dürfen hier einen recht bedeutsamen Fortschritt in der wissenschaftlichen Erkenntniß auf dem Gebiete der Staatslehre konstatiren, namentlich nach der negativen Seite hin. Wir haben hier wieder einen von den „schrullenreichen Köpfen“, wie Treitschke sie nennt, vor uns, der von der Zwitterbildung Bundesstaat — Mehrheits-Einheit — nichts wissen will und damit der großen Majorität der Staatslehrer entgegentritt. Auch ich rechne es mir zur Ehre, dieser kleinen Gruppe zugehören, an deren Spitze Max v. Sengel steht, und habe die gleiche feyerliche Anschauung litterarisch vertreten. Aber Klöppel geht in seiner Kehraus-Arbeit zu weit. Er will jeden „unauflöslchen“, mit einer Verfassung begabten Verein von Staaten seines völkerrechtlichen Charakters entkleiden und als Staat betrachtet wissen, das aber ist entschieden abzuweisen. „Ewig“, „unauflöslch“ werden viele rein völkerrechtliche Allianzen in den betreffenden Urkunden benannt, ohne daß die Staaten damit ihre Selbstständigkeit einbüßen. Diese Bezeichnungen bedeuten nur, daß der Vertrag niemals von selbst erlischt und daß eine einseitige Aufhebung als Vertragsbruch, als Bruch des Völkerrechts zu betrachten sei. Ausgeschlossen ist diese Aufhebung damit nicht, denn auch das Wort „ewig“, „unauflöslch“ ruht nur auf vertragsmäßigem Grunde. Kein Staat will damit seine vitalen Interessen opfern; wo diese also bedroht sind, wird sich jeder befugt fühlen, den Bruch zu vollziehen, und die Unterthanen haben dann — das ist wohl das Entscheidende — der eignen Staatsgewalt, nicht den Vertragsvorschriften Folge zu leisten, wenn sie sich nicht des Hochverraths schuldig machen wollen. In gleicher Weise kann nun das Band enger und enger gezogen werden, kann der Bund immer mehr staatliche Formen annehmen; die Einzelstaaten können soviel Auf-

gaben als sie wollen der Centralgewalt übertragen, wenn nur ihr eigener Bestand dadurch nicht in Frage gestellt ist, sie können soviel Garantien für die Dauer des Vereins schaffen, als ihnen gut dünkt; Bund bleibt dennoch Bund.

Auch die Verleihung schiedsrichterlicher Gewalt an die Centralleitung oder eine andere Potenz macht diese nicht, wie Klöppel meint (S. 12), zum Souverän. Dieser vielverbreiteten Meinung, als ob die oberstrichterliche Gewalt die höchste Staatsgewalt in sich schließe, als ob es überhaupt eine richterliche Gewalt gäbe, möchte ich bei der Gelegenheit scharf entgegenreten. Damit sanktionirt man einen Mißbrauch des Richteramts, wie er bei rohen Völkern gang und gäbe ist und auch in zivilisirten Staaten leider oft genug vorkommt. In Wahrheit soll der Richter, auch in staatsrechtlichen Dingen, nicht eine Gewalt ausüben, nicht seinen Wünschen Geltung verschaffen, sondern die Rechtslage klarstellen, den Gesetzen die richtige Deutung geben, damit auf Grund dieser Klarstellung jede Potenz die ihr zukommenden Funktionen ausüben könne. Aus dem Mißbrauch darf man kein Recht konstruiren. Daß aber eine solche unparteiische Ausübung des Richteramts auch in Fragen des Staatsrechts und der Politik möglich ist, dafür bietet die Thätigkeit der englischen und amerikanischen Staatsgerichtshöfe Beispiele genug.

Wie wenig sich aus einzelnen Befugnissen für die prinzipielle Stellung der Gewalten folgern läßt, ersieht man z. B. aus dem Gesandtschaftsrecht. Klöppel führt dieses — nebenbei nur einmal ausgeübt — Recht des Deutschen Bundes als Zeichen seiner Souveränität an, bedenkt aber nicht, daß die Einzelstaaten das Recht ebenfalls besaßen und sogar regelmäßig gebrauchten, ja daß es ihnen auch heute noch zusteht.

Ein unauflösliches Verfassungsbündniß, ein Staatenbund ist also zweifellos möglich. Es hieße ja dem Souveränitätsbegriff Gewalt anthun, wenn man souveränen Staaten das Recht und die Fähigkeit abstritte, derartige Verbindungen einzugehen. Ein solcher Bund aber ist und wird kein Staat, wenigstens nicht auf dem Rechtswege. Freilich liegt immer die Gefahr vor, daß sich die Centralgewalt usurpatorisch zur Staatsgewalt aufwirft und daß so ein neues Recht, das Recht eines neuen Staates entsteht, namentlich wenn die Staatslehre so unklar ist, mit so doppelstimmigen Begriffen operirt wie heutzutage.

Verfasser legt meines Erachtens zu viel Gewicht auf die Macht,

der er geradezu rechtliche Bedeutung zuerkennt. Ein Staat, der ſich gezwungen ſieht, ein ewiges Bündniß abzuschließen, weil er der überlegenen Macht nicht widerſtehen kann, iſt ihm rechtlich nicht mehr ſouverän, wenn auch im Vertrag der Bündnißcharakter ausdrücklich beſtätigt iſt. Ein Bund, in dem einzelne Mächte ein Uebergewicht beſitzen und gebrauchen oder mißbrauchen, wie es im Deutſchen Bunde oft geſchah, gilt ihm als Staat trotz aller gegentheiligen Verſicherungen von maßgebender Stelle. Das iſt ſicher unrichtig. Das formelle Recht kann mit der Macht ſcheinbar in grellen Widerſpruch treten und doch lange beſtehen bleiben. Man iſt nicht berechtigt, es deſhalb abzuleugnen. Erſt allmählich folgt es der Macht, wenn dieſe ſich als dauernd begründet erweiſt. Die deutſchen Mittelſtaaten blieben 1815 formell ſouverän, ſie blieben rechtlich in der Lage, alle Conſequenzen aus dieſer Stellung zu ziehen, daran iſt gar nicht zu zweifeln. Nur die Macht fehlte ihnen. Sie blieben aber in dieſer Lage nicht durch Großmuth Oeſterreichs und Preußens, oder weil man ſich der Bedeutung des Wortes nicht bewußt geweſen wäre, wie Klöppel meint, ſondern weil man nach Lage der Dinge gar nicht im Stande war, ihnen ihre formelle Unabhängigkeit abzuerkennen. Welche Rückſichten, Gefühle ꝛ. dieſes Reſultat herbeiführten, bleibt ſich ganz gleich. Demgemäß blieben auch die Kleiñten ſouverän, die ſich wohl einer wirklichen Reichsgewalt unterworfen hätten. Erſt als Preußen die Hegemonie erlangt, fremde Einmiſchung an der Spitze aller deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten abgewieſen hatte, konnte ein ſtaatlicher Zuſammenſchluß, eine Wiederherſtellung des Reiches ſtattfinden. — Auf der andern Seite wird durch formelles Recht das einmal beſtehende Machtverhältniß zu einem dauernden gemacht, ja ſogar neue Macht erzeugt, denn das Recht führt ſeinem Inhaber Kräfte zu. Man denke an die Entwicklung der Kurfürſtenthümer, die in erſter Linie durch das Kurrecht aus kleinen Anfängen zu überragender Stellung gelangten.

In Widerſpruch mit ſich ſelbſt geräth der Verfaſſer bei Betrachtung des Deutſchen Bundes dadurch, daß er Oeſterreich und Preußen als ſouveräne Großmächte anerkennt. So ſind alſo doch ſouveräne Staaten im ſouveränen Staate vorhanden? So muß man doch beim Bundesſtaats-Begriff Zuflucht ſuchen? Klöppel ſucht die Sache damit zu erklären, daß jene beiden Mächte außerbündiſchen Landbeſitz innehatten, auf den ſich ihre europäiſche Stellung gründete. Dieſe Argumentation kann doch aber Niemandem

einleuchten. Jeder weiß, daß Preußen einen einheitlichen Staat bildete, daß die Ostprovinzen in keiner Weise ein Sonderleben führten, wodurch sie als abgeschlossener europäischer Staat erschienen wären. Ganz Preußen bildete einen solchen, nicht ein willkürlicher Bruchtheil. Und nicht viel anders war es bei Oesterreich. Die Rechtslage beider läßt sich nicht anders deuten als sie immer gedeutet worden ist. Es waren europäische Großmächte, die mit den deutschen Staaten in einem innigen Bundesverhältniß standen, einem Bundesverhältniß, das ihnen für ihre dem Bunde zugehörigen Lande bestimmte Verpflichtungen auferlegte. Wenn nun diese Staaten mit den andern nur vertragsmäßig verbunden waren, so standen auch die Letzteren nur in völkerrechtlichen Beziehungen zu einander.

Der Gedanke, daß der deutsche Staat durch die Abdankung Franz' II. 1806 nicht aufgehört hat dem Rechte nach zu existiren, ist von mir bereits, und längst nicht zuerst, ausgesprochen und verfochten worden. Ich bestreite aber, daß dieser Staat vor 1871 eine neue Verfassung erhalten hat, wieder aktiv geworden ist. Seine Glieder haben sich, der Obergewalt entledigt, nach völkerrechtlichen Normen gerirt und verbunden. Eine Staatsverfassung ist weder die des Deutschen, noch die des Norddeutschen Bundes gewesen. Beide Bildungen sind denn auch in rechtlichen Formen aufgelöst worden und haben damit ihren bündischen Charakter auf's Klarste bekundet.

Wenn Klöppel auch mit seiner staatlichen Auffassung des Deutschen Bundes Unrecht hat, so ist doch voll anzuerkennen, daß er der Erste ist, der dieser vielgeschmähten Institution Gerechtigkeit widerfahren läßt, dem seine ganze Bedeutung und seine guten Seiten klar geworden sind. Der Bund war vielleicht oder sicherlich ein mangelhaft eingerichtetes Haus, in dem die Parteien sich schlecht mit einander vertrugen und wenig Ordnung herrschte, es war aber immerhin ein Haus, das allen deutschen Gemeinwesen eine Unterkunft bot, das der Besserung und Renovirung fähig war und in dem namentlich kein Fremder (abgesehen von Dänemark und Holland) etwas zu suchen hatte. Er hielt den politischen Begriff Deutschland aufrecht, und das war von hohem, nicht zu unterschätzendem Werthe.

Bei Betrachtung der Ereignisse von 1848 bringt unser Buch nichts wesentlich Neues, als daß eben auch hier der Grundgedanke immer wiederkehrt und an allen Fakten bekräftigt wird, es handle

ſich bei allen Wandlungen nur um Verſuche, den beſthenden Deutſchen Staat neu zu organiſiren. Dieſer Gedanke wird dann auch bei der Gründung des Norddeutſchen Bundes und des Deutſchen Reiches mit äußerſter Konſequenz feſtgehalten.

Da waren freilich beträchtliche Schwierigkeiten zu überwinden. Daß der preußiſche Staat 1866 einſeitig aus dem Bunde austrat, daß dieſer Bund in Folge davon mit allgemeiner Zuſtimmung aufgelöst wurde, ließ ſich mit der Theorie noch allenfalls in Einklang bringen. Preußen trat ja, wie Klöppel angiebt, nicht aus dem Deutſchen Staate aus, ſondern erklärte nur die Verfaſſung für gebrochen und ſich inſolgedeſſen berechtigt, dieſe Verfaſſung nicht mehr als beſtehend zu betrachten. In demſelben Moment legte es einen neuen Verfaſſungsentwurf vor, damit bekundend, daß eine Sprengung des Staates, eine Verleihung voller Souveränität an die Theilſtaaten nicht in ſeiner Abſicht liege. (Hat es aber den Beitritt geſordert? Was wurde aus den Nichtbeitretenden?) Durch Waffenerfolge mußte Preußen ſeiner Auffaſſung Geltung zu verſchaffen. Die Bundesakte wurde annullirt. Das Alles läßt ſich hören und vertreten, ohne daß man mit der Logik in allzu ſchlimmen Konflikt käme. Wie aber weiter? Die neue Geſamtverfaſſung kam doch thatſächlich nicht zu Stande. Nur etwa die Hälfte des alten Bundesgebiets erhielt eine ſolche, den anderen Staaten wurde ihre völkerrechtliche Selbſtändigkeit ausdrücklich beſtätigt. Oeſterreich wurde ſogar die Theilnahme an jeder Neugeſtaltung Deutſchlands unterſagt. Wie iſt dieſe offenbare Zertrennung des untrennbaren Deutſchen Staates zu erklären? Verfaſſer hält auch hier mit Zähigkeit an ſeiner Theorie feſt. Selbſt durch den Prager Frieden, ſo argumentirt er, ſei die nationale, ſtaatliche Verbindung mit dem Süden nicht zerriffen, wie man aus den Schutz- und Trutzbündniſſen und aus dem nunmehr ſtaatlich organiſirten Zollverein erſehen könne. Der Deutſche Staat habe eben jezt, vorläufig in Folge äußeren Druckes, nur eine Verfaſſung erhalten, die, was den Süden anbetrifft, nur auf beſtimmten, wichtigen Gebieten, Kriegs- und Zollweſen, wirksam wurde, ſonſt aber den Südstaaten volle Selbſtändigkeit ließ. Eine völkerrechtlich unabhängige Stellung ſei dieſen Staaten jezt ebenſo wenig beſaſſen worden, wie jemals früher, denn die Verträge ſeien keine freiwilligen geweſen, mit ihnen habe man vielmehr Gebietsverlust abgekauft, den man ſich ſonſt hätte gefallen laſſen müſſen.

Hier geht mir Verfasser mit seinen Rechtsfiktionen doch zu weit. Glaubt er wirklich, daß Bayern oder ein anderer Südstaat bei veränderter Weltlage oder bei schweren Differenzen mit dem Nordbund sich geicheut hätte, diese Verträge aufzuheben, daß es sich hierzu nicht vollkommen berechtigt gefühlt hätte? Meint er, daß dann ein bayrischer Unterthan den Vertragsbestimmungen mehr gehorcht hätte als den Befehlen seiner Regierung? Auch dies Bündniß existirte, wie jede völkerrechtliche Allianz, nur so lange, wie die Betheiligten ein Interesse daran hatten oder die überwiegende Macht des einen Theiles die Anderen zum Verbleiben in dem Bündnisse zwang. Durch Interesse und Macht wurde eine gewisse Verbindung zwischen Nord- und Süddeutschland aufrecht erhalten, aber Interesse und Macht sind kein Staatsrecht. Allerdings gab es ein Deutsches Staatsrecht, ein Recht des alten Deutschen Reiches, aber dieses Recht ruhte, es trat bei diesen Transaktionen nicht hervor. Im Herzen des Volkes war es lebendig, aus ihm brach es zu Tage, als die Nation nach den Großthaten des Jahres 1870 die Wiederaufrichtung des Reiches und des Kaiserthums stürmisch verlangte. Da erst wurde die Bundesverfassung zur Verfassung des wiederhergestellten Staates proklamirt, also eine Aktion vollzogen, wie sie Klöppel schon bei Begründung des Rhein-, des Deutschen, des Norddeutschen Bundes als vollzogen annimmt.

Und wie ist der Austritt Oesterreichs aus dem Deutschen Bunde mit der staatlichen Natur dieses Bundes zu vereinigen? Sind etwa die deutsch-österreichischen Lande mit ihrem Partikularfürsten, dem Kaiser, von Seiten einer imaginären deutschen Staatsregierung dem souveränen Könige von Ungarn cedirt und so vom Staatskörper abgetrennt worden? Das wird doch Niemand im Ernst behaupten wollen. Oesterreich hat eben einfach der Auflösung des alten Bundes zugestimmt und ist, dem Friedensvertrag gemäß, dem neuen ferngeblieben. Das wiederhergestellte Deutsche Reich hat dann die, eigentlich schon bei Franz' II. Abdankung erfolgte, Los-trennung der österreichischen Lande vom Reichskörper als Thatsache hingenommen und damit stillschweigend anerkannt.

Es konnte dem Verfasser nicht schwer werden, aus seinen staatsphilosophischen Grundanschauungen den staatlichen Charakter des neuen Reiches zu folgern. Wenn ihm schon der Deutsche und Norddeutsche Bund, letzterer in Verbindung mit den Südstaaten, als Staat erschien, wieviel mehr das Reich, dem wirklich dieser

Charakter nicht mehr abgestritten werden kann. Korrekt erwiesen hat er dies freilich nicht, da eben seine Anschauungen sich nicht halten lassen. Es galt, auf Grund von Thatfachen und Umständen, die selbst von den eifrigsten Verfechtern der föderativen Theorie anerkannt werden, diese Theorie ad absurdum zu führen, eine Aufgabe, der ich in meinen Schriften*) glaube einigermaßen gerecht geworden zu sein. Doch freue ich mich, im vorliegenden Buche Einiges zu finden, das meine Auffassung des Reiches als einer Monarchie bestätigt und stützt. Für den Nachweis der monarchischen Stellung des Kaisers war es wichtig, zu zeigen, daß eine Reichsgesetzgebung, die dem bestimmten kaiserlichen Willen widerspricht, nicht möglich sei. Ich behauptete, der Kaiser sei befugt, einem vom Bundesrath und Reichstag beschlossenen Gesetz die Sanction zu verweigern, da ihm die Inkraftsetzung der Gesetze als ein Recht zugesprochen sei. Klöppel führt zur Begründung dieser Auffassung die Verantwortlichkeit des Kanzlers in's Feld. Der Kanzler kann auf Grund seiner Verantwortlichkeit die Gegenzeichnung ablehnen, der Kaiser ist nicht genöthigt, ihn deshalb zu entlassen, und wird es nicht thun, wenn das Gesetz ihm aufgezwungen ist. So bleibt ein solches Gesetz ein todter Buchstabe. Ich kann diesen Ausführungen (S. 140 f.) nur beistimmen. Die oligarchische Verfassung des Reiches ist eben nur Schein. Sieht man genauer zu, so erweist es sich klar als Monarchie. Freilich will ich nicht leugnen, daß es auch jetzt noch möglich wäre, sich auf die Lehre vom bündischen Charakter des Reiches zu verbeißen; man müßte aber dann Rechtsätze aufstellen, die an's Lächerliche streifen und bei Niemandem mehr Billigung fänden. Rechtsätze aber, denen jegliche Anerkennung fehlt, können nicht als gültig angesehen werden.

Ein großer, nicht hoch genug zu veranschlagender Vorzug des vorliegenden Werkes ist also, daß es sich auf einen klaren, haltbaren Standpunkt stellt, daß es in der Frage, ob das Reich ein Staat oder Bund sei, sich offen und rückhaltlos für den staatlichen Charakter entscheidet, alle Zwitterbildungen aber, mit denen man die Wahrheit zu verhüllen sucht, entschieden verwirft. Besonders zu loben aber ist es, daß Klöppel trotz dieser Auffassung das Verhältniß der Bundestreue nicht verkennt, das auch heute noch zwischen den Einzelregierungen neben ihrer staatsrechtlichen Beziehung zu einander besteht, ein Verhältniß, das man nicht ignoriren darf, wenn

*) Vgl. Freuß. Jahrb. 83 S. 1.

man den Charakter unseres Reiches richtig verstehen will. Wie das Reich in seiner jetzigen Gestalt aus Waffenbrüderschaft entstanden, wie damals auf jeden Druck verzichtet worden ist, der den Zusammenschluß zu einem erzwungenen gestempelt hätte, so ist auch weiterhin dieses freundschaftlich-sittliche Verhältniß zwischen den Regierenden aufrecht erhalten. Freundliche Vereinbarung, nicht Majorisirung, ist unter ihnen zum Brauch geworden.

Es ist mir nicht recht klar, warum sich Klöppel in seiner Polemik so viel und fast ausschließlich gegen Treitschke wendet, dessen hohe Bedeutung doch weniger auf dem Gebiete der Staatslehre liegt. Er hätte besser gethan, die Autoren der großen staatsrechtlichen Werke zu bekämpfen. Vielleicht wählte er gerade Treitschke, weil er sich ihm in seiner ganzen staatsphilosophischen Denkweise einigermaßen verwandt fühlte.

Im letzten Kapitel des ersten Buches giebt Verfasser einen Rückblick auf die geschichtliche Entwicklung des Deutschen Staates in ihrem ganzen Verlauf, da ohnedem eine abschließende staatsrechtliche Würdigung der Reichsverfassung nicht möglich sei. Ich kann diese Nothwendigkeit nicht recht einsehen, wenn auch ein solcher Rückblick ganz lehrreich sein mag. Jedenfalls hätte ich vorgezogen, ihn, um Wiederholungen zu meiden, an den Anfang zu setzen, wo ja schon eine Uebersicht über die Entwicklung im letzten Jahrhundert zu finden ist. — Im achten Kapitel also sind viel interessante Darlegungen enthalten, die von einem freien, tiefdringenden geschichtlichen Urtheil zeugen. Trefflich widerlegt Verfasser die Auffassung unserer deutschen, mittelalterlichen Vergangenheit, wie sie zur Zeit der Reichserneuerung die herrschende war. Diese Auffassung, die alle wirklich großen Aktionen der alten Kaiser, alle Weltbeherrschungsbestrebungen als ungesund verwarf und ihnen die ganze Zerplitterung, die ganze Reichsmisere schuld gab, hat viel dazu mitgewirkt, unsere auswärtige Politik auf lange Jahre zu lähmen, uns auf's Neue jene Bescheidenheit und Selbstgenügsamkeit einzupflanzen, die den alten Reichsständen der letzten Jahrhunderte innewohnte zum Schaden der aufstrebenden Kaisermacht, zur Schmach der Nation. Sonst ist dem Richtigen manches Anfechtbare beigemischt, wie es ja bei solchen allgemeinen Betrachtungen nicht anders sein kann. Hervorzuheben sind die vielfach trefflichen Bemerkungen über die im Reiche erwachsenen Bünde und Einungen und ihre Bedeutung für das Verfassungsleben, sowie über die Abhängigkeit des Fürstenthums von den Landständen, die sich namentlich in den Religions-

kämpfen schwer fühlbar machte. Auch die keineswegs panegyrische Beurtheilung der preussischen Entwicklung ist in der Hauptsache nur zu billigen. In einem andern wichtigen Punkte aber kann ich dem Verfasser nicht beistimmen.

Leider ist auch diesem vorurtheilslosen Autor ein richtiges Verständniß für die Stellung und Bedeutung des Hauses Oesterreich nicht aufgegangen. Hier treten uns die altgewohnten Redewendungen von dem undeutschen Charakter des österreichischen Staates, der nationalitätslosen Politik der Habsburger, von der Unterdrückung der protestantischen Religion und germanischer Freiheit auf's Neue entgegen, Wendungen, von denen man doch endlich einsehen mußte, daß sie einer egoistischen, geizigen, thatenscheuen Opposition und bewußter Rivalität ihren Ursprung verdanken, denen natürlich jede Stärkung der Kaisermacht, jede Ausgabe, jede Anstrengung, jeder Kampf, der dieser Stärkung diente, im höchsten Maße zuwider sein mußte. Die Habsburger haben schließlich in abweichenden Formen nichts Anderes vollführt, als was Verfasser den mittelalterlichen Kaisern zum Ruhme rechnet. Sie haben große Ländergebiete unter deutsche Herrschaft gebracht und deutscher Kultur eröffnet. Daß sie dabei die Nationalität übersprangen, was ihnen Klöppel zum „weltgeschichtlichen Vorwurf“ macht (S. 192), das war doch wohl selbstverständlich. Haben das etwa die Hohenstaufen nicht gethan? Daß diese Politik nicht durchgeführt wurde, weil wieder ein allzu mächtiger Vasall der Kaisergewalt nicht nur wie bei Legnano seine Hülfe verjaagte, sondern in den Arm fiel und mit Vernichtung drohte, das ist wie damals dem Reiche zum Verderben ausgeschlagen. Und warum haben sich denn die Habsburger dem Reiche entfremdet? Doch nicht freiwillig. Sie waren und blieben allezeit gute Deutsche, die einzigen vielleicht unter den Fürsten, die wirklich noch zuweilen, im Hinblick auf ihr Kaiseramt, an das Gemeinwohl dachten. Aber sie wurden gewaltsam aus Deutschland hinausgeschoben, man nahm ihnen ihre kaiserlichen Rechte. Und je mehr dies geschah, um so mehr bekam der Wiener Hof einen undeutschen Charakter, um so mehr gelangten die erbländischen Interessen zu ausschließlicher Geltung. Eine kaiserliche Regierung, die in Deutschland wirklich herrschte, wäre unter den Habsburgern ebenso deutsch geblieben, hätte die nationalen Elemente ebenso an sich gezogen, wie unter den Hohenzollern, trotz all der slavischen und magyarschen Länder, aus denen sich die kaiserliche Hausmacht zusammensetzte. Noch im 19. Jahrhundert hatte ja der

Wiener Hof zeitweise eine starke Anziehungskraft für reichspatriotisch denkende Männer. Welch andere Stellung hätte dann das Deuthum in jenen fremdsprachigen Gebieten gewonnen. Und die sogenannte religiöse Anechtung? Nun, die Habsburger hatten im Dreißigjährigen Krieg ihren Kulturkampf durchgemacht, sie hatten die Unüberwindlichkeit des Protestantismus ebenso erkannt wie Bismarck die des Katholizismus, sie hatten klein begeben müssen, weit mehr noch als unser Kanzler. Da war keine ernste Gefahr mehr vorhanden. Je mehr dann Oesterreich wieder in Deutschland hineinwuchs, um so paritätischer mußte der Wiener Hof werden, gerade wie der Berliner Hof durch seine engeren Beziehungen zu Süddeutschland paritätischer geworden ist. Es lag also gar keine Nothwendigkeit vor, den Habsburgern die Kaiserkrone zu entwenden, die sie wohl zum Nutzen Deutschlands zu tragen befähigt waren. Das möchte ich hier im Gegensatz zur herrschenden Anschauung behaupten und konstatiren. Alle Schriften, die diese Nothwendigkeit zu beweisen suchen, sind nur Parteischriften zu Gunsten des aufstrebenden Gegners. Im Grunde widerlegen sich diese selbst.

Im 17. und 18. Jahrhundert wird beständig geklagt, daß der kaiserliche Einfluß in den Kleinstaaten und selbst in den Kurfürstenthümern stark zunehme, daß antiösterreichische Bünde schwer zu Stande kämen und keinen Bestand hätten, daß die Kaiserkrone immer wieder den habsburgischen Kandidaten zufiele. Ja, daran sieht man doch, daß das österreichische Regiment nicht gar so schlimm gewesen sein kann, sonst hätte sich wohl festerer Zusammenschluß erzielen lassen. Worüber da geklagt wird, das ist die natürliche Entwicklung, die nothwendige staatliche Konsolidation, zu der es längst in Deutschland Zeit geworden war. Die Schwachen fallen dem Stärksten zu und befähigen ihn, die schädliche Gewalt der Starken zu brechen. Das ist der gewöhnliche Gang, das war er auch in Deutschland, und selbst das Kurrecht der Starken konnte daran nichts ändern. Freilich verlor Oesterreich am Ende die deutsche Krone, aber nur deshalb, weil es sich nicht dauernd als der Stärkste erwies, weil sich neben ihm eine rivalisirende Finanz- und Militärmacht erhob, die sich in langen, dem Reiche verderblichen Kämpfen durch ihre überlegene innere Kraft an die Spitze des außerösterreichischen Deutschlands schwang und nun den angerichteten Schaden nach Kräften gut zu machen bestrebt ist. Deutschland ist dadurch nicht geeint, es ist getheilt worden. Derjenige Theil, der des großartigsten Auswachsendens

fähig war, der Südosten mit all seinen Kolonisationsgebieten, ist abgetrennt worden. Die wohlgebildete Schwinge eines Staatskörpers erscheint nun, verselbständigt, als ein Monstrum von Körper. Wird sich für das Verlorene jemals ein Ersatz finden?

Bei solcher Betrachtungsweise erscheinen auch die preußisch-österreichischen Beziehungen und Kämpfe im 19. Jahrhundert in einem ganz anderen Lichte, als uns Klöppel in Uebereinstimmung mit den meisten anderen Autoren zu zeigen sucht. Welches mußte denn das Ziel Preußens sein, wenn es wahrhaft deutschnationale und nicht dynastische Politik betreiben wollte? Daß es sich mit seinen stolzen Erinnerungen und seiner inneren Kraft nicht mehr der Habsburgischen Monarchie unterordnen konnte, war selbstverständlich. Ob ihm aus den projektierten Bundesreformen eine solche Degradirungsgefahr erwachsen wäre, wie auch Klöppel behauptet, möchte ich freilich bezweifeln. Majorisirungen hätte sich die Großmacht Preußen doch nie gefallen lassen. Und Bismarcks diplomatische, zweckbewußte Auslassungen wird man nicht gerade als geschichtliche Wahrheit anerkennen dürfen. War es nun aber ein erstrebenswerthes Ziel, Oesterreich auszuschneiden, Deutschland großer Gebiete, großer Errungenschaften zu berauben, nur um die innere Konsolidation zu erleichtern? Schwere Aufgaben muß sich ein Volk stellen, wenn es eine große Zukunft haben will. Es galt, das halb verlorene Oesterreich nicht abzustößen, sondern zu gewinnen, natürlich nicht durch Eroberung, sondern durch engere politische Verbindung. Ansätze genug wurden dazu gemacht, ein Haupthinderniß aber war, daß sich bei Oesterreich kein aufrichtiger Verzicht auf eine, zum mindesten formelle Vormachtstellung erreichen ließ, daß man dort die volle Ebenbürtigkeit Preußens noch nicht einsehen wollte. Und war denn diese Ebenbürtigkeit jederzeit so zweifellos? Klöppel geißelt (S. 207) die „dummdreiste Ueberhebung“ der östlichen und westlichen Nachbarn, die jede weise Zurückhaltung der preußischen Könige als Zeichen der Schwäche auslegten, gesteht aber gleich darauf zu, Preußen hätte bis zu den sechziger Jahren die nachher bethätigte Macht nicht entfalten können. Das scheint mir nicht ganz logisch. Es kam jedenfalls darauf an, für diese Ebenbürtigkeit den vollgültigen Beweis zu führen, entweder durch Krieg gegen Oesterreich oder in gemeinsamem Krieg gegen auswärtige Feinde. Zu letzterem war 1859 Gelegenheit, ersteres hat 1866 stattgefunden. Wie dann die Verbindung organisiert, wie der Deutsche Bund ausgebaut wurde, war

Sache der Staatsmänner und Rechtsgelehrten. Die Möglichkeit war vorhanden, wenn zwischen beiden Großmächten volle Rechtsgleichheit hergestellt und beiden die alleinige Führung zugestanden wurde. Besonders eng brauchte die Verbindung nicht zu sein. Es war nur nöthig, die Theile zusammenzuhalten, das Zusammenwachsen besorgte die Zeit. Das war wahrhaft deutsche Politik, wie sie die damalige Lage der Dinge verlangte. Wenn Preußen sich innerlich kräftiger erwies, mußte ihm trotz formeller Rechtsgleichheit ein überwiegender Einfluß zufallen, Uneinigheiten aber hätten sich durch eine machtbegehrende Volksvertretung, wie sie auch geartet war, wohl verhüten lassen. Und bot nicht die Bundestreue deutscher Fürsten schon eine starke Garantie für Bestand und Wirksamkeit einer solchen Bildung? — Ich will diese Idee hier nicht weiter ausführen, die heute sicher wenig Beifall finden wird, die aber schon deshalb kaum ganz widersinnig sein kann, da sich vor 1866 die erfahrensten Politiker recht ernstlich damit beschäftigt haben. Daß es anders gekommen ist, widerspricht ihrer Vernünftigkeit keineswegs. Mir scheint die ganze Größe Bismarcks nicht darin zu bestehen, daß er den Strom der deutschen Entwicklung über gewohnte, vielleicht schwierige Hindernisse hinweg zu seinem natürlichen Ziele geführt hat, wie immer behauptet wird — das hätte auch ein Geringerer zuwege gebracht —, sondern daß er diesen Strom mit Titanenkraft in ein neues Bette hinübergezwungen hat, wie vor ihm Friedrich der Große. Ich bemerke nur noch, daß eine Fremdenpolitik, wie sie jetzt gegen die Polen angewendet wird, in einem solchen weitgreifenden Bunde nicht am Platze gewesen wäre, aber es giebt ja noch eine andere Fremdenpolitik, über die uns der Herausgeber dieser Jahrbücher wiederholt belehrt hat. Warum sollten sich nicht in der deutschen Machtsphäre auch andere Volksstämme frei entwickeln dürfen? Die angemessenen staatsrechtlichen Formen würde die politische Wissenschaft schon gefunden haben.

Ist nun wegen des thatsächlichen Verlaufs die preußische Regierung zu tadeln? Schwerlich. Zum mindesten nicht in erster Linie. Eine Staatsregierung wird und muß stets egoistisch sein, sie würde sonst die staatliche Natur ihres Gemeinwesens verleugnen. Preußen hätte aber kaum die kleindeutsche Idee erfassen und verwirklichen können, wenn ein echtes deutsches Nationalgefühl im Volke gelebt hätte, ein opferfreudiges, weitschauendes, stolzes Nationalgefühl, wie es andern Nationen eigen, das am einmal

Errungenen mit Zähigkeit festhält und lieber mit der mangelhaftesten inneren Einrichtung zufrieden ist, als daß es ein Titelchen seines Besizes und seiner Rechte hingiebt. Bei uns gab es nur Nützlichkeits-Liberalismus vermischt mit Kaiserromantik. Aus denen ist 1848 die kleindeutsche Idee erwachsen, die Preußen später acceptirte und ausnutzte. Wenn nur die Zollschranken fielen (wie wird der gewiß recht nützliche Zollverein in allen Geschichtsbüchern als Grundlage deutscher Einheit gepriesen!), Handel und Wandel aufblühte, nützliche Einrichtungen geschaffen und fremde Invasionen verhindert wurden, dann mochten Millionen von Deutschen dem Slaventhum überliefert, mochte deutsche Kultur bis fast in's Herz von Deutschland zurückgehoben werden. Deutschland hat im letzten Jahrhundert immer geopfert und geopfert — große Theile der polnischen Erbschaft, niederländische Gebiete, Luxemburg, ganz Oesterreich — und nur in Schleswig und Elsaß-Lothringen einen schmalen Erfaß gefunden. Es hat geopfert nicht mit blutendem Herzen, sondern mit Freudigkeit und Selbstzufriedenheit, als würde ihm besondere Gunst erwiesen, denn die innere Konsolidation wurde ja dadurch gefördert, die kulturelle Aufgabe erleichtert. Entlastung wollte man, nicht wahren Fortschritt.

Mit der besprochenen Auffassung des Verfassers hängt es auch zusammen, wenn er zu scharf über die deutschen Mittelstaaten urtheilt. Es ist ja richtig, daß ihnen die Bundesakte zu große formelle Rechte eingeräumt hatte und daß sie deshalb ihren Einfluß, ihre Macht vielfach überschätzten. Sich verbunden den Großmächten gleichwerthig zur Seite zu stellen, war ein immer wieder auftauchender Gedanke. Es war das ein Rechenfehler, den zu berichtigen in der Hand der Großmächte lag. Verwerflich ist er nicht, denn jede Potenz sucht ihr Recht zu realisiren oder wenigstens festzuhalten. Wenn sich aber diese Staaten gegen die Politik Preußens steiften, so ist in diesem Verhalten doch auch ein wahrhaft nationaler Zug nicht zu verkennen. Es widerstrebte ihnen, an einer Verstümmelung Deutschlands mitzuwirken, deren Nothwendigkeit sie nicht einzusehen vermochten. Auf der anderen Seite haben sie sich gegen die Pläne einer Bundesreform keineswegs ablehnend verhalten. Wäre eine solche zu Stande gekommen, so hätten sie an dem staatlichen Ausbau des Bundes sicherlich ebenso treu mitgewirkt wie an der Ausgestaltung des neuen Reiches. Nicht ihnen in erster Linie ist die Schuld an der Zer-

splitterung Deutschlands zuzuschreiben, sondern den Großmächten, die zu keinem Ausgleich zu gelangen wußten.

Ich kann vom Verfasser nicht verlangen, daß er derartig über die herrschende kleindeutsche Auffassung der jüngsten Verfassungsentwicklung hinausgreift, wiewohl es von ihm bei seiner sonstigen Vorurtheilslosigkeit weit eher zu erwarten stand, als von vielen Andern. Ich wollte nur zeigen, wie sehr wir noch in Vorurtheilen darinstecken, wieviel noch davon abgestreift werden kann, bis das Wesen der Dinge klar am Tage liegt. Freilich darf uns ein solches unbefangenes Rückwärtschauen, eine solche objektive Erklärung und Charakterisirung früherer Bestrebungen, nicht hindern, uns nummehr voll und ganz auf den Boden der durch diese Bestrebungen geschaffenen Wirklichkeit zu stellen. Auf diesem gilt es weiter zu arbeiten. Nicht der wahre nationale Gedanke war es, der die alte Basis zerstört, die neue begründet hat, der hätte sich ein anderes Ziel gesetzt. Doch auch auf der neuen Basis wird sich dieser Gedanke glänzend zu entwickeln vermögen. Immerhin aber ist es gut, unserm Volke beständig vorzuhalten, nicht wie Großes, sondern vielmehr wie Kleines bisher erreicht worden ist im Vergleich mit dem, was ein wahrhaft patriotisches Volk hätte erreichen können.

Damit glaube ich das erste Buch erledigt zu haben. Vielleicht habe ich zu viel polemisirt, statt einfach zu berichten, aber durch den ganzen Theil geht eine polemische Stimmung. Es ist eben keine Darstellung der Geschehnisse, sondern eine Kritik und Korrektur der über diese Geschehnisse herrschenden Meinung. So war auch ich gezwungen, meine stark abweichende Meinung zum Ausdruck zu bringen und so weit zu begründen, als es der Rahmen einer Besprechung zuließ.

* * *

Ich wende mich jetzt zum zweiten Buche, betitelt: „Die Jahre der Arbeit (1867—1877)“. Der Titel ist charakteristisch. Aus dem wechselreichen, romantischen Quellgebiet, wo der Fluß in Kaskaden und Stromschnellen zwischen felsigen Ufern dahinrauscht, steigen wir hinab in die Ebene, wo er ruhig fließend Lastfähne zu tragen, Ebenen zu bewässern, Fabrikstädten als Kraftspender zu dienen hat. Jetzt wird er langweilig für den fröhlichen Wanderer, nur dem Reisenden, der Belehrung sucht, kann er auch weiterhin Interesse bieten, vielleicht noch größeres als bisher. Emsige Arbeit ist es,

die geschildert wird, mühsame Arbeit ist es, mit der der Leser dieser Schilderung folgt. Das kann nicht anders sein. Verfassungsgeschichte ist keine Eisenbahnlektüre. Aber der Verfasser hat doch die Aufgabe, dem Leser die Arbeit zu erleichtern, ihm so viel als möglich davon abzunehmen, damit das Buch auch für minder Geduldige, minder Aufnahmefähige genießbar bleibt. Stil, Auswahl und Anordnung des Stoffes müssen und können diesem Zwecke trefflich dienen. Nur wenn es eine Materialsammlung, ein Nachschlagebuch sein soll, dann mögen andere Grundsätze platzgreifen.

Der zweite Theil des vorliegenden Werkes ist dieser Forderung nicht gerecht geworden, das wird mir Jeder zugeben, der sich durch „die Jahre der Arbeit“ hindurchgerungen hat. Diesen Theil durchzulesen ist eine Aufgabe, die recht viel Geduld und ein gutes Gedächtniß erfordert. Und woran liegt das? Es ist doch soviel des Interessanten, soviel des Neuen — wenigstens in der Auffassung —, das hier geboten wird. In erster Linie ist es der Stil, der das Verständniß erschwert. Ich hätte schon beim ersten Buch darauf hinweisen können, doch macht sich dieser Mangel hier erst derartig fühlbar, daß er der Erwähnung bedarf. Die Sätze sind fast durchgehend zu lang und häufig so seltsam gebildet, daß man den wahren Sinn erst nach mehrfachem Durchlesen erkennt. Das hält auf und lähmt das Interesse bedenklich. Auf einen beliebig herausgegriffenen Abschnitt von 274 Zeilen (S. 246—253) kommen nur 39 Sätze. Jeder Satz nimmt sonach durchschnittlich 7 Zeilen ein, ein ganz ungeheuerliches Verhältniß. Natürlich sind viele ganz bedeutend länger. Der längste (S. 249—50) zieht sich durch nicht weniger als 20 Zeilen hin. Wenn schon hierdurch das Buch schwer verdaulich wird, so noch viel mehr durch die Anordnung des Stoffes. Warum fehlen die Kapitelüberschriften und sind statt dessen römische Zahlen gesetzt? Es wäre doch eine wahre Erholung, wenn der krause Strom der Darstellung einmal durch ein zusammenfassendes Urtheil, wie es in einer guten Ueberschrift enthalten sein soll, unterbrochen würde. Im Inhaltsverzeichnis sind ja die Titel gegeben, wer will aber immer erst da nachsehen. Auch würde es die Erzählung beleben, das Nachschlagen erleichtern, wenn über jeder, oder jeder zweiten Seite die Inhaltsangabe stände und uns nicht in ewiger Wiederholung die Worte „Die Jahre der Arbeit“ vor Augen gestellt würden, deren Bedeutung wir schon beständig empfinden. Auch die Kapiteleintheilung kann ich nicht als gelungen bezeichnen. Daß die Hauptrichtungen der Staatsentwicklung in

gesonderten Abschnitten vorgeführt und erst in diesen die Geschehnisse chronologisch geordnet werden, ist zweckmäßig. Hier aber sind nicht die Hauptrichtungen herausgefunden. Sie sind in verschiedene Kapitel vertheilt, und so kommt eine irrationelle, ziemlich willkürliche Eintheilung heraus, die sogar durch die beigelegten Jahreszahlen einen etwas chronologischen Anstrich erhält. Es ist doch gleichgültig, ob sich eine bestimmte Entwicklung grade über die ganze Periode hin erstreckt oder nur über einige Jahre.

Wenn ich den Inhalt des Buches einigermaßen übersichtlich geben will, so muß ich die Kapitelschranken überall durchbrechen und andere Rubriken aufrichten. Und der Faden, an dem sich in den Kapiteln die Facten aneinander reihen, ist nicht geeignet, das Ganze zu einem anschaulichen Bilde zu gestalten. Es galt, den Fortgang der Gesetzgebung oder sonstigen Umgestaltung auf den betreffenden Gebieten aus den Tendenzen der Regierenden und der Parteien, aus den wechselnden Strömungen im Volke heraus zu erklären und darzulegen. Dabei konnte zur Erläuterung des Gesagten, also als Mittel zum Zweck, auf Konferenzen und Parlamentsverhandlungen, auf Aussprüche maßgebender Persönlichkeiten zurückgegriffen werden. Hier aber bilden die parlamentarischen Vorgänge die Hauptsache. Verfasser folgt auf Schritt und Tritt den Berathungen im Reichstag und Landtag, um aus ihnen dann die allgemeinen Schlüsse zu ziehen, an ihnen eingehende Kritik zu üben. So kommt eine Art von doppelter, ein wenig, aber keineswegs durchgängig nach Materien gegliederter Parlamentsgeschichte oder Parlamentsannalen heraus, als deren Früchte die staatsrechtlichen Resultate erscheinen. Verfasser zeigt sich hier als Parlamentarier, der sich von seinem altgewohnten Boden nicht loszuringen vermag. Eine Menge unnützer, verwirrender Details, Gesetzentwürfe, Kommissionsbeschlüsse, Abänderungsvorschläge der einzelnen Parteien werden aufgetischt, zahlreiche Aussprüche im Wortlaut wiedergegeben, aus denen meist nichts Neues zu lernen ist. Auch die formellen Akte, Eröffnung, Schluß, Vertagung, finden Erwähnung, viel zu oft werden Abstimmungszahlen angegeben, alles Dinge, die geeignet sind, den Leser aufs Aeußerste zu ermüden, ihm das wahrhaft Wichtige zu verleiern. Es fehlt die gründliche, wahrhaft wissenschaftliche Verarbeitung, die alles Wesentliche, von hohen Gesichtspunkten aus betrachtet, giebt, das Detail aber, soweit es nicht zur Erläuterung und zum Beleg herangezogen werden muß, den Material-

ſammlungen überläßt. Wer ſelbſt forſchen will, muß ja doch auf dieſe zurückgreifen.

Damit iſt keineswegs geſagt, daß in dieſem zweiten Theil nicht ſehr viel wiſſenſchaftlicher Werth ſteckte. Die Darſtellung und Kritik der Parteibeſtrebungen iſt vielfach ausgezeichnet. Des Verfaſſers Objektivität tritt hier beſonders glänzend hervor, da es ſich um Kämpfe handelt, an denen er ſelbſt aktiv theilhaftig war. Das Kulturkampfkapitel namentlich iſt in Auffaſſung und Darſtellung feſſelnd von Anfang bis zu Ende. Aber das Gute ſteckt tief darin, man muß es erſt mühsam ſuchen, und das ſollte dem Leſer erſpart bleiben. Von einem modernen, wiſſenſchaftlichen Buch verlangt man, daß es brauchbares, ausgelöſtes Metall liefere, nicht erzhaltiges Geſtein. Hier iſt der Auslöſungsprozeß nicht weit genug vorgeſchritten, und deßhalb bleibt beim bloßen Durchleſen recht wenig im Gedächtniß haften. Man muß ſchon die Feder gebrauchen und die Auslöſung ſelbſt vornehmen. Ich will verſuchen das Gefundene in kurzem Abriß und in ſolcher Anordnung wiederzugeben, wie mir zur Formung eines klaren Bildes der Entwicklung nöthig ſcheint.

Man ſollte in einer Verfassungsgeſchichte in erſter Linie die Abwandlung der Grundgeſetze, der Verfaſſung, erwarten. In ſolch einem kurzen Zeitraume jedoch ſind deren zu wenig vorhanden, als daß ſie geſonderter Betrachtung werth wären. Verfaſſer hegt auch die Meinung, daß die unfirirten durch Uſus und Machtverſchiebungen entſtandenen Aenderungen weit wichtiger und weſentlicher ſeien. Ich kann dem nicht beistimmen. Bei uns iſt die Verfaſſung und Rechtsbildung eine andere als in England, an das Verfaſſer dabei denkt. Das Gewohnheitsrecht tritt bei uns weit mehr zurück. Was nicht geſetzlich firirt iſt, wird niemals oder ſelten geſicherte Geltung erlangen, wird immer zurücknehmbar bleiben. Eine Beſchränkung der Königsgewalt z. B. hat in Preußen nur ruckweiſe durch klare ſtaatsrechtliche Akte, nicht wie in England durch Präzedenzfälle und Ideenwechſel ſtattgefunden. So baſirt auch die Fortbildung der inneren Reichsordnung durchgängig auf Geſetzen, wenn auch nicht allein auf Verfaſſungsänderungen. Letztere griffen nur Platz, wo das Neue mit der Verfaſſungsurkunde in Widerſpruch trat oder gleiche Autorität erhalten ſollte wie dieſe. Eine beſondere Rubrik für Verfaſſungsgesetzgebung war ſonach nicht erforderlich. Ich würde dafür als erſtes Kapitel geſetzt haben: Die Verwaltungsordnung im Reich und in Preußen,

wobei gleich zu bemerken ist, daß Verfasser die Entwicklung Preußens als wesentlichen Theil der Reichsentwicklung ansieht und ihr gleichwerthig zur Seite stellt, während er die Verfassungsgeichte der übrigen deutschen Staaten später nur kurz berühren will.

Ueber die Verwaltungsordnung finden wir in dem Buche, freilich nicht zusammenhängend, viel lehrreiche Ausführungen. Wir sehen, wie das Bundes- resp. Reichskanzleramt als Verwaltungsbehörde ins Leben tritt, wie die einzelnen Aufgaben an Abtheilungen überwiesen werden, aus denen sich mit wachsendem Umfange der Geschäfte selbständige, dem Reichskanzler untergeordnete Reichsämtler entwickeln. Die wiederholt auftauchende Frage der Reichsministerien wird mehrfach berührt und Bismarcks Stellung zu dieser Frage dargelegt (S. 265 f.). Der Kanzler will die Einheitlichkeit der Reichsregierung nicht durch selbständig verantwortliche Ressortminister stören lassen, hat aber gegen ein Ministerium, dessen Mitglieder sich wie in England der Politik des Leiters, also hier des Kanzlers, anpassen müßten, nichts einzuwenden. Er meint nur, daß eine solche Einrichtung den deutschen Bräuchen widerspräche, der Sache nach aber sei sie schon im Reichskanzleramt vorhanden. Letzteres möchte ich insofern bestreiten, als die Chefs der Reichsämtler keinen Theil an der Verantwortlichkeit haben, also nicht mit dem Kanzler zu stehen und zu fallen brauchen. Auch wenn Bismarck, wie Klöppel erzählt, die Bundesausschüsse als die eigentlichen Reichsministerien hinstellt, so dürfte dies kaum den Thatsachen entsprechen. Es sind ja lediglich berathende und vermittelnde Organe. Sehr richtig ist es, wenn Verfasser, von seiner Auffassung des Reiches aus, die Unterscheidung zwischen Reichskanzler und preussischem Ministerpräsidenten und die Trennung dieser Aemter verwirft. Der Reichskanzler ist verantwortlicher Minister des Königs von Preußen, dem das Kaiseramt als solchem zusteht. Diese Herrscherstellung ist einheitlich, untrennbar, also auch das Amt des leitenden Ministers. Die unnatürliche Spaltung konnte immer nur vorübergehend sein. Verfasser bekundet damit dieselbe Ansicht, zu der ich von meiner verwandten Auffassung des Reiches kommen mußte und gekommen bin.*) — Klöppel tadelt, daß Bismarck häufig, wenn es seinen Absichten entsprach, die föderative Auffassung vertrat, und daß überhaupt manche Einrichtungen ängstlich diesem unhaltbaren Prinzip angepaßt worden sind, so die

*) Vergl. Miville: Das Deutsche Reich ein monarchischer Einheitsstaat. 1894.

Abgrenzung der Wahlbezirke nach Staatsgrenzen, die Festsetzungen über das Indigenat und manches Andere. Ich kann dies Mißfallen nicht theilen. Wenn das Reich auch ein Staat ist im vollen Sinne des Worts, so sind ihm doch in vieler Hinsicht föderative Formen verliehen. Diese haben sich nicht schlecht bewährt, und wenn sie keinen größeren Schaden anrichten, als daß sie viele Rechtsgelehrten und Laien über die wahre Natur des Ganzen täuschen, so mögen sie ruhig bestehen bleiben. Daß Bismarck sich diese staatsrechtliche Unklarheit zu Nutze gemacht hat, ist ihm nicht weiter zu verdenken. Die Rechtswissenschaft arbeitete ihm ja dabei in die Hand. — In das Gebiet der Verwaltungsordnung gehört auch die Organisation der Reichslande, die uns leider nur kurz und gelegentlich, als Objekt von Reichstagsverhandlungen, vorgeführt wird. Eine Prüfung der rechtlichen Stellung Elsaß-Lothringens zum Reiche und im Reiche würde dem Verfasser überzeugende Argumente für seine Grundauffassung des Reiches verschafft haben, Argumente, deren ich mich in meinem Buche ausgiebig bedient habe.

Weit eingehender als die Entwicklung der Reichseinrichtungen ist die Geschichte der preußischen Staatsverwaltung behandelt. Im siebenten Kapitel finden wir die ganze preußische Verwaltungsreform von 1869—76 mit einem umfassenden historischen Rückblick auf die frühere Gliederung des Staats. Die Kreisordnung, die Regulirung der Bezirks- und Provinzialverwaltung, auch der Verwaltungsgerichtsbarkeit ist hier klar dargestellt und kritisch beleuchtet. Hier ist wirklich ein wichtiges Thema geschlossen und erschöpfend behandelt, nur würde ich es, wie in dieser Besprechung geschehen, mit der Reichsverwaltung verbunden haben.

Als Thema des zweiten Kapitels hätte ich „das Parteiwesen“ gewählt und in ihm die Bildung, Tendenz, Geschichte der parlamentarischen Parteien dargestellt, Dinge, die von Klöppel an den verschiedensten Stellen ausgiebig besprochen worden sind. Gleich im Anfang des zweiten Buchs schon ist Natur und Grundprinzip der beiden hauptsächlichsten Parteien, der Konservativen und Liberalen, in großen Umrissen gezeichnet und dargelegt, wie diese in allen Staaten, wenn auch unter abweichenden Namen, vorhanden sind. Der Gegensatz zwischen der mehr auf dem Grundbesitz beruhenden erhaltenden und der von der „Erwerbsgesellschaft“ getragenen fortschrittlichen Anschauung ist eben überall zu finden, auch tritt überall die Thatsache hervor, daß die erhaltende Partei sich im Allgemeinen besser zur Leitung von staatlichen Gemein-

ſchaften eignet. Dieſer Anerkennung der konſervativen Tendenz ſteht eine recht abſprechende Beurtheilung der liberalen Doktrin gegenüber, die das ganze Buch durchzieht. An den Thatſachen ſucht uns Klöppel zu zeigen, wie die von dieſer Doktrin vertretene Bewegungsfreiheit hauptſächlich den wirthſchaftlich Starken zu Gute komme und ſo zur Unterdrückung der Schwachen führe. Wir ſehen, wie die Erwerbſgeſellſchaft mit der gelehrten Bildung ſeit 1848 in Verbindung tritt, wie beide erſt führend, dann im Gefolge der preußiſchen Politik an der Reichsgründung mitwirken, und dann, in verſchiedene Gruppen zertheilt, den Beſtrebungen Bismarck's, nach deſſen Zerwürfniß mit den Konſervativen, längere Zeit zur Stütze dienen. Die wirthſchaftlichen und ſozialen Gefahren, die aus dieſer zeitweilig unvermeidlichen Verbindung erwachſen, die Abwege, auf die man geräth, werden offen gezeigt. Wir erfahren den Urſprung der Zentrumsparthei und die durch ſie bedingten Verſchiebungen, ebenſo die verſchiedenen Wandlungen innerhalb der konſervativen Fraktion. Es iſt wirklich ſchade, daß alle dieſe lehrreichen Ausführungen über das Parteiweſen, das dem Verfaſſer aus eigener Erfahrung ganz beſonders verſtändlich iſt, nicht zu einer geſchloſſenen Abhandlung in einem eigenen Abſchnitt verarbeitet worden ſind.

Weiterhin würde ich eine Darſtellung der Machtkämpfe ein- geſchoben haben. Gemeinſam hatten Königthum und Liberalismus aus Utilitätsgründen das Reich geſchaffen, beide hatten ihren Vortheil dabei gefunden, ihre politiſchen Grundanſchauungen blieben ſich aber doch entgegengeſetzt. Es konnte nicht ausbleiben, daß ihren gemeinſamen Arbeiten zum Ausbau des Reichs beſtändige Machtkämpfe parallel liefen. Das Königthum war ſich der ſiegreichen Behauptung ſeiner führenden Stellung, ſeiner großen Erfolge bewußt, die Volksvertretung konnte ihre dominirende Gewalt von 1848/49 nicht vergeſſen und wollte wenigſtens einige der damaligen Errungenſchaften zurückgewinnen. Wiederholt trat dieſer Gegenſatz ſcharf zu Tage, doch wenn es auch dem Parlament gelang, ſeine Unabhängigkeit von der Regierung zu erkämpfen und zu behaupten, über eine gewiſſe Grenze konnte es nicht hinaus, da ſtellte ſich ihm die Autorität des Herrſchers als eiferne Wand entgegen. Wollte Redefreiheit mußte den Abgeordneten zugeſtanden werden, alle Verſuche aber, die Verwaltung in irgend welche Abhängigkeit vom Parlament zu bringen, Beamte zur Verantwortung zu ziehen und zu beſeitigen, mißlangen vollſtändig, ſelbſt als man das Mittel anwandte, das dem engliſchen Unterhaus ſeine dominirende Stellung

verschafft hat: die Verweigerung nothwendiger Gelder. Hier schlug die Regierung den einzig richtigen Weg ein, der dem lose gewurzelten englischen Königthum freilich nicht gangbar war; sie verzichtete auf die Bewilligungen und schob der Volksvertretung die Verantwortung für die Folgen zu.

In all diese Kämpfe, die ganzen Parteiverhältnisse greift der kirchenpolitische Konflikt wirkungsvoll ein, und so ist ihm vom Verfasser mit Recht ein besonderes Kapitel gewidmet, das wohl als das gelungenste des zweiten Theiles bezeichnet werden kann. Allerdings beschäftigen sich schon weit vorher einzelne Stellen mit wichtigen kirchenpolitischen Vorgängen, die besser diesem Kapitel mit einverleibt worden wären, so die Aufhebung der katholischen Abtheilung, Redekämpfe Bismarck's mit Windthorst, Jesuitenfrage, doch immerhin finden wir die wichtigsten Ereignisse hier beisammen. Mit großer Objektivität zeigt uns Verfasser in großen Zügen die Vorgeschichte und dann den Verlauf des Kulturkampfes durch alle Stadien hindurch bis zum Höhepunkt der Spannung, da das katholisch-kirchliche Leben in Preußen nahezu lahmgelegt, ein großer Theil der Geistlichen seiner Amtsthätigkeit entrißen war. Er legt die Fehler der Staatsgewalt offen dar und hebt namentlich hervor, wie sehr man die Macht des Katholizismus verkannte, wenn man glaubte, ohne vorherige Verständigung gesetzgeberisch in seine Sphäre eingreifen zu können. Mit solcher Potenz muß der Staat eben auf gleichem Fuße verkehren, da sie Anschauungen vertritt und regulirt, die in einem großen Theil der Bevölkerung herrschen und das Unterthanengefühl überwiegen. Formell kann dabei immer die Souveränität der Staatsgewalt gewahrt werden. — Das Alles ist durchaus richtig. Ich möchte nur hinzufügen, wie zwecklos es ist, sich über diesen Staat im Staate, die Kirche, allzusehr zu beunruhigen. Der Staat ist nun einmal kein Despot, der über Wünsche, Ansichten, Gefühle großer Volkstheile rücksichtslos hinwegschreiten könnte. Er muß auf die Ideen der Sozialdemokratie so gut Rücksicht nehmen wie auf die Anschauungen wichtiger Klassen über Ehre, die der Gelehrten über Freiheit der Wissenschaft. Nur werden die Ideen des Katholizismus getragen von einer staatsähnlichen Organisation und erscheinen dadurch dem Staate gefährlicher; deren Uebergriffe sind sicher abzuweisen, den Ideen selbst ist nach Möglichkeit Rechnung zu tragen. Dazu aber bedarf es der Verhandlung, des Vergleichs. Allerdings ist auch die damalige Kampf Stimmung des Papstthums wohl zu beachten, das sich nach

schweren Niederlagen gewaltig aufzuraffen begann. Die Bildung des Reichs unter protestantischer Führung war von ihm als Niederlage empfunden worden.

Von den Wandlungen auf dem Gebiete der Justiz, denen ich einen weiteren Abschnitt zutheilen würde, sind die Schaffung des Strafgesetzbuches, die Ordnung der Militärjustiz und die ersten Anläufe zur Herstellung eines bürgerlichen Gesetzbuches zu erwähnen. Eine Kompetenzerweiterung der Reichsgewalt gab bekanntlich zu dem letzteren die Möglichkeit. Hierbei und bei anderen ähnlichen legislatorischen Arbeiten hebt der Verfasser wieder die schädliche Einwirkung der Erwerbsgesellschaft hervor, wobei er zuweilen in ungerechtfertigt scharfen Ton verfällt. Sie habe sich, meint Klöppel, gegen die Schöffengerichte gestraubt und sich lieber von diesem Ehrendienst mit kargen Steuern losgekauft; auf der anderen Seite aber sei sie für das „unveräußerliche Freiheitsrecht“ der Geschworenengerichte eingetreten, in der Hoffnung, sich damit gelegentlich über unbequemes Recht und Gesetz hinwegsetzen zu können. Ich möchte doch auch schlimmen politischen Gegnern nicht ohne vollgültigen Beweis derartige Tendenzen zuschreiben. Ähnlich reizt Klöppel das Zunftgefühl des Juristenstandes, für den er überhaupt nicht allzuviel übrig zu haben scheint. Besonders wird dessen Abneigung gegen die mit Laien besetzten Handels- und die aus Beamten bestehenden Verwaltungsgerichte schwer gerügt. Sehr mißfallen hat es dem Verfasser, daß man dem Reichsgericht nicht seinen Platz in der Residenz des Kaisers, wo alle anderen Zentralstellen sich befinden, sondern in Leipzig angewiesen hat. Er nennt das eine „beispiellose Einrichtung“, deren vorgebliche Gründe eine ernsthafte Prüfung nicht vertragen; nunmehr könnte der Kaiser sein höchstes Gericht nur als Gast eines anderen Fürsten besuchen. Klöppels Unwille ist bei seiner zentralistischen Gesinnung verständlich, doch kann ich ihm nicht recht geben. Die sachlichen Gründe für jene Einrichtung mögen nicht stichhaltig sein, warum aber sollte man nicht hier dem Partikularismus eine unschädliche Konzession machen, bei der das mächtige Preußen einmal überstimmt erschien? Und was die Besuche des Kaisers betrifft, so könnte die Sachlage vielleicht als Uebelstand angesehen werden, wenn er oder sein Kanzler amtlich etwas beim Reichsgericht zu thun hätte. So aber ist darin ebenso wenig ein Nachtheil zu erblicken, als in dem Vorhandensein anderer Reichs-

anstalten, z. B. Reichspostämter und Reichsbankstellen, an nicht-preussischen Plätzen.

Von sonstigen Materien, die im zweiten Buch verstreut behandelt sind, ist die Entwicklung des Reichshaushalts zu erwähnen, mit dem natürlich zahlreiche andere Dinge, namentlich die Militärverfassung, Post- und Telegraphenwesen, Zölle und Steuern, Münz-, Bank- und Eisenbahnwesen in engster Beziehung stehen. Die Kämpfe, die sich in den Volksvertretungen darum abspielten, finden wir ausführlich dargestellt, manchmal vielleicht allzusehr ins Detail gehend. Ebenso ist die Wirthschafts- und Sozialpolitik eingehend berücksichtigt worden. In allen hierher gehörigen Ausführungen tritt immer wieder der Gedanke hervor, daß in jener Epoche die Entfesselung des freien Wettbewerbs legislatorisch bis zu einem hochbedenklichen Stadium getrieben worden sei, was recht ungesunde Zustände herbeigeführt habe. Heimathrecht, Gewerbeordnung, Aktiengesetz zeugten von dieser Tendenz, gesetzgeberische Werke, als deren wenig erfreuliche Früchte die erbitterten Lohnkämpfe, die werthezerstörenden Zustände anzusehen seien. Ich kann auf all diese interessanten Dinge nicht näher eingehen und bemerke nur, daß eine zusammenhängende Abhandlung darüber den Werth des Buches beträchtlich erhöht haben würde.

So sehr auch meine Ansichten in vielen Punkten von denen des Verfassers, wie ich gezeigt habe, abweichen, so möchte ich nicht verfehlen, anzuerkennen, daß dem Werke ein tiefdringendes Wissen, ein freies, von der herrschenden Tagesmeinung und Parteianschauungen durchaus unabhängiges geschichtliches und politisches Urtheil zu Grunde liegt. Das ist es, was dem Werke trotz aller hervorgehobenen Mängel einen nicht geringen Werth verleiht.

*
*
*

Nachschrift der Redaktion.

Ich habe den vorstehenden Aufsatz in die „Preuß. Jahrb.“ aufgenommen, um meinerseits Zeugniß dafür abzulegen, daß das Deutsche Reich die Diskussion über seinen Ursprung nicht zu scheuen hat und auch die alte großdeutsche Theorie, so unbedingt sie früher gerade an dieser Stelle bekämpft worden ist, heute hier ohne jede Gefahr der Verwirrung der Gemüther dargelegt, vertheidigt und auf ihren etwaigen relativen Wahrheits-Gehalt geprüft werden darf

und soll. Ob Bismarck Recht hatte mit seiner Lösung der deutschen Frage, ob diese Lösung nur ein Produkt subjektiven Willens und einer ungeheuren Persönlichkeit oder einer inneren Nothwendigkeit gewesen ist, ist heute nur noch eine historische Frage, die Politik wird nicht mehr davon berührt. Die Historie aber wollen wir weder unter kleindeutschem, noch preußischem noch überhaupt unter irgend einem anderen Gesichtspunkt als dem der Wahrheit ansehen.

Eben unter diesem Gesichtspunkt scheint mir nun aber der Irrthum unseres Herrn Mitarbeiters leicht aufzufinden. Sehr richtig legt der Verf. in Anlehnung an eine frühere Aeußerung Bismarcks selber dar, daß eigentlich im Südosten gerade die allergrößte Aufgabe für eine deutsch-nationale Politik liegt. Die weitesten Gebiete sind hier durch die Habsburger der deutschen Machtsphäre und der deutschen Kultur unterworfen worden und können ihr noch weiter angegliedert werden. „War es also ein erstrebenswerthes Ziel, Oesterreich auszuscheiden, Deutschland großer Gebiete, großer Errungenschaften zu berauben, um die innere Konsolidation zu erleichtern?“ Gewiß nicht — falls die innere Konsolidation auf irgend einem andern Wege erreichbar gewesen wäre. War sie das? Der Verfasser antwortet: die beiden Großmächte hätten sich nur darüber zu einigen brauchen; Sache der Staatsmänner und Rechtsgelehrten würde es dann gewesen sein, die Formen dafür zu finden und den deutschen Bund auszubauen. Nur weil Oesterreich Preußen nicht die volle Ebenbürtigkeit zugestehen wollte und Preußen seinerseits dynastische statt nationaler Politik trieb, sei das nicht gelungen. Das ist doch eine für einen Historiker gänzlich unverständliche Ansicht. Hat denn nicht Jahre und Jahrzehnte lang wirklich an den leitenden Stellen ein ganz guter Wille bestanden, sich mit einander zu vertragen und zusammenzuwirken? Und was ist dabei herausgekommen? Daß jeder Staat bei dem besten Willen zur Verträglichkeit doch auch immer sein Sonder-Dasein und seine Sonder-Interessen wahren muß, spricht auch Muville mit aller Entschiedenheit aus; dies vorbehalten, haben je zwei Großmächte besser zusammengehalten, als Preußen unter Friedrich Wilhelm III. und IV. und Oesterreich unter Metternich? Ist aber auf dem Wege irgend etwas erreicht worden, das das deutsche Nationalgefühl auch nur entfernt befriedigen konnte? Konnte man sich auch nur einigen, wo die Bundesfestungen angelegt werden sollten? War der Bund fähig, eine rationelle Wirthschafts-, Handels- und Sozial-Politik

zu treiben? War später die Verauktionirung der deutschen Flotte bloß Ausfluß bösen Willens? War es möglich, eine gemeinsame Vertretung der Deutschen im Auslande zu schaffen? Nein — es war die durch keinen noch so guten Willen zu überwindende Folge davon, daß keine Centralgewalt existirte und sie konnte nicht existiren, so lange jene Großmächte darum und darin rivalisirten. Ruville's Meinung, die Staatsmänner und Gelehrten hätten die passenden staatsrechtlichen Formen finden müssen, darf so lange als die Forderung einer Quadratur des Kreises bezeichnet werden, als nicht wenigstens nachträglich ein Gelehrter mit einem solchen Vorschlage hervorgetreten ist. In den fünfzig Jahren, so lange der Deutsche Bund lebte, hat ein brauchbarer Vorschlag das Licht der Welt nicht erblickt. Man braucht nur die kaleidoskopisch wechselnden Vorschläge keines Geringeren als Stein zu prüfen (vgl. meinen Aufsatz Preuß. Jahrb. Bd. 64 S. 129), um sich von der Unlösbarkeit dieser Aufgabe zu überzeugen.

Lehne ich also einen Grundgedanken des Ruville'schen Aufsatzes durchaus ab und bemerke ferner, daß der konfessionelle Unterschied zwischen Oesterreich und Preußen, den der Autor so nebensächlich behandelt, mir von fundamentaler Bedeutung ist, so erscheint mir die Arbeit dennoch werthvoll aus zwei Gründen. Erstens bringt sie uns einmal energisch zum Bewußtsein, wie ungeheuer das Opfer war, um das wir 1866 den nationalen Staat erkauften mußten. Wir mögen deshalb historisch milder denken über diejenigen, denen dieses Opfer zu groß schien und deshalb der ganze Gedanke der Bismarck'schen Reichsgründung unfaßbar blieb — wie umgekehrt Bismarck nur um so größer erscheint, daß er sich nicht schonte, nachdem er die unerbittliche Nothwendigkeit erkannt, sie auch zu vollziehen. Zweitens aber führt uns diese Betrachtung auf die Größe der Aufgaben, die uns noch für die Zukunft gestellt sind. Die nothwendige Reduktion, die wir 1866 vollzogen haben und in der wir uns ein Menschenalter halten mußten, war ja schon im Begriff uns zum dauernden Charakter zu werden. Der Erfolg der nationalen Staatsgründung war zunächst eine nationale Hasenherzigkeit, die sich garnicht getraute, von den wackeren Landsleuten in Livland, die dem Moskowitertum geschlachtet wurden, zu sprechen und aus abergläubischer Angst vor ein paar hunderttausend polnischen Landarbeitern unsere ganze östliche Landwirtschaft der Gefahr des Unterganges aussetzt. Die

wohl hat eine große Nation sich ein größeres Armuthszeugniß ausgestellt, als Deutschland mit seinem Hafatismus als Blüthe der nationalen Idee. Sobald wir einmal wirklich wieder große Politik machen, werden wir hoffentlich auch diese Vereinsmeier-Staatskunst wieder los. Mit dem Bau der Flotte hat der frischere Wind eingesetzt. Er mag noch etwas verstärkt werden, wenn wir uns geschichtlich klarmachen, daß wir es zwar herrlich weit gebracht, aber auch manches Herrliche darüber eingebüßt haben, wofür wir den Nachkommen Ersatz schuldig sind.

Delbrück.

Der Anarchist Fürst Krapotkin.

Von

Emil Daniels.

Fürst Peter Krapotkin: Memoiren eines Revolutionärs. Autorisirte Uebersetzung von Max Pannwitz. In zwei Bänden. Stuttgart. Verlag von Robert Luz. 1900.

Dr. Paul Eckbacher, Gerichtsassessor und Privatdozent in Halle an der Saale: Der Anarchismus. Berlin. J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung. 1900.

Peter Krapotkin, der Lehrer von Johann Most, wurde als der Sohn des Fürsten Alexei Petrowitsch Krapotkin, eines russischen Offiziers von altem Bojarenadel, der in drei verschiedenen Gouvernements tausende von Leibeigenen mit den entsprechenden Latifundien besaß, geboren zu Moskau im Jahre 1842. Der alte Krapotkin war ein anständiger, völlig unbestechlicher aber sonst schwacher und sehr unbedeutender Mann; aus Gedankenarmuth ein strenger Konservativer. Obwohl er auf seinen militärischen Rang den höchsten Werth legte, war der Fürst, wie das bei russischen Paradesoldaten nicht selten der Fall zu sein scheint,*) keineswegs ein Löwe in der Schlacht. Während des russisch-türkischen Krieges von 1828 gelang es ihm, beständig dem Generalstab zugetheilt zu bleiben und niemals ins Feuer zu kommen. Wozu sollte er auch Gesundheit und Leben exponiren; das Sanct Anna-Kreuz für Tapferkeit bekam er als Bojarenenkel ja doch. Auf welche äußere Veranlassung hin, das erzählte er im Kreise seiner Familie folgendermaßen: Die Generalstabsoffiziere lagen in einem türkischem Dorfe,

*) Vgl. meine Besprechung der lustigen kleinen Schrift von Bereichschagin im vorvorigen Heft.

als plötzlich Feuer ausbrach. Die aus Holz gebaute Ortschaft stand bald vollständig in Flammen. Aus Mitleid mit der Mutter eines Kindes, welches in einem der brennenden Häuser zurückgeblieben war, stürzte sich des Fürsten Burſche, Frol, in das Feuermeer und rettete das Kleine. Sofort verließ der Oberbefehlshaber des Heeres, welcher Augenzeuge gewesen war, dem Fürsten Krapotkin das Sanct Anna-Kreuz für Tapferkeit.

„Aber Vater!“ wendeten die thörichten Kinder ein, „Frol hat ja das Kind gerettet.“ „Was macht das?“ antwortete der Fürst mit dem Ausdruck aufrichtiger Ueberzeugung. „War er nicht mein Leibeigener? Das ist ganz gleich.“

Fürst Krapotkin stand nicht in einem besonders innigen Verhältnisse zu seinen Kindern, zumal sich eine Stiefmutter im Hause befand, welche für die Nachkommenschaft ihrer Vorgängerin keine rechte Liebe zu empfinden vermochte. Die Art und Weise, wie der ältere Krapotkin zu seiner zweiten Frau kam, kennzeichnet aufs Deutlichste den Charakter des halbasiatischen Despotismus, welcher unter Mikofans I. auch auf den höchsten sozialen Schichten des russischen Volkes lastete: Eines Morgens, als der Fürst noch im Schlafrock war, stürzten die Diener aufgeregt in sein Zimmer und meldeten die Ankunft Timofejews, des kommandirenden Generals des IV. Armeekorps, dem Krapotkin angehörte. Timofejew, ein Günstling des Zaren, war eine Natur, wie sie zu Zeiten des menschenfreundlichen Alexander I. der schreckliche Naatschjew gewesen war, denn auch menschenfreundliche russische Staatsoberhäupter haben niemals geglaubt, mit ihren Unterthanen fertig werden zu können, ohne einen oder mehrere energische Vertreter des Prinzips der Brutalität an ihrer Seite zu haben. Timofejew war ein Mann, der einen Soldaten wegen eines falschen Griffes fast zu Tode knuten, einen Offizier wegen eines offenen Uniformknopfes nach Sibirien verschicken ließ. Nachdem Timofejew das Krapotkin'sche Haus bisher nie betreten hatte, kam er jetzt, um dem Fürsten die Wiederverheirathung und zwar mit einer Nichte der Generalin Timofejew, einem Fräulein Karandino, vorzuschlagen. „Ihr jungen Leute versteht davon nichts,“ so erzählte der Fürst später humorvoll seinen Söhnen die traurige Begebenheit; „Ihr wißt nicht, was es damals zu bedeuten hatte, wenn einer kommandirender General war. Und wenn nun gar „der einäugige Teufel“, wie wir ihn zu nennen pflegten, in eigener Person kam, einen solchen Antrag zu machen! Natürlich hatte sie keine Mitgift, nichts als einen großen

stoff, auf welchem Martha, ihre einzige Leibeigene, schwarz wie eine Zigeunerin saß.“

Als der kleine Peter, der Held dieses Aufzuges, acht Jahre alt war, kam der Hof zum Besuch nach Moskau, und der dortige Adel gab der kaiserlichen Familie einen Maskenball, auf welchem die ganze bunte Völkerwelt des Zarenreiches mit ihren Nationaltrachten vertreten war. Die zweite Fürstin Krapotkin, welche mit vollen Händen in den Schätzen ihres Gatten wühlte, nahm Peter mit zu Ballé in dem kostbaren seidenen Gewande eines persischen Prinzen, welches ein von Juwelen strobender Gürtel zusammenhielt. Das lockenumrahmte Gesicht des Kleinen unter der hohen Nitrachanpelzmütze erregte die wohlwollende Aufmerksamkeit des Kaisers, welcher den Knaben auf die für den Hof reservirte erhöhte Plattform steigen ließ. Hier setzte ihn die gutherzige Maria Alexandrowna, die später als Kaiserin und Gemahlin Alexanders II. so unglücklich werden sollte, neben sich auf einen hohen Sammetstuhl mit vergoldeter Lehne. Der künftige Anarchist und Lehrer Johann Most's, der intellektuelle Urheber der empörenden politischen Morde unserer Tage legte seinen Kopf in den Schooß der Prinzessin und schlief ein.

Peter hatte der kaiserlichen Familie so gut gefallen, daß Nicolaus ihn zum Kammerpagen bestimmte, eine Ehre, welche einem Sprößling des Moskauer Adels selten widerfuhr, denn der Moskauer Adel, welcher im Allgemeinen viel vornehmer als die Petersburger Aristokratie war, bildete eine Art von Fronde. Der alte Fürst war entzückt und träumte bereits von einer glänzenden Karriere Peters. Die Stiefmutter vergaß niemals, wenn sie die Geschichte erzählte, hinzuzusetzen: „Das kommt wohl davon, daß ich ihn, ehe er zum Ballé ging, meinen Segen gab.“

In das Pagenkorps wurde man erst mit 15 Jahren aufgenommen, während Peter, wie gesagt, erst acht zählte, so daß ein großer Theil der geistigen Ausbildung noch zu Hause vorgenommen werden konnte. Peter besuchte nur ganz kurze Zeit das Moskauer Gymnasium; im Uebrigen wurde er mit seinem älteren Bruder Alexander zusammen von Hauslehrern unterrichtet und zwar auch in der französischen und deutschen Sprache und Literatur, so daß dem westeuropäischen geistigen Einfluß schon früh Thür und Thor geöffnet wurde. „Der Unterschied zwischen den Schuljahren eines russischen Knaben“, sagt Krapotkin, „und denen eines westeuropäischen Schülers ist groß. In der Regel interessieren sich russische Gym-

nasiasten oder Kadetten schon in hohem Maße für soziale, politische und philosophische Fragen.“ Auch Peter zeigte diese nationale Frühreife: mit 13 Jahren war er bereits Chefredakteur einer republikanischen Zeitung, für welche sein in das Moskauer Kadettenkorps aufgenommener älterer Bruder unter den jungen Marsjöhnen Mitarbeiter und Abonnenten warb. Als für Peter die Zeit herangekommen war, an die Newa in das Pagenkorps zu gehen, hatte sich der Fünfzehnjährige schon so stark mit den die russische Gesellschaft beherrschenden demokratischen Gedanken durchdrungen, daß er den Militärdienst verabscheute und studiren wollte. Ebenso dachte sein Bruder Alexander, aber der Vater ließ sich nicht erweichen; beide Söhne sollten unbedingt Offiziere werden.

So verließ denn Peter das Vaterhaus und Moskau und trat in der ersten Residenz des Zaren in die hocharistokratische Anstalt, welche den Charakter einer mit Privilegien ausgestatteten Militärschule und eines dem kaiserlichen Haushalt aggregirten Hofinstituts in sich vereinigte. Nach vier- bis fünfjährigem Aufenthalt im Pagenkorps wurden seine Zöglinge, wenn sie die Schlußprüfungen bestanden hatten, in die Garde oder nach ihren Wünschen in irgend ein anderes Regiment als Offiziere aufgenommen, ganz gleich ob noch Stellen in diesen Regimentern frei waren oder nicht. Außerdem wurden die ersten sechzehn Schüler der obersten Klasse zu Leibpagen ernannt, d. h. sie wurden zum persönlichen Dienst bei dem Kaiser und den verschiedenen Mitgliedern der kaiserlichen Familie bestimmt. Die jungen Männer, denen diese Ehre zu Theil wurde, hatten alle Aussicht, später zu Adjutanten des Kaisers oder eines Großfürsten ernannt zu werden, womit sich ihnen selbstverständlich eine glänzende Laufbahn im Staatsdienste eröffnete.

In der russischen Armee herrschte damals noch eine Barbarei, welche in der preussischen bereits seit einem halben Jahrhundert überwunden war. Das geringste Vergehen wurde von den Offizieren und Unteroffizieren durch Faustschläge oder durch Auspeitschen mit Birkenruthen oder Stöcken bestraft. Wurde ein Soldat wegen eines schwereren Deliktes vor ein Kriegsgericht gestellt, so lautete das Urtheil gewöhnlich auf Speihruthenlaufen, eine Strafe, in Folge deren das Opfer, wenn es die Exekution überhaupt überlebte, mit total zerfleisctem Rücken und blutspiechend in das Lazareth getragen werden mußte. Das hatte sich, wie angedeutet, in der preussischen Armee bis zum Jahre 1807 genau

ebenso verhalten, aber wenigstens unser Offizierkorps war von solchen Bestialitäten verschont geblieben, während im Zarenreiche Hoch und Niedrig unter dem Drucke der gleichen Sklaverei litt. Es kam nicht selten vor, daß Offiziere von ihren Vorgesetzten vor der Front gehohlet wurden. Selbst im Kadettenkorps, in welches nur adlige junge Leute Aufnahme fanden, ereignete es sich, daß tausend Streiche mit Birkenruthen defretirt wurden. Der Arzt stand dann neben dem gemarterten Knaben und gebot der Züchtigung nur in dem Falle Halt, daß der Puls ganz stillzustehen drohte. Das blutige Kind wurde bewußtlos ins Lazareth getragen. „Der Chef der Militärschulen, der Großfürst Michael, hätte den Direktor einer Kadettenanstalt, der nicht jährlich ein bis zwei solcher „Fälle“ gehabt hätte, bald seiner Stelle enthoben. „Keine Disziplin!“ würde er gesagt haben.“

Geprügelt wurde nun im Pagenkorps zwar nicht, aber barbarisch genug ging es um die Zeit, wo Peter eintrat, nicht lange nach der Thronbesteigung Alexanders II., auch in diesem Elite-Institut zu. Th. von Bernhardt erzählt uns von den scheußlichen orientalischen Vergnügungen, welche damals im russischen Heere gäng und gebe waren, und auch im Pagenkorps wurden sie ganz ungeschert betrieben, indem die oberen Klassen sich der unteren als ihrer Werkzeuge bedienten. Zu den Fortschritten, welche Rußland dem „faulen Westen“ verdankt, gehört auch die Beseitigung oder starke Reduktion der angedeuteten nationalen Verirrung. Im Pagenkorps kam sie durch eine Revolution à la Harmodius und Aristogeiton ab, nachdem der neue Zar überall in der russischen Gesellschaft den liberalen westeuropäischen Geist entfesselt hatte. Ueberhaupt in jeder Beziehung hob sich in der Schule der Ton; an die Stelle von Faulheit und Rohheit trat ein, die große Majorität der Schüler durchdringender stürmischer Wetteifer im Lernen. Krapotkin saß immer der Erste; privatim studirte er, wie das die Art aufgeweckter Russen ist, zahllose Fächer, aber die meisten nur oberflächlich. Trotzdem nöthigen die Wißbegierde und die Bildungsfähigkeit Krapotkin's demjenigen, welcher die Geschichte der freiwilligen Studien des jungen Mannes verfolgt, Bewunderung ab, zumal nur der idealistische Zeitgeist die Kraft des fürstlichen Jünglings auf die Arbeit hinlenkte, nicht materielle Noth, noch Ehrgeiz, noch elterlicher Einfluß, noch der Antrieb eifriger Erzieher. Auf Veranlassung Alexander's befeiligte sich Peter besonders der vollständigen Erlernung der deutschen Sprache, „die eine so reiche

Literatur besitzt und in die jedes werthvolle Buch übersezt ist.“ Einen mächtigen Eindruck machte auf den erst Sechzehnjährigen der Faust, von dessen Lektüre sein Lehrer im Deutschen wohlmeinend abgerathen hatte, indem er sagte, Krapotkin würde die Dichtung noch nicht verstehen, sie wäre zu philosophisch: „Ich sog den Sinn und den Wohlklang jeder Zeile in mich, gleich von den ersten Versen der ideal schönen Zueignung an, und bald wußte ich ganze Seiten auswendig. Faust's Monolog im Walde und besonders die Worte, in denen er von seinem Verständniß für die Natur spricht:

„Nicht
Kalt raumenden Beuch erlaubst Du mir,
Vergönneß mir, in ihre tiefe Brust
Wie in den Busen eines Freundes zu schauen,“

verriest mich einfach in einen Zustand der Begeisterung, und dieser gewaltige Eindruck ist auch jetzt noch nicht erloschen. Jede Zeile wurde nach und nach ein theurer Freund. Und dann, giebt es ein größeres ästhetisches Entzücken, als Dichtungen in einer Sprache zu lesen, die man noch nicht völlig inne hat? Ueber dem Ganzen ruht verschleiernnd ein leichter Nebel, der der Poesie so wohl zu Gesichte steht . . . während die Musik der Poesie nur um so mächtiger im Ohre tönt.“

Werkwürdiger Gegensatz zwischen dem greisen Faust, welcher seine Befriedigung darin findet, an der Spitze eines Staatswesens zu stehen, welches sich Kulturzwecke setzt, und dem greisen Krapotkin, welcher den Staat aus der Welt schaffen will und zu diesem Behuf Königsmörder in alle Länder sendet. Der russische Genius ist von ganz anderer Art, als der unsrige; er fühlt sich reich begabt, wie er ist, von deutscher Bildung wohl ergriffen, aber er reißt sich schließlich doch wieder los und wandelt seine eigenen Bahnen. So hat sich denn schließlich auch gezeigt, daß wirkliche Geistesverwandtschaft zwischen Faust und Krapotkin nur in so fern bestand, als sich Beide mit Satan alliiert haben.

Ebenso spezifisch deutsch wie die Goethe'sche Poesie ist ihrem Ursprunge nach die historische Bildung des 19. Jahrhunderts, und auch auf diesen Zweig menschlichen Wissens warf sich Krapotkin mit Feuertreue. Eine besondere Anziehungskraft übte auf ihn der Kampf Bonifazius VIII. mit der Krone Frankreich aus: „In ehrgeiziger Wißbegier strebte ich darnach, Zutritt zur kaiserlichen Bibliothek zu erlangen, um mich recht in das Studium jenes

gewaltigen Ringens vertiefen zu können . . . und so durfte ich eines Tages das Heiligthum betreten und vor einem der kleinen Lesetische und auf einem der rothen Plüschsofas Platz nehmen.

Von verschiedenen Lehrbüchern . . . kam ich bald auf die Quellen. Wenn ich auch kein Latein verstand, so entdeckte ich doch eine Fülle von Originalquellen in altdeutscher und altfranzösischer Sprache, auch gewährten mir der alterthümliche Bau und das Ausdrucksvolle, wie es mir beim Lesen der Chroniken entgegentrat, einen außerordentlichen Genuß. Ein ganz neuer gesellschaftlicher Organismus, eine ganze Welt der verwickeltsten gegenseitigen Beziehungen that sich vor mir auf, und von der Zeit an lernte ich geschichtliche Originalquellen weit höher schätzen als Werke, welche den Stoff modernisiren, und in denen die Vorurtheile politischer Tagesmeinungen . . . an Stelle des wirklichen Lebens der betreffenden Zeitepoche treten. Nichts fördert die intellektuelle Entwicklung mehr, als selbständiges Forschen in irgend einer Art, und jene meine Studien waren mir später von allergrößtem Nutzen.“

Man sollte meinen, wenn Jemand eine geschichtliche Persönlichkeit mit solcher Antheilnahme studirt wie Krapotkin den genannten Papst, so müßte der Forscher von seinen Studien zeitlebens etwas in der Erinnerung behalten. Das ist jedoch bei Krapotkin so wenig der Fall gewesen, daß er in seinen Memoiren wiederholt von dem Kampfe des Bonifazius mit der kaiserlichen Gewalt spricht, also den Gegner Philipps des Schönen mit den Gregors und Innocenzen verwechselt. Krapotkin erzählt einmal von einem russischen Leibeigenen, der, als sein Herr ihm Vorwürfe über Unpünktlichkeit machte, weil er anstatt um sechs um zehn angetreten war, mürrisch erwiderte: „Nun, ich bin doch Gott sei Dank kein Deutscher.“ Ebenjowenig wie Pünktlichkeit ist Gründlichkeit eine Tugend der Russen; auch fehlt ihnen fast vollständig der historische Sinn. So erklärt es sich, daß Krapotkin trotz seiner „quellenmäßigen“ geschichtlichen Forschungen schließlich zu der anarchistischen Weltanschauung gelangte, welche die Abschaffung des Staates in jeder Form und also das Aufhören aller historischen Entwicklung in sich schließt. Heute denkt Krapotkin, wie er sagt, „mit Schrecken“ an die zahllosen Geschichtswerke, welche er als Zögling der Pagen-schule verschlungen hat.

Krapotkin's Schwester Helene war in Petersburg verheirathet, und ihr Gatte besaß eine reichhaltige Bibliothek von hervorragenden französischen Schriften des 18. Jahrhunderts, welche freilich in

Rußland sämmtlich verboten waren. Jeden Sonnabend Abend, wo Krapotkin seine Schwester besuchte, setzte sich der junge Fürst nach dem Essen in die Bibliothek und genoß, den größten Theil der Nacht aufbleibend, mit unerfättlichem geistigen Heißhunger die Encyclopädisten, Voltaire, Uebersetzungen Marc Aurels und den ganzen Literaturkreis: „Die Grenzenlosigkeit und Unermeßlichkeit des Weltalls, die Großartigkeit der Natur, ihre Poesie, ihr rastlos pulsirendes Leben machten einen immer gewaltigeren Eindruck auf mich, und dieses nimmer rastende Leben und seine Harmonien erfüllten mich mit der übereschäumenden Bewunderung, nach der junge Seelen dürsten, während meine Lieblingsdichter mir mit ihren schwungvollen, treffenden Worten gewissermaßen das Gefäß boten, worin sich jene erwachende Liebe zur Menschheit und der Glaube an ihren Fortschritt, die das beste Theil der Jugend ausmachen und für das ganze Leben nachhaltig wirken, ergießen konnten.“

Geistvoll gesagt, aber auch wie unklar! Eine gewisse geistvolle Unklarheit entpuppte sich immer deutlicher als der Kern von Krapotkin's intellektuellem Leben, je weiter die Ausbildung des jungen Mannes vorschritt. Das ist um so merkwürdiger, als Krapotkin ein mathematischer Kopf war, dessen Lieblingswissenschaften Mathematik, Physik und Astronomie bildeten, und der bald zu der Ueberzeugung gelangte, alle menschliche Bildung müßte von den exakten Disziplinen ausgehen.

Der Umfang seiner Studien war übrigens mit den genannten Fächern keineswegs erschöpft. Da er sich eine Zeit lang mit dem Plane trug, Artillerie- oder Pionieroffizier zu werden, so ergab sich für ihn die Nothwendigkeit, höhere Geometrie zu lernen, Differentialrechnung und die Anfänge der Integralrechnung, und er nahm zu diesem Zweck Privatstunden. Dieser Unterricht führte Krapotkin weiter zur mathematischen Geographie, in welcher er später Produktives leisten sollte, und darauf vertiefte er sich in die Lektüre astronomischer Schriften. Nimmt man hinzu, daß auch der Lehrplan des Pagenkorps einen encyclopädischen Charakter trug, indem in dem genannten Institut sogar in Chemie, in Nationalökonomie und in Gesetzeskunde unterrichtet wurde, so erkennt man nicht ohne Erstaunen, daß die Jugendbildung Krapotkin's das pädagogische Ideal mancher deutscher Schulmänner verwirklicht hat, welche die Ersetzung der für das moderne Leben unbrauchbaren alten Sprachen und Litteraturen durch einen realen Unterrichtsplan fordern.

Neben allem Anderen mußte sich Krapotkin mit den obligatorisch gelehrten Militärwissenschaften befassen, und obgleich er nach wie vor Abneigung gegen seinen Eintritt in den Kriegerstand hegte, lag er den betreffenden Studien doch nicht ohne Interesse ob. Auch die Bildergalerie der Eremitage besuchte der junge Fürst eifrig und vertiefte sich dort eingehend in die Betrachtung der einzelnen Schulen: „Oder ich ging in die verschiedenen kaiserlichen Fabriken, in denen Spielfarten, Tuch, Eisen, Porzellan oder Glas hergestellt werden Von diesen Fabrikbesuchen datirt meine Freude an einer starken und vollkommenen Maschinerie. Die darin ruhende Poesie ging mir auf, wenn ich sah, wie eine Riesentage aus einem Schuppen herauskommt, einen in der Nawa schwimmenden Stamm packt, ihn hereinzieht und unter die Sägen legt, die ihn in Bretter zerschneiden; oder wie eine mächtige, rothglühende Eisenstange zwischen zwei Cylindern hindurchgeführt und in eine Schiene verwandelt wird. In unseren Fabriken bedeutet der Maschinenbetrieb für den Arbeiter den Ruin, weil er für sein Leben der Sklave einer bestimmten Maschine wird und weiter nichts. Aber das liegt an der schlechten Organisation (der Gesellschaft) und hat mit der Maschine selbst nichts zu thun Zu hohes Maß und lebenslängliche Einförmigkeit der Arbeit sind gleich sehr vom Uebel, mag man mit der Hand, mit einfachen Werkzeugen oder mit der Maschine arbeiten. Aber davon abgesehen, begreife ich durchaus das Vergnügen, das einem das Bewußtsein von der Macht der Maschine, die Zweckmäßigkeit ihrer Arbeit, die Anmuth ihrer Bewegungen und ihre Korrektheit im Arbeiten bereiten kann. Wenn William Morris die Maschinen haßte, so beweist das wohl nur, daß seinem großen dichterischen Genius doch die Auffassung von der Macht und Anmuth der Maschine versagt blieb.“

Was den prinzipiell verfehlten Bildungsgrad des jungen Mannes vor dem Versinken in bloße Vielwisserei bewahrte, war der Idealismus, welcher unleugbar sein Streben durchdrang. Die Lektüre französischer Novellen widerte ihn an; er fand sie „dumm und schmutzig“; ein leidenschaftlicher Liebhaber der Oper, der er war, hielt er sich an italienische nicht an französische Musik, die ihm schon damals nach „dem schmutzigen Quell Offenbachs“ zu schmecken schien. Uebrigens erhielt er sehr prompt den äußeren Lohn für seinen Fleiß, indem er seiner Schulleistungen wegen Sergeant des Pagenkorps wurde, als welcher der Neunzehnjährige

zu den Leibpagen des Kaisers zählte, und dem Selbstherrlicher sehr häufig dienstlich nahen durfte. Allsonntäglich hatte der Sergeant des Pagenkorps dem Kaiser bei der Parade den Bericht zu erstatten, daß Alles in der Kompagnie des Pagenkorps in Ordnung sei. Als einmal ein Drittel der Schüler an einer ansteckenden Krankheit darniederlag, fragte Krapotkin den Obersten: „Heute muß ich doch wohl berichten, daß nicht Alles in Ordnung sei“. „Gott steh' Ihnen bei“, war die Antwort des Obersten, „das dürften Sie nur sagen wenn eine Empörung ausgebrochen wäre“.

Leben und Szepter Alexanders II. waren zu der Zeit, wo Peter Krapotkin Leibpage wurde (im Jahre 1862), verhältnißmäßig wenig bedroht, denn die Aufhebung der Leibeigenschaft hatte bei der revolutionären Partei vorübergehend eine versöhnliche Stimmung hervorgerufen. Mit Thränen in den Augen las Krapotkin Herzens Artikel: „Du hast gesiegt, Galiläer!“ in dem die Londoner Flüchtlinge erklärten, sie würden Alexander II. nicht mehr als Feind betrachten, sondern ihn in dem großen Werke der Befreiung unterstützen. Trotz seiner Ernennung zum Leibpagen blieb Peter Krapotkin, welcher unbekümmert um das Stirnrunzeln seiner Vorgesetzten, sich niemals mit seinem Fürstentitel zu unterzeichnen pflegte, grundsätzlich demokratischer Revolutionär. Aber er theilte den momentanen Royalismus seiner Partei und würde den Kaiser mit seinem Leibe gedeckt haben, wenn er bei einem Attentat zugegen gewesen wäre. Und die Tradition ihrer königsmörderischen Vergangenheit lagerte nach wie vor über der Gesellschaft von St. Petersburg; gebannt war dieses Geipenst mit nichten. Auf den Bällen der hocharistokratischen Verwandten Peter Krapotkins führten Gardeleutnants und Legationssekretäre, welche wirklich oder vermeintlich durch den Despotismus des autokratischen Régimes gelitten hatten, fanatische Reden und kolportirten sogar die Literatur der Londoner Exulanten. Man denke an die entscheidende Rolle, welche Gardeoffiziere bei den Katastrophen Zwans I., Peters III. und Pauls I. gespielt hatten, an die gegen Alexander I. und Nicolaus I. gerichteten Mordpläne der Decabristen! So schienen denn auch jetzt, in den verhältnißmäßig glücklichen Tagen Alexanders II., unheimliche Schatten an den Wänden des Winterpalais entlang zu huschen. An einem eisigen Wintertage wurde die Parade über die Abordnungen aller Petersburger Regimenter, welche gewöhnlich im Freien stattfand, der Temperaturverhältnisse wegen im Innern des Schlosses abgehalten. Demgemäß mußte

Alexander, der sonst bei Revuen die Front der Truppen im schärfsten Galopp abzureiten pflegte, damals die Front der Regimente abschreiten. Krapotkin, der den Kaiser sich sehr eilig und ohne Begleitung zu den aufgestellten Truppen begeben sah, war sich bewußt, daß die Pflichten seines Amtes aufhörten, sobald der Kaiser in seiner Eigenschaft als oberster Inhaber der militärischen Kommandogewalt auftrat, und daß er ihm bis zu dem Punkte, wo er sich befand, und nicht weiter zu folgen hatte. Doch, wie gesagt, Krapotkin bemerkte, daß der Zar ganz allein war, denn seine beiden Adjutanten waren verschwunden. Auch sonst ließ sich Niemand vom Gefolge sehen: „Ich will ihn nicht allein lassen“, sagte Krapotkin zu sich, und folgte dem Monarchen. Dieser beschleunigte seinen Schritt immer mehr und stürzte förmlich vor die Front der Truppen, dann ging er die präsentirenden Reihen seiner Soldaten mit so großen Schritten — er war ein stattlicher Mann — und in einem so rasenden Tempo entlang, daß Krapotkin ihm in seiner schnellsten Gangart kaum folgen konnte und sich manchmal beinahe zu rennen genöthigt sah, um dicht hinter ihm zu bleiben. Es war, als ließe der Selbstherrscher vor einer Gefahr davon. Die Erregung des Kaisers theilte sich dem Pagen mit: „Ich war jeden Augenblick bereit, vor ihn hinzuspringen und bedauerte nur, daß ich meinen Ordonnanzdegen trug und nicht meinen eigenen, dessen Toledaner Klinge Kupfer durchbohrte.“

So empfand Peter Krapotkin in seinem zwanzigsten Jahre; heute, als Achtundfünfziger, hat er die Vorurtheile des konventionellen Ehrgefühles überwunden und würde es für erlaubt erklären, in der beschriebenen Situation dem Staatsoberhaupt den Degen in den Rücken zu bohren.

Erst nachdem er das letzte Bataillon abgeschritten hatte, mäßigte Alexander seine stürmischen Bewegungen. Er trat in einen anderen Saal, schaute sich um und begegnete dabei Krapotkins Blick, aus dem noch die Aufregung über den tollen Marsch herausbligte. Auch ein Adjutant kam jetzt angelaufen, sehr rasch aber noch immer in bedeutender Entfernung. Krapotkin war auf einen scharfen Tadel gefaßt, aber anstatt dessen sagte Alexander II., vielleicht damit seine innersten Gedanken verrathend: „Du hier! Tapferer Burjche!“ „Und während er sich langsam fortwendete, ließ er jenen problematischen bewußtlosen Blick ins Weite schweifen, den ich schon öfter an ihm bemerkt hatte.“

Nachdem Krapotkin einige Monate Dienst um die Allerhöchste

Person gethan hatte, war sein Kursus im Pagenkorps absolvirt, und er mußte sich nun entschließen, was er werden wollte. Am liebsten hätte er die Universität bezogen, aber dann hätte ihn sein Vater verstoßen, sodaß er gezwungen gewesen wäre, von Stundengeben zu leben, auf die cynische Art russischer Studenten. Da Krapotkin für den Cynismus der materiellen Lebensgewohnheiten damals noch nicht reif war, verzichtete er auf das genannte Projekt, obgleich er bereits angefangen hatte, Lateinisch und Griechisch zu lernen. Aber in ein Garderegiment einzutreten, wie das für einen Leibpagen als selbstverständlich erschien, wies Krapotkin aller Vorwürfe seines Vaters ungeachtet zurück, „da ich nicht mein Leben Paraden und Hofbällen widmen wollte.“ Daß der Eintritt in die Elitetruppe, welche in Rußland nach jeder Richtung hin so stark bevorzugt wird, ihm indirekt den Weg zur Verwirklichung seiner politischen Ideale eröffnen konnte, sah Krapotkins mathematisch konstruirter, absolut unpolitischer Verstand nicht ein; zügellose Phantasie und unstätter Sinn trieben den jungen Mann ins Weite. Zum Entsetzen aller Kameraden faßte der Primus Omnium des Pagenkorps den extravaganten Entschluß, anstatt in ein glänzendes Regiment der Reichshauptstadt bei den Kosaken der entlegensten Provinz von Rußisch-Asien einzutreten: „Die Amurgegend war kurz vorher von Rußland in Besitz genommen worden. Ich hatte Alles über jenen Mississippi des Ostens gelesen, über die Gebirge, die er durchbricht, die subtropische Flora seines Nebenflusses, des Ufuri, und meine Gedanken schweiften weiter: zu den tropischen Gegenden, die Humboldt geschildert hatte, und zu Ritters großartigen Theorien, deren Lektüre mich entzückte. Außerdem, sagte ich mir, bietet Sibirien ein ungeheures Arbeitsfeld zur praktischen Durchführung von großen, bereits beschlossenen oder noch zu erwartenden Reformen; nur wenige sind dort an der Arbeit, und ich werde einen Wirkungskreis nach meinem Geschmack finden.“

So argumentirte Krapotkin, anstatt zu sich selber zu sagen: „Hic Rhodus, hic salta.“ Sein Vater jedoch verbot durch Telegramm an den Direktor des Pagenkorps, daß Peter nach dem Amur ginge. Der Direktor erstattete dem Großfürsten Michael als dem Chef der Militärschulen Bericht, und dieses Mitglied der von Peter Krapotkin nach wie vor unverjöhlich gehaßten Dynastie hatte die Gnade, des jungen Leutnants wegen einen Empfehlungsbrief an den Gouverneur von Ostsibirien zu schreiben und ihm die Genehmigung des Amurprojektes von Seiten des alten Fürsten Krapotkin zu

verschaffen. Peter Krapotkin fügt hinzu, seinen Wunsch, die Universität zu beziehen, habe er vor dem Großfürsten nicht laut werden lassen dürfen, weil ihm sonst zweifellos von Michael oder einem anderen Mitgliede der kaiserlichen Familie ein Stipendium angeboten worden wäre, und eine solche Wohlthat habe er von dieser Seite unter keinen Umständen annehmen wollen.

Es fanden damals in Petersburg und in verschiedenen Provinzialstädten ungeheure, offenbar angelegte Brände statt, deren Urheber nicht ermittelt werden konnten. Indessen stand außer Zweifel, daß die Nihilisten dem Zaren den Waffenstillstand schon wieder gekündigt und sich mit den Polen verbündet hatten, welche im Begriffe waren, eine neue Revolution zu machen. In Polen ereignete sich eine Reihe von Attentaten, welche zum Theil von Russen begangen wurden, in Petersburg fand man Proklamationen angeschlagen, welche Volk und Armee zur Revolution aufforderten und die gebildeten Klassen aufriefen, den Zusammentritt eines Konvents zu verlangen. Die Regierung ergriff strenge, zum Theil barbarische Gegenmaßregeln: In Modlin in Polen wurden drei Offiziere erschossen und ein Soldat Namens Szur, bekam solange die Spießruthen, bis er todt war. In Petersburg erfolgten Massenverhaftungen und die Verhängung des Belagerungszustandes; die Stadt bot einen düsteren Anblick: In den Straßen sah man überall marschirende Soldaten, und rings um den Palast bewegten sich beständig Kosakenpatrouillen.

Dieses war die politische Lage, als die Parade stattfand, bei welcher eine große Anzahl von Bagen und Kadetten, unter ihnen auch Peter Krapotkin, die Offizierspatente erhielt. Als die Parade vorbei war, ließ Alexander durch die neu ernannten Offiziere einen Kreis um sich bilden, während er zu Pferde blieb: „Hier sah ich ihn in einem ganz neuen Lichte. Der Mann, der im folgenden Jahre die Rolle eines blutdürstigen und rachsüchtigen Unterdrückers des polnischen Aufstandes zu spielen vermochte, trat mir schon hier bei seiner Ansprache an uns leibhaftig vor die Augen. In ruhigem Tone begann er: „Ich wünsche Ihnen Glück, Sie sind Offiziere!“ Er sprach dann von Soldatenpflicht und loyaler Gesinnung, wie es bei solchen Anlässen zu geschehen pflegt: „Sollte aber Einer von Ihnen“, fuhr er fort, wobei er jede Silbe scharf betonte, und sein Gesicht sich plötzlich vor Zorn verzerrte, „sollte Einer von Ihnen, was Gott verhüten möge, sich il—lo—yal gegen den Zaren, gegen Thron und Vaterland zeigen, merken Sie wohl, was ich sage, so

wird ihn die volle Strenge des Gesetzes treffen ohne das ge—ring—ste Er—bar—men!"

Die Stimme versagte ihm, sein Gesicht trug einen Ausdruck blinder Wuth, wie ich ihn als Kind in den Gesichtern der Grundherren bemerkt habe, wenn sie ihren Leibeigenen drohten, sie bis aufs Blut peitschen zu lassen. Hestig stieß er seinem Pferde die Sporen in die Weichen und sprengte davon."

Abgesehen davon, daß die Wuth, welche Krapotkin auf dem Antlitze Alexanders wahrzunehmen glaubte, vielleicht eher Angst gewesen sein dürfte — welch' einen Mangel an Verständniß für die menschlichen Dinge beweist es, daß der junge Offizier so gar nichts empfand von der Tragik in dem Schicksal eines Monarchen, der an die berufenen Stützen seines Thrones eine solche Ansprache glauben richten zu müssen! Kaiser Alexander war ein an der deutschen Philosophie und Dichtkunst gebildeter, humaner, edler und liberaler Mann, nur etwas zu weich für die Bändigung der halbzivilisirten Russen; der fanatische Ideologe Krapotkin jedoch wähnte, daß es nur an der verblendeten Herrschsucht des Autokraten läge, wenn nicht auf der Stelle eine Aera der allgemeinen Freiheit und Wohlfahrt einträte.

Ehe Peter Krapotkin die Reise nach Ostasien antrat, bekam er Alexander II. noch einmal zu sehen. Einige Tage nach ihrer Beförderung wurden ihm alle neu ernannten Offiziere im Palaiste vorgestellt. Da die Amurkosaken damals fast das jüngste Regiment in der russischen Heere waren, so stand Krapotkin unter den Hunderten von anwesenden Offizieren so ziemlich am Ende, aber der Kaiser fand seinen Leibpagen heraus und fragte ihn: „Du gehst also nach Sibirien? Hat Dein Vater schließlich eingewilligt?“ Krapotkin antwortete bejahend. „Fürchtest Du Dich nicht, so weit zu gehen?“ Krapotkin mit Wärme: „Nein! Ich will arbeiten! Es muß in Sibirien so viel zu thun geben, um die großen Reformen, welche geplant werden, dort durchzuführen!“ Der Kaiser schaute Krapotkin gerade ins Gesicht und wurde nachdenklich; schließlich sagte er: „Nun, so geh! Man kann überall nützlich sein!“ „Und dabei nahm sein Gesicht einen so müden Ausdruck an und verrieth so völlige Willenlosigkeit, daß ich sofort dachte: „Er ist ein gebrochener Mann und wird Alles aufgeben.“

Krapotkin ist ein Menschenfreund; alle Uebel, unter welchen die unteren Klassen seufzen, schnüren ihm das Herz zusammen. So gar die Eintönigkeit, welche der Beruf eines wohlgenährten Offiziers

bahnarbeiters mit sich bringt, empört ihn; nur Fürsten gegenüber kennt er weder Gerechtigkeit noch Erbarmen.

Die Angriffe der Nihilisten und der Polen auf den Thron bestimmten Alexander, ein viel konservativeres System anzunehmen, und Krapotkin mußte schon bald nach seiner Ankunft in Sibirien einsehen, daß unter den veränderten Verhältnissen an politische Reformarbeit garnicht zu denken war. In seinem Thatendrang warf er sich auf Entdeckungsreisen und leistete auf diesem Gebiete, geistig hochbegabt und körperlich ein Hüne wie er war, Außerordentliches. Theilweise als Kaufmann zweiter Gilde verkleidet, kam er bis in das Herz der Mandschurei, in Landschaften, welche seit dem 17. Jahrhundert, seit der Missionsthätigkeit der Jesuiten in China, kein Europäer betreten hatte. Er gelangte nach Nigun, Kirin und Mergen, in die Städte, wo heute die Russen mit den Chinesen kämpfen. Die von ihm gemachten Beobachtungen dienen gegenwärtig den Erbauern der transmandschurischen Bahn für ihre Arbeit als Grundlage. Aber auf die Dauer konnte es ein Mann von seiner Sinnesart unmöglich im russischen Heeresdienst aushalten, und ebensowenig wie er, vermochte das sein gleichgesinnter Bruder Alexander, welcher ihm nach Sibirien gefolgt war und in Irkutsk eine Sotnie Kosaken kommandirte. Als ein Theil dieser Sotnie gegen meuternde polnische Vershickte entsendet wurde, waren die Brüder darüber einig, daß sie, wenn sie zu einer derartigen Operation beordert worden wären, „natürlich“ den Gehorsam verweigert haben würden und diese Erwägung gab Beiden den äußeren Anstoß dazu, aus der Armee auszuscheiden. Peter war fünf Jahre in Sibirien gewesen, als er den Schritt that, welcher ihn mit den Vater unveröhnlich entzweite. Er kehrte nach Petersburg zurück und ließ sich hier als Fünfundzwanzigjähriger in der physisch-mathematischen Fakultät inskribiren. Die Verdienste, welche sich Krapotkin in Asien um die Wissenschaft erworben hatte, verschafften ihm bei der Petersburger Geographischen Gesellschaft die Stellung eines Sekretärs der Sektion für physische Geographie, und es gelang ihm, sich auch ohne die väterliche Hilfe durchzuschlagen und sogar Alexander noch zu unterstützen. Freilich machten beide junge Männer, von ihrer idealistischen Weltanschauung begeistert, nicht im Entferntesten die Ansprüche an materiellen Lebensgenuß, welcher aus ihrer aristokratischen Herkunft zu folgen schienen. Erst verschiedene Jahre später, als der alte Fürst Krapotkin hoffnungslos erkrankte, kam eine Ausöhnung

zwischen ihm und seinen Söhnen, die ihn in Moskau besuchten, zustande. Peter Krapotkin fand die Moskauer Gesellschaft sehr verändert: Die alten Bojarenfamilien, die einst die zweite Hauptstadt des Reiches sozial beherrscht hatten, waren zum allergrößten Theil verschwunden, ruiniert durch die Aufhebung der Leibeigenschaft oder, wie man auch sagen konnte, durch zu weit getriebene Gastlichkeit und die beständigen Ueberlässe am grünen Tisch. Nachdem die Loskaufssumme der Bauern draufgegangen und den Hypothekenbanken nahezu der letzte Ziegel und der letzte Halm verpfändet waren, hatten sich jene Geschlechter schließlich aufs Land oder in Provinzialstädte zurückziehen müssen. Ihre Paläste in Moskau waren von den „Eindringlingen“ besetzt worden, d. h. von reichgewordene Fabrikanten, Banquiers, Eisenbahnunternehmern u. s. w. Die Söhne und Töchter der wenigen adligen Familien, welche sich noch in Moskau hielten, hatten sich größtentheils nihilistischen Bestrebungen zugewendet. Jedes geschichtlichen Sinnes bar, blieben Peter und Alexander Krapotkin eiskalt beim Anblick der Zerstörung, welche über ihre eigene Wiege gekommen war. Aber die Brüder besaßen andererseits auch sympathische Eigenschaften: „Mein Vater,“ erzählt Peter, „hatte sich immer unfreundlich und höchst ungerecht gegen meinen Bruder Alexander gezeigt, aber Alexander war ganz unfähig, gegen irgend jemand einen Groll zu hegen. Als er mit dem innigen, freundlichen Blick aus seinen dunkelblauen Augen und einem Lächeln, das sein grenzenlos gutes Herz verrieth, auf den Lippen in Vaters Krankenzimmer trat und als er sofort herausfand, wie er es dem Leidenden auf seinem Krankenstuhle etwas bequemer machen könnte und dies als etwas Selbstverständliches that, als hätte er das Zimmer erst vor einer Stunde verlassen, war mein Vater ganz verblüfft und starrte ihn verständnißlos an. Unser Besuch brachte Leben in das einsame, düstere Haus; die Pflege wurde einsichtsvoller ausgeübt, meine Stiefmutter, . . . selbst die Diener fühlten sich angeregt . . . und mein Vater empfand die Veränderung.

Nur eins beunruhigte ihn: Er hatte erwartet, wir würden als neue Söhne vor ihm erscheinen und ihn um seine Unterstützung anflehen. Als er aber die Unterhaltung nach jenem Ziele hinführen wollte, unterbrachen wir ihn mit einem so heiteren und ungezwungenen: „Lassen Sie sich das nicht kümmern; wir kommen ganz gut vorwärts!“ daß seine Verwunderung sich noch steigerte. Er sah einer Scene im alten Stile entgegen, meinte, die Söhne

würden ihn um seine Verzeihung und um Geld bitten; es mag sein, daß er sogar einen Augenblick lang das Ausbleiben dieser Szene bedauerte; aber er sah uns seitdem mit größerer Achtung an.“

Der alte Fürst war nicht sehr gebildet und geistreich; trotzdem er, wie erzählt, den Pulvergeruch möglichst vermieden hatte, war er grenzenlos stolz auf die rothen Hosen und den Federbusch seiner Generalswürde, welche er durch fleißiges Antichambrieren im Kriegsministerium erworben hatte. Aber unleugbar war er eine anständige Natur, ein Grandseigneur im besseren Sinne des Wortes. Eines Abends saß Peter im Zimmer seines Vaters und sprach mit ihm von vergangenen Zeiten. Der alte Fürst klagte über die Zustände, welche sich in Folge der Aufhebung der Leibeigenschaft gebildet hatten, wenn auch nicht gerade mit Heftigkeit; er hatte die große Reform im Ganzen mit ziemlichem Gleichmuth hingenommen.

„Sie müssen zugeben, Vater,“ sagte Peter, „daß Sie Ihre Leibeigenen oft grausam gestraft haben, auch ohne Grund.“

„Mit dem Volke,“ erwiderte er, „konnte man garnicht anders auskommen!“ und, sich in seinen Armstuhl zurücklehrend, blieb er in Gedanken versunken. „Aber was ich that“, fuhr er nach einer langen Pause fort, „ist nicht der Rede werth. Nimm nur den Sablew; er sieht so sanftmüthig aus und hat ein leises Stimmchen, aber gegen seine Leibeigenen war er wirklich furchtbar. Wie oft haben sie ihn ermorden wollen! Ich habe mich wenigstens nie an meinen Mägden vergriffen, aber der alte Teufel I . . . hat's so arg getrieben, daß die Bauernweiber ihn auf eine schreckliche Weise strafen wollten. . . . Schlaf' wohl, bonne nuit!“

Nachdem die Herbststürme den Tod des alten Fürsten, beinahe der letzten Säule des Moskauer Faubourg St. Germain, herbeigeführt hatten, beschloß Peter, der Erbe des Gutes Lambow geworden war, die neu erlangte pekuniäre Unabhängigkeit zu einer politischen Reise nach der Schweiz zu benutzen (i. J. 1872). Leidenschaftlicher Nihilist, der er war, brannte er vor Ungeduld, die sozialistische Internationale Westeuropas, über welche die russischen Zeitungen fast nichts veröffentlichen durften, durch den Augenschein kennen zu lernen. Dank der größeren Freiheit, welche mit dem Regierungsantritt Alexanders II. gekommen war, hatten die nihilistischen Tendenzen in wenigen Jahren gewaltig um sich gegriffen. Besonders charakteristische Formen hatten sie innerhalb der Frauenwelt angenommen. Das ganze weibliche Rußland

wurde von einem förmlichen Heißhunger nach Bildung befallen; es entstand der Typus der russischen Studentin. Die Bewegung ergriff die reichen wie die armen Mädchen. Als die Leichenfeier für den alten Fürsten gehalten worden war, in derselben rothen Kirche, wo er getauft worden war, und wo man die letzten Gebete beim Tode von Peters Mutter gesprochen hatte, und als dann Peter Krapotkin hinter dem Sarge des Vaters durch die Straßen schritt, in welchen ihm jedes Haus von Kindheit an vertraut war, da bemerkte er, daß die Häuser so ziemlich die gleichen geblieben waren, aber er wußte, daß in jedem ein neues Leben begonnen hatte. In dem einen Hause führte die einzige Tochter des Generals N. mehrere Jahre hindurch den schmerzlichen Kampf gegen ihre gut-herzigen aber hartnäckig dem neuen Geiste widerstrebenden Eltern, die sie vergötterten aber nicht an den an der Moskauer Universität eröffneten Frauenkursen theilnehmen lassen wollten. Schließlich durfte sie ihnen beitreten, wurde aber in einem eleganten Wagen hingefahren und blieb unter steter Aufsicht der Mutter, die an der Seite des geliebten Kindes stundenlang muthig unter den Studentinnen aushielt; und dennoch, trotz aller Fürsorge und Wachsamkeit, schloß sich die Tochter nach ein paar Jahren der revolutionären Partei an, wurde verhaftet und verbrachte ein Jahr in der Peter-Pauls-festung.

In dem Hause gegenüber lagen, um mit Krapotkin zu reden, „die despotischen Familienhäupter“ Graf und Gräfin S. in erbittertem Kampfe mit ihren beiden Töchtern, die „des müßigen und unnützen Lebens, das sie nach dem Willen ihrer Eltern führen mußten, satt, es gern anderen Mädchen gleichthun wollten, die, frei und glücklich zu den Universitätskursen strömten“. Jahre lang dauerte der Kampf; die Eltern gaben in diesem Falle nicht nach, und die Folge war, daß das ältere Mädchen ihrem Leben durch Gift ein Ende machte. Darauf wurde der jüngeren Schwester gestattet, ihrer Neigung zu folgen.

In dem Hause daneben wohnte die gräßlich Armfeld'sche Familie: die Tochter Natalie ist als „schwere politische Verbrecherin“ nach Sibirien gekommen.

Es sah es um das Jahr 1872 in Moskau, im „Alten Marschalls-viertel,“ unter den alten adligen Familien aus. Im Gegensatz zu anderen Beurtheilern, ausgesprochenermaßen zu den „gemeinen Anklagen in Katkow's Giftblatt,“ schätzt Krapotkin den sittlichen Werth der Nihilistinnen sehr hoch: „Ehe ohne Liebe,“ sagte er,

„wurde verworfen. Die Nihilistin, die ihre Eltern nöthigten, eine Puppe in einem Puppenhause zu sein und sich zu einer Geldheirath herzugeben, ließ lieber ihr elterliches Haus und ihre seidenen Kleider in Stich; sie legte ein schwarzes Wollentleid der einfachsten Art an, schnitt ihr Haar kurz und besuchte eine Hochschule, um sich selbständig ihr Brot verdienen zu können. Sah eine Frau, daß ihre Ehe keine Ehe mehr war, daß weder Liebe noch Freundschaft diejenigen länger verband, welche vor dem Gesetze als Mann und Weib galten, so zerbrach sie lieber die Bande, die allen ihren Werth verloren hatten. Oft genug schaute sie mit ihren Kindern der Armuth in's Auge, zog aber Einsamkeit und Elend einem bequemen Leben vor, in dem sie ihr besseres Ich beständig verleugnen mußte.“

Krapotkin erzählt, daß im russisch-türkischen Kriege von 1877 viele Nihilistinnen als Pflegerinnen und Ärztinnen mitgegangen wären und sich durch ihre Haltung in den fieberschwangeren Lazarethen die Bewunderung der militärischen Befehlshaber und sogar des Zaren verdient hätten. „Ich kenne zwei Damen, beide sehr eifrig von der politischen Polizei gesucht, die unter falschen Namen und falschen Pässen während des Krieges als Pflegerinnen wirkten; die eine von ihnen, — es war die größere „Verbrecherin“ von den beiden, die bei meiner Entweichung eine hervorragende Rolle gespielt hatte — wurde sogar zur Oberpflegerin in einem großen Hospital für verwundete Krieger ernannt, während ihre Freundin beinahe dem Typhus erlag. In Moskau ging eine Anzahl junger Mädchen, die reichen Familien angehörten, in Zürich studirt und jetzt eine eigene Organisation (für die sozialistische Propaganda) gegründet hatten, sogar soweit, in Baumwollfabriken einzutreten, wo sie sich einer täglichen Arbeitszeit von 14—16 Stunden unterwarfen und in den Geschäftsbaracken das jämmerliche Leben eines russischen Fabrikmädchens führten. Kurz, Frauen nahmen jede Stellung an, wie tief sie auch dem gesellschaftlichen Range nach erscheinen, und welche Entbehrungen sie auch auferlegen mochte, wenn sie sich dadurch nur dem Volke nützlich erweisen konnten, und das waren nicht etwa nur einige wenige, sondern Hunderte und Tausende.“

Wer wollte wohl dieser Bewegung den Idealismus absprechen! Aber es war der Idealismus einer halbzivilisirten Nation, welche, an dem Gedankenreichtum und dem sichereren Tactgefühl alter Kulturvölker keinen Antheil habend, sich fast auf dem ganzen Ge-

bierte ihres geistigen Lebens bloß in einseitigen, oberflächlichen und überstürzten Schlußfolgerungen bewegte. Darum vereinigte sich in den Nihilisten auch mit einem imponirenden praktischen Idealismus ein theoretischer Materialismus der größten Art. Als einmal ein Nihilist von einer jungen Dame gefragt wurde, warum er nicht mehr zum Tanzen käme, erwiderte der galante Ritter: „Ich reite jetzt, wenn ich Bewegung brauche.“ Von dieser Auffassung war es nicht mehr weit bis zu dem berühmten nihilistischen Diktum: „Ein paar Stiefel ist mehr werth als alle Eure Madonnen und all' Euer spißfindiges Geschwätz über Shakespeare.“ Freilich derselbe junge Mann, welcher nicht daran dachte, einer ins Zimmer tretenden Dame seinen Stuhl anzubieten, wofern sie nicht deutliche Spuren der Ermüdung zeigte, überließ einem Mädchen, welches Studien halber nach Moskau oder Petersburg kam, seine einzige, ihm eine kärgliche Existenz sichernde Privatstunde mit den einfachen Worten: „Ein Mann kann leichter Arbeit finden als eine Frau. In meinem Anerbieten soll nichts Ritterliches liegen, es entspringt nur dem Gefühl der Gleichheit.“

Da das Wesen der menschlichen Natur und der geschichtlichen Entwicklung der Widerspruch ist, so wurde es den Nihilisten leicht, überall in der Kulturwelt Widersprüche zu entdecken. Unfähig, historisch zu denken und unter ihrer despotischen Regierung absolut außer Stande, durch irgendwelche praktische Schulung im öffentlichen Leben eine politische Bildung zu erwerben, hielten sie es für ihre Aufgabe, in Rußland eine widerspruchslos logische Weltordnung ins Leben zu rufen. Die Freude an der Kunst, an den Madonnen und an Shakespeare, erklärten sie auch deshalb für eine konventionelle Heuchelei der Gesellschaft, weil die anscheinend so verzückten Schwärmer für das Ideale doch jeden Kunstgegenstand mit Geld bezahlten, den sie halbverhungerten Bauern und schlecht bezahlten Arbeitern entzogen hätten. So entfaltete sich denn der Nihilismus als ein Zweig der internationalen, revolutionären Sozialdemokratie. Wenn der Dichter Nekrasow sagte: „Bitter ist das Brod, das Sklavenhand bereitet“, so wollte die jüngere Generation der russischen Aristokratie nicht nur nicht den Reichthum genießen, welcher im väterlichen Hause durch die Arbeit der Leibeigenen angehäuft worden war, sondern sie verschmähte auch, von der Rente von Unternehmungen zu leben, welche „die Lohnsklaven des bestehenden Wirthschaftssystems“ erarbeitet hatten.

Als im Jahre 1866 Karakojow auf Alexander II. schloß, erfuhr

Rußland aus der Anklageschrift gegen ihn und seine Freunde mit Erstaunen, daß diese jungen Männer, welche vielfach über ein beträchtliches Vermögen verfügten, zu dreien oder viereu in einem Zimmer wohnten, mit je 10 Rubeln monatlich ihren ganzen Unterhalt bestritten und ihr Vermögen für korporative Genossenschaften, korporative Werkstätten, in denen sie selbst mitarbeiteten, und dergleichen ausgaben. Fünf Jahre später, also zu der Zeit, wo Krapotkin nach der Schweiz reiste, thaten tausende der gebildeten und vornehmen Jugend dasselbe. Ihre Losung war: „Wnarod!“ (Zum Volke!). Während der Jahre 1860 bis 1865 fand fast in jeder reichen Familie ein Kampf statt zwischen den Vätern und den sozialdemokratisch gewordenen Söhnen und Töchtern. Aus dem Offizierskorps, vom Kadetisch, aus der Werkstätte strömten die jungen Leute nach den Universitätsstädten. Mädchen aus den vornehmsten Häusern eilten ohne eine Kopeke nach Petersburg, Moskau und Kiew, voll eifrigen Verlangens, etwas zu lernen, „das sie von dem häuslichen Joche und vielleicht auch von dem drohenden Ehejoch frei machen könnte.“

Wie wüßt die Denkweise dieser ihre Fesseln brechenden Sklaven war, lehrt noch besser als ihr Urtheil über die Kunst ihr Verhältniß zur Wissenschaft. Kurz bevor Krapotkin seine Schweizerreise antrat, wurde ihm, der zum Zwecke geologischer Studien in Finnland weilte, auf telegraphischem Wege die ehrenvolle Stellung eines Generalsekretärs der Geographischen Gesellschaft angeboten. Während er, das Telegramm in der Hand, langsam zu Fuß an der neu gebauten Eisenbahn entlang der Seeküste zuwanderte, um die Stelle zu bestimmen, wo sich die ersten unverkennbaren Spuren der früheren Ausdehnung des postglazialen Meeres zeigen würden, wurde er mit sich darüber einig, daß er den ihm angebotenen Posten ablehnen müsse, weil er nicht dazu berufen sei, auf die Dauer in erster Linie der Wissenschaft zu dienen. Der Gedankengang, welcher ihn zu dieser Erkenntniß führte, ist so spezifisch russisch und nihilistisch, daß ich die betreffende Stelle in den Memoiren wörtlich wiedergeben will: „Die Wissenschaft ist etwas Herrliches. Ich kannte und schätzte ihre Freude vielleicht mehr als viele von meinen Kollegen . . . Das Wissen ist eine gewaltige Macht. Der Mensch muß sich Kenntnisse erwerben. Aber wir besitzen schon viele Kenntnisse. Wie wäre es, wenn diese Kenntnisse — und nur diese — ein Eigenthum Aller würden? Würde nicht die Wissenschaft selbst sich dann sprunghaft entwickeln und die Mensch-

heit in den Stand setzen, in Produktion, Erfindung und sozialen Schöpfungen in einem Tempo Fortschritte zu machen, für das uns jetzt eigentlich jedes Maß fehlt?

Die Massen sind es, die des Wissens bedürfen; sie wollen lernen; sie können auch lernen. Dort steht ein finnischer Bauer am Rande einer ungeheuren Moräne, die von einem See zum anderen reicht, als hätten Riesenhände sie als verbindende Straße zwischen den beiden Gestaden eiligst aufgebaut, dort steht er und schaut gedankenvoll auf die schönen, inselbesetzten Seen, die zu seinen Füßen liegen. Kein einziger von diesen Bauern, mag er auch noch so arm und zertreten sein, wird an dieser Stelle vorübergehen, ohne die Landschaft voll Bewunderung zu betrachten. Und dort am Seegejstade steht ein Anderer und singt ein schönes Lied nach einer so gefühlvollen und ergreifenden Melodie, daß sie den Reiz des besten Musikers erregen würde. Beiden ist tiefe Empfindung, beiden Ueberlegung und Denkkraft eigen; sie sind bereit, ihr Wissen zu erweitern; biete es ihnen nur! Schaff' ihnen nur die Mittel zur Muße! In dieser Richtung und für diese Leute muß ich thätig sein! Alle diese tönenden Redensarten vom Wirken für den Fortschritt der Menschheit, während die Fortschrittsförderer sich fern von denen halten, die sie angeblich vorwärts bringen, sind nichts als Sophismen, die nur das Bewußtsein eines peinigenden Widerstimm beseitigen sollen.

Und ich sendete an die Geographische Gesellschaft eine ablehnende Antwort.“

Wenn Stahl von der Wissenschaft verlangt hatte, sie müßte umkehren, so forderte Krapotkin von ihr, sie solle stille stehen. Aber Stahl hatte sie doch wenigstens noch ihrem vollen Umfange nach als berechtigt anerkannt, während Krapotkin die Geisteswissenschaften einfach ausschaltet und für die Zukunft, wo die gelehrte Forchtung wieder anfangen soll, ihre Funktionen auf Fortschritte „in Produktion, Erfindung und sozialen Schöpfungen“ beschränkt wissen will. Im Uebrigen waren die Ansichten Krapotkins über den Werth produktiv wissenschaftlicher Thätigkeit durchaus typisch für die Anschauungsweise, welche in nihilistischen Kreisen hinsichtlich jenes Punktes überhaupt gehegt wurde; fast Niemand von den Studenten und Studentinnen wendete sich einem gelehrt-theoretischen Berufe zu, obgleich die Chancen der akademischen Karriere für viele von ihnen glänzende gewesen wären. Nicht Förderer der menschlichen Erkenntniß, Hervorbringer neuer Ge-

danken wollten diese jungen Leute werden, sondern das erlernte positive Wissen, das, wie sie sich einbildeten, „sie frei gemacht hatte“, gedachten sie unter den Muschiks zu verbreiten und glaubten, daß diese dann auch „frei“ werden würden. Nur die eine Frage schwebte ihnen beständig vor den Augen, wie sie sich der großen Masse nützlich erweisen könnten. Allmählich kamen sie zu der Ueberzeugung, das einzige Mittel wäre, sich unter dem Volke niederzulassen und am Leben des Volkes unmittelbar theilzunehmen. Nicht etwa bloß Popen- und Kleinbürgerjöhne, sondern auch junge Männer aus den vornehmsten Häusern gingen als Aerzte, Heilgehilfen, Lehrer, Dorfschreiber, selbst als Landarbeiter, Schmiede, Holzfäller u. s. w. in die Dörfer, um hier in inniger Verührung mit den Bauern zu leben. Die Studentinnen wurden nicht nur Lehrerinnen u. dergl., sondern auch sehr verwöhnte Mädchen aus glänzenden Häusern bildeten sich zu Hebammen und Krankenpflegerinnen aus und siedelten sich in großer Zahl auf den Dörfern an, um den Aermsten zu dienen, um „bei ihrer Erhebung aus Nacht und Elend mitzuhelfen“.

In diesen Kreisen verkehrte Peter Krapotkin, ohne einstweilen in die Agitation eingetreten zu sein. Alexander lebte mit seiner Frau in Zürich; beide studirten auf der dortigen Universität und führten Peter, als er nun in der Schweiz erschien, in die Kreise der akademischen Bürger und Bürgerinnen russischer Nationalität ein. „Wie russische Studenten zumeist, führten sie auch dort, insbesondere die Studentinnen, ein sehr eingeschränktes Leben. Thee und Brod, etwas Milch und eine dünne, auf einer Spirituslampe gebratene Schnitte Fleisch und dabei eine belebte Unterhaltung über das Neueste in der sozialistischen Welt oder das zuletzt gelesene Buch, das machte regelmäßig ihr Mahl aus. Wer über mehr Geld verfügte, als man zu einem solchen Leben gebrauchte, spendete es für die gemeinsame Sache, die Bibliothek, die russische Revue, die herausgegeben werden sollte, oder die Unterstützung der Schweizer Arbeiterpresse.“ Peter trat in Zürich einer lokalen Sektion der Internationalen Arbeiterassoziation bei, und seine Schwägerin brachte ihm Sammlungen von Zeitungsnummern sozialistischer Tendenz aus den letzten zwei Jahren. Was Krapotkin bei dieser Lektüre ganz besonders frappirte, war der relativ hohe Bildungsstand der westeuropäischen Arbeiter verglichen mit dem der unteren Klassen Rußlands; die „kollektive Denkarbeit der Arbeiter“, wie sie in sozialdemokratischen Versammlungen und auf

den Kongressen hervortrat: „Ich las Tag und Nacht und empfing einen Eindruck, den nichts wieder auslöschten kann. Eine Fluth neuer Gedanken stürmte auf mich ein; sie ist in meiner Vorstellung mit dem kleinen sauberen Zimmer in Oberstraß verbunden, von dessen Fenster man einen Blick auf den blauen See und die Berge dahinter hat, wo die Schweizer für ihre Unabhängigkeit gekämpft haben, und auf die hohen Thürme der Altstadt, die Zeugen so vieler Religionskämpfe.“ Da Genf damals einen wichtigen Mittelpunkt der internationalen Bewegung bildete, begab sich Krapotkin, um in persönliche Berührung mit den Arbeitern zu kommen, in die genannte Stadt und saß dort jeden Abend bei einem Glase sauern Weines im Arbeiterkasino, wo beim Anblick der zielbewußten Opferwilligkeit der Genossen seine Begeisterung für die Fähigkeiten und Tugenden der unteren Klassen beständig stieg: „Der veredelnde Einfluß, der von der Internationale ausging, machte einen tiefen Eindruck auf mich. Ihre Pariser Anhänger waren in der großen Mehrzahl fast völlige Temperenzler, und sammtlich hatten sie sich das Rauchen abgewöhnt: „Warum sollte ich diese Schwäche in mir nähren?“ sagten sie. Das Gemeine, das Gewöhnliche verschwand und gab einem erhabenen, veredelnden Streben Raum. Wer in die Bewegung nicht hineinschauen kann, wird niemals verstehen, welche Opfer von den Arbeitern für dieselbe gebracht werden.“

Nicht so gut wie die Masse der Arbeiter gefielen Krapotkin ihre Führer. Er nahm Anstoß an der „Drabtzieherei“, welche bei den Wahlen einen bürgerlichen Demokraten unterstützte und den Bauhandwerkern sogar zur Vertagung eines Streiks rieth, um die Wahl jenes Bourgeois nicht zu gefährden. Die vollständige Verwirklichung der Ansprüche, welche Krapotkin an eine Volkspartei stellte, fand er erst in Neuchâtel vor, wohin er sich von Genf begab, um die Sektion der Bakunisten, die Uhrmacher des Jurabundes, kennen zu lernen. Diese Organisation ist es gewesen, welche gerade damals begann, das anarchisistische Prinzip in die internationale Arbeiterbewegung einzuführen, nachdem sich Bakunin, wie Krapotkin ein gewesener russischer Offizier, an ihre Spitze gestellt hatte. Der Anarchismus ist entstanden im Jahre 1872, im Gegensatz zu der Londoner Internationale unter Marx und Engels, welche ein Theil der europäischen Arbeiterschaft für das Scheitern der Pariser Kommune mit verantwortlich machte, da der Londoner Generalrath darauf bestanden hatte, den Aufstand von London aus

durch Befehle dirigiren zu wollen. Ueberdies hatte der Generalrath im Jahre 1871 in einer geheimen Konferenz, der außer ihm selbst nur einige wenige Delegirte beiwohnten, den lokalen Bündern und Sektionen vorzuschreiben sich vermessen, daß die Mitglieder der Assoziation sich bei den politischen Wahlen zu betheiligen hätten: „Der Generalrath begnügte sich nicht mit der Rolle eines Korrespondenzbureaus; er wollte die Bewegung leiten und das Vorgehen . . . selbst der einzelnen Mitglieder, seinem beistimmenden oder abweisenden Urtheil unterwerfen . . . Mit Gewalt wurden dadurch die Leute zum Nachdenken über die schädigende Wirkung jeder Regierung, mochte ihre Wurzel auch noch so demokratisch sein, gebracht. Das war der erste Funken des Anarchismus. Seinen Mittelpunkt fand der Widerstand gegen den Generalrath im Jurabund.“ Die hausindustriellen Uhrmacher, welche ihn bildeten, begannen zu erwägen, ob das Ideal des „Zukunftsstaates“ wirklich das Blut und den Schweiß werth sei, welche seine Verwirklichung das Proletariat kosten würde, und das Ergebnis ihres Nachdenkens war, daß der vom Zukunftsstaat zu erwartende wirtschaftliche Despotismus den bloß politischen Despotismus der Gegenwart an Gefährlichkeit noch bei Weitem übertreffen würde.

Den ungeheuerlichen Gedankensprung, welchen die Uhrmacher ausführten, indem sie daraus, daß eine beliebige politische Organisation sich ihrer Ansicht zu Folge einmal nicht bewährt hatte, sofort schlossen, der Staat taue überhaupt nichts und müsse abgeschafft werden — diesen ungeheuerlichen Gedankensprung bemerkte Krapotkin garmicht. Es ist ja eine bekannte Thatsache, daß gerade Mathematiker, also Jünger einer Wissenschaft, welche schlechterdings keine Lücke der Erkenntniß duldet, wenn sie in die Gebiete der Politik und der Geschichte verschlagen werden, sich hier die tollsten logischen Eskapaden zu Schulden kommen zu lassen pflegen. Was Krapotkin nach wie vor ganz besonders blendete, war der hohe Stand der Volksbildung in der Schweiz: „Die klare Einsicht, das gesunde Urtheil, die Fähigkeit zur Lösung verwickelter sozialer Fragen, wie ich sie unter diesen Arbeitern, besonders den dem mittleren Lebensalter angehörigen, antraf, machten einen tiefen Eindruck auf mich, und ich bin fest davon überzeugt, daß die hervorragende Rolle, die dem Jurabunde in der Entwicklung des Sozialismus zukommt, nicht nur in der Bedeutung der antigouvernementalen und föderalistischen Ideen, deren Hauptvertreter er war, ihren Grund hat, sondern auch darin, daß diese Ideen in Folge des gesunden

Menschenverstandes der Uhrmacher des Jura in so vernünftiger Form zum Ausdruck gelangten . . . Die Unabhängigkeit im Denken und im Gedankenausdruck, wie sie sich nach meiner Wahrnehmung unter den dortigen Arbeitern entwickelte, und ihre grenzenlose Hingabe an die gemeinsame Sache machten auf meine Gefühle einen noch stärkeren Eindruck, und als ich die Uhrmacher des Jura, nachdem ich etwa zwölf Tage unter ihnen gewohnt hatte, verließ, standen meine sozialistischen Ansichten fest: ich war ein Anarchist . . . und diese Ideen habe ich nicht nur bis zum heutigen Tage festgehalten, sondern mich auch nach besten Kräften bemüht, sie weiter zu entwickeln und immer klarer und konkreter auszugestalten.“

Nach Rußland zurückkehrend, zweifelte unser geistreicher Phantast nicht daran, daß sich auch unter den ungebildeten Volksmassen dieses halbasiatischen Reiches eine intelligente sozialistische Bewegung würde ins Leben rufen lassen. Leidenschaftlich war er entschlossen, bei der Lösung der genannten schwierigen Aufgabe selber mit Hand anzulegen. Er führte einen großen Ballen sozialistischer Bücher und Zeitungen mit sich, welchen er durch galizische Juden über die russische Grenze schmuggeln ließ. Von allen den Schriften, welche er bei sich führte, und welche so vielfach sein Innerstes ausgewühlt hatten, hatte keines so stark auf ihn gewirkt als „Le livre rouge de la justice rurale“: „Es enthielt nichts als Auszüge von Pariser Briefen der Korrespondenten Londoner Blätter, des „Standard“, „Daily Telegraph“ und der „Times“, aus den letzten Waiatagen des Jahres 1871, die von den Schreckensthaten des Pariser Heeres unter Gallifet berichteten, und außerdem nur ein paar von Blutdurst gegen die Aufständischen triefende Artikel des Pariser „Figaro“. Beim Lesen dieser Zeilen wollte ich an der Menschheit verzweifeln, und dieses Gefühl der Verzweiflung hätte mich auch sobald nicht wieder verlassen, wäre mir nicht im Verkehr mit den Mitgliedern der unterlegenen Partei, die all' diese Schrecken hatten über sich ergehen sehen, jene Freiheit von jedem Gefühl des Hasses, jene Zuversicht in den schließlichen Erfolg ihrer Ideen, jener zwar traurige, aber mit Ruhe auf die Zukunft sich richtende Ausdruck der Augen, jene Bereitwilligkeit, das Geipenst der Vergangenheit zu vergessen, entgegengetreten, wie ich sie bei dem Korbflechter Malon und thatsächlich fast bei allen Genfer Flüchtlingen der Kommune bewunderte und noch immer bei Louise Michel, Vefrançais, Elisee und Elie Reclus und anderen Freunden bewundern kann.“

In Petersburg schloß sich Krapotkin dem Tschankowsky-Kreis

an, einer geheimen sozialrevolutionären Gesellschaft, deren Gruppen sich hundertfältig in den Provinzen verzweigten. Krapotkin war entschlossen, um seiner Mitarbeit an der Emanzipation des Proletariats willen, der gelehrten Laufbahn vollständig zu entsagen, aber er hielt sich für verpflichtet, zunächst für die Geographische Gesellschaft den Bericht über seine Reise nach Finnland zu vollenden, sowie noch eine andere Arbeit, bei der ihn jene Gesellschaft finanziell unterstützt hatte. Seine neuen Freunde waren die Ersten, ihn in diesem Entschlusse zu bestärken. Es wäre, sagten sie, irrational, anders zu handeln.

Da der Druck des gouvernementalen Despotismus auf allen Nihilisten mit der gleichen Schwere lastete, so gab es zwischen ihnen keine große Spaltungen, und die Gegnerschaft, welche Krapotkin dem offiziellen Sozialismus entgegenbrachte, kam für russische Verhältnisse nicht praktisch in Betracht. Mit Leib und Seele ergab er sich der Agitation unter den Petersburger Arbeitern. Am meisten interessirten ihn die Weber und die Arbeiter in Baumwollenfabriken, welche, viele Tausende an der Zahl, im Sommer auf ihre Dörfer zurückkehren, um dort der Feldarbeit obzuliegen, und sich demgemäß im Allgemeinen wenig von den Bauern unterscheiden. Auf einer äußerst niedrigen Bildungsstufe stehend, bewohnen sie zu zehn bis zwölf ein Zimmer und bereiten hier gemeinsam ihre Mahlzeiten. Solche Genossenschaften heißen Artels, und diese pflegten Krapotkin und die anderen Nihilisten aufzusuchen. Bald wurden sie durch die Weber mit noch anderen Artels von Steinmetzen, Zimmerleuten u. s. w. bekannt, und alle diese unwissenden, gedrückten Leute nahmen das neue materialistische Evangelium sehr beifällig auf. In den schmutzigen Massenquartieren brachten die Agitatoren, welche, wie oben auseinandergesetzt, theilweise aus den vornehmsten und reichsten Häusern stammten, ganze Nächte unter beständigen Gesprächen über die soziale Frage zu. Verdienstlicher war, daß der Tschankowski-Kreis in Räumlichkeiten, welche seine Mitglieder auf falsche Namen mietheten, den Arbeitern Unterricht im Lesen und Schreiben erteilte. Die intelligentesten Arbeiter in der Reichshauptstadt, die Maschinenbauer, welche zumeist in den kaiserlichen Artilleriewerkstätten arbeiteten, wurden gleichfalls mit großem Erfolg nihilistisch bearbeitet. Auf den Vese- und Diskutirabenden, welche sie unter den Maschinenbauern einrichteten, konnten die Wähler bald dazu übergehen, ihre relativ geweckten Zuhörer „mit der hauptsächlichsten radikalen und sozialistischen Literatur, mit Buckle, Lassalle,

Mill, Draper, Spielhagen bekannt zu machen, jodaß sie sich in ihren Anschauungen nur wenig von Studenten unterschieden.“ Welche köstliche unbewußte Selbstkritik der russischen „Bildung“ à la Krapotkin! Geld für die Agitation war immer reichlich vorhanden, obwohl das geheime Drucken zahlreicher Flugschriften, sowie die Einschmuggelung und Kolportage von Bassele, Marx u. s. w. große Summen verschlangen, Gefinnungsgenossen durch Bestechung u. dergl. vor den Nachstellungen der Polizei zu schützen waren, und beständig in allen Gouvernements neue Unternehmungen versucht wurden. Aber die Vermögensverhältnisse vieler Genossen waren gleich denen des Großgrundbesitzers Krapotkin von Haus aus günstige, und dann kannten diese Fanatiker auch keine persönlichen Bedürfnisse. Ihre Mahlzeiten bestanden ein für allemal aus Roggenbrot mit Gurken, einem Bissen Käse und russischem Brei, wozu eine Unmenge von schwachem Thee mit dem dazugehörigen unglaublichen Quantum mehr oder weniger aromatischer Zigaretten vertilgt wurde. „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“ gilt eben auch von dem verfeinerten materiellen Lebensgenuß; durch Knuten, Zungenausschneiden und Verschicken nach Sibirien hatte Peter der Große die russische Aristokratie gezwungen, anständig zu essen, behaglich zu wohnen, sich reinlich zu kleiden, aber Anstand, Komfort und Keuschheit zu wirklichen innerlich gefühlten Bedürfnissen der russischen Gesellschaft zu machen, das war ihm durch diese barbarischen Gewaltmittel so wenig gelungen, daß noch im Jahre 1872 die vornehmen Damen und Herren, welche sich dem Nihilismus ergeben hatten, die äußerlich anerzogene Eleganz ohne besonderen Schmerz abzustreifen vermochten, ja vielfach geradezu mit Behagen lebten wie die Hunde und Hündinnen.

Die nihilistische Gruppe, zu welcher Krapotkin sich hielt, pflegte sich eine Zeit lang in einem kleinen Hause in einer Petersburger Vorstadt zu versammeln, das angeblich eine Handwerkerfrau gemiethet hatte. Aber der Name dieser angeblichen Handwerkerfrau war bloß ad hoc angenommen und ihr Paß gefälscht. In Wahrheit hieß diese vorgeichobene Mietherin Sophie Perowskaja und stammte aus einer hocharistokratischen Familie. Ihr Vater war eine Zeit lang Militärgouverneur von Petersburg gewesen. Aber mit Zustimmung ihrer sie vergötternden Mutter hatte sie eine Univerſität bezogen und dann mit den drei Schwestern Kornilow, den Töchtern eines reichen Fabrikanten, die revolutionäre Gruppe

begründet, welcher Krapotkin beigetreten war. Wie sie jetzt als Handwerkerfrau im Rattunkleide und in Männerstiefeln, mit einem baumwollenen Tuche um den Kopf, ihre zwei Eimer Wasser auf den Schultern von der Newa herbeitrug, hätte Niemand in ihr das Mädchen erkannt, das vor wenigen Jahren in den feinsten Gesellschaften der Hauptstadt glänzte. In jeder Beziehung gehörte sie zu der moralischen Elite der unheimlichen Partei, der sie durch ihr und ihres Volkes Verhängniß anheimgefallen war. „Jeder von uns war für sie eingenommen und hatte, wenn er ins Haus trat, ein besonders freundliches Lächeln für sie, selbst wenn sie, die möglichste Reinhaltung des Hauses als einen Ehrenpunkt betrachtend, uns wegen des Schmutzes schalt, den wir, mit großen Bauernstiefeln und Schafpelz angethan, nach der Wanderung durch die kothigen Vorstadtstraßen hereinbrachten. Sie suchte dann ihrem mädchenhaften, unschuldigen und höchst geistvollen Gesichtchen einen möglichst strengen Ausdruck zu geben. In ihren sittlichen Begriffen war sie sehr streng, aber keineswegs nach dem Muster einer Moralpredigerin . . . Die Perowskaja war eine „Volksfreundin“ bis zum innersten Grunde ihres Herzens und dabei eine Revolutionärin, eine Streiterin so zuverlässig und fest wie Stahl. Sie hatte nicht nöthig, die Bauern, um sie zu lieben und für sie zu arbeiten, mit eingebildeten Vorzügen auszustatten. Sie nahm sie, wie sie waren, und sagte einmal zu mir: „Wir haben etwas Großes angefangen. Zwei Generationen werden vielleicht bei der Arbeit zu Grunde gehen, und doch muß sie gethan werden . . . Kaum je aber möchte ein Frauenherz einen besseren Ausdruck für eine liebende Seele gefunden haben, als unsere Genossin in dem Briefe, den sie wenige Stunden vor dem Besteigen des Schafotts an ihre Mutter schrieb.“

In den Versammlungen der Nihilisten tauchte immer wieder und wieder die Frage auf, ob man nicht den Zaren wenn nicht zur Errichtung eines sozialistischen Staatswesens zwingen, so doch wenigstens dahin drängen könnte, eine Abschlagszahlung in Form einer Verfassung zu gewähren. Krapotkin schlug seinen Genossen vor, daß er sich zum Schein von ihnen trennen und sein Arbeitsfeld an den Hof und in die Kreise der höheren Beamten verlegen wolle, wo er ja viele gesellschaftliche Beziehungen hatte. Er kannte eine ganze Anzahl von einflußreichen Persönlichkeiten, welche mit den bestehenden Zuständen durchaus nicht einverstanden waren. Diese Kräfte gedachte Krapotkin zu organisiren, in der Erwartung,

daß sich eines Tages eine Gelegenheit finden würde, wo er an der Spitze der Malkontenten einen Druck auf Alexander II. auszuüben und den Herrscher zur Gewährung einer Konstitution zu nöthigen vermochte. Daß eine solche Gelegenheit nicht ausbleiben würde, nahm Krapotkin mit um so größerer Bestimmtheit an, als er sich sagte, daß es ihm bei seinem Geist und seiner Unerfrockenheit wohl gelingen würde, die von ihm aufgehetzten Leute früher oder später so zu kompromittiren, daß sie den entscheidenden Schritt um der Selbsterhaltung willen wagen mußten. Da es im Tschaykowsky-Kreise nicht an gewesenen Offizieren fehlte, so konnten ohne besondere Schwierigkeit entsprechende Parallelintriguen unter dem Offizierskorps der Garde angesponnen werden. Mit Gährungsstoff war die ganze Armee überreichlich angefüllt. Zur Zeit seiner Ankunft in seiner sibirischen Garnison war Krapotkin von dem Chef des Generalstabs der ostsibirischen Truppen, dem begabten erst 35 jährigen General Kufel, dessen Adjutant Krapotkin werden sollte, in ein Zimmer des Generalstabsgebäudes geführt worden, wo der junge Leutnant eine vollständige Sammlung von Herzensrevolutionären Schriften fand. In dem Vorzimmer des Generalgouverneurs von Ostsibirien, des Eroberers des Amurlandes, Grafen N. N. Murawjew, der selber sozialistisch gefärbten Ansichten huldigte, erörterten die jungen Offiziere die Gründung der Vereinigten Staaten von Sibirien, welche über den Stillen Ozean hinüber mit den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika in ein Bundesverhältniß treten sollten. Mehr oder weniger gab es solche Elemente in allen Armeekorps.

Gleichwohl lehnten die Genossen den Vorschlag Krapotkins ab. Die Vorbereitung einer großen sozialistischen Massenbewegung unter den Arbeitern und Bauern Rußlands schien den organisirten Kreisen des Nihilismus damals ein viel wirksameres Mittel zu sein, als Verschwörungen und Attentate. Wenn solch' eine Bewegung begönne, so argumentirte man im Tschaykowsky-Kreis, wenn die Bauern, sich ihr in Masse anschließend, das Land für sich forderten und die Abschaffung der Loskaufssteuern verlangten, dann würde der Kaiser nicht anders können, als bei den begüterten Klassen Hilfe suchen und eine Nationalversammlung berufen. Die organisirten Nihilisten haben in den Jahren 1871—1878 nicht nur keine Komplotte gegen den Zaren angesponnen, sondern sogar sein Leben positiv beschützt: Als ein junger Mensch aus einer der südlichen Provinzen mit der festen Absicht, Alexander II. zu tödten,

nach Petersburg kam, und einige Mitglieder des Tschankowsky-Kreises von diesem Plane erfuhren, suchten sie nicht nur den jungen Mann durch das ganze Gewicht ihrer Gründe von seinem Vorhaben abzubringen, sondern erklärten ihm, als er sich nicht rathen lassen wollte, sie würden ihn überwachen lassen und mit Gewalt an der Ausführung eines solchen Attentates hindern. Das Winterpalais war damals nur sehr oberflächlich bewacht, wie Krapotkin genau weiß, denn er ging dort bei den Damen und Herren vom Hofe aus und ein, und so hat die Haltung der sozialrevolutionären Führer dem Kaiser in dieser Epoche vielleicht das Leben gerettet.

Als dieselben Männer dann sechs bis sieben Jahre später ihren furchtbaren Kampf gegen Alexander II. aufnahmen, wurde es nach Krapotkins Ansicht evident, daß es von den Nihilisten verkehrt gewesen war, die Methoden, durch deren Anwendung Peter III. und Paul I. beseitigt worden waren, nicht mehr für zeitgemäß zu halten. Krapotkin sagt, wenn das demokratische Exekutivkomité durch eine sich von den Terroristen scheinbar getrennt haltende Agitation unter den unzufriedenen Aristokraten unterstützt worden wäre, würde das Blut der sich geopfert habenden Nihilisten nicht vergeblich geflossen sein und der Zusammentritt der russischen Etats Généraux sich verwirklicht haben.

Durch vorsichtiges Ausstrecken von Fühlern hatte es Krapotkin schon dahin gebracht, daß ein Theil der illoyalen aristokratischen Elemente in der Residenz auf ihn als das mögliche Oberhaupt einer Adels- und Offizierverschwörung blickte. Unbeargwöhnt sowohl von seinen Standesgenossen als auch von der Polizei, führte er ein seltsames Doppelleben: oft genug fuhr er, von einem kopijösen Diner in einem vornehmen Hause, wenn nicht gar im Winterpalais, kommend, in einer Droschke schnell zu einem armen Studenten in einer entfernten Vorstadt, vertauschte seine hochelegante Gesellschaftstoilette mit einem baumwollenen Hemd, Bauernstiefeln und Schafspelz und machte sich so, den Bauern, die er traf, ein Scherzwort zurusend, auf den Weg zu irgend einer Winkelnjepe, um dort den Arbeitern den Kommunismus zu predigen. Krapotkin fühlte sich bei dieser abenteuerlichen Existenz überaus wohl: „Es waren zwei Jahre eines „Lebens unter Hochdruck“, eines überquellenden Lebens, bei dem man in jedem Augenblicke gewissermaßen das volle Klopfen aller Fibern des inneren Menschen fühlt und allein ein wahrhaft lebenswerthes Dasein führt. Ich befand mich in einer Familie von Männern und Frauen, die das gemeinsame Ziel so eng mit

einander verbunden hatte, und die in ihren gegenseitigen Beziehungen eine so weit gehende Humanität und Zartheit befundeten, daß ich mich jetzt nicht an einen einzigen Moment erinnern kann, in dem auch nur eine vorübergehende Friktion das Leben unseres Kreises gestört hätte. Wer einige Erfahrung als politischer Agitator besitzt, wird wissen, was das besagen will.“ Zum Heile Rußlands war die Zahl dieser Idealmenschen nur sehr gering. Krapotkin schätzt die Zahl derjenigen Männer und Frauen, welche an der Bewegung thätigen Antheil nahmen, auf 2—3000, während zwei- bis dreimal so viele jenen Vorkämpfern ihre Sympathien und auch gelegentlichen Beistand entgegenbrachten. Ueberdies begannen, sobald die Bewegung in Petersburg etwas in die Breite gegangen war, die Fabriken von Spizeln zu wimmeln. Trotz dieser häßlichen Erscheinung hielt Krapotkin an seiner optimistischen Auffassung von dem moralischen und intellektuellen Adel der niederen Klassen fest: „Unter den Arbeitern verbrachte ich meine glücklichsten Stunden. Insbesondere steht mir der Neujahrstag des Jahres 1874, der letzte, den ich in Rußland außerhalb der Gefängnißmauern zubrachte, in schönster Erinnerung. Den Abend vorher hatte ich mich in einer „distinguirten“ Gesellschaft befunden. In begeisterten, edlen Worten sprach man da über die Pflichten der Bürger, das Wohl des Volkes u. dergl. Aber durch alle diese ergreifenden Reden klang doch der eine Ton, das eine Bestreben hindurch, wie jeder von den Sprechern sein eigenes persönliches Wohlergehen sichern könnte. Und dabei hatte nicht Einer den Muth, frank und frei auszusprechen, daß er nur soweit zur Mitwirkung für das allgemeine Wohl bereit war, als nicht sein eigenes Nest dadurch in Gefahr kam. Sophismen und wieder Sophismen über die langsame Entwicklung von innen heraus, über die Trägheit und Gleichgiltigkeit der niederen Klassen, über die Ausgeschlossenheit des Opfers und ähnliche Phrasen mußten dazu dienen, die unausgesprochenen Worte zu rechtfertigen, und dazwischen wiederholte jeder Einzelne die Versicherung, er sei zu Opfern bereit. Auf einmal überkam mich inmitten all dieses Geschwäzes eine tiefe Traurigkeit, und ich ging heim.

Am nächsten Morgen besuchte ich eine von unseren Weber- versammlungen, die in einem unterirdischen dunklen Raume stattfand. Ich trug Bauernkleidung und unterschied mich in nichts von den anderen in Schafpelz Gehüllten. Mein Kamerad, der den Arbeitern bekannt war, führte mich einfach ein als „Vorodin, ein

Freund.“ „Erzähle uns, Borodin“, sagte er, „was Du im Auslande gesehen hast.“ Und ich sprach von der Arbeiterbewegung in Westeuropa, den dortigen Kämpfen, Schwierigkeiten und Hoffnungen. Meine zumeist im mittleren Lebensalter stehenden Zuhörer zeigten das gespannteste Interesse. Die Fragen, die sie über alle Einzelheiten der Arbeiterverbindungen, über die Ziele der Internationale und ihre Aussichten auf Erfolg an mich richteten, trafen alle den Kern.“

Was ein richtiger mathematischer Kopf ist, der mag die Welt nach noch so vielen Richtungen hin kennen lernen, er wird auf alle Fälle entweder ohne sonderliches Interesse für die Weltbegebenheiten bleiben oder aber in ihrer Betrachtung fanatisch doktrinär sein. Heillos doktrinär war auch Krapotkin in seiner einseitigen Geringschätzung der oberen und Verhimmelung der unteren Klassen, indessen ehrlich und opferbereit war sein Fanatismus ohne Zweifel. Nachdem die Polizei von St. Petersburg einigermaßen hinter die sozialrevolutionären Umtriebe gekommen war, folgten sich die Verhaftungen Schlag auf Schlag. Trotzdem verschmähte Krapotkin, sich ins Ausland zu begeben. Erst, als die Polizei ein paar Weber verhaftet hatte, denen man nihilistischerseits nicht traute, und die Krapotkin unter dem Namen Borodin kannten, beschloß er, nicht etwa Rußland, wohl jedoch seine luxuriöse Wohnung in der vornehmen Morskaja zu verlassen und sich irgendwo in der Stadt zu verbergen. Nach einem Vortrage, den er in der Geographischen Gesellschaft gehalten hatte, und der mit starkem Beifall aufgenommen worden war, in sein Quartier zurückkehrend, kam ihm der Boden dort schon so heiß vor, daß er nur schleunigst seinen Koffer nahm und dann in eine Droschke sprang. Aber hinter sich sah er eine zweite Droschke fahren, in welcher der eine jener beiden Weber mit einem anderen Manne saß. Der Weber machte eine verstohlene Handbewegung, als wolle er Krapotkin etwas sagen. Der glaubte, der Andere wäre freigekommen und hätte Wichtiges mitzutheilen. Sobald Krapotkin aber anhielt, schrie der Begleiter des Webers, ein Geheimpolizist: „Herr Borodin, Fürst Krapotkin, ich verhafte Sie!“

Jetzt war es Krapotkin klar, daß er eine Dummheit begangen hatte. Offenbar hatte die Polizei an der Identität des „Borodin“ mit dem Fürsten Krapotkin gezweifelt; erst, daß er der Aufforderung des Webers nachgekommen war, hatte dem Kriminalkommissarius den Muth gegeben, zur Verhaftung zu schreiten.

Sogleich beging Krapotkin eine zweite Dummheit. Er warf nämlich einen an sich äußerst harmlosen Brief eines Genossen weg, damit dieser nicht in den Ruf nihilistischer Beziehungen gelange. Der Polizeibeamte überfah in der That das Manöver, als aber vor dem Untersuchungsgefängniß vorgefahren wurde, händigte der Weber den Brief dem Polizisten ein und sagte: „Ich habe gesehen, wie der Herr das Papier fallen ließ und habe es aufgehoben.“

Nichtsdestoweniger würde Krapotkins Sache in einem Kulturstaat mit geordneter Rechtspflege nicht schlecht gestanden haben, denn die verrätherischen Weber wußten eigentlich nur, daß er sich einen falschen Namen beigelegt hatte, sonst so gut wie nichts von seiner politischen Thätigkeit. Die russische Regierung aber, als sie erkannte, daß bei einer öffentlichen Gerichtsverhandlung nicht viel für sie herauskommen würde, ließ Krapotkin einfach in infinitum in der Untersuchungshaft sitzen, in der Annahme, daß sich schon noch Belastungsmaterial finden würde. So schmachtete Krapotkin denn zwei volle Jahre in der Peter-Paulsfestung, ohne, daß er vor seinen ordentlichen Richter gestellt worden wäre. Obgleich er milder als andere plebejische Untersuchungsgefangene behandelt wurde, konnte es in der feuchten und dunkeln Kaserne nicht ausbleiben, daß der an Bewegung gewöhnte Mann schwer erkrankte. Er wurde dank den Konnexionen seiner Familie in die Abtheilung des Garnisonlazareths für untersuchungsgefangene Soldaten übergeführt und erholte sich hier sehr rasch. Inzwischen gelang es den Nihilisten, welche sich mit Verwandten von ihm in Verbindung setzten, mündliche und schriftliche Beziehungen zu Krapotkin zu gewinnen und alle Einzelheiten eines Fluchtversuches mit ihm zu verabreden. Die Art und Weise wie der verwegene Anschlag durchgeführt wurde, legt sowohl für die Energie der Nihilisten als auch für die geistige und körperliche Elastizität Krapotkins laut redendes Zeugniß ab: Nachmittags um vier durfte sich der Gefangene eine Stunde lang im Hofe des Lazareths ergehen, von welchem ein offenes Portal auf die Straße führte. Die Befreier ließen Krapotkin wissen, sie würden, wenn er zum Zeichen, daß er bereit sei, den Hut in der Hand trüge, draußen einen rothen Kinderballon steigen lassen, um damit zu kennzeichnen, daß ihrerseits die Aktion bevorstände. Dann würde der Wagen kommen, der Krapotkin aufnehmen solle, und ein Lied gesungen werden, um anzudeuten, daß die Straße frei sei.

Am dem verabredeten Nachmittage ging Krapotkin hinaus, nahm den Hut ab und wartete auf den Ballon. Doch es war nichts davon zu sehen. Eine halbe Stunde verrann, da vernahm der vor Ungeduld Vergehende das Rollen eines Wagens und hörte einen Mann ein ihm unbekanntes Lied singen, aber kein Ballon ließ sich sehen.

Die Stunde für die Promenade war um und mit gebrochenem Herzen kehrte Krapotkin in seinen Kerker zurück.

Was unmöglich schien, war an dem Tage eingetreten. Immer sind auf den Straßen Petersburgs hunderte von Kinderballons zu kaufen, aber an diesem Tage war kein einziger aufzutreiben gewesen. Ueberrascht und verwirrt hatten sich die Nihilisten zu einem Mechaniker begeben, dort einen Apparat zur Erzeugung von Wasserstoff gekauft und einen in ihren Händen befindlichen alten Ballon damit gefüllt, jedoch der Wasserstoff war nicht trocken genug, und der Ballon wollte nicht fliegen. Die Zeit drängte. Da befestigte eine beherzte Nihilistin den Ballon an ihrem Sonnenschirm und ging, diesen hoch über ihrem Kopfe haltend, in der Straße an der hohen Mauer entlang hin und her, aber Krapotkin hatte davon nichts bemerkt, da die Mauer zu hoch und die Nihilistin zu klein war.

Durch Korrespondenz vermittelt Chiffreschrift wurde die Wiederholung des Unternehmens schon auf den nächsten Tag festgesetzt, da weiterer Aufschub gefährlich schien. Schon das Erscheinen des Wagens war den Leuten in Lazareth aufgefallen, und Krapotkin hörte, wie der Offizier du jour die vor seinem Fenster stehende Wache fragte: „Wo sind die Patronen?“ Es dauerte ein paar Minuten, bevor der schwerfällige Mann sie aus der Patronentasche herausbrachte. Der Offizier schalt: „Hat man Euch nicht gesagt, Ihr solltet heute Nacht vier Patronen in Eurer Rocktasche haben?“ Und er blieb solange bei dem Soldaten stehen, bis dieser vier Patronen in seine Tasche gesteckt hatte: „Sieb scharf Acht!“ sagte er noch bevor er wegging.

Punkt vier Uhr Nachmittags am folgenden Tage stand Krapotkin am Portal des Hofes mit dem Hut in der Hand. Der Wagen fuhr bald darauf vor, und ein paar Minuten später erblickte Krapotkin — dieses Signal war an Stelle des aufsteigenden Ballons verabredet worden — am Fenster eines gegenüberliegenden grauen Häuschens einen Geige spielenden Mann. Aber der Gefangene befand sich, da er ja beständig promeniren mußte, in dem bezeichneten Augenblicke gerade in dem, von dem

Portal am weitesten entfernten Theile des Hofes, und als er die hundert Schritte bis zum Portale wieder zurückgelegt hatte, war ihm die Schildwache gerade dicht auf den Fersen. „Noch einmal zurück!“ dachte Krapotkin und setzte sich in Bewegung, aber noch ehe er das andere Ende des Hofes erreicht hatte, hörte die Violine auf zu spielen.

Es verging länger als eine qualvolle Viertelstunde, bevor Krapotkin die Ursache der Unterbrechung klar wurde. Dann fuhr nämlich ein Dutzend schwer beladener Holzkarren durch das Thor und bewegte sich nach dem anderen Ende des Hofes. Die Nihilisten hatten ein ganzes System von Signalen hergestellt, um die Sicherheit zu gewinnen, daß die Straßen, durch welche die Flucht gehen sollte, nicht verstopft waren. Fast eine halbe Meile weit standen Genossen: Einer war beauftragt, ein Taschentuch in der Hand zu halten und es in die Tasche zu stecken, wenn Karren kämen; ein Anderer hatte, Kirichen essend, auf einem Stein zu sitzen und mit seinem Schmause aufzuhören, wenn Karren nahe wären u. s. w. Alle diese in den verschiedenen Straßen gegebenen Zeichen sollten bis zum Wagen und zum Violinpieler fortgesetzt werden, und der Dienst funktionirte, wie wir gesehen haben, ausgezeichnet.

Als die Bahn wieder frei war, begann der Violinpieler sofort mit großer Virtuosität eine aufregende Mazurka von Rautsky zu spielen, als wollte er sagen: „Vorwärts! Jetzt ist Deine Zeit!“ Langsam wandelte der Gefangene auf das Portal zu, bei dem Gedanken bebend, die Mazurka könnte aufhören, bevor er das Thor erreicht hätte. Um Ziele angelangt, drehte er er sich um und sah, wie die Schildwache fünf bis sechs Schritte hinter ihm Halt gemacht hatte und nach einer anderen Richtung schaute. „Jetzt oder nie!“ Dieser Gedanke schoß Krapotkin blitzschnell durch den Kopf, und er fing an zu laufen. Die Schildwache lief schreiend hinter ihm her und war ihm so nahe, daß sie ihm mit dem Bojounnet beinahe in den Rücken zu stechen vermochte, aber in ihrer Konsternation unterließ sie es, zu schießen. Noch drohte eine schwere Gefahr von dem außerhalb des Thores, beinahe neben dem Wagen, stehenden Posten. Einem Nihilisten war der Auftrag ertheilt worden, die Aufmerksamkeit dieses Soldaten durch ein Gespräch abzulenken. Er entledigte sich seiner Aufgabe mit bestem Erfolg. Da der Soldat einmal im Laboratorium des Lazareths beschäftigt gewesen war, so gab der

Nihilist der Unterhaltung eine wissenschaftliche Wendung, indem er vom Mikroskop und den Wundern, welche es erschließt, sprach. Er fragte in Bezug auf einen gewissen kleinen Parasiten des menschlichen Körpers, der beim russischen Militär gleichsam zu den Hausthieren gerechnet wird: „Haben Sie schon gesehen, was für einen furchtbaren Schwanz sie hat?“ „Was sagen Sie, einen Schwanz?“ „Ja! freilich! Er ist unter dem Mikroskop so dick.“ „Reden Sie mir doch nichts vor!“ versetzte die Schildwache. „Das weiß ich besser. Es war ja das Erste, was ich unter dem Vergrößerungsglase gesehen habe.“ Dieses lebhafte Zwiegespräch zwischen Soldat und Nihilist fand gerade statt, als Krapotkin bei den Beiden vorbeilief und in den Wagen sprang, der schleunigst davonjagte.

Die Besatzung des Lazareths wußte die Verfolgung nicht durchzuführen, da alle Droschken im Umkreis von 20 Minuten von den Nihilisten gemiethet waren. Die alarmirte Polizei hielt noch an demselben Tage zahlreiche Hausdurchsuchungen ab und griff in vielen Fällen richtig Personen heraus, welche an der Entführung Krapotkins theilhaftig gewesen waren, aber Krapotkin selber entdeckten sie nicht: Der machte inzwischen, nachdem man ihn in einer abgelegenen Straße umgekleidet und rasirt hatte, im Kreise der Rädelshörer eine Landpartie nach den Inseln, wo die Petersburger Aristokratie sich den Sonnenuntergang anzusehen pflegt. Dann fuhr die Gesellschaft, um zu Mittag zu essen, zu Donon, in das vornehmste Restaurant der Residenz und auch in diesen geweihten Hallen dachte die Polizei nicht daran, die Verschwörer zu suchen; gerade auf den Inseln und bei Donon waren sie am sichersten.

Kurz — Krapotkin entkam zum Entsetzen des Zaren ins Ausland, wo er nur ein paar Monate zu bleiben gedachte, um dann heimlich nach Rußland zurückzukehren. Aber sein Schicksal sollte eine andere Wendung nehmen: im 34. Jahre aus Rußland entflohen, ist er bis heute, wo er im 58. Jahre steht, nicht in sein Vaterland zurückgekehrt. Denn in der Schweiz, wohin er sich begab, stellte ihn der Jurabund nach dem soeben erfolgten Ableben Bakunin's an seine Spitze, und von dieser Position aus schwang sich Krapotkin rasch empor zum geistigen Oberhaupt des Anarchismus beider Welten. Die Lehre Johann Most's ist weiter nichts, als eine Vergrößerung Krapotkin'scher Doktrinen. Indem ich dies ausspreche, stütze ich mich auf das zweite der Bücher, deren Titel ich

diesem Essay vorangesetzt habe, auf die Elzbacher'sche Schrift über den Anarchismus. Elzbacher's Buch ist mir nicht in jeder Beziehung sympathisch: es ist an ihm von meinem Standpunkte aus zu tadeln die scholastische Form und die Einseitigkeit der abstrakt rechtsphilosophischen Betrachtungsweise, welche die persönlichen und historischen Momente nicht zu ihrem Rechte kommen läßt. Hochachtung jedoch verdienen die metaphysische Bildung, die Gediegenheit und der Scharfsinn des Verfassers, und wie könnte ich mich unterfangen, mit einer bahnbrechenden Leistung streng ins Gericht gehen zu wollen, welche ich nicht umhin kann in wichtigen Punkten selber zu benutzen? Nur das werde ich aussprechen dürfen, daß die gar zu doktrinäre Elzbacher'sche Arbeit ihrem Leser erst dann rechten Nutzen bringen kann, wenn er sich nach ihrem Studium auch zur Lektüre der Krapotkin'schen Memoiren entschließt, welche durch ihren geschichtlichen und höchst persönlichen Charakter den trockenen Elzbacher'schen Formeln Leben einhauchen und sie farbenprächtig vergolden.

Der Wirkungskreis, welcher sich Krapotkin in der westlichen Welt eröffnete, war viel größer, als er jemals hoffen durfte, einen in Rußland zu finden. Außerdem befriedigte ihn die Weiterentwicklung des Nihilismus nicht. In moralischer Hinsicht nahm er freilich nicht den geringsten Anstoß daran, daß die russischen Sozialrevolutionäre nach der Unterdrückung ihrer „Bewegung zum Volke“ in die Bahn des menschenmörderischen Terrorismus einlenkten; vielmehr erschien ihm die Bombe, welche die Nihilisten als Gegen Geschenk für die Aufhebung der Leibeigenschaft dem Kaiser Alexander vor die Füße warfen, als ein Werkzeug der Gerechtigkeit und des Fortschrittes. Was Krapotkin eine gewisse Abneigung gegen die Umsturzpartei seines Heimathlandes einzuflößen begann, war, daß ihre neue blutige Taktik es ihr unmöglich machte, das Proletariat für sich zu gewinnen, und sie in eine bloße Faktion von Intellektuellen verwandelte: „während ich mich mit allen meinen Neigungen immer mehr dazu hingezogen fühlte, mit den arbeitenden, mühsalbeladenen Massen gemeinsame Sache zu machen. Unter ihnen zur Verbreitung von Ideen beizutragen, die sich auf das Gesamtwohl aller Arbeiter richteten; die Ideale und Grundsätze, auf denen sich die künftige soziale Revolution aufbaut, tiefer und weiter auszugestalten; diese Ideale und Grundsätze vor den Arbeiter zu entwickeln, nicht als ein von den Führern ausgehendes Gebot, sondern als Ergebnis ihrer eigenen Einsicht und damit jetzt, wo sie berufen

waren, in der geschichtlichen Arena als die Bildner einer neuen, in Wahrheit die Gleichheit begründenden Organisation der Gesellschaft aufzutreten, ihre Initiative zu erwecken — dies erschien mir für die Entwicklung der Menschheit so nothwendig, wie irgend etwas, das ich damals hätte in Rußland vollbringen können. Demnach schloß ich mich den Wenigen an, die in dieser Richtung in Westeuropa thätig waren und trat an die Stelle derer, die der Jahre lange schwere Kampf erschöpft hatte.“

Krapotkin hat der Sache des Anarchismus in der Schweiz und in Belgien, in Frankreich und in England als Journalist, Volksredner und Agitator gedient, sowie zur literarischen Verfechtung seiner Ideen auch zwei Bücher herausgegeben: „Paroles d'un révolté“ (1885), eine Sammlung von Zeitungsartikeln, unter ihnen den Aufruf „An die Zungen“, welcher in Hunderttausenden von Exemplaren in allen Sprachen verbreitet wurde, und „La conquête du pain“ (1892), das unter dem Titel „Der Wohlstand für Alle“ auch in deutscher Sprache erschienen ist. Im Uebrigen hat er es immer vermieden, deutschen Boden zu betreten, um hier für seine Bestrebungen Propaganda zu machen; nicht allein aus Furcht vor unserer Polizei, welche ja aus gewissen taktischen Gründen mit den Anarchisten ziemlich glimpflich umgeht, sondern auch größtentheils wegen der Sozialdemokraten, denen er durchaus feindlich gegenüber steht, und welche ihn allerdings nicht würden aufkommen lassen. Sozialdemokratie und Anarchismus haben unteugbar viele Berührungspunkte mit einander: Beide huldigen sie dem internationalen und dem revolutionären Prinzip; beide fordern sie die Enteignung der Besitzer des beweglichen und unbeweglichen Kapitals und die Ueberweisung aller Produktionsmittel an das Volk. An diesem Punkte indessen setzt schon die Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden radikalen Parteien ein, indem der Anarchismus, wie er sich unter Krapotkin's Führung gestaltet hat, auch die Konjunktionsmittel für Kollektiveigenthum erklären will. Vor allen Dingen jedoch gähnt eine außerordentlich bedeutende Kluft zwischen Sozialdemokratie und Anarchismus hinsichtlich der Auffassung vom Werthe des Staates für die kommenden Generationen der Menschheit. Das sozialdemokratische Ideal will nach der Zerstörung der historischen Gemeinwesen sozialistische Gemeinwesen erbaut wissen. „es richtet sich“, um mit Krapotkin zu sprechen, „auf den staatlichen Betrieb der Industrien, was den Staatssozialismus, das heißt den Staatskapitalismus bedeutet.“ Die Anarchisten dagegen

verabscheuen den Staatskapitalismus fast mehr als das Privateigenthum; sie erstreben nicht mehr und nicht weniger als die Abschaffung des Staates überhaupt. Jedoch geschieht ihnen Unrecht, wenn man behauptet, sie wollten bloß das Chaos; in Wahrheit hat die anarchistische Partei auch ein positives Ideal; ihr Führer entwickelt es in seinen Memoiren auf folgende Weise:

An die Stelle des staatlichen Prinzips, sagt er, soll das föderalistische treten, an die Stelle obrigkeitlicher Zwangsgewalt die freie Vereinsthätigkeit. Schon heute umspannt ein Netz von Vereinen die Welt, welche geselligen, idealen und gemeinnützigen Zwecken dienen, ebenso sollen in Zukunft, nach Abschaffung des Staates und des Privateigenthums, auch alle öffentlichen und wirthschaftlichen Angelegenheiten der Menschheit in Vereinen und in Bünden von solchen geregelt werden. Wie man heute schon Vereine der Meteorologen, Alpenvereine, Vereine zur Rettung Schiffsbrüchiger, Radfahrer- und Lehrervereine hat, so wird dereinst jegliche, gemeinsamen Zwecken dienende Thätigkeit vereinsgemäß organisiert sein. Man wird Assoziationen für die landwirthschaftliche, industrielle, wissenschaftliche und künstlerische Produktion haben (der Leser beachte den Materialismus dieser Gleichstellung); man wird Wohnungsvereine, Beleuchtungs- und Heizungsvereine, Ernährungsv- und Sanitätsvereine begründen. Auch Gemeinden werden bestehen*), aber diese Gemeinden kennen keine abgesteckten Grenzen, sie sind bloß eine Gruppierung von Gleichgesinnten, keine streng geschlossene Korporation. Auf's Leichteste kann man aus der einen Gemeinde aus- und in die andere eintreten. Die verschiedenen Vereine innerhalb einer Gemeinde werden sich zu ähnlichen Vereinen in anderen Gemeinden hingezogen fühlen; sie werden sich mit ihnen ebenso fest verbinden, wie mit ihren Mitbürgern, und so werden auf der Grundlage der Interessengemeinschaft Korporationen zu Stande kommen, deren Mitglieder über tausend Städte und Dörfer und die verschiedensten Nationen verstreut sind.

Ebenso wie die Vereine in den verschiedensten Gemeinden werden sich die Gemeinden selber durch Verträge zusammenschließen. Wegen der Mannigfaltigkeit der menschlichen Bedürfnisse aber wird jede Gemeinde verschiedenen Bünden angehören müssen: einem zur Beschaffung von Lebensmitteln, einem anderen zur Erlangung von

*) Für das Folgende vergl. auch Etzbacher, S. 141 u. f.

Metall, einem dritten und einem vierten, welche Stoffe und Kunstwerke liefern u. s. w. Es ist bei dem Charakter des Systems selbstverständlich, daß für die nationalen Ideen im wahren Sinne des Wortes kein Raum in ihm ist; immerhin sieht Krapotkin die Existenz nationaler und regionaler Assoziationen auch in seiner anarchistischen Zukunftswelt voraus.

Was ist nun der Grund, warum Krapotkin alle politischen Regimes der Welt auflösen und einen Urbrei von einer Million polnischer Reichstage dafür ins Leben rufen will? Ich habe schon mehrfach von dem Hass Krapotkin's nicht nur gegen die geschichtlich gegebenen Gemeinwesen, sondern auch gegen die Idee des sozialdemokratischen Zukunftsstaates gesprochen; in diesem Punkte bleibt er sich völlig konsequent; so toll es klingt: in jeder Form perhorresziert er wirklich die Staatsidee. Es ist seine heilige Ueberzeugung, daß alle politische Arbeit des Menschengeschlechts beinahe von dem Anfange der Geschichte an eine ungeheure Verirrung gewesen ist. Nicht einmal die von ihm in moralischer Hinsicht so hoch gestellte Pariser Kommune nimmt er von jenem summarischen Verdammungsurtheil aus: „Grade wie jeder Despot, so wird auch die Volkswertretung, mag sie nun Parlament, Konvent oder irgendwie anders heißen, mag sie von den Präfekten eines Bonaparte ernannt oder von einer aufständischen Stadt mit aller erdenklichen Freiheit gewählt sein, immer versuchen, ihre Zuständigkeit zu erweitern, ihre Macht durch jede Art von Einmischung zu stärken und die Thätigkeit des Einzelnen und der Gruppe durch das Gesetz zu verdrängen.“ Jedes positive Gesetz aber ist ein Fluch der Menschheit, mag es zum Schutze der Obrigkeit, des Eigenthums oder der Person erlassen sein. Denn das Privateigenthum ist ja Raub an den Armen und die Obrigkeit die Hauptstütze des kapitalistischen Raubsystems. Was aber die Gesetze zum Schutze der Person, zur Bestrafung und Verhinderung von „Verbrechen“ (die Gänsefüßchen hat Krapotkin hingesezt) anbetrifft, so hat die Furcht vor Strafe noch keinen davon abgehalten, zu morden. Wer seinen Nächsten aus Rachsucht oder Noth tödten will, der zerbricht sich nicht den Kopf über die Folgen, und bis jetzt hat noch jeder Mörder die feste Ueberzeugung gehabt, daß er der Verfolgung entrinnen werde. Wenn der Mord für straflos erklärt würde, so würde sich die Zahl der Morde auch nicht um einen einzigen vermehren, sie würde sich vielmehr insoweit vermindern, als gegenwärtig Morde von ge-

Sogleich beging Krapotkin eine zweite Dummheit. Er warf nämlich einen an sich äußerst harmlosen Brief eines Genossen weg, damit dieser nicht in den Ruf nihilistischer Beziehungen gelange. Der Polizeibeamte übersah in der That das Manöver, als aber vor dem Untersuchungsgefängniß vorgefahren wurde, händigte der Weber den Brief dem Polizisten ein und sagte: „Ich habe gesehen, wie der Herr das Papier fallen ließ und habe es aufgehoben.“

Nichtsdestoweniger würde Krapotkins Sache in einem Kulturstaat mit geordneter Rechtspflege nicht schlecht gestanden haben, denn die verrätherischen Weber wußten eigentlich nur, daß er sich einen falschen Namen beigelegt hatte, sonst so gut wie nichts von seiner politischen Thätigkeit. Die russische Regierung aber, als sie erkannte, daß bei einer öffentlichen Gerichtsverhandlung nicht viel für sie herauskommen würde, ließ Krapotkin einfach in infinitum in der Untersuchungshaft sitzen, in der Annahme, daß sich schon noch Belastungsmaterial finden würde. So schmachtete Krapotkin denn zwei volle Jahre in der Peter = Pauls = Festung, ohne, daß er vor seinen ordentlichen Richter gestellt worden wäre. Obgleich er milder als andere plebejische Untersuchungsgefangene behandelt wurde, konnte es in der feuchten und dunkeln Kajematte nicht ausbleiben, daß der an Bewegung gewöhnte Mann schwer erkrankte. Er wurde dank den Konnexionen seiner Familie in die Abtheilung des Garnisonlazareths für untersuchungsgefangene Soldaten übergeführt und erholte sich hier sehr rasch. Inzwischen gelang es den Nihilisten, welche sich mit Verwandten von ihm in Verbindung setzten, mündliche und schriftliche Beziehungen zu Krapotkin zu gewinnen und alle Einzelheiten eines Fluchtversuches mit ihm zu verabreden. Die Art und Weise wie der verwegene Anschlag durchgeführt wurde, legt sowohl für die Energie der Nihilisten als auch für die geistige und körperliche Elastizität Krapotkins laut redendes Zeugniß ab: Nachmittags um vier durfte sich der Gefangene eine Stunde lang im Hofe des Lazareths ergehen, von welchem ein offenes Portal auf die Straße führte. Die Befreier ließen Krapotkin wissen, sie würden, wenn er zum Zeichen, daß er bereit sei, den Hut in der Hand trüge, draußen einen rothen Kinderballon steigen lassen, um damit zu kennzeichnen, daß ihrerseits die Aktion bevorstände. Dann würde der Wagen kommen, der Krapotkin aufnehmen sollte, und ein Lied gesungen werden, um anzudeuten, daß die Strafe frei sei.

In dem verabredeten Nachmittage ging Krapotkin hinaus, nahm den Hut ab und wartete auf den Ballon. Doch es war nichts davon zu sehen. Eine halbe Stunde verrann, da vernahm der vor Ungebuld Vergehende das Rollen eines Wagens und hörte einen Mann ein ihm unbekanntes Lied singen, aber kein Ballon ließ sich sehen.

Die Stunde für die Promenade war um und mit gebrochenem Herzen kehrte Krapotkin in seinen Kerker zurück.

Was unmöglich schien, war an dem Tage eingetreten. Immer sind auf den Straßen Petersburgs hunderte von Kinderballons zu kaufen, aber an diesem Tage war kein einziger aufzutreiben gewesen. Ueberrascht und verwirrt hatten sich die Nihilisten zu einem Mechaniker begeben, dort einen Apparat zur Erzeugung von Wasserstoff gekauft und einen in ihren Händen befindlichen alten Ballon damit gefüllt, jedoch der Wasserstoff war nicht trocken genug, und der Ballon wollte nicht fliegen. Die Zeit drängte. Da befestigte eine beherzte Nihilistin den Ballon an ihrem Sonnenschirm und ging, diesen hoch über ihrem Kopfe haltend, in der Straße an der hohen Mauer entlang hin und her, aber Krapotkin hatte davon nichts bemerkt, da die Mauer zu hoch und die Nihilistin zu klein war.

Durch Korrespondenz vermitteltst Chiffreschrift wurde die Wiederholung des Unternehmens schon auf den nächsten Tag festgesetzt, da weiterer Aufschub gefährlich schien. Schon das Erscheinen des Wagens war den Leuten im Lazareth aufgefallen, und Krapotkin hörte, wie der Offizier du jour die vor seinem Fenster stehende Wache fragte: „Wo sind die Patronen?“ Es dauerte ein paar Minuten, bevor der schwerfällige Mann sie aus der Patronentafche herausbrachte. Der Offizier schalt: „Hat man Euch nicht gesagt, Ihr solltet heute Nacht vier Patronen in Eurer Rocktasche haben?“ Und er blieb solange bei dem Soldaten stehen, bis dieser vier Patronen in seine Tasche gesteckt hatte: „Gieb scharf Acht!“ sagte er noch bevor er wegging.

Punkt vier Uhr Nachmittags am folgenden Tage stand Krapotkin am Portal des Hofes mit dem Hut in der Hand. Der Wagen fuhr bald darauf vor, und ein paar Minuten später erblickte Krapotkin — dieses Signal war an Stelle des aufsteigenden Ballons verabredet worden — am Fenster eines gegenüberliegenden grauen Häuschens einen Geige spielenden Mann. Aber der Gefangene befand sich, da er ja beständig promeniren mußte, in dem bezeichneten Augenblicke gerade in dem, von dem

diesem Essay vorangesezt habe, auf die Elzbacher'sche Schrift über den Anarchismus. Elzbacher's Buch ist mir nicht in jeder Beziehung sympathisch: es ist an ihm von meinem Standpunkte aus zu tadeln die scholastische Form und die Einseitigkeit der abstrakt rechtsphilosophischen Betrachtungsweise, welche die persönlichen und historischen Momente nicht zu ihrem Rechte kommen läßt. Hochachtung jedoch verdienen die metaphysische Bildung, die Gediegenheit und der Scharfsinn des Verfassers, und wie könnte ich mich unterfangen, mit einer bahnbrechenden Leistung streng ins Gericht gehen zu wollen, welche ich nicht umhin kann in wichtigen Punkten selber zu benutzen? Nur das werde ich aussprechen dürfen, daß die gar zu doktrinäre Elzbacher'sche Arbeit ihrem Leser erst dann rechten Nutzen bringen kann, wenn er sich nach ihrem Studium auch zur Lektüre der Krapotkin'schen Memoiren entschließt, welche durch ihren geschichtlichen und höchst persönlichen Charakter den trockenen Elzbacher'schen Formeln Leben einhauchen und sie farbenprächtigt vergolden.

Der Wirkungskreis, welcher sich Krapotkin in der westlichen Welt eröffnete, war viel größer, als er jemals hoffen durfte, einen in Rußland zu finden. Außerdem befriedigte ihn die Weiterentwicklung des Nihilismus nicht. In moralischer Hinsicht nahm er freilich nicht den geringsten Anstoß daran, daß die russischen Sozialrevolutionäre nach der Unterdrückung ihrer „Bewegung zum Volke“ in die Bahn des meuchelmörderischen Terrorismus einlenkten; vielmehr erschien ihm die Bombe, welche die Nihilisten als Gegen Geschenk für die Aufhebung der Leibeigenschaft dem Kaiser Alexander vor die Füße warfen, als ein Werkzeug der Gerechtigkeit und des Fortschrittes. Was Krapotkin eine gewisse Abneigung gegen die Umsturzpartei seines Heimathlandes einzulösen begann, war, daß ihre neue blutige Taktik es ihr unmöglich machte, das Proletariat für sich zu gewinnen, und sie in eine bloße Faktion von Intellektuellen verwandelte: „während ich mich mit allen meinen Neigungen immer mehr dazu hingezogen fühlte, mit den arbeitenden, mühsalbeladenen Massen gemeinsame Sache zu machen. Unter ihnen zur Verbreitung von Ideen beizutragen, die sich auf das Gesamtwohl aller Arbeiter richteten; die Ideale und Grundsätze, auf denen sich die künftige soziale Revolution aufbaut, tiefer und weiter auszugestalten; diese Ideale und Grundsätze vor den Arbeiter zu entwickeln, nicht als ein von den Führern ausgehendes Gebot, sondern als Ergebnis ihrer eigenen Einsicht und damit jetzt, wo sie berufen

waren, in der geschichtlichen Arena als die Bildner einer neuen, in Wahrheit die Gleichheit begründenden Organisation der Gesellschaft aufzutreten, ihre Initiative zu erwecken — dies erschien mir für die Entwicklung der Menschheit so nothwendig, wie irgend etwas, das ich damals hätte in Rußland vollbringen können. Demnach schloß ich mich den Wenigen an, die in dieser Richtung in Westeuropa thätig waren und trat an die Stelle derer, die der Jahre lange schwere Kampf erschöpft hatte.“

Krapotkin hat der Sache des Anarchismus in der Schweiz und in Belgien, in Frankreich und in England als Journalist, Volksredner und Agitator gedient, sowie zur literarischen Verfechtung seiner Ideen auch zwei Bücher herausgegeben: „Paroles d'un révolté“ (1885), eine Sammlung von Zeitungsartikeln, unter ihnen den Aufruf „An die Jungen“, welcher in Hunderttausenden von Exemplaren in allen Sprachen verbreitet wurde, und „La conquête du pain“ (1892), das unter dem Titel „Der Wohlstand für Alle“ auch in deutscher Sprache erschienen ist. Im Uebrigen hat er es immer vermieden, deutschen Boden zu betreten, um hier für seine Bestrebungen Propaganda zu machen; nicht allein aus Furcht vor unserer Polizei, welche ja aus gewissen taktischen Gründen mit den Anarchisten ziemlich glimpflich umgeht, sondern auch größtentheils wegen der Sozialdemokraten, denen er durchaus feindlich gegenüber steht, und welche ihn allerdings nicht würden aufkommen lassen. Sozialdemokratie und Anarchismus haben unteugbar viele Berührungspunkte mit einander: Beide huldigen sie dem internationalen und dem revolutionären Prinzip; beide fordern sie die Enteignung der Besitzer des beweglichen und unbeweglichen Kapitals und die Ueberweisung aller Produktionsmittel an das Volk. An diesem Punkte indessen setzt schon die Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden radikalen Parteien ein, indem der Anarchismus, wie er sich unter Krapotkin's Führung gestaltet hat, auch die Konjunktionsmittel für Kollektiveigenthum erklären will. Vor allen Dingen jedoch gähnt eine außerordentlich bedeutende Kluft zwischen Sozialdemokratie und Anarchismus hinsichtlich der Auffassung vom Werthe des Staates für die kommenden Generationen der Menschheit. Das sozialdemokratische Ideal will nach der Zerstörung der historischen Gemeinwesen sozialistische Gemeinwesen erbaut wissen. „es richtet sich“, um mit Krapotkin zu sprechen, „auf den staatlichen Betrieb der Industrien, was den Staatssozialismus, das heißt den Staatskapitalismus bedeutet.“ Die Anarchisten dagegen

verabscheuen den Staatskapitalismus fast mehr als das Privateigenthum; sie erstreben nicht mehr und nicht weniger als die Abschaffung des Staates überhaupt. Jedoch geschieht ihnen Unrecht, wenn man behauptet, sie wollten bloß das Chaos; in Wahrheit hat die anarchifistische Partei auch ein positives Ideal; ihr Führer entwickelt es in seinen Memoiren auf folgende Weise:

An die Stelle des staatlichen Prinzips, sagt er, soll das föderalistische treten, an die Stelle obrigkeitlicher Zwangsgewalt die freie Vereinsthätigkeit. Schon heute umspannt ein Netz von Vereinen die Welt, welche geselligen, idealen und gemeinnützigen Zwecken dienen, ebenso sollen in Zukunft, nach Abschaffung des Staates und des Privateigenthums, auch alle öffentlichen und wirthschaftlichen Angelegenheiten der Menschheit in Vereinen und in Bünden von solchen geregelt werden. Wie man heute schon Vereine der Meteorologen, Alpenvereine, Vereine zur Rettung Schiffbrüchiger, Radfahrer- und Lehrervereine hat, so wird dereinst jegliche, gemeinsamen Zwecken dienende Thätigkeit vereinsgemäß organisiert sein. Man wird Affoziationen für die landwirthschaftliche, industrielle, wissenschaftliche und künstlerische Produktion haben (der Leser beachte den Materialismus dieser Gleichstellung); man wird Wohnungsvereine, Beleuchtungs- und Heizungsvereine, Ernährungs- und Sanitätsvereine begründen. Auch Gemeinden werden bestehen*), aber diese Gemeinden kennen keine abgesteckten Grenzen, sie sind bloß eine Gruppierung von Gleichgesinnten, keine streng geschlossene Korporation. Auf's Leichteste kann man aus der einen Gemeinde aus- und in die andere eintreten. Die verschiedenen Vereine innerhalb einer Gemeinde werden sich zu ähnlichen Vereinen in anderen Gemeinden hingezogen fühlen; sie werden sich mit ihnen ebenso fest verbinden, wie mit ihren Mitbürgern, und so werden auf der Grundlage der Interessengemeinschaft Korporationen zu Stande kommen, deren Mitglieder über tausend Städte und Dörfer und die verschiedensten Nationen verstreut sind.

Ebenso wie die Vereine in den verschiedensten Gemeinden werden sich die Gemeinden selber durch Verträge zusammenschließen. Wegen der Mannigfaltigkeit der menschlichen Bedürfnisse aber wird jede Gemeinde verschiedenen Bünden angehören müssen: einem zur Beschaffung von Lebensmitteln, einem anderen zur Erlangung von

*) Für das Folgende vergl. auch Elsbacher, S. 141 u. f.

Metall, einem dritten und einem vierten, welche Stoffe und Kunstwerke liefern u. s. w. Es ist bei dem Charakter des Systems selbstverständlich, daß für die nationalen Ideen im wahren Sinne des Wortes kein Raum in ihm ist; immerhin sieht Krapotkin die Existenz nationaler und regionaler Assoziationen auch in seiner anarchistischen Zukunftswelt voraus.

Was ist nun der Grund, warum Krapotkin alle politischen Regimes der Welt auflösen und einen Urbrei von einer Million polnischer Reichstage dafür ins Leben rufen will? Ich habe schon mehrfach von dem Halse Krapotkin's nicht nur gegen die geschichtlich gegebenen Gemeinwesen, sondern auch gegen die Idee des sozialdemokratischen Zukunftsstaates gesprochen; in diesem Punkte bleibt er sich völlig konsequent; so toll es klingt: in jeder Form perhorresziert er wirklich die Staatsidee. Es ist seine heilige Ueberzeugung, daß alle politische Arbeit des Menschengeschlechts beinahe von dem Anfange der Geschichte an eine ungeheure Verirrung gewesen ist. Nicht einmal die von ihm in moralischer Hinsicht so hoch gestellte Pariser Kommune nimmt er von jenem summarischen Verdammungsurtheil aus: „Grade wie jeder Despot, so wird auch die Volksvertretung, mag sie nun Parlament, Konvent oder irgendwie anders heißen, mag sie von den Präfekten eines Bonaparte ernannt oder von einer aufständischen Stadt mit aller erdenklichen Freiheit gewählt sein, immer versuchen, ihre Zuständigkeit zu erweitern, ihre Macht durch jede Art von Einmischung zu stärken und die Thätigkeit des Einzelnen und der Gruppe durch das Gesetz zu verdrängen.“ Jedes positive Gesetz aber ist ein Fluch der Menschheit, mag es zum Schutze der Obrigkeit, des Eigenthums oder der Person erlassen sein. Denn das Privateigenthum ist ja Raub an den Armen und die Obrigkeit die Hauptstütze des kapitalistischen Raubsystems. Was aber die Gesetze zum Schutze der Person, zur Bestrafung und Verhinderung von „Verbrechen“ (die Gänsefüßchen hat Krapotkin hingesezt) anbetrifft, so hat die Furcht vor Strafe noch keinen davon abgehalten, zu morden. Wer seinen Nächsten aus Rachsucht oder Noth tödten will, der zerbricht sich nicht den Kopf über die Folgen, und bis jetzt hat noch jeder Mörder die feste Ueberzeugung gehabt, daß er der Verfolgung entrinnen werde. Wenn der Mord für straflos erklärt würde, so würde sich die Zahl der Morde auch nicht um einen einzigen vermehren, sie würde sich vielmehr insoweit vermindern, als gegenwärtig Morde von ge-

wesenen Sträflingen begangen werden, welche im Gefängniß verdorben worden sind. Denn wie fast Alles, was der Staat geschaffen hat, so sind auch die Gefängnisse, die nach den modernsten Systemen gebauten und verwalteten keineswegs ausgenommen, gemeinschädliche Institutionen und müssen zusammen mit dem positiven Recht abgeschafft werden.

Die anarchistische Gesellschaft wird die öffentliche Ordnung ohne Straf- und Zwangsgewalt zu erhalten wissen; nur ungeschriebenes Gewohnheitsrecht, wie man es in den alten Zeiten hatte, wird man noch brauchen. Gegenüber den wenigen antisozialen Handlungen, die etwa noch vorkommen sollten, wird das beste Gegenmittel in liebevoller Behandlung der Verbrecher, sittigender Einwirkung auf sie und Freiheit bestehen. In sehr schweren Fällen wird Ausschließung aus den Vereinen statthaft sein. Versagt aber besonders hart gesottenen Bösewichtern gegenüber auch diese Methode, so braucht die anarchistische Gesellschaft Polizei so wenig wie Gerichte oder Gefängnisse; man wird eben wie in der alten Zeit einfach zur Selbsthilfe greifen.

So kann das Bedürfnis nach einer Regierung garnicht aufkommen. Alle Aufgaben, zu deren Lösung heute die Obrigkeiten unentbehrlich zu sein wähnen, lassen sich durch freie Verständigung zwischen Vereinen viel besser lösen. Auch werden die Ursachen zu Konflikten mit der Beseitigung des Eigenthums und des politischen Ehrgeizes zum größten Theil wegfallen, und soweit Streitigkeiten dennoch vorkommen, werden sie sich so gut wie immer schiedsrichterlich beilegen lassen.

Wir haben schon mehrfach den grenzenlosen Respekt kennen gelernt, welcher Krapotkin in Bezug auf die Gaben und Tugenden des geringen Volkes erfüllt. In demselben Sinne sagt er einmal, als er über den Stil seiner publizistischen Arbeiten redet: „Ich suchte in einfachen, verständlichen Worten meine Leser (mit meinen Anschauungen) . . . vertraut zu machen und . . . den bescheidensten unter ihnen dahin zu bringen, daß er in Allem sich selbst ein Urtheil darüber bilde, welcher Art das Ziel der sozialen Bewegung sei und selbst den Denker zurechtweise, wenn er zu falschen Schlüssen käme“. Diese ultrademokratische Massenpsychologie entspringt bei Krapotkin einem groben theoretischen Materialismus, welcher geistige Arbeit nicht viel höher schätzt als Handarbeit, ja sie geradezu für Luxus erklärt. Er will, daß in der Welt, von welcher er träumt, die Trennung zwischen geistiger und körperlicher

Arbeit ein Ende nehmen soll. Alle Erwachsenen, ausgenommen die durch Kindererziehung in Anspruch genommenen Frauen, sollen verpflichtet sein, vom 22. bis zum 45. Jahre täglich fünf Stunden lang solche Arbeiten zu verrichten, welche für nothwendig zur Befriedigung der unabweisbaren Bedürfnisse der Gesellschaft angesehen werden. Wenn man auf dem Felde oder in der Fabrik die Arbeit gethan hat, zu der man der Gesellschaft verpflichtet ist, so kann man die andere Hälfte seiner Zeit der Befriedigung künstlerischer oder wissenschaftlicher Bedürfnisse widmen. Aber nicht ohne Einschränkung, denn die gesammte manuelle Arbeit, welche mit idealem Schaffen verknüpft ist, will unser Weltverbesserer gleichfalls von den Künstlern und Denkern besorgt wissen. Der Musikfreund, der einen Flügel haben möchte, wird einem Verein von Instrumentenmachern beitreten, hier einen Theil seiner halben Tage opfern und sich so den ersehnten Flügel bald durch seine Handarbeit verdient haben. Der Student der Astronomie bekommt sein Fernrohr nur, wenn er zum Entgelt dafür ein gewisses Quantum grober Arbeit verrichtet, denn für eine Sternwarte ist eine Menge Maurer-, Tischler- und Mechanikerarbeit nöthig. Die Dichter und Gelehrten werden keine armen Teufel mehr finden, die ihnen für einen Teller Suppe ihre Kräfte verkaufen; sie werden sich zu einem Verein zusammenthun müssen, um ihre Schriften selbst zu drucken. Dann werden die Schriftsteller ebenso wie ihre Verehrer und Verehrerinnen sich bald die Handhabung des Winkelhakens und des Sebkastens aneignen; sie werden den Genuß kennen lernen, ein Werk, das sie schätzen, in Gemeinschaft selber herzustellen; mit einem Worte, die sieben Stunden, die jedem übrig bleiben, nachdem er vorher einige Stunden der Hervorbringung des Nothwendigen gewidmet hat, genügen vollkommen, um jede Art von Luxus (!) zu ermöglichen.

Was nun die Mittel zur Herbeiführung des sozialen Umsturzes anbetrifft, so erfüllt die Taktik der deutschen Sozialdemokratie Krapotkin mit Geringschätzung. Unsere Sozialdemokraten sind nach seinen Begriffen eine Partei, welche „von Kompromiß zu Kompromiß getrieben, immer weiter von dem eigentlichen Programm abkommt und eine bescheidene opportunistische Reformpartei wird. . . . Allmählich“, so fährt er in seiner Kritik unserer Arbeiterpartei fort, „ließ sich die deutsche sozialdemokratische Partei in ihrem ganzen Verhalten immer mehr von Wahlerwägungen leiten. Auf die Gewerkschaften blickte man mit Geringschätzung, und Arbeitsausstände fanden bei den Parteileitern Mißbilligung,

weil sie die Aufmerksamkeit der Arbeiter von den Wahlen abzögen. Jede Volksbewegung, jede revolutionäre Regung in irgend einem Lande Europas stieß bei den sozialdemokratischen Führern auf eine noch erbittertere Gegnerschaft als in der kapitalistischen Presse. . . . Eifrig bemüht, Bismarcks Donnerkeile von ihren Häuptern fernzuhalten, und vor Allem voll Furcht, es möchte sich in Deutschland ein revolutionärer Geist bemerkbar machen und zu Unterdrückungsmaßregeln führen, denen sie nicht standzuhalten vermöchten, wiesen sie nicht nur um praktischer Zwecke willen jede Sympathie mit den westeuropäischen Revolutionären zurück, sondern wurden nach und nach mit Haß gegen den revolutionären Geist erfüllt und stellten ihn geradezu an den Pranger, selbst als sie seine ersten Zeichen in Rußland bemerkten.“

Unendlich mehr Sympathien als für die Sozialisten unseres Vaterlandes hegt Krapotkin für die proletarische Bewegung in den romanischen Ländern, weil die zuletzt genannten Feinde des Klassenstaates eine revolutionärere Taktik als ihre Gesinnungsgenossen in Deutschland befolgen. In Einem taktischen Punkte jedoch unterscheidet er sich auch von den romanischen Sozialdemokraten (scharf, ja sogar von Bakunin*), dessen Lebenswerk fortgesetzt zu haben er sich rühmt: Krapotkin ist der Erfinder der Propaganda der That.

Die soziale Revolution, sagt Krapotkin, steht zwar nahe bevor, aber völlig sind die Geister noch nicht für sie reif. Wie bereitet man sie nun am besten für den sozialen Umsturz vor? Vor Allem ist das Ziel der Revolution allgemein bekannt zu machen. In Wort und That ist es zu verkünden, bis es durchaus volkstümlich wird, so daß es am Tage der Erhebung in Aller Munde ist. . . . Aber dieses genügt nicht. Der Geist der Empörung muß geweckt werden, es müssen das Unabhängigkeitsgefühl und die wilde Kühnheit erwachen, ohne die keine Revolution zu Stande kommt. Zwischen der friedlichen Erörterung von Uebelständen und dem gewalttamen Umsturz liegt ein Abgrund, derselbe Abgrund, welcher beim größten Theil der Menschheit die Ueberlegung von der That, den Gedanken vom Willen scheidet.

Darum bleibt das wirksamste Mittel, den Eintritt der Revolution zu beschleunigen, Handeln, beständiges, unablässiges Handeln der Minderheit, in welcher sich die geschworenen Feinde der be-

* Vgl. Elsbacher S. 256 und S. 154 u. ff.

stehenden Ordnung gegenwärtig noch befinden. Muth und Hingebung sind ebenso ansteckend, wie Unterwürfigkeit und Furcht. . . . Männer von Herz, die nicht nur reden, sondern auch handeln wollen, reine Charaktere, welche Gefängniß, Verbannung und Tod einem Leben vorziehen, das ihren Grundsätzen nicht entspricht, kühne Naturen, welche wissen, daß man wagen muß, um zu gewinnen — das sind die verlorenen Posten, die den Kampf eröffnen, lange bevor die Massen reif sind, offen die Fahne der Empörung zu erheben und mit den Waffen in der Hand ihr Recht suchen. Inmitten des Debattirens, Schwagens, Klagens erfolgt, durch einen oder mehrere, eine aufrührerische That, die die Sehnsucht Aller verkörpert.

Vielleicht bleibt die Masse zuerst gleichgiltig und glaubt den klugen Leuten, welche die That „verrückt“ finden, aber bald jauchzt sie im Geheimen den „Verrückten“ zu und thut es ihnen nach. Während die Ersten die Zuchthäuser füllen, setzen Andere deren Werk fort. Die Kriegserklärungen gegen die heutige Gesellschaft, die aufrührerischen Thaten, die Racheakte vermehren sich. Die allgemeine Aufmerksamkeit wird rege, der neue Gedanke dringt in die Geister ein und gewinnt die Herzen. Eine einzige That macht mehr Propaganda als tausend Broschüren. Die Regierung wehrt sich, sie wüthet erbarmungslos, aber hierdurch bewirkt sie nur, daß weitere Thaten von einem oder mehreren begangen werden und treibt die Empörer zum Heldenmuth. Eine That gebiert die andere; Gegner schließen sich der anschwellenden Bewegung an, die Regierung wird uneins; Härte verschärft den Streit, Zugeständnisse kommen zu spät, die Revolution ist da, donnernd bricht sie aus.

Seiner einseitig begrifflichen Richtung gemäß unterläßt es Etzbacher, dem ich auf weite Strecken hin gefolgt bin, die geschichtliche Entwicklung der anarchistischen Lehren zu untersuchen. Wenn wir diese Lücke auszufüllen uns bestreben, so ergibt das Studium der Doktrinen Krapotkins und seines Lehrers Bakunin, daß Krapotkin der sehr viel radikalere von Beiden ist, sowohl in Bezug auf Taktik als auch auf Theorie: Bakunin kennt nicht die Propaganda der That, ja er erklärt Blutbäder, welche Unterdrückte unter privilegierten Klassen anrichten, geradezu für unmoralisch; er will nur die Produktionsmittel expropriiren, dagegen hinsichtlich der Konsumtionsmittel das Privateigenthum bestehen lassen; schließlich fordert er, daß in der anarchistischen Gesellschaft ein Jeder an den Gütern nur Antheil haben solle nach Maßgabe seiner Arbeitsleistung.

während sich Krapotkin über diesen Punkt folgendermaßen ausspricht: Jeder muß in der zukünftigen Gesellschaft arbeiten, aber sein Antheil am Produkte wird keineswegs immer seinem Nutheil an der Produktion entsprechen. Jeder wird arbeiten nach seinen Kräften, aber Güter empfangen nach seinen Bedürfnissen. Man wird das Bedürfniß über die Leistung stellen und anerkennen, daß Alle, welche bei der Gütererzeugung in gewissem Maße mitwirken, nicht nur das Recht zu leben, sondern auch das, behaglich zu leben, besitzen. Jedermann, sei er stark oder schwach, fähig oder unfähig wird das Recht auf ein behagliches Leben und zugleich das weitere Recht genießen, selbst darüber zu entscheiden, was zum behaglichen Leben gehört.

Kein Wunder, daß solche Lehren fanatische Anhänger finden; erbiethet sich doch Krapotkin, die transzendentalen Versprechungen Mohammeds schon hier auf Erden zu diskontiren! Aber kein Prophet findet Anhänger, wenn er nicht durch seinen eigenen Lebenswandel für seine Lehren Zeugniß ablegt. Und mögen Nachsucht — sein Bruder Alexander ist als politischer Verbannter in Sibirien zu Grunde gegangen — und Ehrgeiz noch soviel dazu beigetragen haben, um aus Krapotkin zu machen, was er geworden ist, ein Idealist bleibt er auf alle Fälle. Seine Besitzungen in Rußland hat er dahingegeben, ohne mit der Wimper zu zucken. Wofür? Für den feuchten Kerker in der Peter-Pauls-Festung mit Skorbut und der Aussicht auf Sibirien, für eine Zelle in der auf Sumpfboden stehenden französischen Strafanstalt zu Clairvaux, wo er wegen revolutionärer Umtriebe unter den Arbeitern von Monceaux-les-Mines drei Jahre (von 1883—1886) sitzen mußte, mit Skorbut und Malaria behaftet, für ein kleines Häuschen in Harrow bei London, dessen Meublement er mit Hilfe des Nihilisten Tschankowski selber gemacht hat; „Ein Sozialist muß sich immer durch eigene Arbeit sein Brod verdienen“, sagt Krapotkin mit einem Stolze, der bei ihm wohlberechtigt ist, denn es giebt schwerlich viele Sozialisten, welche um ihrer Ueberzeugung willen die Revenüen eines Grandseigneurs opfern und dabei ihr Leben hindurch immer gleichmäßig heiteren Muthes bleiben könnten.

Eine Fülle gesunden Humors liegt in Krapotkin's Memoiren, und ein unverwüthlicher Optimismus durchdringt sie. Wie fast alle russischen Prosaisten, erzählt und schildert er mit der größten Meisterhaft; sein ernstes Buch liest sich wie ein Roman. Auch ist er nicht etwa bloß als Politiker (Gemüthsmensch), sondern

zugleich der zärtlichste Gatte, Vater und Bruder. In einem Tone, welcher auf jeden Leser überzeugend wirken muß, preist der Achtundfünfzigjährige das Glück, welches das Leben ihm gegeben habe. Er erfreut sich des Bewußtseins, fruchtbringend gearbeitet und Edles genossen zu haben und eines ruhigen Gewissens.

Die Persönlichkeit Krapotkin's, als des Schöpfers der anarchistischen Theorie und des einzigen dominirenden Geistes innerhalb der Partei, erklärt das Phänomen, daß die anarchistischen Mörder und Mörderinnen vielfach aus besseren Familien hervorgehen und in Bezug auf ihr Privatleben keineswegs immer einer gemeinen Gesinnung überführt werden können. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die sozialistischen Ultras unseres Zeitalters, deren Fanatismus Carnot, die Kaiserin von Oesterreich, Humbert I. und die Besucher des Teatro Liceo in Barcelona erlegen sind, ebensowenig aus dem Pöbel hervorgegangen zu sein scheinen, wie die katholischen Meuchelmörder des Zeitalters der Religionskriege. Darum giebt es, von der Thätigkeit der Polizei abgesehen, auch kaum ein anderes drastisches Mittel gegen den Anarchismus als soziale Reformen, oder will Jemand behaupten, daß man seiner Zeit auch Balthasar Gérard, Jacques Clément, Franz Ravailac und Gun Fawkes mit dem Rohrstock zuraison gebracht haben würde? Auch von gewissen Einschränkungen der Pressefreiheit, wie sie vor Kurzem in diesen Jahrbüchern empfohlen wurden, ist meiner Ansicht nach wenig zu erwarten, denn gerade die entschlossensten Anarchisten dürften die Details einer gelungenen „That“ weniger eifrig nach den Zeitungsberichten studiren als nach den Erzählungen in den geheimen Konventikeln, welche die Fanatiker in aller Herren Länder bilden. Genossen die Urheber der Pulververfchwörung etwa Pressefreiheit?*)

*) Anmerk. d. Red. Hiergegen möchte ich meinerseits doch den Einwand erheben, daß das Motiv jener und dieser Mörder ein recht verschiedenes ist, und auf dieses Motiv kommt es hier an.

Der Roman d'Annunzios.

Von

Max Lorenz.

Das neueste Werk des zur Zeit berühmtesten unter den modernen Literaten Italiens, „Feuer“*) (il fuoco), ist mehr, als nur ein Roman seines Autors. Es ist eine Art Selbstdarstellung und Rechenschaftsbericht des Dichters; es ist eine Verkündigung dessen, der sich rühmt, seinem Volke ein Engel der Verkündigung (Gabriele d'Annunzio) zu sein. Diese Verkündigung geht dahin, dem italienischen Volke, ja wohl gar der ganzen romanischen Rasse eine Kunst zu schaffen, in der das tiefinnerste und bedeutendste Leben dieser Rasse Form gewinnt; es soll darauf ankommen, das Leben jener Völker zur Kunst zu erheben, mit Kunst zu durchtränken, in Kunst zu verwandeln, so daß dann — um eine Redewendung d'Annunzios zu gebrauchen — „der Rhythmus der Kunst und der Pulsschlag des Lebens im gleichen Takte vibriert.“ Als Vorbild sieht der Italiener am ehesten Richard Wagner an. Der Roman spielt darum auch in Venedig, in jener Stadt, in der Richard Wagner den Tod fand, und in eben jenem Jahr, in dem der große deutsche Meister, dem die irdische Unsterblichkeit längst sicher war, zur himmlischen einging. Wagner wird in d'Annunzios Werk auch thatsächlich eingeführt, im Hintergrund nur, als großer Hintergrund, als mystische und mythische Persönlichkeit beinahe. Wagner, schon todtkrank, wird uns einmal gezeigt in Begleitung seiner Frau und seines Freundes Liszt, und von diesen Dreien heißt es: „Der siegreiche Genius, die Treue in der Liebe, die un-

*) In's Deutsche übertragen von M. Gagliardi; Verlag von Albert Langen, München, 1900.

wandelbare Freundschaft, die erhabensten Erscheinungen der heroischen Natur, sie waren hier, im Sturmesgebrause, noch einmal schweigend beisammen. Dasselbe blendende Weiß krönte die drei dicht vereinten Personen: ihre Haare schimmerten ungewöhnlich weiß über ihren traurigen Gedanken. Eine unruhige Traurigkeit lag auf ihren Gesichtern, in ihrer Haltung, als ob ein gemeinsames düsteres Vorgefühl schwer auf ihren gleichfühlenden Herzen lastete. Die Frau hatte in dem schneeweißen Gesicht einen kräftigen Mund, in festen, klaren Linien, der eine starke, ausdauernde Seele verrieth; und ihre stahlhellen Augen waren beständig auf ihn gerichtet, der sie zur Gefährtin in diesem erhabenen Kampf erwählt hatte, beständig anbetend und beobachtend auf ihn, der, nachdem er jede feindliche Macht besiegt hatte, den Tod, der ihn fortwährend bedrohte, doch nicht würde besiegen können.“ D'Annunzio, der sich in seinem Roman übrigens Stelio Effrena nennt, will jedoch durchaus nicht ein Nachahmer, sondern nur ein Racheiferer des nordischen Meisters sein. Dieser ist dem Italiener im Grunde doch nur ein Barbar. Höchste Kunst und Lebensvollendung ist nur auf romanischem Boden möglich, auf dem die antike Welt so unendlich viel vorgearbeitet und vorbereitet hat. Es schwebt denn in der That auch dem Stelio Effrena eine Verschmelzung modernen Lebens mit antikem Wesen als Ideal vor. Daneben aber will er seine künstlerische Wirkung auch dadurch erzielen, daß verschiedene Künste sich gegenseitig stärkend und fördernd ineinandergreifen, ähnlich wie bei Wagner, aber nur ähnlich. Denn es kommt nicht auf die Schaffung eines Musikdramas im Wagnerischen Sinne an. Es soll vielmehr das tragische Drama aus der Musik herauswachsen, aus ihr sich herauslösen, wie etwa in Beethoven's neunter Symphonie am Schlusse die bloßen Töne nach Worten ringen und sich schließlich auch zu Worten klären. Stelio setzt seinem Freunde, dem Mystiker Daniele Glauco, das Wesen seines neuen Kunstwerks so auseinander: „Stell Dir die Pause zwischen zwei dramatischen Tonstücken vor, in denen sämtliche Motive zusammenkommen, um das innere Wesen der Personen, die im Drama kämpfen, zu charakterisiren und die treibenden Beweggründe der Handlung zu offenbaren, wie zum Beispiel in der Beethoven'schen großen Leonoren- oder in der Coriolan-Ouverture. Dieses musikalische, vom Rhythmus durchzitterte Schweigen ist wie die lebendige und geheimnißvolle Atmosphäre, in der einzig das Wort der reinen Poesie sich offenbaren kann. Die Personen scheinen

hier aus dem Meer von Tönen aufzutauchen, wie aus der Wahrheit des verborgenen Wesens selbst, das in ihnen wirkt. Und das von ihnen gesprochene Wort wird in diesem rhythmischen Schweigen eine ungewöhnlich starke Resonanz finden und wird die äußerste Möglichkeit der Wirkung der Sprache erreichen, weil es von einem fortwährenden Drängen nach Gesang getrieben wird, das nicht eher Befriedigung findet, als bis am Ende der tragischen Episode die Melodie wieder aus dem Orchester hervorbricht.“ Was Stelio Effrena hier als Kunsttheorie vorträgt, ist gar kein vollkommen originaler Gedanke; sondern es ist doch nur eine demonstratio ad oculos der Nietzsche'schen Theorie von der Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik. Es ist übrigens gar kein Zweifel, daß ein Kunstwerk, wie es Stelio vor Augen oder vielmehr vor Ohren schwebt, eine ergreifende Wirkung ausüben könnte. Es ist nur die Frage, ob diese Zuhilfenahme der Musik durch das Drama nicht einen Schwächezustand des rein dramatischen Könnens in unserer Zeit bedeutet, ob das mit der Musik sich verbindende Drama nicht ein defakantes Drama ist, und zugleich ein Rückfall des Dramas in eine gewisse Barbarei. Dekadence und Barbarei berühren sich ja stets. Die recht schwierige Beantwortung jener Frage würde eine besondere Abhandlung erfordern. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß wir in der That eine Anzahl moderner Dramen haben, die in gewissen Hauptzügen die Musik zu Hilfe nehmen und so die tragische Stimmung zu verstärken oder gar erst zu erreichen suchen. Was sonst also in einer Anzahl von Fällen schon nebenbei und gelegentlich geschehen ist, will Effrena bezw. d'Annunzio zum Prinzip tragischer Kunst erheben.

Die Darlegung dieser Kunstprinzipien macht übrigens gar nicht den Hauptbestandtheil des Romans aus. Dieser ist vielmehr die psychologische Schilderung des Liebesverhältnisses zwischen Stelio Effrena und der Foscarina. „Feuer“ ist ein Liebesroman, wie es vorher schon „Luft“ und „Der Triumph des Todes“ waren. Das hier behandelte Liebesverhältniß steht aber um der beiden Hauptpersonen willen auf höherer Stufe. Er, Stelio Effrena — eigentlich Gabriele d'Annunzio — ist bezw. will sein der einzige Mann, der sein Volk und seine Rasse zur denkbar höchsten Stufe der Kultur erhebt; und sie, die Foscarina, ist die weltberühmte tragische Schauspielerin von erhabener Genialität. Alle Welt weiß es, daß diese Foscarina Eleonore Duse ist.

Stelio Effrena ist nicht nur in seinen Kunsttheorien von

Nietzsche abhängig, sondern auch als Mensch in seiner Lebenshaltung und Lebensgestaltung ein Wahlverwandter jenes deutschen Philosophen. Die Aufgabe, die er sich stellt, ist, sich das Leben in seinen tausend Erscheinungen anzueignen, es zu genießen, es im Genuß zu begreifen und über jeden Einzelfall von Schmerz oder Lust hinauszukommen zu einer Stufe höherer Lust oder tieferen Schmerzes. Nicht auf die intellektuelle Erkenntniß des Lebensgrundes kommt es an, sondern auf das sinnliche Genießen der Lebenserscheinungen in immer aufsteigender Stufenfolge. Er glaubt an „die Möglichkeit eines Schmerzes, der sich verwandelt in anspornende, durchdringende Thatkraft“, und er meint, „daß der Genuß das sicherste uns von der Natur gebotene Mittel zur Erkenntniß ist, und daß, wer mehr entbehrt, weniger wissend ist, als wer mehr genossen.“ „Ein ewiges Streben, über sich selbst hinauszugehen“, ein Streben zum Uebermenschen hin ist's, was ihn bewegt. Stelio Effrena kennt keine Lust ohne Schmerz, kein beglückendes Liebesgefühl ohne traurige Todesstimmung. Jede Lust ist Wollust. Das ist erklärlich und nothwendig. Denn wenn es darauf ankommt, das Leben in allen Erscheinungen sich anzueignen, es in sich aufzunehmen, es ganz persönlich und subjektiv in sich zu erleben und zu verzehren, so heißt etwas gewinnen, es zugleich verlieren, etwas begreifen, es zugleich wegwerfen. Denn was bedeutet ein Ding oder ein Wesen, das ganz besessen und ganz begriffen und ergündet ist! Der Drang, sich die Lebenserscheinungen vollkommen anzueignen, wird am stärksten sein gegenüber den vollkommensten und höchsten Erscheinungen des Lebens. Zu diesen gehört der Mensch an erster Stelle. Der Drang des Menschen zum Menschen ist darum die stärkste Lebensbethätigung und enthält die höchste Lebenslust. Die Aneignung eines Menschen durch den Andern aber, das vollkommenste Besitzergreifen, das gegenseitige Sichverzehren zweier Menschen ist nichts Anderes als Liebe. Je höher die Menschen nun entwickelt sind, je mehr Lebenserfahrungen sie besitzen, je mehr Lebensmacht und Lebensgeheimniß sie in sich bergen, um so tiefer wühlend, um so leidenschaftlicher erregend wird ihre Liebe sein. Der Dichter Effrena liebt die tragische Schauspielerin Foscarina um ihrer Erfahrungen, Leidenschaften und Lüste willen, um aus ihr seine Erfahrungen, Leidenschaften und Lüste zu mehren und zu bereichern. „Eine unermessliche Fülle wirklichen und geträumten Lebens lastete auf ihr, erfüllte die Atmosphäre um sie herum, pulsrte mit dem Rhythmus ihres Athems. Denn

nicht nur in der Welt der Dichtung hatte sie ihre Wehrufe ertönen lassen, ihre Seufzer erstickt, sondern auch in der Alltagswelt. Sie hatte leidenschaftlich geliebt, gekämpft, gelitten um sich selbst, um ihre Seele, um ihr Blut. Welche Art von Liebe, von Kämpfen, von Seelenschmerzen? Aus welchen Abgründen von Melancholie hatte sie die Erhabenheit ihrer tragischen Kraft gewonnen? Aus welchen Quellen von Bitterniß hatte sie ihren freien Genius getränkt? Sie war ohne Zweifel Zeuge des grausamsten Elends, der düstersten Verzweiflung gewesen; sie hatte heroische Anstrengungen gefaßt und Mitleid und Entsetzen und die Schwelle des Todes. All ihr Dürsten brannte in Phädra's Raserei, und in Imogens Demuth zitterten alle ihre Zärtlichkeiten. So machten Leben und Kunst, die unwiderrufliche Vergangenheit und die endlose Gegenwart, sie tief, beseelt, geheimnißvoll; sie hoben ihre schwankenden Schicksale weit über die menschlichen Grenzen hinaus". Stelio begehrt „in der wissenden und verzweifeltsten Frau diejenige, . . . die das Fieber, das im Lichte der Bühne sie brannte, in nächtlicher Wollust löschte, die brünstige Schauspielerin, die aus den Delirien der Menge in die Gewalt des Mannes überging, das dionysische Geschöpf, das wie in der Orgie den geheimnißvollen Gottesdienst mit dem Akt des Lebens krönte. Seine Begierde war krankhaft, maßlos; sie enthielt das Leben der besiegten Massen und den Rausch der unbekanntem Liebhaber und die Vision orgiastischer Vermischungen; sie war aus Grausamkeit, Groll, Eifersucht, Poesie und Stolz gemischt. Er empfand es schmerzlich, daß er die Schauspielerin niemals nach einem großen Triumphe auf der Bühne besessen hatte, noch heiß von dem Hauche des Publikums, schweißbedeckt, keuchend und bleich, auf den Spuren der tragischen Seele, die in ihr geweint und geschrien hatte." Was war sie für ihn anders, als die Erscheinung jenes Lebens mit den tausend und aber tausend Gesichtern. Sie war für ihn ein Motiv zu Visionen und Erfindungen, wie die Hügel, wie die Wälder, die Regen. Er trank aus ihr Geheimniß und Schönheit, wie aus allen Erscheinungsformen des Universums." An einer anderen Stelle wird die Schauspielerin gekennzeichnet als „vergiftet durch die Kunst, beschwert durch wollüstiges Wissen, mit dem Zug von Ueberreife und Verderbtheit um den beredten Mund, mit den von zweckloser Gluth trockenen, heißen Händen, die aus betrügerischen Früchten den Saft ausgepreßt hatten, mit den Spuren von hundert Masken in dem Gesichte, das die Wuth tödtlicher Leidenschaften gezeichnet hatte."

Die Schilderungen der Foscarina machen den eigentlichen Werth des Buches aus und sind wohl das Beste, was d'Annunzio in in psychologischer Beziehung bisher geboten hat. Mit genialem Tiefblick und unerhörter Unerfrohenheit leuchtet der Dichter in jene Frauenseele hinein, die reizende Wölfin und erhabene Göttin in ihrer Person zur Einheit gebunden hat. Das Geschehniß des Romans besteht darin, daß neben der in allen Lüsten und Leiden erfahrenen, alternden Foscarina eine im Glanze der Jugend Schönheit strahlende Sängerin auftaucht, flüchtig nur, aber hell leuchtend, von der die Gedanken Effrenas nicht mehr loskommen können. So tritt das Verhängniß ein in die abgrundtiefe Liebe zwischen Stelio Effrena und der Foscarina. „Der Wille des einen sagte: Ich liebe Dich und will Dich ganz für mich allein besitzen, Leib und Seele. Der Wille des andern sagte: Ich will, daß Du mich liebst und mir dienst, aber ich kann im Leben auf nichts verzichten, was mein Begehren reizt. Der Kampf war ungleich und grausam.“

*
*
*

In psychologischer Beziehung ist d'Annunzio's neuestes Werk voll Kraft und Tiefe, Unerfrohenheit und Wahrhaftigkeit. Um das einzusehen und zu würdigen, gehört natürlich die vollkommenste und bedingungsloseste Unbefangenheit eines Lesers, der gewillt ist, sich nichts Menschliches fremd sein zu lassen. Als Kunstwerk aber haften gerade diesem Roman zahlreiche Fehler an. Es fehlt seiner Komposition die straffe Einheit und schlichte Klarheit. Das Buch hat in der deutschen Uebersetzung mehr als fünfhundert Seiten. Zweifellos hätte eine Beschränkung auf die Hälfte etwa das Problem zu größerer künstlerischer Wirkung kommen lassen. Viele Auseinandersetzungen, Schilderungen, Gespräche reihen sich nur vermöge der Willkür des Dichters, ohne inneren Zwang und innere Zusammengehörigkeit an einander. Man rühmt allseitig außerordentlich die Schönheit der Sprache, die Pracht der Bilder, die Fülle der Vergleiche. Es ist wahr: d'Annunzio besitzt diese Vorzüge in höchstem Maße. Aber er verfällt doch auch gerade in diesem Buch oft in Schwülstigkeit, Schönrednerei, Unklarheit, Geschmacklosigkeit. Um nur ein Beispiel von vielen anzuführen: „Ein schmerzvoller Wille, wie ein in Thränen gestähltes Eisen, schimmerte durch den Schleier ihrer jugendlichen Schöne.“ Ist das etwa schön oder eindrucksvoll? Aber es finden sich doch auch in diesem

Buche Stellen von bewundernswerthester Schönheit der Schilderungskunst, wofür zwei Beispiele beigebracht seien. Das eine schildert das Abendläuten: „Die Glocken von San Marco gaben das Zeichen des englischen Grußes; und das mächtige Dröhnen breitete sich in langen Wellen über den Spiegel des Wasserbeckens aus, zitterte in den Segelstangen der Schiffe, pflanzte sich weit, weit fort, der unendlichen Lagune zu. Von San Giorgio Maggiore, von San Giorgi dei Greci, von San Giorgi degli Schiavoni, von San Giovanni in Bragora, von San Moisé, von der Salute, von der Erlöserkirche, und nach und nach von dem ganzen Bereich des Evangelisten, von den äußersten Thürmen der Madonna Dell' Orto, von San Giobbe, von Sant' Andrea antworteten die ehernen Stimmen, vermischten sich zu einem einzigen gewaltigen Chor, breiteten über die stumme Vereinigung von Stein und Wasser eine einzige mächtige Kuppel aus unsichtbarem Metall, die in ihren Schwingungen das Funkeln der ersten Sterne zu zeugen schien.“ Das andere Beispiel beschreibt das Aufsteigen einer Rakete: „Von der Riva San Giorgio Maggiore stieg mit lautem Zischen eine Rakete auf, erhob sich kerzengerade in die Luft wie ein Feuerstengel, warf eine donnernde Strahlenrose in die Höhe, neigte sich dann, theilte sich, zersplitterte in zitternden Funken, erlosch mit dumpfem Knall auf dem Wasser.“

Trotz vieler außerordentlicher Vorzüge ist Gabriele d'Annunzio mit einem für seine Wertheinschätzung als Künstler und Dichter eigentlich entscheidenden Mangel behaftet. Kurz ausgedrückt: dieser Italiener ist eigentlich gar kein Dichter, gar kein schöpferischer Künstler. Es fehlt ihm so gut wie völlig das Vermögen, einen Charakter plastisch in aller runden Lebensfülle uns vor Augen zu rücken. Als Dichter kommt er nicht über den Dyrker hinaus. Im Uebrigen ist er ein psychologischer Analytiker von unerhörter Tiefe und schärfster Eindringlichkeit. Gabriele d'Annunzio bietet uns mit lyrischem Schwung tief angelegte Seelenanalysen. Er ist ein genialer Kritiker der menschlichen Charaktere, aber kein Menschen schaffender Künstler. Er hat ein ungeheures Wollen zur Kunst und leider nur ein um viel geringeres Können. Er ist total in seiner Subjektivität befangen und kennt nur seine Welt, die aber doch zu klein ist, um die Welt sein zu können. Vielleicht ahnt er das selbst wenn er Stelio einmal sagen läßt: „Sie wissen nun recht gut, liebe Freundin, daß ich nur von mir selbst sprechen kann.“ Und er leidet wohl gar selber nicht wenig unter der Dual, die er

ebenfalls seinem Stelio einmal gelegentlich zuertheilt, daß er nämlich „von der Natur die Gabe empfangen hatte, die Schönheit zu genießen, aber nicht sie zu schaffen.“ Wie merkwürdig doch Natur, Geschichte und Schicksal mit dem Menschen oft spielen! Dieser d'Annunzio stachelt sich blutig, ein reines und hohes Kunstwerk mit äußerster Gewalt des Willens aus sich herauszuzwingen. Und am äußersten anderen Ende unsers Erdtheils lebt und arbeitet ein Mann, der bei der Verfolgung ganz anderer, von Kunst weit abliegender Zwecke so nebenher, wie unbewußt und zufällig große Kunstwerke schafft. Es ist kein Zweifel, daß aus slavischer Race in Leo N. Tolstoi unserer Zeit ein Künstler erstanden ist von einer Größe, an die trotz heißesten Bemühens der Romane d'Annunzio nie heranreichen wird.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Religion. — Illusionen. — Intellektualismus. Ein Bau- und Zimmerplatz der Weltanschauung Von Ernst Franz. Cöthen. Verlag von Otto Schulze. 1900. 140 Seiten.

Die obige Schrift ist der Nothschrei eines geängstigten Gewissens nicht nach eigener tieferer Erkenntniß und stärkerer Heilsgewißheit — sie ist, wie auf dem Untertitel bemerkt ist, „aus Glauben“ hervorgegangen — sondern nach Neugestaltung der Weltanschauung unseres Volkes. Von ihr erwartet der Verfasser das Gedeihen oder besser die Gesundung unseres Volkslebens und die Förderung der uns gestellten Weltaufgaben. Er ist nicht Theologe, sondern ein aus der Reichshauptstadt stammender Laie, welcher nicht nur die theologische und philosophische Entwicklung des Jahrhunderts, sondern auch das politische, soziale und kirchliche Leben der Gegenwart mit hellem Auge und warmem Herzen durchforscht hat.

Seine Schrift besitzt die besondern Vorzüge einer Laienschrift: Sie fährt nicht in den Geleisen einer theologischen oder philosophischen Schule dahin, sie ist frei vom Doktrinarismus, mit lebenswürdiger Unvoreingenommenheit betrachtet sie die verschiedenen Strömungen des sittlich-religiösen Lebens, sie steht auf einer höheren Warte als auf dem Thurm einer Partei oder eines Systems. Alle sittlichen Kräfte des Volkslebens der Gegenwart, welche sich dem Gewissen des Verfassers als werthvoll bezeugen, hebt er sorgsam heraus als Bestandtheile der von ihm erhofften neuen Weltanschauung, welche doch wieder nichts Neues bringen, sondern nur die alte und einzige christliche Religion unserer Zeit verständlich machen und ihr ein neue Form geben soll.

Der Verfasser ist eine Prophetengestalt nicht nur wegen des heiligen Eifers, mit welchem er den lebendigen Gottesglauben als Grundlage der Weltanschauung setzt, auch die Form der Darstellung ähnelt der prophetischen Rede. Eine Fülle bedeutender Anschauungen ist auf knappem Raum nebeneinandergestellt. Die Rede strömt in lebhaft bewegtem Tempo dahin:

scharf pointirte Kraftworte, welche ihren Wahrheitsgehalt in sich selbst tragen, ohne sich auf Begründungen zu stützen, folgen aufeinander. Das Endkapitel mündet in ein Gebet aus.

Die Schrift ist mit dem Herzblut des Verfassers geschrieben und darum geistreich nach dem Motto Nietzsche's: „Schreibe mit Blut, und Du wirst merken, daß Blut Geist ist.“ Sie ist als Laienschrift kein wissenschaftliches Buch, sie will nicht einen Ausschnitt der Wirklichkeit mit allen zu Gebot stehenden Mitteln der Forschung durchleuchten und verständlich machen, sie nennt sich Bau- und Zimmerplatz der Weltanschauung. Es sind gewaltige Blöcke Urgestein und werthvolle in Jahrhunderten ausgereifte Stämme zusammengefahren, welche aber noch darauf warten, ausgemessen, behauen und zusammengefügt zu werden.

Das Buch verdient, daß seine Grundgedanken herausgehoben und einem weiten Leserkreis vorgehalten werden: sie werden hoffentlich eine lebhafte Erörterung für und wider veranlassen und dadurch den Zweck des Verfassers fördern helfen.

Der einleitende Abschnitt über Weltanschauung und Kirche führt aus: Nur die Kirche ist im Stande, eine geschlossene Weltanschauung zu liefern, welche einem Volk ein einheitliches Geistesleben schafft. Daß unserm Volk in der Gegenwart dieses fehlt, ist das bedenklichste Zeichen eines heranziehenden Verfalls. „Die babylonische Sprachverwirrung war nicht schlimmer als die Denk- und Empfindungsverwirrung unserer Tage. Und welche Folgen! Ihr Künstler könnt nicht wirken als Volkskünstler, es sei denn, daß ihr den sinnlichen Gelüsten der Menge durch pornographischen Zusatz in irgend einem Maße entgegenkommt. Ihr Politiker könnt keinen zuverlässigen Einfluß gewinnen auf die Massen des Volks, es sei denn, daß ihr Knechte werdet ihrer materiellen Instinkte. Und ihr Geistliche erst dringt mit eurer Stimme nur soweit, als man an euch aus irdischen Gründen interessiert ist: soweit ist man loyal gegen euch und gegen eure Sache — loyal gegen die Religion, welch' eine Blasphemie!“

Der Geistliche ist nicht mehr Seelenführer der Gesunden, sondern Mädchen für Alles: „Aus einem Diener der Kirche wird er zu einem Diener der Innern Mission. Die ganze Kirche möchte man zum Train der Kulturmenjchheit degradiren.“

Wodurch hat die Kirche diese ihre unwürdige Stellung verschuldet? Sie hat in der Geschichte der christlichen Religion die Welt der Illusion, des Wunderglaubens nicht genügend geschieden von der wirklichen Welt, welche freilich auch eine wunderbare Welt göttlicher Offenbarung und Wirkungsweise ist, aber doch an bestimmte Gesetze und Ordnungen gebunden bleibt. Die Offenbarung Gottes, wie sie im Neuen Testament bezeugt ist, hat eine Doppelnatur an sich: In Christus und seinen Aposteln sind einmal solche Tiefen des Gemüthslebens, solche Ströme geistiger Kraft gegeben, daß die Aufrichtigen aller Jahrhunderte der Ge-

schichte von daher ihre höchsten Lebensgüter empfangen müssen. Aber das Leben und Wirken Christi und seiner Apostel verläuft in Formen, welche einer Welt der Illusionen angehören, die mit der Welt, welche wir die von Gott geschaffene Wirklichkeit nennen, keine Verbindung hat. „Die fehlende Einsicht in die Doppel-Natur des Christenthums als geschichtliche Erscheinung ist eine der Hauptquellen der religiösen Noth, an der wir so unendlich schwer leiden. Hier Klarheit zu schaffen ist das Nothwendigste, was geschehen muß, um weiter zu kommen. Die Furcht vor einer ehrlichen, rücksichtslosen, erschöpfenden Auseinandersetzung auf diesem Gebiet muß endgültig besiegt werden.“

Die breite Schilderung des Wunderglaubens in der Geschichte der katholischen Kirche, welche jene Schrift in einem Ueberblick von der Zeit der apostolischen Väter bis zu Bischof Korums altentworfener Darstellung der Wunder und göttlichen Gnadenerweisungen bei der Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier im Jahre 1891 liefert, kann hier übergangen werden. Die Illusion blüht dort in ungebrochener Kraft und unter dem Schutze kirchlicher Approbation. Da sie ihrer Natur nach an keine Gesetze gebunden ist, so vermag sie auch keine Entwicklung durchzumachen, ebenso wenig kann es Gradunterschiede des Aberglaubens geben. Ist einmal der Boden der Wirklichkeit verlassen, so sind alle Vorstellungen in derselben Weise zulässig. Die kleinste Aufhebung einer Naturordnung ist nicht weniger ungeheuerlich als das Stillestehen der Sonne oder das Reden der Eselin Bileams oder die Wandlung beim Meßopfer oder die Belehrung einer ungläubigen Seele durch die Berührung mit der Benediktusmedaille. In der katholischen Kirche ist das Wunder noch heut zu Tage eine lebendige Macht, welche den Gläubigen umgiebt: es gilt als der Beweis, daß der heilige Geist noch nicht von dieser Kirche gewichen ist. Jeder wahrhaft Heilige erfährt die Begnadigung, daß Wunder von ihm vollbracht werden.

In der evangelischen Kirche hat Luther alle die Wunder der heiligen Schrift bestehen lassen, dann aber das folgerichtige Verlangen: die Gegenwart Christi in der Kirche müsse sich auch in apostolischen Zeichen und Wundern offenbaren, mit der Begründung zurückgewiesen: „Daß man jetzt nach der vollen Offenbarung der Heilswahrheit in Christus und dem Wort der Schrift ihrer nicht mehr bedürfe.“ Diese Anschauung ist im Allgemeinen trotz ihrer Inkonsequenz in der offiziellen Kirche die herrschende geblieben, während der Pietismus bis zur Gegenwart die Nähe des lebendigen Gottes auch in besonderen Wundererweisungen zu sehen wünscht und diese als unerläßliche Mittel der Pflanzung und Stärkung des Glaubens ansieht.

Gleichwohl ist in der evangelischen Kirche das Wunder in der vorstehend gegebenen Charakteristik nicht mehr lebendig: „es ist absolut todt — aber es ist mumifizirt, und Mumien halten sich bekanntlich so lange, als

sie vor muthwilliger Zerstörung geschützt werden.“ „Es ist dem konsequent Denkenden schier unbegreiflich, wie sogenannte orthodoxe, bibelfeste, wundergläubige, evangelische Christen sich sofort gänzlich harthörig und völlig verständnißlos stellen, sobald man vom Wunder so spricht, wie es doch allein im Neuen Testament geschildert ist, nämlich als einer unter Christen allzeit wirksam sein sollenenden Kraft — sobald man nach ihren Wundern fragt, die sie gethan oder doch wenigstens selbst mit erlebt haben. Dieses Leute werden da skeptisch oder spöttisch, welche den Zweifel an biblischen Wundern als schlimmste Glaubensverleugnung, als einen sittlichen Defekt gleich Ehebruch, Mord und Diebstahl anzurechnen und sich von dem „Unreinen“ sogleich loszugesen, weil er „einen andern Geist“ hat.“

Dieser Zwiespalt, daß ein Wunderglaube für die heilige Schrift in Anspruch genommen wird, der doch in der Gegenwart sich nicht mehr an das Tageslicht wagt, ist für die evangelische Kirche verhängnißvoll und zeitigt unliebame Folgerungen. „Ist das Christenthum des Neuen Testaments wirklich klassisch in Bausch und Bogen, so hat der Katholizismus tausendmal mehr Recht als der Protestantismus. Freilich wäre es anderseits dann ebenso zweifellos, daß diese Religion für den Theil der Menschheit, auf den es ankommt, ad acta zu legen wäre, vielleicht als schöne Erinnerung; jedenfalls aber wäre sie dann „historisch“ geworden.“ Weil die evangelischen Theologen über diesen Punkt keine Klarheit geschaffen haben, ist das Zutrauen zu ihrer Weltanschauung und ihrem Wirklichkeitsinn erschüttert worden, sie haben ihre Autorität als Volkshlehrer verloren, an ihre Stelle sind längst Laien getreten, welche, wenn sie über moralische und religiöse Probleme schreiben, des größten Beifalls sicher sind; „als von Menschen der Wirklichkeit erwartet man Wirklichkeit von ihnen; das ist's, wonach heute die Seelen dürsten.“

An diesem Zwiespalt krankt heut die gesammte religiöse Volkserziehung, über deren Widersprüche der Verfasser bewegliche Erfahrungen mitzutheilen weiß. An ihr krankt das sittliche Lebensideal unseres Volks und damit auch die natürliche Wehrkraft und Unternehmungsfreudigkeit. „Ein Volk ohne Religion, ohne geschlossene religiöse Weltanschauung kann die Welt nicht erobern“. „Erneuerung einer wahrhaft verpflichtenden Weltanschauung muß die Lösung sein bei allen, die unter den gegenwärtigen Zuständen leiden oder gelitten haben.“

Die Lage der Gegenwart ist nicht nur ein Problem, sondern auch eins der interessantesten Phänomene der Weltgeschichte: „Trotzdem die völlige Inkonsequenz und damit die Unhaltbarkeit des Systems nach außen nicht nur, sondern auch in sich mit Händen zu greifen ist, trotzdem die eigene Wissenschaft, die Theologie, sich gegen sie auflehnt seit hundert Jahren schon, trotzdem die Gesamtheit der Gebildeten einhellig ihr Unrecht giebt — behauptet die Orthodoxie in der evangelischen Kirche die unbedingte Oberherrschaft! Man bedenke doch, das Opfer des Verstandes,

das *sacrificio del Intelletto* wird eingefordert genau wie im Katholizismus, aber der ungeheure Lohn, den dieser giebt, die persönliche Berührung mit der übersinnlichen Welt des Wunders wird nicht dafür gewährt.“

In dem Abschnitt „Illusion“ geht der Verfasser den Ursachen nach weshalb dieser unnatürliche Zwiespelt im protestantischen Geistesleben noch nicht überwunden ist. Die Schwachheit und Trostbedürftigkeit der Menschen ist in beständiger Flucht vor der Wirklichkeit und rettet sich blindlings in das geheimnißvolle Halbdunkel irgend einer Einbildung. Die Illusion vermag Schmerzen zu betäuben wie das Morphinum, ja in eine lichte freundliche Traumwelt einzuführen. Weil der Mensch in erster Linie gar nicht nach Wahrheit strebt, sondern nach Glückseligkeit, darum fühlt sich der große Haufe auch immer mehr zu der schmeichelnden Illusion hingezogen als zu der ernsten Wahrheit. Daraus wird auch verständlich, daß sich die katholische Weltkirche auf Illusion aufgebaut hat, ebenso wie auch jede materialistische Weltbetrachtung, mit einem Wort der Unglaube, um der eigenen inneren Armuth willen eine Wahlverwandtschaft zu dieser Traumwelt fühlt.

Die Herrschaft des Illusionismus wird auch durch die Scheu des Menschen gestützt, über die Entstehung und Berechtigung seiner seelischen Zustände zur Klarheit hindurchzudringen. Wie bis in die letzten Jahrhunderte die christlichen Völker von geheimnißvoller Scheu besetzt waren, den menschlichen Leichnam zu seziren, so gilt es auch heutzutage vielfach als ein Verbrechen, das Wurzelgeflecht der Seelenvorgänge, insbesondere der religiösen, zu zergliedern. Es wird als Brutalität und Frivolität empfunden, in die geheimnißvolle Dämmerung des religiösen Lebens mit dem Licht der Erkenntniß hineinzuleuchten.

Dazu fügt der Verfasser endlich noch einen dritten Grund. „Die Zerlegung dessen, was man heutzutage unter Religion, Frömmigkeit, Glaube versteht, zu verhindern, um jeden Preis hier die Klarheit zu verhindern, ist eins der vitalsten Interessen der Orthodoxie.“ Weshalb? Die Welt des christlichen Glaubens scheint mit der Welt der Illusion nahe verwandt, vielleicht nur ein wenig maßvoller zu sein und darum geeignet, den Glauben an Wunder im Allgemeinen zu stützen. Diesen gebraucht aber die protestantische Kirche der Gegenwart, weniger weil sie für ihre Glieder Geistesgaben und Wunderwirkungen erhofft, sondern weil der Glaube an die Bibel den Wunderglauben einschließt, weil diese Wunder dann wieder als Wahrheitsbeweise für den christlichen Glauben benutzt werden und zuletzt, um nicht die Schwachen im Glauben und die Gewohnheitschristen zu beunruhigen.

Es ist bittere Kritik in den scharfsinnigen Bemerkungen, die vielfach an Nietzsche's „Menschliches, Allzumenschliches“ erinnern, aber sie hat für den ersten wahrheitsdürstigen evangelischen Christen nichts Verlependses, weil sie von heißer Liebe nach Vertiefung und Läuterung der christlichen

Frömmigkeit bejeelt ist. Der Verfasser bezeugt selbst: „Ich weiß es, daß Mancher mein Buch und seine Resultate mit Freuden annehmen wird, weil er damit glaubt, der Religion als einer lästig verpflichtenden Weltanschauung noch völliger ledig zu werden als bisher schon. Ließt Jemand aus meiner Arbeit nur das wirklich oder vermeintlich Negative heraus — so bin ich unschuldig an seiner Seele; aus positivem Gedankengehalt und aus Glauben heraus habe ich geschrieben: Gott weiß es.“

Die Aufgabe, welche der Verfasser unserer Zeit auf kirchlichem Gebiet vorhält, fordert wie jede hohe Lebensaufgabe Kampf: „Zu viel von Glück und Seligkeit redet in unsern Tagen die satte Christenheit und auch zu viel von der Liebe; da schließ sie ein, wie ein Säugling in der Wiege, nachdem ihn die Mutterbrust gestillt hat. Ein Säugling hat auch weiter nichts zu thun als zu schlafen und sich zu nähren; aber die Christenheit muß wachen, und so ist's Zeit, zu ergreifen eine der Drommeten Jerichos und hineinzustoßen, und der Stoß, der heraus tönt, er klinget „Haß“ zum ersten und zum zweiten, dann „Kampf und Arbeit“ und zum dritten „die Ehre Gottes.“

Der Haß muß sich wie gegen den Illusionismus ebenso auch gegen seinen Antipoden wenden, den Intellektualismus, nämlich diejenige Geistesrichtung, welche durch ausschließliche Ausbildung der intellektuellen Fähigkeiten die dem Menschen gesetzte Lebensaufgabe glaubt erfüllen zu können. Die Erneuerung der christlichen Weltanschauung muß durch Vertiefung des Wirklichkeitssinnes geschehen. Die Beurtheilung der Welt muß sich dem Lebensinteresse unterordnen.

„Weltanschauung ist die künstlerische Deutung der Wirklichkeitskenntniß in Bezug auf den Menschen. Christ sein heißt eine bestimmte Art haben, die Welt zu deuten und zu werthen und demgemäß zu wollen.“ Der Verfasser weiß sich hierin eins mit dem Programm Nietzsche's: „Der Mensch braucht einen Erdenkopf, welcher den Sinn der Erde erkennt“, wie mit dem Tolstoi's: „Ich blicke auf das Christenthum wie auf eine Lehre, die dem Leben einen Sinn giebt.“ Der Intellektualismus ist zwar in den Kreisen der Wissenschaft bereits todt, aber er lebt gleichwohl noch kräftig weiter „in den Köpfen unserer älteren Naturwissenschaftler, die noch immer in Deutschland für die allgemeine Bildung führend sind, im Bürgerthum, so weit es noch Träger der altliberalen Ideen ist, und in den sozialistisch aufgeklärten Schichten unserer Fabrikbevölkerung. Er ist letztlich das geistige Nützeng jeder, also auch der heutigen allmächtigen Bureaukratie, die die verschiedenen geistigen Strömungen als Aktenbündel ansieht und sie demgemäß zu ordnen und zu beherrschen sucht.“

Diese vulgäre, von oben nach unten durchgeführte leichte Aufklärung hat ungeheure Verwüstungen an der Volkskraft und geistigen Gesundheit angerichtet. „Es ist ganz furchtbar, an wem einem öden Empirismus sich unser Volk genügen läßt, nachdem „die Aufklärung“ ihm die Religion

genommen hat; Verstand, Verödung, Verrohung des Gemüthslebens ist die traurige Folge. Man vergegenwärtige sich z. B. nur die Gesamtheit der winterlichen Amüsemens, in denen „das Volk“ von Berlin sich Erholung sucht, vor Allem diese Theater! Dagegen gehalten, hat wahrlich eine katholische Prozession noch immer einen gewaltigen erzieherischen Werth.“

Der Verfasser wägt dann auch die anderen jetzt noch herrschenden geistigen Kräfte ab und befindet sie zu leicht, um eine Erneuerung der Weltanschauung von ihnen zu hoffen: „Judenthum, Nießsche, Sozialdemokratie, Liberalismus; wobei es an treffenden Bildern nicht fehlt: „Liberalismus und Orthodoxie sind zwei morsche Balken; sie mußten fallen, aber sie fielen mit den Köpfen gegen einander. Auf diese Weise können sie zum Staunen der Welt noch lange sich halten — wenn wir's dulden.“

Die einzige Macht, welche dem Leben auch in der Gegenwart seinen rechten Sinn und Werth verleihen kann, ist Jesus von Nazareth. Um feinetwillen darf die Menschheit an sich selber und an die Zukunft glauben: durch seinen Gehorjam bis zum Opfertode am Kreuz ist der Mensch Gott ebenbürtig geworden, ihm ist auch Gott gegenüber ein Selbstbewußtsein ermöglicht, und eben darum muß die Kreuzesreligion nothwendig alle bedeutenden, aus dem am höchsten gesteigerten Selbstbewußtsein des Menschen hervorgegangenen sittlichen Potenzen in sich aufnehmen. Der Gegensatz von Katholizismus und Protestantismus in der Gegenwart ist ungenügend, um das Verhältniß dieser neu sich herausbildenden christlichen Frömmigkeit zu dem bisherigen Zustand zu bezeichnen. Die freiwillige Askese, welche der Protestantismus im Gegensatz zum Katholizismus bisher als unchristlich oder unterchristlich betrachtet hat, ist in ihrem hohen Werth als unerläßliche Bedingung der geistlichen Gesundheit anzuerkennen, andererseits sind auch alle von dem modernen Staat repräsentirten Kulturaufgaben von der christlichen Frömmigkeit als gottgewollte zu pflügen. Insbesondere hat die Theologie die Aufgabe, das Christenthum aus der gesammten antiken Weltanschauung loszulösen. Die pessimistische, in die Illusion des Neuplatonismus flüchtende und in selbstgefälligem Intellektualismus sich bespiegelnde, absterbende Weltanschauung, welche die Kirche von dem Griechenthum ererbt hat, soll einer hoffnungsfreudigen, weltüberwindenden Platz machen. Der Verfasser findet dafür auch die andere Formel: „Eine Entwicklung des Christenthumsinhalts aus dem Allgemeinbewußtsein der Christenheit heraus in Bekämpfung des Subjektivismus ist nöthig. Das ist die neue Positivität, die alte ist der Wunderglaube. Aber wird das gelingen? Ja! wir sind so weit, wir können wieder eine gemeinsame Weltanschauung großen Stils uns erwerben, wenn wir nur wollen.“

Diese Weltanschauung darf nicht nur im Geist ihrer Befenner wohnen, sie muß sich auch Formen schaffen, vermöge deren sie ihre menschheits-

pädagogische Aufgabe leisten kann. Diese Formen sind zum größten Theil dem Katholizismus zu entlehnen, der einen „großartigen Apparat des Anschauungsunterrichts“ enthält. Die drei wichtigsten Institutionen des Katholizismus: der Papst, der Priester und die Messe veranschaulichen die persönliche Autorität, das freiwillige Opfer der Askese und die Erhebung der Gemeinde zur unmittelbaren Gewißheit der Nähe Gottes und sind damit unentbehrliche Formen, in denen das sittlich-religiöse Leben wachsen und erstarken muß. Dieser gesunde Kern des Katholizismus muß vom Protestantismus anerkannt und angeeignet werden. Wir brauchen anstatt der heiligen Schrift, welche für die Masse des Volkes nicht Autorität sein kann, kraftvolle, geheiligte christliche Persönlichkeiten, denen in der Kirche maßgebender Einfluß zu ertheilen ist; wir brauchen analoge Einrichtungen, wie sie in den Klöstern gegeben sind, um den zahllosen Protestanten, welche an Glauben und Lebensglück Schiffbruch gelitten haben, ein Asyl, und den ebenso zahlreichen, welche sich selbst im Leben nicht beherrschen und beschäftigen können, einen fruchtbaren Lebensberuf zu schaffen; wir brauchen eine Form der Gottesanbetung, bei welcher die versammelte Gemeinde in höherem Maße thätig mitwirkt als beim Predigtgottesdienst. Die reiche Liturgie der meisten deutschen Landeskirchen, die deutsche Messe, findet dabei eine feinnünnige, anerkennende Beurtheilung.

Unter den Faktoren, aus deren Zusammenwirken die Wiedergeburt der christlichen Weltanschauung hervorgehen wird, darf auch der „urgesunde Realismus, der unbestechliche Wirklichkeitsjinn“ des Judenthums nicht fehlen. Weil das Judenthum sich gegen die Lehre Christi ablehnend verhalten hat, konnte es kommen, „daß die griechische Philosophie in ganz defakenten Formen maßgebenden Einfluß gewann auf die lehrhafte Gestaltung des Christenthums und uns mit jener unseligen Theologie beglückte, die noch jetzt der Mehrheit der Christen als das höchste Maß echter Gläubigkeit erscheint“.

Die organische Kombination dieser Faktoren kann, wie der Verfasser glaubensfreudig hofft, eine neue einheitliche „in sich geschlossene, befriedigende und verpflichtende Weltanschauung“ schaffen, welche allein den Nährboden abgiebt, auf welchem ungebrochene Charaktere, autoritative gläubige Persönlichkeiten, volkstümliche Künstler erwachen können. Der jetzige Individualismus bedeutet eine ernste Gefahr für die Gesundheit des Volkslebens: „Jeder Staat ist es seiner Selbsterhaltung schuldig, Niemand in seinen Grenzen zu dulden (doch wohl nur als vollberechtigten Bürger!), der sich ihm gegenüber nicht zu irgend einem Ideal eines sittlichen Lebens verpflichtet auf Grund einer festen Grundanschauung. Die beiden häßlichsten Auswüchse des modernen Lebens sind der Rentier (d. h. der geborene Rentier, nicht der Veteran der Arbeit) und der Dissident; in einem wirklich geordneten Staatswesen sind beide undenkbar.“

Der Verfasser ist sich bewußt, ein Programm aufgestellt zu haben, dessen allmähliche Verwirklichung nur von einer Reihe von Jahrhunderten erwartet werden kann. Darum beschränkt er sich bei der Schlussfrage: Was kann zur Zeit geschehen? darauf, dem Leser einige leicht erfüllbare Forderungen ins Gewissen zu schieben. So: Erkenne, daß Du über die Weltanschauungsfrage bisher nicht genügend nachgedacht und ihren Ernst zu wenig empfunden hast; und dann kümmer Dich mehr um die Kirche, suche in Deiner Gemeinde Deine positiven Ueberzeugungen durchzusetzen in fruchtbarer Mitarbeit und suche Gemeinschaft mit gleichgesinnten Seelen zu verständnißvoller Aussprache und gemeinsamem Schaffen.

Ueber kühne Einzelaussagen mit dem Verfasser streiten zu wollen, wäre an dieser Stelle unangebracht. Die Schrift als Ganzes will eine Wirkung hervorbringen, und sie verdient, das Ziel zu erreichen. Sie ist eine christliche Erweckungsschrift an die Gebildeten unseres Volks und sollte nicht nur flüchtig gelesen sondern studirt werden.

Jedenfalls wäre es ein bedenkliches Zeichen der Zeit, wenn die gebildeten Laien, denen der Verfasser einen größeren Antheil an der Erneuerung des Glaubenslebens der evangelischen Kirche zuweist als den Theologen, seinen Prophetenruf unbeherzigt verklingen lassen würden.

H. Gallwitz.

Einleitung in die Ethik. I. System und Kritik der ethischen Systeme von Karl Stange, Privatdozent d. Theol. an der Univ. Halle. Leipzig 1900.

Es ist ein auffälliges Zeichen, daß gerade unser unphilosophisches Zeitalter eine Fülle philosophischer Schriften hervorbringt wie kaum ein anderes zuvor. Gleichwohl ist die Verwirrung auf keinem wissenschaftlichen Gebiet ärger als auf diesem. Wie ehemals die Metaphysik sich berechtigt glaubte, in allen anderen Forschungsgebieten ein entscheidendes Wort mitreden zu sollen, so fühlt sich heute der Zoologe, der Physiker, der Chemiker, der Physiologe gedrungen, der Philosophie ins Handwerk zu pfuschen. Warum auch nicht! Der Positivismus, diese bis in den innersten Kern hinein unphilosophische Richtung, hat ja die überaus weise Lehre verkündet, daß die Philosophie kein anderes Geschäft habe, als die Ergebnisse der empirischen Wissenschaften zu sammeln, zu sichten und in ein Bündel zu vereinigen. Ist das aber die Aufgabe der Philosophie, ist das alles, was von Plato und Aristoteles, von Descartes und Kant übrig bleibt, warum sollte dann nicht auch der Zoologe oder Physiologe berechtigt sein, jene zusammenfassende Uebersicht über den Stand des empirischen Wissens vorzunehmen und so die „Weltrathsel“ zu lösen. Das ist dann immerhin noch besser, als wenn wir das dem Positivisten überlassen müssen, denn der Zoologe ist doch wenigstens auf einem Gebiet Meister, während der Positivist, nach dem Schlage Comtes, auf allen Dilettant ist.

Am verhängnißvollsten aber ist die positivistische Richtung für die Disziplin der Ethik geworden. Die sittlichen Probleme sind von dem allgemeinsten Interesse. Wenn nun auch diese Disziplin sich nur auf die empirischen Erscheinungen stützen soll, dann ist die Meinung jedes Einzelnen darüber so berechtigt, wie die des Andern; dann hat die Ansicht Comtes, Taines, Mills oder Spencers nicht mehr Berechtigung als die jedes beliebigen Analphabeten. Von diesem Rechte ist denn auch wirklich Gebrauch gemacht worden, und wer sonst nichts zu produziren vermochte, glaubte sich doch wenigstens veranlaßt, seine ethische Auffassung zum Besten geben zu müssen, so ist denn eine weitschichtige Literatur auf diesem Gebiete entstanden, die mit wenigen Ausnahmen völlig werthlos ist. Allgemeine Konfusion, das ist die Signatur des Zustandes auf dem ethischen Gebiet!

Mit wahrhafter Freude ist daher die „Einleitung in die Ethik“ von Karl Stange zu begrüßen, die endlich einmal wieder das ethische Problem klar und gründlich erfaßt und mit streng sachlicher Kritik entwickelt. Diese „Einleitung“ ist die bei weitem hervorragendste Arbeit, die seit einer Reihe von Jahren auf diesem Gebiet erschienen sind, und zwar deswegen, weil sie sich nicht von irgendwelchen geistreichen Einfällen bestimmen läßt, sondern auf Grund einer scharfsinnigen Abgrenzung zu einer deutlichen Entwicklung des Gegenstandes gelangt. Zwar liegt nur der erste, historische Theil dieses Wertes bisher vor, aber dieser ist schon ein Ganzes für sich, indem er die ethische Forschung von ihren Irrwegen wiederum auf die rechte Bahn zurückführt. Ich bin überzeugt, daß dieses Werk einen nachhaltigen Einfluß auf den Gang der ethischen Forschung ausüben wird.

In der Vorrede heißt es: „Die vorliegende erste kritische Hälfte einer Einleitung in die Ethik beschäftigt sich mit der Darstellung und Kritik der wichtigsten auf dem Gebiet der ethischen Wissenschaft vertretenen Standpunkte. Als Vorbereitung auf eine zweite systematische Hälfte, in welcher die „Grundlinien der Ethik“ entworfen werden sollen, will sie zunächst in den Zusammenhang der wissenschaftlichen Kontroverse einführen und mit den verschiedenen einander gegenüberstehenden Systemen befaunt machen.“ Der Verfasser enthält sich dabei jeglicher Willkür; weder durch psychologische noch durch biologische, weder durch darwinistische noch durch soziologische Schlagwörter läßt er sich beeinflussen, sondern er sucht Ursprung und Wesen des Sittlichen zunächst einmal durch eine kritische Untersuchung über die wichtigsten Methoden und Systeme sicher abzugrenzen. Das ist in der That eine nothwendige Vorarbeit. Denn die meisten ethischen Schriftsteller verfahren so, daß sie das Ethische auf Grund eines ihnen gerade kommenden Einfalles selbstherrlich bestimmen und damit den Stein der Weisen entdeckt zu haben glauben. Wer aber zu einem Jünger der Wissenschaft berufen ist, muß seine Fähigkeit vor allem dadurch dokumentiren, daß er sich im Stande zeigt, sein Forschungsgebiet scharf und unzweideutig

von allen übrigen abgrenzen zu können. Das ist aber nur durch die eindringlichste und unbestechbarste Kritik möglich, daher verjagen schon an diesem Punkte den meisten die Kräfte, und was sie dann hervorbringen, ist ein wirkungsloses Gemisch, in welchem das eine Ingredienz die Kraft des anderen verzehrt.

Um nun die Aufgabe der Ethik als Wissenschaft eindeutig zu bestimmen, geht der Verfasser von einer Kritik der wichtigsten Systeme aus. Ein solcher Weg könnte bedenklich erscheinen; denn irgendwie setzt sich schließlich jeder ethische Schriftsteller mit den entgegengesetzten Ansichten auseinander. Zu einem sicheren Ergebnis kann ein solches Verfahren nur dann führen, wenn die Kritik systematisch und nicht nach subjektivem Belieben geleitet wird. Das ist aber nur dann der Fall, wenn sie durch keinen anderen Gesichtspunkt getrieben ist, als denjenigen: dem betreffenden Wissensgebiet innerhalb des gesammten Wissenschaftensystems seine Stelle unweigerlich sicher zu bestimmen. Der Verfasser stellt daher zunächst folgende Ueberlegung an: ist die Ethik überhaupt eine Wissenschaft, so muß sie entweder eine praktische oder eine theoretische sein. Die meisten antworten darauf, sie sei eine praktische Wissenschaft. Infolgedessen wird zunächst die Möglichkeit der Ethik als praktischer Wissenschaft festgestellt. Als solche ist sie ihrer Natur nach normative Ethik und will eine Technik des menschlichen Handelns geben. Dies kann in zweifacher Weise geschehen: „Entweder man sieht die Aufgabe der Ethik darin, daß sie den Inhalt der sittlichen Handlung selbst feststellt, daß sie die Normen, nach denen sie die nicht erst durch die Wissenschaft aufzufindenden, sondern schon irgendwie gegebenen Normen, nach denen sich das menschliche Handeln richten soll, aufsucht und zusammenstellt. Oder aber die Aufgabe der Ethik besteht darin, daß sie die nicht erst durch die Wissenschaft aufzufindenden, sondern schon irgendwie gegebenen Normen des sittlichen Lebens zu begründen resp. abzuleiten sucht. — Das eine Mal soll die Wissenschaft die Aufgabe haben, die ethischen Normen selbst zu bilden: das andere Mal soll sie die gegebenen ethischen Normen begründen.“

Sofern nun die Ethik auf die Bildung sittlicher Normen ausgeht, ist sie Moralkwissenschaft oder, in ihrer gesteigerten Form, Kasuistik. „Die Wissenschaft vom Sittlichen hat es nach dieser Auffassung mit der Zusammenstellung von sittlichen Vorschriften zu thun, die sich auf die Gestaltung des menschlichen Lebens beziehen, mit einer Sammlung von Geboten und Verböten, nach denen sich der Mensch in der Praxis des sittlichen Lebens zu richten hat.“ Das kann aber nicht die Aufgabe der wissenschaftlichen Ethik sein, weil es überhaupt keinen Weg giebt, auf dem man dazu gelangen könnte, ein sittliches Urtheil in einen wissenschaftlichen (d. h. allgemeingiltigen und nothwendigen) Satz umzuwandeln. Verzichtet man nun aber auch auf die Wissenschaftlichkeit der Ethik, so ist doch die Kasuistik vielmehr eine Beeinträchtigung des sittlichen Lebens, weil sie die

Bildung des sittlichen Urtheils nicht nur nicht fördert, sondern aufhebt. Daraus geht denn hervor, daß die Ethik nicht die Wissenschaft von der Bildung der sittlichen Normen sein kann. Es fragt sich daher nunmehr, ob sie diejenige von der Begründung der sittlichen Normen ist.

Die Begründung fragt nicht nach dem wie, sondern nach dem warum. Das Warum aber führt entweder auf einen gebietenden oder verbotenden Willen und ist dann imperative Moral, oder auf den zwecksetzenden Inhalt und wird dann Güterlehre. Die imperative Moral wiederum kann den normengebenden Willen entweder im sittlichen Subjekt selbst oder außerhalb des sittlichen Subjekts suchen. Im ersteren Falle pflegt man von einem eingeborenen Sittengesetz zu reden, während man im andern Falle es mit dem Gesetzgeber zu thun hat. Es wird nun scharfsinnig gezeigt, daß die Darstellung der Ethik als imperativer Moral ihre Aufgabe auch nicht zu lösen vermag, da sie nicht im Stande ist, die Begründung der sittlichen Normen zu ermöglichen. Das Gleiche ist aber auch bei der Güterlehre der Fall.

Nach der Art des Zweckes lassen sich drei verschiedene Gruppen der Güterlehre unterscheiden: entweder nämlich ist der Endzweck alles sittlichen Handelns im handelnden Subjekt zu suchen oder aber in den durch das sittliche Handeln erzeugten Gütern oder drittens er ist Beides zugleich: höchster Zweck des handelnden Subjekts und die Summe der durch das sittliche Handeln erzeugten Güter. Danach ist dann die Ethik entweder eudämonistisch oder evolutionistisch oder religiös bestimmt.

Das Resultat dieser Erörterung ist, daß die Aufgabe der Ethik weder in der Bildung der sittlichen Normen, noch in der Begründung ihres Inhaltes bestehen kann. „Die Bildung der sittlichen Normen ist Sache des sittlichen Urtheils; wenn daher die Bildung der sittlichen Normen zu einer Aufgabe der Wissenschaft gemacht wird, so bedeutet das erstens eine rationalistische Verkennung dessen, worin die Eigenthümlichkeit der sittlichen Erkenntniß besteht, während zweitens die Bildung der sittlichen Normen durch die Wissenschaft die Selbständigkeit und Sicherheit ihrer Bildung beeinträchtigen muß. Ebenso wenig kann es die Aufgabe der Ethik sein, den Inhalt der Normen, nach denen sich das menschliche Handeln richten soll, zu begründen. Alle darauf abzielenden Versuche führen entweder zu einer Abstraktion, zur begrifflichen Verallgemeinerung einzelner Merkmale des Sittlichen, oder aber sie leiten die sittlichen Werthe ab aus dem, was sonst als werthvoll betrachtet wird und doch die sittlichen Werthe nicht zu begründen vermag.“ Aus dem gegebenen Nachweise folgt nun zwingend, daß die Ethik keine praktische (normative), sondern lediglich theoretische Wissenschaft sein kann.

Die Stellung aber, welche sie als theoretische Wissenschaft einzunehmen hat, wird an der Kritik dreier Systeme gewonnen, an denjenigen Schleiermachers, Herbarts und Kants. Mit Nachdruck wird hier die

Einsicht geltend gemacht, daß die Ethik als theoretische Wissenschaft prinzipiell darauf auszugehen habe, das Sittliche als ein Objekt des Erkennens und nicht als eine Forderung des Urtheils zur Darstellung zu bringen. „Wie der Ästhetiker nicht das ästhetische Ideal schafft, sondern das durch den Künstler gebildete Ideal zum Gegenstand der wissenschaftlichen Betrachtung macht, so ist auch die Aufgabe des Ethikers nicht die, irgend ein sittliches Ideal zu konstruiren. Das Sittliche ist für ihn vielmehr eine gegebene Größe, die er zu beschreiben und zu untersuchen hat.“

Auf diese Weise hat der Verfasser wieder den Faden aufgenommen, der sich von Plato herüberspinnet zu Kant und von diesem zu Schleiermacher und Herbart. Er ist einer der wenigen, der klar durchschaut hat, wie wenig die Ethik als philosophische Wissenschaft mit Darwinismus und Soziologie zu thun hat. Der Positivismus hat ja freilich auch der Philosophie ein Modestückchen anzuziehen getrachtet, und weiblichen Gemüthern mag das immerhin behagen, aber die ernste Wissenschaft verschmäht solchen Tandelkram und sagt sich von ihren unreifen Liebhabern mit lächelnder Miene los. Es wäre vielleicht zu wünschen gewesen, daß der Verfasser auch den psychologischen, biologischen und soziologischen Ethikern ein Wort gegönnt hätte. Denn auch das ist eine Aufgabe der wenigen Einsichtigen, dafür bei jeder Gelegenheit zu sorgen, daß dem konfuseu Nischmaich der Wissenschaftsmengerei endlich ein Damm gesetzt werde.

Hoffentlich läßt der zweite systematische Theil, den der Verfasser verspricht, nicht zu lange auf sich warten. Erst dann wird eine eingehende Prüfung der positiven Auffassung möglich sein. Bis dahin aber möge das vorliegende kritische Werk das Feld gründlich säubern, denn es hat vielen Vorurtheilen und einseitiger Dünkelhaftigkeit auf seinem Gebiet zu begegnen. Die ethische Wissenschaft hat wiederum einmal eine vollgiltige Ernte zu verzeichnen!

Berlin.

Dr. Ferdinand Jakob Schmidt.

„Kurze Erklärung der Ethik von Spinoza und Darstellung der definitiven Philosophie.“ Von Dr. Richard Wahl. f. t. o. ö. Prof. der Philosophie an der Universität Czernowitz. Wien 1899.

Im achtzehnten Jahrhundert und in der ersten Hälfte des neunzehnten ist ein starker Einfluß gewisser Lehren Spinoza's auf das deutsche Denken bemerkbar. Das zeigt sich sowohl negativ in dem bornirten Haß der kirchlichen Orthodoxie gegen diesen Denker, dessen Lehre man von den Kanzeln herab als Satanswerk verfertete, als auch positiv durch die Wirkung auf unsere klassische und romantische Literatur. Das berühmte Gespräch Lessing's und Friß Jacobi's in dem Gartenhause Gleim's: der sich an die Veröffentlichung dieser Unterredung knüpfende Streit zwischen

Jakobi und Moses Mendelssohn; die dadurch hervorgerufene Theilnahme Goethe's und Herder's, als deren Dokument des Letzteren Gespräch über „Gott“ dastehen; ferner die Theilnahme Schleiermacher's, der Identitätsphilosophen, des Physiologen Joh. Müller u. v. A. legen lebendiges Zeugniß für die Hochschätzung des niederländischen Philosophen ab. Gleichwohl hat niemals in dieser Zeit die Lehre Spinoza's als Ganzes zu wirken vermocht, sondern immer nur gewisse einzelne Anschauungen und Sätze, wie der pantheistische Grundgedanke, die tolerante Humanität, das Nationale als solches, die empirische Darstellung der Affektenlehre und Aehnliches. Weder der Spinoza Herder's und Goethe's, noch der Jakobi's und der Romantiker ist daher der wirkliche Spinoza, sondern sein Name dient nur zu typischer Bezeichnung gewisser verwandter, aber im Einzelnen doch stark verschiedener Geistesrichtungen. Daher hat es lange gedauert, bis die Philosophie Spinoza's selber eine adäquate Darstellung fand: denn mit dieser Weltanschauung als Ganzes fühlte man sich keineswegs in allen Punkten gleichgestimmt und man hatte in Folge dessen auch kein besonderes Interesse daran, die Grundgedanken Spinoza's selber in sachlich reiner Gestalt zum Verständniß zu bringen. Ueber einige Punkte seiner Philosophie herrscht heute noch Streit. Aber in der Hauptsache hat doch der geschichtliche Sinn des neunzehnten Jahrhunderts hier klärend gewirkt, den historischen Spinoza ins rechte Licht zu setzen.

Wesentlich anders denkt hierüber Herr Richard Wahle, Professor an der Universität Czernowitz, der erst jetzt den wahren Schlüssel zum Verständniß der Ethik Spinoza's entdeckt zu haben glaubt. Dieser „Schlüssel“ macht die erste Hälfte seines Buches aus; ihr folgt als zweite eine Darstellung der definitiven (!) Philosophie, und dem Ganzen ist eine stark polemische Einleitung vorangeschickt.

Wenn ich offen sein soll, so muß ich bekennen, daß es mir an vielen Stellen wirklich schwer geworden ist, das vorliegende Buch ernst zu nehmen. Es liegt mir fern, die „neue Metaphysik“ des Verfassers irgendwie antasten zu wollen; einem Jeden muß das Recht zugestanden werden, sich über das, was jenseits der Grenzen unserer Wissensmöglichkeit liegt, ein Bild nach eigenem Belieben zu machen, mag es nun positiv oder negativ ausfallen. Aber wenn dann Jemand kommt und einen solchen Versuch als definitive Philosophie hinzustellen wagt mit einer Selbstüberhebung, die uns, Gott sei Dank, fremd geworden ist, so ist dies bei einem Vertreter der Wissenschaft gewiß nicht gerechtfertigt.

Der Verfasser bezeichnet sein Verfahren an verschiedenen Stellen als Positivismus, aber in Wahrheit ist er ein Negativist. Er bestreitet, daß wir Menschen ein zureichendes Wissen erlangen können, gleichwohl aber fühlt er sich berufen, sein Wissen an die Stelle alles bisherigen Wissens zu setzen. Denn seine Ansicht, daß es für uns kein Wissen, sondern nur ein Sein giebt, ist doch auch ein Wissen, und so schlägt er sich selbst. Mit

einer geradezu naiven Arroganz behauptet er von seinen lustigen Deduktionen: „Das letzte (!) Wort der Weltweisheit, das Eingeständniß der menschlichen Unwissenheit, ist gesprochen; ihm an sich ist es einerlei, ob man es hört oder kennt. Wir werden in der Zerstörung des Wissenswahnes (!) weiter gehen, als irgend Jemand gekommen ist, Dank allen den Vorgängern. Es tritt hier eine neue Metaphysik (!) auf. Wir werden auch die Vorstellung zerstören, als wären wir Subjekte. Wir selbst sind, insofern wir uns wissend scheinen, nur daseiende Produkte, vielleicht ausgestoßene Produkte unbekannter wirkender Faktoren. Die Kategorie „Wissen“ zerfließt gänzlich vor der Kritik, und es bleibt nur das Sein, das so viel grandioser ist.“ Das Dasein löst sich dem Verfasser auf in eine Reihe von „Vorkommnissen“ einer gewissen „Vorkommnißsphäre“. Diese Vorkommnisse sind produzierte Effekte, die wir „Vorstellungen“ nennen. Das, was wir Wissen nennen, ist nur ein leeres Symbol, um ein jeweiliges Auftauchen von Vorkommnissen in irgend einem Kreise zu bezeichnen.

Angenommen es wäre so; dann ist nur das Eine nicht begreiflich, wie der Verfasser überhaupt noch philosophiren kann; er müßte ja doch lediglich aufgehen in seinem Sein, und man versteht gar nicht, wie er dennoch die Darstellung einer Philosophie und nun gar der „definitiven“ zu geben sich berufen fühlt. Woher weiß er dann ferner, daß seine Vorkommnisse dieselben sind, wie die anderer Menschen? Das scheint doch offenbar nicht der Fall zu sein, denn wenigstens einige unter diesen „wissen“ doch etwas, wenn es auch nur das Wissen innerhalb eines begrenzten Gebietes ist, während der Verfasser es selbst kund giebt, daß er nichts weiß. Wie vermag er völlig unkonsequenter Weise sogar von den „Vorkommnissen“ Schlüsse auf ein weder in der Erfahrung noch sonst gegebenes Fundamentalggebiet zu ziehen? Damit bläst er ja seinen eigenen Seifenblasen das winzige Lebenslicht aus. Und wenn er von Kant sagt: „ich sehe nicht, was man von ihm lernen könnte“, so läßt sich darauf nur erwidern: das merkt man.

Auf eine solche „definitive Philosophie“ noch weiter Rücksicht zu nehmen, kann Niemandem zugemuthet werden. Vielleicht aber macht der Verfasser als Historiker gut, wozu ihm als Systematiker das Talent fehlt. Man begreift zwar nicht recht, weshalb er den Spinozaischlüssel gerade mit seiner definitiven Philosophie verbindet, aber darauf soll es nicht ankommen, wenn es nur der rechte Schlüssel ist. Um sich nun in diesem Punkte seine Position zu sichern, beruft er sich von vornherein auf eine andere Instanz. Er weist nämlich auf früher von ihm verfaßte Schriften hin, in denen er das Hauptwerk Spinoza's behandelt hat, und berichtet darüber: „ich habe mich bemüht, dasselbe zu erklären und den nackten Naturalismus (!) und Positivismus (!) Spinoza's nachzuweisen in drei Arbeiten, welche in die Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurden in den Jahren 1888 und 1889 (S. V. d. ph.-h. Cl. Bd. CXVI,

(XVII und CXIX).“ Da mir die Gründe unbekannt sind, auf die hin die Wiener Akademie sich veranlaßt gesehen hat, jene Arbeiten in ihre Berichte aufzunehmen, so muß ich von der Bedeutung dieser Instanz absehen und kann mich nur an das vorliegende Werk selbst halten. Von diesem sagt der Verfasser: „ich gebe die Auffassung der Ethik im Verhältniß zu meinen früheren drei Abhandlungen in knapper Form und ein wenig verändert.“ Wir haben es also mit dem wenig veränderten Extrakt jener Akademieschriften zu thun.

Das aber soll nun der angepriesene Schlüssel sein, daß Spinoza zum Naturalisten und Positivisten gestempelt wird. Der Verfasser ist der Ansicht, die Schwierigkeit für Spinoza hätte darin bestanden, seine Thesen evident zu erweisen, und die Schwierigkeit für uns bestände darin, innerhalb seiner scheinbar transcendenten Terminologie das Naturalistische und Phänomenalistische zu erkennen. Wenn es nun einen sicheren Weg giebt, den Sinn eines einheitlichen Gedankensystems zu verfehlen, so ist es sicher derjenige: die Gedankenwelt eines Schriftstellers nicht aus den Bedingungen ihres Wesens und ihrer Natur, sondern aus irgend einer Denkrichtung späterer Zeit zu interpretiren. Spinoza, auf das Prokrustesbett des Naturalismus und Positivismus des neunzehnten Jahrhunderts gestreckt, muß sich allerdings wunderbarlich genug ausnehmen. Da ist er denn kein Pantheist mehr, sondern krasser Naturalist und Atheist. „Was kann Gott da anders sein als eben die vorliegende Körperlichkeit, die Materialität? Nach dem Pantheismus wäre die Körperlichkeit zwar auch ein Derivat Gottes; aber bei Spinoza ist sie — sein ewiges letztes Wesen.“ Um dem Spinoza diese Monstrosität aufzuhalsen, wird folgendes Künstliches zurecht gebracht. Im 17. Lehrsatz der Ethik sagt Spinoza: „Gott handelt nach den Gesetzen seiner Natur und von Niemand gezwungen (deus ex solis suae naturae legibus et a nemine coactus agit)“, und er fügt in dem zweiten Lehrsatz ausdrücklich hinzu: „daher kann er allein freie Ursache sein (adeoque solus est causa libera)“. Was macht der Verfasser daraus: „Gott handelt zwar von Niemand gezwungen, aber nach den Gesetzen seiner Natur, also notwendig gebunden.“ Aber es kommt noch besser. Spinoza erklärt in der Anmerkung zum 17. Lehrsatz, man dürfe die Natur Gottes nicht nach der menschlichen Natur bestimmen und ihm, wie es die scholastische Dogmatik thut, einen Verstand und Willen wie den menschlichen, nur einen durchaus vollkommenen zuschreiben. Wird es so genommen, so darf man der Gottheit Verstand und Willen überhaupt nicht nach menschlicher Analogie beimessen. Da der Verstand Gottes und ebenso auch sein Wille die Ursache sowohl des Wesens, als auch der Existenz unseres Denkens ist: „ist folglich der Verstand Gottes, sofern er als das göttliche Wesen ausmachend begriffen wird, von unserem Verstand, sowohl in Hinsicht des Wesens, als auch in Hinsicht der Existenz, verschieden, und er kann in nichts, als nur im Namen, ihm gleich sein.“

Was schließt der Verfasser daraus? „Nichts bleibt außer Konstellationswechsel der Elemente des All, ohne jeden Werth, als den der einfachen Realität“; von der göttlichen Natur mit ihren absolut unendlichen Attributen besteht nur die Materialität!

Dabei hat der Verfasser den Muth zu erklären, „der Laie braucht den Hinweisen auf die Stellen in der Ethik nicht zu folgen; er lernt schon in dieser Schrift (!) das Werk ausreichend kennen.“ Eine solche Annahme kann auch nur mit einer solchen Unfähigkeit für das Verständniß Spinoza's verbunden sein. Und da wundert sich der Verfasser, wenn Kuno Fischer in der vierten Auflage seines „Spinoza“ von der „sehr verkehrten Ansicht“ der von der Wiener Akademie veröffentlichten Schriften des Verfassers spricht. Wer wollte es Fischer ferner verargen, wenn er die gänzlich nutzlose Polemik gegen derartige Monstrositäten mit einem u. i. f. u. i. f. abbricht. Der Verfasser hätte wahrlich besser gethan, sich bei diesem Urtheil zu bescheiden, als den schönen Wunsch zu äußern: „wer an ein Fegefeuer glaubt, darf hoffen, daß diese „u. i. f.“ für den wackern Fischer Stufen zu jener ecklen Tiefe bilden werden.“ Auch seine Bemerkung, „ich hätte wohl Lust, es dem Manne heimzuzahlen, doch ich überwinde mich aus dem Grunde, weil er ein alter Mann ist“, beweist nur, daß je bedenklicher die Unfähigkeit, um so größer auch die Gehässigkeit ist.

Vor einem solchen Buche noch ausdrücklich zu warnen, finde ich nicht für nöthig; es richtet sich von selbst.

Berlin.

Dr. Ferdinand Jakob Schmidt.

Literatur.

Griechische Tragödien übersetzt von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf. Erster Band. 1. Sophokles Oedipus 2. Euripides Hippolytos 3. Euripides Der Mütter Wittgang 4. Euripides Herakles. Zweiter Band. Crestie 1. Aischylos Agamemnon 2. Das Opfer am Grabe (Choephoron) 3. Die Versöhnung (Eumeniden). Berlin Weidmannsche Buchhandlung 1899 und 1900 355 und 312 S. 8°.

Nach gewissen, nicht eben gewissenhaften Uebertreibungen des Nationalen oder Volksthümlichen, bei denen man absichtlich von der historischen „Folge“ unserer höheren Bildung ablah, lenken wir nun doch endlich, wie es scheint, allmählich wieder ein, nach aufgeregtem Gezänk um das Maß desjenigen klassischen Bildungstoffes, das dem zu akademischen Studien übertretenden Jünglinge wünschenswerth sein muß, gelangt man zum Frieden, bei dem denn beide streitenden Parteien, die Klassizisten und die Freunde der Reformschule, wie sich's schickt, einander billige Zugeständnisse zu machen haben. War die Verwirrung des Streites oft recht bedenklich, da altbewährte Methoden des Unterrichts tief erschüttert wurden, so steht zu hoffen, daß

die doch nothwendig gewesene Revision oder allgemeine Schulvisitation, in die leider die Laien allzu vorlaut mit drein sprachen, heilsame Frucht bringen werde.

Nur einen sehr geringen Antheil an den gewiß mit Grund beklagten Mißständen durfte man der Praxis der alten Schule aufbürden, die größte Verschuldung lastet auf der Weichheit des Staates, der den Zugang zu einer Elitebildung viel zu leicht machte, der mit dem System unheilvoller „Verechtigungen“ Prämien an die Masse bloß finanziell besserer Schichten — sie nennen sich gern mit einem seltsamen Dymoron „die Masse der Gebildeten“ — vertheilte, die das Ganze einer organischen Erziehungsanstalt mitten durch schneiden und nun freilich den Werth des mühselig erstümperten unteren Stücks herabsetzen. Denn daß die Bildung eines zum einjährigen Dienste im Volksheere Berechtigten elende Halbheit ist, leugnet doch kein ehrlicher Mann. Wie lange noch soll das unschuldige Gymnasium diese Verstümmelung dulden?

Doch die Leser hören lieber einen bei der Stange gebliebenen Schulmann über diese Dinge. So mag mir denn Goethe als Eideshelfer dienen, den ich selber einmal glücklich gepriesen, daß ihm das elfjährige Drücken der Schulbänke erpart geblieben war. „Möge das Studium der griechischen und lateinischen Literatur immerfort die Basis der höheren Bildung bleiben!“ (s. Sprüche in Prosa Nr. 510, nach Löpers Zählung, und schon Nr. 458.) „Wenn nun unser Schulunterricht immer auf das Alterthum hinweist, das Studium der griechischen und lateinischen Sprache fördert, so können wir uns Glück wünschen, daß diese zu einer höhern Kultur so nöthigen Studien niemals rückgängig werden.“ —

Wilamowitz, der die studirende Jugend nach langer Dürre wieder einmal begeistern de klassische Philolog und Lehrer an unserer Berliner Universität, ist, so viel ich weiß, Zögling der Landesschule Pforta, eines der wenigen Gymnasien, die dem Ideal haben treu bleiben können, das der verewigte Paul de Lagarde für sie im Auge hatte, denn sie taugen nicht in die Großstadt. Er würde dem Altmeister Goethe, vielleicht in höherem Maße noch, als Wilhelm von Humboldt und der ihm eigentlich unerträgliche Friedrich August Wolf, um der Hegelingen an der jungen Berliner Hochschule nicht zu gedenken, recht ein Mensch nach seinem Herzen gewesen sein.

Scheinbar widerspricht Wilamowitz mit seinen wunderbar glatten, dem Ideal der Kunst des Uebersetzens gemäßen Nachdichtungen — ist es uns doch zu Sinne, als läßen wir echt deutsche Dichtungen, wie etwa Goethes Iphigenie — seiner eigenen Forderung eines vertiefteren und auch an Stundenzahl zu steigenden Unterrichts im Griechischen an unseren Gymnasien, scheinbar sagen wir, denn mag man die Erfüllung jener Forderung zur Zeit für erreichbar halten oder nicht, ihre breite Wirkung, die auch hoffentlich bald sich auf die Bühne erstrecken wird, schon damit

die Schauspieler einmal wieder den Vortrag als Kunst begreifen lernten, was sie sogar auf Goethes eigener Bühne bis auf die Erinnerung verlernt haben, kann nur sein, daß uns eine Ahnung von der Fülle von Großheit und Schönheit der attischen Bühnenkunst aufgeht, die das lebhafteste Verdürfnis rege werden läßt, die Originale selber zu kennen, wenn die Nachformung so schön sein kann. Ja eine Belebung unserer bildenden Künste muß eine weitere Folge sein. Wer die Gabe des neuen Uebersetzers mit den Arbeiten seiner Vorgänger vergliche, müßte ihm bedingungslos den Kranz zuertheilen. Dabei ist noch ganz abgesehen von der tief eindringenden philologischen und kritischen Arbeit, deren Ergebnisse zugleich damit vorgelegt sind.

Betrachten wir die „Griechischen Tragödien“, alles etwa Kontroverie der Philologie überlassend, mit der sich auseinander zu setzen Wilamowitz sich nicht scheut, einmal wie neue deutsche Dramendichtung, und das wird der Standpunkt der Mehrzahl unserer Gebildeten sein, so müssen sie als ein reeller Kulturfortschritt, eine wahre Eroberung begrüßt werden. Die Nachdichtungen sind im eigentlichen Verstand Lektionen, Wiedererkennung ihres reinen Sinnes, wie denn dem Griechen das Lesen ein *ἀναγνώσκω* ist, sie sind viel mehr, als eine bloße *μετάφρασις*.

Es gehört ja bei dem gegenwärtigen Betriebe unserer originalen deutschen Bühnendichtung, leider, nicht viel dazu, sie durch die großen Alten in Schatten zu stellen. Bestenfalls war immer noch Shakespeare das große Modell unserer Dichter.

Wie solche Dinge von der Bühne, auch der hentigen, wirken können, zeigte der Versuch, den Studenten in Berlin mit dem König Oedipus machten. Wenn bei Besprechung jener Aufführung ein bekannter Berliner Kritiker von dem Fatalismus redet, der das Werk beherrsche, von dem mitleidlosen Spiele, das die Götter angeblich mit dem wackeren Könige treiben, also daß das Stück eher abstoßend wirken müsse, als ergreifend, so ist das verzeihlich, weil sogar Wilamowitz selber in seiner Einleitung einer ähnlichen Auffassung das Wort redet. Wichtig scheint es nicht. Die tragische Schuld liegt eben vor Beginn der Tragödie selbst und allerdings ist der König sowohl persönlich zurechnungsfähig, als auch, was die Zeitgenossen des Sophokles wußten, erblich belastet und das außerordentlich schwer. Wenn erwähne ich aber, daß derselbe Wilamowitz (s. Bd. 1, 290) in Betreff des Euripideischen Herakles den Dichter vor dem Urtheil schützt, in seinem Stücke eine „Predigt des Pessimismus“ zu bieten. Uebrigens hätte von der Unfähigkeit der Philosophen, zu würdigen, daß die Poesie, und zumal ihre älteste und machtvollste Erscheinungsform, die Sage, ein Abbild der in einer bestimmten Zeit und Kultur vorhandenen Stimmungen und Weltanschauungen giebt, also jederzeit optimistisch und pessimistisch zugleich ist, am ehesten Schopenhauer verdient, frei geworben zu werden. Also nicht etwa Versteifung auf die Aristotelische

Theorie der Tragödie sondern die Kenntniß der Sage, wie Dichter und Publikum sie vorfinden, nöthigt zu unserm Vorbehalt.

Fast sympathischer als zu Sophokles stellen sich die Einführungen unseres Uebersetzers zu Euripides, im Gegensatz zu der uns seit A. W. Schlegel geläufigen Beurtheilung. Darüber wird sich auch weiter streiten lassen. Aristoteles wird schon gewußt haben, weshalb er die raffinierten Mäpchen des Euripides, seine an den Cirkus gemahnenden unerhörten Tricks schonungslos geißelte. Trotz allem hat Wilamowitz Recht, die großartige Kunst in Schlingung und Lösung des Knotens, in Darstellung des Charakters, in Bestimmung des politischen Urtheils seiner Mitbürger aufs Höchste zu bewundern. Wunderbar schön ist in diesem Betracht die Einleitung zum Hippolytos, die in einem Ausblick auf Shakespeare und Goethe gipfelt. „Es ist das unvermeidliche Geschick fester Texte“ (der heroischen Ueberlieferung in Athen also auch), lesen wir S. 196, „dem Momente gemäß mißdeutet zu werden“ (wie es sich denn die attischen Redner auch erlaubten).

Die Einleitung zu den Hiketiden basiert auf genauester Kenntniß der historischen Urkunden der Zeit des großen Krieges, der den Untergang der hellenischen Autonomie einleitete, und mit Recht tritt Wilamowitz zu Gunsten des der beabsichtigten Stimmung sicheren Dichters wider die gemeine Wahrheitsrechnung philologischer Schulmeister und Stubenästhetiker ein. Daß die von dem Uebersetzer hinzugefügten Bühnenanweisungen der Phantasie des Lesers förderlich entgegenkommen, ist dankbar anzuerkennen.

Höchsten Lobes werth ist die im Allgemeinen für besonders schwierig geltende Bearbeitung der Orestie des Aischylos. Jede der drei Tragödien wird zuträglich zunächst als Ganzes für sich betrachtet. An seine Uebersetzungsaufgabe stellt Wilamowitz auch hier die höchste Anforderung „mindestens so verständlich zu sein, als den Athenern das Original war.“ Das ist ja gewiß der richtige Gesichtspunkt und Wilamowitz, darf man sagen, überbietet diese schon an sich schwierige Forderung insofern, als seine Uebersetzung zugleich unsern strengsten Ansprüchen an schöne, an Göttern erzogene Form vollauf genügt, ohne daß sie zu merklichen Zerdehnungen zu greifen brauchte. Das ist ein schönes Zeugniß für die Herrlichkeit unseres sprachlichen Instrumentes, die Wildsamkeit unserer Sprache zugleich. Der Kritik des Humboldt'schen Agamemnon muß heute wohl Jedermann beipflichten. Ein sehr beachtenswerther Satz dessen Folgerungen jedoch weit über die Schule hinausweisen, ist: „Das Verständniß von allem wahrhaft Großen wird nicht erlernt, sondern erlebt.“ Und II, 26: „Wer den Oedipus und den Agamemnon verstanden hat, der ist all das Gerede von dem blinden oder erhabenen Schicksal los.“ Und damit den Wahn des gräßifizirenden Klassizismus, der begreiflich sei nur als Erbe des Nationalismus der Aufklärung. Griechische Religion war das nie.

höchstens ein ein halbes Jahrtausend vordatirter Fatalismus der vermorschten Spätzeit. Diese Warnung ist sehr wichtig, auch besonders für die Würdigung des sich gern mit Götthe deckenden Klassizismus. Auch „Die Antike“ ist ein Begriff, der Wilamowitz garnicht imponirt. Er kennt zu gut seine innere Hohlheit (I. II, 35 Num. 2.) Auf die außerordentlich schönen Ausführungen in den Einleitungen zu den Choephoren und Eumeniden, über den Apollokultus, die Modernität des Aischylos und Euripides in Ansehung des Weibes und der Liebe, will ich hier nur hindeuten. Auf das aber erfüllet werde, was der alte Götthe ersuchte:

Ueberall trinkt man guten Wein,
Jedes Gefäß genügt dem Zecher;
Doch soll es mit Wonne getrunken sein,
So wünsch' ich mir künstlichen griechischen Becher,

so soll das Lob der Verlagssbuchhandlung nicht vergessen werden, die zu den beiden Bänden höchst geschmackvolle Einbanddecken geliefert hat. Wenn Wilamowitz die häßlichen Imperative „greife zu“, „bleibe“, vermiede, so wüßte ich kaum ein störendes Fäßerchen ihm aufzumutzen.

Weimar, Anf. Oktober 1900. Franz Sandvoß (Xanthippus).

Essays. Kosmopolitische Studien über Poesie, Philosophie und Religionsgeschichte von Gregor von Glajenapp. Riga. Verlag von Junc & Poliewsky 1899.

Der starke Band enthält vierzehn Essays, von denen manche den Umfang einer mittleren Brochüre erreichen. Die behandelten Gegenstände sind von buntester Mannigfaltigkeit: indische Poesie, Uebersetzungskunst, Grundlagen der Sittlichkeit, Verchtigung des Duells, Nietzsche und Tolstoi — darüber und über manches Andere spricht sich der Autor aus. Das Ganze ist also bunt zusammengewürfelt ohne innere Beziehung der äußeren Theile. In Wahrheit ist aber solch eine innere Beziehung und Einheit doch vorhanden. Und zwar wird sie durch die Persönlichkeit des Verfassers hergestellt. Wir lernen in diesem baltischen Schriftsteller einen Mann von außerordentlicher Festigkeit des Standpunktes, Sicherheit des Urtheils, Gediegenheit des Wissens, Klarheit des Denkens und Ausdrucks kennen. Er erscheint mir als eine im besten Sinne aristokratische und konservative Persönlichkeit, voll Kraft und Geist, aber Gott sei Dank durchaus nicht „geistreich“ im Sinne unserer Berliner Feuilletonisten und Essayisten. Gegen diese Art, „geistreich“ zu sein, würde G. von Glajenapp unzweifelhaft selber Verwahrung einlegen. Es steht wohl nicht ohne Absicht an der Spitze seines Buches ein Aufsatz unter der Ueberschrift „Geistreich und taktlos“. Ein paar Sätze daraus treffen gerade Berliner Literaturverhältnisse zu gut, als daß ich mir verjagen könnte, sie herzusetzen: „Ueber

den hohen Werth dieser Eigenschaft werden diejenigen, welche das Wort oft im Munde führen, wohl einig sein“; uns scheint der Geistreichthum eine recht ergögliche, bisweilen schädliche, im Ganzen überflüssige Gabe zu sein. Sagt man uns: wer Geist und Witz kundgiebt in seinen Schriften oder in der Unterhaltung, erweise durch diese große Leistung seine geistige Bedeutung, denn der Geistreichthum, den Jemand zeigt, sei ein Maßstab für seine geistige Größe, — so leugnen wir dies einfach ganz; geistreich zu sein ist eben so unnütz wie schlau zu sein, und der sogenannte Geistreichthum höchstens ein Maßstab für die Agilität des Kombinationsvermögens! — Wer von dem unabweisbaren Bedürfniß getrieben wird, um des Friedens seiner Seele willen über sich und die Welt zu reflektiren, Grund und Zusammenhang der Dinge zu erforschen, auch das Unerforschliche von dem Zugänglichen zu sondern, und wer dabei seine Gedanken weit genug zu spinnen vermag, um im Großen wie im Kleinen Anfang und Ende der Dinge zu verknüpfen, sei es mit sicherer logischer Kette, sei es mit dem unfehlbaren Griff tief sinniger Konzeption: der wird ja wahrscheinlich auch hier und da ganz unabsichtlich manches sagen oder schreiben, was von Anderen geistreich oder witzig genannt wird, . . . aber daran ist gar nichts gelegen; er braucht garnicht den Geistreichthum; er besitzt wirkliche geistige Größe und Bedeutung, auch wenn er zufällig nie etwas geäußert hat, was die Leser und Hörer „Geist“ nennen; sein einzelner Ausspruch hat seinen Werth als Theil eines großen Zusammenhanges. . . . Bei wem aber die sprunghafte Beweglichkeit des Intellekts im Nahen und Fernliegenden schnell die Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten, die Unterschiede und wiederum die Uebereinstimmungen in den Unterschieden auffaßt, heraushebt, zusammenstellt, das Heterogenste unter einen Nenner bringt und dem überraschten Hörer und Leser vor die erstaunten Augen hält, der mag im Uebrigen das oberflächlichste Wissen und den überzeugungslosesten Sinn haben: er hat den Vogel herabgeschossen, er ist der Held des Tages, dem — besonders von zarter Hand — der Lorbeer um die geistreiche Schläfe gewunden wird.“ Herr von Glasenapp spricht übrigens die Meinung aus, daß dieser Geistreichthum eher eine semitische als eine indogermanische Eigenthümlichkeit sei. Ich will auf diese Frage nicht weiter eingehen, sondern möchte es vielmehr besonders der Berliner Theaterkritik anheingeben, sich mit jener Anschauung auseinanderzusetzen, eine Auseinandersetzung, die sicherlich höchst „geistreich“ vollzogen werden würde. Das beste Stück des Buches ist der mehr als hundert Seiten lange, also ziemlich eingehende Aufsatz über „Friedrich Nietzsche und Graf Leo Tolstoi bis zum Jahre 1897“. Nietzsche wird mit außerordentlicher Gerechtigkeit und Unvoreingenommenheit behandelt. Mit besonders guten Gründen wird er gegen Vorwürfe vertheidigt, die sonst gerade mit dem stärksten Schein des Rechts gegen ihn erhoben sind. Das gilt z. B. von den zahlreichen Widersprüchen, die er sich in seinen Schriften zu Schulden

kommen läßt. Dazu meint Glasenapp, daß „von kritischem Scharfsinn felten ein verfehlter Gebrauch gemacht worden ist, als zum Aufklauben von kleinen Lücken, Unvollkommenheiten und Selbstwiderprüchen aus dem großen Zusammenhang einer Weltanschauung, die in der Einheit einer bedeutenden Persönlichkeit ihren Halt findet In ihrem Denken und Ahnen haben die Philosophen sicherlich alle von der Wahrheit mehr befaßt, als ihnen der spröde Stoff der Sprache den Lesern zu übermitteln gestattete.“ Ausgezeichnet ist auch, was zur Begründung der aphoristischen Darstellungsweise Nietzsche's angeführt wird, ohne daß doch auch das Gefährliche solcher Manier verkannt wird. (S. 283.) Geistvoll — also nicht „geistreich“ — und meines Wissens neu ist die auf den Seiten 292 ff. gegebene Kritik der Theorie vom Uebermenschlichen, dem als verborgene Voraussetzung die Fiktion eines „translunariischen Zuschauers“ unterzustellen sei. Mit Recht wird in Gegensatz zu Nietzsche Tolstoi gestellt und dieser als das Gegenstück des Andern behandelt. Zunächst ist es an den Ausführungen über den großen Russen schätzenswerth, daß sie eine knappe und verständliche Zusammenfassung der philosophischen Theorie Tolstois geben. Es ist gar nicht leicht, den Kern dieser Philosophie aus der Fülle der Schriften herauszuschälen und zu finden, was Tolstoi sich etwa bei der Dreiheit gedacht hat, die er am Menschen unterscheidet: materieller Leib, animalische Persönlichkeit und vernünftiges Bewußtsein. Im Uebrigen glaube ich, daß Glasenapp dem Russen doch nicht ganz gerecht wird und daß er ihm mit allzu scharfer Logik und gewandtester Dialektik nur wenig beikommen kann. Glasenapp stellt richtig dar, daß nach Tolstoi die Liebe die Grundlage alles menschlichen Handelns sein soll, und er erkennt auch richtig, daß diese Liebe erst etwas Sekundäres ist. Denn, meint Tolstoi: „Nicht in Folge ihrer Liebe zu dem Vater oder den Kindern, zur Frau, zu den Freunden, zu guten und lieben Leuten, wie man gewöhnlich meint, entsagen die Menschen ihrer Persönlichkeit (dem animalischen Glück), sondern nur, weil ein Mensch die Wichtigkeit der persönlichen Existenz eingesehen hat, kommt er zur Erkenntniß der wahren Liebe und ist im Stande, Vater, Sohn, Kinder, Frau und Freund wahrhaft zu lieben, denn die Liebe besteht darin, daß wir Andere uns, unserer animalischen Persönlichkeit vorziehen.“ (Beiläufig bemerkt: Diese Tolstoische Liebe ist also genau das Gegentheil jener andern, die wir in dem Artikel über d'Annunzio's Roman darzulegen hatten.) Jenen Hauptsatz Tolstois giebt Glasenapp zu. Nun wird er aber umgekehrt realistisch und praktisch und fragt, wessen Wohl mit Liebe in zweifelhaften Fällen zuerst gepflegt werden solle, des Vaters oder des Kindes, des Fremden oder des Freundes. Hier übersieht Glasenapp denn doch, daß diese Lehre der Liebe nicht die Aufgabe eines moralischen Bäderers — sozusagen — hat, worin wir von Fall zu Fall und Schritt für Schritt den Werth und die Güte jeder Lebenserscheinung feststellen können: sondern jene Liebe ist eine

Seelenstimmung, ein Instinkt, der von vornherein und absolut der Seele ein bestimmtes und unzerstörbares Glücksgefühl verleiht. Und bei Konflikten, wenn die Liebe zu erweisen sei, kommt es nur darauf an, mit elementarem Instinkt der Liebe Hilfe zu bringen. Wenn Tolstoi ferner meint, „die Thätigkeit, die darauf gerichtet ist, den Leidenden unmittelbare Liebesdienste zu erweisen, und die gemeinsamen Ursachen der Leiden, die Verirrungen wegzuschaffen, ist eben auch die einzige freudvolle Arbeit, die dem Menschen gewährt ist, und ihm das unveräußerliche Wohl, in dem sein Leben besteht, bietet“ — und wenn Glajenapp dazu bemerkt, das sei die Lebensphilosophie von Frauenzimmern, die die Muße ihres Alters einem Hilfsverein zur Unterstützung der Armen und Kranken gewidmet haben, und Gott danken, für das viele Leid, weil sie nur so ihre Güte und Frömmigkeit durch Wohlthaten erweisen könnten — so zieht eine solche Kritik doch wirklich das Erhabene ohne Grund ins Kleinliche herab. Tolstoi denkt doch gar nicht daran, zu meinen, es sei gut, daß Elende und Arme sind, als geeignete Versuchsobjekte für die Proben der Frömmigkeit und des Mitleids. Er nimmt das Unglück vielmehr als eine unerklärliche, unabänderliche Thatsache, der gegenüber nur durch die Güte und selbstlose Hingabe in der Welt wieder ein Gleichgewicht hergestellt werde. Glajenapp glaubt ferner, durch eine logisch konsequente Weiterführung bis zum Neufertigen hin Tolstoi ad absurdum führen zu können. Er führt nämlich aus: Wenn ich die Größe, Güte und das Glück des Menschen darin sehe, den andern ein Knecht zu sein und als solcher zu dienen und zu helfen, so wähne ich mich ja gerade als Knecht mehr, als die Andern, und überhebe mich in Selbstsucht, trotz des Knechtgewandes. Wenn ich wiederum auch Andere anleite, Knecht zu sein, zu dienen, zu helfen, wenn ich also durch meine Dienste nicht der Selbstsucht und den nur weltlichen Interessen der Andern fröhne, sondern nur in der Förderung ihres Seelenheils und Seelenfriedens ihnen behilflich sein will, so wird in einer solchen Gesellschaft von Knechten sehr bald alle Kultur ein Ende haben und die selbstlose Hingabe wird am letzten Ende zur Barbarei führen und in ihr wieder zu äußerster Nothheit umschlagen. So wäre also der Endeffekt des Tolstoi'schen Strebens, den Menschen statt ihn zum Engel zu erhöhen, wieder zu animalischer Stupidität zurückzustoßen. Diese logische Auseinandersetzung ist vollkommen richtig und trifft doch Tolstoi garnicht. Im Grunde liegt der ganze Fall nämlich so: Eine Lehre und Anschauung, wie die Tolstoi's kann in Wahrheit nur von einer gewaltigen Herrenmatur gepredigt und verwirklicht werden. Tolstoi ist unendlich kraftvoller, bei weitem mehr „Uebermensch“, als Nietzsche. Man erinnere sich, daß die Tolstoi'sche „Liebe“ garnichts Primäres ist, sondern erst folgt aus dem Empfinden, daß unser persönliches Dasein und Wohlergehen und überhaupt jede Einzelercheinung des Weltverlaufs vorübergehend und nichtig ist. Zu diesem Empfinden kann nicht der absolute Individualist vom Schlage d'Annunzio's etwa kommen,

jondern nur die von der Weltseele durchwebte Persönlichkeit, deren Wesen Vollendung, Ruhe und tiefdringendste reine Anschauung ist. Bei einer solchen Persönlichkeit ist es nur die Frage, ob sie überhaupt sich zur Aktion drängen läßt. Da sie aber doch nur einmal in diese Welt der Bewegung und Entwicklung gestellt ist durch den geheimnißvollen Vorgang der Fleischwerdung und Geburt, so ist es ihr eben auch beschieden und gegeben, sich in dieser Welt mit dieser Welt zu bewegen und zu handeln. Diese Handlungen aber sind selbstlos, da die in der Persönlichkeit verborgene Weltseele für sich doch nichts zu erreichen hat. Da diese Weltseele in ihrer Totalität die Stimmungen und Empfindungen aller anderen menschlichen Seelen in sich schließt, werden ihre Handlungen vom tiefsten Verständnis für die Gefühle, die Leiden und Bestrebungen Anderer geleitet sein. Für die Richtigkeit dieser Darlegungen spricht deutlich die gewaltige Menschenkenntnis Tolstoi's, die sich in den zahlreichen Gestalten seiner Werke mit seltener Fülle offenbart hat. Tolstoi ist ein Genie und kann ihn wahrhaft verstehende, ebenbürtige, ihm nachfolgende Jünger auch nur unter den Genies finden. Es besteht also nicht im Mindesten die Möglichkeit, daß er wirklich populär und seine Lehre vulgär und von einer Masse bis zu den äußersten Konsequenzen durchgeführt werden könnte. Damit ist noch nicht gesagt, daß sie überhaupt ohne objektive Folgen bleiben müßte und nur eine folgenlose subjektive Art wäre, wie Tolstoi's Persönlichkeit sich entäußert, in dieser Persönlichkeit also zugleich Ursache und Zweck hätte. Alle Menschen reden davon, daß Selbstlosigkeit besser und fördernder wäre, als Selbstsucht. Bisher aber ist alles Streben der Einzelpersönlichkeiten in der Mehrzahl doch nur von Selbstsucht beherrscht und geleitet worden. Die Selbstsucht herrscht in der Unzahl der menschlichen Pngmängestalten. Die Selbstlosigkeit leuchtet nur als Ideal in der Menschenbrust. Da ist es denn von ungeheurem Werth, daß in Einzelfällen auch dieses Ideal zu Fleisch und Blut wird und die Masse durch den Augenschein belehrt: es giebt eine tiefere Weise der Lebenskenntnis und Lebenswerthung und eine höhere Form der Lebensführung, wenn es auch nur den ganz wenigen Ebenbürtigen vergönnt ist, durch Weltüberwindung die Welt zu beherrschen und im Knechtsgewand ein wahrhaft Freier zu sein.

Max Lorenz.

Wie Leo Tolstoi lebt und arbeitet. Erinnerungen von W. Sergejenco. Deutsch von Heinrich Stümcke. Leipzig, Verlag von Georg Wigand. Mit fünfzehn Abbildungen und zwei Facsimiles

Im Anschluß an obige Bemerkungen sei auf diese Broschüre hingewiesen, die mit großer Anschaulichkeit und — wie ich glaube — mit objektiver Zuverlässigkeit uns Tolstoi bei seinem Tagewerk, in seiner Familie, im Verkehr mit Freunden und in seinen Liebhabereien und sonstigen

Lebensverhältnissen und Lebensbeziehungen vorführt. Die Erscheinung dieser unsere Zeit überragenden Persönlichkeit verliert auch in der Alltäglichkeit des Lebens in Moskau oder Zagnaja Poljana nicht an Größe.

Max Lorenz.

Politik.

Rußland und China.

Fürst Uchtomskij, der berühmte Herausgeber der großen russischen Tageszeitung „Petersburgskaja Medomosti“ (Petersburger Nachrichten), der Reisebegleiter des russischen Kaisers und der Direktor der chinesisch-russischen Bank, hat eine Broschüre unter dem Titel: „Zu den Ereignissen in China“ herausgegeben. Seinen stark mystischen Gedankengängen nachzuspüren, ist nicht immer ganz leicht und erquicklich, da er die historischen Thatfachen mit einer unglaublichen Willkür behandelt. Trotzdem verdienen seine Ausführungen, da er in der russischen Gesellschaft und bei der Regierung als Kenner der Verhältnisse geschätzt wird, in Deutschland alle Beachtung.

Seine Hauptthese, die er in dieser Schrift vor allen Dingen verteidigt, ist der unerbittliche Gegensatz zwischen dem konservativen, beherrschenden Osten, mit seinen Selbstherrschern, die mit göttlicher Macht ausgestattet, in der Sorge für das Volkswohl aufgehen und dem im Grunde anarchistischen fortschrittlichen Westen, wobei das russische Volk, seiner ganzen Veranlagung nach, sich solidarisch mit dem Osten fühlt, mit dem es ein organisches Ganzes bildet — ist doch bei beiden noch der Glaube das Fundament des Lebens — der Glaube an die von Gott verordnete unvergängliche Macht der Herrscher, die Sehnsucht nach sittlicher Erneuerung u. s. w.

„Die nach Sprache und Religion slavische, dem Blute nach aber überaus bunt zusammengesetzte Bevölkerung Rußlands wird unter dem Andrang der westlichen allgemeinen Aufklärung erwachen und auferstehen als erneuerte östliche Welt, die nicht nur mit den nächsten Asiaten, sondern auch mit den Indern und Chinesen im Grunde viel mehr gemeinsame Interessen und Sympathien hat, als mit dem Westen.“ Daher muß man, seiner Meinung nach, die Vorwärtsbewegung und Ausbreitung Rußlands nach Osten nicht als Eroberung auffassen: „Die natürliche Vereinigung“ mit Turkestan und dem Amurgebiete“ schreibt Fürst Uchtomskij, „kann man nicht als Besitzergreifungen im politischen Sinne bezeichnen. Dieses weiß auch das himmlische Reich und unterscheidet zwischen Rußland, das ihm nah verwandt ist, und den übrigen hinterlistigen, räuberischen Staaten“ . . . „China ist doch noch allein von allen Staaten in Asien auf der Wacht seiner und unbewußtermaßen auch unserer Interessen gegenüber den Feinden, die übers Meer gekommen sind. Mit Schlangenflugheit sammelt es heimlich seine Kräfte und blickt mit Vertrauen nach Norden — von wo

das in den Grundjügen des Selbstherrschertums wurzelnde himmlische Reich von der verwandten Macht erhofft und immer gefunden hat — moralische Unterstützung, selbstlose Hilfe. Hier besteht faktisch ein Bündniß auf dem Boden der gemeinsamen Interessen.“ Später führt Fürst Uchtomskij diesen Bündnißgedanken weiter aus, indem er schreibt: „Dieses arbeitsame und tolerante Volk, das den großen Denker und Politiker Konjutse und den Philosophen Lantse hervorgebracht, das den Kultus des Monarchen und der Vorfahren auf die höchste Stufe gebracht hat — ist seiner konservativen Eigenschaften wegen Rußlands bester Nachbar . . . Jeder Russe gab die Berechtigung des Pribewalstki'schen Ausspruches zu, daß eine Handvoll Kosaken genügt, um das ganze himmlische Reich zu unterwerfen (dieser Ausspruch hatte bis zum japanischen Kriege seine Berechtigung, fügt Fürst Uchtomskij hinzu), zu gleicher Zeit aber liegt die Gefahr vor, daß einmal das jugendliche, ideale, schöpferische Rußland durch die gelbe Masse aufgesogen werden wird.“ . . .

„Rußlands politische Rolle war bisher eine einzigartige und in vieler Beziehung — als vermittelnde Macht — eine dankbare. Dieses müssen wir festhalten und nicht erobernd in das ehrwürdige Dunkel einzudringen versuchen, um dort gleich dem Westen zu zerstören, sondern wir müssen bei unserer traditionellen Politik gegenüber dem uns verwandten Osten beharren.“

„Der Westen hat unvorsichtig das himmlische Reich aus seiner Ruhe gerüttelt. Wolken sammeln sich im fernen Osten! — so schrieb ich, bemerkt Fürst Uchtomskij — schon im November 1897, als Deutschland Kiaotichou besetzte. Die neuen „Argonauten“ sind nach dem goldenen Fließ ausgezogen, eingefallen in die Grenzen des wehrlosesten Reiches und setzen den friedliebenden Koloß China in Bewegung.“

Ist es nicht vom Standpunkte der europäischen Interessen, des politischen Gleichgewichts und der gegenseitigen Beziehungen der Großmächte ganz gleichgiltig, ob eine und welche Macht an den westlichen Gestaden des Stillen Ozeans einen Stützpunkt gewinnt, findet sich dort doch für uns alle Platz genug zu kolonialisatorischer Thätigkeit, zu kulturellen Kämpfen? So mögen diejenigen denken, die sich nur gelegentlich mit der östlichen Frage beschäftigen — so kaum aber und darf die russische gebildete Gesellschaft, die im Herzen das ideale Bewußtsein von Rußlands Zukunft als erste Macht der Welt trägt, nicht stehen.

Von den europäischen Mächten hinderte niemand die Deutschen, sich in China festzusetzen, Japan konnte es ja nur angenehm sein, daß vor Beendigung der sibirischen Magistrallinie, Rußland neue Schwierigkeiten in Ostasien erwachsen. Für Rußland freilich war diese Besitzergreifung sehr lehrreich, trat hierdurch doch wieder einmal klar und deutlich der alte, sich durch Jahrhunderte ziehende Kampf zu Tage zwischen Osten und Westen — das endlose und seiner Natur nach unverjöhnbare Ringen der

feindlichen und nur in äußerster Noth sich zu heldenhafteu Thaten aufschwingenden Volkskraft der slavisch-turanischen Welt mit dem bei den kleinsten Erfolgen anmaßenden Germanenthum. Letzteres ist uns, trotz seines nicht zu leugnenden Einflusses auch in kultureller Beziehung, im Allgemeinen immer fremd geblieben, erschien uns immer rücksichtsloser, als das uns dem Geiste und Blute nach verwandte Asien, das uns in religiöser und staatlicher Beziehung (absolute Monarchie) auffallend ähnelt. Daher verschmelzen wir instinktiv miteinander, ohne davon irgend einen Schaden zu haben. Aus diesem Grunde sind uns auch von Kleinauf alle Beschreibungen dieser — ach leider so äußerst selten vorkommenden Schlachten im Mittelalter, wo durch die vereinigten Kräfte der Russen, Polen und Littauer dem sich schon damals breit machenden Germanenthum schwere Niederlagen beigebracht wurden, eine so köstliche Erinnerung!

Solche Zeiten sind jetzt für unser Reich dahin, in der Gegenwart handelt es sich nur um ökonomische Interessen — das Prinzip ist aber dasselbe geblieben. Das gutmüthige Slaventhum wird nach wie vor von den „treulosen Germanen“ nur zu oft noch vergewaltigt. Als Beweis für diese Politik Deutschlands, sei die Besitzergreifung Kiaotschou angeführt, die gerade in einem Augenblicke geschah, wo sich das altersschwache China offen und herzlich der großen Macht im Norden nähern wollte, um in ihr in moralischer und materieller Beziehung eine Stütze zu gewinnen. Hierbei war es voll und ganz davon überzeugt, daß Rußland es nicht bedrücken und benachtheiligen werde, daß der ganze Osten nur davon gewinnen, sich nur bereichern und stärken könne, wenn er mit den russischen Prinzipien in Berührung komme. Sind wir doch — Asien und Rußland — ein harmonisches Ganzes, wo überall, wenn auch langsam, die Morgenröthe aufgehen muß, die Rußland vor Jahrhunderten zur Zeit Olga's und Vladimir's (Einführung des Christenthums) verjüngt hat.

Was kann der Westen den Völkern des Ostens, was dem himmlischen Reiche selbst bieten? Etwa die Gewöhnung an den materiellen Vorthiel? Die Chinesen werden uns dann bald mit unseren Waffen bekämpfen, ja uns besiegen . . . Vielleicht kann aber mit Hilfe aufgeklärter und China liebender Ausländer Chinas Schicksal günstig beeinflusst werden? Wenn solche Personen China wahrhaft liebten, so würden sie mit allen Mitteln ein Veto einlegen gegen eine weitere Ausbeutung dieses riesenhaften, patriarchalischen Staates durch die räuberischen Eindringlinge vom Meere her! Diese beständige Auszubildung der Eingeborenen gegen einander, um erfolgreich kolonisiren zu können, ist von England erfunden, von den übrigen Staaten aber leider gleichfalls aufgenommen worden. Schließlich werden doch alle diese Miethlinge auf die ihnen im Herzensgrunde verhassten Weißen und nicht auf ihre gelben Brüder schießen. Sich weitere Zugänge zu dem himmlischen Reiche durch die bis jetzt geübte Methode verschaffen,

heißt die verhängnißvollen und theilweise schon jetzt nicht mehr zu verbessernden Fehler des Westens fortsetzen, verewigen. Bietet man den Chinesen die Möglichkeit, unter gleichen technischen Bedingungen wie Europa zu schaffen, so würden sie bei ihrer großen Anpassungsfähigkeit und Genügsamkeit bald die stärksten Konkurrenten der europäischen Arbeiter werden, die jetzt schon zähneknirschend das Joch des Kapitalismus tragen. Was wird aber dann aus dem industriellen Europa? Warum jubelte es bis jetzt dem äußerst raschen, aber künstlichen Kulturfortschritt Chinas zu? Da sich alle Anfömmlinge aus dem Westen heißhungrig auf die Bearbeitung dieser köstlichen, gewinnbringenden Ader menschlicher Geduld geworfen haben, so kann sie jeden Augenblick reißen und würden dann nicht bei der vorhandenen Sucht nach materiellen Vortheilen die Gefahren schwerer politischer Verwickelungen erst recht entstehen? Ja, im Grunde genommen sind diese Verwickelungen schon da: man kann sie höchstens ein wenig noch aufhalten, hinauschieben . . . Mit ihnen rechnen muß man aber jedenfalls. Der Westen hat mit seinen Gewaltthätigkeiten den gelben Titen aufgerüttelt. Wir können klagen über den Untergang vieler Missionare und Kaufleute, wir können unwillig werden über die Ströme von Blut, die geflossen sind und noch fließen werden — aber wir müssen anerkennen, daß vom Standpunkt der beleidigten gelben Rasse, diesem mißhandelten und verachteten Volke, dem im Frieden Hagen um Hagen, Hinterland um Hinterland fortgenommen ist, endlich die Geduld reißen und eine gewaltsame Reaktion eintreten mußte. Zu einer allgemeinen Volksbewegung haben sich die Unruhen bisher glücklicher Weise nicht ausgewachsen, aber die Sympathie der ungezählten Millionen der Bevölkerung Chinas für die Sekte der „großen Faust“ und die stillschweigende Duldung des Aufstandes durch die Mandichdynastie sprechen deutlich dafür, daß man am Vorabende großer Ereignisse steht. Jeder energische Schritt vor Peking kann die ohnehin schon schwierige politische Lage noch verschlimmern . . . Es wäre für uns gefährlich, zu unerbittlich bei der Unterdrückung der Bewegung zu verfahren, die durch die anderen Nationen hervorgerufen ist. Letzteren ist es natürlich bequem und wünschenswerth, uns in der so undankbaren Rolle der Unterdrücker des Aufstandes zu sehen, wobei sich nur zu leicht der Haß des dortigen Pöbels gegen Rußland wenden könnte. Liegt dieses aber in Rußlands Interesse?

Schwerlich wird die Zukunft Gutes in ihrem Schoße bergen. Große gigantische Gebiete (ist doch die Bewegung bis in das unerforschte Gebiet von Setchuan gedrungen) sind in Aufruhr versetzt worden. Wenn jetzt der Westen zurückdreht vor der Aufgabe, eine Regierung für die Hunderte von Millionen von kultivirten Menschen einzusetzen, die die Fremden nicht als führende Kräfte anerkennen wollen? Müßte man nicht schließlich aus den Sinologen eine Kommission von Leitern ernennen, die zwischen Regierenden und Regierten zu vermitteln hätte? Möglich wäre es noch,

eine Macht mit der Veruhigung Chinas zu beauftragen und ihr die Vermittelung zwischen China und den übrigen Mächten anzuvertrauen.

Wir Russen sind von Jugend auf gewöhnt, die Chinesen und Japaner als viel nähere Verwandte anzusehen, als die Bewohner des westlichen Europas. Diese Gefühle sind uns selbst nicht recht klar, es ist mehr ein instinktives Hinneigen zum fernem Osten. Können wir es doch nicht vergessen, daß bei den früheren Kriegen die Russen von dem chinesischen Böbel stets verschont wurden, der sie bis in die neunziger Jahre scharf von den Teufeln, die über das Meer kommen, unterschied. Auch den Japanern sollte es erinnerlich sein, daß die kaiserliche (russische) Flotte niemals das Feuer eröffnet hat gegen ihre Ufer, da sie es für unwürdig hielt, sich zu rächen für die geheimnißvollen — vermeintlichen politischen — Morde und noch immer es für heilig erachtet, Freundschaft mit dem Lande der aufgehenden Sonne zu bewahren, wo wir so viele Ankerplätze für unsere Flotte besitzen und trotzdem kein Denkmal für Gefallene von der Sonne gebleicht wird.

Die Ausländer versuchen zwar schon lange in Japan Mißtrauen gegen Rußland zu säen. Die auf ausländischen Universitäten in fremder Kultur erzogenen jungen Japaner sind auch bereits von den Vorurtheilen des Westens gegen den nördlichen Kolos angesteckt und nur zu leicht geneigt, in Presse und Literatur oberflächlich über uns zu urtheilen. Die umsichtigeren Japaner erkennen freilich schon die Gefahr, die ihrem Lande droht, wenn es ohne Rücksicht auf die jahrhundertlange nationale Entwicklung und die Vorschriften ihrer Religion, in der westlichen Kultur aufzugehen beabsichtigt. Ein Umschwung in nationaler Richtung wird auch wahrscheinlich in nicht allzu langer Zukunft erfolgen. Die Eigenart Asiens mit seiner arbeitsamen Bevölkerung von 800—900 Millionen Menschen wird wohl bald mit doppelter Kraft zum Vorschein kommen.

Die hohe Stufe der Kultur der asiatischen Völkerschaften in künstlerischer und sozialer Beziehung ist wohl ein Beweis dafür, daß dieser Umschwung möglich und wünschenswerth sei. Der Westen ist unleugbar in vieler Beziehung groß, den Osten umzumachen ist er aber democh nicht im Stande: dem Osten die christlichen Prinzipien aufzudrängen, wird dem Westen niemals gelingen. Es bleibt also nur übrig, eine neue Methode der Humanität zu erproben. Eine künstliche Einimpfung der westlichen Kultur ist übrigens nicht nöthig, der Anstoß zu einer freien Entwicklung der dortigen Kräfte ist schon lange gegeben und braucht nicht wiederholt zu werden.

Als Resultat kann man hinstellen, Asien leidet, seitdem es erkannt hat, daß zwischen ihm und Europa eine tiefe Kluft gähnt, während zwischen unserem schöpferischen Chaos und Asien nicht einmal ein Graben liegt, ist doch Asiens natürlicher Schützer und Führer das vielstämmige Rußland. Mit dem Wuchse und der Machtentfaltung unseres Vaterlandes nimmt

aber leider in den gebildeten Schichten, die sich immer mehr zu Weltbürgerern entwickeln, die politische Witterung für die östliche Frage ab. Vor noch nicht langer Zeit war das anders und auch das chinesische Volk legte an uns einen anderen Maßstab an, als an die übers Meer gekommenen Fremdlinge.

* * *

Die Geschichte unserer Bewegung nach Osten ist noch nicht geschrieben. Das russische Volk kommt so langsam zur Selbsterkenntniß, daß fast niemand sich ein Bild unserer ursprünglichen Einheit und allmählichen Verschmelzung mit dem Osten gemacht hat. Man hat sogar die Länder hinter dem Ural als Kolonien bezeichnen wollen. Anderen erscheint wieder das Band, das sie mit der sogenannten Metropole verbindet, ebenso locker, wie das schnell zerrissene zwischen Amerika und Spanien oder Amerika und England. „Solche ungeheure Reiche, wie Rußland können garnicht bestehen“, lehren vom Katheder herab die Professoren in Deutschland. All dieses zeigt, daß der Westen keine Vorstellung von der Art des Wachstums Rußlands in Asien hat. Daher dürfte es wohl an der Zeit sein, sich Rechenschaft zu geben, warum unsere Vorwärtsbewegung nach Asien unumgänglich nothwendig war und weswegen man dieselbe auf keinen Fall als beendet ansehen kann. Der Schlüssel zu diesem Räthsel liegt in der Art der Eroberung und Besiedelung der Gebiete jenseits des Ural und der Wolga durch die Großrussen, die dabei in Länder eindrangen, die der alten Heimath sehr ähnlich waren. Als sich die Westeuropäer dagegen aufmachten, Abenteuer und Reichthum jenseits des Meeres zu suchen, fanden sie dort heidnische Volksstämme, mit diametral entgegengesetzter Kultur; daher begannen damals sofort Kämpfe auf Leben und Tod, die mit dem Untergange des schwächeren Elementes endeten. Anders war es bei unseren russischen Pionieren im Osten, die ein Mittelting zwischen Handwerker und Räuber darstellten, und ohne zu wollen unsere Grenzen immer mehr hinauschieben. Bei jedem Schritte, den sie machten, entdeckten sie keine neue feindliche Welt, sondern oft schon von Jugend auf bekannte Gebiete, die bewohnt waren von gutmüthigen Völkern, mit denen es wahrlich nicht schwer hielt, je nach Umständen zu kämpfen oder sich zu vertragen, indem man dabei immer tiefer in den Erdtheil eindrang. Für die Konquistatoren war jeder Mexikaner oder Peruaner mit seinen Opfern ein Sendling der Hölle, den man verpflichtet war, von dem Erdboden zu vertilgen. Einem einfachen Russen dagegen, der finnische, türkische Eingeborene traf, waren es jüngere Brüder, die man nicht beleidigen wollte; auch aus Vorsicht schon hielt man Frieden, befand man sich doch unter lauter Tschuwajchen, Tscheremissen, Baschkiren, Mordwinen und Tataren, zwischen denen unser Kosak seinen Weg durch Sibirien fortsetzte. Nachts kamen dann auch ohne Scheu zu seinem Lagerfeuer Eingeborene, die sich von den neuen Ankömmlingen sogar in der Kleidung nicht unterschieden.

Am gemeinsamen Kessel wurde solch einem Gaste ein Platz eingeräumt, und oft gab im Gespräche sein Rath den Ausschlag.

Solch ein modus vivendi war bei den weißen Kolonistoren und den Rothhäuten nicht denkbar. Dem unternehmenden Russen des XVI. Jahrhunderts bot sich für sich, für seinen Thatendrang kein anderer Ausweg als der Ural. Türkische Völker bedrängten im Süden die Bauern, zu Hause war seines Bleibens bei der Leibeigenschaft nicht. An dem Jenissei und der Vena aber winkte ihnen Freiheit. So gelang es z. B. einem kleinen Häuflein Kosaken, in unverhältnißmäßig kurzer Zeit bis zum Ozean vorzudringen. Dieser Zug war nur möglich, weil sie sich die ganze Zeit nicht wie in der Fremde, sondern wie zu Hause fühlten.

Gegenüber dem unbarmherzigen Kampfe, den die weißen Kolonistoren mit der Urbevölkerung in Amerika führten, muß hervorgehoben werden, daß unsere häuerlichen Pioniere höchst human mit den Eingeborenen umgingen. Falls dennoch die Samoeden, Tsjaken und andere Nomadenvölker untergehen, weil sich ihre ökonomischen Lebensbedingungen verändert haben, so ist daran nicht die Grausamkeit des herrschenden Elementes schuld, sondern die plötzlich gebotenen materiellen Genüsse rufen bei ihnen häufig Leidenschaften und Unsitten hervor, denen sie nicht genügend Widerstand leisten können. Daran ist nicht die im Uebrigen recht primitive Kultur, die ihnen geboten wird, sondern ihr schwacher Wille schuld, der sie ins Verderben treibt, wie das Feuer die Insekten Nacht's anlockt und vernichtet. Platz genug haben diese aussterbenden Völker dort oben, im Norden Sibiriens. Diejenigen Volksstämme, die den Veruchungen nicht unterliegen, nomadisiren nach wie vor, sich mit Fischfang, Rennthierzucht und Jagd beschäftigend.

Nichts ist für den Russen leichter, als mit dem Aiaten gut auszukommen; zwischen ihnen und uns ist eine solche Uebereinstimmung in allen wichtigen Lebensfragen, daß sich stets leicht herzliche Beziehungen einstellen. Trotz des großen Unterschiedes in nationaler und psychophysischer Beziehung, die zwischen einem Japaner und einem einfachen Russen besteht, fühlen sie sich doch viel näher verwandt als mit den übrigen Europäern. Ein Bewohner des „Reiches der aufgehenden Sonne“ fühlt instinktiv in uns einen Theil der grandiosen geistigen Welt noch leben, den die Mystiker ebenso wie die pedantischen Gelehrten des Westens mit dem Worte „Osten“ bezeichnen, d. h. den Schooß, aus dem von je her die großen Denker und schöpferischen Monarchen geboren wurden. Augencheinlich nicht im konstitutionellen Westen ist der Typus der Wahrheitsjucher und Selbstherrscher im Bewußtsein der Völker entstanden, die die wahrhaft gläubige Masse des einfachen Volkes als nahezu vollkommene Wesen ansieht. In den Augen einer Milliarde von Menschen ist der oberste Regent ein Gesalbter Gottes. Die Indier sehen in ihm die Verkörperung des Krishna-Vishnu.

die Chinesen den Abglanz des Himmels, die hiesigen Einwohner *) die Nachkommen der Göttin Sonne, Mongolen und Tibetaner einen schöpferischen Strahl von Buddha u. s. w. In der Idee stimmen sie Alle überein: Thron und Szepter kann nach unerforschlichem Rathschluß nur auserwählten Ausnahmaturen zu Theil werden, die, trotzdem sie von Klein auf in der Wirklichkeit leben und die verwickelten Beziehungen der Menschen zu einander kennen, dennoch durch geheime Fäden mit der überfinnlichen Natur der Dinge in Zusammenhang bleiben.

Von dem Augenblick an, wo den Asiaten das Prinzip unserer obersten Gewalt verständlich wird, fühlen sie sich eins mit uns. Einst als im fernen Osten W. Golownin in harte Gefangenschaft gerathen war, zeigte er den Japanern eine eigenhändige Unterschrift des russischen Kaisers. Die Japaner neigten ihre Köpfe fast bis zum Tisch und verharrten lange in dieser Stellung. Erst allmählich wagten sie das Document zu beisehen. Seit der Zeit sind viele Jahre vergangen. Bei der Verbreitung des Lesens im Lande der aufgehenden Sonne ist jetzt im Großen und Ganzen gut bekannt was eigentlich — Rußland ist.

* * *

Ein Westeuropäer, sei er Deutscher, Franzose, Engländer oder Italiener, muß über's Meer gehen, weil seine Heimath schon zu bevölkert ist — dort in der Fremde sucht er sein Glück zu machen: je mehr er äußere günstige Umstände findet, desto mehr verliert er den Zusammenhang mit seiner alten Heimath, weil er, als freiwillig Verbannter in einer neuen, gänzlich anders gearteten Welt lebt. Jenseits des Ozeans kann sich der Einzelne wohl Reichthum und Stellung erwerben, aber niemals in voller Stärke die Eigenschaften seines Volkes erhalten. Nur Rußland weiß nicht, was es heißt, jährlich Tausende seiner Söhne über das Meer zu senden, die zu Hause kein Fortkommen und Brod unter den im Ueberfluß lebenden Volksgenossen finden. Bei uns ist für Jeden noch Arbeit für Hunderte von Jahren, bei uns ist Jeder, der gesunde Hände hat, ein erwünschter Gast in den östlichen oder richtiger gesagt in den süd-östlichen Gegenden Asiens, wo solchen Pioniren zudem noch ein freies Leben winkt. In Asien existiren für uns keine Grenzen, können keine Grenzen existiren, eben so, wie der russische Geist in ganz Asien zu finden ist. Diese selbstverständliche Wahrheit wird aber oft bestritten und die Frage aufgeworfen: wozu brauchen wir diese Länder? Wir besitzen schon so wie so viel Land. Wir haben uns jetzt so stark ausgebreitet, daß für die Verwaltung des Staates und die Urbevölkerung — die Russen — Nachtheile daraus entstehen Alles ganz schön, für den groß-russischen Staat giebt es aber keinen andern Ausweg: entweder muß

*) Darunter sind wohl die Eingeborenen Sibiriens verstanden.

Rußland das werden, wozu es seit je her bestimmt ist — ein Weltreich, das den Osten mit dem Westen verbindet, oder es geht ruhmlos und unbemerkt dem Verfall entgegen, da Europa uns mit der Zeit durch seine äußerlichen Vorzüge erdrücken und die nicht von uns zu neuem Leben erweckten asiatischen Völker uns noch gefährlicher werden würden als der Westen. Solch einen Verfall aber dürfen wir nicht einmal in Gedanken zulassen. Der nicht aufzuhaltende Wuchs unseres Staates, der Triumph über die feindlichen Prinzipien, der immer mehr wachsende Einfluß Rußlands in den weiten Gebieten des größten und bevölkersten Erdtheils sind nicht mehr zu übersehen. Früher, wo die Verkehrsmittel nicht so ausgebildet waren, entstanden große Reiche in dem noch halb barbarischen Europa und dem Osten, der zwar flüchtig in seinen Formen, aber fest in seinen Prinzipien war; jetzt aber, wo Eisenbahnen, Telegraph und Telephon (zu schweigen von allen anderen täglich hinzukommenden Erfindungen) die Beziehungen zwischen Völkern und Ländern sehr vereinfachen — ist es kaum an der Zeit Entfremdung der einzelnen Theile zu befürchten.

Alles, was in früheren Zeiten jagenhaft am Ende der Welt geschah — ist uns erreichbar durch eine Reise von wenigen Wochen. Das XX. Jahrhundert wird uns noch manche Ueberraschung in dieser Beziehung bringen. Man darf seine Phantasie aber nicht beherrschen lassen von allerlei eingebildeten drohenden Ereignissen, die Alles umstoßen.

Wenn wir in der Zukunft eine moralische Erneuerung erhoffen, die uns fähig macht, unseren machtvollen Beruf zu erfüllen und uns zu ungeahnten Heldenthaten für Rußland und den Zaren begeistert — so müssen wir vor Allem bedenken, wessen Blut vornehmlich in unseren Adern fließt, welche Lehren wir aus unserer Vergangenheit schöpfen können. Ohne Zweifel spielt dabei der Osten — Asien — die wichtigste Rolle. Zwar hat er uns einmal vernichtet, aber auch wieder erneuert. Ausschließlich Dank diesem Umstande hat die russische Weltanschauung das Ideal des christlichen Selbstherrschertums hervorbringen können, das die Vorherrschaft über das Chaos der Welt gestellt hat mitten hinein in die heidnischen, mit Rußland aber sympathisirenden Völkerschaften. Von dieser Auffassung ihres Berufes waren und sind alle unsere Herrscher durchdrungen. So hat z. B. Iwan der Grausame dem Fürsten Kurbsky einen Brief geschrieben, aus dem klar hervorgeht, daß er fest überzeugt war von der Göttlichkeit der zarischen Gedanken und der ihm von Gott auferlegten Pflicht für das Volkswohl zu sorgen: „Die Erde wird regiert durch Gottes und der Mutter Gottes Gnade, durch die Gebete aller Heiligen, den Segen unserer Vorfahren u. s. w.“ Wo in aller Welt ist soviel Weisheit gepaart mit Selbstachtung vorhanden gewesen? Mit diesen Worten konnte nur ein Zar seine Ansichten aussprechen, der tief durchdrungen war von der Weltanschauung des Ostens, daß die Welt — sündhaft und verlogen und von schwacher Sterblicher — nur stark

und mächtig durch den unsichtbaren Schutz der Vorsehung sei, die um ihn wacht und das Leben erhält.

Aus dieser heiligen Ueberzeugung heraus ist der unsterbliche Glaube der Zaren geboren, daß das heilige Rußland die Quelle und der Ursprung ihrer unbefiegbaren Kraft sei, die nur durch den Anprall der Feinde verstärkt wird. Der Osten glaubt nicht weniger fest an uns und an die übernatürlichen Eigenschaften des russischen Volksgeistes, freilich nur in so weit wir unser altes heiliges Vermächtniß hoch halten: das Selbstherrschertum. Ohne dieses ist Asien nicht im Stande wahrhaft uns zu lieben. Ohne unser Selbstherrschertum könnte Europa uns spielend unterjochen, wie es ihm mit den unglückseligen westlichen Slaven gelungen ist. Es ist also auch für die östliche Frage von höchster Wichtigkeit, daß in Zukunft Rußland von einem Willen, einer moralischen Kraft regiert wird.

A. Schmidt.

Theater-Korrespondenz.

Lessing-Theater: Johannisfeuer. Schauspiel in vier Aufzügen von Hermann Sudermann.

Deutsches Theater: Rosenmontag. Eine Offizierstragödie in fünf Akten von Otto Erich Hartleben.

Berliner Theater: Viola. Dramatische Dichtung in fünf Aufzügen von Adolf Wilbrandt. — Käthe. Schauspiel in vier Aufzügen von Elisabeth Meyer-Förster.

Sezessions-Bühne: Der gnädige Herr. Drama in drei Akten von Elisabeth Meyer-Förster. — Die Bildschnitzer. Eine Tragödie braver Leute von Karl Schönherr. — Daheim (Intérieur) von Maurice Maeterlinck. — Der Bär. Groteske von Anton Tschekow. — Der Thor und der Tod. Eine Dichtung von Hugo von Hofmannsthal. — Hockenjoss oder die Lügenkomödie in zwei Akten von Jacob Wassermann. — Peter Squenz und die geliebte Dornrose von Andreas Gryphius.

Es sind etwa zwölf Stücke, die ich mir in einem einzigen Monat habe ansehen müssen. Diese zwölf sind nicht etwa alle, die in dieser Zeit über die Berliner Bühnen gegangen sind. Es sind nur die, die auf literarische Bedeutung Anspruch erheben und denen diese Bedeutung in der That auch nicht abzuspochen ist. Das will aber gar nicht allzu viel sagen. Alle diese Dramen könnten fehlen und die Literaturgeschichte würde dadurch nicht lückenhaft werden. An den Meisterwerken der Weltliteratur gemessen, wiegt dieses Duzend Dramen soviel wie nichts. Es wäre aber ganz verfehlt, einen solchen Maßstab anzulegen. Es ist geradezu lächerlich, wenn — was wirklich mehrfach sogar vorgekommen ist — die Kritiker der Tageszeitungen mit ernster Miene ihr Publikum darauf aufmerksam und dem Dichter einen Vorwurf daraus machen, daß z. B. der Claudio in Hugo von Hofmannsthal's Verspiel sich doch nicht im Entferntesten mit Goethe's Faust vergleichen lasse. Es ist das eine so greuliche und abscheuliche Probenhaftigkeit der Kritiker, die mit solchem Vergleich nämlich bei ihren Lesern die Vorstellung erwecken wollen, daß ihre Kritikerbrust zum Mindesten doch von den Gefühlen und Ideen eines Goethe geschwellt

wird, daß mindestens ein „Faust“ dazu gehöre, ein ihrer liebe- und verständnißvollen Kritik würdiger Gegenstand zu sein. Und in Wahrheit haben diese Herren doch in seltensten Fällen auch nur jemals eine Zeile verbrochen, die wirklich zum weiteren und tieferen, angemesseneren Verständnis Goethe's und Shakespeare's auch nur das Geringste beitragen könnte. Je länger ich die Premieren besuche oder darüber zu schreiben genöthigt bin beziehungsweise Neigung verpüre, um so mehr komme ich zu dieser An- und Einsicht: Die zeitgenössische Literatur können wir gar nicht mit rein ästhetischen oder literarischen Werthen messen, sondern wir müssen sie auffassen als künstlerische Entäußerungen der Zeitgeele. Wir müssen uns an das halten, was ist, was geboten wird, und dieses zunächst einmal für sich zu verstehen suchen. Diese Werke der modernen Literatur haben zum großen Theil nur einen sozial-psychologischen Werth. Zu sehen und zu verstehen, wie sich in unserer Zeit die Seele dieser Zeit durch das Medium der zeitgenössischen Dichter und Künstler offenbart, das ist auch ein Genuß und ein Vergnügen. Um das verstehen zu können, dazu gehört in erster Linie, daß der Kritiker mit völliger Unbefangensheit und Unvoreingenommenheit vor das Werk tritt, daß er zunächst feststellt, was gegeben ist, dann was beabsichtigt ist bezw. was der Dichter eigentlich geben wollte; darauf ist abzumessen, wie weit Können und Wollen im Einklang stehen, und zu versuchen, das mangelnde Können aus der Psychologie des Dichters zu erklären. Und ganz zuletzt bleibt dann die Aufgabe, das Werk und seinen Schöpfer aus dem Zeitgeist heraus zu erklären und ihnen in der Zeitentwicklung ihren Platz anzuwiesen. Diese Aufgaben des Kritikers sind wirklich nicht gering. Diese Aufgaben sind eigentlich umfassender und mehrverlangend, als die, die der Dichter zu lösen hat. Um das an einem bestimmten Fall zu erläutern: In diesen zwölf Dramen sind ganz gut mehr als dreißig Charaktere, die in ihrer zum Theil totalen Verschiedenheit alle begriffen und erklärt werden sollen, um dem Werk gerecht werden zu können. Welche Menschenkenntniß gehört eigentlich dazu, welche Fülle von Stimmungen, welcher Zusammenklang mit all den unzähligen Seelenstimmungen, die in den verschiedenen Werken verschiedenster Dichter zum Ausdruck gebracht werden. Es ist klar, daß der Kritiker solcher Forderung nur ganz annähernd gerecht werden kann. Aber er muß doch danach streben, diese Annäherung möglichst groß werden zu lassen und im Uebrigen, im Bewußtsein einer gewissen Unzulänglichkeit, mit Vor- und Nachsicht urtheilen. Statt dessen betrachtet der Kritiker das Dichtwerk und den Dichter meistens nur als Versuchsobjekt seines Witzes, als den Stein des Anstoßes, an dem er sich reibt, um sein Licht vor den getäuschten Lesern selbstüchtig aufleuchten zu lassen. Hofmannsthal's Claudio ist nicht Goethe's Faust — wie billig ist doch solche Kritik und wie gerecht und glaubwürdig scheint sie und wie von Größe und Kunstverständnis getragen. Eder um ein anderes Beispiel

zu bringen: Die nicht gerade begüterte Inspektorsfrau im „Gnädigen Herrn“ der Frau Meyer-Förster kommt Sonntags in verhältnißmäßig elegantem, schwarzseidenem Kleid auf die Bühne. Dazu bemerkt ein Weiser der Berliner Theaterkritik: eine arme Inspektorsfrau geht nicht in Seide und mit gebrannten Haaren! So — aber wenn sie nun Polin ist, und wenn es Thatsache ist, daß selbst die Frau des kleinsten polnischen Trödlers nie und nimmer auf das Seidenkleid verzichtet und auf Brenn- scheere und Puderquaste, in Folge der den Polinnen eingeborenen rücksichts- und maßlosen Pugsucht, und wenn nun das ganze in Rede stehende Stück nur aus dem polnischen Milieu heraus zu verstehen und zu würdigen ist — wo bleibt dann die Weisheit des witzigen Berliners? Solche Fälle des absprechenden kritischen Vorwises könnten leicht beliebig vermehrt werden. — Es schien uns nöthig, einmal auf die Mängel der Kritik, und besonders der Kritik in den Berliner Tagesblättern hinzuweisen, eine Kritik, die — von verschwindend wenigen Ausnahmen abgesehen — nur von Willkür und Laune, Nebelwollen und Unverständnis geleitet und durch das allzu reiche Salz eines meist manglebrachten Witzes einem überreizten und rohen Geschmack des Lesers mundgerecht gemacht wird, eine Kritik, die als oberste Aufgabe nur die Erhöhung des „geistreichen“ kritischen Witzboldes auf Kosten des Dichters kennt.

* * *

Mit den „Drei Reiterfedern“, dieser romantischen Tragödie oder besser — wie Arthur Drews geist- und verständnißvoll bemerkt hat — mit dieser „Tragödie der Romantik“ unternahm Hermann Sudermann einen Höhenflug, auf dem ihm eine leichte Kritik und ein verflachtes Publikum nicht zu folgen vermochte. Das Werk ist — vorläufig wenigstens für die Bühne todt, wie es scheint. Ich war der Einzige und bin, so viel ich weiß, auch der Einzige geblieben, der sich mit dem nicht immer auf der Oberfläche liegenden Sinn dieses Dramas ernstlich abgemüht hat und ich habe immerhin die Genugthuung gehabt, daß besonders auch aus dem Lesers- und Mitarbeiterkreis dieser Jahrbücher ein paar Herrn von qualitativer Bedeutung meiner Meinung beigetreten sind. An jenen unverdienten Mißerfolg reichte sich im Leben Sudermann's ein Jahr der Krankheit und der Ruhe und dann unternahm der Dichter einen — wenn ich so sagen darf — bescheidenen Schwalbenflug in die heimathlichen Gefilde. Doch auch auf dem mütterlichen Boden des ostpreussischen Litthauens ist ihm nicht lauter Ernteflegel goldig gereift. Die Aufnahme durch das Publikum war getheilt, hier in Berlin, wie in Stuttgart und auch anderswo. Die Kritik lehnte das Stück ab, zum Theil mit Unverständnis, zum Theil aber auch nicht ohne triftige Gründe.

Wer einiges Verständniß hat für die Art, wie ein Drama aus einer Dichterseele herauswächst, wird wissen, daß es in den meisten Fällen ein

wird, daß mindestens ein „Faust“ dazu ge-
 standnißvollen Kritik würdiger Gegenstand
 haben diese Herren doch in seltensten Fa-
 verbrochen, die wirklich zum weiteren u-
 ständniß Goethe's und Shakespeare's an-
 könnte. Je länger ich die Premieren
 genöthigt bin beziehungsweise Neigung
 zu dieser An- und Einsicht: Die zeitgen-
 mit rein ästhetischen oder literarischen
 sie auffassen als künstlerische Entäuß-
 uns an das halten, was ist, was gek-
 für sich zu verstehen suchen. Diese
 zum großen Theil nur einen sozia-
 zu verstehen, wie sich in unserer
 Medium der zeitgenössischen Dicht-
 ein Genuß und ein Vergnügen
 dazu gehört in erster Linie, daß
 heit und Unvoreingenommen-
 zunächst feststellt, was gegeben
 was der Dichter eigentlich
 weit Können und Wollen in
 mangelnde Können aus der
 ganz zuletzt bleibt dann die
 dem Zeitgeist heraus zu ert-
 Platz anzuweisen. Diese Ar-
 Diese Aufgaben sind eigentl-
 die der Dichter zu lösen hat
 läutern: In diesen zwölf
 Charaktere, die in ihrer
 und erklärt werden sollen.
 Welche Menschenkenntniß
 Stimmungen, welcher
 Stimmungen, die in dem
 Ausdruck gebracht werden
 nur ganz annähernd
 streben, diese Annäherung
 im Bewußtsein einer ge-
 Statt dessen betrachtet
 nur als Versuchsobjekt
 reibt, um sein Bild
 zu lassen. Hofmann
 ist doch solche Streit-
 von Größe und

der Dichtervortritt mit
 dann der Qual
 Es ist erst eine
 mathe Spannung im
 woraus dann das
 Dieser Punkt liegt u
 beim Leuchten der
 Scene des dritten Actes
 Hufste's Rede gehalten
 „Ein sanken Heiden
 übermannenzeiten her de
 kommt er hoch an er-
 hat in Freinacht. In
 en-treten, denselben Vier
 zgevrügelt wird, betr-
 hat über den Fort
 zgen die wilden Bünde
 errianden — nicht erfüllen
 weisen mag, die gerade u
 Wahrheit werden kann, der
 en tauend andere elend u
 ewig unerreichbar warez
 haben entwißchen lassen u-
 zu läßt ichloß. — — —
 macht, und was dort lodert.
 und der Geipenster unserer ertödeten
 im Paradiesvögel, die wir hätten
 und die uns we-
 Heidenthum in
 Und mögen
 scheinen und no-
 heit u
 gehört mein-
 heut jeder
 und abermals — — —
 meiner Irrthum
 über ein paar E-
 zusammen-
 Rede hält, th-
 Deutschlands
 heitung in
 zu E-
 Gedanken
 Siecht
 und

... wo in Wahrheit nur ein Irrthum und Ver-
 ... sei! In jener Rede also steckt der dramatische
 ... che Kern der Dichtung. Es ist gar nicht zu
 ... mit darin steckt. Einmal flammt am grauen
 ... Alltagslebens der Stern eines Sonntagsglücks
 ... einmal im Leben wird uns die Möglichkeit
 ... Glück in seiner Totalität maßlos auszukosten —
 ... Dunkel und dann wieder Dunkel, ein Leben lang:
 ... das echt Tragisches. Und der allgemeine menschliche
 ... noch fundamentirt und — man möchte sagen:
 ... los vertieft durch den Gegensatz zwischen Litthauischem
 ... nischem und Christlichen. Sudermann's Drama ist
 ... sicherlich voll Glanz und Bedeutung und der Dichter
 ... Konzeption nicht der Kraft und der Tiefe und der
 ... mensstimmung entbehrt.

... nem Gelingen organisch aus dem Quellpunkt des Dramas
 ... Marikke. Dieses litthauische Findelkind gehört zum
 ... Sudermann's Charakterisirungskunst gelungen ist und ist
 ... was eine gerade in diesem Punkte verständnißlose Kritik
 ... behauptet haben mag — eine der merkwürdigsten und
 ... Gestalten in der dramatischen Literatur unserer Zeit. Sie
 ... hätte schier unvereinbarer einzelner Charakterzüge eine organisch
 ... schlossene, charaktervolle Totalität. Auch diese Litthauerin ist
 ... ein „selbisches Wesen“ gleich Kautendelein, unmittelbar im Boden
 ... wüchsenhaft wurzelnd; aber ihr kommt noch mehr Individualität
 ... zu, als jenem Phantasiengeschöpf der Märchendichtung. Sie ist
 ... e Demuth und selbstjüchtige Sinnlichkeit, sie ist Treue und Falsch-
 ... heit und Lüge. Von wie feiner Psychologie zeugt jene kleine
 ... in der sie Georg gegenüber mit süßem Lächeln sorglos lügt und,
 ... nichts zur Entschuldigung hat als ein von schelmischem Aufschlag
 ... schender Augen kommentirtes, herzlich leicht gesprochenes „Ach Gott“.
 ... Allem aber und stets ist diese Marikke, dieses fatalistische und tragische
 ... und des Augenblicks, heidnisch, litthauisch, von der geheimnißvoller
 ... Daimos schleierhaft umwoben, jener litthauischen Volkslieder
 ... iger Lust.

... iffe steht so recht im Mittelpunkt des Dramas und ist die
 ... in tragisch wirkende Persönlichkeit. Sie ist im ost-
 ... dsjahr — 1867 war es wohl — von ihrer Mutter
 ... verlassenen und diebischen Bettelweib, in das Haus
 ... in kinderlosen Gutsbesizers Vogelreuter genommen
 ... en wird aber diesem Vogelreuter ein eigenes
 ... ist Marikke's Stellung im Hause bestimmt.

Punkt ist, ein springender Punkt, der leuchtend in der Dichterbrust auftaucht und sie erregt und bewegt, und daß dieser Punkt dann der Quellpunkt wird für den Fluß der dramatischen Geschehnisse. Es ist stets eine Situation und eine Empfindung, in der die dramatische Spannung sich birgt, in der die tragische Empfindung sich konzentriert, woraus dann das ganze übrige Szenengefüge organisch herauswächst. Dieser Punkt liegt in Sudermann's Drama in der in der Johannisnacht beim Leuchten der lodernen Johannisfeuer vor sich gehenden ersten Szene des dritten Aktes und ist als Kern enthalten in der auf Prediger Haffke's Rede gehaltenen Gegenrede Georgs. Die entscheidende Stelle lautet: „Ein Funken Heidenthum schwält in uns allen. Er hat von alten Germanenzeiten her die Jahrtausende überdauert. Einmal im Jahr, da flammt er hoch auf und dann heißt er — Johannisfeuer. Einmal im Jahr ist Freinacht. Ja wohl, Freinacht. Da reiten die Hexen auf Besenstielen, denselben Besenstielen, mit denen ihr Hexenthum ihnen sonst ausgeprügelt wird, hohnlachend zum Blocksberg in die Höh' — da streicht über den Forst weg das wilde Heer — da erwachen in unseren Herzen die wilden Wünsche, die das Leben nicht erfüllt hat und — wohlverstanden — nicht erfüllen durfte. Denn gleichviel, wie die Ordnung nun heißen mag, die gerade in der Welt regiert, damit der eine Wunsch zur Wahrheit werden kann, von dessen Gnaden wir unser Dasein fristen, müssen tausend andere elend zu Grunde gehen — — die einen vielleicht, weil sie ewig unerreichbar waren, die anderen, ja, die anderen — weil wir sie haben entweichen lassen wie wilde Vögel, über denen unsere Hand sich allzu lässig schloß. — — Wie dem auch sei, einmal im Jahr ist Freinacht, und was dort lodert, wißt Ihr, was das ist? Das sind die Geispenster unserer ertödteten Wünsche, das ist das rothe Gefieder der Paradiesvögel, die wir hätten hegen dürfen vielleicht ein Leben lang und die uns weggeflogen sind — das ist das alte Chaos, das ist — das Heidenthum in uns. Und mögen wir noch so glücklich sein im Sonnenschein und nach Wesek, heut ist Johannisnacht. Ihren alten Heidentheuern gehört mein Glas, heut sollen sie flammen hoch und nochmals hoch und abermals — hoch . . . Stößt keiner mit mir an? (Schweigen.)

Den Lesern wird vermuthlich ein kleiner Irrthum in dieser Rede nicht entgehen, so daß ich zunächst darüber ein paar Worte einschalten will. Es wird Johannis- und Walpurgisnacht zusammengeworfen. Ich erkläre mir das so, daß Georg, der doch die Rede hält, thatsächlich aus einem dem Harze näher gelegenen Theil Mitteldeutschlands stammt und nach Litthauen, wo die Johannisnacht von größerer Bedeutung ist, nur wider Willen verschlagen ist, ohne dort wirklich heimisch werden zu können. So fällt er aus dem mehr litthauischen Gedanken- und Sagenkreise unbewußt in den rein deutschen des Harzes. Vielleicht aber gebe ich auch mit übel angebrachtem Scharfsinn eine Erklärung und entdecke eine versteckte Fein-

heit der Charakterisirung, wo in Wahrheit nur ein Irrthum und Versehen des Dichters vorliegt.

Wie dem auch immer sei! In jener Rede also steckt der dramatische Quellsprung und der tragische Kern der Dichtung. Es ist gar nicht zu leugnen, daß echte Tragik darin steckt. Einmal flammt am grauen Wolfenhimmel unseres Alltagslebens der Stern eines Sonntagsglücks leuchtend auf, d. h. einmal im Leben wird uns die Möglichkeit geboten, das goldene Glück in seiner Totalität maßlos auszukosten — einmal Licht aus dem Dunkel und dann wieder Dunkel, ein Leben lang: dieses „einmal“ ist etwas echt Tragisches. Und der allgemeine menschliche Fall wird im Drama noch fundamentirt und — man möchte sagen: ethnologisch und religiös vertieft durch den Gegensatz zwischen Litthauischem und Deutschem, Heidnischem und Christlichem. Sudermann's Drama ist in seinem Quellsprung sicherlich voll Glanz und Bedeutung und der Dichter hat im Moment der Konzeption nicht der Kraft und der Tiefe und der echt tragischen Lebensstimmung entbehrt.

Zu vollkommenem Gelingen organisch aus dem Quellsprung des Dramas herausgebildet ist Marikke. Dieses litthauische Fındelkind gehört zum Besten, was Sudermann's Charakterisirungskunst gelungen ist und ist überhaupt — was eine gerade in diesem Punkte verständnißlose Kritik auch gegentheilig behauptet haben mag — eine der merkwürdigsten und einzigartigsten Gestalten in der dramatischen Literatur unserer Zeit. Sie ist trotz der Fülle schier unvereinbarer einzelner Charakterzüge eine organisch in sich geschlossene, charaktervolle Totalität. Auch diese Litthauerin ist ein wahrhaft „elbisches Wesen“ gleich Hautendelein, unmittelbar im Boden der Natur pflanzenhaft wurzelnd; aber ihr kommt noch mehr Individualität und Realität zu, als jenem Phantasiegeschöpf der Märchendichtung. Sie ist hingebende Demuth und selbstjüchtige Sinnlichkeit, sie ist Treue und Falschheit, Offenheit und Lüge. Von wie feiner Psychologie zeugt jene kleine Scene, in der sie Georg gegenüber mit süßem Lächeln sorglos lügt und, entdeckt, nichts zur Entschuldigung hat als ein von schelmischem Aufschlag blau leuchtender Augen kommentirtes, herzlich leicht gesprochenes „Ach Gott“. Vor Allem aber und stets ist diese Marikke, dieses fatalistische und tragische Fındelkind des Augenblicks, heidnisch, litthauisch, von der geheimnißvollen Poesie der Dainos schleierhaft umwoben, jener litthauischen Volkslieder voll wehmüthiger Lust.

Diese Marikke steht so recht im Mittelpunkt des Dramas und ist die eigentlich und allein tragisch wirkende Persönlichkeit. Sie ist im ostpreussischen Nothstandsjahr — 1867 war es wohl — von ihrer Mutter weg, einem litthauischen verlassenen und diebischen Bettelweib, in das Haus des reichen und bis dahin kinderlosen Gutsbesizers Vogelkreuter genommen worden. Nach zwei Jahren wird aber diesem Vogelkreuter ein eigenes Kind, Trude, geboren. Damit ist Marikke's Stellung im Hause bestimmt.

Sie genießt die Broden der pflegeeaterlichen Liebe, die das rechte Kind Trude übrig läßt. Im Uebrigen entwickelt sie sich zu dem still waltenden, arbeitfamen und immer mit süßem Märchenlächeln beftriedenden guten Hausgeist. So hat sie sich still und fauft hindurchgelächelt bis zu ihrem zweiundzwanzigften Lebensjahre etwa. Da foll Trude den Vetter Georg heirathen. Auch dieser Georg ist gleich Marikke ein Nothftandskind. Sein Vater hat sich Schulden halber das Leben genommen. Sein Dunkel hat nicht nur die Ehrensulden bezahlt und fo die Ehre des Namens gerettet, sondern auch den jungen Georg zu sich ins Haus genommen und ihn auferzogen, mit Liebe und harter Faust zugleich, wie das fo seine Art ist. Dieser Georg nun heirathet, weil das sich so wie von selbst versteht, seine Cousine Trude. Er liebt aber Marikke und sie liebt ihn. Erst kurz vor der Hochzeit kommen die Beiden zur Gewißheit ihrer gegenseitigen Liebe und in der Nacht vor der Hochzeit, in der Blut der Johannisnacht schlagen die Flammen dieser Liebe ineinander. In Folge bestimmter Umstände, die in der Situation und in den Charakteren liegen, heirathen sie sich aber nicht, sondern Trude wird Georgs eheliches Weib und Marikke bleibt zurück im Dunkel eines armfeligten und arbeitfamen Alltagslebens, nachdem einmal im Leben in einer einzigen Nacht ein Johannisfeuer lodender Liebe ihre Seele bis ins Tiefste und Innerste durchglüht hat.

Um Marikke gruppirt sich ein Kreis scharf gefeherer und gut wiedergebener Charaktere. Der Gutsbesitzer Vogelreuter ist der urwüchfige, lebenskräftige Mann mit dem guten Herzen und der festen Faust, wie etwa jener Hankel, der uns die Geschichte von Solanthes Hochzeit erzählt. Seine Frau ist von geringer Bedeutung im Stück und demgemäß nur flüchtig umrissen, ebenso wie die Mamsell. Trude ist ein gutes Mänschen, voll Unschuld und mit Vermögen. Der Inspektor Plöz ist auch völlig Nebenfigur, wirkt aber mit dem Wenigen, was er zu thun und zu sagen hat, schon recht charakteristisch. Eine Hauptperson ist der Hilfsprediger Häffe, und diese Gestalt ist so gezeichnet, daß die sonst so absprechende und alles bemängelnde Kritik fast einstimmig ihre weitestgehende Bewunderung ausdrückte. Dieser Mann vereinigt in sich eine seltene und kostbare Mischung von Demuth und Ritterlichkeit; er, dem — nach seinem eigenen Ausdruck — alle Menschen ungewöhnlich sympathisch sind, hat eine Seele voll Mitleid und Kraft, bereit, zu verstehen und zu helfen. Dieser, allerdings bei weitem lebensvoller gezeichnete bäuerliche Vetter des aristokratischen veranlagten Pfarrers Hestterdingk in der „Heimath“, ist die schönste, wahrste und werthvollste Gestalt, die Sudermann aus seinem ostpreußischen Heimathboden herausgehoben hat.

Nun steht aber neben Marikke Georg von Hartwig als eine Figur, die als Hauptperson außs Weitestgehende das Stück und die Bühne beherrscht. Und dieser Georg, dessen Thun und Treiben ja bereits in der Hauptfache erzählt worden ist, mindert den Werth des ganzen Stückes außs

Neußerste herab. Man könnte sagen und hat es gesagt, daß dieser Mensch als bloßer Maulheld und Schönredner ohne Sinn und ohne Kraft eine bloß aus Nothbehelf erfundene, künstlich konstruirte, schemenhafte Figur sei, die darum jeder individuellen Persönlichkeit und charakteristischen Wahrheit entbehrt. Vielleicht ist es so. Doch ich kann sogar ein paar Gründe anführen, die ihm ein Stückchen Charakter und Wesenhaftigkeit retten, beziehungsweise seine Charakter- und Wesenlosigkeit erklären. Er ist weitab von Litthauen in deutschen Landen geboren und in einen fernem, seinem Naturell fremden Landstrich verpflanzt. Er ist vaterlos und heimatlos, wurzellos. Seine Existenz schwebt in der Luft. So hat er keinen Charakter, ist keine gerundete, volle Persönlichkeit. Er ist ein tiefunglückliches Nothstandskind, dessen künstliche Festigkeit Troß ist und dessen Stärke im Wortschwall liegt. Es giebt Menschen im Leben, die infolge ihres Schicksals tief beklagenswerth, die wahrhaft elend, unglücklich und bedauernswerth sind und die doch Niemand interessieren und auch Niemand so recht rühren. So einer ist auch — trotz alle dem, was der Dichter dagegen haben möchte — dieser Georg von Hartwig: keine tragische Persönlichkeit, wohl aber ein trauriger Geselle. Und der beherrscht nun neben und sogar über Marikke das Stück, sollte und müßte tragisch wirken und wirkt doch nur traurig. Da aber nun doch sein Fall, sein Liebesfall auch der Marikkes ist, so ist natürlich die Folge, daß die Tragik dieses Falles mindestens zur Hälfte herabgemindert wird. Das Schicksal der Marikke, die in der Johannisnacht diesem Georg in die Arme fällt, wirkt nicht mehr voll tragisch. Daß Marikke das Opfer ihrer Liebe wird, ist vollkommen begreiflich. Hinter Georg steht aber gar keine zwingende Schicksalsmacht. Für Marikke liegt in ihrer Hingabe wirklich ein tragischer Fall und so zugleich eine menschliche Erhebung über das Gewöhnliche und Alltägliche zum Besonderen und Seltenen und aus dem Dunkel ans Licht. Bei Georg finden wir als Motiv höchstens die Lütherheit eines hinter großen Worten versteckten Schwächlings. Für Georg liegt keine aus innersten Gründen zwingende Nothwendigkeit vor, die ihn Marikke unabwendlich lieben lassen muß. Das wird so recht klar, wenn wir nur einen Blick auf den Andern werfen, der Marikke liebt. Hasske muß von tiefster und reinsten Neigung zu dem litthauischen Nothstandskind ergriffen werden. Das ist ganz selbstverständlich, das ist wie eine Naturnothwendigkeit. Georgs Liebe aber wird nicht begründet. Doch ja — sie wird begründet, nur leider mit den denkbar verfehltesten Mitteln, nämlich rhetorisch und romanhaft. Georg jekt Marikke einmal in lebhaftem Gefühlsausbruch auseinander, daß sie zusammengehören, weil sie beide Nothstandsfinder seien und gebraucht da wiederholt die effectvoll rhetorische Zuspißung: ich bin auch ein Nothstandskind, so wie Du. Diese rhetorische Art wirkt durchaus unecht und theatralisch. Das schlagendste Beispiel für eine übel ausgebrachte Rhetorik findet sich aber am Ende der großen

Schlußscene des dritten Akts, der Hauptscene des ganzen Dramas. Hier hat sich das Verhängniß erfüllt. Georg und Marikke haben ihrer Liebe nicht widerstehen können. Und da bricht Marikke schließlich in die Worte aus: „Meine Mutter stiehlt. Ich stehl' auch!“ Das ist doch wirklich ein gar zu weit gehender, nur auf äußerliche und oberflächliche Augenblickswirkung berechneter Redezierrat. Weil die Wesskallene, Marikke's Mutter, etwa Wäsche oder Kartoffeln stiehlt, darum sollte die Tochter sich den Bräutigam einer Anderen stehlen müssen! Es ist natürlich ganz klar, was Sudermann gemeint hat. Marikke's äußerster Schritt und ihr drängendstes Bedürfniß, sich voll Liebe einer sie wieder Liebenden Seele hinzugeben, wird mit erklärt und stärker begründet aus der Verzweiflung, die sie bei der Zusammenkunft mit ihrer liederlichen, diebischen Mutter ergriffen haben muß. Trotzdem aber wirkt die rhetorisch kunstvolle Zuipivung dieser aus Verzweiflung und Fatalismus gemischten Stimmung Marikke's theatralisch, als ein konstruirtes und überlegtes „bon mot“ des Dichters und nicht als ein elementarer Herzensschrei seines Geschöpfes. Der andere Fehler liegt in der Neigung zum Romanhaften. Unter diesem Romanhaften will ich hier verstanden wissen die Neigung und das Interesse für äußerlich stark bewegte Lebensschicksale, für mannigfache und vom Herkömmlichen abseits liegende Lebenswege, kurz und gut: das Interesse für Vorgänge, die man im schlechten Sinne in einem Literaturwerk „spannend“ nennt. Solche „spannenden“ Scenen sind in diesem Drama ausnahmslos die zwischen Georg und dem alten Vogelreuter. Was uns die Beiden zu sagen haben von ihrem Troß und von ihrer harten Faust, die es beinahe zu Schlägereien kommen lassen, und von ihrem Edelmutz und ihrer Herzensgüte, und was da erzählt wird von den Ehrenschulden, die Georg's Vater bei seinem traurigen Ende hinterließ — das alles interessiert und rührt uns nicht im Mindesten. Die ganze große zehnte Scene im zweiten Akt schadet dem Drama. Natürlich hat auch hiermit der Dichter einen Sinn verbunden, nämlich uns das Wesen Georg's und sein Handeln erklärlich machen wollen. Das weiß ich sehr wohl. Diese Scene hat für Georg in psychologischer Beziehung etwa genau dieselbe Bedeutung, wie die vierzehnte desselben Akts, in der Marikke mit ihrer Mutter zusammengeführt wird. Aber möge der Dichter es nur glauben — so sonderbar es klingt — daß in gewissen Fällen gerade eine zu exakte, wohlüberlegte und klug konstruirte Motivirung unpoetisch wirkt und die Stimmung zerstört, statt sie zu fördern. Und dasselbe gilt — und wieder mag das zunächst sonderbar klingen — von einer allzu großen Deutlichkeit. Es muß uns garnicht Alles leibhaftig vorgeführt werden. So z. B. bin ich denn nach reiflichster Ueberlegung und durch wiederholtes Nachdenken zu der Ueberzeugung gekommen, daß es ein Fehler ist, die Wesskallene leibhaftig auf die Bühne zu bringen und sie ad oculos demonstriren zu lassen, wie sie Schnäpse säuft und Wäsche stiehlt.

Wenn Marikke die ganze Niedertracht und Verkommenheit ihrer Mutter so deutlich vor Augen sieht, hat sie vollen Grund, ihrem Gott auf Knien zu danken für all das Gute, das sie im Vogelreuterischen Hause erfährt. Wenn sie dagegen mit ihrer Mutter nur mittelbar in Berührung kommt, wenn sie sie flüchtig sieht und hört, damals als sie von ihr aus dem Chausseeegraben angerufen wird und wenn sie dann das Zimmergeschrei vernimmt, als die Alte bei dem Diebstahl im Keller ertappt, verhaftet und abgeführt wird — dann greift das Verhältniß Marikkens zu ihrer Mutter uns viel mehr an die Seele und rührt tragische Stimmungen auf. Für nicht richtig halte ich es auch, daß Hasske seine Liebe zu Marikke offen bekundet und ihr den Antrag macht, den sie, von der Situation genöthigt, annimmt. Es genügt und wäre von innerer, intimerer Wirkung, wenn wir und auch Marikke Hasskes Liebe nur fühlten. Die Liebesstimmung reicht aus in diesem Bühnenwerk, das eigentlich seinem innersten Wesen und seiner Konzeption nach ein lyrisches Drama ist. Ich möchte auf jedes äußere Gehehniß verzichten und nur Stimmung haben, Stimmung voller Gespanntheit der Seelen, die zu irgendeiner Explosion und irgendeinem Thatsächlichen dann nothwendig führen muß. Und dieses einzige Thatsächliche des Dramas, sein einziges Gehehniß müßte die Liebeserfüllung des dritten Aktes sein. Aus der Stimmung der Johannisnacht wird diese Liebeserfüllung geboren; durch eine „dunkelrothe Ziminacht“, in der die Johannisfeuer mit düsterer Gluth zum Himmel lohen, gleitet mit schnell verlöschendem Glanze der Meteorfall einer Liebe, von der für Marikke und Georg nichts Weiteres in einem langen, grauen Alltagsleben bleibt, als eine leuchtende Erinnerung an die Schuld und das Glück eines Augenblicks. Ich weiß nicht, ob es meinen Lesern wie mir ergeht: Wenn zu dem glanzvollen Dasein eines Augenblicks ein Meteor aus der Nacht taucht, um wieder jäh in Nacht zu stürzen, ergreift mich stets eine tragische Stimmung. Aus solcher Stimmung heraus scheint mir auch dieses Sudermannsche Drama geboren zu sein, diese Tragödie des Augenblicks, des „einmal“. — Wenn ich den Quellsprung, das Wesen und den innersten Sinn dieses Dramas richtig erfaßt habe, wird man die scharfsinnige Weisheit unserer Meister der Kritik in der Metropole und in den Provinzen ermessen können, die fast ausnahmslos den vierten Akt tadeln, weil Georg und Marikke nicht dauernd zusammenkämen!

* * *

Dr. Erich Hartleben hat mit seinem „Mojenmontag“ ziemlich starken Erfolg davongetragen. Er nennt sein Stück eine „Offizierstragödie“ und es hieß, es sei darin der tragische Fall des Offizierslebens in typischer Weise behandelt. Das ist keineswegs richtig. Hartleben ist ein feiner Ironiker und ein geschickter Meister zierlicher Kleinkunst. Aber das Leben in seinen Tiefen erfassen und uns das Weben und Wehen des Schicksals verspüren zu lassen, dazu reicht seine Kraft

und Kunst nicht aus. Der Fall, das Gehehniß seines Dramas ist recht bedeutungslos, sehr künstlich konstruirt und in seinem Verlauf nicht einmal von wirklich zwingender Nothwendigkeit bestimmt. Ein dichterisch veranlagter, dem „rein Menschlichen“ geneigter Offizier verliebt sich in ein Mädchen aus dem Volke, übrigens eine vollkommen weissenlose Idealgestalt. So kommt es bei ihm zu einem Konflikt zwischen Offiziers Ehre und dem, was Hartleben „Herzenzehr“ nennt. Das von dem Autor recht künstlich und gezwungen konstruirte Ende ist der Tod der Beiden, worauf vorher noch der lyrische Leutnant einen hübschen Vers gedichtet hat:

Am Rosenmontag liegen zwei,
Die kalten Hände noch verchlungen —
Das Leben rauschte rauh vorbei:
Die Beiden haben's nicht bezwungen.

Das Stück ist keineswegs eine Tragödie, die wirklich durch einen tragischen Fall tragische Stimmung in uns erzeugen könnte. Wenn es dennoch gewirkt hat, so liegt das an ganz anderen Gründen zweierlei Art. Einmal hat Hartleben mit klügstem Raffinement äußerst wirkungsvolle Gegenätze ausgeklügelt. Das Raffinement liegt darin, daß die Gegensätze in Wahrheit ganz äußerlicher Art sind, was aber äußerst geschickt verkleidet ist. Ein Beispiel wenigstens sei beigebracht. Am Schluß — es ist des Morgens in der Frühe — haben sich die Beiden getödtet und der Burche des Offiziers läuft Hilfe rufend über die Bühne. In dem Augenblick gerade hört man das Regiment mit lustig klingendem Spiele ausrücken. Das wirkt in der That im ersten Augenblick ganz gewaltig und steht doch mit dem Gehehniß des Dramas in gar keiner organischen Verbindung. Bemerkenswerth ist übrigens auch hier die Zuhilfenahme der Musik, um eine tragische Stimmung zu erzeugen, wovon ich in dem vorstehenden Aufsatz über d'Annunzio's Roman gesprochen habe. Das andere Mittel, wodurch Hartleben den Erfolg zu seinem Drama herangezwingen hat, ist glücklicher und lobenswerther Weise von künstlerischer Natur und eben das Werk des Mannes, der sich auf sorgfältig und fein herausgearbeitete Meinkunst versteht. In dem Drama ist eine ganze Reihe kleiner Szenen aneinandergereiht, von denen jede in ihrer Art hübsch und wirkungsvoll ist. Diese Szenen sind ja nur Weißwerk, das sich lose um das Ganze herumranken. Aber sie interessieren für sich so sehr, daß der Zuschauer gut unterhalten wird und daß sie das dürre und brüchige Gerippe des Ganzen völlig verkleiden. Was die Hauptpersonen unter einander abzumachen haben, läßt ganz kalt. Aber was die zahlreichen Nebenpersonen angeht, ist jeden Augenblick amüßant. In dem Stück kommen außer einem jungen Mädchen und einem Kommerzienrath nur Träger des bunten Hocks vor, Offiziere und Soldaten. Das giebt zunächst schon ein originelles und in die Augen stichendes Bühnenbild. Wie nun die Einzelnen charakterisirt sind, darin liegt ein Haupttrumpf der Wirkung.

Man glaube aber nicht, daß Hartleben etwa als besonders feiner und kräftiger Psychologe uns, wenn auch nur in aller Kürze, die Seele eines Jeden enthüllte. Er enthüllt nicht sowohl Seelen, als er stellt vielmehr Figuren in charakteristischer Haltung, kennzeichnender Frietur und allerlei anderen bemerkenswerthen Aeußerlichkeiten auf die Bühne, wie unmittelbar aus dem Simplicissimus genommen. Er erzielt so eine eminent plastische Wirkung. Nun ist es aber mit der plastischen Wirkung, die von der Bühne und überhaupt von einem Dichtwerk ausgeht, so eine eigene Sache. Sie soll ja vorhanden sein, die Figuren sollen plastisch uns vor Augen treten. Aber — glaube ich — daran darf es sich der Dichter noch nicht genügen lassen. Die Dichtkunst als Wortkunst soll doch schließlich mehr geben, tiefere Einblicke gestatten und uns zu klarerer Einsicht in die Menschenseelen verhelfen, als das die Steinkunst des Bildhauers ihrem Wesen nach vermag. Dem Bildwerk gegenüber empfinden wir das Wesen und den Charakter des Dargestellten wohl recht lebhaft; aus dem Dichtwerk sollen und müssen wir ihn klar erkennen. Es giebt übrigens eine ganze Anzahl moderner Dramen, deren Figuren es nur zu so plastischer Wirkung bringen. Ich glaube, daß hängt überhaupt mit dem Naturalismus zusammen, der doch von außen nach innen, vom Körperlichen zum Geistigen hin arbeitet und dabei meistens im Aeußeren noch stecken bleibt. Weil die Dichtkunst eben mehr enthüllt vom Leben der Seele und Wesen des Lebens, darum steht sie doch mit Recht höher, als die Kunst des Bildhauers oder Malers. Aristoteles verlangt, daß man die Wirkung einer Tragödie auch in ganzer Fülle schon erfahren müsse, wenn man sie nur lesen hört und nichts sieht. Herrn Hartlebens Stück habe ich nicht in der Buchausgabe kennen gelernt. Aber ich glaube nicht, daß es darin besonders wirkt, man besitze denn die Fähigkeit, mit starker Phantasie nachhelfend mitzuschaffen.

* * *

Ueber Adolf Wilbrandts dramatische Dichtung „Viola“ viel zu sagen, ist leider nicht lohnend. Das Drama zeigt bis zum äußersten den Fehler, den ich oben schon an Sudermanns Werk aufdecken mußte, die Neigung zum Romanhaften. Es geschieht unglaublich viel, aber diese Geschehnisse interessieren garnicht. Auch ein Geist, der gute Geist einer verstorbenen Schwester Viola schwebt Alt für Alt unter Begleitung mystisch klingender Töne auf die Bühne; aber wir werden über seine Natur nicht recht klar: ist es ein wirklicher für sich bestehender Geist oder ist es nur ein Wahngelbde des Bruders, der in Erinnerung an die engelreine Güte der geliebten toten Schwester sein Gewissen laut und lauter reden läßt? Der Haupt- und Grundfehler des Stückes indeß ist eine ungeheuerliche Inkongruenz zwischen Geschehnissen und Motiven. Das sicherlich sehr ernst gemeinte, in seiner Konzeption tief empfundene Drama enthält eigent-

lich nur ein Problem: wie ist es möglich, daß ein so geistvoller Kopf wie Wilbrandt solchen Verirrungen verfallen kann?

* * *

Daß eine Frau von der Bühne herab als dramatische Dichterin auf das Publikum wirkt, ist bei uns noch eine ziemliche Seltenheit. Wenn der Fall eintritt, wird man ihn mit um so größerem Interesse betrachten und sich ganz besonders vor vorschnellem und kränkendem Urtheil hüten müssen. Unter unseren an Zahl ziemlich unübersehbaren männlichen Bühnenschriftstellern aus Versehen oder im Uebereifer einen einmal ein Bißchen hart anzufassen, ist unangenehm, aber noch nicht gar zu schlimm. Von vielleicht zwei weiblichen Bühnendichterinnen, die wir haben dürften, eine mißverstehen und falsch beurtheilen, ist verhängnißvoll. Denn es liegt darin immer zugleich ein Urtheil über die dramatische Begabung des Weibes an sich. Ich glaube, daß Frau Elisabeth Meyer = Förster unter einer schiefen Beurtheilung der Kritik zu leiden gehabt hat. Ihre beiden Werke, die fast gleichzeitig auf zwei Berliner Bühnen bringen zu dürfen sie das Glück hatte, sind durchaus Milieukunst. Ich habe die Empfindung, daß die Dichterin Verhältnisse und Charaktere naturgetreu schildert, die sie vielleicht aus ihrer frühesten Jugendzeit genau kennt. Ich finde vor Allem in dem „Gnädigen Herrn“, der auf einem polnischen Rittergut des preußischen Schlesiens spielt, eine Fülle der Wirklichkeit abgelauschter Züge. Problem und Stoff des Dramas sind so: Der Inspektor Zenkow — von deutscher Herkunft — muß befürchten, vom polnischen Besitzer des Rittergutes, der eben nach langer Abwesenheit wieder einmal heimgekehrt ist, die Kündigung zu erhalten. Denn er ist alt und in der Wirkthchaft ist nicht Alles so in Stand, wie es sein sollte. Dann wäre der alte Mann mit Frau und zwei Töchtern auf die Straße gesetzt und dem Elend preisgegeben. Denn wer engagirt einen verarbeiteten, altersschwachen Inspektor! Nichts wohl kann die Familie retten, als die ältere, bildschöne Tochter, wenn sie sich nämlich entschließen könnte, der Einladung des „gnädigen Herrn“ aufs Schloß „zu einer Partie Sechshundsechzig“ zu folgen. Sie entschließt sich dazu, und die Familie ist in der That gerettet. Dieser Konflikt, diese Opferung der Tochter für die Existenz der ganzen Familie bedeutet in der That so etwas wie einen tragischen Fall. Doch ist es der Verfasserin nicht gelungen, ihn zu ganzer Stimmungskraft herauszuarbeiten. Den Hauptwerth des Stückes sehe ich auch nicht im Geschehniß, sondern in zwei ganz besonders scharf aus dem Milieu herausgewachsenen Figuren. Die eine ist die Frau Inspektor Zenkow, ganz sicher polnischer Herkunft, obwohl es nicht ausdrücklich gesagt wird. Diese Polin, die eine gute, sorgsame und fleißige Frau ihres Mannes ist und noch soeben von dem heimkehrenden Schloßherrn eine goldene Uhr mitgebracht erhalten hat — wovon sie aber ihrem Manne nichts sagt —

die ihre Magd hinauswirft, weil sie sie mit einem Knecht in allzu naher Verbindung ertappt hat und ihre Tochter aus Schloß schießt, weil es nun einmal so sei auf diesen großen Gütern, — diese Frau, die am Sonntag ihr schönes seidenes Kleid anzieht, sich die Haare breunt, die Wangen pudert und Schmuck, möglichst viel Schmuck anlegt und sicherlich ungeheueren Werth darauf legt, von Jedermann noch als schöne Frau angesehen zu werden, und die dabei doch in ihrem eigenen Bewußtsein voll lauter Tugend und Güte und auch wirklich in vieler Beziehung kreuzbrav und gut ist — diese nur von Instinkten beherrschte Polin ist außerordentlich echt gezeichnet, wenn das auch in der Darstellung der SeceSSIONsbühne nur sehr wenig zum Vorschein kam. Und neben dieser Mutter steht in echter Lebensfülle die jüngste, dem Backfischalter noch nicht entwachsene zweite Tochter Diesel.

Das andere Drama, „Räthe“, geht in einer schlesischen Mittelstadt vor sich und etwas Polnisches spielt auch hier wieder hinein. Es ist eine verwittwete Frau Kötler, die sich im Hause des Kaufmanns Gerlach zwischen Vater und Tochter drängt. Außer dieser Frau Kötler ist in dem Drama noch eine Nebenperson, ein Vetter Alfred des Herrn Gerlach, recht gut gesehen und wiedergegeben. Die übrigen Personen sind entweder etwas blaß oder schablonenhaft. Alles in Allem beweisen diese beiden Dramen, daß ihre Verfasserin mit scharfen, unbefangenen Blicken ins Leben und auch in die verwickelten und dunkeln Partien der Menschenseelen zu sehen und das Gesehene mit unerstickteter Seele aufzunehmen und mit zureichender Kunst zu gestalten weiß. Ein Drama oder eine Tragödie im wahren und echten Sinne des Wortes aber vermag die Dichterin doch noch nicht zu schaffen. Solch ein Drama muß immer etwas Allgemeingiltiges, unabwendlich Nothwendiges, ein Stück Weltprozeß enthalten und uns das Weben des Weltgeschicks klarer empfinden lassen. Ob das der Fall ist, hängt so gut wie garnicht vom Stoff ab, sondern von einer bestimmten Art der Dichterseele zu fühlen und die Welt anzuschauen. Frau Elisabeth Meyer = Förster giebt bisher doch mehr einen interessanten Einzelfall, für den als Kunstform sich die Novelle oder Erzählung darbietet. Wie viele von unjeren männlichen Bühnendichtern indeß entsprechen der Forderung des echten Dramas?

* * *

Ich hätte nun noch eine stattliche Anzahl kleiner, mit einer Ausnahme einaktiger Stücke zu besprechen, die die SeceSSIONsbühne gebracht hat. Ich kann mich sehr kurz fassen. Diese Bühne, der ich nach wie vor von Herzen Gutes wünsche, hat ihr Recht auf Dasein noch immer nicht erwiesen. Die vielen Stücke werden eigentlich aus Verlegenheit herausgebracht, weil keines so recht Erfolg hat. Was aber noch schlimmer ist: die Stücke brauchten garnicht oder könnten auch von jeder anderen als einer seceSSIONistischen Bühne gespielt werden. Das Aller schlimmste aber ist: in den beiden Fällen,

in denen diese Bühne ihr zukommende Dichtungen aufführte, verjagten die Kräfte der Darstellung. Und es waren doch nur Kleinigkeiten, wenn auch literarische Kleinigkeiten. Maeterlinck's „Intérieur“, ein Titel, der mit „Daheim“ recht schlecht wiedergegeben ist, war gut in der Gruppe stummer Personen, aber die redenden sprachen in allerlei Tonarten, nur nicht in der des belgischen Mystikers. Der Reiz Hofmannsthal'scher Kunst liegt zum großen Theil in dem Klang kunstvoll komponirter Verse. „Der Thor und der Tod“ aber wurde so gesprochen, daß man schon in den vordersten Reihen nur selten ein Wort verstehen konnte. Weder über Maeterlinck's noch über Hofmannsthal's Dichtungen brauche ich hier etwas auszuführen, da ich sowohl den Mystizismus des einen wie den Aesthetizismus des andern wiederholt in den „Preussischen Jahrbüchern“ behandelt habe. Bemerken möchte ich höchstens, daß es mir im „Thor und Tod“ (als gediegen ausgestattetes Bändchen im Verlage der „Insel“ bei Schuster und Loeffler erschienen) eine recht sinnvolle, beinahe philosophisch zu rechtfertigende Idee zu sein scheint, den Tod als Musiker, als Geigenkünstler aufzufassen. Tschekow's Groteske „Der Bär“ ist bei aller Tollheit nicht ohne Sinn und ohne psychologischen Gehalt, dabei echt slavischen Charakters. Aus „Hockenjos“ ist nur zu erwähnen, daß der Verfasser Jakob Wassermann einen originellen und werthvollen Roman „Die Geschichte der jungen Renate Fuchs“ kürzlich veröffentlicht hat, der nächstens hier besprochen wird. Schönherr's „Bildschnitzer“ interessirt uns als Talentprobe und der fehlgeschlagene Versuch endlich mit den beiden Komödien von Gryphius bewies, daß dieser Landsmann Gerhart Hauptmann's heute nur noch den Literaturhistorikern etwas zu sagen hat. Max Lorenz.

Politische Korrespondenz.

Zur auswärtigen Politik haben wir heute wenig zu sagen, da die Dinge sich in China ihrer Natur nach äußerst langsam entwickeln. Auch das einzige, bedeutende Ereigniß dieses Monats, der englisch-deutsche Vertrag über die Behandlung des chinesischen Problems, entspricht so sehr dem Standpunkt, den diese Zeitschrift von Anfang an eingenommen hat, daß wir uns begnügen können, dies zu konstatiren und auf unsere früheren Auslassungen zu verweisen. Zwei werthvolle Artikel, die dieses Heft an anderer Stelle bringt, werden dazu beitragen, die Richtigkeit dieser Auffassung der China-Frage noch weiter zu erhärten. Herr Dr. Nieß beurtheilt die Verhältnisse Ostasiens nicht nur als ein Mann, der seit dreizehn Jahren in Japan lebt und das Gegenwärtige aus nächster Nähe angesehen, sondern namentlich auch die rückwärtige Perspektive in's Auge gefaßt hat, da er als Historiker deutscher Schule an die Universität Tokio berufen, auch die Geschichte Ostasiens in ihrer eigenen Sprache und Literatur zu seinem Studium gemacht hat. Der zweite Beitrag aber, das Referat aus der Schrift des Fürsten Uchtomski, wird auch wohl den Verblendeten aufklären über den Punkt, über den man sich in Deutschland noch immer so gern hinwegtäuschen möchte, den fundamentalen Gegensatz, in dem unsere China-Politik sich zu derjenigen Rußlands befindet. Die Art, wie die öffentliche Meinung in Deutschland, seit sie aus der Vormundschaft des Fürsten Bismarck entlassen ist, sich zu den Fragen der äußeren Politik verhalten hat, stellt unserer politischen Reise wahrlich kein günstiges Zeugniß aus. Schon daß die Fabel, Fürst Bismarck habe eine stete Rußen-freundliche, England-feindliche Politik verfolgt, immer wieder erzählt werden darf, oder daß Fürst Hohenlohe die Bismarck'sche Politik, von der Graf Caprivi abgewichen, wieder aufgenommen, zeigt, welche Gedankenlosigkeit die politischen Macher bei der öffentlichen Meinung voraussetzen dürfen. Im spanisch-amerikanischen Kriege enthusiastirte man sich in völlig unsinniger Weise unter Führung der „Hamburger Nachrichten“ für Spanien und beleidigte das amerikanische Volk in dem Augenblick, wo die Engländer klug genug seine Freundschaft wiederzugewinnen wußten. In dem afrikanischen Kriege waren gewiß mit Recht unsere politischen und moralischen Sympathien auf Seiten der Buren, aber man übertrieb diese Empfindung derart, daß man jeden Maßstab richtiger Abschätzung der vorhandenen Kräfte auf beiden Seiten darüber verlor. Jetzt wiederum will man aus blindem Engländer-Haß nicht sehen, was eigentlich hinter der asiatischen

Politik Rußlands steckt. Ich möchte deshalb unsern verehrten Lesern das abgedruckte Referat über Uchtomski noch zu ganz besonders aufmerksamer Lektüre empfehlen.

In der inneren Politik nähern wir uns mit starken Schritten der großen Krisis der Erneuerung der Handelsverträge. Wären diese Handelsverträge nur eine innere Frage, so könnten wir ihnen sehr guten Muthes entgegensehen, und da die öffentliche Meinung sie vorläufig nur unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, so verhält sie sich auch noch sehr lau. Wir haben gelernt, daß die Zollfragen als solche gar nicht von so überwältigender Wichtigkeit sind. Im Mittelpunkt der Diskussion stehen immer die Kornzölle, und als diese 1879 in Deutschland eingeführt und später erhöht wurden, da konnte man noch große Theile des Volkes aufregen mit der Vorstellung, daß diese Zölle Hungerzölle seien, eine Brandschätzung der breiten Massen zum Vortheil der großen Kornproduzenten. Heute verfährt eine solche Lehre nicht mehr. Presse und Volksredner mögen noch so sehr beweisen, wie die Hunderte von Millionen dem Volke aus der Tasche gezogen werden, sie können doch damit weder die Thatfache aus der Welt schaffen, noch das Bewußtsein dieser Erfahrung in den Lesern und Hörern völlig ertöden, daß die letzten 20 Jahre für Deutschland und für die Masse seiner Bevölkerung keineswegs eine Zeit des wirtschaftlichen Drucks und der Entbehrung, sondern eines, wenn auch nicht rapiden, so doch gesunden und fast stetigen Aufstiegens gewesen sind. Das Plus, das die Konsumenten thatsächlich an die Landwirthschaft gezahlt haben, hat sich eben wirtschaftlich durch die Erhaltung der Landwirthschaft im Ganzen und die Vermeidung großer Störungen in den bestehenden Besitzverhältnissen vollaus kompensirt. Die Lehre, daß dem Arbeiter das billige Brod nichts nützt, wenn eine Krisis den ganzen wirtschaftlichen Organismus in Unordnung bringt, hat sich durch die Erfahrung als durchaus richtig bewährt. Selbst die verschiedensten Freihändler verlangen heute kaum noch die sofortige und unbedingte Abschaffung aller Schutzzölle, wie das auf dem jüngsten sozialdemokratischen Kongreß rund ausgesprochen ist. Wenn dem aber so ist, kann es nicht von so ungeheurer Bedeutung sein, ob diese Zölle nun 3,50 M. oder 5 oder auch 6 M. betragen. Die agrarischen Heißsporne verlangen freilich noch mehr, aber man hat die Empfindung, daß das nicht so ernst gemeint ist. Es ist ja immer angenehm, noch mehr verlangt zu haben als man bekommt, damit man sich nicht nachher für befriedigt zu erklären braucht. Die öffentliche Meinung lebt daher des guten Glaubens, daß man sich zuletzt wohl über eine mittlere Linie einigen werde, und daß die Landwirthschaft überhaupt wieder eine Erhöhung der Getreidezölle bekommen, das gönnt ihnen, mit Ausnahme ihrer grundsätzlichen Gegner, ja eigentlich Jedermann. Im Reichstag ist eine sichere Majorität dafür vorhanden — also wozu sich besonders darüber aufregen: ob es nun zuletzt 5 oder 6 M.

sind? Das ist eine Interessenfrage, die die Interessenten-Gruppen unter sich auszukunten mögen.

Ich will noch die Gründe hervorheben, welche auch mich auf das Lebhafteste wünschen lassen, daß die Zölle erhöht werden könnten. Es geht den Landwirthen ja keineswegs schlecht: eine unbedingte wirtschaftliche Nothwendigkeit, die Preise zu heben, wie in den siebziger und achtziger Jahren, liegt nicht mehr vor. Der Schutz, den der Körnerbau heute genießt, ist für seinen nächsten Zweck genügend, d. h. für die Erhaltung der Landwirthschaft. Die Klagen unserer Landwirthe (und es hat ja nie eine Zeit gegeben, wo sie nicht geklagt hätten) sind heute nur in soweit berechtigt, als die Landwirthschaft zwar nicht unrentabel ist, aber doch viel weniger rentabel als alle anderen Wirthschaftsziweige. Die Grundbesitzer gehen zwar nicht absolut zurück, aber doch relativ, im Vergleich zu den anderen Ständen. Industrie und Handel überflügeln die Landwirthschaft in immer steigendem Maße, und das wird mit Recht von den Landwirthen sehr bitter empfunden. Es ist immer hart, und man muß diese Empfindung verstehen und würdigen, wenn ein Stand, wie unsere Mittergutsbesitzer, der ehemals der zweifellos führende war, sich mehr und mehr aus dieser Position verdrängt sieht und auf der sozialen Stufenleiter heruntergleitet. Es kommt hinzu, daß an einem Punkt sich unsere heutige Landwirthschaft wirklich in einer großen wirtschaftlichen Nothlage befindet, das ist die Arbeiterfrage. Wer hier einmal hilft, hilft den Landwirthen mehr als alle Zölle ihnen helfen können. Aber aus unserer heutigen Betrachtung scheidet diese Frage aus. Wir stellen nur fest, daß schon das relative Zurückbleiben der Landwirthschaft gegenüber den anderen Erwerbsständen uns genügen soll, ihr einen höheren Schutz als bisher zu gewähren. Dafür haben wir aber noch einen besonderen Grund. Der Staat muß nothwendig diejenigen Parteien besonders schützen und stützen, die ihm ihrerseits ihre Kräfte in besonderem Maße zur Verfügung stellen. Unsere Agrarier haben die Selbstüberwindung gehabt, für die Flotte zu stimmen. Das war eine politische That und ich spreche es rundweg als Grundsatz aus, daß diese That belohnt werden muß. Ganz richtig hat man gesagt, daß diese Flotte und Weltpolitik im Grunde mit dem agrarischen Staatsideal in innerem Widerspruch steht. Um so größer war das Verdienst, sei es nun der Staatsstreue, sei es der politischen Klugheit, dennoch für die Flotte zu stimmen. Mögen es die sozialdemokratischen Arbeitermassen hören und lernen: die Kornpreise werden erhöht, weil die agrarischen Abgeordneten für die Flotte gestimmt haben; wären eure Abgeordneten so klug gewesen es zu thun, so wäre das nicht geschehen.

Soweit ist alles in schönster Ordnung und wir könnten der Zukunft mit aller Vergnüglichkeit entgegensehen — aber um einen Handelsvertrag zu schließen, dazu gehört auch der Andere. Werden Oesterreich-Ungarn, Rumänien, Rußland auf die erhöhten Getreidezölle eingehen?

Dies ist der Nagel, an dem unsere ganze zukünftige innere Politik hängt. Noch scheint es auch manchen führenden Stellen nicht völlig zum Bewußtsein gekommen zu sein, daß hier eine Kraft in unserer Politik wirksam wird, die nicht von unserem eigenen Willen abhängig ist. Gewiß sind wir in der Lage, uns von dem fremden Willen zu emanzipieren, indem wir uns nämlich ganz auf uns selbst zurückziehen und keine Handelsverträge mehr abschließen. Unsere Agrarier werden nicht anstehen, diesen Schluß zu ziehen — Industrie und Handel aber verwerfen ihn. Der Zentralverband der Industriellen, die große Vereinigung von Arbeitsgebern, die in dem engsten Bündniß von Industrie und Landwirthschaft bisher das Heil gesehen, an deren gutem Willen, selbst mit bedeutenden Opfern dieses Bündniß zu erhalten, schon wegen des Kampfes gegen die Sozialdemokratie, nicht gezweifelt werden kann, dieser große Verband hat bereits erklärt, daß das deutsche Wirthschaftsleben unbedingt der Fortsetzung des Systems der langfristigen Handelsverträge bedürfe. Der Gegensatz kann nicht schärfer sein. Der Fortbestand des Programmes der „Sammlung“ in der inneren deutschen Politik, der Koalition der großen Erwerbszweige ist abhängig — von dem Entschluß des russischen Finanzministers Witte. Man giebt sich der Hoffnung hin, daß Rußland eine mäßige Erhöhung unserer Getreidezölle wohl zugestehen könne, da die Hauptfache für den Importeur doch weniger die Höhe als die Gleichmäßigkeit des Zollsatzes sei. Aber schon diese Ansicht ist sehr problematisch. Nach den alten national-ökonomischen Lehren würde der Zoll von den inländischen Konsumumenten getragen: der Preis der Waare würde einfach um den Zoll erhöht. Heute hat uns Theorie und Erfahrung gelehrt, daß dem nicht so ist; daß wohl zuweilen der ganze Zoll rundweg auf den Preis geschlagen wird, daß aber nicht selten auch der Handel einen Theil davon trägt, und endlich recht häufig nicht der Preis für den Konsumenten erhöht, sondern für den Produzenten erniedrigt wird. Manche Theoretiker sehen diese Wirkung sogar als die allerstärkste an und leiten das niedrige Niveau des Weltmarktpreises für Getreide von den in vielen Ländern eingeführten Schutzzöllen ab. Führt Deutschland, ein Hauptabnehmer des russischen Getreides, höhere Zölle ein, so werden die russischen Staatsmänner besorgen, daß die russische Landwirthschaft dadurch geschädigt werde; deshalb war ja die Herabsetzung unserer Zölle im Jahre 1892 die von uns geordnete und zugestandene Konzeßion. Sollten die russischen Staatsmänner darüber heute anders denken? Vor kurzem hat im Russli Westn. der Nationalökonom J. W. Komar es als die große „Aufgabe“ der russischen Staatsmänner hingestellt, die Getreidepreise zu erhöhen, damit der russische Bauer wirthschaftlich emporkommen könne. „Die glückliche Lösung dieser Aufgabe würde ein nicht von Menschenhand gesetztes Denkmal im Herzen des russischen Volkes sichern.“ Sollte dieses Rußland uns vertragsmäßig eine Erhöhung der Zölle zugestehen? Es ist ja theoretisch nicht ausgeschlossen, daß

die deutsche Politik irgend ein anderes Kompensationsmittel findet, wodurch sie die großen Agrarstaaten für neue Handelsverträge gewinnt; wahrscheinlich aber ist es nicht, und selbst wenn man eine kleine Erhöhung durchsetzt, so hat schon heute die „Deutsche Tageszeitung“ erklärt, „wenn die Regierung denken sollte, die deutsche Landwirtschaft durch die winzige Erhöhung des niedrigen Getreidezolls zu gewinnen, so wird sie bald inne werden, daß ihre Hoffnungen grundlos sind und daß sie einen Kampf im Innern zu führen haben wird, der für ihre Zukunft von den allerbedenklichsten Folgen sein wird.“ Die Erfahrung der letzten 30 Jahre hat gelehrt, daß wir es hier ganz gewiß nicht mit einer leeren Drohung zu thun haben, sondern daß unsere Agrarier den Kampf mit der äußersten Zähigkeit und Erbitterung führen werden.

Eben indem sich die Perspektive dieser Kämpfe vor unsern Augen eröffnet, ist ein neuer Reichskanzler an die Spitze der deutschen Regierung getreten. Die Aufgabe, die Herrn von Bülow gestellt ist, ist wahrlich nicht leicht; wir wollen nicht sagen, sie ist verzweifelt, aber sie erfordert die höchste Kunst der diplomatischen und parlamentarischen Taktik.

Zwei Wege dürften, so ganz im Groben genommen, sich von vornherein bieten.

Von der Vorstellung, daß Deutschland auch ohne Handels-Verträge leben könne, sehen wir ab; das ist in unsern Augen schlechthin unmöglich. Es ist wirtschaftlich unmöglich, da es uns in eine Katastrophe stürzen würde, und es ist politisch unmöglich, da es fast unsere ganze Industrie, mit der die Regierung nothwendig zusammengehen muß, in eine leidenschaftliche Opposition treiben würde. Die Landwirtschaft kann zur Noth auch bei den jetzigen Zöllen bestehen und sich weiter entwickeln. Die Industrie ist, wenn wir die Bahn der Caprivi'schen Handelspolitik verlassen, unterbunden und muß ersticken. Der beste Beweis, daß wir auf dem Wege der jetzigen Entwicklung bleiben müssen, ist das instinktive Verständniß, das sich in unserem Volke plötzlich für die Nothwendigkeit des Flotten-Baues offenbart hat. Deutschland ist ein Glied des großen Weltverkehrs geworden und muß es bleiben. Der Abschluß neuer Verträge muß also ein unbedingt fester Programmpunkt der Regierung sein und es muß ein Weg gefunden werden, dieses Programm mit der gebotenen Rücksicht auf unsere Landwirtschaft zu vereinigen.

Der eine Weg ist, mit den Agrariern zusammen zu gehen, so lange und so weit es irgend möglich ist, und ihnen durch Gesinnungs-Genossen in den leitenden Aemtern Bürgschaft dafür zu geben, daß dies Zusammengehen durchaus ehrlich gemeint ist. Kommt dann wirklich der Moment, wo sich herausstellt, daß die Erfüllung der agrarischen Forderung unmöglich ist, so muß das offen ausgesprochen werden, die Vertreter des Agrariertums müssen in ihren Aemtern bleiben und auf andern Gebieten des

Staatswesens muß nach Kompensationen gesucht werden, um wenigstens den gemäßigten Theil der Agrarier zu befriedigen. Solche Kompensationen giebt es: wir haben in diesen Jahrbüchern schon mehrfach darauf hingewiesen.

Der Nachtheil dieses Vorgehens würde sein, daß die agrarischen Hoffnungen fort und fort genährt, überspannt und endlich doch enttäuscht, einen sehr starken Rückschlag hervorrufen würden. Das Gefühl, verrathen zu sein, würde bei der landwirthschaftlichen Bevölkerung eine gefährliche Stärke gewinnen.

Diese Erwägung könnte daher auf den anderen Weg führen, daß man von vornherein offen erklärt: Die Erhöhung der Getreidezölle ist unmöglich; wir wollen suchen, die Landwirthschaft anderweitig zu entschädigen. Dieser Weg hat den Nachtheil, daß die Unmöglichkeit, Erhöhung der Getreidezölle und Handelsverträge zu vereinigen, noch nicht handgreiflich vorliegt; im Gegentheil, die ganze Diskussion in der Presse ist bisher unter dem Gesichtspunkt geführt worden, daß dies ganz wohl möglich sei und nur von unserem eigenen Willen abhängt. Auch viele gemäßigte Leute würden also der Regierung, wenn sie schon jetzt die Schwenkung macht, widersprechen. Die Lage wird komplizirt dadurch, daß gerade in dem Augenblick, wo der neue Reichskanzler sein Amt angetreten hat, eine schwere Inkorrektheit, der sich der Staatssekretär des Innern, Graf Posadowsky, schuldig gemacht hat, an den Tag gekommen ist. Die Sache ist an sich nicht gerade erheblich und wirkt auf den blanken Ehrenschild des Grafen Posadowsky persönlich auch nicht den allerkleinsten Fleck. Sie ist nur wichtig dadurch, daß sie die Würde der Regierung kompromittirt hat und daß sie nicht Präzedenzfall werden und deshalb nicht ungerügt bleiben darf. Aber den Grafen Posadowsky deshalb zum Rücktritt zu zwingen, scheint nicht nur persönlich sehr hart, sondern hat auch den großen politischen Nachtheil, daß sein Nachfolger sofort mit viel größerer Schärfe als er selbst in den Kampf gezogen werden würde. Will man es versuchen, noch möglichst lange mit den Agrariern zu gehen, so muß der Nachfolger das noch stärker betonen als der Graf Posadowsky selber, der sich bereits auf sein anerkanntes Renommee als Agrarier berufen kann. Will man sich aber schon in nächster Zeit von ihnen trennen, so wird der Uebergang schroffer, wenn er mit einem Personenwechsel verbunden ist. Jede bekommene Regierung in Deutschland und Preußen, wenn sie sich auch auf einen harten Strauß mit den Agrariern vorbereitet, wird doch keinen Augenblick vergessen dürfen, wie werthvoll und verdienstvoll diese Partei für Staat und Volk immer gewesen ist, daß man also den Kampf nicht unnöthig verschärfen, sondern immer suchen muß, mit den gemäßigten Elementen unter unseren Landwirthen möglichste Fühlung zu behalten.

28. 10. 1900.

D.

Die Sage vom Antichrist.

Von

J. Geffken.

Das Kapitel der jüdischen und christlichen Erwartungen vom Ende aller Dinge hat in den letzten Jahren reiche und eingehende Bearbeitung erfahren. Und wie Treitschke mit Recht darauf hinweist, daß eine räthselhafte Gunst des Schicksals, die sich nicht mehr Zufall nennen lasse, den Suchenden zu Hilfe komme, wenn neue Erkenntniffe in der Wissenschaft sich vorbereiten, so ist auch gerade wieder in unseren Tagen die eifrige kritische Arbeit der Theologen belohnt worden durch werthvolle Funde; aus der ehrwürdigen Nacht der Klöster, aus den Gräbern tauchen Apokalypsen auf, und oft weiß sich der Forscher vor dem wachsenden Stoffe kaum zu bergen. In diese diffuse und häufig auch so konfuse Literatur Ordnung hineinzubringen, ist eine unerläßliche Forderung der Wissenschaft. Ihr hat nun Bouisset insofern aufs Glückliche entsprochen, als er einen Theil dieser ganzen Vorstellungswelt, die Sage vom Antichrist, nach ihren Motiven geordnet hat.

Die Arbeit ist höchst verdienstlich, aber wir dürfen nicht verkennen, daß noch ein weiterer Fortschritt möglich ist, daß die historische Ableitung der Einzelmotive, die Darstellung ihrer Entwicklung unternommen werden muß. Ich möchte hier nun einmal versuchen, die Sage in ihren Hauptzügen dem Leser historisch vorzuführen; daraus wird sich dann n. G. in mehr als einem Falle auch die Reihenfolge der einzelnen Momente ergeben.

Als das Griechenthum zum ersten Male auf der langen glänzenden Bahn seiner Kulturentwicklung einen Fehltritt that, als untreu den Prinzipien der großen hellenischen Vergangenheit ein haltloser, zerfahrener Tyrann vermaß, daß die Saat Alexanders des
Preußische Jahrbücher. Bd. CII. Heft 3.

Großen längst in Blüthe stand, und auch der letzte Epigone des Königs sie nur reifen zu lassen brauchte, als Antiochos Epiphanes die Sichel ins Schwert wandelte, da erhob sich das im Kern seines Weisens verletzte Volk Israel und erwehrt sich verzweifelt des wüsten Drängers, der seine Unterthanen hindern wollte, nach ihrer Façon selig zu werden. Die Löwenbrut der Maccabäer schlug dem thörichten Könige Wunde auf Wunde, und wenn der Kampf auch in seinem letzten Ende auf dem Schlachtfelde nicht siegreich durchzuziehen war, gerettet wurde und blieb doch der Preis und das Kleinod, um welche das unfriederliche Volk so leidenschaftlich gestritten: die Religion der Väter. Wie oft hatte das Volk in der furchtbaren Noth der Zeit, da der Tempel des Herrn auf dem großen Brandopferaltar heidnischen Ritus, den „entsetzlichen Greuel“ sah, zu seinem Gott um einen Propheten geschrien! Der 44. Psalm hält dem Herrn vor, wie sein Volk allezeit dem Bunde mit Jahve treu geblieben und wie es nun doch in Schanden lebe: „Erwecke Dich, Herr, warum schläfst Du? Wache auf und verstoße uns nicht so gar“ (24). Und der 74. Psalm klagt: „Unsere Zeichen sehen wir nicht, und kein Prophet predigt mehr, und kein Lehrer lehrt uns mehr“ (9). Derselbe Kummer über den Mangel eines solchen Gottesmannes klingt charakteristisch genug selbst aus der Epopöe des 1. Maccabäerbuches (4,46; 9,27; 14,41) wieder. Ein Prophet freilich ist den Juden bis auf Jesus Christus nicht wieder erschienen, aber nicht ganz unwürdig reihen sich den erhabenen Sängen ihrer klassischen Zeit die Phantasiegebilde dieser Epoche des Leidens und der folgenden Jahre an. Im Flammenbrande der syrischen Verfolgung erhebt sich die religiöse Phantasie noch einmal zu erhabenster Ekstase, zum phantastischen Schauen nimmer Gesehener, unaussprechlicher Dinge. Aus den Schauern dieser Zeit heraus ist das Buch Daniel geschrieben worden, die erste aller unserer Apokalypsen und ihr stets wieder benutztes Vorbild, und im Anschauen der Greuel des Heidenthums in Jerusalem entstand die grandiose Konzeption der Idee vom Antichrist, die Judenthum und Christenthum in gleicher Weise beherrscht hat und die auch heute noch lange nicht erstorben ist.

Mein Mundiger und auch kein pietätvoller Mensch wird der Volksseele vorwizigen Sinnes ihre letzten religiösen Geheimnisse aberaminiren wollen. Wo die tiefsten Wurzeln des Mythos vom nahenden Gottesfeind ruhen, das läßt sich noch nicht mit völliger Bestimmtheit sagen. Aber nicht unwahrscheinlich bleibt es, daß

Antiochos Epiphanes viel dazu gethan hat, um einen vielleicht vorhandenen alten Typus individuell zu beleben. Die Züge, die wir in der späteren Sage vom Antichrist finden, entsprechen dem, was das erste Maccabäerbuch von Antiochos zu sagen weiß. So hatte der Feind nicht nur die Gläubigen verfolgt, sondern auch viele irre gemacht, den Tempel betreten und besudelt, sein Regiment 3½ Jahre lang behauptet. In's Dämonische verzerrt, eine Ehre, die dem unsteten Syrer sicher zuviel that, zeigt sein Bild das Buch Daniel, und dieses Bild des Gottesfeindes mag Generationen auf Generationen so weitergegeben worden sein. Dabei verlor sich denn, wie das stets bei diesen Dingen geht, das Individuelle, bezw. es verdrichtete sich zum Typischen; Antiochos selbst ward beinahe vergessen, bis neue Nöthe neue Phantasien, Vorstellungen von einem neuen Gottesfeind hervorbrachten, dem nun viele Züge des Antiochos verliehen wurden, und der selbst dann wieder neue Charakteristika dem alten Bilde hinzufügte.

Natürlich macht man sich in ruhigeren Zeiten auch eschatologische Gedanken, aber ihnen fehlt stets das Charakterisch Persönliche, das letzte Ziel wird zumeist zeitlich unbestimmt gelassen: so scheiden sich auf diesem Gebiete endgeschichtliche und zeitgeschichtliche Anschauung.

Merkwürdig und rührend ist es nun, wie sich in dem feinem Untergange entgegeneilenden Judenthum der Glaube an die endliche Erhöhung der Gläubigen brünstiger und immer brünstiger gestaltet. Es bleibt das stete Thema der Apokalypsen, daß nach einer äußersten Drangsal und Verwirrung der Messias erscheinen werde, damit dann, wenn der letzte Ansturm der feindlichen Mächte besiegt sei, endgiltig die widergöttliche Welt niedergetreten und Gericht über die Menschen abgehalten werde, dem die Erneuerung Jerusalems und das Reich der Herrlichkeit folgen solle.

Mit Recht konnte der Israelit sich nach dem Befreier von den widergöttlichen Mächten sehnen. Die Römer, die einst als Antiochos' Feinde den Juden willkommene Bundesgenossen gewesen, hatten ihre schwere Hand auf Palästina gelegt. Pompeius' Legionen erstürmten den Tempel; dafür trifft den Römer der heiße Haß des Verfassers der Psalmen Salomos, der sich des endlichen Ausgangs, den der Eroberer nahm, noch freuen durfte, als „die Schlange“ unbestattet auf den Wogen des Meeres zu Grunde ging (II, 29—32). Aber Pompeius hatte die Tempelschätze unberührt gelassen, den Gottesdienst nicht gestört; dem religiösen Fanatismus konnte seine Persönlichkeit, sein Schalten und Walten Nahrung nicht bieten.

Und so blieb es noch eine Zeitlang. Eine jüdische Apokalypse, die bald nach Herodes' Tod geschrieben zu sein scheint, die sogenannte „Entrückung Moses“ erinnert sich zwar, indem sie eine neue böse Zeit verheißt, der Epoche des Antiochos, aber ihr fehlt jeder Zug nationaler Leidenschaft. Nicht anders war es zu Lebzeiten Christi. Hestig blieb ja der Unmuth gegen die Römer und eschatologische Erwartungen werden auch Christus in den Mund gelegt (Matth. 24; Mark. 13,5 ff.; Luk. 21,8 ff.), aber wenn er hier von vielen, die als falsche Propheten das Volk irren werden und von den Schrecken der letzten Tage redet, so verbindet sich doch damit nicht die mystische Idee von der entsetzlichen Gestalt eines alle Bosheit der Welt in sich vereinigenden Dämons. Dazu, um diesen Schatten wieder zu beschwören, ihm grauenhafte Leibhaftigkeit zu geben, bedurfte es wieder eines realen Anstoßes von außen.

Und der kam, kam vom römischen Imperium. Einst hatten die Hellenen Empörung oder Spott gezeigt über das Ansinnen des großen Alexander, ihn göttlich zu verehren, jetzt nach den Greueln der Bürgerkriege war das Bedürfniß nach Ruhe viel zu dringend geworden, als daß man nicht in dem Kaiserreiche, das der Friede war, die Erfüllung des Sehnsens von Millionen erkannt hätte. Die dankbare Provinz Asien nennt im Jahre 9 v. Chr. Augustus den Heiland der Welt, ein Terminus, den dann die christliche Schriftstellerei nach Paulus in polemischer Absicht auf den wahren Heiland aller Welt anwandte. Der Kaiserkultus beginnt. Was aber der Grieche, des langen Dienstes gewohnt, sich ruhig gefallen ließ, griff dem Juden ans Leben. Welcher Jammer ward in Israel, als nun vollends Kaiser Gaius im Jahre 39 im Tempel zu Jerusalem, der kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß Gottes duldete, die eigene Statue aufstellen lassen wollte. Laute Verzweiflung herrschte, und endlich stand der Herrscher von seinem Vorhaben ab. Aber was er hatte wagen wollen, blieb ihm nicht vergessen, und noch können wir einen Nachhall dieser Empfindung in den dunkeln Worten des 2. Thessalonicherbriefes spüren, wo es heißt (2, 3 ff.): „denn es muß durchaus der Abfall zuerst kommen und der Mensch der Sünde geoffenbart werden, der Sohn des Verderbens, der Widersacher, der sich erhebt über Alles, was Gott heißt und Heiligthum, sodaß er sich in den Tempel Gottes setzt, sich selbst als Gott ausstellend.“

Der israelitische Fanatismus war aufs Neue gereizt; die Zeit unter Claudius zeigt uns die Juden schon im Zustande latenten

Aufftandes, jede Kleinigkeit, jeder Schein nur von heidnischer Pietätslosigkeit entfachte einen Sturm der Entrüstung und rief Gewaltthaten der Rache hervor. Unter Nero begann der entsetzliche Kampf, der mit Jerusalem's Falle endete, ein Unglück, das einem jüdischen Apokalyptiker der Zeit in direktem Widerspruche zur göttlichen Weltregierung zu stehen schien. Wieder steigen die alten Vorstellungen, die alten Bilder in der Seele des gemarterten Volkes auf, und die Schreckensgestalt Nero's giebt ihnen fürchterliche Plastik. Erschauend vernahm es ja der Orbis terrarum, daß der Sängerkaiser und wahnsinnige Kunstdilettant Hand an seine Mutter gelegt hatte, in der Hauptstadt las man an den Mauern die beißendsten Graffiti auf den Mann, der einem Asknaon und Drest an die Seite getreten sei. Und als er endlich seinen Lohn erhalten, glaubte man nicht an seinen Tod, sondern erwartete, daß er einst aus dem Osten, von den Lande der Parther wiederkehren werde. Wie der Wütherich sich der Phantasie der Juden darstellte, lehrt uns nun das 13. Kapitel der Offenbarung Johannis. Denn es ist ein werthvolles Ergebnis neuerer theologischer Forschung, daß wir dies merkwürdige Buch nicht mehr als eine christliche Schrift auffassen dürfen, sondern als eine Bearbeitung einer jüdischen Apokalypse oder, wie man auch gesagt hat, jüdischer „Fragmente“. Diejem Seher ist Rom das große Babel, er sieht die sündige Stadt schon gefallen und unter gigantischen Thiererscheinungen stellt sich ihm das Bild des Imperiums, die Gestalt des Antichrist dar. Es ist im Augenblick noch nicht recht möglich, Jüdisches und Christliches hier ganz rein zu unterscheiden, und auch sonst bleiben noch viele Räthsel, aber soviel sehen wir doch, daß die alte Tradition vom Antichrist, die wir oben postulirt haben, hier neu lebendig wird. Dem ersten Thiere wird Vollmacht gegeben, es zu treiben 42 Monate (= 3½ Jahre) lang. Es besiegt die Heiligen, bezwingt alle Länder. Die Todeswunde, die es empfangen, wird geheilt, d. h. Nero kehrt zurück. Die Bewohner der Erde müssen ein Bild von ihm machen, wer es nicht anbetet, wird getödtet. Damit hat der Apokalyptiker das Wesen des Imperiums deutlich gekennzeichnet, seinem Haß gegen die Forderungen, die nach der Menschen Sakung sind und nicht von Gott, leidenschaftlichen Ausdruck gegeben.

Noch deutlicher als die Apokalypse des Johannes, über deren jüdische Grundchrift wohl noch nicht das letzte Wort gesprochen worden ist, redet ein anderes Dokument, das 5. Buch der sogenannten sibyllinischen Orakel. Diese Sibyllen bilden ein

Konglomerat aus verschiedenen Zeiten; vom 2. Jahrhundert vor Christo an bis ins 4. Jahrhundert nach Christo haben hier Juden und Christen sowohl im Anschluß an heidnische Orakel, wie auch auf einander Bezug nehmend, die Heidenwelt unter der Maske griechischer Sibyllen bekämpft, ihre Laster gerügt, Bestrafung verkündigt, dem Volke Gottes Trost zu bringen versucht. Es ist oft eine klägliche Schriftstellerei, mit der wir es hier zu thun haben, aber wer ohne Vorurtheil sich mit diesen Dingen beschäftigt, findet doch Interessantes genug oder begegnet sogar unter Schatten und Irrlichtern einmal einer wirklichen Persönlichkeit. Und eine solche Individualität ist der Dichter des 5. Buches. Er hat viel erlebt; seine Augen haben den Sturz der „großen“ Stadt und des Tempels mitangesehen, heißes Rachegefühl gegen die Männer des sündigen Rom = Babylon erfüllt ihn, gleich der Offenbarung Johannis (8, 10) sieht er einen alles verbrennenden Stern fallen, schon naht der Messias vom Himmel, um die heilige Stadt und den Tempel wieder aufzubauen. Wie sieht nun dieser leidenschaftliche Mann Nero an? Mehrfach redet er von ihm, er berichtet Wahres aus seinem Leben, aber auch ganz verzerrte Züge hat er in das Bild eingetragen; Leid, Haß, Hoffnung entflammen ihn zu wildester Phantasmagorie. Aus Babylon (d. h. Rom) wird der gräßliche, schonungslose Herrscher flüchten, viele hat er getödtet, seine Hände an der Mutter Leib gelegt, dann kommt er zu den Medern und Persern, die er immer so liebte. Er nahm den gottgebauten Tempel und verbrannte Alles. Als er erschien, da erbebt in ihren Grundfesten die ganze Schöpfung (B. 143 ff.). Dann läßt ihn der Dichter auch nach dem Isthmus von Corinth, dessen Durchstechung der einstige Imperator versucht hatte, kommen, hoch in den Lüften zeigt sich hier der gespenstische Cäsar allem Volke. Die ganze Erde wird ihm unterthan, klüger ist er denn alle Menschen. Die Stadt aber, um deretwillen er einst gefallen war, Rom, die wird er gänzlich vertilgen, nur wer ihm sich beugt, den hebt er hoch und richtet ihn auf. Aber nun kommt auch die Rache; in dem Lande, das einst den letzten Kampf um Republik und Monarchie sah, in Macedonien, wird noch einmal ein Entscheidungskampf, zwischen den Guten und den Bösen zum Austrag gebracht; in Bächen fließt das Blut, da läßt der Höchste das Volk des Westens gewinnen, der böse König verspielt, Eishauch strömt über die Erde, Feuer fällt vom Himmel, Blut, Wasser, Blitze, Finsterniß stürzen herab, Alles verdirbt, und dann tritt der Friede ein, übrig

bleibt nur das weise Volk, das soviel geprüfte Israel. — Diese grandiose Prophezeiung zeigt uns keinen irdischen Kaiser, keinen Nero mehr, der Antichrist, der Typus des Bösen ist da, und nur wenige Züge lassen uns noch den so wohlbekanntem wild brutalen Römerkopf erkennen.

Mit der politischen Existenz der Juden schwand dahin ihre erhabene Fähigkeit, das, was der Seele in den Schauern religiösen Empfindens naht, in Formen und Gestalten zu bannen. Religiöse Poesie von wirklicher Bedeutung hat, mit Ausnahme der Klagen um Jerusalems Fall, die Folgezeit bei den Israeliten nicht mehr erzeugt. Das Erbe der Juden treten die Christen an. Ihre apokalyptische Literatur steht nun ganz unter dem Einflusse der jüdischen. Auch ihnen ist dementsprechend Nero der Antichrist. Das sogenannte Martyrium des Jesajas, eine jüdische Apokalypse, jedoch bearbeitet von christlicher Hand, giebt dem Verfall die Züge des Imperators (IV 2): „Und wenn die Zeit erfüllet wird, steigt herab der Engel Verfall, ein großer König dieser Welt, die er beherrscht, seitdem er lebt, und steigt herab aus seinem Firmamente in des Menschen Gestalt, eines Königs der Ungerechtigkeit, eines Muttermörders.“ — Aber mehr als Schwert und Feuer des weltlichen Verfolgers fürchtet der Christ die Saat der Irrlehre, die ein Betrüger Nachts unter den Weizen des Herrn säen könnte. Wie bei Matthäus die Erwartung des Endes unmittelbar mit dem Auftreten von falschen Propheten verknüpft ist, so nennt in Verbindung mit diesen der 1. Johannesbrief (4, 3) den Antichrist und sieht ihn schon lebhaftig in der Welt. Ganz ähnlich spricht sich die berühmte sogenannte Apostellehre, die Didache, aus; nach den Pseudopropheten läßt sie den einen Sohn der Ungerechtigkeit im eigentlichen Sinne auftreten (16): „Wenn die Ungerechtigkeit sich mehret, werden sie einander hassen und verfolgen und sich verraten und dann wird erscheinen der Weltbetrüger gleichwie der Sohn Gottes und wird Zeichen und Wunder thun und die Erde wird übergeben werden in seine Hände und thun wird er Ungeheuliches, was niemals geschehen seit aller Ewigkeit. Dann wird die Schöpfung der Menschen in die Feuerprobe eingehen, und viele werden ein Aergerniß nehmen und zu Grunde gehen, die aber unter ihnen ausharren im Glauben, werden gerettet werden vor diesem Werk des Fluches. Und dann werden die Zeichen der Wahrheit erscheinen. Zuerst das Zeichen der [Hände]ausbreitung am Himmel, dann das Zeichen des Rosamentons, endlich zum dritten die Auferstehung

der Todten.“ Und ein solcher Irrlehrer war ja wirklich erschienen. Unter Nero's Regiment hatte nach der christlichen Sage der dämonische Wunderthäter Simon Magus in Rom seinen Zauber-
spuk getrieben. Diese eigenthümliche Erscheinung, die wir in ihrem historischen Kerne noch zu wenig kennen, hat die Gemüther der ersten Christengemeinden wie die Phantasie der ganzen Folgezeit aufs tiefste erregt und beschäftigt. Die älteste christliche Sibylle, die wir besitzen, dichtet von dem Antichrist mit unverkennbarem Hinweis auf den samaritanischen Wunderthäter (III, 63 ff.): „Aus dem Lande der Sebasteiner (d. h. Samaria, Simon's Heimath) wird dann nahen Beliar, die Höhe der Berge wird er bewegen, das Meer im Laufe halten, hemmen die flammende große Sonne und den glänzenden Mond, die Todten erwecken und viele Wunderzeichen thun unter den Menschen. Aber zum wirklichen Ende wird er's nicht führen, sondern Alles ist Blendwerk, blenden wird er viele Menschen, die Gläubigen und Auserwählten und die böien Hebräer und andere Menschen dazu, die noch Gottes Wort nicht gehört haben. Aber wenn sich dann des großen Gottes Drohungen erfüllen, und die Kraft der Flamme brausend auf die Erde herniederkommt, dann wird sie Beliar verbrennen und die übermüthigen Menschen alle, die ihm geglaubt haben.“ Im weiteren Verlaufe seiner Darstellung prophezeit dann der Sibyllist die Herrschaft eines Weibes, einer Wittwe, die alles Gold und Silber der Erde ins Meer schleudert; unter diesem Bilde mag er dunkel auf Rom, die schonungslose Herrin der Welt, hindeuten. Danach erfolgt der Einsturz des Himmels, die Schöpfung schmilzt wie im Brenntiegel, und das Gericht Gottes, der große eine Aeon beginnt. — Hier also haben wir den Prototyp der ganzen späteren christlichen Sage, die den Antichrist in Judäa als den Pseudomesias der Juden auftreten läßt. — Simon Magus und Nero waren Zeitgenossen. Da nun die jüdische Apokalypsik in Nero den Antichrist erkannte, und diese Literatur völlig von den Christen übernommen wurde, so sah man sich gewissermaßen in einer Art von Dilemma, wer denn nun der eigentliche Antichrist sei. Die religiöse Phantasie findet da einen außerordentlich natürlichen Ausweg; man läßt den Einen den Vorläufer des Anderen sein, Nero's Regiment bereitet das Auftreten des großen Irrlehrers vor, der die Welt von Christus abtrümmig machen soll.

Diese Vorstellung nun liegt m. E. auch den dunklen Worten des 2. Thessalonicherbriefes, den wir oben schon erwähnten,

zu Grunde. Der Autor hat von dem Menschen der Sünde gesprochen, der im Tempel Gottes seinen Sitz nimmt und fährt dann fort (2, 6): Und nun wisset ihr doch, was den Moment seiner Offenbarung noch zurückhält. Denn das Geheimniß des Frevels ist schon im Werke; nur muß der zuvor aus dem Wege geschafft werden, welcher es bis jetzt noch zurückhält; dann wird der Freveler offenbar werden, den der Herr Jesus hinwegraffen wird mit dem Hauche seines Mundes, den er vernichten wird mit den Strahlen seiner Erscheinung, dessen ganzes Auftreten nichts ist, als wie es der Satan vermag, lauter Macht, Zeichen und Wunder der Lüge, lauter Trug der Ungerechtigkeit für die Verlorenen, darum daß sie die Liebe der Wahrheit nicht angenommen haben zu ihrer Rettung . . . Man hat zumeist nach dem Vorgange der Kirchenväter geglaubt, daß der die Entwicklung der Dinge noch zurückhaltende, der „Katechon“, wie ihn der Brief nennt, das Römerreich bedeute. Warum die Kirchenväter so interpretirten, werden wir noch sehen; entsprechend aber dem späteren Sagenbilde mit seiner Theilung zwischen Nero und dem eigentlichen Antichrist möchte ich hier mit einer gewissen Modifikation in dem, „der zuvor aus dem Wege geschafft werden muß“, Nero, und im eigentlichen Antichrist, dem großen Betrüger, eine Widerspiegelung Simons des Zauberers erkennen. Ähnliches ist übrigens schon früher gelegentlich vermuthet worden. — In der gewaltigen Dichtung der Apokalypse des Johannes, die von kundiger Seite als eine Kriegserklärung des jungen Christenthums gegen Roms Cäsarenkult bezeichnet worden ist, wird ebenfalls die Zweitheilung der beiden apokalyptischen Gestalten aufrecht erhalten. Aber unmöglich ist es hier, alle einzelnen Züge verfolgen und deuten zu wollen; die grandiose Phantasie dieses Propheten hat bisher die Interpretation noch keineswegs zu einer einwandsfreien gedeihen lassen. Aber wenn das Thier vom Meere, dessen Todeswunde geheilt wird, wie eben bemerkt, sicher das Imperium und Nero ist, so erinnern auch die Zeichen und Wunder des Thieres vom Lande an den Zauberer Simon von Samaria. — Die Theilung der beiden Gestalten ist nun eine vollendete Thatsache. Sie beherrscht einen großen Theil der Ueberlieferung, wenn auch natürlich diese nicht ganz. Denn in diesem verworrensten aller Literaturfelder bietet das Stromgebiet der Vorstellungen ein ganz eigenthümliches Bild. Bald hält sich eine Idee ganz für sich und bleibt ungetheilt bis zuletzt in ihrem Laufe, bald mündet sie auch in einen größeren Komplex ein, um danach

zutreten. So taucht auch die Vorstellung von Nero als dem alleinigen Antichrist, wenn auch sehr schwach vertreten, doch gelegentlich wieder auf, obwohl sie schon lange ihr Wesen an eine andere Idee abgegeben zu haben scheint. Das Ende des 2. Jahrhunderts fand die Christen unter schwerem Drucke, in Schrift und freiem Wort flammte der Enthusiasmus dem Philosophenkaiser M. Aurel gegenüber auf. Aus dieser Zeit stammt die sogenannte 8. Sibylle. Ein rasender Römerhaß entflammt sie, auf jeder Seite schüttet sie ihre Invektiven gegen die gottverhasste Macht aus. Voll Hohn schildert sie, wie der sparsame Imperator ängstlich alles Geld und Gut aufbewahrt, in banger Erwartung vor dem aus Asien herannahenden Feinde. (V. 68 ff.) Er kommt, von den Enden der Welt, der flammende muttermörderische Drache; der Dämon verwüstet alle Welt, unzählige Völker, auch die Hebräer vertilgt er, das alte Rom fällt. Aber Elias erscheint prophezeiend, wirkt Wunder, und da überlegt sich Nero, was er thun soll. Er beruft den Senat hier bricht unsere Stelle ab.

Benutzt und wohl auch fortgesetzt hat diese Vision ein römischer Poetaster, Commodian, der unter der schwersten Verfolgung, die die Christen betroffen, unter der des Decius gelebt hat. Die Stärke und Heiligkeit der Tradition zeigt sich nun durch nichts mehr, als wenn ein Zeuge solcher Greuel, dem das Rachegefühl die schreibende Feder beschwingt, doch fast ausschließlich sich in den alten Vorstellungskreisen bewegt. Commodian schildert uns in seinem „Apologetischen Gedicht“ (V. 855 ff.) im Anschluß an ein dunkles Kapitel der Johannes-Apokalypse, wie der Besieger Roms, Nero, gegen Elias einschreitet, der zur Strafe das Volk mit Plagen getroffen. Der Prophet wird getötet, dazu viele Gläubigen, aber nach drei Tagen erweckt sie Gott wieder. Nun werden die Christen aus Rom vertrieben, der Dichter, selbst Augenzeuge solcher Greuel, vermag den Jammer dieser Szenen nicht mehr auszusprechen. Dies Schreckensregiment dauert dreieinhalb Jahr, dann aber folgt die Rache, es naht der wirkliche Antichrist, der dem römischen Reiche ein Ende macht, das durch böse Tribute alle Menschen drangsalirte. Der Sieger erscheint auch in Judäa und thut viele Zeichen, um die Menschen zu verführen, aber zuletzt kommen sie doch hinter seine Schliche. Sie schreien zu Gott, und endlich greift der Herr ein. Er entläßt — ein altjüdisches Motiv — die zehn Stämme aus der Gefangenenschaft, die dort ein Leben nach dem Gesetze geführt haben, alles beugt

sich vor ihnen, da Gott mit ihnen ist, der Antichrist wird vernichtet, das Gericht beginnt. Die Sonne verbirgt ihren Schein, ein Feuerstrom wüthet, die Sterne fallen vom Himmel, alles verbrennt, in Staub zerfliegen der Städte Mauern, endlich erscheint die Herrlichkeit des Herrn, und die Erde wird wieder erneut.

An diesem Nero haftet nun schon kein Stäubchen historischer Erinnerung mehr, er ist sogar kaum mehr Typus, sondern unter seinem Bilde begreift man Decius selbst. Noch einen Schritt weiter ist eine andere Apokalypse eben aus dieser Zeit gegangen, indem sie fast geradezu, nur mit abichtlich verstelltem, aber sehr durchsichtigem Namen Decius den Vorläufer des Antichristen nennt, einen gottlosen Menschen, goldgierig, einen Mörder und Verfolger der Gläubigen.

Mit tiefem Mißtrauen betrachtete die römische Regierung diesen aufgeregten und aufregenden Ekkultismus. Nicht nur der felsenfeste stille Glaube der Märtyrer, den der Zahn der Bestien in der Arena zerriß, war ihr gefährlich, sondern in weit höherem Grade der von Mund zu Mund sich fortraumende, unter Angst und Zittern als Geheimlehre weitergegebene Glaube an das bald eintretende Ende aller Dinge, also auch des Römerreiches. Aus dem zweiten Jahrhundert wissen wir, daß man die Lektüre solcher Schriften bei Todesstrafe verbot. Dagegen verantworten sich nun die Christen. Sie, die sich bewußt waren, allen Gesetzen und Anforderungen des Staates, soweit es irgend ging, zu genügen, wollten sich nicht den Vorwurf machen lassen, schlechte Patrioten zu sein, um den Untergang des Römerreiches zu flehen. Mit Nachdruck haben sie, Tertullian voran, indem sie vielleicht eine ältere zeitgeschichtliche Deutung des „Matachon“ auf Nero weiter überlieferten und endgeschichtlich verallgemeinerten, darauf hingewiesen, daß allein ja das Römerreich den endlichen Zusammenbruch der Welt noch hinhalte, eine Interpretation, die unzählige Male wiederholt auch heute noch besteht, wenn auch meines Erachtens in dieser Form nicht ganz zu Recht. — Die Christen befanden sich sowohl im Recht wie im Unrecht; thatsächlich ängstigten sie sich selbst doch auch in natürlichstem Gefühle vor dem Antichrist und erhofften sein Kommen nicht, dazu hatte die Sage vom wiederkehrenden Nero und dem dann in Judäa einziehenden Antichrist ja gar nichts Verhängliches und bot einem gerechten Untersuchungsrichter keine Handhabe, andererseits aber brach in den Zeiten der Verfolgung der alte

Wahn, nun seien die Zeiten erfüllt, doch immer wieder siegreich hervor, und man hoffte dann ernstlich auf den Einsturz des Reiches, das „durch böse Tribute alle Menschen drangsalirte.“

Aber die Zeiten ändern sich, die Verfolgungen hören auf, das Christenthum siegt auf der ganzen Linie. Vom Christen wird nun nicht mehr verlangt, daß er patriotischer Bürger sei, sondern vom patriotischen Bürger, daß er Christ sei. Da darf nun nicht mehr das christliche Rom, die Stadt der Märtyrer, unter dem Ansturm des Antichristen zusammenbrechen, man findet mit der Zeit einen anderen Modus, das Ende weniger grell zu gestalten: nun legt der letzte römische Kaiser demüthig selbst die Krone auf den Stamm des echten Kreuzes nieder, und erst dann kommt mit dem Ende der Tage der Antichrist. Diese Anschauung hat, besonders in Byzanz, bewahrt, lange Jahrhunderte hindurch gedauert.

Schier unzählig ist bei der Stärke der Haupttradition die Menge der Nebenzüge. Sie sind jetzt, wie oben bemerkt, zum größten Theile gesammelt und bedürfen nur noch strengerer historischer Entwicklung. Anstatt auch nur die namhaftesten Züge dieser Tradition, soweit sie wenigstens bisher noch nicht aufgeführt worden sind, hier kenntlich zu machen, will ich lieber aus einer Apokalypse, die erst im Jahre 1899 bekannt geworden ist, aus der koptischen sogen. Elias-Apokalypse, einige Mittheilungen als Zusammenfassung vieler Züge machen. Es handelt sich dabei um ein zwar wesentlich christliches, aber doch nicht ohne jüdische Vorbilder gearbeitetes Dokument. „Im vierten Jahre jenes Königs,“ heißt es, „wird sich der Sohn der Geisteslosigkeit offenbaren, indem er spricht: Ich bin der Gesalbte Es wird nun aber wiederum der Sohn der Sünde seine Hand ausstrecken, um an den heiligen Stätten zu stehen, er wird zur Sonne sagen: Falle, und sie wird fallen, er wird sagen: Leuchte, und sie wird es — — er wird zum Monde sagen: Werde blutig! und er wird es, er wird mit ihnen vom Himmel weggehen, er wird gehen auf dem Meere und den Flüssen wie auf dem Trockenen, er wird die Lahmen gehen lassen, er wird die Tauben hören lassen, er wird die Stummen reden lassen, er wird die Blinden sehen lassen, die Aussätzigen wird er reinigen und die Kranken wird er heilen, die von Geistern beissen sind, denen wird er sie hinaustreiben — — er wird die Werke thun, die der Gesalbte gethan hat, bis auf Todtenerwecken allein. Dadurch werdet ihr ihn erkennen, daß er der Sohn der Geisteslosigkeit ist, weil er keine Macht über die Seele hat. Seine

Zeichen nämlich will ich euch sagen, damit ihr ihn erkennt: Er ist wenig . . . jung, dünnbeinig, indem vorn auf seinem Kopfe eine Stelle von weißem Haar ist . . . seine Augenbrauen reichen bis zu seinen Ohren, während Musfaßgrind vorn auf seinen Händen ist. Er wird sich verwandeln vor denen, die ihm zusehen; er wird ein Kind werden und er wird ein Greis werden, er wird sich verwandeln in allen Zeichen, aber die Zeichen seines Kopfes werden sich nicht verwandeln können. Daran werdet ihr ihn erkennen, daß er der Sohn der Gesetzlosigkeit ist. Es wird nun hören die Jungfrau, deren Name Tabitha ist, daß der Unverschämte sich an den heiligen Stätten gezeigt hat, und sie wird sich hüllen in ihr Byßusgewand und ihn verfolgen bis hinauf nach Judäa — —“ Diese Jungfrau läßt nun der Apokalyptiker unter Schelten mit dem Antichrist kämpfen, aber er überwindet sie nicht, dafür aber foltert er die Heiligen und Priester des Landes, viele fliehen vor ihm, die der Herr dann bis zum letzten Tage einschlafen läßt; des Vohnes freilich derer, die ausharreten, sind sie quitt. Sechzig Gerechte eilen aber nun nach Jerusalem und kämpfen mit dem Unverschämten, die Strafbefehle, die er gegen sie erläßt, machen ihm die Herzen seiner Unterthanen abtrünnig, und nun kommen die Engel des Gesalbten vom Himmel als Hilfe. Es beginnen die letzten Wehen: „Die Vögel werden todt auf die Erde fallen, die Erde wird trocken werden, die Gewässer des Meeres werden trocken werden, die Sünder werden Zentner ausstoßen auf der Erde, indem sie sprechen: Was hast Du uns gethan, Sohn der Gesetzlosigkeit, indem Du spracheist: ich bin der Gesalbte, obwohl Du der Teufel bist? . . .“ Nachdem nun Gott gerichtet, „kommen herab Elias und Henoch und legen ab das Fleisch der Welt und nehmen ihr geistiges Fleisch und verfolgen den Sohn der Ungerechtigkeit und tödten ihn, ohne daß er reden kann. In jenem Tage wird er aufgelöst werden vor ihnen gleichwie Eis, das aufgelöst wurde durch Feuer, er wird vernichtet werden wie ein Drache, in dem kein Athem ist, man wird zu ihm sprechen: Deine Zeit ist Dir herbeigeführt worden, jetzt nun wirst Du vernichtet werden mit denen, die an Dich glauben, man wird sie werfen in die Tiefe des Abgrundes . . .“ Danach erfolgt dann die Erneuerung der Welt.

Das ist die Sage vom Antichrist im Alterthum. Das Mittelalter hat eigentlich neue Züge nicht hinzuzufügen gewußt, denn selbst die innige Verbindung des Mythos vom Antichrist oder „Entchrist“, wie der Deutsche sagte, mit unserer Kaisersage wurzelt

in byzantinischer Tradition. Aber auch die anderen Völker nehmen an dieser Prophetie theil, die Franzosen träumen von einem einit erscheinenden Weltbeherrscher ihrer Nation, der italienische Klerus sieht das Ende der Dinge im „Engelpapst“ nahen. Fast das ganze Mittelalter ist erfüllt von diesen Phantasien; jeder Wechsel der Zeiten bringt wieder neue Hoffnungen auf das Emporkommen des eigenen Volkes durch einen Herrscher, der aller Sehnsucht Stillung schaffen soll, und ebenso oft erzittert die Welt in Furcht vor dem nahenden Ende, dem kommenden Sohne der Ungerechtigkeit. Immer wieder erkennt man die Vorzeichen seiner Parusie; Seuchen, Hungersnöthe, Kriege lehren die Welt: so kann es nicht lange bleiben, bald ist das Ende da. Der schwermüthige, grübelnde Kleriker in dumpfer Klausur deutet die allgemeine Sündhaftigkeit als Zeichen des Weltendes, und besonders wird das Jahr 1000 n. Chr. mit entsetzlicher Furcht erwartet. Immer wieder neue angstvolle Berechnungen sagten die dies irae, dies illa auf einen bestimmten Termin voraus. Bald naht der Antichrist mit Mohammed und den Sarazenen, bald erkennen ihn Ghibellinen und Minoriten im Papst, bald ist Friedrich I. des Dämons Vorläufer, bald Friedrich II. der Sohn der Ungerechtigkeit selbst, bald spielen die Türken und danach zur Abwechslung im Lager der Protestanten wieder einmal der Papst diese Rolle. Es geht dem Manne, der die Menschheit liebt, nicht in dem unklaren Liberalismus zielloser Humanitätsschwelgerei, sondern in dem Bedürfniß, mit vergangenen und versunkenen Generationen sich zu freuen und zu leiden, d. h. zu leben. nahe, Aeonen auf Aeonen unter solcher Pein sich abängstigen zu sehen. Aber was reden wir wie von vergangenen, von versunkenen Zeiten? Wie vielen unserer Vorgäter war gleichwie den Christen Nero, so Napoleon, der letztgeborene Sohn Romas, die Inkarnation des Antichrists? Und ist etwa die Deutung der Offenbarungs Johannis auf unsere Zeit ein bei Allen überwundener Standpunkt? Hat nicht noch Hengstenberg, der früh fertige, damit also jedes Geheimnisses kundige Orthodoxe, die Zeiten Gogs und Magogs in der Demagogie erkannt? Mit Recht lachen wir über derartige Auswüchse, aber die Gemüthsrichtung, der solche Anschauungen entquellen, darf mit nichts lächerlich heißen. Denn was der selbst zufriedene Rationalist kurz und oberflächlich Aberglauben nennt, das müssen wir Historiker anders deuten. Eine ungeheure Tradition, die durch mannigfache Zwischenglieder die Menschheit verbindet mit den Zeiten, da Israel vor dem Tyrerkönig in den Seelen

des Landes sich barg, da der Christ auf des Kaisers Befehl vor dem Prokonsul sich ob seines Glaubens verantwortete, eine solche Tradition läßt sich nicht einfach abschütteln. Und das wollen ja auch heute noch Unzählige nicht, denn noch giebt es unter den Christen viele, die, der Wiederkunft des Herrn gewärtig, empfinden, wie ich es bei einem Theologen unserer Zeit ausgedrückt fand: „Wenn wir aber auch, den biblischen Verheißungen gemäß, nicht ohne Grund hoffen mögen, es stehe sogar hinieden dem Volke Gottes am Ende der Geschichte eine Sabbatruhe bevor . . . so dürfen wir doch niemals vergessen, daß gerade diese von den heiligen Sehern geschaut, gesegnete Zeit den unmittelbaren Uebergang bildet zum allentscheidenden Ende, dessen erste Vorläufer, die antichristlichen Mächte, gleich einem unterirdischen Feuer, in der Tiefe der erschütterten Gegenwart immer gewaltiger tobend sich bewegen.“ So eigenartig uns diese, so phantastisch uns die Erwartungen früherer Zeiten berühren mögen, wir dürfen nicht vergessen, daß es der Ausdruck ist hochheiligen Empfindens, die Inkarnation der Bitte: Erlöse uns von dem Uebel; es ist ein Laut von der Menschheit ganzem Jammer, der zu uns dringt aus dem Singen und Sagen vom Antichrist.

Konglomerat aus verschiedenen Zeiten; vom 2. Jahrhundert vor Christo an bis ins 4. Jahrhundert nach Christo haben hier Juden und Christen sowohl im Anschluß an heidnische Orakel, wie auch auf einander Bezug nehmend, die Heidenwelt unter der Maske griechischer Sibyllen bekämpft, ihre Laster gerügt, Bestrafung verkündigt, dem Volke Gottes Trost zu bringen versucht. Es ist oft eine klägliche Schriftstellerei, mit der wir es hier zu thun haben, aber wer ohne Vorurtheil sich mit diesen Dingen beschäftigt, findet doch Interessantes genug oder begegnet sogar unter Schatten und Irrlichtern einmal einer wirklichen Persönlichkeit. Und eine solche Individualität ist der Dichter des 5. Buches. Er hat viel erlebt; seine Augen haben den Sturz der „großen“ Stadt und des Tempels mitangesehen, heißes Rachegefühl gegen die Männer des sündigen Rom = Babylon erfüllt ihn, gleich der Offenbarung Johannis (8, 10) sieht er einen alles verbrennenden Stern fallen, schon naht der Messias vom Himmel, um die heilige Stadt und den Tempel wieder aufzubauen. Wie sieht nun dieser leidenschaftliche Mann Nero an? Mehrfach redet er von ihm, er berichtet Wahres aus seinem Leben, aber auch ganz verzerrte Züge hat er in das Bild eingetragen; Leid, Haß, Hoffnung entflammen ihn zu wildester Phantasmagorie. Aus Babylon (d. h. Rom) wird der gräßliche, schonungslose Herrscher flüchten, viele hat er getödtet, seine Hände an der Mutter Leib gelegt, dann kommt er zu den Medern und Persern, die er immer so liebte. Er nahm den gottgebauten Tempel und verbrannte Alles. Als er erschien, da erbebt in ihren Grundfesten die ganze Schöpfung (V. 143 ff.). Dann läßt ihn der Dichter auch nach dem Nithmus von Corinth, dessen Durchstechung der einstige Imperator versucht hatte, kommen, hoch in den Lüften zeigt sich hier der gespenstliche Cäsar allem Volke. Die ganze Erde wird ihm unterthan, klüger ist er denn alle Menschen. Die Stadt aber, um deren willen er einst gefallen war, Rom, die wird er gänzlich vertilgen, nur wer ihm sich beugt, den hebt er hoch und richtet ihn auf. Aber nun kommt auch die Rache; in dem Lande, das einst den letzten Kampf um Republik und Monarchie sah, in Macedonien, wird noch einmal ein Entscheidungskampf, zwischen den Guten und den Bösen zum Austrag gebracht; in Bächen fließt das Blut, da läßt der Höchste das Volk des Westens gewinnen, der böse König verspielt, Eishauch strömt über die Erde, Feuer fällt vom Himmel, Blut, Wasser, Blitze, Finsterniß stürzen herab, Alles verdirbt, und dann tritt der Friede ein, übrig

bleibt nur das weiße Volk, das soviel geprüfte Israel. — Diese grandiose Prophezeiung zeigt uns keinen irdischen Kaiser, keinen Nero mehr, der Antichrist, der Typus des Bösen ist da, und nur wenige Züge lassen uns noch den so wohlbekannten wild brutalen Römerkopf erkennen.

Mit der politischen Existenz der Juden schwand dahin ihre erhabene Fähigkeit, das, was der Seele in den Schauern religiösen Empfindens naht, in Formen und Gestalten zu bannen. Religiöse Poesie von wirklicher Bedeutung hat, mit Ausnahme der Klagen um Jerusalems Fall, die Folgezeit bei den Israeliten nicht mehr erzeugt. Das Erbe der Juden treten die Christen an. Ihre apokalyptische Literatur steht nun ganz unter dem Einflusse der jüdischen. Auch ihnen ist dementsprechend Nero der Antichrist. Das sogenannte Martyrium des Jesaias, eine jüdische Apokalypse, jedoch bearbeitet von christlicher Hand, giebt dem Verial die Züge des Imperators (IV 2): „Und wenn die Zeit erfüllet wird, steigt herab der Engel Verial, ein großer König dieser Welt, die er beherrscht, seitdem er lebt, und steigt herab aus seinem Firmamente in des Menschen Gestalt, eines Königs der Ungerechtigkeit, eines Muttermörders.“ — Aber mehr als Schwert und Feuer des weltlichen Verfolgers fürchtet der Christ die Saat der Irrlehre, die ein Betrüger Nachts unter den Weizen des Herrn säen könnte. Wie bei Matthäus die Erwartung des Endes unmittelbar mit dem Auftreten von falschen Propheten verknüpft ist, so nennt in Verbindung mit diesen der 1. Johannesbrief (4, 3) den Antichrist und sieht ihn schon lebhaftig in der Welt. Ganz ähnlich spricht sich die berühmte sogenannte Apostellehre, die Didache, aus; nach den Pseudopropheten läßt sie den einen Sohn der Ungerechtigkeit im eigentlichen Sinne auftreten (16): „Wenn die Ungerechtigkeit sich mehrt, werden sie einander hassen und verfolgen und sich verraten und dann wird erscheinen der Weltbetrüger gleichwie der Sohn Gottes und wird Zeichen und Wunder thun und die Erde wird übergeben werden in seine Hände und thun wird er Ungesetzliches, was niemals geschehen seit aller Ewigkeit. Dann wird die Schöpfung der Menschen in die Feuerprobe eingehen, und viele werden ein Aergerniß nehmen und zu Grunde gehen, die aber unter ihnen ausharren im Glauben, werden gerettet werden vor diesem Werk des Fluches. Und dann werden die Zeichen der Wahrheit erscheinen. Zuerst das Zeichen der [Hände]ausbreitung am Himmel, dann das Zeichen des Posaumentons, endlich zum dritten die Auferstehung

der Todten.“ Und ein solcher Irrlehrer war ja wirklich erschienen. Unter Nero's Regiment hatte nach der christlichen Sage der dämonische Wunderthäter Simon Magus in Rom seinen Zauber-
spuk getrieben. Diese eigenthümliche Erscheinung, die wir in ihrem historischen Kerne noch zu wenig kennen, hat die Gemüther der ersten Christengemeinden wie die Phantasie der ganzen Folgezeit aufs tiefste erregt und beschäftigt. Die älteste christliche Sibylle, die wir besitzen, dichtet von dem Antichrist mit unverkennbarem Hinweis auf den samaritanischen Wunderthäter (III, 63 ff.): „Aus dem Lande der Sebasteiner (d. h. Samaria, Simon's Heimath) wird dann nahen Beliar, die Höhe der Berge wird er bewegen, das Meer im Laufe halten, hemmen die flammende große Sonne und den glänzenden Mond, die Todten erwecken und viele Wunderzeichen thun unter den Menschen. Aber zum wirklichen Ende wird er's nicht führen, sondern Alles ist Blendwerk, blenden wird er viele Menschen, die Gläubigen und Auserwählten und die bösen Hebräer und andere Menschen dazu, die noch Gottes Wort nicht gehört haben. Aber wenn sich dann des großen Gottes Drohungen erfüllen, und die Kraft der Flamme brausend auf die Erde herniederkommt, dann wird sie Beliar verbrennen und die übermüthigen Menschen alle, die ihm geglaubt haben.“ Im weiteren Verlaufe seiner Darstellung prophezeit dann der Sibyllist die Herrschaft eines Weibes, einer Wittve, die alles Gold und Silber der Erde ins Meer schleudert; unter diesem Bilde mag er dunkel auf Rom, die schonungslose Herrin der Welt, hindeuten. Danach erfolgt der Einsturz des Himmels, die Schöpfung schmilzt wie im Brenntiegel, und das Gericht Gottes, der große eine Aeon beginnt. — Hier also haben wir den Prototyp der ganzen späteren christlichen Sage, die den Antichrist in Judäa als den Pseudomeffias der Juden auftreten läßt. — Simon Magus und Nero waren Zeitgenossen. Da nun die jüdische Apokalypstik in Nero den Antichrist erkannte, und diese Literatur völlig von den Christen übernommen wurde, so sah man sich gewissermaßen in einer Art von Dilemma, wer denn nun der eigentliche Antichrist sei. Die religiöse Phantasie findet da einen außerordentlich natürlichen Ausweg; man läßt den Einen den Vorläufer des Anderen sein, Nero's Regiment bereitet das Auftreten des großen Irrlehrers vor, der die Welt von Christus abtrünnig machen soll.

Diese Vorstellung nun liegt m. E. auch den dunklen Worten des 2. Thessalonicherbriefes, den wir oben schon erwähnten,

zu Grunde. Der Autor hat von dem Menschen der Sünde gesprochen, der im Tempel Gottes seinen Sitz nimmt und fährt dann fort (2, 6): Und nun wisset ihr doch, was den Moment seiner Offenbarung noch zurückhält. Denn das Geheimniß des Frevlers ist schon im Werke; nur muß der zuvor aus dem Wege geschafft werden, welcher es bis jetzt noch zurückhält; dann wird der Frevler offenbar werden, den der Herr Jesus hinwegraffen wird mit dem Hauche seines Mundes, den er vernichten wird mit den Strahlen seiner Erscheinung, dessen ganzes Auftreten nichts ist, als wie es der Satan vermag, lauter Macht, Zeichen und Wunder der Lüge, lauter Trug der Ungerechtigkeit für die Verlorenen, darum daß sie die Liebe der Wahrheit nicht angenommen haben zu ihrer Rettung. . . Man hat zumeist nach dem Vorgange der Kirchenväter geglaubt, daß der die Entwicklung der Dinge noch zurückhaltende, der „Katechon“, wie ihn der Brief nennt, das Römerreich bedeute. Warum die Kirchenväter so interpretirten, werden wir noch sehen; entsprechend aber dem späteren Sagenbilde mit seiner Theilung zwischen Nero und dem eigentlichen Antichrist möchte ich hier mit einer gewissen Modifikation in dem, „der zuvor aus dem Wege geschafft werden muß“, Nero, und im eigentlichen Antichrist, dem großen Betrüger, eine Widerspiegelung Simons des Zauberers erkennen. Ähnliches ist übrigens schon früher gelegentlich vermuthet worden. — In der gewaltigen Dichtung der Apokalypse des Johannes, die von kundiger Seite als eine Kriegserklärung des jungen Christenthums gegen Roms Cäsarenkult bezeichnet worden ist, wird ebenfalls die Zweitheilung der beiden apokalyptischen Gestalten aufrecht erhalten. Aber unmöglich ist es hier, alle einzelnen Züge verfolgen und deuten zu wollen; die grandiose Phantasie dieses Propheten hat bisher die Interpretation noch keineswegs zu einer einwandfreien gedeihen lassen. Aber wenn das Thier vom Meere, dessen Todeswunde geheilt wird, wie eben bemerkt, sicher das Imperium und Nero ist, so erinnern auch die Zeichen und Wunder des Thieres vom Lande an den Zauberer Simon von Samaria. — Die Theilung der beiden Gestalten ist nun eine vollendete Thatsache. Sie beherrscht einen großen Theil der Ueberslieferung, wenn auch natürlich diese nicht ganz. Denn in diesem verworrensten aller Literaturfelder bietet das Stromgebiet der Vorstellungen ein ganz eigenthümliches Bild. Bald hält sich eine Idee ganz für sich und bleibt ungetheilt bis zuletzt in ihrem Laufe, bald mündet sie auch in einen größeren Komplex ein, um danach wieder aus-

in byzantinischer Tradition. Aber auch die anderen Völker nehmen an dieser Prophetie theil, die Franzosen träumen von einem einst erscheinenden Weltbeherrscher ihrer Nation, der italienische Clerus sieht das Ende der Dinge im „Engelpapst“ nahen. Fast das ganze Mittelalter ist erfüllt von diesen Phantasien; jeder Wechsel der Zeiten bringt wieder neue Hoffnungen auf das Emporkommen des eigenen Volkes durch einen Herrscher, der aller Sehnsucht Stillung schaffen soll, und ebenso oft erzittert die Welt in Furcht vor dem nahenden Ende, dem kommenden Sohne der Ungerechtigkeit. Immer wieder erkennt man die Vorzeichen seiner Parusie; Seuchen, Hungersnöthe, Kriege lehren die Welt: so kann es nicht lange bleiben, bald ist das Ende da. Der schwermüthige, grübelnde Cleriker in dumpfer Klausur deutet die allgemeine Sündhaftigkeit als Zeichen des Weltendes, und besonders wird das Jahr 1000 n. Chr. mit entsetzlicher Furcht erwartet. Immer wieder neue angstvolle Berechnungen sagten die dies irae, dies illa auf einen bestimmten Termin voraus. Bald naht der Antichrist mit Mohammed und den Sarazenen, bald erkennen ihn Ghibellinen und Minoriten im Papst, bald ist Friedrich I. des Dämons Vorläufer, bald Friedrich II. der Sohn der Ungerechtigkeit selbst, bald spielen die Türken und danach zur Abwechslung im Lager der Protestanten wieder einmal der Papst diese Rolle. Es geht dem Manne, der die Menschheit liebt, nicht in dem unklaren Liberalismus zielloser Humanitätsschwelgerei, sondern in dem Bedürfniß, mit vergangenen und versunkenen Generationen sich zu freuen und zu leiden, d. h. zu leben, nahe, Aeonen auf Aeonen unter solcher Pein sich abängstigen zu sehen. Aber was reden wir wie von vergangenen, von versunkenen Zeiten? Wie vielen unserer Vorgäter war gleichwie den Christen Nero, so Napoleon, der lektgeborene Sohn Romas, die Inkarnation des Antichrists? Und ist etwa die Deutung der Offenbarung Johannis auf unsere Zeit ein bei Allen überwundener Standpunkt? Hat nicht noch Hengstenberg, der früh fertige, damit also jedes Geheimnisses kundige Orthodoxe, die Zeiten Gogs und Magogs in der Demagogie erkannt? Mit Recht lachen wir über derartige Auswüchse, aber die Gemüthsrichtung, der solche Anschauungen entquellen, darf mit nichts lächerlich heißen. Denn was der selbstzufriedene Nationalist kurz und oberflächlich Aberglauben nennt, das müssen wir Historiker anders deuten. Eine ungeheure Tradition, die durch mannigfache Zwischenglieder die Menschheit verbindet mit den Zeiten, da Israel vor dem Syrenkönig in den Höhlen

des Landes sich barg, da der Christ auf des Kaisers Befehl vor dem Profosul sich ob seines Glaubens verantwortete, eine solche Tradition läßt sich nicht einfach abschütteln. Und das wollen ja auch heute noch Unzählige nicht, denn noch giebt es unter den Christen viele, die, der Wiederkunft des Herrn gewärtig, empfinden, wie ich es bei einem Theologen unserer Zeit ausgedrückt fand: „Wenn wir aber auch, den biblischen Verheißungen gemäß, nicht ohne Grund hoffen mögen, es stehe sogar hinieden dem Volke Gottes am Ende der Geschichte eine Sabbatruhe bevor . . . so dürfen wir doch niemals vergessen, daß gerade diese von den heiligen Schern geschaute, gesegnete Zeit den unmittelbaren Uebergang bildet zum allentscheidenden Ende, dessen erste Vorläufer, die antichristlichen Mächte, gleich einem unterirdischen Feuer, in der Tiefe der erschütterten Gegenwart immer gewaltiger tobend sich bewegen.“ So eigenartig uns diese, so phantastisch uns die Erwartungen früherer Zeiten berühren mögen, wir dürfen nicht vergessen, daß es der Ausdruck ist hochheiligen Empfindens, die Inkarnation der Bitte: Erlöse uns von dem Uebel; es ist ein Laut von der Menschheit ganzem Jammer, der zu uns dringt aus dem Singen und Sagen vom Antichrist.

Nietzsche und Schiller.

Von

Paul Geher.

Nietzsche hat 1874 in einer besonderen Schrift: „Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben“ und später in einer ganzen Reihe von Aphorismen auf die Gefahren hingewiesen, die den Fortschritten der menschlichen Kultur aus dem geschichtlichen Wissen, unserer „epigonenhaften, grauhaarigen“ Gelehrsamkeit erwachsen:

Je mehr Wissensstoff die Seele in sich aufnimmt, desto unfähiger wird sie, ihn zu verarbeiten, sich über die empfangenen Eindrücke zu erheben, Eigenes, Neues zu schaffen. Die Rezeption hindert die Produktion, zerstört die Instinkte des Individuums, führt sowohl zur Selbstironie als auch zur cynischen Geringschätzung neuer Größen. „Die Geschichte wird nur von starken Persönlichkeiten ertragen, die schwachen löscht sie vollends aus.“ Da nun anderseits der Nutzen des überlieferten Wissens — mag es sich nun um die monumentale (d. h. die vorbildliche), die antiquarische oder die kritische Seite der Geschichte handeln — keineswegs verkannt werden darf, so bleiben zwei Möglichkeiten übrig, die Historie für das Leben fruchtbar zu machen: Der Mensch muß unter Umständen unhistorisch oder — noch besser — er muß überhistorisch sein, d. h. er muß die Kraft besitzen, Alles, was er nicht zu eigenem Fleisch und Blut umzuwandeln vermag, zu vergessen, oder er muß durch die Kenntniß des Werdenen und Gewordenen hindurch zu der Erkenntniß des Seienden und Ewigen vordringen. —

Als sich Nietzsche im Jahre 1874 in diesem Sinne äußerte, verstand er unter dem Seienden und Ewigen noch Kunst und

Religion. Nicht lange darauf, und Kunst und Religion sind ihm gleich der Historie nur noch Vorstufe und Schwungbrett für die Originalleistungen des Genies: „Man muß Religion und Kunst wie Mutter und Amme geliebt haben, — sonst kann man nicht weise werden. Aber man muß über sie hinaussehen, ihnen entwachsen können; bleibt man in ihrem Banne, so versteht man sie nicht. Ebenso muß dir die Historie vertraut sein und das vorsichtige Spiel mit den Waagschalen: einerseits — anderseits.“ Menschliches, Allzumenschliches, I. Band, Nr. 292.

Neu sind diese Warnungen vor der „historischen Krankheit“, wie sich Nietzsche mit gewohnter Prägnanz ausdrückt, keineswegs. Wir lesen in Goethe's Faust: „Es erben sich Gesetz' und Rechte wie eine ew'ge Krankheit fort. — — Vernunft wird Unfinn, Wohlthat Plage; weh' dir, daß du ein Enkel bist!“ Ja, ich finde, daß schon Montaigne in seinem Essai „Ueber Kindererziehung“ Gedanken entwickelt hat, die Nietzsche's Ausführungen sehr nahe kommen. Montaigne beruft sich auf ein Wort des Cicero — de nat. deor. I. 5 —: obest plerumque iis, qui discere volunt, auctoritas eorum, qui docent. Weiterhin heißt es in jenem Essai: „Es ist ein Zeichen von mangelhafter und schlechter Verdauung, wenn man das Fleisch so wieder von sich giebt, wie man es verschluckt hat; der Magen hat seinen Dienst nicht verrichtet, wenn er das, was ihm zu verarbeiten gegeben wurde, nicht umgebildet und anders gestaltet hat.“ — — „Unsere Nüchternheit und Freiheit ist erloschen: man kommt nie in eigene Vormundschaft (Seneca, Epist. 33).“ — — „Der Schüler soll sich mit der Geistesart der Meister durchtränken, nicht ihre Lehrsätze auswendig lernen; meinetwegen vergesse er dreist, woher er sie hat, nur verstehe er es, sie sich zu eigen zu machen.“*)

Kein Zweifel: Nietzsche hat ganz recht daran gethan, die Deutschen wieder einmal vor jenem unfruchtbaren Buchwissen, jener gelehrten Hartleibigkeit zu warnen, die sich von der hochmüthigen Verstocktheit bezopfter Mandarinen nicht eben sehr unterscheidet. Im Uebrigen hat er die Farben, wie das seine Art ist, recht stark aufgetragen. Genau genommen, wird die Historie für die allermeisten Menschen überhaupt nicht gefährlich, sondern höchstens für den eben charakterisirten „Bildungsphilister“ —

*) Ich zitiere nach der trefflichen Uebersetzung des Montaigne, die Emil Kühn, der bekannte Verfasser der „Briefe aus Elsaß-Lothringen“, soeben bei Feitz & Mündel in Straßburg erscheinen läßt.

Nietzsche'sche Neuprägung für den fattsam bekannten Typus des *Famulus Wagner* — und zweitens für den genialen Neuerer.

Jener bleibt ewig der Sklave des überlieferten Wissens, dieser macht es sich völlig zu eigen, muß es aber wieder loswerden, wenn er neuen Gedanken freien Spielraum verschaffen, wenn er sich selbst und die Mitwelt von dem Drucke veralteter Traditionen erlösen will. Aber zwischen diesen beiden Extremen giebt es eine breite mittlere Schicht, die große Menge der empfänglichen Köpfe, die eben darum, weil sie die großen Geister der Vergangenheit kennen, auch das neu erscheinende Genie nach Verdienst zu würdigen vermögen. Und muß denn immer mit dem Alten *tabula rasa* gemacht, müssen denn immer alle Werthe umgewerthet werden? Angenommen, die Grundgedanken einer Wissenschaft, einer Kunst-richtung, einer Weltanschauung sind richtig, so ist das bloße Talent im Stande, auf dieser Grundlage, mit den Hilfsmitteln des vorhandenen Wissens, wenn auch langsam, so doch sicher weiter zu bauen. Die Philologen, die mit Benutzung aller kritisch-exegetischen Vorarbeiten das Verständniß eines Autors erleichtern und vertiefen, die Philosophen, welche die Lücken, die sich in dem System ihres Meisters etwa finden, ausfüllen, — ja der Fall ist denkbar, daß der geübte Dialektiker durch nüchterne Berechnung dazu gelangt, diese oder jene Lücke zwischen den Systemen auszufüllen, d. h. ein neues System aufzustellen, gleichwie der Astronom die Existenz eines Sternes aus dem Vorhandensein der übrigen erschließt: alle diese Männer fördern die menschliche Erkenntniß, und zwar ohne die Brücken zwischen sich und der Vergangenheit abzubrechen. Wer aber zunächst an sich selber denkt, vor Allem darauf bedacht ist, sich selbst zur denkenden und schaffenden Persönlichkeit zu entwickeln, der ist durch die bisher herrschenden philosophischen oder religiösen Menschheitsideale wahrlich nicht daran gehindert worden. Daß die Welt in sittlicher Hinsicht so langsam fortschreitet, das liegt viel weniger an der Beschaffenheit und Begründung dieser Ideale als an der Schwäche des menschlichen Willens. „Jeder hat angeborenes Talent, aber nur Wenigen ist der Grad von Zähigkeit, Ausdauer, Energie angeboren und anerzogen, sodaß er wirklich ein Talent wird, also wird, was er ist, das heißt: es in Werken und Handlungen entladet.“ *N.*, *Allzum.*, I. Band, Nr. 263. Daß aber die „Historie“ dem Talente nicht schadet, sondern daß sie gradezu den Nährboden für das Talent bildet, das hat Lessing am Ende der *Dramaturgie* mit aller Deutlichkeit ausgesprochen:

„Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik (der Historie!) etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken; und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt“. — Wer sich erkühnt, die Vergangenheit mit Füßen zu treten, niederzureißen, was Generationen von denkenden und fühlenden Menschen, unter denen doch auch schon manches Genie gewesen ist, erbaut haben, der mag wohl zusehen, daß er nicht „die goldenen Himmelsfrüchte“ der Erkenntniß — um mit Goethe's Iphigenie zu reden — unreif bricht und „ungeduldig sie ertroßend saure Speiße sich zum Tod genießt“! Nietzsche hat diese Gefahr sehr wohl erkannt, denn — merkwürdig — wenn er auch mit den Waagschalen: einerseits — anderseits — mit genialer Willkür hantirt, so zeigt er doch überall eine staunen-erregende Kenntniß des pro und contra an und für sich. Er schreibt nämlich — a. a. O. Nr. 165 —: „Grade die originellen, aus sich schöpfenden Geister unter den Künstlern (das gilt ohne Zweifel für jede Art von Originalität) können unter Umständen das ganz Leere und Schale hervorbringen, während die abhängigeren Naturen, die sogenannten Talente, voller Erinnerungen an alles mögliche Gute stecken und auch im Zustand der Schwäche etwas Leidliches produziren. Sind die Originellen aber von sich selber verlassen, so giebt die Erinnerung ihnen keine Hilfe; sie werden leer“.

Nun wohl, ich behaupte mit jener Offenheit, die man grade von Nietzsche lernen kann: Nietzsche's Originalität ist nicht selten Leere, und sein Reichthum ist selten ganz originell. Wohl verstanden: der Gedankenstoff an sich ist meist nicht originell. Er stammt von der „Historie“ her, von der vielseitigen Belesenheit und Gelehrsamkeit des weiland klassischen Philologen. Mehr oder weniger originell ist die außerordentlich prägnante und anziehende Form, die jenen Gedanken gegeben wird, und zweitens die Richtung, die sie erhalten. „Er versteht seine Dinge im Schauladen gut zu ordnen und aufzustellen“, rühmt Nietzsche von Lessing. Er selbst hat das wohl noch besser verstanden als Lessing, und wie dieser wird er von der Nachwelt, meine ich, hauptsächlich seines stilistischen und dialektischen Talentes wegen geschätzt und gelesen werden. Nietzsche selbst freilich ist nur zu leicht geneigt, Gedanken, die er, wie es scheint, ganz unbewußt reproduziert hat, für Originalideen anzusehen, und die große Gefolgschaft, die er zur Zeit noch besitzt, thut vermuthlich dasselbe. Wenn er aber seine Leser fragt: „Was ich finde, was ich suche — —, stand das je in einem Buche?“

so wird ihm schwerlich aus dem Munde der besonnenen Kritik das erwartete runde Nein entgegenschallen. Was er suchte, die ungeschminkte Wahrheit, das haben schon Andere vor ihm gesucht und wohl auch auf dem gleichen Wege, dem der unerforschenden, rücksichtslosen Skepsis: die Montaigne, La Rochefoucauld, Voltaire, Stendhal, von Protagoras und seinen Gesinnungsgenossen ganz zu schweigen. Und was hat er denn schließlich gefunden? Das Schreckgespenst von der ewigen Wiederkehr des Gleichen, das Ideal des Raubthiermenschen, der „blonden Bestie“, des Cesare Borgia, den ungeheuren Sumpf, in dem er die Begriffe Tugend, Geschmack, Vaterlandsliebe, Religion, die Achtung vor Luther und Bismarck, vor unsern Klassikern — allenfalls Goethe ausgenommen — erstift hat. Nietzsche hat indes die „altmodischen“ Ideale und ihre genialsten Vertreter nicht etwa kritisch überwunden, sondern sie mit bewußter Hinwegsetzung über Gerechtigkeit und Objektivität*) einfach — todtgeschlagen. Zum Beweise genügt es, die Art zu beleuchten, wie er gegen Schiller vorgeht.

Der arme Schiller! Es ist nahezu Dogma geworden, daß er ein formgewandter Dichter, aber ein philosophischer Dilettant sei. In diesem Punkte stimmt Nietzsche mit Eugen Dühring überein, den er im Uebrigen nicht gerade günstig zensirt hat. Er erklärt irgendwo, früher hätten sich die Jünglinge für Schiller interessiert, jetzt nur noch die Knaben. Aber ich meine, grade die ethisch-ästhetischen Abhandlungen Schiller's sind auch heute noch werth, von Männern gelesen zu werden, und die höheren Schulen haben die Aufgabe, darauf hinzuwirken.**)

Doch zur Sache! Nietzsche behauptet a. a. O. Nr. 176: „Die Sentenzen Schiller's (welchen fast immer falsche oder unbedeutende Einfälle zu Grunde liegen) sind eben Theatersentenzen und wirken als solche sehr stark: während die Sentenzen Shakespeare's seinem Vorbilde Montaigne Ehre machen und ganz ernsthafte Gedanken in geschliffener Form enthalten u. s. w.“ Wie nun, wenn sich diese

*) In den „Schriften und Entwürfen“, Naumannsche Ausg. Bd. X S. 250, wird an der Historie getadelt: „Sie erweckt den Anschein der Gerechtigkeit: die sogenannte Objektivität.“ — Von der Nothwendigkeit der Ungerechtigkeit spricht Nietzsche in der Vorrede zum I. Bande von *W.*, *Uzum.*, Kap. 6. — Im II. Bande Nr. 378 liest man: „Was ist Genie? — Ein hohes Ziel und die Mittel dazu wollen.“ Diese Mittel sind, wie gesagt, dialektischer Werd und Todtschlag!

**) Ausdrücklich habe ich diesen Standpunkt begründet in meinem Aufsatz: „Schiller in der heutigen Schule“. Archiv für das Studium der neueren Spr. u. Lit. Band CIII, Heft 3, 4.

Schillerschen Theaterfentzenzen auch bei Nietzsche nachweisen ließen? Wo bliebe dann die Berechtigung, gar so wegwerfend von Schiller zu reden? Man urtheile selbst. A. a. D. Nr. 210 heißt es bei Nietzsche: „Wenn man etwas ist, so braucht man eigentlich nichts zu machen — und thut doch sehr viel. Es giebt über dem „produktiven“ Menschen noch eine höhere Gattung.“ — Kurz und bündig, in „geschliffener Form“ lautet dieser Gedanke: „Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind.“ Schiller, *Notivtafeln: Unterschied d. Stände.*

Nietzsche, a. a. D. Nr. 543: „Wenn Einer viel und klug denkt, so bekommt nicht nur sein Gesicht, sondern auch sein Körper ein kluges Aussehen.“ — In geschliffener Form: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut.“ Schiller, *Wall. Tod III, 13.* Ausführlich behandelt in „*Amuth und Würde.*“

Ueber die guten Seiten des Krieges äußert sich Nietzsche a. a. D. Nr. 444 und Nr. 477 ganz ähnlich wie Schiller in der „*Braut v. Meß.*“ Nietzsche: „Der Mensch kommt kräftiger zum Guten und Bösen aus ihm heraus.“ — Schiller: „Doch der Krieg läßt die Kraft erscheinen u. s. w.“

Nietzsche, a. a. D. Vorrede, Kap. 3: „Die große Loslösung kommt für solchermaßen Gebundene plötzlich wie ein Erdstoß: die junge Seele wird mit einem Male erschüttert, losgerissen, herausgerissen, — sie selbst versteht nicht, was sich begiebt.“ — Schiller, „*Ueber das Erhabene*“: „Nicht allmählich (denn es giebt von der Abhängigkeit keinen Uebergang zur Freiheit), sondern plötzlich und durch eine Erschütterung reißt es den selbständigen Geist aus dem Netze los u. s. w.“ — Nietzsche versteht unter dem Losreißen allerdings die Befreiung des Individuums von den veralteten Idealen (Pflicht, Tugend u. s. w.), Schiller grade umgekehrt die Befreiung von den Fesseln der Sinnlichkeit, der Vorgang selbst aber wird genau in der gleichen Weise aufgefaßt.

Endlich liest man irgendwo bei Nietzsche — ich bedaure, die Stelle nicht genauer bezeichnen zu können — etwa Folgendes: Nach dem Genuße von musikalischen Kunstwerken ist der Geist frisch und klar; Probleme, mit denen er sich vorher vergeblich beschäftigt hat, überschaut er jetzt mit einem Blicke. (Sieht es Jemand, der das schon bemerkt hat? — In der That: Schiller hat in den ästhetischen Briefen*) und anderwärts sehr eingehend entwickelt,

*) Vergl. meinen Kommentar zu den philosophischen Schriften Schiller's, Weidmann, Berlin 1898, II. Theil, S. 11 ff., wo von der, je nach dem, anspannenden oder abspannenden Wirkung des Schönen die Rede ist.

daß das Schöne — nicht bloß die schöne Musik — seiner psychologischen Natur zufolge alle Kräfte der menschlichen Seele gleichmäßig in Bewegung setze.

Das sind Parallelstellen, die sich Jedem, der mit Schiller einigermaßen vertraut ist und Nietzsche's Aphorismen durchblättert, ganz von selbst aufdrängen. Sie ließen sich wahrscheinlich vermehren, wenn man sämtliche Schriften Nietzsche's darauf hin durchmustern wollte. Nietzsche steht eben, wie alle Sterblichen, unter dem Banne der Historie — auch Schiller's —, und es ist nicht das Schlechteste, was er ihr verdankt. Niemand kann aus seiner Haut fahren, und selbst der genialste Epigone bleibt Epigone.

Es giebt eine ewige Wiederkehr des Gleichen! Es sind immer wieder die alten, längst abgeteufelten Gedankenschächte, durch die der grübelnde Verstand zu dem Golde der Erkenntniß vorzudringen sucht. Die Biologen sagen, die auf dem Standpunkte der Urzelle verharrenden einfachsten Lebewesen, etwa die Glockenthierchen oder die Sonnenthierchen, seien unsterblich, wenigstens insofern, als sie nicht von selbst sterben, sich nicht zu Tode leben könnten, wie die höheren Organismen, sondern ohne äußere Einwirkung ewig fort-dauern würden. Ähnlich jenen einzelligen Wesen scheinen gewisse Grundvorstellungen — auf dem so spröden aber gleichwohl so oft durchfurchten Felde des spekulativen Denkens — ein unsterbliches Dasein zu besitzen.*) Welche ethische oder religiöse Idee der Gegenwart wäre zu nennen, die nicht schon früher einmal in heidnischen oder christlichen Köpfen, wenn auch mehr oder weniger unter der Schwelle des Bewußtseins, im embryonalen Zustande, existirt hätte? Aber freilich, wie die Natur verschwenderisch Keime und Samenkörner hervorbringt, während nur ein verhältnismäßig ganz geringer Bruchtheil Blüthe und Frucht trägt, so gelangen auch auf dem Boden der geistigen Zeugung jene Ansätze nur unter besonders günstigen Umständen — in den Köpfen großer Denker — zur vollen Entwicklung und Reife. Der Umstand, daß die großen philosophischen Systeme in der Regel sofort eine Gemeinde begeisterter Anhänger um sich geschaart haben, erklärt sich daraus, daß die Grundgedanken jener Systeme, wenn auch nur potentiell,

*) Die Analogie geht noch weiter: Gleichwie die vielzelligen Organismen, die sich aus der Keimzelle entfalten, desto mehr an Dauerhaftigkeit und Lebenskraft einbüßen, je weiter sie sich von der Stufe jener Urzelle entfernen, ebenso nimmt die Kraft, d. h. die Ueberzeugungskraft philosophischer Theorien ab, je genauer und feiner sie nach allen Richtungen hin entwickelt werden. Kein Wunder — sie bieten mehr Angriffspunkte!

bereits in Tausenden von Geistern gelebt haben. Du begreifst den Geist und nur den Geist, dem Du — gleichst! Die großen Philosophen haben das unbestreitbare Verdienst, diesen oder jenen ethischen, ästhetischen, metaphysischen Grundgedanken bis in seine feinsten Verzweigungen und seine letzten Folgeerscheinungen entwickelt zu haben; aber der Gedanke selbst, mochte er nun aus idealistischer oder materialistischer, aus optimistischer oder pessimistischer Lebensanschauung entsprossen sein, war längst vorhanden. Daß sich aus Ja und Nein ein neues Ja bildet, in dem jener Gegensatz ausgeglichen ist, oder, anders ausgedrückt, daß sich aus These und Antithese eine Synthese ergibt, die ihrerseits wieder als These eine neue Antithese hervorruft, und so weiter — wie Viele mögen das schon vor Hegel erkannt haben; hat doch die Dreizahl die Menschen von je her gelockt, mit ihr zu experimentiren! Aber diesen Gedanken zum Demiurgos zu machen, Gott und die Welt als Ergebnis eines in jenen drei Stufen verlaufenden dialektischen Prozesses zu erklären, das war Hegel vorbehalten: eine erhabene That, gleichviel, ob sie bloß den Werth eines Versuches hat oder nicht. Ungedeutet, antizipirt finde ich die dialektische Methode Hegel's schon bei Schiller! Vgl. Br. 18 der Briefe über die ästhetische Erziehung (S. 13 meines Kommentars). Der nämliche Schiller hatte schon vor der Bekanntschaft mit der Kant'schen Philosophie — in den „Künstlern“ und früher — Kantischen Ideen Ausdruck gegeben, ein interessanter Beleg für die Richtigkeit seiner Worte: „daß sich die philosophirende Vernunft weniger Entdeckungen rühmen kann, die der Sinn nicht schon dunkel geahnt und die Poesie nicht schon geoffenbart hätte.“ Vgl. „Anmuth und Würde“.

Auch der Grundgedanke der Nietzsche'schen Ethik war Schiller nicht fremd! Aber freilich, ihn zum Grundstein seiner Ethik zu machen: das hat er ausdrücklich, mit vollem Bewußtsein abgelehnt!

Nietzsche's Ethik ist gar keine Ethik in dem üblichen Sinne, sondern! eher Aesthetik, und zwar eine gänzlich subjektive Aesthetik, insofern als sie von einem allgemein gültigen Vorstellungsinhalt vollständig absieht. Schiller hat bekanntlich das schlechterdings höchste Ideal der sittlichen Entwicklung in der Ausbildung der „schönen Seele“ erblickt. Die schöne Seele ist eine Seele, in der die Sinnlichkeit und die Vernunft harmoniren. Diese Vernunft ist aber nicht bloß meine Vernunft, d. h. das, was der Einzelne für erlaubt oder nicht erlaubt ansieht — hier gähnt der Abgrund zwischen

Schillerscher und Nietzschescher Ethik — sondern gleichzeitig die allgemein menschliche Vernunft, die Summe der durch die bisherige Kulturentwicklung gewonnenen sittlichen Ideen. Möglicherweise werden diese Ideen bei fortschreitender Kultur eine allmähliche Umwandlung erfahren. Aber wer dürfte sich vermaßen, auf einmal weiser sein zu wollen, als die gesammte Menschheit bisher gewesen ist?

Wenn nun jene Harmonie zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, Neigung und Pflicht durch die Zügellosigkeit der sinnlichen Triebe gestört wird — die Erfahrung beweist, daß dieser Fall nur zu oft eintritt —, so bleibt der Vernunft nur übrig, die Sinnlichkeit ihrem Regimente zu unterwerfen. In der Sprache der Politik: die konstitutionelle Verfassung wird sistirt, und die Autorität der Regierung ist bis auf Weiteres allein maßgebend. Schiller sieht also das höchste sittliche Ideal in der Eintracht zwischen Pflicht und Neigung, das nächsthöhere Ideal — es ist klar, daß man sich seine Ziele höher oder tiefer stecken kann, daß es also auch eine Rangordnung unter den Idealen giebt — in der Herrschaft des kategorischen Imperativs, d. h. in der Fähigkeit der Vernunft, die sinnlichen Triebe im Nothfalle zum Gehorsam zu zwingen. Schiller spricht bald von dem einen, bald von dem anderen Ideal, genug für pedantische Gemüther, ihm Unklarheit und Dilettantismus vorzurücken. Ist das etwa unklar, wenn man z. B. sagt: am besten wäre es unstreitig, wenn die Völker der Erde alle gleichberechtigt neben einander lebten; da dies aber wegen der Verschiedenheit der Kulturstufe nicht angeht, so ist der wünschenswertheste Zustand vorläufig der, daß die entwickelten Völker über die unentwickelten, mögen sie wollen oder nicht, herrschen? Um zu Nietzsche zurückzukehren: allgemein gültige Begriffe von Pflicht, Sittlichkeit u. s. w. giebt es nach seiner Meinung überhaupt nicht. Diese Anschauungen haben für die Erziehung der Menschheit einen gewissen Werth gehabt, sind aber nunmehr als rückständig zu verabschieden. — Allerdings, jene seelische Harmonie ist auch dann vorhanden, wenn die Sinnlichkeit oder die Vernunft oder beide zu stumpf sind, als daß eine Disharmonie entstehen könnte, oder wenn der Mensch selbstbewußt genug ist, das eigene Urtheil unter allen Umständen als maßgebend anzusehen, mag es auch noch so sehr von den sittlichen Vorstellungen der gebildeten Menschheit abweichen: der Größenwahn des Individuums!

Gustav Naumann: „Antimoralisches Bilderbuch. Ein Beitrag

zu einer vergleichenden Moralgeschichte“. Leipzig, Häffel — steht durchaus auf dem Standpunkte der Nietzsche und Stirner, wenn er schreibt: „Alles war schon erlaubt, Alles war schon verboten. Deshalb magst du dir erlauben, was du dir erlauben kannst (nicht darfst); dir verbieten, was du dir verbieten willst (nicht sollst); aber nur, wo und wenn du dich selber im Gleichgewicht halten kannst, nur wo und wenn du die Folgen tragen willst. Sonst gehorche, gleich den Andern (seil. den andern Idioten) dem Gebot und Verbot der herrschenden Meinung.“

Welcher Unterschied, dieses antimoralische „Gleichgewicht“ und das schöne Gleichgewicht, das einen Schiller begeistert hat!

Napoleon I. hat der Moral freilich lange genug mit Erfolg Trotz geboten, aber „der Große“ ist er doch bloß für solche, die nicht gelernt haben, moralische und ästhetische Größenschätzung streng zu sondern, die der Kraft huldigen, ohne viel nach der Gesinnung zu fragen.

„Entworfen bloß, ist's ein gemeiner Frevler,
Vollführt, ist's ein unsterblich Unternehmen,
Und wenn es glückt, so ist es auch verzehn,
Denn aller Ausgang ist ein Gottesurtheil.“

Schiller, Wall. Tod I, 7.

Shakespeare's Richard III. hat sich das Gleichgewicht der Seele fast bis zum Ende bewahrt, aber Macbeth war dieser Aufgabe von vornherein nicht gewachsen. Seine Nerven waren zu schwach und sein Gewissen nicht, robust genug. Das Gewissen enthält ja grade die Vorstellungskreise, die den Einzelnen mit der sittlichen Kultur der Menschheit verknüpfen, oder — um mit Herbert Spencer zu reden — es vertritt die durch Vererbung entwickelten sozialen Instinkte des Individuums. Ein Roman von Ossip Schubin: „Die Heimkehr“, schildert den unheilvollen Konflikt, der sich zwischen dem sittlichen Empfinden einer hochbegabten deutschen Künstlerin und dem Uebermenschenthum ihrer Pariser Umgebung entspinnt, in ergreifender Weise. Das Motto dieses Buches, ein Wort von G. Flaubert: „la morale n'est qu'une partie de l'esthétique, mais sa condition foncière“ — könnte Schiller geschrieben haben.

Die Gräfin Terzky dagegen, die wir oben zitiert haben, jene überkluge Beratherin Wallenstein's, hätte sehr wohl das Zeug dazu gehabt, ein „antimoralisches Bilderbuch“ zu verfassen. Sie steht in der That „jenseit von gut und böse“, und daß sich Wallenstein

erst so spät entschließt, sich die Moral des Uebermenschen anzueignen, ist sicher nicht ihre Schuld. Aber wir wollen sie selbst reden lassen:

„Doch wenn das Neueste ihm nahe tritt,
Der hohle Schein (nb. der sog. Pflicht, Tugend) es nicht mehr thut, da fällt
Es (nb. das Menschengeschlecht) in die starken Arme der Natur,
Des Riesengeistes, der nur sich gehorcht,
Nichts von Verträgen weiß und nur auf ihre
Bedingung, nicht auf seine, mit ihm handelt“.

Noch deutlicher und schärfer, in geschliffener Form:

„Denn recht hat jeder eigene Charakter,
Der übereinstimmt mit sich selbst; es giebt
Kein andres Unrecht als den Widerspruch“.

Nietzsche, wie er im — antimoralischen Wilderbuche steht! Die „schöne Seele“ nach Ausmerzung aller ethischen, soziologischen, religiösen, metaphysischen Hirngespinnste und Rückständigkeiten!

Wir sehen also: ganz so originell ist Nietzsche's Ethik oder besser Antiethik nicht, wie das große Publikum glaubt. Schon der verachtete Schiller hat Nietzsche'sche Gedanken gehabt, geprüft und — zu leicht befunden!*)

Niemand wird verlangen, daß der Philosoph auf Schritt und Tritt angiebt, wie er zu seinen Gedanken gekommen ist, wann und wo sie schon früher einmal geäußert worden sind. Das wäre die überflüssigste und zugleich lästigste Deklarationspflicht, die sich denken ließe. Genug, daß jene Gedanken auch seine Gedanken sind! Ein ausländischer Gelehrter, „Eliel Aspelin aus Helsingfors, hat kürzlich nachgewiesen**), daß schon der Kritiker Lamotte die Mängel des französischen Dramas erkannt hat und daß das Meiste und Beste, was Lessing in der Dramaturgie über die Technik des Dramas zu sagen weiß, schon bei Lamotte zu finden ist, obgleich er von Lessing nirgends zitiert wird. „Es verhält sich mit Lessing“ — so heißt es in jenem lehrwerthen Aufsätze — „wie bisweilen mit Voltaire in den Commentaires sur Corneille, daß die Lamotte'schen Lehren in sein Bewußtsein übergegangen zu sein scheinen.“ Die Frage, ob es nicht in diesem Falle eine Anstandspflicht gewesen wäre,

*) Auch Goethe hat zu dieser Frage Stellung genommen. Dem Worte Tassos (II, 1): „Erlaubt ist, was gefällt!“ setzt die Prinzessin entgegen: „Erlaubt ist, was sich ziemt! — Willst Du genau erfahren, was sich ziemt: so frage nur bei edlen Frauen an!“

**) Zeitchr. f. vgl. Litt.-Gesch., Band XIII.

den Vordermann zu nennen, beschäftigt uns an dieser Stelle nicht. Was wir in unserer kurzen Diatribe beweisen wollten und, wie wir hoffen, bewiesen haben, beschränkt sich auf zwei Punkte. Einmal haben wir die alte Wahrheit von Neuem erhärtet, daß jeder Forscher und Denker auf den Schultern seiner Vordermänner steht, mag er sich noch so unabhängig geben, und zweitens glauben wir unwiderleglich dargethan zu haben, daß die geringschätzig und wegwerfende Art, mit der Nietzsche unsern Schiller behandelt, nicht Schiller, sondern Nietzsche bloßstellt.

Wenn man aber Schiller die Ehre giebt, die ihm gebührt, braucht man deshalb nicht ungerecht gegen Nietzsche zu sein! Er hat die Wahrheit gesucht auf Wegen, auf denen sie nimmermehr zu finden ist, aber er hat sie gesucht; er gebart sich als vollkommener Materialist, aber er ist im Grunde seines Herzens ein leidenschaftlicher Idealist; er hat unsere sittlichen Begriffe gradezu auf den Kopf gestellt, aber dabei manche neue Seite an ihnen entdecken lassen und jedenfalls zu erneuter Prüfung angeregt; er ist vor Allem ein Meister des Worts. Aber grade darum ist es nothwendig, unsere Jugend, die sich für das Paradoxe und Bizarre, das Absonderliche und Tollkühne nur zu leicht begeistert, auf die Ungereimtheiten und Widersprüche aufmerksam zu machen, die sich hinter der glänzenden, anspruchsvollen Außenseite verstecken. Die bloße Entrüstung, der heilige Zorn gegen den Antimoralisten und Antichristen thun es nicht, die machen auf die Länge keinen Eindruck. Man muß Nietzsche aus Nietzsche widerlegen, und man muß die Jugend gleichzeitig auf Goethe's Faust hinweisen, der in der liebevollen Hingabe an die Interessen der Menschheit doch schließlich das Glück gefunden hat, das trotz alledem immer noch auf dieser unvollkommenen Erde zu finden ist.

Die Gegenreformation in den habsburgischen Erbländern.

Von

Heinrich Ullmann.*)

Dreimal hat Rom bestimmend eingegriffen in die Schicksale unseres Volks. Mit den Waffen und durch die Wucht ihrer Ausbreitung haben die germanischen Altvorderen die Fesseln der Imperatoren abgestreift. Das eigenste Werk des Bonifacius, die Unterordnung der deutschen Kirche unter Rom, hat Luther vernichtet mit der Kraft des Wortes. Seine Schöpfung, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts etwa neun Zehntel Deutschlands anhängen in bewußter Ueberzeugung oder wenigstens in dunklem Drang, ist durchbrochen und theilweise umgestürzt worden durch den Angriff und Sieg des römischen Papstthums. — Sich selbst überlassen, hätte die evangelische Lehre im ganzen Vaterland um so wahrscheinlicher sich durchgerungen, als selbst einer unserer Kaiser aus habsburgischem Blut, Maximilian II., lutherischen Anschauungen gehuldigt hat. Gewann in Oesterreich, auf bereits gründlich vorbereitetem Boden, die Reformation Anerkennung, so hätte auch das Herzogthum Bayern, wie eine ringsumfluthete und theilweis überfluthete Insel, dem Strom auf die Dauer nicht widerstehen können.

Die naturgemäße Entwicklung ist gehemmt worden durch die sogenannte Gegenreformation, die freilich aus den leidigen Spaltungen und bössartigen Zänkereien der Evangelischen Gewinn genug schöpfen durfte. Auch hat sich die Gegenreformation nicht etwa lediglich mit Hilfe gesetzlichen Zwangs und brutaler Gewalt

*) Rede im Auftrag der Universität Greifswald, gehalten am 20. Juli 1900 bei der Wiederkehr der Cron-Jestes zur Erinnerung an das alte Herzogshaus.

vollzogen. Nicht zu vergessen ist, daß der Katholizismus eine innerliche Erneuerung erfahren hatte, von freilich völlig spanisch-wälischem Gehalt. Dem durch das Tridentiner Konzil mit stärkeren Handhaben und Ansprüchen ausgerüsteten Papstthum hatte dann die gleichfalls von spanischem Geist erfüllte Gesellschaft Jesu unbedingt sich zur Verfügung gestellt, von vornherein, wenn auch nicht direkt durch die Stiftung, mit dem Zweck der Vernichtung der Ketzer. Die Jesuiten haben die dritte römische Bezwingung Deutschlands vollbracht. Sie sind Väter und, nach dem Einsetzen der gewaltigen Reaktion mit Papst Gregor XIII. um 1572, auch die Generalstabschefs der Gegenreformation gewesen. Bereits 1554, eben als bei uns nach dem Passauer Vertrag die Parteien sich genähert hatten, hat Ignatius Loyola die unerläßlichen Vorbedingungen einer Rekatholisierung gerade für Oesterreich aufgestellt: offener Entschluß des Landesherrn zum Krieg wider die Ketzerei, Entfernung aller lutherischen oder verdächtigen Beamten, nicht minder aller Professoren und Lehrer, sowie Verbot aller von Ketzern verfaßten Bücher. Sodann Abjehung aller verdächtigen und unbrauchbaren Kleriker und ein Religionsedikt, mittelst dessen zwar Reuigen binnen Monatsfrist Amnestie verheißen, Verstodten aber Unfähigkeit zu Aemtern, Gefängniß, Verbannung, Tod angedroht wurde. Denn Loyola hat einige blutige Exempel befürwortet und ausdrücklich von mehrerem Blutvergießen nur abgesehen in Berücksichtigung des zeitigen deutschen Fassungsvermögens.

Die Deutschen sind auf heimischem Boden nie bezwungen worden ohne eigene Mitwirkung. Auch die für unsere Kultur und Gesamtstellung so unendlich folgenreiche Gegenreformation haben wir nicht lediglich erlitten wie etwas ganz Fremdes. Zwar überraschend gering ist von Beginn her die Handreichung unseres hohen und niederen Klerus gewesen. Nicht etwa aus herkömmlicher Eifersucht der alten gegen den neuen Orden, der Weltpriester gegen die Gesellschaft Jesu! Es ist wohl der schlagendste Beweis für eine Hauptschuld des Klerus an den Zuständen, die die Reformation unvermeidlich gemacht, daß diesem deutschen Klerus in seiner Gesamtheit auch durch jene furchtbare Erschütterung nicht gewaltiger der Wille zu sittlicher und religiöser Erhebung geschärft worden war. Gerade die Jesuiten sind einstimmig in der Ueberzeugung, daß unsere im Genuß erstarrten Bischöfe, unsere um Einfluß und Einkommen hangenden Priester nicht Werkzeuge der Erneuerung des Katholizismus sein könnten. Ihrer Weltflucht

war es bald klar, daß bei der Verderbniß dieser Geistlichkeit und der allgemeinen Nichtachtung des heiligen Stuhls in Deutschland nur in Rom selbst aus deutschen Elementen ein gegen Versuchung gestählter Nachwuchs zur Lehre und Befehrung gewonnen werden könnte. In ihrem collegium germanicum ist die Generation von Bischöfen und Staatsmännern, Priestern und Lehrern erzogen worden, ohne die Roms Herrschaft in Deutschland verloren geblieben wäre. Der Guß aus sprödem Metall ist ihnen nur allzu gut gelungen. Es bleibt ein leidiger Trost, daß selbst unter römischer Fuchtel der selbstständige deutsche Studentengeist in der Jesuitenanstalt gelegentlich rumort hat.

Aber auf das Heranwachsen dieser Jesuitenbrut durfte nicht gewartet werden mit dem Anfang der Arbeit. Wo aber waren in Deutschland haltbare Stützen einer Restauration? Ignatius hatte darauf schon 1554 die einzig praktische Antwort gegeben: in den Fürstenthümern. Die Zahl katholischer Dynastien war gewaltig zusammengeschmolzen. Aber noch regierten unter anderen in Oesterreich, in Bayern Landesherren, denen, trotz gelegentlicher Stimmung zur Nachgiebigkeit in Einzelheiten, die Einheit der Kirche, repräsentirt durch den Papst, von Gewissens wegen über Alles ging. Diese Herren, wie Albrecht von Bayern, der römische König Ferdinand haben den Jesuiten frühzeitig in Ingolstadt, Wien und Prag Stätten bereitet. Nur angedeutet sei daneben, welchen Gewinn sie aus der Verständigung mit Rom geerntet haben hinsichtlich der Verfügung über die Kirchengüter in ihren Territorien.

Die Fülle der Kräfte und Bestrebungen, die bei der Gegenreformation wirksam geworden sind, sollen anschaulich gemacht werden durch einen Blick auf die deutsch-österreichischen Erblande des habsburgischen Kaiserhauses. Die Verhältnisse in diesen Ostalpenlanden sind besondere. Hier hat die Reformation noch Fortschritte gemacht in Jahrzehnten, da anderwärts schon die Reaktion an der Arbeit war. Neben den Eindrücken der Blutherrschaft Alba's in den Niederlanden haben die erschütternden Vorgänge bei der Gegenreformation in Oesterreich zumeist beigetragen, in Deutschland den längst angehäuften Zündstoff des Religionskrieges zu entflammen. Daher irre ich wohl nicht, wenn ich die Vergewärtigung des Looses der Protestanten unter habsburgischem Scepter für geeignet halte, am heutigen Tage die Dankbarkeit für die evangelische That unseres alten Fürstenthumes zu erneuern.

Gerade in jenen Grenzlanden, wo der römische Pfriindenhandel besonders ungünstig auf den Klerus gewirkt, hatten Gleichgiltigkeit und Mißachtung gegenüber den Trägern des geistlichen Amtes das Eindringen der verbotenen Lehre seit den zwanziger Jahren aufs Stärkste befördert. Charakteristisch ist, daß das Studium der Theologie in Wien Jahrzehnte lang so gut wie eingeschlafen war. Priester und Mönche lebten längst mit Frauen und reicher Kindereshaar; die gottesdienstlichen Verrichtungen waren vieler Orten theils aus Mangel an Vernehmung, theils aus Mangel an Nachfrage so gut wie eingestellt. Was sollte die Bevölkerung an eine Kirche binden, die nur, weil der Landesherr seine Hand darüber hielt, nicht zusammenbrach? Junge Edelleute, die in Tübingen und Wittenberg studirt, hereinberufene Hofmeister haben zeitig z. B. auf den Schlössern Steiermarks die lutherische Lehre heimlich gemacht. Bergknappen, Kaufleute waren anderwärts die Vermittler gewesen. Rasch drangen die reformatorischen Schriften, Dank dem noch bestehenden geistigen Zusammenhang mit Deutschland, ins Land, wurden eifrigst nachgedruckt und gelesen. Der Adel der Erzherzogthümer, sowie in Steiermark war schon in den dreißiger Jahren evangelisch; im Laufe der vierziger Jahre haben Herren und Ritter auf Landtagen und Ausschußtagen aller Lande immer dringender die Freigebung des Augsburgischen Bekenntnisses begehrt. Schon besaß dieses zahlreiche Anhänger auch in Städten und Märkten. Von den Bauern wissen wir aus dieser Zeit nichts Greifbares, abgesehen von Tirol, wo das Läuferthum gewaltige Fortschritte gemacht und blutig ausgerottet war.

König Ferdinand I. hat drohend wie strafend zu hemmen gesucht. Aber er fand keine rechte Unterstützung bei den Bischöfen und von seinen Räten selbst „rochen“ nicht wenige nach Lutherthum. Dazu konnte er der Landstände nicht entrathen. Hier gaben neben den sehr kleinlaut gewordenen Prälaten die jetzt lutherischen Herren und Ritter den Ausschlag. In Steuerangelegenheiten sprachen Städte und Märkte ein Wort mit, die sonst als landesfürstliches „Mammergut“ seitens der Regierung von den andern Ständen in Absonderung gebliffentlich gehalten wurden. Die Habsburger waren seit Langem durch die Aufwendungen einer die Kräfte übersteigenden Großmachtspolitik stark verschuldet. Die so zu sagen tägliche Gefahr des Türkenkrieges mit ihren steten Ansprüchen an die Opferwilligkeit der Unterthanen erschwerte durchgreifende Maßregeln, die im Widerspruch mit der „Meinung“ standen. So konnte

Ferdinand nicht allzuviel ausrichten wider die lebendige Kraft, die damals von der lutherischen Lehre ausging. Es blieb Stückwerk, was die von ihm berufenen Jesuiten fertig brachten, voran Canisius mit seinem hingebenden Eifer für Auffrischung katholischen Aults und Lebens, mit seinen Katechismen, die in alle österreichischen Landessprachen übertragen wurden. Aber Ferdinand hat in zähem Ringen die Zukunft behauptet, nicht am wenigsten durch den für das ganze Reich aus politischen Gründen zugestandenen Augsburger Religionsfrieden von 1555. Sollte er nicht besonders den religiösen Zustand seiner Erblände im Auge gehabt haben, wenn er nicht nur der Bewilligung individueller Religionsfreiheit mit sich widersetzte, sondern weiter an entscheidender Stelle den Ausdruck „Reichsstände“ statt „Stände“ erzwang! Den großen Gewinn, daß bis zur allgemeinen Vergleichung die Religionsparteien unbedingt sich den Frieden garantirten, hatte man erkaufen müssen durch Preisgabe sowohl der persönlichen Religionsfreiheit als der der gesammten Stände eines Landes. Es galt der reichsrechtliche Grundsatz, den man seit Ende des Jahrhunderts in die Formel kleidete: *ejus regio ejus religio*. Die Habsburger waren formell im Recht, wenn sie die auf Freistellung des Augsburger Bekenntnisses gerichteten Begehren ihrer Herren und Ritter, die sich mißverständlich gerade auf den Reichsfrieden beriefen, kraft ihrer Eigenschaft als Landesherren zurückwiesen.

Aber auch ohne diese zäh und heiß erbetene Bewilligung ist die lutherische Bewegung in Oesterreich je länger je mehr angewachsen. Aus den Schlössern der Herren und Ritter drang sie in die Besitzungen derselben ein. Nicht nur ihre Unterthanen haben sie evangelisirt, vielmehr haben sie, soweit ihr Arm reichte bei Geltendmachung ihrer Patronats- und Vogtei-Rechte, evangelische Prädikanten eingesetzt, hier und da selbst in den verwahrlosten Stiftsgebieten. Immer mächtiger schwoh der Zulauf an zu Predigt und Sakrament aus benachbarten Städten und Märkten u. s. w. Anders mag es auf den landesherrlichen Gütern gestanden haben, auch das Landvolk in Südsteiermark und Krain blieb wohl größeren Theils dem Namen nach katholisch. Es ist unmöglich, aus dem spröden und lückenhaften Stoff der Akten in der Kürze eine verallgemeinernde Statistik aufzustellen über die wirthschaftliche Lage und Dichtigkeit der protestantischen Bevölkerung. Aber daß die große Mehrheit insbesondere auch Innerösterreichs, eifrig den lutherischen Glauben bekannte, daß es jedenfalls die wirthschaftlich wie geistig fort-

geschrittensten Kreise waren, scheint ein feststehendes Ergebnis der neueren Forschung. Ersteres hat kein Geringeres als Ferdinand II. selber bestätigt: hinsichtlich der Wirkung auf die Masse wähle ich zwei einwandfreie Zeugnisse aus. Als die ersten Jesuiten von Rom nach Wien reisten, gerade durch die Ostalpenländer, waren sie wie überwältigt von der Wahrnehmung des völligen Abfalles der Massen. Und als, nach längerer Dauer der Gegenreformation, im Jahre 1598 der Erzherzog Ferdinand II. auf Andringen des Nuntius den Bischof Stobäus von Lavant, bekannt als Vorkämpfer strengster Maßregeln, befragt über die Nützlichkeit einer Einführung der Inquisition, hat der erklärt: er begreife nicht, warum und auf welche Weise (in Innerösterreich, nur über Görz dachte er anders) die Inquisition einzuführen wäre. Denn was sei denn dort noch auszuforschen, wo alle offen der Häresie folgen und aus freien Stücken Luther bekennen. —

Epochemachend ist für die Festigung des Protestantismus die Regierung des Kaisers Maximilian II. geworden, der nach des Vaters Tod die Erblande mit seinen jüngeren Brüdern Karl (Innerösterreich) und Ferdinand (Tirol und Vorlande) zu theilen hatte. Maximilian II. war ein komplizirter Charakter mit ebenso komplizirter religiöser Ueberzeugung, für die man neuerdings den unschönen und unzutreffenden Namen Kompromißkatholizismus hat aufbringen wollen. Das Wahre scheint, daß er in jungen Jahren überzeugter Anhänger der Augustana war, und zuerst stutzig gemacht und abgestoßen ist durch die gehässigen Dogmenstreitigkeiten der Lutheraner. Politische Rücksichten und äußerer Zwang haben ihn dann bei der alten Kirche festgehalten, deren Haupt ihm persönlich den Gebrauch des Kelchs zugestanden. Max lebte noch in dem Traum einer christlichen Vereinigung: feinsinnig und ängstlich wie er war, konnte er sich innerlich im Grunde keiner Konfession ganz zurechnen. Vielleicht hat er sich darum nicht berechtigt gefühlt, einen Glauben als den des Landesherrn allen seinen Unterthanen wider Willen aufzulegen? Genug in drangvoller Enge zwischen der politischen Rücksicht auf seinen Schwiegervater, Philipp II. von Spanien, und dem immer lauterem Andringen seiner österreichischen Stände, zwischen seinem evangelischen Gemüth und seiner katholischen Kirchlichkeit, hat er einen Ausweg gesucht. Den Herren und Rittern von Ober- und Niederösterreich hat er das Augsburger Bekenntniß für sich und ihre Unterthanen freigegeben und auf Grund einer vereinbarten Agenda sogar eine kirchliche Organisation

zugelassen. Den Bürgern der Städte und Märkte die gleiche erbetene Gunst zu gewähren, wagte der schwankende Mann nicht, wohl deshalb, weil für diese als Theile des fürstlichen Kammerguts eine stärkere Verantwortlichkeit ihn getroffen hätte. Wahrscheinlich hat er auch befürchtet, daß Adel und Bürger im Widerstand gegen die landesherrliche Autorität noch fester zusammenwachsen könnten, wenn einig im Bekenntniß. Nicht umsonst hatten die Jesuiten bei uns diese Saite des fürstlichen Selbstbewußtseins mit der gleichen Geschicklichkeit angeschlagen, wie andernorts in denselben Jahrzehnten die der Volkssouveränität. Uebrigens ist trotzdem in Niederösterreich fast die gesammte städtische Bevölkerung, in Oberösterreich auch ein starker Theil des Bauernstandes lutherisch geworden.

Ohne „dissimuliren“ ist es bei der gewundenen Haltung des Kaisers nicht abgegangen. Auf denselben Weg hat sein Rath seinen Bruder Karl von Innerösterreich gewiesen, der von vornherein am liebsten überzeugungstreu durchgegriffen hätte. Was hier in Steiermark, Kärnthn, Krain versucht und erreicht wurde, ist später Antriebgewesen zur Vergewaltigung der übrigen Erblande. Die Vorgänge in ihnen sind allerdings nur verständlich als ein Stück der Gegenreformation im deutschen Reich, sowie der allgemeinen Stellung der Habsburger zum Papstthum und der europäischen Gesamtpolitik.

Anfangs stand Karl fast allein im Land neben seiner noch eifrigeren bairischen Gemahlin, der Mutter Ferdinands II. Wenn er zur Messe ging, pflegte selbst der größte Theil seines Gefolges, vom Rath und Hof, kehrt zu machen an der Kirchenpforte. Der Erzherzog war stark auf den guten Willen der mächtigen adligen „Landherren“ angewiesen. Ohne diesen, wie hätte er eine fünfzig Meilen lange Grenze mit etwa 100 besetzten Plätzen schützen sollen gegen die unaufhörlichen Angriffe und Raubzüge der Türken! Obendrein waren zur Deckung der vom Vater stammenden Schulden neue Auflagen unvermeidlich. Die Bewilligung derselben machten nun Herren und Ritter nebst den landtagsfähigen Städten abhängig von der Gewährung ihrer religiösen Anliegen. Das war Folge des Religionsfriedens und Brauch bei deutschen Ständen. Es ist unzutreffend, daß der Landesherr mit Zug ein Streben nach Ausdehnung der ständischen Macht im Verhalten seiner Steirer hätte erkennen dürfen. Den Anforderungen zum Zweck der gegenwärtigen Landesvertheidigung haben die Stände trotz der kirchlichen Maßregeln Karl's allezeit sich gefügt.

Schon 1572 hatte Karl den Herren und Rittern die gleichen Zugeständnisse machen müssen, wie sie um dieselbe Zeit Kaiser Max in Ober- und Niederösterreich gewährt. Aber in dem berühmten Brucker Libell hat er 1578 auch den Bürgern der Städte und Märkte Steiermarks, Kärnthens und Krains Glaubensfreiheit sowie das Recht eingeräumt, den Gottesdienst der lutherischen Prädikanten auf adligem Gebiet zu besuchen. Dazu wurde die Errichtung lutherischer Kirchen in Graz, Zudenburg, Klagenfurt und Laibach ausdrücklich gestattet. Bald haben sich begreiflicher Weise auch andere Städte und Märkte dieselbe Kultfreiheit durch Berufung evangelischer Prädikanten genommen.

Nicht diese Ueberschreitung, sondern seine gesammte Konzeption machte dem Landesherrn das Herz schwer. Konnte er wagen, sie zu widerrufen? Auf einer Versammlung fürstlicher Gesinnungsgenossen in München im Oktober 1579 wurde statt dessen ein wohldurchdachtes System einzelner Schritte festgesetzt. Zunächst sollte man die Gegner trennen, indem Städte und Märkte als nicht einbegriffen betrachtet würden, und überhaupt dem Verheißenen die engste Auslegung untergeschoben würde. Weitere Festsetzungen heischten die Abschaffung akatholischer Räthe und Hofherren unter Berufung ausländischer Katholiken, Zusammenhalten mit den Nachbarfürsten und möglichste Kraftentwicklung unter stärkerer Nutzbarmachung selbstständiger Einnahmequellen. Herren und Ritter wollte man einfach wie Rebellen behandeln, wenn sie, etwa durch Verweigerung von Steuern, sich widersetzen sollten.

Da sich der Erzherzog zum offenen Widerruf zu schwach fühlte, wollte man, wenn ich so sagen darf, auf dem Verwaltungsweg die errungenen Rechte ihres Sinnes entkleiden und hinfällig machen. Der ganze Vorgang erinnert einigermassen an die Leistungen des Ministeriums Westfalen in Preußen zur Durchlöcherung der Verfassung von 1850. Der Unterschied ist nur, daß König Friedrich Wilhelm IV. seinen Eid höher hielt, als seine bevorzugte Weltanschauung, Erzherzog Karl dagegen aus vermeinter höherer Pflicht sein gelobtes Wort umzustossen sich vermaß.

Er hat, nachdem er allzu schroff Hand an's Werk gelegt, noch einmal Halt machen und die verletzten Zusagen wieder aufrichten müssen, als ihm 1581 auf der Burg zu Graz ein Fußfall der adligen Stände die tiefe Erregung seiner getreuen Unterthanen vor Augen brachte. Aber nicht gewissenhafter, nur vorsichtiger ist er geworden, mit Rath der Jesuiten und des päpstlichen Nuntius, der

jetzt Residenz in Graz nahm. Mit päpstlicher Beihilfe ward die Besatzung des Schlosses auf die erforderliche Stärke gebracht: für den Nothfall waren päpstliche Gelder schon in Venedig deponirt. So schritt Karl wieder dazu, den Bewohnern der Städte und Märkte ohne Unterschied den Besuch der Kirchen des Adels, die nur für diesen und sein Gefinde bestimmt seien, einfach zu verbieten. Allen Beamten nebst Familien wurde der Besuch der Stiftskirche in Graz untersagt und bald ihnen eine eidliche Verpflichtung auferlegt zum Verharren im Katholizismus. Städte und Märkte mußten ihre Prädikanten entlassen, den Bürger söhnen wurde der Besuch der lutherischen Stiftsschule in Graz und auswärtiger Universitäten verboten, um den Nachwuchs an Predigern und Lehrern abzuschneiden. Eine jesuitische Universität wurde dafür jetzt in Graz gegründet. Prädikanten der Landschaft in Graz und auf den Schlössern wurden bei etwaigen Ausfällen gegen die Zeremonien der Religion des Landesherrn bestraft oder „abgeschafft“. Noch zuletzt hatte Karl einen katholischen Bürgereid schon anbefohlen, als ihn 1590 der Tod hinweg nahm.

Karl war bei seinen Zwangsmaßregeln unterstützt gewesen durch die sichtlich regere Thätigkeit des erneuerten katholischen Klerus. Aber vor Allem ist ihm ein anderes zu statten gekommen: die unverwüthliche Treue seiner evangelischen Unterthanen. Die zweifelhafte Rechtslage der Städte und Märkte als Theile des Kammerguts blieb für sie selbst, wie für die Herrn und Ritter ein gewissenhaft beachtetes Hinderniß gemeinschaftlichen Handelns auf den Landtagen in der Religionsache. Ungeachtet aller Winkelzüge und Wortverletzungen ihres Herrn haben auch die Herren und Ritter unverbrüchlich festgehalten am Gehorsam, wie Luther's Auffassung von der Obrigkeit sie verpflichtete. Auch gegenüber versteckter und offener Gewalt sind die lutherischen Stände Innerösterreichs nicht abgewichen von der Linie des leidenden Gehorsams, in keinem Augenblick haben sie sich, wie anderwärts die Calvinisten, ein Recht zum thätlichen Widerstand beigelegt. Wenn das ihrem Glauben Ehre macht, so war es doch, bei der Stellung des Offensivkatholizismus, der Nagel zur Einsargung der Reformation in Oesterreich.

Aber fast schien es, als ob das Vertrauen der Lutheraner auf göttliche Hilfe gerechtfertigt würde, als unter der nun folgenden vormundschaftlichen Regierung noch einmal die Sache des Protestantismus in Innerösterreich das Haupt erhob. Wie leicht ein Um-

schlag möglich, macht die Thatsache verständlich, daß wieder 1594 ein Mann wie Johann Kepler an der Grazer Stiftsschule als Lehrer eine Stätte finden konnte!

Aber der Kehraus stand nahe bevor. Der Geist, dem der Entschluß zur Ermürgung des österreichischen Protestantismus entsteigen sollte, ward eben in Ingolstadt von jesuitischen Händen geknetet. Mag Ferdinand von Steiermark von Anlage mehr Schwärmer als Fanatiker gewesen sein, sein Gewissen redete zu ihm, Dank jener Zucht, die Sprache des Fanatikers. Jene Verheißungen des Vaters erkannte sein autokratischer Sinn so wenig an, wie seine religiöse Denkart. Durch Rücksprache mit dem Papst, durch eine Wallfahrt nach Loreto hat er sein Vorhaben zur Durchsetzung seines Reformationsrechts gleichsam geweiht. Der jüngste Biograph seines Zeitgenossen und Hauptwerkzeugs, des Bischofs Martin Brenner von Seckau, des „Regerhammers“, hat freilich gemeint, die Durchführung der Maßregeln Ferdinand's ließe nur die „sprichwörtliche österreichische Sanftmuth“ erkennen. Wahr ist, daß kein Blut zu fließen brauchte, weil man von vornherein mit einer jeden Widerstand erstickenden Wucht auftrat, schon um jedes — staatsgefährliche — Märtyrertum zu vermeiden. Dank der Unterstützung des Papstes und des jetzt doppelt eifrigen Landesklerus stand eine Macht, hauptsächlich gebildet aus ungarischen Söldnern, zur Verfügung, die während der Jahre 1598—1603 jedes Gelüst zum Widerstand bei den vereinzelt und streng loyalen Evangelischen darniederhielt. Zuerst wurde das Hauptnest ausgekehrt: die Prädikanten in Prag mußten Stadt und Land „bei scheinender Sonne“ räumen. Die lutherische Stiftskirche wurde gewaltsam besetzt, die Stiftsschule geschlossen. Durch harte Strafandrohung wurden die Bürger gezwungen, sich zum katholischen Glauben öffentlich und nachher eidlich zu bekennen. Der Stadtrath, die Innungen blieben Katholiken verschlossen. Dann wurde in Städten und Märkten jeder protestantische Kult verboten und die noch auf dem Lande weilenden Prädikanten und Lehrer des Adels zur Flucht genöthigt. Alle ketzerischen Schriften in deutscher und slovenischer Sprache wurden weggenommen und wagenladungsweise verbrannt. Zur Erzwingung des Gehorsams zogen fliegende Reformations-Kommissionen mit militärischer Macht von Ort zu Ort. Nach Besetzung der Thore und Eingänge wurden die Kirchenschlüssel weggenommen und die zusammengetrommelten Einwohner durch eindringliche Predigten, meist Bischof Martins, zur Befeuerung

aufgefordert. Wer sich nicht, auch nicht durch wiederholte Ver-
mahnung bekehren ließ, mußte die Heimath verlassen, gezwungen,
unter den ungünstigsten Umständen sein Hab und Gut zu verkaufen,
von dem eine 10prozentige Abzugssteuer erhoben wurde. In
Ortsvorständen wurden die wenigen vorhandenen Katholiken oder
solche eingesetzt, die alsbald „sich weisen ließen“. Meist blieben
Besatzungen auf Kosten der Gemeinden als Hut gegen etwaige
Rückkehr „Abgeschaffter“. Es bedürfte solcher Vorsichtsmaßregeln
nicht, um außer Zweifel zu sein über die Innerlichkeit und Frei-
willigkeit der Massenbekehrung in Ländern, in denen der evangelische
Glaube schon von einer Generation auf die folgende übergegangen
war. Angesichts der verfügbaren Macht ist auch kein lokaler Wider-
stand versucht worden, selbst die entschlossenen Bergknappen in
Eisenerz und die trotzigten Bewohner von Nussee haben sich knirschend
der Gewalt gebeugt. Die Herren und Ritter haben sich auf Land-
tagsbeschlüsse, auf Anrufung des Kaisers oder der protestantischen
Reichsstände beschränkt. Selbst dann, als die Kirchen auf ihren
eigenen Besitzungen niedergedrückt, ihre heimlich zurückgehaltenen
Prädikanten wie Wild gehetzt und schließlich ihnen allen das Auf-
suchen evangelischer Predigten und Kulthandlungen auf nachbarten
Gebieten schroff abgeschnitten wurde. Wohin sollten nun die jungen
Adligen zur Ausbildung geschickt werden, wenn nicht in die Jesuiten-
schule? Die Reaktion durfte mit größter Wahrscheinlichkeit rechnen
auf die heranwachsende Generation, der ja der Besuch deutscher
Schulen und Universitäten verboten.

Was Ferdinand in Innerösterreich gelungen, hat in den Erz-
herzogthümern unter Leitung des Kardinals Khlesel Kaiser Rudolf II.
nachzumachen versucht. Und als der Zwist der habsburgischen
Brüder seit 1608 günstigere Aussichten für die österreichischen Pro-
testanten eröffnete, die damals für Böhmen, Mähren und Schlesien
den Majestätsbrief errangen, hat die österreichische Revolution rasch
genug zum Sieg der durch Ferdinand, seit 1619 Kaiser, repräsen-
tirten Partei geführt. Er hat den Triumph seiner Sache benutzt,
um in Gesamtösterreich nunmehr jede Spur des evangelischen
Bekennnisses auszurotten. Ihn kümmerte es wenig, daß Tausende
in ihrem Glauben bedrängter Unterthanen und ruckweise ihnen
folgend Hunderte adliger Herrn seine Lande verließen. Köstliche,
unersehbliche Kräfte gingen dem Staat verloren, auch der ersehnte
Friede nach dreißigjährigem Krieg gewährte ihnen, den „Rebellen“,
keine Heimkehr. Bis auf Kaiser Joseph II. herrschte in den

glaubenseinigen Erblanden die Ruhe des Kirchhofs. Was Oesterreich dadurch verloren, muß ich es noch ausdrücklich hinzufügen? Die Gegenreformation, Ausgeburt des ganz undeutschen Jesuitismus, hat Oesterreich herausgerissen aus dem Zusammenhang deutschen Gefühls- und Geisteslebens. Und heute? Es wäre Selbsttäuschung, anzunehmen, daß eine österreichische Regierung trotz der seit 1861 verfassungsmäßigen Religionsfreiheit, ablassen könnte von der historischen Verbindung mit Rom. Wird die evangelische Bewegung, die seit Kurzem in jenen einst schnöde vergewaltigten Landschaften sich erhebt, darauf eine Antwort geben? Wird sie es vermögen? Die Wissenschaft hat zur Zeit keine Lösung für diese Frage. Wir jedoch als Festgenossen am heutigen Erinnerungstag werden eines uns nicht versagen: den Ausdruck unserer Sympathie.

Das Leben der Wörter.

Von

Felix Rosenberg.

Im Kratylus, einem Dialoge, in dem Plato die Sprache zum Gegenstand der Unterhaltung macht, sagt er: „Wer nur die Worte durchschaute, der durchschaute auch die Dinge.“ In diesem Satz ist der Gedanke ausgedrückt, daß wir das Wesen der Dinge erkennen, wenn wir uns genaue Rechenschaft geben können über den Inhalt und die Bedeutung der Worte, die die Dinge benennen, kurz, wenn wir die Etymologie der Worte kennen.

Daß diese Ansicht durchaus falsch ist, kann leicht erwiesen werden. Gerade die Benennung konkreter Gegenstände muß nothwendiger Weise unvollständig und ungenau sein. Wir wissen z. B., daß das Wort „Sonne“ auf eine Wurzel zurückzuführen ist, die „leuchten“ bedeutet, daß das Wort „Erde“ die Grundbedeutung „pflügen“ enthält und daß der Bedeutungskern von dem Worte „Hof“ in dem Begriff „laufen“ liegt. Was ist damit für die Erkenntniß des Wesens der angeführten Dinge gewonnen? Wir sehen nur, daß ein Merkmal von dem, der ihnen zuerst den Namen gegeben hat, herausgegriffen ist; aber wie viele Merkmale bleiben unausgedrückt! Wie wenig sagt der Laut und wie viel müssen wir hinzudenken, um dem Begriff zu genügen! — Die Worte sind nur Zeichen, sie deuten die Dinge nur an, genau so, wie es in der Kunst ist.

Das Volk denkt beim Sprechen sicherlich nicht an die Grundbedeutung der Worte, denn sonst könnte die Feder nicht in der Verbindung „Stahlfeder“ erscheinen; ja, die Mehrheit, die in der

Sprache allein ausschlaggebend ist, hat bestimmt, daß wir mit ruhigem Gewissen von einer „goldnen Stahlfeder“ sprechen können. Und ebenso wenig dürfte man, wäre die Grundbedeutung maßgebend, von einem Hufeisen sagen, daß es aus Silber sei, oder von einer Jungfer, daß sie ein höheres Alter erreicht habe; und doch begeht keiner eine Sünde wider den Sprachgeist, wenn er feststellt, daß es „silberne Hufeisen“ und auch „alte Jungfern“ giebt.

Aber wenn uns die Worte oder Wendungen einer Sprache so wenig oder nichts über das Wesen der benannten Dinge sagen können, so lehren sie doch eines: nämlich wie die Menschheit über die Dinge denkt. Die Sprache spiegelt das Innenleben der Allgemeinheit wieder. Goethe drückt das in den Versen aus:

„Worte sind der Seele Bild —
Nicht ein Bild! sie sind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild,
Was wir haben, was wir hatten.“

Was wir hatten! — Das Denken von Jahrtausenden hat in der Sprache einen Körper erhalten. Sie ist dem Denken Schritt für Schritt gefolgt und hat sich ihm angepaßt.

Die unendliche Zahl der Erscheinungen, die unermessliche Fülle seelischen Lebens, alles drängte nach Benennung. Um diesem Bedürfnisse gerecht zu werden, mußte die Sprache ein gefügiges Werkzeug sein, sie mußte entwicklungsfähig sein. Und wie sich alle Künste gewandelt haben, so hat sich auch immer weiter und weiter entwickelt die Sprache, die die nothwendigste aller Künste und das wichtigste Mittel aller Zivilisation ist. — Ich meine hier nicht die Veränderungen in der Sprachform — die gehören in das Kapitel von der Lautlehre oder, wenn man es weiter fassen will, in das der Physiologie — es handelt sich hier um den Wandel in der Bedeutung der Worte, um den Wandel des Stoffes, den die Sprache aus den Anfängen aller Kultur überkommen hat.

Ich möchte versuchen, die hauptsächlichsten Thatfachen, die in dies Gebiet fallen, darzulegen.*)

*) Ueber die Erscheinungen des Bedeutungswandels sind folgende Schriften von allgemeinerem Interesse: die Aufsätze von Ludwig Tobler in der Zeitschrift für Völkerpsychol. und Sprachwissensch. Bd. I und Bd. VI; R. Schmidt, Die Gründe des Bedeutungswandels, Berlin, 1894 (Prog. des Kgl. Realg.). Michel Bréal, Essai de Sémantique, Paris, 1897. W. Münch, Sprache und Ethik, in der Zeitschr. für d. deutschen Unterricht, Bd. XIV (1900).

I.

Bei allen Völkern, die ein reges gewerbliches und geistiges Leben führen, ändern sich im Laufe der Jahrhunderte die Gegenstände des Gebrauches, die Begriffe und die Sitten. Um das Neue zu benennen, wurde in verhältnißmäßig seltenen Fällen ein neues Wort gefunden; in der Regel wurde ein Wort, das schon im Gebrauch war, angewendet auf den neuen Begriff. Diese Erweiterung einer Wortbedeutung giebt uns daher häufig historisch=interessante Durchblicke.

Schon in dem lehrreichen Aufsätze von Seiler, „Der deutsche Wortschatz und die deutsche Kultur“ (Preuß. Jahrb. Mai/Juni 1900) ist diese Erscheinung bei einigen Lehnwörtern zur Sprache gekommen. Es ist unter Anderem darin erwähnt, daß das „Papier“ eine Entlehnung von dem griechisch=lateinischen papyros ist und seinen Namen behielt, obwohl es später mit der Rülstaude nichts mehr zu thun hatte.

Aber wir brauchen uns nicht auf Lehnwörter und auf das Deutsche allein zu beschränken, um dieselbe Beobachtung zu machen. In Deutschland z. B. ist „schreiben“ entlehnt aus dem lateinischen „scribere“; aber in England erhielt sich das ursprüngliche Wort dafür, das an das Einritzeln der Runen erinnert, dort sagt man to write, ebenso wie unsere Worte „Reißbrett, Aufriß, Umriß“ die verschwundene Zeit der Runen wachrufen. — Ebenso können wir das „Lesen“ als ein Erbstück aus altgermanischer Vorstellung begrüßen: es ist unzweifelhaft, daß es dasselbe Wort ist, wie „sammeln, auflesen“, und daß wir das Auflesen der Runenstäbchen, die zum Zwecke der Weissagung verstreut wurden, darin zu sehen haben, während das englische „to read“ die Vorstellung erweckt: „(die Runenzeichen) errathen“.

Man hat diese Erscheinung sehr geschickt verglichen mit einer Firma, die dieselbe bleibt, wenn auch die Besitzer wechseln.

Gehen wir zu Worten über, die eine materiellere Bedeutung haben, und wir werden eine ähnliche Erweiterung des ursprünglichen Wortsinnes wahrnehmen können. — Der Thaler hat daher seinen Namen, daß er zuerst in Joachimsthal in Böhmen geprägt wurde, wie der Heller nach der Reichsstadt Schwäbisch-Hall benannt wurde; und wenn der Engländer seine Münze a pound sterling nennt oder von gutem, nicht zu sehr mit Kupfer vermengtem Silber sterling silver sagt, so darf das als ein Ruhm

des deutschen Kaufmannes aufgefaßt werden: denn sterling ist nach den Esterlings, den Männern aus dem Osten, benannt, und so hießen im 13. Jahrhundert die Hansakaufleute in London. Deren Geld muß den Engländern als besonders gut und vollgültig erschienen sein.

Das lateinische Wort für Geld pecunia erinnert durch seine Ableitung von pecus daran, daß es ursprünglich nur Reichthum an Vieh bezeichnete; und erst, als verwickeltere Verhältnisse eingetreten waren, bedeutete es jede Art von Reichthum; eine ähnliche Erscheinung finden wir im Englischen, wo cattle das Vieh und chattels die bewegliche Habe in der Form nur einen Unterschied in der Mundart aufweisen.

Wir dürfen nun nicht denken, daß solch ein Bedeutungswandel plötzlich auftritt, er ist vielmehr das Ergebniß einer Jahrhunderte langen Entwicklung. Unbewußt brauchte das Volk das Wort pecunia zu einer Zeit, wo der Reichthum schon lange nicht mehr einzig und allein in Viehherden bestand. Für die Entwicklung in der Sprache gilt eben dasselbe, was Goethe den Philosophen Thales von der Schöpfung der Dinge sagen läßt:

„Wie war Natur und ihr lebendiges Fließen
Auf Tag und Nacht und Stunden angewiesen.
Sie bildet regelnd jegliche Gestalt,
Und selbst im Großen ist es nicht Gewalt.“ —

Diese Erweiterung des ursprünglichen Sinnes ist wesentlich nicht nur für den Wandel der Wortbedeutungen innerhalb der Geschichte jeder Sprache, sie ist von vornherein das Lebenselement jeder Sprache überhaupt. Denn im Allgemeinen verfahren wir ja bei der Benennung der Dinge so, daß wir sie nur mit einer ihrer hervorstechenden Eigenschaften bezeichnen. Ja, selbst die Eigennamen, die das, was wir ausdrücken wollen, am deutlichsten wiedergeben, weil sie eben Individuen benennen, — selbst diese unterliegen der Erweiterung, indem wir sie zur Bezeichnung einer Gattung verwenden. Wir nennen den Heuchler einen Tartuffe, den strengen Republikaner einen Brutus und den großen Strategen einen Moltke. Ja, die Bezeichnung der höchsten weltlichen Würde ist nur die Erweiterung eines Eigennamens: der „Kaiser“ knüpft bekanntlich an C. Julius Caesar an, wie in ähnlicher Weise die Slaven den Namen Karls des Großen in der Bedeutung „König“ haben: das polnische król geht auf Carolus zurück.

II.

Dies führt mich von selbst auf die interessanteste und ausgedehnteste Gruppe der Bedeutungserweiterungen, nämlich auf die Fälle, wo die Benennung eines Begriffes auf einen anderen übertragen wird. Ich meine das unerforschliche Kapitel der Metapher, des bildlichen Ausdrucks in der Rede.

Es entspricht einem Bedürfnis von uns, das, was wir fühlen und denken, durch Bilder wiederzugeben. Wir wenden uns beim Sprechen nicht nur an den Verstand, sondern auch an die Phantasie des Hörers, wir wollen einen gewissen Eindruck hervorrufen, wir wollen erregen. — Anders wäre es, wenn wir aus der Sprache Alles entfernen wollten, was der Einbildungskraft Nahrung giebt: wir würden dann zu solchen Ausdrücken gelangen, wie sie die Algebra und die Chemie benutzen, Bezeichnungen, die für diese Zweige des Wissens von außerordentlichem Nutzen sind, die aber dem Menschen als Gesellschaftsweisen das Gefühl geben müßten, eine Zwangsjacke zu tragen.

Um uns darüber klar zu werden, welche Rolle die Metapher in der Sprache spielt, müssen wir festhalten, daß ursprünglich alle Wörter eine sinnliche, materielle Bedeutung haben, und daß alle geistigen Begriffe ihre Benennung erhalten haben von der Ähnlichkeit, die sie mit körperlichen Dingen aufweisen.

Aber je häufiger ein bildlicher Ausdruck angewendet ist, um so mehr schwindet das Bewußtsein, daß wir es mit einem Bilde zu thun haben. Unser Geist hat sich so sehr an das Bild gewöhnt, daß es den Begriff fast ebenso unmittelbar hervorrufft wie das eigentliche Wort.

Wer hat etwa die Empfindung davon, daß er ein Bild gebraucht, wenn er sagt: „Ich begreife diesen Vorgang“, oder „ich habe es genau erwogen“, „ich muß dies Ziel ins Auge fassen! (Eine Wendung, bei der das Auge wie eine geistige Hand gedacht wird.) Diefelbe Uebertragung von körperlichem Erfassen auf das geistige finden wir in den lateinischen Verben *comprehendere*, *percipere*, das Bild von dem Abwägen in dem französischen *penser*. Um zu erkennen, welches Bild dem Worte „verstehen“ zu Grunde liegt, müssen wir daran denken, daß die ersten Künste nicht aus Büchern gelernt wurden, daß sie darin bestanden, die Lanze zu werfen oder die Kofse zu bändigen, Künste, bei denen es auf die richtige Haltung oder Stellung ankam. So haben wir dieselbe

Metapher in dem griechischen ἐπίστυμαί und dem englischen under-stand.

Zuweilen müssen wir der Bedeutung eines Wortes in einer älteren Sprachperiode nachgehen, um das Bild zu erkennen. Daß z. B. dem Worte „der Schreck“ eine Metapher zu Grunde liegt, entnehmen wir daraus, daß das Verbum im Mittelhochdeutschen „aufspringen, hüpfen“ bedeutet (die Zusammensetzung „Heuschrecke“ hat die ältere Bedeutung bewahrt); ebenso wie „sich entsetzen“ im Grunde heißt „von seinem Sitze aufspringen“.

Aus den wenigen Beispielen ist schon zu ersehen, wie die Sprache voll ist von der scharfen Beobachtung der Dinge; das ist das eigentlich Kunstvolle und Dichterische in der Sprache. Der Dichter ist berechtigt, solche Arbeit in der Sprache zu verrichten. Er wird die alten Bilder, die schon farblos geworden sind, verschmähren und neue Bilder schaffen. So wandelt sich die Sprache; denn manche von den Bildern, die ein Dichter zuerst gebraucht hat, können Gemeingut werden, wie von einer neuen Entdeckung der technischen Wissenschaften ein Gegenstand des täglichen Gebrauches herrühren kann.

Der bei weitem größte Theil der Metaphern ist indeß von Leuten gefunden worden, deren Namen man nicht kennt. Wer in der Schule den Spitznamen der Lehrer erfunden, weiß Keiner; genug, er ist da, er wird gebraucht. Und auch darin bleibt der Vergleich zutreffend, daß es immer nur eine Menge von Schülern ist, innerhalb deren der Spitzname gefunden wird; ich habe noch nie gehört, daß ein einzelner Privatschüler auf den Gedanken gekommen wäre, seinem Lehrer irgend einen bezeichnenden Namen anzuhängen. Diese Art von Geist lebt nur in der Masse, ebenso wie der bildliche Ausdruck sich nur entwickeln kann, wenn er geeignet ist, ein geistiges Gut der Gesamtheit der Volksgenossen zu werden.

Es giebt wohl kaum eine noch so flüchtige Aehnlichkeit zweier Dinge, die nicht dazu gedient hätte, den Sprachschatz mit einer Metapher zu bereichern. Ist es nicht seltsam, daß man bei sehr vielen Völkern bei der Maschine, die bestimmt ist, schwere Lasten zu heben, an den langen Schnabel des Kranichs gedacht hat! In Deutschland heißt diese Hebevorrichtung „Krahn“, in England crane; und ebenso in den romanischen Sprachen: in Frankreich grue, in Italien gru. — Die Beobachtung des spielerischen Herumhüpfens der Ziege auf der Weide führte in den Ländern roma-

nischer Zunge dazu, das Wesen der Laune mit diesem Thiere zu vergleichen: das französische *caprice*, das italienische *capriccio* geht auf *capra* die Ziege zurück.

Es giebt auch kein Gewerbe, keinen Stand, dessen besondere Ausdrücke der Allgemeinheit nicht Bilder verliehen hätten. Greifen wir nur die Beschäftigung des Bauern heraus; wir finden sofort eine große Anzahl von Metaphern, die dem Landleben entnommen sind. Wir sprechen von einer gefurchten Stirn; wir sagen: Zwietracht säen, Vorurtheile ausjäten, Nachlese halten, Spreu vom Weizen sondern. Und in völliger Uebereinstimmung mit dem Sprachgeist des Volkes sagt Goethe in dem Roman „Wilhelm Meister's Lehrjahre“: „Das Böse fällt mit dem Guten. Ein Geschlecht wird weggemäht und das andre sproßt auf.“ — Die Sprache ist ein Schatzhaus von Lebensbildern, wenn man den Blick dafür etwas schult.

Besonders interessant aber erscheinen mir die Metaphern, die in sich alte Anschauungen bergen, die historisch merkwürdig sind, aber dem Volke heute nicht im Geringsten zum Bewußtsein kommen. — Wie viele sind dem Kampfe entlehnt, der in alten Zeiten die Quelle der höchsten Lust war! Vortheil und Nachtheil stammen z. B. daher. Die Beute des Kampfes nämlich war allen gemeinsam; der Vortheil von der Beute aber wurde vorerst dem Helden des Kampfes zugewiesen. Daher rührt auch die Benennung „Prinz“; denn das lateinische *princeps* ist aufzulösen als *is qui primum capit*, als der, der zuerst (bei der Beute) zugreift.

Auch das Wort „vornehm“ enthält ein Bild, das dem Kampfe entlehnt ist; denn das mittelhochdeutsche *vürnæme* gehört zu dem Verbum *er nimet sich vür*, d. h. er zeichnet sich aus, wie unsere neuhochdeutsche Wendung es noch ausdrückt: „das nimmt sich gut aus“. So bezeichnet auch das lateinische *egregius* eigentlich einen Helden, nämlich einen, der *ex grege* aus der Schaar hervorragt.

Eine Fülle poetischer Empfindung liegt in der Bedeutungs-entwicklung des Wortes „Elend“. Ursprünglich heißt es „das Ausland, die Fremde“. Noch in Goethe's „Hermann und Dorothea“ kommt es in dieser Bedeutung vor. Im fünften Gesange, wo der Jüngling seinen Vater beredet, ihn um Dorothea werden zu lassen, heißt es, sie sei kein hergelaufenes Mädchen, nur der Krieg habe sie aus ihrer Heimath vertrieben. Und um seine Ansicht zu stützen, fährt er fort:

„Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend.“ — Schon im Mittelalter hatte das Wort daneben die Bedeutung „Noth, Trübsal“ angenommen. Wer nicht in der Heimath lebte, erschien dem Volke eben als unglücklich. — Eine ähnliche Entwicklung nahm das englische *wretch*, das mit unserm Worte der Recke verwandt ist und ursprünglich „Flüchtling, Verbannter“ bedeutete, sich dann zu der Bedeutung „Unglücklicher“ entwickelte, bis es heute sogar zu der Bezeichnung eines moralisch Verkommenen geworden ist.

Von den abergläubischen Vorstellungen, die von der Astrologie herrühren, hat die heutige Sprache noch Spuren bewahrt. Wir sprechen noch jetzt von einem Glückstern und einem Unstern; das Wort „Einfluß“, das französische *influence* weist deutlich auf die Vorstellung hin, daß von den Gestirnen ein Fluidum ausgehe, das eine Einwirkung auf das Schicksal der Menschen habe. Wenn wir finden, daß unser *Laune* im Mittelalter neben der Bedeutung „wechselnde Gemüthsstimmung“ auch die von „Mondphase, Zeit des Mondwechsels“ hat, so entnehmen wir aus dieser Bedeutungsreihe, daß das Wort auf lateinisch *luna* zurückgeht und daß das Bild dem Glauben von der Einwirkung des Mondes auf die Stimmung des Menschen seine Entstehung verdankt; bei dem französischen *lunatique* ist derselbe Gedanke in der Bedeutungsentwicklung von Einfluß gewesen.*)

Nur zwei bildliche Ausdrücke will ich noch anführen, die uns aus der Rechtsprache noch jetzt erhalten sind und die uns auch einen interessanten kulturhistorischen Durchblick gewähren. Der *Rival* ist ursprünglich derjenige, der an einem *rivus*, einem Bache, lebt; von da entwickelte sich die Bedeutung weiter und bezeichnete zwei, die denselben Wasserlauf benutzen oder Grenznachbarn sind. Der *Zank* aber, der zwischen diesen häufig ausbricht, hat zu der Bedeutung „Rebenthler“ geführt. — Auch das Wort „Hagestolz“ ist einem Rechtsausdruck entlehnt; denn das mittelhochdeutsche *hagestalt* bedeutete eigentlich Hagebesitzer. Der älteste Sohn erbte nämlich nach dem altgermanischen Erstgeburtsrecht den Hof, d. i.

*) Daß „Laune“ von *luna* entlehnt ist und daß das Wort dem Glauben von der Einwirkung des Mondes auf die Stimmung des Menschen seine Entstehung verdankt, hat Zeiler schon erwähnt. — Man könnte sich allerdings auch vorstellen, daß dabei bloß der Gedanke des wechselnden Mondes vorgewaltet habe; indeß wird mir die oben gegebene Erklärung dadurch wahrscheinlicher, daß sie auch für die andern Sprachen paßt: franz. *lunatique*, *être bien (mal) luné*, engl. *lunacy*.

den Herrenhof, den übrigen Söhnen fiel nur ein Hag zu, d. i. ein kleines eingezogtes Grundstück. Sie konnten keinen eigenen Hausstand begründen, da sie meist in Abhängigkeit von ihrem ältesten Bruder waren. Das ehelose Leben, das sie in Folge ihrer materiellen Nothlage zu führen gezwungen waren, hat unsern Heirathsscheuen, die doch häufig mehr dem eignen Triebe als der Noth gehorchen, den hochklingenden Namen „Hagestolze“ verliehen.

Wir können von hier aus auch noch einen Schritt in ein Gebiet thun, das außerordentlich umfangreich ist. Mein Lehrer Rudolf Hildebrand in Leipzig sagte zuweilen im Kolleg: „Von der lebendigen Sprache die lebendigen Atome sind eigentlich nicht Worte sondern Wendungen.“ In vielen solcher Wendungen, in tausenden volksthümlichen Redensarten lebt noch im Bilde manche Sitte fort, die aus dem Leben der Gegenwart längst geschwunden ist.

Wenn man z. B. auf das Befragen nach dem Ergehen Jemandes die Antwort erhält: „er ist wieder leidlich auf dem Damme“, so ist in den meisten Fällen anzunehmen, daß der Sprechende sich nicht bewußt ist, mit seinen Worten an einen alten Brauch in den Küstenortschaften der Nordsee zu erinnern. Dort mußten bei Ueberschwemmungsgefahr alle, mit Ausnahme der Kranken, auf dem Damme arbeiten; wer also auf dem Damme ist, befindet sich wohl. — Ebenfalls von den Ueberschwemmungen rührt die Redensart her: „Der hat sein Schäfchen ins Trockene gebracht“. Nach Andern ist auch die Erklärung zulässig, Schäfchen sei eine irrthümliche Uebersetzung des niederdeutschen schepken = Schiffchen und beziehe sich auf die kleinen Fahrzeuge, die zur Winterszeit unter einem Schuppen geborgen würden.

So ist noch in vielen solcher Redensarten alter Brauch erhalten. Manches, was heute unbewußt richtig gebraucht wird, ist von der alten Jäger-, Krieger- und Spielersprache beigeleitet, z. B. „klein beigegeben“ rührt vom Kartenspiel her, „jemand die Stange halten“ und „jemand auf den Sand setzen“ läßt die Turniere wieder aufleben. — Bei der Wendung „etwas in die Schanze schlagen“ hat man nicht, wie man etwa meinen könnte, an die Erstürmung von Schanzen in der Feldschlacht zu denken; vielmehr ist Schanze hier nur eine Umdeutschung von dem französischen chance, das den entscheidenden Wurf im Würfelspiel ursprünglich bedeutet und dann zu der Bedeutung „Glücksfall“ überhaupt erweitert wurde. — Sicherlich falsch wird die Redensart meist aufgefaßt: „den Nagel auf den Kopf treffen“; denn fast jeder,

der die Redensart braucht, meint, daß es sich hier darum handelt, mit dem Hammer den Nagelkopf zu treffen, was doch eigentlich nicht sehr schwierig ist; die Wendung entstammt aber der Schützen- sprache. Beim Scheibenschießen war nämlich das Zentrum durch einen Nagel gekennzeichnet, und den mit dem Bolzen zu treffen, war schon nicht so leicht.*)

III.

In allen bisher besprochenen Fällen haben wir beobachtet daß der Ausdruck eigentlich zu eng war, um den Inhalt der Benennung wiederzugeben. Das Umgekehrte aber ist mindestens ebenso häufig. Es giebt unzählige Worte, die ursprünglich einen weiteren Umfang des Begriffes hatten und die aus den verschiedensten Gründen ein engeres Geltungsgebiet erhielten.

Nur dadurch, daß eine solche Verengung des ursprünglichen Sinnes eintritt, ist es möglich, daß von Verben Substantiva abgeleitet sind, die verschiedene Gegenstände bezeichnen; daß z. B. auseinander gehalten werden können die Worte „Führer, Fuhre, Gefährt“, die Ableitungen von fahren sind, wie ziehen die Worte Zucht, Zug, Erziehung, wie tegere die Substantiva tegumentum, tectura, tectorium, toga nach sich zog: Worte, die von einer allgemeinen Bedeutung ausgingen, da sie ja Thätigkeitsworten entstammen, die aber durch den Gebrauch auf ein spezielles Gebiet in ihrer Bedeutung beschränkt wurden.

So ging es auch vielen Abstrakten, die die Sprache gebildet hatte. Statt eine Handlung, eine Eigenschaft, einen Zustand zu bezeichnen, wurden sie die Benennung eines materiellen Gegenstandes. Die Erfindung hieß auf griechisch μηχανή; daraus wurde der Name für das Resultat dieser Thätigkeit abgeleitet: die Maschine; wie aus mercatus, der Handel, die Bezeichnung des Ortes herrührt, wo diese Thätigkeit stattfindet: le marché der Markt. — Bei la jalousie, italienisch gelosia entwickelte sich aus dem ursprünglichen Begriff der Siedehitze die Benennung für die Eifersucht; daneben bedeuten Jalousien jetzt Gitterläden vor dem Fenster, durch die man beobachten kann, ohne gesehen zu werden. — Und gleicher Art ist auch die Bedeutungsentwicklung, die Diejenigen annehmen müssen, die étui von lateinisch studium ableiten; das Abstraktum

*) Für dies Gebiet ist zu vergleichen das Buch von Hermann Schrader, Der Bilderschmuck in der deutschen Sprache. (Weimar 1894. 2. Aufl.)

nischer Zunge dazu, das Wesen der Laune mit diesem Thiere zu vergleichen: das französische *caprice*, das italienische *capriccio* geht auf *capra* die Ziege zurück.

Es giebt auch kein Gewerbe, keinen Stand, dessen besondere Ausdrücke der Allgemeinheit nicht Bilder verliehen hätten. Greifen wir nur die Beschäftigung des Bauern heraus; wir finden sofort eine große Anzahl von Metaphern, die dem Landleben entnommen sind. Wir sprechen von einer gefurchten Stirn; wir sagen: Zwietracht säen, Vorurtheile aussäen, Nachlese halten, Spreu vom Weizen sondern. Und in völliger Uebereinstimmung mit dem Sprachgeist des Volkes sagt Goethe in dem Roman „Wilhelm Meister's Lehrjahre“: „Das Böse fällt mit dem Guten. Ein Geschlecht wird weggemäht und das andre sproßt auf.“ — Die Sprache ist ein Schatzhaus von Lebensbildern, wenn man den Blick dafür etwas schult.

Besonders interessant aber erscheinen mir die Metaphern, die in sich alte Anschauungen bergen, die historisch merkwürdig sind, aber dem Volke heute nicht im Geringsten zum Bewußtsein kommen. — Wie viele sind dem Kampfe entlehnt, der in alten Zeiten die Quelle der höchsten Lust war! Vortheil und Nachtheil stammen z. B. daher. Die Beute des Kampfes nämlich war allen gemeinsam; der Vortheil von der Beute aber wurde vorerst dem Helden des Kampfes zugewiesen. Daher rührt auch die Benennung „Prinz“; denn das lateinische *princeps* ist aufzulösen als *is qui primum capit*, als der, der zuerst (bei der Beute) zugreift.

Auch das Wort „vornehm“ enthält ein Bild, das dem Kampfe entlehnt ist; denn das mittelhochdeutsche *vürnæme* gehört zu dem Verbum *er nimet sich vür*, d. h. er zeichnet sich aus, wie unsere neuhochdeutsche Wendung es noch ausdrückt: „das nimmt sich gut aus“. So bezeichnet auch das lateinische *egregius* eigentlich einen Helden, nämlich einen, der *ex grege* aus der Schaar hervorragt.

Eine Fülle poetischer Empfindung liegt in der Bedeutungs-entwicklung des Wortes „Elend“. Ursprünglich heißt es „das Ausland, die Fremde“. Noch in Goethe's „Hermann und Dorothea“ kommt es in dieser Bedeutung vor. Im fünften Gesange, wo der Jüngling seinen Vater beredet, ihn um Dorothea werben zu lassen, heißt es, sie sei kein hergelaufenes Mädchen, nur der Krieg habe sie aus ihrer Heimath vertrieben. Und um seine Ansicht zu stützen, fährt er fort:

„Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend.“ — Schon im Mittelalter hatte das Wort daneben die Bedeutung „Noth, Trübsal“ angenommen. Wer nicht in der Heimath lebte, erschien dem Volke eben als unglücklich. — Eine ähnliche Entwicklung nahm das englische *wretch*, das mit unserm Worte der Necke verwandt ist und ursprünglich „Flüchtling, Verbannter“ bedeutete, sich dann zu der Bedeutung „Unglücklicher“ entwickelte, bis es heute sogar zu der Bezeichnung eines moralisch Verkommenen geworden ist.

Von den abergläubischen Vorstellungen, die von der Astrologie herrühren, hat die heutige Sprache noch Spuren bewahrt. Wir sprechen noch jetzt von einem Glücksstern und einem Unstern; das Wort „Einfluß“, das französische *influence* weist deutlich auf die Vorstellung hin, daß von den Gestirnen ein Fluidum ausgehe, das eine Einwirkung auf das Schicksal der Menschen habe. Wenn wir finden, daß unser *Laune* im Mittelalter neben der Bedeutung „wechselnde Gemüthsstimmung“ auch die von „Mondphase, Zeit des Mondwechsels“ hat, so entnehmen wir aus dieser Bedeutungsreihe, daß das Wort auf lateinisch *luna* zurückgeht und daß das Bild dem Glauben von der Einwirkung des Mondes auf die Stimmung des Menschen seine Entstehung verdankt; bei dem französischen *lunatique* ist derselbe Gedanke in der Bedeutungsentwicklung von Einfluß gewesen.*)

Nur zwei bildliche Ausdrücke will ich noch anführen, die uns aus der Rechtsprache noch jetzt erhalten sind und die uns auch einen interessanten kulturhistorischen Durchblick gewähren. Der *Rival* ist ursprünglich derjenige, der an einem *rivus*, einem Bache, lebt; von da entwickelte sich die Bedeutung weiter und bezeichnete zwei, die denselben Wasserlauf benutzen oder Grenznachbarn sind. Der *Zank* aber, der zwischen diesen häufig ausbricht, hat zu der Bedeutung „Nebenbuhler“ geführt. — Auch das Wort „Hagestolz“ ist einem Rechtsausdruck entlehnt; denn das mittelhochdeutsche *hagestalt* bedeutete eigentlich Hagebesitzer. Der älteste Sohn erbte nämlich nach dem altgermanischen Erstgeburtsrecht den Hof, d. i.

*) Daß „Laune“ von *luna* entlehnt ist und daß das Wort dem Glauben von der Einwirkung des Mondes auf die Stimmung des Menschen seine Entstehung verdankt, hat Zeiler schon erwähnt. — Man könnte sich allerdings auch vorstellen, daß dabei bloß der Gedanke des wechselnden Mondes vorwalten habe; indeß wird mir die oben gegebene Erklärung dadurch wahrscheinlicher, daß sie auch für die andern Sprachen paßt: franz. *lunatique*, engl. *lunacy*.

den Herrenhof, den übrigen Söhnen fiel nur ein Hag zu, d. i. ein kleines eingegrenztes Grundstück. Sie konnten keinen eigenen Hausstand begründen, da sie meist in Abhängigkeit von ihrem ältesten Bruder waren. Das ehelose Leben, das sie in Folge ihrer materiellen Nothlage zu führen gezwungen waren, hat untern Heirathsscheuen, die doch häufig mehr dem eignen Triebe als der Noth gehorchen, den hochklingenden Namen „Hagestolze“ verliehen.

Wir können von hier aus auch noch einen Schritt in ein Gebiet thun, das außerordentlich umfangreich ist. Mein Lehrer Rudolf Hildebrand in Leipzig sagte zuweilen im Kolleg: „Von der lebendigen Sprache die lebendigen Atome sind eigentlich nicht Worte sondern Wendungen.“ In vielen solcher Wendungen, in tausenden volksthümlichen Redensarten lebt noch im Bilde manche Sitte fort, die aus dem Leben der Gegenwart längst geschwunden ist.

Wenn man z. B. auf das Befragen nach dem Ergehen Jemandes die Antwort erhält: „er ist wieder leidlich auf dem Damme“, so ist in den meisten Fällen anzunehmen, daß der Sprechende sich nicht bewußt ist, mit seinen Worten an einen alten Brauch in den Küstenortschaften der Nordsee zu erinnern. Dort mußten bei Ueberschwemmungsgefahr alle, mit Ausnahme der Kranken, auf dem Damme arbeiten; wer also auf dem Damme ist, befindet sich wohl. — Ebenfalls von den Ueberschwemmungen rührt die Redensart her: „Der hat sein Schäfchen ins Trockene gebracht“. Nach Andern ist auch die Erklärung zulässig, Schäfchen sei eine irrthümliche Uebersetzung des niederdeutschen schepken = Schiffchen und beziehe sich auf die kleinen Fahrzeuge, die zur Winterszeit unter einem Schuppen geborgen wurden.

So ist noch in vielen solcher Redensarten alter Brauch erhalten. Manches, was heute unbewußt richtig gebraucht wird, ist von der alten Jäger-, Krieger- und Spielersprache beigeleitet, z. B. „klein beigegeben“ rührt vom Kartenspiel her, „jemand die Stange halten“ und „jemand auf den Sand setzen“ läßt die Turniere wieder aufleben. — Bei der Wendung „etwas in die Schanze schlagen“ hat man nicht, wie man etwa meinen könnte, an die Erstürmung von Schanzen in der Feldschlacht zu denken; vielmehr ist Schanze hier nur eine Umdeutschung von dem französischen chance, das den entscheidenden Wurf im Würfelspiel ursprünglich bedeutet und dann zu der Bedeutung „Glücksfall“ überhaupt erweitert wurde. — Sicherlich falsch wird die Redensart meist aufgefaßt: „den Nagel auf den Kopf treffen“; denn fast jeder.

der die Redensart braucht, meint, daß es sich hier darum handelt, mit dem Hammer den Nagelkopf zu treffen, was doch eigentlich nicht sehr schwierig ist; die Wendung entstammt aber der Schützen-sprache. Beim Scheibenschießen war nämlich das Zentrum durch einen Nagel gekennzeichnet, und den mit dem Bolzen zu treffen, war schon nicht so leicht.*)

III.

In allen bisher besprochenen Fällen haben wir beobachtet daß der Ausdruck eigentlich zu eng war, um den Inhalt der Benennung wiederzugeben. Das Umgekehrte aber ist mindestens ebenso häufig. Es giebt unzählige Worte, die ursprünglich einen weiteren Umfang des Begriffes hatten und die aus den verschiedensten Gründen ein engeres Geltungsgebiet erhielten.

Nur dadurch, daß eine solche Verengung des ursprünglichen Sinnes eintritt, ist es möglich, daß von Verben Substantiva abgeleitet sind, die verschiedene Gegenstände bezeichnen; daß z. B. auseinander gehalten werden können die Worte „Führer, Fuhre, Gefährt“, die Ableitungen von fahren sind, wie ziehen die Worte Zucht, Zug, Erziehung, wie tegere die Substantiva tegumentum, tectura, tectorium, toga nach sich zog: Worte, die von einer allgemeinen Bedeutung ausgingen, da sie ja Thätigkeitsworten entstammen, die aber durch den Gebrauch auf ein spezielles Gebiet in ihrer Bedeutung beschränkt wurden.

So ging es auch vielen Abstrakten, die die Sprache gebildet hatte. Statt eine Handlung, eine Eigenschaft, einen Zustand zu bezeichnen, wurden sie die Benennung eines materiellen Gegenstandes. Die Erfindung hieß auf griechisch μηχανή; daraus wurde der Name für das Resultat dieser Thätigkeit abgeleitet: die Maschine; wie aus mercatus, der Handel, die Bezeichnung des Ortes herrührt, wo diese Thätigkeit stattfindet: le marché der Markt. — Bei la jalousie, italienisch gelosia entwickelte sich aus dem ursprünglichen Begriff der Siedehitze die Benennung für die Eiferucht; daneben bedeuten Jalousien jetzt Gitterläden vor dem Fenster, durch die man beobachten kann, ohne gesehen zu werden. — Und gleicher Art ist auch die Bedeutungsentwicklung, die Diejenigen annehmen müssen, die étui von lateinisch studium ableiten; das Abstraktum

*) Für dies Gebiet ist zu vergleichen das Buch von Hermann Schrader, Der Bilderschmuck in der deutschen Sprache. (Weimar 1894. 2. Aufl.)

„Sorgfalt“ ist zur Bezeichnung einer Hülle geworden, in der etwas sorgfältig aufbewahrt ist.

Diese Begrenzung des Sinnes können wir auch beobachten, wenn dasselbe Wort von verschiedenen Leuten gebraucht wird. Unter „versehen“ z. B. versteht der Schüler am Semestereschluß etwas ganz anderes als der Student am Ende des Monats oder der Offizier, der in eine andere Garnison kommen möchte. — Bei dem Worte „operiren“ denken wir, wenn von einem Arzt die Rede ist, an einen Kranken, an Wunden und scharfe Instrumente, spricht man von einem Feldherrn, so sehen wir bei diesen Worten im Geiste Armeen aufmarschiren; und sagt man von einem Bankier, er habe gut operirt, so stellen wir uns weder Blut noch Waffen vor, wir denken dann nur an den Einkauf und Verkauf von Papieren.

Je mehr Gruppen von Menschen vorhanden sind, je vielseitiger die Thätigkeit eines Volkes ist, desto verschiedenartiger werden die Bedeutungen desselben Wortes sein. Die Vieldeutigkeit der Worte wird so ein Zeichen vorgeschrittener Kultur. In dieser reichen Abstufung der Bedeutung eines Wortes, sah Friedrich der Große einen der Vorzüge der französischen Sprache.

Es kommt aber vor, daß die verengte Bedeutung, die man anfangs einem Worte nur in einem bestimmten Kreise beilegte, allgemein beibehalten wurde und die ältere Bedeutung verdrängte. Die Droguisten des Mittelalters nannten die Gewürze, mit denen sie handelten, nämlich Safran, Nelke, Zimmt und Muskat, einfach die vier Spezies, die vier Arten; unsere Spezereien, das französische épices, ist aus diesem Sachausdruck hervorgegangen.

Einer Entlehnung aus der Kirchensprache verdanken viele Wörter ihre verengte Bedeutung. Beichte bedeutete eigentlich Aussage überhaupt, Priester, französisch prêtre, ist ursprünglich der ältere, denn es geht auf πρεσβυτερος zurück, der Laie ist aus dem griechischen λαϊκος „zum Volke gehörig“ entstanden und wird jetzt gebraucht in der engen Bedeutung eines in einem Fache nicht Kundigen.

Die Handwerker brauchten häufig allgemeine Ausdrücke für ihr Metier, und jetzt ist die spezielle Bedeutung allgemein üblich geworden; „gerben“ heißt ursprünglich allgemein „bereiten, garmachen“; daher mußte man im frühen Mittelalter die Zusammenfügung ledergarawo brauchen, wo wir mit dem einfachen „Gerber“ auskommen.

Manche verengte Bedeutung hat die Landwirthschaft in allgemeine Anwendung gebracht. Unser Wort „Getreide“ hieß im Mittelalter getregede und bedeutete demgemäß: „das, was getragen wird“, dann „das, was der Erdboden trägt“, und endlich wurde es begriffsverwandt mit Korn. — Auch das Wort „Acker“ hat erst allmählich eine verengte Bedeutung erhalten. Es bedeutete ursprünglich Feld und Flur im weitesten Sinne, im besonderen die Trift, das Weideland, wie es ja gemäß seiner Verwandtschaft mit griechisch *αγρο* treiben natürlich ist; als die Viehzucht in den Hintergrund trat und die Menschen anfangen, sich mit dem Bodenaufbau zu beschäftigen, nahm es die heutige Bedeutung an.

Was wir von der Klassen- oder Gewerbesprache gesagt haben, können wir auch verallgemeinern. Jeder von uns braucht eine Reihe von Ausdrücken, die nur in unsern vertrauten Kreisen verstanden werden. Dies sind meist verkürzte Redensarten.

Wer einmal in der Nähe des Buffets im Restaurant saß, der hat alle Augenblick solche Rufe hören müssen, wie vier „Pils, fünf Münch, drei hell“. Wir sind eingeweiht genug, um zu wissen, daß der Kellner vier Glas Pilsener Bier u. s. w. verlangte. — Solche verkürzten Wendungen, die ihren Ursprung dem Umstande zuschreiben, daß das von dem Adjektiv bestimmte und begrenzte Substantiv ausgelassen ist — solche Wortstumpfe sind in den allgemeinen Sprachschatz aufgenommen worden. Ich will nur einige Worte herausgreifen.

Unsere Theaterbesucher sprechen von einer *Première* (la *première représentation*), die Franzosen nennen den Schnellzug nur *le rapide*, der Pfirsich ist eigentlich der persische Apfel (*malum persicum*), eine Entlehnung, die, wie Seiler richtig hervorhebt, schon in die vorchristliche Zeit fallen muß; die Bonne ist ursprünglich die gute Dienerin (*la bonne domestique*), und der Mob ist verkürzt aus *mobile vulgus*, der leicht bewegliche Haufen.

Diese Art der Begriffsverengung rührt von der Bequemlichkeit des Sprechenden her, d. h. von dem Streben, in möglichst wenig Worten seinem Gedanken Ausdruck zu geben. — Eine andere Gruppe von Bedeutungswandel ist der Neigung zum Uebertreiben anzurechnen, oder, man kann auch sagen, sie sei der Absicht, Eindruck zu machen, zuzuschreiben. — Weil wir an solche Worte zu sehr gewöhnt sind, merken wir die Uebertreibung garnicht, wenn uns junge Damen etwa erzählen, wie „entzückend“,

„wunderbar“ oder „reizend“ sie dies und jenes fänden, oder wie „entsetzlich“ oder wie „furchtbar“ sie sich gelangweilt hätten. Der häufige Gebrauch solcher Wörter, die ursprünglich das höchste Gefühl zum Ausdruck bringen sollten, hat sie immer farbloser erscheinen lassen. Sie sind in alle Schichten des Volkes gewandert, und der Prägungstempel ist allmählich bis zur Unkenntlichkeit verwischt worden.

Als ein bezeichnendes Beispiel für das Abblässen der Worte (der französische Gelehrte Michel Bréal nennt es *décoloration*) führe ich das Wort „sehr“ an. In „versehren“ und „unversehrt“ ist die Grundbedeutung erhalten. Es entspricht eigentlich nicht nur in der Form, sondern auch im Sinne dem englischen *sore* schmerzlich. Wer sich dieser ursprünglichen Bedeutung bewußt ist, dem erscheint die Wendung „er ist sehr nett“ kaum der Steigerung fähig; und doch suchte man den Ausdruck zu überbieten, weil er zu wenig zu sagen schien: der sehr nette Mensch ist äußerst nett oder auch riesig nett geworden.

Wenn wir davon sprechen, daß so viele Worte eine Einbuße in der Bedeutung erleiden, so darf bei dieser Gelegenheit auch erwähnt werden, daß die eigentlichen Münzen an Werth heruntergekommen sind. Der Gulden hat daher seinen Namen, daß er aus Gold ist, aber seit dem 17. Jahrhundert ist er seinem Namen untreu geworden. Der Pfennig war früher eine Silbermünze. Wer heute in Frankreich *dix mille livres de rente*, 10000 Franken Einkommen, hat, ist kaum wohlhabend zu nennen; im frühen Mittelalter aber wäre er damit wohl der reichste Mann gewesen, denn ursprünglich war *une livre*, seinem Namen entsprechend, eine Münze, die ein Pfund Silber darstellen sollte — im Laufe der Zeit sank sie allmählich auf etwa fünf Gramm Silber. — Und ebenso ist es wohl der Wirkung von Finanznöthen zuzuschreiben, daß der *Sou*, eine Weiterbildung des römischen *solidus*, nur fünf Centimes beträgt; zur Zeit der Merowinger war es eine Goldmünze.

IV.

Wenn Worte aber so sehr im Werthe sinken, daß ursprünglich gleichgültige oder gar edle Ausdrücke zur Bezeichnung von häßlichen Dingen gebraucht werden, so muß eine andere Ursache der Erscheinung zu Grunde liegen als die Neigung zum Uebertreiben. Wir geben zunächst einige Beispiele.

Wie tief stehen heute solche Wörter wie „armelig“, „erbärmlich“; im Mittelalter bedeuteten sie „barmherzig“, dann „Erbarmen erregend“, bis sie zu der heutigen Bedeutung von verächtlich gelangten, eine Entwicklung, wie sie auch das französische *miserable* durchmachte. — Die Worte „Frevel“ und „frech“ waren früher auch Ausdrücke, die einen lobenden Sinn hatten, sie bezeichneten Kühnheit oder Verwegenheit. In der Edda ist *fræki* ein Beiwort von Helden, weil das germanische Alterthum Kühnheit unter allen Tugenden voranstellte. — „Gift“ war zunächst die Gabe, wie ja noch heute die Mitgift nicht der Ausdruck von etwas Schädlichem ist; ebenso bedeutete das französische *poison* ursprünglich nur den Trank, nicht den verderblichen Trank. — Wer empfindet es heute nicht als Beleidigung „einfältig“ genannt zu werden; vor ein paar Jahrhunderten war es ein rühmender Ausdruck: es bezeichnete den Reinen, der ohne Falsch ist. — Das englische *silly* bedeutet thöricht, und doch ist es einer Abstammung mit unserm „selig“.

Ein verdienter Gelehrter, Reinhold Wehstein, hat ähnliche Erscheinungen besprochen in einem Aufsatz, den er betitelte: „Ein pessimistischer Zug in der Entwicklung der Wortbedeutungen“. Es ist aber ein Irrthum, den Wörtern eine Tendenz, eine Neigung zuzuschreiben. Diese Neigung wohnt vielmehr den Menschen inne. Wir suchen häßliche Dinge zu verschleiern, verletzende Ideen abzuschwächen und widerwärtige Begriffe zu verkleiden. — Wir sagen nicht mehr „sich“, wie früher, sondern „krank“, das eigentlich nur „schwächlich“ bedeutet. „Wahnsinn“ bedeutet ursprünglich nur Unverstand. Und welch ein harmloses Wort für eine entsetzliche Sache ist „irre“ oder „verrückt“, was doch nur von der richtigen Stelle weggerrückt ist.

Wenn uns heute diese eigentlich unschuldigen Ausdrücke so ichlimm erscheinen, so liegt das daran, daß alle Verschleierung nichts nützt. Dem Hörer stellt sich der Begriff sofort dar, der Ausdruck mag sein, wie er will, er ist ihm nur ein Gefäß, bei dem ihm der Inhalt allein wichtig ist. — In der ersten Zeit des Gebrauches mag allerdings der zartfühlende Ausdruck seinen Zweck erfüllen; aber sobald man öfter abgeschwächte oder auch edle Worte für Dinge gebraucht hat, die eigentlich einem andern Ausdruck entsprächen, wird sofort klar, daß das Bestreben, Rücksicht zu nehmen, vollkommen aussichtslos ist. Die blassen Worte nehmen dann eben eine stärkere Färbung an.

Man beobachte nur, wie stark wir viele Ausdrücke empfinden, die in sehr verhüllter Form verächtliche Eigenschaften bezeichnen. Ich nenne Worte wie „gewöhnlich“, „ordinär“, „gemein“, „schlecht“ (das ursprünglich so viel ist wie schlicht, einfach).

Je zartfühlender der Ausdruck wurde, desto empfindlicher wurden wir. Man darf heute kaum Jemandem sagen, daß er alt sei, und doch ist „alt“ ursprünglich nur so viel wie aufgewachsen. — Der „Greis“ hat in unserer Anschauung bedenklich an Jahren zugenommen; ursprünglich ist es nur der, der grau wird (französisch gris). — In der klassischen Walpurgisnacht verbittet sich der Greif den Namen Greis:

„Niemand hört es gern,
Daß man ihn Greis nennt. Jedem Worte klingt
Der Ursprung nach, wo es sich her bedingt:
Gruu, grämlich, grießgram, greulich, Gräber, grimmig,
Eymologisch gleicherweise stimmig.
Verstimmen uns.“

Wir haben für Dinge, die keusche Herzen nicht entbehren können, die uns aber zu sehr daran erinnern, daß wir nur Geschöpfe aus Staub sind — wir haben für solche Dinge Worte gefunden, die, an sich betrachtet, die Harmlosigkeit selbst sind. Es war aber nutzlos: wir hüten uns, diese Worte vor keuschen Ohren zu gebrauchen, weil der Begriff sich sofort einstellt.

Ähnlich ist es Benennungen ergangen, die man Personen beilegte, um ihren Stand zu bezeichnen. Wenn Mephistopheles im zweiten Theile des Faust den thöricht-scheltenden Baccalaureus fragt: „Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob Du bist?“, antwortet ihm dieser: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist.“ — Es ist ein gut Theil Wahrheit in dieser Antwort; nur trifft die Bemerkung nicht bloß für das Deutsche, sondern auch für die anderen Sprachen zu. Aus Höflichkeit haben wir Personen Bezeichnungen beigelegt, die ihnen nicht zukamen. Die natürliche Folge war, daß diese Benennungen an Werth verloren.

Mit dem Worte „Frau“ bezeichnete man früher nur die Frau von Stande*). Ebenso ist „Herr“ entwerthet: es heißt ursprünglich der ehrwürdigere; in der Bezeichnung „Herrenhaus“

*) So ist auch der Gegenatz zu verstehen von „Weib“ und „Frau“ in den bekannten Versen Walthers von der Vogelweide: „Kan ich rehte schouwen guot gelaz unt lip, sem mir got, so swüere ich wol daz hie diu wip bezzet sint danne ander vrouwen.“

lebt die alte Bedeutung noch fort. Auch das italienische *signore* und das französische *monsieur* wurde ursprünglich nur vornehmen Leuten beigelegt. — Hierher gehört auch, daß viele Bezeichnungen, die wir heute der dienenden Klasse der Bevölkerung geben, ursprünglich ein ganz anderes Verhältniß ausdrücken. In Rom und Athen wurde der Diener auch als Knabe angeredet; *puer* und *παῖς* waren die Titel. Es entspricht dem Sinne nach genau dem französischen *garçon*. Auch unser „Knecht“ ist ursprünglich Knabe; ein vornehmer Jüngling konnte vor einigen Jahrhunderten so genannt werden. Ist doch das englische *knight* mit unserem Knecht aus demselben Boden entsprossen.*)

Wenn auf der einen Seite die Höflichkeit oder Schmeichelei diese Verengung des Sinnes herbeigeführt hat, so ist auf der andern auch die Eitelkeit der Menschen nicht unschuldig daran. *Artisan* bedeutet eigentlich Künstler; aber da die Handwerker anfangen sich so zu nennen, hat schließlich *artisan* auch die Bedeutung von Handwerker bekommen. — Dasselbe Streben finden wir bei den Schlossern, die sich *Mechaniker* nennen, oder bei manchen Schneidern, die ohne die feine fremdländische Bezeichnung *marchand-tailleur* nicht auszukommen glauben. Und es wird nicht allzulange dauern, daß die deutschen Dienstmädchen es durchgesetzt haben „Hausgehilfinnen“ genannt zu werden, ein Name, der nach einigen Jahrzehnten wieder einem neuen wird weichen müssen.

Dieser Entwerthung von Worten steht aber eine andere Thatfache gegenüber: es giebt eine Reihe von Ausdrücken, die im Werte gestiegen sind. Und dabei ist eine erfreuliche Erscheinung festzustellen: hat einmal ein Wort den Sinn von *sittlich* = *gut* angenommen, so läßt es alle früheren Bedeutungen vollkommen verschwinden. Es ist, wie wenn das Wort in seiner neuen Bedeutung geheiligt wäre. So ist der Begriff des Nützlichen in manchen Wörtern zu dem Begriff des Guten, Edlen geworden und hat dann diese Bedeutung allein behalten. „Tugend“ z. B. gehört zu dem Verbum „taugen“, aber die Grundbedeutung ist vollständig übernommen worden von „Tüchtigkeit;“ „fromm“ hatte früher den Sinn von *förderlich*; denn es gehört zu dem mittelhochdeutschen *diu frum*, das Nutzen, Vortheil bedeutet; ebenso liegt dem Worte „bieder“ mittelhochdeutsch *biderbe* = *brauchbar*, *nützlich* zu Grunde,

*) In diese Klasse gehört auch das Wort „Frauenzimmer“, dem kürzlich hier eine ganze Abhandlung gewidmet wurde.

Auch andere Begriffe als die des Tauglichen haben sich in eine moralische Sphäre erhoben und sind dort geblieben. Von der Bedeutung munter, frisch, wach geht das Wort „wacker“ aus. Und „bescheiden“ gehört ursprünglich zu einem Verbum, das so viel hieß wie „scheiden, trennen, deutlich erzählen;“ daraus entwickelte sich für das Mittelalter die Bedeutung des Adjektivs als „klar, verständig, flug“, die jetzt, wo wir einen ethischen Begriff mit dem Worte verbinden, spurlos geschwunden ist.

Manche Worte, bei denen man, wollte man Reinhold Bechsteins Ausdruck nachahmen, von einem optimistischen Zuge in der Bedeutungsentwicklung sprechen könnte, verdanken wohl der Uebertreibung, die man im Scherze vornimmt, ihre gemilderte Auffassung. In früheren Zeiten war „Schalk“ ein sehr böser Ausdruck; er bezeichnete einen Menschen von hinterlistiger Art. Goethe aber definiert den Schalk als „eine Person, die mit Heiterkeit und Freude jemand einen Pöffen spielt.“ Und wer würde sich heute beleidigt fühlen, wenn man ihn einen Schelm nennt! Im Mittelalter war das Wort gleichwerthig mit unserem Schuft. Und wenn wir hören, daß unser Wort „schäkern“, das im vorigen Jahrhundert aufkam, dem hebräischen sheker, die Lüge, entstammt, so müssen wir uns auch sagen, daß man nur im Scherz diese beiden Bedeutungen zusammenbringen kann.

Auch geschichtliche Ereignisse haben dazu geführt, Wörtern ein verengtes Geltungsgebiet zu geben, indem sie sie auf eine ausschließlich günstige Bedeutung beschränkten. Unzweifelhaft hat das Durchdringen des Christenthums einige Ausdrücke in eine besonders erhabene Stellung gebracht. Mit dem Worte „Reue“ verbinden wir jetzt einen ganz anderen Begriff als früher, wo es nur Betrübniß im Allgemeinen bedeutete, und Buße und Demuth erhielten den christlichen Begriff von poenitentia und humilitas. Die Buße war sonst nur Ersatz eines Schadens, ein Ausbessern; und „Demuth“ gar: die hohe Tugend, die jetzt damit bezeichnet wird, würde durchaus nicht der altgermanischen Vorstellung entsprechen. Es bezeichnet dem Wortlaute nach Gesinnung des Dienenden; diese aber war dem heidnischen Germanen durchaus verächtlich. Der Goethe hat dafür das Wort hauneins, das unserem „Dohn“ entspricht und das damals „Erniedrigung, Niedrigkeit“ bedeutete.

Mit diesen Andeutungen aus dem so reichen Kapitel von dem Leben der Worte möchte ich mich begnügen. — Daß die Be-

schäftigung mit der Sprache jemals an Bedeutung verlieren wird, ist nicht zu befürchten. In allen Zonen und zu allen Zeiten ist sie das erste Hilfsmittel und die erste Grundlage des Unterrichts. Und sollte die Sprache — was nicht zu erwarten ist — den ersten Platz in unsern Schulen räumen, so können wir uns immer noch auf unsere Mütter verlassen: sie werden sicherlich nicht die Wichtigkeit der Sprache für die Erziehung verkennen. Wird doch selbst die schweigsamste Frau ihrem Kinde gegenüber geistreich, und bleibt doch die Freude, das Kind sprechen zu hören, ewig dieselbe.

Und auch das Gefühl trägt uns nicht, daß wir den Boden, der uns trägt und hervorgebracht hat, mit um so festerer Liebe umschließen, je vertrauter wir mit unserer Muttersprache sind. Wir werden uns dann alles dessen bewußt, was uns mit der Seele unsres Volkes verbindet. Ich darf hierfür die Verse Goethe's anführen:

„Die Sprache bleibt ein reiner Himmelshauch,
Empfunden nur von stillen Erdenöhnen;
Fest liegt der Grund, bequem ist der Gebrauch,
Und wo man wohnt, da muß man sich gewöhnen.“

Hundert Jahre künstlerischer Entwicklung in Frankreich.

Von

Heinrich Weisfäcker.

Als im vergangenen August die Nachricht vom Tode Friedrich Nietzsche's nach Paris gelangte, beeilte sich der Figaro, nicht ohne einen Anflug patriotischer Genugthuung, an die beinahe schwärmerische Verehrung zu erinnern, welche der unglückliche Denker und Dichter für die „französische Zivilisation“ gehegt und auch wiederholt in seinen Schriften zum Ausdruck gebracht hat. Nachdem in neuerer Zeit so oft vom Verfall dieser Zivilisation die Rede gewesen ist, mochte es wohl verlockend sein, einem so verbreiteten Vorurtheil einmal eine anders meinende Autorität gegenüberstellen zu können, vollends, da sich in derselben Zeitungsnummer die Gelegenheit fand, dem Décadence-Aberglauben auch noch in einem anderen Zusammenhange und unmittelbar zu Leibe zu gehen. Aber eigentlich lag kein Grund vor, auf dieses Thema gerade jetzt zurückzukommen, in einem Augenblick, in dem eben jenes geflügelte Wort vom moralischen Niedergang des französischen Volkes, wie es die aufregenden Episoden des vergangenen Jahres in Umlauf gesetzt hatten, nachgerade von selbst verstummt ist. Ist doch, was damals an der Tagesordnung war, über so viel anderen Tagesneuigkeiten vergessen worden und hat doch auch der glänzende Eindruck des Ausstellungsjahres 1900 das Seine dazu beigetragen, um jene Reminiszenzen zurücktreten zu lassen. Zudem, wer es für der Mühe werth hält, mit dem geistigen Leben unserer Nachbarn etwas nähere Fühlung zu halten, dem wird bei dieser Art intimeren

Verkehr der Gedanke an etwas wie Verfall wohl überhaupt nie, auch früher nicht, gekommen sein. Die kulturelle Arbeitsleistung des heutigen Frankreich und namentlich jene ausdrucksvollste Form ihrer Bethätigung, die im schöpferischen Wettbewerb von Kunst und Dichtung gegeben ist, zeigt ein so völlig anderes Bild, einen Reichthum an Begabung und eine Schulung der produktiven Kräfte, daß man hiervon sogar mit einer gewissen Bewunderung reden darf und daß jeder Zweifel an der normalen Beschaffenheit des Kulturbodens, dem sie angehören, ausgeschlossen scheint.

Den selben Eindruck bestätigt, was im Besonderen die bildende Kunst anlangt, im Rahmen der großen Ausstellung dieses Jahres die Uebersicht über Frankreichs künstlerische Thätigkeit, wie sie in einer nahezu unüberschbaren Fülle in dem größeren der beiden Kunstpalaë auf den Champs-Élysées zusammengetragen gewesen ist. Zwar, jene triumphirenden Worte, mit denen die Gebrüder Goncourt die Superiorität der französischen Schule gelegentlich der Weltausstellung von 1855 gepriesen haben: „la France est aujourd'hui la grande école de peinture, la gardienne du feu sacré . . . elle est la grande nation de l'art“, diese Worte treffen nicht mehr in ihrem ganzen Umfang zu. Inzwischen haben doch noch mehr Leute, soweit sie es nicht schon konnten, malen gelernt. Aber allerdings bot die Niesenausstellung von heute im ganzen, weiten Gebiet der Kunst nichts Besondere, als eben jenes Massenaufgebot der einheimischen Kräfte im Grand Palais des Arts. Und ist auch der damit verbundenen historischen Ausstellung, welche die Entwicklung von 1800 bis 1890 veranschaulichen sollte, der Vorwurf nicht zu ersparen gewesen, daß sie ein keineswegs lückenloses Gesamtbild darstellte, so war doch um so werthvoller, was die besonders reichhaltige Zusammenstellung, die das zuletzt vergangene Jahrzehnt bis 1900 umfaßte, die Exposition décennale, im Anschluß an jene erste zur Kenntniß der künstlerischen Bewegung unserer Zeit, ihrer Ausgangspunkte und ihrer Ziele beizutragen vermochte.

Die Geschichte der französischen Kunst ist in dem vergangenen Jahrhundert die Geschichte Frankreichs. So streitig auch an sich die Frage sein mag, inwieweit die Wandlungen des politischen und des künstlerischen Lebens einer Nation unter sich in Zusammenhang stehen, so augenfällig ist doch hier ihr beiderseitiges Aneinanderwirken.

Mit der kühlen und gemessenen Prachtentfaltung des klassisch-römischen Empirestils hat Napoleon I. auch den bevorzugten Inter-

preten seiner geschichtlichen Persönlichkeit, Jacques-Louis David, von der Revolution übernommen, einen Mann, der wie kein zweiter geeignet war, die Thaten des Usurpators in pomphaften Deklamationen der Nachwelt zu überliefern, und der doch zugleich Künstler genug war, um in dem Neoklassizismus seiner gemalten Historien neben der herzlosen Phrase des Abenteurers und des Emporkömmlings auch den heroischen Zügen des Welteroberers einen Ausdruck von imponirender Macht und Weite zu verleihen. Von dem Erbe der imperialistischen Epoche zehrt auch die Zeit der Restauration und des Zulikönigthums, und wenn auch David, der gewesene Jakobiner und „Königsmörder“ gezwungen worden ist, vor dem neuen Regiment der Bourbonen in die Verbannung zu flüchten, so beherrschen doch seine Schüler, die Gros, Gérard und der ihnen geistesverwandte Ingres, den Geschmack der besitzenden und regierenden Klassen noch durch Jahrzehnte hindurch in einer Art von gouvernementaler Kunstübung, deren Wirksamkeit man bis in die Tage des zweiten Kaiserreichs und darüber hinaus verfolgen kann. Nur der Gebrauch der künstlerischen Ausdrucksmittel ändert sich mit den Jahren; vor Allem gewinnt die etwas kühle und reflektirte Farbengebung der älteren Zeit an Lebenswärme, Kraft und Tiefe, und neben die blutleeren schönen Marmorbilder eines Ingres treten die volleren Gestalten eines Horace Vernet und Delaroche. Charakteristisch bleibt daneben die Neigung zu weiträumigen Schöpfungen im großen Stil, die nicht selten auch, noch ganz wie früher, der nationalen Selbstverherrlichung bestimmt sind. Unter Ludwig Philipp wird der Triumphbogen auf der Place de l'Etoile zu Ende geführt und auf endlosen Leinwandflächen wird, gleichfalls auf seine Initiative hin, im Schlosse von Versailles die Geschichte der Nation zur Darstellung gebracht. Allerdings, der Geist, der diese Werke erfüllt, ist nicht mehr ganz der alte. Wenn es auch Francois Rude damals noch gelungen ist, in einem packenden Reliefbilde, mit dem er den Triumphbogen schmückte, dem Auszug der Freiwilligen von 1792, die Flamme einer reinen patriotischen Begeisterung hell aufblodern zu lassen, so fehlt es doch jener Historienmalerei an dem trotzig-kühnen Schwung, den die Zeit des kaiserlichen Frankreichs in solche Schilderungen hineinzulegen gewohnt war. Auch ist es, abgesehen vom Gegenständlichen, eine etwas fade und verzärtelte Manier, welche die Periode des justemilieu, wenigstens in ihrer offiziellen Kunstübung, kennzeichnet, als hätte die innere Unwahrheit der Korruption und das Behagen

einer Bourgeoisie, die in selbstlichem Genießen die höchsten Zwecke ihres menschlichen Berufs erfüllt sah, sich auch darin kundgethan. Vor Allem macht sich in den farbigen Mitteln der Malerei bald in erhitzten Fleischönen, bald in bestechenden Asphaltübergängen eine durchdringende Süßigkeit des Geschmacks bemerkbar, die, der Musik eines Ruber oder Meyerbeer vergleichbar, ebenso leicht gefallen wie überjättigen kann und die uns Neueren bei allem Respekt vor sonstigem, handwerklichem Verdienst doch innerlich fremd bleiben muß. Auch so begabte Künstler, wie beispielweise Eugène Delacroix, den der König und seine Minister mit Vorliebe beschäftigt haben, stehen unter diesem Bann.

Anziehender und auch dem modernen Empfinden näher gerückt erscheint ohne Zweifel die künstlerische Repräsentation, die sich das zweite Kaiserreich gegeben hat. Es ist keine Frage, daß dazu die persönliche Mitwirkung Napoleons III. vieles beigetragen hat. Wie er um die Hebung von Handel und Gewerbesleiß bemüht gewesen ist, so hat er auch der Kunstpflege eine sehr ernst gemeinte Fürsorge zugewandt. Der eng mit seiner Sozialpolitik sich berührende Grundsatz von der Verpflichtung des Staates zur Förderung von Kunst und Künstlern ist von seiner Regierung mit anerkennenswerther Betriebsamkeit nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch zur Wahrheit gemacht worden, mögen auch die Maßnahmen, die getroffen wurden, im Einzelnen diskutabel sein. Noch heute trägt das architektonische Bild der Stadt Paris die Züge, die er ihm gegeben hat, und eine eben so wirksame Erneuerung, wie sie hier im Gefolge seiner baulichen Unternehmungen lag, war unter ihm auch allen sonstigen Gebieten des künstlerischen Lebens beschieden. Der Stil des zweiten Kaiserreiches hat unmittelbar an die großen Traditionen der französischen Schule angeknüpft. Wenn auch die athletische Kraftentfaltung eines David dieser Periode so gut wie der des Bürgerkönigthums versagt geblieben ist, und wenn auch das groß angelegte Pathos des premier empire unter den so viel fragwürdigeren Existenzbedingungen, mit denen der neue Cäsar zu rechnen hatte, kaum ernstlich Wurzel fassen konnte, so ist es doch eine Fülle von Pracht und Schönheit, die das künstlerische Leben von Paris damals um sich verbreitet hat. Auch der repräsentative Zug, den die von Staatswegen gepflegte Kunst in Frankreich immer gehabt hat, spricht hier aufs Neue nachdrücklich mit, und zwar im Großen ebenso gut wie im Kleinen. So vermag selbst die Historie in der Taschenausgabe, wie sie Meissonier edirt hat,

sich zu unvergleichlichen Wirkungen zu erheben, und als mit der wiedererstandenen Dynastie auch die napoleonische Legende neu erwacht, da wird eben dieser Künstler ihr Wortführer, versteht sich, nicht ohne daß ein Abglanz der großen Vergangenheit nun auch die nüchternere Gegenwart erhelle. Neben Meissonier's berühmter Cuirassier-Attaque von 1807, dem Bilde, wie den Kaiser bei Preußisch-Eylau der Zuruf der dem Feind entgegenreitenden gepanzerten Schwadronen, grüßt, zeigt von derselben Hand ein nicht minder bekanntes Denkmal der erneuerten „gloire“ den Kesseln, von den Heerführern der jüngsten Aera umgeben, in der Feuerlinie der französischen Batterien bei Solferino.

Mag nun bei alledem ein Stück Reflame in Abrechnung zu bringen sein, es wäre dennoch falsch, den künstlerischen Intentionen Napoleons III. die Anerkennung zu versagen, die ihnen gebührt, mindestens eben so falsch, wie eine einseitige Ueberschätzung ihrer Erfolge sein müßte. Denn auch in der Werthung dieser letzten Maß zu halten ist nothwendig. Im Allgemeinen bleibt doch, von einem Manne wie Meissonier und wenigen anderen abgesehen, an der vorzugsweise auf die schmückende Außenseite des Lebens berechneten Kunst der fünfziger und sechziger Jahre ein stark dekorativer Zug als wesentliches Merkmal haften. Es ist diese Seite ihres künstlerischen Charakters, die man den glänzenden mythologischen wie historischen Schaustellungen eines Cabanel, Gérôme, Couture oder eines Paul Baudry, des bekannten Schöpfers der Malereien in der großen Oper, geradezu abgewinnen muß, um sie recht zu würdigen; es ist ihre Stärke und ihre Schwäche zugleich. Der festliche Rausch, der, bald mit correesker Annuth, bald mit dem Kolorit der Venezianer wetteifernd, die produktive Kraft dieser Generation beseelt, hat seine Kehreite in einer gewissen Abspannung der eigentlichen künstlerischen Lebensenergie. Die Ueberlieferung der vorangegangenen Zeit hat ihr einen starken Schönheitsjinn verliehen, aber nicht zugleich die Kraft, ihn aus sich selbst mit einem eigenen, höheren Leben zu beseelen. So ist es dieser Kunst, auch wo sie versucht hat, sich das Gepräge einer bewußten Klassizität zu geben, doch nie ganz geglückt, sich über die Sphäre des Gewöhnlichen zu erheben; ihr Ideal ist am Akademie-modell und an der Halbwelt der Boulevards hängen geblieben. Und was ihr an wahrhaft klassischen Zügen fehlte, hat sie vergeblich durch eine mehr oder weniger konventionelle Formen Schönheit zu ersetzen gesucht. Aber darum eben stellt sich in ihr auch nur eine

Seite des künstlerischen Lebens der Nation in dem erwähnten Zeitraum dar, das sich mit ihr keineswegs erschöpft hat. Sie bedurfte geradezu in der Herkömmlichkeit und Glätte des ihr eigenen Schönheitskultes einer befreienden Gegenströmung, die aus dem angelernten zum naiven Empfinden der Einzelpersönlichkeit zurückführte. Der akademischen Tradition und Regel stellte sich das Verlangen nach einem reineren Naturgefühl wie von selbst gegenüber.

Es ginge nun freilich nicht an, die großen Gegensätze im Bereich der künstlerischen Gestaltung, die sich hier erschließen und die in wechselnder Form das gesammte Kunstleben des vergangenen Jahrhunderts, und nicht nur in Frankreich, mit einer Lebhaftigkeit, wie nie zuvor bewegt haben, auf den einfachen Widerstreit von zwei verschiedenen Arten der künstlerischen Weltbetrachtung, der realistischen und der idealistischen, zurückzuführen, wie oft geschieht. Die große Unabhängigkeitsbewegung der gesammten neueren Kunst, in deren Kämpfen wir noch stehen, hat sich von jeher auf eine starke Beigabe idealer Antriebe gestützt, und ebenso hat die Reaktion, um sie einmal kurz so zu bezeichnen, noch nie, zum mindesten grundsätzlich nie, auf ihre Fühlung mit der lebendigen Natur Verzicht geleistet. Aber allerdings ist jenes ausgeprägte naturalistische Prinzip, das als das eigentliche Kennzeichen der Neueren genannt zu werden pflegt, die erste und wirksamste Lösung in ihrem Befreiungskriege gegen Schule und Schablone gewesen. Darum bilden auch Entstehung und Entwicklung dieses Prinzips eines der interessantesten Phänomene, die ein Ueberblick über den erwähnten Zeitraum in Hinsicht seiner künstlerischen Produktion nur irgend bieten kann.

Gustave Courbet pflegt von den literarischen Vorfechtern der Unabhängigkeitsparteien als der Schöpfer des modernen Naturalismus gefeiert zu werden. Aber die gewaltige Umgestaltung, die er im Gegensatz gegen das gewohnheitsmäßige Kunstwesen, den Schönheitsdünkel und die Phrase einer zum Theil den wahren Quellen des künstlerischen Lebens in der That ent Fremdeten Gesellschaft ins Leben rief, ist doch nicht seine Schöpfung allein. Wenn auch in minder tönenden Worten, als sie ihm zu Gebote standen, so doch in nicht minder intensiver und unverdrossener Arbeit hat sich die Abwendung von der vom Erbe der Antike wie der französischen Spätrenaissance des 17. Jahrhunderts genährten Kunstanschauung der herrschenden Zustände, kurz gesagt, dem David'schen Regime, in bedeutend früherer Zeit angebahnt. Die Entwicklung dieser Dinge geht

durchaus parallel mit der des modernen politischen Liberalismus, der, selbst noch ein Kind der großen Revolution, seit dem Sturze des ersten Kaiserreichs mit wachsender Unternehmungslust sein Haupt erhob. Das Verlangen nach der ungehemmten Freiheit des Individuums und seiner Thätigkeit, das die liberale politische Agitation wie das geistige Schaffen der Nation und vor Allem der heranwachsenden Jugend in jenen Tagen besetzte, drang in gleicher Stärke auch ins künstlerische Leben ein. Derselbe Freiheitsgedanke, der in den Julistürmen auf den Trümmern der legitimen Dynastie den Thron des Bürgerkönigthums erhob, um späterhin auch diesen an den souveränen Volkswillen auszuliefern, er konnte sich rühmen, auch in der künstlerischen Bewegung der dreißiger Jahre, die man in Frankreich — hierin nicht ganz mit unserem Sprachgebrauch übereinstimmend — als die romantische bezeichnet, den persönlichen Einzelwillen entbunden zu haben. Es war eine unblutige Revolution, die jene Freigeister der französischen Schule, ein Géricault und Delacroix, wie die Männer von Barbizon inauguirten, und doch hat der Augenblick, der sie in die Schranken rief, „ce beau moment de la renaissance romantique“, wie ihn Théophile Gautier begeistert pries, alle Leidenschaften einer thatfächlichen Umsturzbewegung in seinem Gefolge entfesselt. Und mag auch das idyllische Gemeinschaftsleben der Malerkolonie, die sich im Walde von Fontainebleau ihre Welt für sich geschaffen hatte, von den stürmischen Debatten, die in der Hauptstadt Andere um die neue Lehre führten, wenig berührt worden sein, so hat doch um so mehr ihr begabtester Prophet und Vorkämpfer Delacroix mit seinen Freunden im Kampfe gegen seine Widersacher an Kraft des Wortes und der Feder einzusetzen gehabt. Und dieselben Vorgänge wiederholen sich beim Auftreten Courbets im Anfang der fünfziger Jahre, bei der ersten Ausstellung der berühmten „Steinklopfer“ und des „Begräbnisses von Ornans“, dieselbe Entrüstung auf Seiten der Privilegirten, dagegen auf Seiten der Opposition dieselbe Erbitterung und dieselbe Zerschmetterung des Vertrauens auf ihre Bestimmung.

Dem Auge, das heute auf jene Vorgänge zurücksieht und vor dem zugleich die ganze, noch um Vieles radikalere Wirksamkeit der heutigen Naturalistenschule ausgebreitet liegt, will die Leidenschaftlichkeit jener Auseinandersetzungen fast befremdlich erscheinen. Verglichen mit den koloristischen Versuchen von heute, die immer mehr auf eine völlige Loslösung von der herkömmlichen künst-

terischen Durchschnittsbildung und zugleich von jeglichem Vorbilde älterer Kunst hinarbeiten, erscheinen die Werke der französischen romantischen Schule, und selbst was Courbet geschaffen hat, bereits so weit in die Vergangenheit entrückt, daß sie, so verschieden sie auch in ihren grundlegenden Tendenzen von den Werken der Zeitgenossen, wie aller derer, die vorhergingen, sind, doch auf dem historischen Hintergrunde dieser und der noch älteren Kunst sich selbst schon etwas „altmeisterlich“ auszunehmen beginnen. Und in Wahrheit, die Losjagung von jenem gewissen „Gallerieton“, die einer der überzeugtesten und begabtesten Anhänger des modernen Naturalismus, Bastien-Lepage, zugleich der bedeutendste Virtuose der Malerei „en plein air“ als Grundgesetz einer gesunden Naturanschauung proklamirte, ist bei jenen keineswegs schon ganz vollzogen. In Courbet steckt noch der halbe Ribera drin, und, so unvoreingenommen schließlich auch, was die Schule von Fontainebleau angeht, Millet's oder Corot's landschaftliche Darstellung im Ton erscheinen mag, so liegt doch um so weniger verkennbar ihren Kameraden Rousseau und Diaz das Holländerthum, Ruysdael und Hobbema, noch tief im Blute.

Um den letzten Schritt der Losjagung von Tradition und Gewohnheit zu vollziehen, bedurfte es neuer Impulse, neuer Umwälzungen. Die demokratische Tyrannei des dritten Napoleon, so aristokratisch in ihren künstlerischen Aspirationen, wie wir sahen, hat, wenn schon ohne ihr Hinzuthun, auch den radikalsten Umschwung der modernen künstlerischen Strebungen sich vorbereiten gesehen und, wie sie Courbet miterlebt hat, so ist sie auch von dem Auftreten des kühnsten und rücksichtslosesten aller Reformer, Edouard Manet, Zeuge gewesen. Und, so wenig auch diese gesammte neuere Demokratie der Kunst grundsätzlich und inhaltlich dem prunkvollen Hofhalte der Tuileries anstehen mochte, so liegt doch ein tiefer geschichtlicher Sinn in ihrer genauen zeitlichen Coincidenz mit eben jenem politischen System, das sich selbst auf der Masse des vierten Standes erhob und durch die Emanzipation dieser „Großmacht“, freilich vergebens, seine eigene Zukunft zu sichern geglaubt hat. In demselben Jahre, das den Staatsstreich des 2. Dezember erlebte, hat Courbet, der alte Revolutionär, den man noch 1871 in den Reihen des Communards gesehen hat, das erste herausfordernde Manifest seines künstlerischen Programms ausgeben lassen, und noch ehe die Tage des zweiten Kaiserreichs gezählt waren, hatte Manet den Höhepunkt seiner Laufbahn erkliegen.

In der Persönlichkeit Manet's, oder besser gesagt, in der gesammten impressionistischen Bewegung, die man vor anderen auf seine Initiative zurückzuführen pflegt, ist eine der eigenartigsten und folgenreichsten Erscheinungen gegeben, welche die französische Kunst in den letzten Dezennien des vergangenen Jahrhunderts erlebt hat. Davon redeten auch die Ausstellungen im großen Kunstpalast der Champs Élysées, die „centennale“ und noch mehr die „décentennale“ höchst eindringliche und belehrende Worte. Auch wer sich mit uns nicht im Stande fühlt, den hier geoffenbarten Strebungen eine mehr als relative Bedeutung beizumessen, konnte sich dem Eindruck ihrer bahnbrechenden Kraftentfaltung nicht entziehen, und nur eine völlig voraussetzungslose geschichtliche Betrachtungsweise wird auf die naheliegende Frage, was man von ihnen in Zukunft zu erwarten habe, eine unbefangene Antwort zu finden vermögen. Es sei erlaubt, zur Ausführung des Gefagten einige Beobachtungen hier hinzuzufügen.

Wer dem viel und übel beschriebenen Wesen des Impressionismus gerecht werden will, wird vor allen Dingen gut thun, jenem traditionellen Schönheitsbegriffe zu entsagen, den die schulgerechte Aesthetik noch immer in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung zu stellen pflegt, so wenig er auch für sich allein, sei es zur Begründung, sei es zur Beurtheilung aller Erscheinungen ausreicht, die dem Gebiet des künstlerischen Lebens angehören. Nicht als ob die impressionistische Richtung in der Opposition gegen das Schöne überhaupt bestünde. Sie bekämpft nur die gemachte oder angelernte Schönheitsempfindung. Aber sie hat einen anderen Ausgangspunkt. Wie bei früheren, innerlich verwandten Bewegungen, so bildet auch hier ein über das gewöhnliche Maß geschärfter Wahrheitsinn die eigentliche Triebfeder des künstlerischen Willens. Dieser ist es, der sich hier eine ganz neue, eigene Formensprache geschaffen und auf die ihm besonders tauglichen Erscheinungen des täglichen Lebens angewandt hat. Mit diesen letzten hat er, anfangs und auch später, das meiste Aufsehen erregt, wie denn in der Regel das Publikum von dem Object der Darstellung mehr als von dieser selbst beschäftigt wird. Die unbedingte Vorherrschaft der sogenannten trivialen Sujets, wie sie Manet, Renoir und am meisten wohl Degas, der stärkste Intransigant der Gruppe im Figurenbilde, Cézanne, Monet, Sisley, Pissaro u. A. in der Landschaft gelten ließen, ist zwar an sich nur eine selbstverständliche Konsequenz der naturalistischen Grundanschauung, aber in diesem Falle ist sie mit einer vordem

unerhörten Folgerichtigkeit vollzogen worden. Wohl hatte Victor Hugo einst Hand in Hand mit der Partei der „Zungen“ seiner Zeit das Urtheil einer früheren Generation durch die kühnen Sätze herausgefordert: „Alles ist Gegenstand, Alles geht in den Rahmen der Kunst . . . es giebt keine Grenzen der Kunst“; aber wie man damit Ernst machen könne, darüber ist die Welt doch erst durch die jüngere Generation der Unabhängigen, und nicht selten zu ihrem Schrecken belehrt worden.

Alles in Allem genommen, ist in diesen Vorgängen doch nichts Anderes zu erkennen, als eine periodisch wiederkehrende Erscheinung, von der keine Zeit und kein Gebiet der künstlerischen oder dichterischen Thätigkeit je ganz unberührt geblieben ist. Kein Fortschritt, der nicht, kaum gewonnen, auch wieder Einzelne dahin geführt hätte, mit der Natur von vorne anzufangen: das ist in der Kunst von je her so gewesen. Und eine ebenso alte Thatsache ist, daß solch ein Wiederanfang, ein sich Besinnen auf den elementaren Naturzusammenhang, der ja doch der Anfang aller künstlerischen Erfahrung ist, nie ohne sichtbaren Gewinn vollzogen worden ist. Er war noch immer gleichbedeutend mit einem Verjüngungsprozeß der schöpferischen Kraft im Menschen und in eben diesem Sinne darf auch der Impressionismus als ein neu belebendes Element in der Kunst unserer Tage angesehen werden. Ob es gerade diesem System — man möchte es als das des künstlerischen Materialismus bezeichnen — gelungen ist, ein in jeder Hinsicht befriedigendes Weltbild zu erschließen, diese Frage, welche wir allerdings verneinen müssen, gehört in einen anderen Zusammenhang. Genug, daß es uns in der That zunächst ein Stück Naturleben in einer Art von gegenwärtiger Wirklichkeit nahegebracht hat, die so noch nie vorher erreicht worden ist. Das ist doch der bleibende Eindruck, den ein unvoreingenommenes Auge schon von den beiden ersten großen Werken Manet's, dem „Déjeuner sur l'herbe“, das jetzt in der Centennale ausgestellt war, und der „Olympia“, die im Luxemburg-Museum hängt, erhält, obwohl beide noch nicht einmal zu den Werken seiner eigentlichen, vollen Reife gehören. Sie beide bilden gewissermaßen seine letzte Auseinandersetzung mit der klassischen Kunst seiner Heimath, und zwar in der Behandlung eines ihrer Favoritgegenstände, der weiblichen Aktfigur. Noch in sich unausgesöhnt in den farbigen Gegensätzen, wie sie einer über die Maßen starken psychischen und physischen Wahrnehmungsgabe erschienen sind, enthalten sie, hier in der

novellistischen Erfindung der in Gesellschaft im Grünen ruhenden, entkleideten Courtisane, dort in der Pose der impressionistischen Venus — einer eben so gewagten, wie selbstbewußten Herausforderung an Tizian — eine Naturoffenbarung, deren Rückhaltlosigkeit in der Kunst aller Zeiten ihresgleichen sucht. Und nun die Werke seiner späteren Periode: die Neuentdeckung der Probleme des farbigen Lichts, seine Zertheilung und Spiegelung im Glanze der „Manet'schen Sonne!“ Wie spricht sie in magistraler Einfachheit und Größe aus einem Bilde, wie etwa der berühmten Gartenzene, dem Familienbilde des Malers Monet, das auch der Jahrhundertausstellung eingereicht war! Hier waren überhaupt die Werke des Impressionisten in reichlicher Anzahl herangezogen, und die getroffene Auswahl brachte alle ihre charakteristischen Züge zur Geltung. Nicht weit von jenem Manet fiel der Blick auf eine der von Sisley mit Vorliebe gemalten Seinelandschaften, eine jener anspruchslosen Studien, denen der bescheidenste Apparat genügt: der träge Strom, von wenigen Booten belebt, vorn am Ufer ein simpler Sandhaufen, ein kleines, weltvergessenes Gebirge, in dessen Hängen und Schluchten wunderbare, blaue und gelbgraue Halbschatten durch einander spielen; jenseits am Horizont schimmert ein Gehölz, ein matter, silberner Streif in Licht zerfließend, über dem Wasser brütet die Stille der Mittagsstunde. Wollte Jemand, der ein Bild wie dieses in der frappanten Unmittelbarkeit seiner Naturbeobachtung zum ersten Male sieht, behaupten, er kenne nichts an bildlicher Darstellung, was ihm schon einmal den lebendigen Odem der Landschaft, die Gluth des Sommers, den feuchten Dunst des flüssigen Elements in gleicher Stärke zu Gefühl gebracht habe, man brauchte das nicht für unglaublich zu nehmen. Denn das unterliegt keinem Zweifel: hier ist in aller Nüchternheit der äußeren Einkleidung ein Schritt über alles das hinaus gethan, was man bisher an Darstellungsmöglichkeit gegenüber der Natur gekannt hat.

Mit dem vollen Bewußtsein ihrer geschichtlichen Bedeutung ist diese Kunst denn auch vor die Oeffentlichkeit getreten, wenn auch nicht geräuschvoll wie Courbet; ihre Vertreter lebten weit mehr in der Zurückgezogenheit, und Manet insbesondere war eine um vieles zarter besaitete, dem Lärm des Marktes abgewandte Natur. Aber als er zum ersten Male ausstellte, und als sich dann der Spott und die Entrüstung zahlloser Gegner über den damals noch jugendlichen Künstler ergoß, da war es Emile Zola, der mit der unbedingten Zuversicht eines guten Glaubens und mit der

Beredtsamkeit, die nur ein solcher geben kann, seine Vertheidigung übernahm. Die Zeilen, die er damals in seiner Eigenschaft als Zeitungskorrespondent niederschrieb, als Manet's Erstlingswerke im Salon der Zurückgewiesenen dem Gelächter der Menge preisgegeben waren, kann man noch heute nicht in die Hand nehmen, ohne sich innerlich davon berührt zu fühlen. Das ist nicht der Ton einer beliebigen Parteischrift, nicht eine beliebige neue Doktrin, was aus diesen Worten redet, es ist ein wahrhaftiger neuer Glaube, der mit Feuerzungen der Welt seine Mission verkündigt. Es hat nichtsdestoweniger langer Jahre bedurft, bis diese Kunst vor dem Forum der Oeffentlichkeit wenigstens ein gewisses Maß von Duldung gefunden hat. Manet selbst hat diese Wendung nicht mehr eintreten gesehen. Die Parteileitung des alten Stils hat ihn bekämpft, fast so lange er lebte, und auch dem Todten hat sie nur zögernd verziehen. Schneller hat sich die Meinung des größeren Publikums zu seinen, wie zu seiner Nachfolger Gunsten geändert. Ja, wenn man dem freilich nicht unbedingt vertrauenswürdigen Werthmesser Glauben schenken will, den die Preisschwankungen des Kunstmarktes darstellen, so hat sich das Blatt sogar derart gewendet, daß in Paris die Werke der Impressionisten heute zu den am meisten gesuchten und am besten bezahlten Handels- und Spekulationsobjekten gehören.

Aber die Rechtfertigung des Impressionismus ist noch in einer anderen Weise erfolgt, einer solchen, die zugleich besser als Journalismus und Tagesmeinung für das, was an gesunden Tendenzen in ihm lag, zu zeugen vermocht hat: sie ist erfolgt durch seine Rezeption im künstlerischen Schaffen der Gegenwart. Ich möchte das Wort nicht so verstanden wissen, als ob die neuen Theorien auf allen Seiten oder unbeanstandet Aufnahme gefunden hätten. Vor Allem sind die Träger einer älteren, im Gegensatz zu ihnen von einem bewußten Stilgefühl geleiteten Kunstübung mit nichten durch sie aus dem Sattel gehoben worden. Im Gegentheil, daß Künstler wie Bonnat, Benjamin-Constant, Lefebvre u. A., die seit Jahrzehnten zu den Säulen der regulären französischen Schule zählten, in ihrer Qualität und auch in der Achtung, die sie genießen, noch ebenso ungemindert dastehen, wie ehemals, davon kann sich jeder Besucher der Ausstellung in den Champs-Élysées mit eigenen Augen überzeugen. Allein es fehlt auf ihrer Seite an einem frischen, schaffenskräftigen Nachwuchs. Die Mehrzahl der jüngeren aufstrebenden Talente folgt der Fahne der Indépendants.

Und wie verhält sich dazu Manet's Einfluß im Besonderen? Wenn, wie gesagt, der Impressionismus sich nicht ohne Einschränkungen zu erleiden durchgesetzt hat, so gilt das in erster Linie auch von Manet's Kunst, und es ist nur zu begreiflich, wenn gerade sie nicht völlig restlos in den Bestrebungen der Neueren aufgegangen ist. Sie trug eben doch eine Dosis Wahrheitsverkündigung in sich, die von vornherein zu tumultuariß, zu betäubend auf das durchschnittliche menschliche Auffassungsvermögen einwirken mußte, als daß sie Allen ohne Ausnahme wahr oder auch nur wahrscheinlich hätte erscheinen können, so ernstlich es auch dem Künstler selbst um Wahrheit, die reine Wahrheit, zu thun gewesen ist. Solche Märtyrer ihrer Ueberzeugung haben immer ein Stück zu viel an Glaubensgewißheit in sich, das zum Fanatismus treibt. Eben darin liegt ja gerade das Geheimniß ihrer Macht. Es ist ein Gesetz im Haushalt der Natur wie des geistigen Lebens, daß keine entwicklungsfähige Neubildung denkbar ist, die sich nicht in einem Uebermaß von Energieentfaltung Bahn bräche. Die Ernte, die der Herbst an Früchten trägt, setzt einen Blüthentrieb voraus, der quantitativ in gar keinem Verhältniß zu ihrem schließlichen Ertrage steht. Und so muß immer Kraft vergeudet werden, soll eine sichtbare Wirkung aus ihr hervorgehen. Unter dem Gesichtspunkt einer solchen, durch die Defonomie aller natürlichen Kräfte bedingten Nothwendigkeit erklärt sich der ganze geschichtliche Manet, selbst wenn es, um noch einmal auf eine Zola'sche Wendung zurückzugreifen, ein „allzu kräftiger Sieb von Genialität“ gewesen sein sollte, der das entscheidende Merkmal dieses denkwürdigen Künstlercharakters gebildet hat.

Aber sei es, daß ein Stück Manet gegeben war, das von den Späteren nicht übernommen, sondern nur überwunden werden konnte. Der moralische Eindruck, der von ihm ausging, drang dennoch durch. Zola hat in seinem unter dem Titel „l'oeuvre“ erschienenen Roman, dessen Held, der Maler Claude Lantier, nach Manet's Bilde geschaffen ist, sehr hübsch die Szene geschildert, wie der verkannte jugendliche Meister zwölf Jahre nach seinem ersten Mißerfolge, der zugleich die erste Probe seiner wirklichen Größe war, den „Salon“ durchwandert und dort aufs Neue verlacht, ja von den Kameraden seiner eigenen Clique halb und halb verleugnet, dennoch an allen Ecken und Enden der mit Bildern behängten Wände sich selbst von Anderen wiederholt sieht, sein „plein air“, das über die Farbenfinsterniß der Reaktion gesiegt hat.

obwohl er mit seiner Person unterlegen ist. Man kann nicht umhin, sich dieser Erzählung zu erinnern, wenn man in den Sälen der großen Pariser Ausstellung gerade so, auf allen Seiten und in den verschiedensten Formen, die Quintessenz des Impressionismus in einem von Jahrzehnt zu Jahrzehnt vermehrten Umfang zur Durchführung gelangt sieht. Zwei Dinge sind es hauptsächlich, die diesen Wechsel heute vor Augen führen, die Kompositions- und die Vortragsweise.

Das Kompositionsprinzip, das die Impressionisten ausgebildet haben, ist von dem der früheren Zeit von Grund aus verschieden. Man vergegenwärtige sich ein Bild von Jules Breton, von Bouguereau, von Meissonier, oder wem man will, man wird immer finden, daß hier einem bestimmten Bildgedanken, der zuerst gegeben war, eine Anzahl Figuren oder sonstige Gegenstände nach bestimmten, sorgfältig erwogenen Gesichtspunkten eingefügt oder untergeordnet sind. Und man vergleiche damit eine beliebige Malerei oder Zeichnung etwa aus Manet's späterer Zeit, oder eine solche von Degas — sie zeigen zwar keineswegs einen und denselben Typus, aber sie kennzeichnen doch ein gemeinames Prinzip. Hier waren die Figuren und die Sachen zuerst gegeben, die der Künstler irgendwie so oder ähnlich in der Natur beisammen gesehen hat, und er hat sie, wie sie waren, gewissermaßen aus dem Rahmen herausgeschnitten und in ein Bild gebracht. Er ist dabei nicht sinnlos oder unbedacht verfahren. Es kann zwar vorkommen, daß man halbe oder ganze Gliedmaßen entdeckt, die von irgendwoher in die Bildfläche hereinragen und zu denen der Körper fehlt. Hier geht der Schnitt mitten durch ein Droschkensperd, dort durch einen Hut oder ein Bein Kleid hindurch, aber es ist doch immer das Entscheidende herausgehoben und das Ganze in den Valeuren mit so feinem Takt ins Gleichgewicht gesetzt, daß man den Eindruck einer vollständigen Harmonie, genau so gut wie nach dem früheren Rezept, empfängt. Man mag dieses Verfahren befreundlich finden, aber es zu verwerfen geht nicht an. Wenn es auch nur ein sachliches Motiv ist, das darin um seiner selbst willen seinen Ausdruck sucht, so kann das doch künstlerisch nicht weniger interessant und auch nicht weniger kunstvoll sein, als irgend ein bewußt bildmäßiges Arrangement der älteren Schule. Neben dieser Art der Raumvertheilung hat sich unter der Generation der neunziger Jahre noch ein zweiter, spezifisch impressionistischer Charakterzug eingebürgert, eine ausgefuchte

Schmucklosigkeit des Vortrags, die sich besonders Manet recht nachdrücklich und augenfällig hatte angelegen sein lassen. Im Allgemeinen kann man bei den Franzosen die Beobachtung machen, daß sie mit einer gewissen Appetitlichkeit zu malen verstehen, die immer „hic“ aussieht, selbst wenn sie, wie wenigstens unter Umständen auch geschehen kann, nicht gerade vornehm wirkt. Bei Manet hat man das Gefühl, als ob sein ernstes, allem überflüssigen Getändel abholdes Wesen gerade im Gegensatz dazu eine möglichst kunstlose Art, sich zu geben gesucht habe. Er zeigt statt eines leichten, gefälligen Wurfs viel lieber eine derbe Faust und breite Flächen hart nebeneinander gesetzt. Daß nur ja nichts Anderes als die Sache rede, drängt er die eigene Geschicklichkeit fast gewaltsam zurück. Eine solche Art kann für unfertig oder unsauber gehalten werden, namentlich von solchen, die eine Skizze nicht von dem abgeschlossenen Werke eines Künstlers zu unterscheiden vermögen. Aber mit wenig Ausnahmen sind diese Sachen wirklich fertig, fertig in demselben Sinn, wie immer ein Kunstwerk fertig ist, wenn der Künstler Alles darin gesagt hat, was zu sagen war. In dieser freien Handhabung des Materials, der edlen Unaufdringlichkeit, die ihn Rembrandt oder Velazquez gelehrt haben könnten, hat Manet unter den Neueren kaum seinesgleichen, unmittelbare Nachfolger wohl überhaupt nicht, und dennoch spürt man mehr denn je in der heutigen Generation den vorbildlichen Einfluß dieser Arbeitsweise.

Der Uebergang vom Alten zum Neuen hat sich allerdings nur schrittweise vollzogen. Noch unter sichtlichem Vorbehalten hat ihn die Produktion der siebziger und der achtziger Jahre mitgemacht. Ein Bastien-Lepage hat damals schon in seinen bewundernswerthen Szenen aus dem lothringischen Bauernleben alle Vortheile der neuen Lichtführung von den Impressionisten übernommen gehabt und ist daneben in der Eleganz des zeichnerischen Vortrages, wie in der Anlage seiner Kompositionen noch ganz dem Beispiel der Meister älteren Stils gefolgt.

Wenn wir behaupten, daß in der Generation der neunziger Jahre die impressionistische Methode auch in diesen beiden letzten Beziehungen nicht unerheblich an Verbreitung zugenommen habe, so ist freilich mit dem Gesagten von der Gruppe jüngerer Meister, die unter dem Zeichen des Impressionismus im Laufe der letzten zehn Jahre entweder zu Ansehen gelangt sind oder sich in einem schon erworbenen Rufe befestigt haben, noch eine sehr unvollständige

Charakteristik gegeben. Das, was einer solchen jungen Generation erst eigentlich Relief giebt, ist selbstverständlich weniger die Seite ihrer Entwicklung, die sie von Früheren abhängig zeigt, als vielmehr die, in der sie neu und originell erscheint. Und auch eine solche ist hier entschieden vorhanden. Man sucht vor allen Dingen in der Farbengebung weiter zu gehen, als die reinen Impressionisten in der Regel gethan haben, deren Freilichtmalerei namentlich in den achtziger Jahren zu einer etwas einseitigen Beschränkung auf eine fast nur aus hellen und kalten Tönen bestehende Farbenskala geführt hat. Schon der mit Manet, Renoir und Sisley annähernd gleichaltrige Alphonse Legros, der sich zum allgemeinen Herkommen kaum minder gleichgiltig und selbstherrlich wie jene verhielt, hat in den Werken seiner um vieles reicher nuancierten Palette eine wärmere und tiefere Stimmung, entsprechend dem von reicher Poesie durchtränkten Inhalt seiner Bilder angestrebt. Mit ähnlichen Mitteln einer freieren Farbendichtung geht man auch heute um, und mit besonders glücklichem Erfolge hat man sie in einem Darstellungsgebiete angewandt, das sich schon einmal in den dreißiger Jahren ähnlichen Tendenzen als ein günstiger Boden dargeboten hatte, dem bäuerlichen Sittenbilde.

Die Stimme der Natur und des menschlichen Herzens, die sich einst Mittel unter dem Landvolk seiner Heimath auf so schlichte und ergreifende Weise kundgethan hat, spricht zu dem heutigen Geschlecht aufs Neue aus den Bildern, die Charles Cottet und Lucien Simon dem Volksleben der Bretagne nun schon seit einer Reihe von Jahren entlehnen. Es war eine förmliche Entdeckung, die dieses immer noch in konservativer Eigenart erhaltene Land mit seinem wetterharten Menschenstamme, seinen originellen Trachten und dem malerischen Reize seiner gebirgigen Küstenlandschaft der bildlichen Darstellung erschlossen hat. In den Werken, die in diesem Jahre von den beiden genannten Künstlern ausgestellt waren, zeigte Lucien Simon das Volk in den Belustigungen des ländlichen Sports, beim Ringkampf unter freiem Himmel und im Zelte des Dorfzirkus. Cottet, der sonst in seinen bretonischen Sujets die getragenen Motive liebt, hat sich in seiner neuesten Schöpfung vorwiegend von heiteren Eindrücken bestimmen lassen. In lebensgroßen Figuren schildert er eine Prozession am Johannisstage in einem festlichen Zusammenklang von Tönen, unter einem blauen, von weißen Wölkchen halb überzogenen Himmel die wandelnde Dekoration der rosa, gelb und golden gefärbten Kirchenbanner, der Paramente und

der Kerzen und ringsumher das Gewoge der mitziehenden oder zuschauenden Menge, aus der die weißen Feiertagsmäntel der Weiber in charakteristischer Färbung hervorleuchten. Daneben hing von Cottet eine landschaftliche Studie, ein Stück vom Hochplateau, dessen Kreidefelsen in wild zerrissenen Formationen jäh zum Meer abfallen, als Staffage dient ein alter Schimmel, der den mageren Boden abgrast. Tief eingesenkt in düstere Regensstimmung, erreicht dieses Bild eine Sättigung des farbigen Eindruckes, die an Constable oder Bonington gemahnt. Das Werk, mit dem der Künstler im vergangenen Jahre seinen ersten großen Erfolg errang und das gleichfalls der Auswahl seiner Werke eingetüchtigt war, trägt den Namen „au pays de la mer“. Es ist eine ergreifende Elegie auf die Noth des armen Lebens, unter dem die Fischerei und Seefahrt treibende Bevölkerung der dem bretonischen Festlande nach Westen vorgelagerten Inseln ihre Jahre zubringt, drei Darstellungen, wiederum lebensgroß, nach Art einer Triptychons nebeneinander angeordnet. In der Mitte ein der Landesfeste entnommener Vorgang, der in regelmäßiger Wiederkehr seinen besonderen Accent in die Einförmigkeit des täglichen Daseins hineinlegt, „le repas d'adieu“. Die Jahreszeit, in der die Fischerflotte den Hafen verläßt, um zu dem gefährvollen Fang auf hoher See hinauszuziehen, ist angefüllt von harter Arbeit und von schwerer Sorge. Fast immer sind unter den Ausziehenden einige, die nicht wiederkehren, und als gälte es, sich und Andere über diesen Gedanken hinwegzutäuschen, pflegt am Abend vor der Ausfahrt eine feierliche Bewirthung die Häuser und die Familien zu vereinen. So sind sie auch hier an langgestreckter Tafel vereinigt, Männer und Frauen beim matten, grünlich-blauen Schein der Schiffslampe, die von der Decke herabhängt. In die von allem Kleinlichen und Zufälligen freie Anordnung ist ein feierlicher Zug hineingelegt, der sich glücklich mit dem gehaltenen Pathos der Situation verbindet. Eine Greisin, in deren gefurchten Gesichtszügen man die Geschichte so mancher Abschiedsfeier, so mancher Trennung lesen mag, die für immer war, nimmt die Mitte ein, der Hausvater zu ihrer Rechten bringt eine Gesundheit aus, aber er scheint kaum gehört zu werden, ein Jeder ist mit sich selbst beschäftigt, das junge Paar auf der anderen Seite, die Männer, die jungen Burtschen und die Kinder, die ihre Köpfe flüsternd aneinanderlegen. Die Ausfahrt zeigt das linke Flügelbild. Wir sind im Boot, im Morgenrauen gleitet es, vom Winde getrieben

durch die schäumende Fluth. Man sieht nur einen engen Ausschnitt vorn am Bug, ein Stück vom Mast, einige dunkle Gestalten, die zu schlafen scheinen; ein hochgelegener Horizont trennt Luft und Meer. Dieses letztere wirkt für sich allein als Hintergrund, und seine Wellen, wie sie endlos aufeinanderfolgen, scheinen sich zum Rhythmus einer leise vorgetragenen Melodie zu fügen: ist es frohe Heimkehr, von der sie singen, oder enthüllen sie vorahnend ein düsteres Geschick, das die blaue Tiefe heute noch dem Auge verbirgt? Die Zurückbleibenden, die Frauen, erscheinen in dem Abschnitt rechter Hand auf einem Hügel zusammengescharrt, der die weiteste Aussicht auf die See gewährt. Sie haben die Männer zum Strande begleitet, nun machen sie, heimkehrend, Halt, um von der Höhe aus der Flotte einen letzten Blick nachzusenden. Sie sitzen schweigend beisammen, nur wenige Figuren, die den Rahmen des Bildes füllen. Keiner größeren Menge bedarf es, so wenig als der Worte, um den einen Gedanken hervorzuheben, der Alle bewegt, der, sei es als Laut der Klage oder der Fürbitte auf den gepreßten Lippen zu schweben scheint, und den, auch unausgesprochen, See und Uferhänge hundertfältig wiedergeben. Es ist in der That, als sei in diesen Bildern etwas von der reinen, starken Poesie der dreißiger Jahre wieder aufgelebt, wenn auch in einer neuen Sprache, die es damals noch nicht gab, und man begreift es, wenn Künstler wie Cottet und Simon zu denen gehören, in denen man drüben einen Theil der Zukunftshoffnungen der heimischen Schule schon jetzt verbürgt sieht. Zu diesen Hoffnungen tragen auch noch einige andere jüngere Künstler, ein Royer und Wern, die verwandten Motiven nachgehen, bei. In ihrer freien Anschauungsweise rivalisiren sie mit jenen, wengleich sie im Colorit von ihnen verschieden sind, denn während Simon am meisten im Sinne eines bedingungslosen Naturalismus die kühlen, feuchtfrischen Farben des Küstenlandes betont und bei Cottet das leidenschaftlichere Temperament des Südfrauzosen auf größere Tiefe und eine bei weitem stärkere Brillanz des Tons dringt, pflegen jene mehr das feine Grau der modernen Holländer, wie Mesdag oder Israels.

In ähnlichem Sinne wirken Landschaftsmaler, wie Ménard, Montenard und auch der ältere Gazin in seiner heutigen Manier, um nur diese Wenigen zu nennen. Unter ihnen weiß vornehmlich der zuletzt Genannte jene poetischen Intentionen zur Geltung zu bringen, die, gesucht oder ungesucht, unter der ganzen jüngsten Generation unzweifelhaft im Zunehmen begriffen sind. Sie lassen

zugleich auf ihre Weise die Ungezwungenheit der kompositionellen Anlage lebhaft mitsprechen, die, wie erwähnt, eine der Eroberungen der Impressionisten ist. Speziell von dieser haben in der neuerdings in den Vordergrund getretenen Gruppe der Unabhängigen die Porträtmaler einen weniger ausgiebigen Gebrauch gemacht, wie wohl auch in der Natur der Sache lag, aber die Zwanglosigkeit des Vortrags, die breite Modellierung und die lockere Pinselführung haben sie mit den zuvor genannten Künstlern gemein. Die meisten von ihnen sind von unseren letzten internationalen Kunstausstellungen her auch bei uns bekannt, Aman-Jean mit seiner sensitiven, weichen Modellierung, Carrière mit seinen noch duftiger gemalten, fast ins Schattenhafte vergeistigten Gestalten und Blanche, der vielseitigste von Allen, dessen graziose Frauen- und Kinderporträts zu den Perlen der Décennale gehören, und der mit dem hier gleichfalls ausgestellten Familienbilde des norwegischen Malers Thaulow eine geradezu klassische Leistung des neuesten Stils geschaffen hat. Eines Stils in der That, denn gleichviel, ob auch nichts weniger als ein solcher hier gesucht ist, das Wort stellt sich fast unvermeidlich von selbst ein. Denn es tritt in der so temperamentvollen Arbeitsweise dieser gesammten Richtung nicht nur jene Art von geistiger Umwerthung lebendig zu Tage, die ein jeder Stoff in seiner Behandlung durch das Medium der künstlerischen Person erfährt, sondern, je mehr sie das Bezeichnende und Wesentliche geben will, eine Zurückführung jeder einzelnen Erscheinung auf große und einfache Züge, ein Verfahren, das im Grunde mit den Zwecken jener Malerei in Eins zusammenfällt, die den Stil im eigentlichen Sinne will.

Vielleicht hat darum auch die Schule von Puvis de Chavannes, dem Meister in der Malerei des erhabenen Stils, in der Gestalt ihres begabtesten heutigen Vertreters, Henri Martin, sich so leicht mit den Bestrebungen der impressionistisch beeinflussten neuesten Richtung befreundet, wie in der, eine ganze Anzahl von Martins Niesenbildern beherbergenden Ausstellung unverkennbar ins Auge fiel. Macht ihn die schillernde Farbe seiner Malereien schon halb zu einem Parteigänger eines so raffinierten Koloristen, wie Besnard, wenn er auch um einen Ton zarter, diskreter ist als dieser, so ist vollends die eigenthümlich tupfende Strichführung seines Pinsels, der das Farbenmaterial so viel als möglich unvermengt und unverbraucht auf die Leinwand zu bringen sucht, ganz unmittelbar der Manier der Impressionisten entlehnt. Es ist nicht ohne Interesse, dies zu

beobachten, je mehr derselbe Künstler in anderer Hinsicht, bei seinen monumentalen Darstellungen genöthigt gewesen ist, gegen den Impressionismus Front zu machen und eine Raumbehandlung beizubehalten, die in ihrer vornehmen und überlegten Maßhaltung so gut wie ganz den von Puvis eingehaltenen Intentionen folgt.

Ich unterlasse es, um nicht vom Thema abzuschweifen, aus dem Gesagten die Parallele zu unseren deutschen Kunstzuständen zu ziehen, so nahe sie auch an sich liegt. Haben wir doch, *mutatis mutandis*, dieselben Gegensätze der Entwicklung durchgemacht, dieselben Konflikte erlebt und erleben sie noch. Und auch die Frage ist bei uns dieselbe, die der heutige Tag an den morgigen richtet: wohin gelangen wir? Unter Kritikern und Kunststrickern mehren sich im gegenwärtigen Augenblick hier wie drüben die Stimmen derer, welche in dem impressionistischen Prinzip die normale, ja sogar die einzig mögliche Marschrichtung für den künstlerischen Fortschritt gegeben sehen. Sucht man, wie wir im Vorhergehenden gethan haben, den Standpunkt einer geschichtlichen Betrachtung zu gewinnen, die ihren Horizont etwas weiter hinaus verlegt, so wird man unbeschadet aller Anerkennung des bisher in jener Richtung Geleisteten, doch des Irrthums einer solchen Grundanschauung leicht gewahr. Es ist doch immer nur eine von zwei Entwicklungsmöglichkeiten, die in den so scharf ausgeprägten naturalistischen Tendenzen unser heutigen Zeit gegeben ist. Man darf nicht vergessen, daß in jeder Kunst nicht nur die zunächst gelegene Wirklichkeit, sondern auch eine Welt von Ideen nach Gestaltung ringt, geistige und sittliche Lebensmächte, welche über der Sphäre des alltäglichen Geschehens eine höhere, ideale Wirklichkeit konstituiren, vor der eine nur von Naturdarstellung zehrende Kunstübung schlechterdings versagt. Nun mag man einwenden, daß die geistige Signatur unserer Zeit nüchtern genug sei, um auf eine andere Art der künstlerischen Selbstdarstellung verzichten zu können. Aber es ist nicht immer so gewesen und es wird nicht immer so bleiben. Und auch heute sind wir in der Beziehung vielleicht nicht so arm, wie wir scheinen. Mögen auch unter einem Theil der oberen wie der unteren Klassen die Lebensideale abgestorben sein, deren nach unserer Meinung kein künstlerisches Schaffen auf die Dauer enttrathen kann, dem Volke in seiner Gesamtheit sind sie noch nicht in demselben Maße verloren gegangen. Es hat den Gemeinbesitz seiner nationalen Errungenschaften, es hat seine Dichter, seine Helden, die es ver-

ehrt und, soviel auch andere Strebungen entgegenwirken mögen, noch immer sind gewisse gemeinsame Grundlagen des sittlichen, ja selbst des religiösen Empfindens vorhanden, die zur Vergewärtigung in der Form eines gehobenen künstlerischen Stils nicht nur geeignet sind, die eine solche sogar fordern, wo sie nicht von selbst gegeben ist. Wie diese idealen Mächte übrigens auch in einer Zeit der reinen Naturnachbildung wie der heutigen ihren Eingang in die künstlerische Phantasie von selbst zu finden wissen, dürfte die vorangehende kurze Charakteristik der jüngsten Bestrebungen auf französischem Boden hinreichend gezeigt haben. Verwandte Erscheinungen sind ja auch bei uns zu finden. Sie alle geben Anzeichen genug dafür, wohin zuletzt doch immer wieder eine gesunde künstlerische Entwicklung führen muß: der Weg zum Stil muß gemacht, er kann nicht umgangen werden.

Bis wir dahin gelangen, wird freilich noch eine geraume Zeit verfließen. Die augenblicklich herrschende, entgegengesetzte Theorie steht allem Anschein nach noch in der aufsteigenden Linie ihrer Machtentfaltung, und die jugendliche Generation, die sich heute im Besitz der nächsten Zukunft sieht, enthält so viel gesunde, lebenskräftige Naturen, daß sie keinen Gegner zu fürchten braucht. Sie wird um so weniger geneigt sein, das Feld zu räumen, als sie sich ihrer eigenthümlichen Bedeutung voll bewußt ist. Noch jüngst hat einer der namhaftesten Vertreter der deutschen Unabhängigkeitsbewegung, der zu Zeiten auch die Feder führt, nicht ohne Selbstgefühl darauf hingewiesen, daß seit dem Ausgang der großen niederländisch-deutschen Renaissancebewegung Niemand war, der es gewagt hat, sich aller Tradition gegenüber so auf seine eigenen Füße zu stellen und in einer so vorurtheilslosen Naturbetrachtung das Recht der eigenen Persönlichkeit zu wahren, wie er und seinesgleichen heute thun.

Das ist unter allen Umständen groß gedacht und eine Denkungsart, die ihre Existenzberechtigung in sich selbst trägt. Aber den alleinigen Anspruch auf die Zukunft hat sie nicht, so lange sie das Heil nur aus der Abdanfung der Tradition erwartet. Die Tradition kann Niemand aus der Welt schaffen. Niemand lebt ohne sie, und was vom Uebel ist, kann immer nur ein falscher Gebrauch von Tradition sein, niemals aber diese selbst. Ja, es darf behauptet werden, daß es noch keine wahrhaft große Kunst gegeben hat, die nicht irgendwie auf Tradition beruht hätte. Alles, was außerhalb einer solchen vor sich geht, wie auch die

jüngste Entwicklung, vor der wir stehen, ist, genau genommen, nur eine Neußerung derjenigen Kraft, für welche die Franzosen den bezeichnenden Ausdruck „esprit chercheur“ haben, aber es fehlt darin das Korrelat zu diesem, der „esprit créateur“, der schöpferische Gedanke, der, ob er auch das Beste, Höchste aus sich selbst verheißt, doch bedingt ist durch die Kontinuität einer sichtbarlich gegebenen Ueberlieferung. Ohne Zweifel kommt der heutigen Entwicklung der Dinge eine hohe erziehlische Bedeutung zu, und vielleicht wird un derentwillen noch einmal ein kommendes Geschlecht sich als Schuldner des heutigen bekennen. Will aber eine künftige Generation zugleich das Werk der heutigen im wahren Sinne vollenden, so wird sie dazu schwerlich auf andere Weise gelangen, als in erneuter Läuterung der selbstherrlichen durch gesetzmäßige Bildung. Was heute mit Fug und Recht noch Forschung heißt, wird dann von selbst in neue Schöpfung übergehen.

Großherzog Peter von Oldenburg †.

(1827—1900.)

Von

Sermann Duden.

Wer heute ausländische Beobachter hört, der vernimmt nur eine Stimme darüber, daß der Strom des politischen Lebens in Deutschland immer einheitlicher zu fließen, immer mehr von einer zentralen Richtung gelenkt zu werden beginnt; ohne jede Frage müssen die Dinge sich aus der Ferne so ansehen, weil dem Auslande gegenüber die politische und wirtschaftliche Machtbethätigung des Reiches, manchmal in dem einen persönlichen Willen repräsentirt, sich nur in gesammelter Einheit äußern kann. Ob aber im Innern diese in unserer Geschichte noch niemals zu dauernder Herrschaft gelangte Tendenz siegreich um sich greift, steht doch auf einem andern Blatte. Selbst was von der Generation der alten Unitarier von 1848 und 1866 noch übrig ist, scheint von ihren Idealen zurückgekommen zu sein. Einer ihrer klügsten Vertreter sprach unlängst noch in seinen nachgelassenen Erinnerungen die Meinung aus, daß Niemand durch die Umwälzung der Jahre 1870 und 1871 mehr gewonnen habe als die Geschlechter der regierenden Fürsten, und er hatte sich in diese Wendung gefunden, weil sie eben aus dem Geist der Nation heraus geschehen sei und darum gegen die unitarischen Ueberzeugungen Recht behalten habe. Und der Schöpfer der deutschen Einheit, der einstige Antipode jener Unitarier, urtheilte am Ende über sein Lebenswerk, daß er „niemals darüber im Zweifel gewesen sei, daß der Schlüssel zur deutschen Politik bei den Fürsten und Dynastien lag und nicht bei der Publizistik in Parlament und Presse oder bei der Barrikade“.

d. h. nicht bei den einst im unitarischen Sinne thätigen Gewalten. Das war von der Vergangenheit gesprochen, und seitdem, zumal nach dem Hingange Bismarcks, haben sich wieder Momente eines stärkeren Anziehens zentralistischer Neigungen bemerkbar gemacht: jedesmal noch mit dem Erfolge, daß die Empfindlichkeit der dadurch in die zweite Linie gedrängten Kräfte gereizt wurde und in bewußter Selbstbehauptung dagegen reagierte. Gerade bei jeder derartigen Berührung zeigen sich die alten partikularen Tendenzen lebendig: mögen sie nun in den Dynastien nur die äußerlich sichtbaren Mittelpunkte, aber in dem Landschaftsgefühl der einzelnen Stämme die Wurzel ihrer Kraft haben, oder mögen es, wie Bismarck, auch hier vielleicht als politischer Pädagoge, urtheilt, „nicht die Stammesunterschiede, sondern dynastische Beziehungen sein, auf denen die zentrifugalen Elemente ursprünglich beruhen.“ Genug, sie sind vorhanden, und in unserer inneren und äußeren Entwicklung können Möglichkeiten eintreten, in denen es gut sein wird, daß sie nicht verschwinden.

Wer daher die Gestaltung unseres öffentlichen Lebens verstehen will, muß auch den Charakter und die Herkunft dieser politischen Potenzen sich verständlich machen können. So verschiedenartig sie nach ihrem Wesen und ihrer Bedeutung sind, sie stellen Objekte historisch-politischer Betrachtung dar, die auch heute nicht übersehen werden dürfen. Sie reizen das Erkenntnißvermögen des Historikers besonders, weil es sich um Individualitäten handelt, die in der langen Geschichte eines fürstlichen Hauses oder eines Landes auf eigenthümlichem Wege sich gebildet haben, die ihrer Natur nach der Schöpfung des einigen Reiches um so mehr widerstreben mußten, als sie selber lebensfähiger geworden waren. Und diese Potenzen nun zu verfolgen, wie sie an der Reichsgründung auch ihrerseits mitwirkten, zu einem Theile sich selber aufgeben mußten und dann doch wieder auf verwandeltem Boden in ihrer Eigenart sich behaupteten, das ist ein historisches Problem von unmittelbarem Interesse.

Die deutsche Fürstengeneration, deren Leben in diesem Sinne bedeutend war, schrumpft heute immer mehr zusammen. Durch den Hingang des Großherzogs Peter von Oldenburg am 13. Juni 1900 hat sie einen neuen Verlust erlitten. Auch das in ihm zu Ende gegangene Leben umfaßt in selbständiger Wirksamkeit (1853—1900) das halbe Jahrhundert, das die Geschichte unseres Volkes und seiner Fürsten umgewälzt hat; es hatte, in beschränktem

Kreife, seinen Antheil daran, das Ganze zu schaffen, und blieb doch wieder in seinem Gange von ganz eigenthümlich differenzirten Faktoren des Besonderen bedingt.

Dem Problem dieses Lebens sind die nachfolgenden Blätter gewidmet. Sie setzen sich in erster Linie das historisch-politische Verständniß einer dynastischen Persönlichkeit unseres Vaterlandes zum Ziele, mit der zugleich die Individualität eines deutschen Bundesstaates verbunden ist. Es ist kein Nachruf speziell biographischen Charakters. Ein solcher kann es nicht sein, weil nur direkte persönliche Beziehungen dazu berechtigen würden, die mir verjagt geblieben sind; statt aus der Quelle lebendiger Anschauung zu schöpfen, vermag ich häufig nur wiederzugeben, was der Niederschlag dieser Persönlichkeit in weiteren Kreisen gewesen ist; auch wo ich Dank den gefälligen Mittheilungen Näherstehender die Lücken meiner Kenntniß einigermaßen auszufüllen vermochte, mag ich mir keineswegs an, ein in den satten Farben individuellsten Lebens glänzendes Bild liefern zu können. Die Aufgabe würde um so schwieriger sein, als dem Großherzog die norddeutsche Tugend des *s'effacer* eignete, die der schon fast wieder verschollene Rembrandtdeutsche an seinen holsteinischen Landsleuten zu rühmen fand, eine vornehme Unaufdringlichkeit des Wesens, der nur eine ganz intime biographische Kunst völlig gerecht wird; eine *laudatio* in der beim Hinscheiden von Fürstlichkeiten üblichen höflichen Tönen würde ihr vollends übel anstehen. Darum soll in diesem Nachruf der Historiker das erste Wort haben, und er wird weiter ausholen müssen, als der Biograph es nöthig gehabt hätte.

* *

I.

In jedem einzelnen deutschen Territorialfürsten wirkt als persönlichste Tradition die Geschichte seines Hauses nach; in jedem einzelnen suchen die Lebensbedingungen und -Bedürfnisse seines Territoriums einen politischen Ausdruck zu finden. Beide Quellen der Individualität sind vielfach an derselben Stelle entspringen. Liegen sie von einander entfernt — und die folgende Betrachtung wird davon ausgehen —, so wird das Problem komplizirter.

Der Kern des heutigen Großherzogthums Oldenburg ist ein altes gräfliches Territorium an der unteren Weiser und Sumte, an den Grenzen von Westfalen und Friesland. Es ist bekannt, daß

ein Angehöriger dieses entlegenen und unbedeutenden Dynastengeschlechtes, Graf Christian von Oldenburg und Delmenhorst, um die Mitte des 15. Jahrhunderts vermöge ständischen Wahlrechtes zum Könige von Dänemark und ein Jahrzehnt darauf auch zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein emporstieg; von ihm ist das Herrschergeschlecht begründet worden, das sich während des letzten halben Jahrtausends unter die ersten Häuser Europas gestellt hat. Ein jüngerer Bruder König Christian's war damals in dem väterlichen Erbe zurückgeblieben; als dessen Nachkommen mit dem letzten oldenburgischen Grafen Anton Günther 1667 ausstarben, und der König von Dänemark in den Besitz des Erbes gelangte, da war die selbständige Existenz dieses Territoriums zunächst abgeschlossen. Der Ursprung seiner neueren staatlichen Existenz liegt erst ein Jahrhundert später und wird einer merkwürdigen Verwicklung dynastischer und internationaler Kombinationen verdankt, in deren Mittelpunkt der Streit zwischen den beiden Linien der Nachkommen Christian's I., der königlichen und der gottorpschen Linie, und der Ausgleich dieses Streites stehen. Manches von diesen Dingen ist in den staatsrechtlichen Kontroversen der vergangenen Menschenalter bis in die letzte verstaubte Ecke hinein durchleuchtet worden; hier haben wir sie allein unter dem Gesichtspunkt der Herkunft der heutigen oldenburgischen Dynastie, des Hauses Holstein-Gottorp, zu erörtern.

Bis auf die schleswig-holsteinischen Landestheilungen 1544 und 1581 führt die Geschichte dieser Dynastie als eines selbständigen Hauses zurück. Die damals geschaffenen zwei Landesherrschaften erhielten von den Ämtern (Domänen) und Schlössern in Holstein und in Schleswig einen möglichst gleichen Antheil, etwa wie die Ackerbreiten in den verschiedenen Gewannen einer Feldmark unter die Berechtigten vertheilt werden: was man im Lehnrecht mit dem Ausdruck *Mutschirung* bezeichnet, eine Einräumung von Theilen des Lehns zur Sondernutzung an einzelne Ganerben, unbeschadet der Gemeinschaft hinsichtlich der Substanz. Es wurden also nicht etwa selbständige Fürstenthümer begründet, sondern die staatsrechtliche Einheit des Landes blieb unverletzt; sie war vornehmlich in der gemeinsamen Regierung, der die in Kommunion gebliebenen Ritterschaft, Klöster, adeligen Güter und Städte des Landes unterworfen waren, durch diese gemeinsamen „Stände“ der Landschaft und eine Reihe wichtiger gemeinsamer Grundgesetze und Institutionen verkörpert. So gab es seit 1581 in Schleswig-Holstein ständig zwei

regierende Fürsten neben einander, von denen der eine zugleich die Königskrone von Dänemark und Norwegen trug und in Kopenhagen residirte, der andere aber im Lande selbst auf dem sagenumwobenen alten Herzogsſchloſſe zu Gottorp ſaß. Der Däne hatte den Vorzug der größeren Machtmittel und des Glanzes ſeiner Würde, er war obendrein auch für den gottorpiſchen Antheil an Schleſwig der Lehnsherr; dagegen erſchien der Gottorper auf die Länge als der Mächtigere in den Herzogthümern, weil er als der Landſäſſige dem ausländiſchen Einfluß das Gegengewicht hielt und ſich zuerſt durch Einführung des Erſtgeburtsrechtes vor weiterer Zerſpaltung bewahrte, während die königliche Linie wiederum für einen jüngeren Zweig, den Sonderburger, eine neue, ohne Antheil an der gemeinſamen Regierung, aber doch mit Hoheitsrechten in ihrem Antheil ausſtattete Sekundogenitur ſchuf.

Alſo war in dieſem nationalen Grenzgebiet die Ausbildung des modernen Territorialſtaates von eigenthümlichen Schwierigkeiten eingeengt. Und während die doppelt repräſentirte landesherrliche Gewalt im Kampfe mit den Ständen immer weiter vordrang und allmählich das urſprüngliche ſtändiſche Wahlrecht auf die Primogenitur reduzirte, konnte es nicht ausbleiben, daß in ihrem Innern der Zwiefpalt ausbrach: früh angelegt, aus der unausbleiblichen Reibung lokaler Gegenſätze entſprungen, aber zu heller Flamme auſtodernd, als die gewaltſamen Veränderungen des 17. Jahrhunderts hineinſpielten und aus den kleinlichen Händeln ein gewichtiges Moment der europäiſchen Politik machten. Seit dem verunglückten Eingreifen König Chriſtian's IV. in den dreißigjährigen Krieg, und fortan je mehr, je länger die aufſteigende ſchwediſche Macht über den Kopf des älteren daniſchen Rivalen hinweg die Vorherrſchaft in der Oſtſee und in Nordeuropa an ſich reiht, ſetzt eine holſtein-gottorpiſche Sonderpolitik ein. Sie beſcheidet ſich zunächſt, neutral zu bleiben, aber indem ſie für ihre ſelbſtändigen Regungen nun doch einer Anlehnung bedarf, ergreift ſie nothgedrungen in dem Gegenſatz der großen Mächte Partei; der Gottorper Herzog wird der traditionelle Verbündete der Könige von Schweden, mehrfach auch durch Familienbande auf das Engſte an ſie geknüpft. Und je nachdem die Entſcheidung im Großen fiel, ſank auch die Waage der Gottorper zu Boden oder ſchnellte in die Höhe. Der durch die Siege Karl's X. Guſtav erzwungene Friede von Roſkilde brachte ihnen 1658 die Aufhebung der daniſchen Lehnshoheit über Schleſwig und machte ſie hier zu ſouveränen Fürſten. Sobald aber die ſchwediſche Macht

erschüttert wurde, hatte auch ihr Verbündeter die Kosten mitzubezahlen; schon unter dieser Konstellation gelang es dem dänischen Könige, der Anfangs gemeinsam mit Gottorp die kaiserliche Gesamtbelehrung für die 1667 erledigten Graffschaften Oldenburg und Delmenhorst erlangt hatte, aus einem langen Prozeß durch Reichshofrathsurtheil von 1676 als alleiniger Besitzer des alten Erbes seines Hauses siegreich hervorzugehen; wurden die erbitterten Gottorper dadurch nur noch tiefer in das feindliche Lager gedrängt, so konnten sie 1689 nur noch durch europäische Intervention in ihrem Besitze erhalten werden. Noch einmal verbanden sie dann ihr Schicksal mit den Siegen Karl's XII., um durch den Zusammenbruch Schwedens im nordischen Kriege vollends ins Verderben gerissen zu werden. Im Jahre 1721 nahm der König von Dänemark den gottorpiſchen Antheil an Schleswig unmittelbar in Besitz und vereinigte ihn mit dem seinigen; der Gottorper sah sich auf seinen Antheil an Holstein beschränkt. Niemals aber, auch in den Jahren kümmerlichen Exils in Hamburg nicht, gaben sie die Hoffnung auf Rückgewinn auf, wie sie sich niemals zu vertragsmäßiger Anerkennung des Verlustes verstanden; von einem starken Familiengefühl zusammengehalten, nährten sie, als Opfer der Gewalt und des Unrechts, untereinander eine unruhige Prätendentenstimmung; immer von Neuem waren sie mit ihren geschäftigen Günstlingen und Diplomaten bereit, die Angelegenheiten ihres Hauses mit der europäischen Politik zu verknüpfen.

Und in überraschender Weise bot ihnen bald die veränderte Konstellation der europäischen Mächte diese Möglichkeit. Die glänzenden Aussichten, die 1448 und 1460 das Oldenburger Grafenhaus emporgeführt hatten, schienen sich diesem vom Mißgeschick verfolgten Zweige des Geschlechtes zu erneuern, als der junge Herzog Karl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp 1741 in Schweden als Thronfolger anerkannt, dann aber von der Zarin Elisabeth zu ihrem Nachfolger bestimmt wurde, und dafür ein anderer Gottorper, Adolf Friedrich, der damalige Inhaber des Bisthums Lübeck, den schwedischen Thron bestieg. Die Prätendenten wurden zu europäischen Mächten. Die Sorge vor diesem Aufsteigen mußte in dem bedrohten Dänemark die Neigung zu einem friedlichen Abkommen über den alten Zwist verstärken. Mit den schwedischen Gottorpern kam man bald überein, nicht aber mit dem eigensinnigen Großfürsten Peter, der immer wie ein nach Petersburg verbannter Holsteiner empfand und nach dem Ausdruck

Elisabeths sich „das elende Holstein und Kiel nicht aus dem Herzen reißen lassen“ wollte. Erst seine große Gemahlin Katharina schloß 1767 mit Dänemark einen (wegen der Minderjährigkeit ihres Sohnes Paul zunächst provisorischen) Vertrag, der alle „in dem zur Beherrschung des ganzen Nordens berufenen und bestimmten Oldenburgischen Hause obwaltenden Uneinigkeiten mit der Wurzel ausrotten“ sollte. Danach verzichtete das Haus Holstein-Gottorp zu Gunsten Dänemarks auf seinen vormaligen Antheil an Schleswig und vertauschte seinen Antheil an Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, behielt aber von Holstein das Bisthum Lübeck; diesen Bischofsstuhl hatten nämlich die Gottorper seit 1586 in dauerndem Besitz, indem sie anfänglich in den Wahlen ihre jüngeren Prinzen durchgesetzt, mit der Zeit aber eine jüngere Linie hier eingeführt hatten, die vermöge ihrer an Erbllichkeit grenzenden Vertragsrechte mit dem Domkapitel in den erstarrten Formen dieses kleinen geistlichen Stifts sich ein fast selbständiges Fürstenthum schuf. Und eben für diesen jüngsten Zweig des Hauses waren die Stammgrafschaften bestimmt, deren Besitz, hundert Jahre zuvor der Erisapfel zwischen den beiden Oldenburger Linien, nunmehr ihre Versöhnung besiegelte; nachdem Großfürst Paul 1773 den Vertrag bestätigt hatte, übergab er die Grafschaften „zum Etablissement der jüngeren Gottorpschen Linie“ dem derzeitigen Fürstbischof von Lübeck, dem Herzog Friedrich August von Holstein-Gottorp. So wurde auf der einen Seite die Ausdehnung der alleinigen Landesherrschaft der königlichen Linie in Schleswig-Holstein, das gepriesene Werk der Staatskunst des „großen“ Bernstorff, zum Abschluß gebracht, auf der andern Seite ein neues Territorium des Reiches geschaffen oder vielmehr ein altes wiederhergestellt. Vielleicht war es das letzte, das in den verfallenen Körper des alten Reiches eingegliedert wurde; 1774 wurde es zum Herzogthum erhoben, 1778 wurde die vormalige holsteingottorpsche Stimme am Reichstage auf die Herzöge von Holstein-Oldenburg übertragen, und ein Lübinger Staatsrechtslehrer konnte „de novo ducato Oldenburgico“ (1779) eine gelehrte Abhandlung schreiben.

Das ist der Ursprung des heutigen oldenburgischen Staates. Auf den verschlungensten Wegen, durch ein rein dynastisches, dänisch-russisch-holsteinißches Familienabkommen ist er ins Leben gerufen worden. Es ist natürlich, daß die Bedingungen, die ihn schufen, in den späteren Geschieden des Landes und seiner Dynastie

als wirkende Kräfte lebendig blieben. Unter den ersten Fürsten hat sich das auf das Allerdeutlichste gezeigt; aber auch das Leben des Großherzogs Peter vermag einen Beweis dafür zu liefern, wie lange sich solche politische Traditionen fortpflanzen können, wie sie scheinbar schon veraltet und erloschen, doch wieder aufleben.

II.

Das Oldenburger Land war damals über ein Jahrhundert ein Nebenland der dänischen Monarchie gewesen, dem deutschen Leben zwar nicht entfremdet, aber der deutsch-dänischen Kultur Kopenhagens erheblich näher stehend. Wie die Grafschaften von den Königen mit einem gewissen pietätvollen Wohlwollen behandelt wurden, so hatte man auch in der unnatürlichen politischen Verbindung kein Unglück gesehen, sondern gern seinen Antheil an einem patriotisch-dynastischen Stolge genommen; etwa wie der Erbe auf einem kleinen entlegenen Bauernhof sich selbstbewußt die Dheime und Vettern zurechnet, die von dem magern Gut hinweg in die weite Welt gegangen sind und es dort zu etwas Großem an Besitz und Ehren gebracht haben; und was mit dem kleinen Hofe irgendwie wirtschaftlich verbunden ist, freut sich der fernern Errungenschaften mit, als wenn sie die seinen wären. Es ist treffend bemerkt worden, daß man dem erschütternden Ringen des siebenjährigen Krieges beinahe fremd, in gesicherter Neutralität gegenüberstand, während man Struensees Erhebung und Fall, die letzte Hof- und Staatskatastrophe, welche die Grafschaften in ihrer Verbindung mit Dänemark mit durchlebten, am eigenen Leibe und in eigener Seele empfand. So war noch bei der Wendung im Dezember 1773 der Glaube allgemein verbreitet gewesen, daß der dänische Oberlanddrost nur einem russischen Platz machen sollte. Statt dessen wurde man der politischen und kulturellen Gemeinschaft des deutschen Volkes und einer selbständigen Dynastie zurückgegeben.

Wohl ging das vormalige oldenburgische Territorium mit einem Zweige seines alten Grafenhauses eine neue Verbindung ein. So künstlich die Wege dieser staatlichen Schöpfung waren, eine Kunstschöpfung war es doch nicht. Aber die Zusammenhänge beider führten doch so weit durch die Jahrhunderte zurück, daß die Dynastie Holstein-Gottorp im Lande zunächst fast als eine neue gelten konnte, ähnlich etwa wie in München die verschiedenen Linien der pfälzischen Wittelsbacher, die um dieselbe Zeit das Erbe ihrer bairischen Vettern austraten. Die neuen Fürsten sind zwar

so rasch mit dem Lande verwachsen, wie es nur die Folge beharrlicher und treuer, einem und demselben Gegenstande gewidmeter Arbeit sein kann; sie haben zugleich, wie sie durch den Besitz des Bisthums Lübeck territorial mit dem Lande Holstein verknüpft blieben, auch in ihrem Charakter niemals den holsteinischen Ursprung verleugnet und sind alle im Laufe ihrer Regierung wieder in Kombinationen verwickelt worden, die in den internationalen Beziehungen des Hauses Gottorp wurzelten. Daher steht die politische Geschichte Oldenburgs noch lange unter der doppelten Einwirkung der Landesinteressen und vorwiegend dynastischer Gesichtspunkte, die je länger, je mehr zusammenfielen, aber zu Zeiten auch wohl wieder auseinander gehen konnten.

Es war nicht ohne Bedeutung, daß die Gottorper an eine lebendige kleinfürstliche Tradition im Lande nicht anzuknüpfen vermochten. War hier doch über ein Jahrhundert deutschen Fürstenthumes gewissermaßen ausgefallen, das siècle de Louis XIV. und seines deutschen Fürstengefolges hatte hier keine Spuren hinterlassen; Soldatenhandel und Maitressenwirthschaft, Schöfferturus und Jagdlasten und aller Zubehör eines absolutistischen Miniaturhofes waren nur von Hörensagen bekannt. Und in einer Zeit, die bald dieses ganze Wesen zusammenbrechen sah, zeigten die neuen Fürsten Oldenburgs von vornherein keine Neigung, es neu im Lande einzuführen; während des ganzen 19. Jahrhunderts auch, das im deutschen Fürstenthum manche Rückfälle in die vergangene Manier erlebt hat, würden sie solche Erzeisse immer als einen fremden Tropfen in ihrem Blute empfunden haben. Sie waren Söhne des Zeitalters der Aufklärung, dessen Ideen die legitimistische Auffassung des Verhältnisses zwischen Fürst und Unterthan längst zersezt hatten. Im Sinne eines aufgeklärten und wohlmeinenden Despotismus gingen sie an die Arbeit; sie fanden in diesem Bauerlande mit seiner ärmlichen städtischen Kultur und seinem unbedeutenden adligen Grundbesitz keine ständischen Gewalten mehr vor, mit denen sie das Regiment hätten theilen müssen; zwar waren es keineswegs, wie Treitschke gelegentlich bemerkt, „die streitbaren Bauern gewesen, die hier den Adel schon vor Jahrhunderten fast vernichtet hatten“, sondern bereits die Landesherrschaft der alten Grafen war seiner Herr geworden; an das reine Beamtenregiment der dänischen Zeit konnten die Herzoge ihre Regierung anknüpfen. Und längst wußten die besten Vertreter des aufgeklärten Despotismus in Deutschland mehr von ihren Pflichten, als von

ihren Rechten. Als wenn Friedrich der Große das Wort vom ersten Diener seines Volkes vorbildlich auch für sie gesprochen hätte, dementisprechend richteten die Gottorper sich im Lande ein, in Arbeit und Pflichttreue; und wenn in unsern Tagen der neue Großherzog seine Regierung mit den Worten eröffnet hat: „Ich betrachte mich als den ersten Diener meiner Oldenburger,“ so ist damit nicht ein neuer Kurs eingeschlagen worden, sondern die Tradition eines Jahrhunderts hat nur von Neuem einen beständigen Ausdruck gefunden.

Ihr Begründer ist weniger der erste Herzog, Friedrich August, der während seiner kurzen Regierung noch ganz Holsteiner und dem Lande ziemlich fremd blieb, als vielmehr sein Nachfolger und Nefte Peter Friedrich Ludwig (1785—1829); er erst, obgleich er die längste Zeit nur für einen regierungsunfähigen Vetter die Administration führte, verflocht die junge Dynastie wahrhaft mit dem Lande; und er bildete in der Führung seines Lebens und seiner Regierung den Typus vor, der in seinen Nachfolgern sich konstant erhielt. In ihm ist die erste der drei Generationen repräsentirt, die — Vater, Sohn und Enkel — bis heute, zusammen 115 Jahre regiert haben und, wie außerordentlich viel Züge der Familienähnlichkeit bezeugen, eine Art innerer Einheit darstellen; zumal der jetzt verstorbene Großherzog Peter lenkte in der Grundlage seines Charakters und in mancher Neigung zu der Art des Großvaters wieder zurück.

Herzog Peter Friedrich Ludwig gehörte seiner ganzen Entwicklung nach den Gruppen des deutschen hohen Adels an, die nicht bloß in ihrem besonderen Vaterlande, sondern in internationalen Beziehungen und in der Gesamtkultur Europas wurzelten. In einer ostpreussischen Garnison des Regiments Holstein war er geboren; denn sein Vater — und also der Ahnherr des heutigen großherzoglichen Hauses — war der fridericianische General Georg Ludwig von Holstein, der gleich manchem jüngeren Prinzen sich dem Dienst im Heere des großen Königs gewidmet hatte und sich erst von ihm trennte, als nach seinem verspäteten Eingreifen in die Schlacht bei Torquau ein hartes königliches Wort „das langsame holsteiniſche Pferd“ verlezend getadelt hatte. Gleich darauf vorübergehend nach Petersburg berufen, war er noch in die Katastrophe seines Veters, des Zaren Peter III., verflochten und bald darauf in Kiel hinweggerafft worden. Dann nahm sich die Zarin Katharina der Erziehung seiner unmündigen Söhne an; weitab von ihrer

deutschen Heimath und ihren russischen Verwandten — wer konnte wissen, welcher Bestimmung sie hier oder dort entgegengingen? —, in Bern und Bologna wuchsen sie auf, in schlichter, bürgerlicher Zucht; die eigenhändige Erziehungsinstruktion Katharina's hatte befohlen, „daß gleich Anfangs dero Gemüther von dem eiteln Wahn des Stolzes und des Vorzugs vor anderen Menschen entfernt würden.“ Auf einen kurzen russischen Militärdienst Peters folgten dann Reisen, ein mehrjähriger Aufenthalt in England als Schule für das öffentliche Leben, dann die Zurückgezogenheit eines vornehmen Privatmannes in Hamburg, bis unerwartete Komplikationen diesen dynastischen Kosmopoliten zum Nachfolger seines Oheims in Oldenburg und Cutin beriefen. Mit tiefem Pflichtgefühl arbeitete er sich nun in die neuen Aufgaben dieses kleinen Kreises ein. Durch schwere Schläge in seinem privaten und öffentlichen Leben war er zum ernstesten Manne gebildet worden. Die anspruchslose Schlichtheit seines Auftretens entsprach seiner innersten Neigung; es reizte ihn nicht, seine Sphäre durch äußern Schein zu vergolden. Aber die beschränkten Mittel machten eine sparsame Wirthschaft nöthig; heute wird eine kleine städtische Kommune, selbst eine größere bäuerliche Gemeinde des Landes eher über die Herausgabung beträchtlicher Mittel verfügen, als damals der Herr des Landes selbst. Ein tüchtiger Haushalter in erster Linie, vermochte er der fargen Einfachheit des öffentlichen Lebens nur im bescheidenen Maße eine gewisse Zier durch seine Lieblingskunst, die Malerei, zu verschaffen; er hatte die Vorliebe dafür schon während seiner Jugend in Italien eingefogen und vererbte sie auf seinen Enkel. Rechtlich und nüchtern durch und durch, vor Allem wenn er als arbeitamer Geschäftsmann dem Wohl des Landes diente. Nüchtern auch in religiösen Dingen, ein protestantischer Christ der Aufklärungszeit. In seiner charakteristischen Auseinandersetzung mit einem seiner ihm persönlich am nächsten stehenden Beamten, dem Grafen Friedrich Leopold Stolberg, bei dessen Konversion im Jahre 1800, vermochte er wohl vorwurfsvoll zu fragen: „War bei Tag und Nacht Ihnen meine Thür je verschlossen?“, denn diese Trennung ging ihm nahe; der ganze Ideengang Stolberg's aber, das „unbeschreiblich Romantische“, blieb ihm schlechterdings unverständlich, und in einem Briefe an die Kaiserin Maria Paulowna von Rußland urtheilte er kurzab: „sein glühender Eifer läßt ihn die Grenzen überschreiten, die das Gute und Rechte erfordern, da ja diese Tugenden selbst nur die

Folge einer Verstandesoperation sein können und nicht die eines gleichsam unmittelbaren Antriebes.“

Das Zeitalter der europäischen Revolution brachte seinem Lande zunächst eine ansehnliche Vergrößerung. Nicht allein wurde das Bisthum Lübeck, durch Verwandlung überlebten Formen des Stifts in ein weltliches und erbliches Fürstenthum, ihm ohne jedes Mittel unterworfen. Vor Allem erhielt er für seinen nothgedrungenen Verzicht auf den Eisflether Weferzoll, das werthvollste Vermächtniß der landesherrlichen Politik der alten Grafen — hatten doch von seinen Erträgen in dänischer Zeit die gesammten Kosten der Zivil- und Militärverwaltung bestritten werden können —, als Ersatz das hannoversche Amt Wildeshausen und vom Niederstift Münster die Kemter Bechta und Cloppenburg. Außerlich war dem Lande damit eine willkommene Abrundung verschafft worden; innerlich wurde durch diesen Zusatz katholischer Bevölkerung die einheitliche Physiognomie des Landes erheblich verändert. Zunächst freilich blieb keine Zeit, die neuen Erwerbungen mit dem alten Bestande zusammenzuschweißen.

Wie die andern deutschen Fürsten, wurde der Herzog durch den Zusammenbruch des Reiches auf eigene Füße gestellt, aber rascher noch als andere sollte er erleben, welches verhängnißvolle Geschenk die Souveränität für einen ohnmächtigen kleinen Dynasten inmitten des europäischen Weltbrandes bedeutete. Nachdem schon der Krieg Napoleon's gegen Rußland 1806 zur vorübergehenden Besetzung seines Landes durch holländische Truppen geführt hatte, garantierte der Tilsiter Friede ihm wieder den ungestörten Besitz. Der Bund zwischen Alexander und Napoleon schien auch dem gottorpschen Verwandten des Zaren einige Sicherheit zu gewährleisten. Aber das Umgekehrte geschah: das Herzogthum Oldenburg wurde sogar einer der Anlässe, die die Entzweiung der beiden Welt herrscher hervorriefen und damit in weiterer Folge das Schicksal Europas umgestalten sollten. So wenig einst die französische Republik vor dem elbischen Besitz deutscher Reichsfürsten und Reichsritter halt gemacht hatte, ebensowenig konnte Napoleon, wenn er den Krieg gegen England durchkämpfen wollte, auf das Fundament seines Systems, die straffe Durchführung der Kontinentalsperre, verzichten; das war der Grund, weshalb er die Ueberwachung der Nordseeküste unmittelbar in die Hand zu nehmen sich entschloß, und im Dezember 1810 durch das bekannte Dekret das Herzogthum Oldenburg zusammen mit Holland, den Hansestädten und den übrigen

Theilen der Nordseeküste dem Kaiserreiche einverleibte. Er war nicht ohne Gefühl dafür, daß er durch diesen Bruch des Tilfiter Vertrages den Zaren empfindlich beleidigen würde, und hatte deswegen einen Anlauf zum Entgegenkommen genommen und Entschädigungen angeboten, wie es sonst nicht Stil in seiner Diplomatie war. Schließlich hatte er unter dem zwingenden Druck seiner gegen England gerichteten Gesamtpolitik doch den Schritt vollzogen; „le centre de la contrebande avec l'Angleterre*“, wie er das Herzogthum nannte, sollte ausgelöscht werden, auf die Gefahr hin, daß das russische Bündniß einen argen Stoß erhielt. Die Schwierigkeit für ihn begann, als Herzog Peter mit ehrenhafter Anhänglichkeit an sein Land erklärte, „daß man ihn zwar von seinen Landsleuten trennen, aber nimmermehr bewegen könnte, ein Aequivalent für sie anzunehmen“, und wider Erwarten die Entschädigung durch das Erfurter Gebiet stolz und fest ablehnte.**) Und dann belehrte ihn der russische Protest gegen die Annexion, daß er in dem Zaren doch den Holstein-Gottorper empfindlicher gekränkt hatte, als in seiner Berechnung lag. Zwar wollte auch Zar Alexander, obgleich er den Streich als eine Ohrfeige für eine befreundete Macht empfand, keinen Kriegsfall aus der Kränkung seines dynastischen Ehrgefühls machen; es war keine Frage, daß dieser Streitfall hinter den tieferen Ursachen des Bruches an Bedeutung zurückstand; es schien etwas Berechtigung darin zu liegen, wenn Napoleon fragte: „à qui fera-t-on croire, que l'Oldenbourg soit le vrai motif de la querelle? Entre des grandes puissances on ne se bat pas pour l'Oldenbourg“. Aber der Stein war ins Rollen gebracht. Die russische Politik hatte jetzt eine Gelegenheit, vor ganz Europa einen ostensibeln Vorwurf dem Kaiser Napoleon immer von Neuem vorzuhalten, als wenn von jenem nichts als eine bewußte Brüksirung beabsichtigt gewesen wäre; eben an der Art, wie sie hinfort dieses Argument behandelte, erkannte Napoleon, daß sie das Zerwürniß immer weiter zuspitzen wollte. Darin liegt wohl die zuweilen zu sehr aufgebauschte Bedeutung der Oldenburger Frage, in deren einzelne diplomatische Phasen wir nach den Veröffentlichungen von Bignon und Tatistcheff, vor Allem durch die neueste von Albert Vandal einen deutlichen Einblick gewonnen

*) Vandal, Napoléon et Alexandre I. 3, 90.

**) Ein Entschluß, der für den Franzosen Vandal ebenso wenig begreiflich ist wie für die napoleonische Diplomatie: „il préféra au riant pays d'Erfurt le pauvre et sablonneux domaine où avaient régné ses pères“ (2, 528).

haben. Man wollte in Petersburg über die dynastische Kränkung hinwegsehen, aber man machte eine viel ernsthaftere Sache daraus, indem man als Ersatz für den Verwandten des Zaren das Großherzogthum Warschau oder ein erhebliches Stück davon verlangte. Denn die oldenburgische Frage mit der polnischen verquickten, schloß für Napoleon eine unannehmbare Forderung in sich: „nein“, antwortete er, „und wenn die russische Armee auf dem Montmartre stände“. Je drohender die Lage wurde, um so mehr trat das Herzogthum Oldenburg zurück. Das durch einen internationalen Familienvertrag geschaffene Fürstenthum war nur noch ein Fangball in dem diplomatischen Kampfe zweier mit Nothwendigkeit auf den Bruch löstreibender Weltmächte geworden.

Tief gebeugt hatte der Herzog sein Land verlassen und sich, obgleich ihm immerhin das Bisthum Lübeck geblieben war, nach Rußland begeben, wo er allein auf Hilfe rechnen konnte. Trotz seiner verwandtschaftlichen Beziehungen zum Zaren war seine Lage kaum gesicherter als die der vaterlandslosen gottorpiischen Präbendanten von ehemals, auf ungewisse Ausichten beschränkt, wie damals als er als Knabe seinem Vater an den Hof Peters III. gefolgt war; auch seine Söhne traten in diesen neuen Wirkungskreis ein, der Erbprinz als kaiserlicher Gouverneur von Esthland, der jüngere (von dem die heute in Rußland lebende und heimisch gewordene Linie der Herzöge von Oldenburg abstammt) als Gouverneur von Twer, Nowgorod und Jaroslaw. In den russischen Heeren nahmen sie an den Kriegen von 1812 und 1813 theil, Herzog Peter an der Spitze der freilich nicht zu bedeutenderen Leistungen berufenen russisch-deutschen Legion, bis die Siege des preußischen Heeres und seiner Verbündeten Napoleon wieder aus Deutschland hinauswarfen und auch in Oldenburg die Fremdherrschaft vor den gefürchteten Kosakenschwärmen das Weite suchte.

Im November 1813 ergriff Herzog Peter von Oldenburg wieder Besitz. Welche Unsumme von Noth und Bosheit aber hatte dieses Land heimgesucht seit dem 28. Februar 1811, als der französische Kommissar, Tags nach der Abreise des Herzogs, in der Lambertikirche zu Oldenburg die neuen Unterthanen mit der widerwärtigen Phrase begrüßt hatte: „Franzosen, mit diesem schönen Namen begrüße ich Euch heute, Bewohner dieser Gegenden, welche jüngst noch Oldenburger hießen.“ Drei Jahre kaum hatten genügt, um die Segnungen der neuen Herrschaft kennen zu lernen. Vielleicht noch das Geringste, am ehesten zu ersetzende, war der kolossale

Verlust an Hab' und Gut, bei dem Einzelnen und bei dem Gemeinwesen; schmerzlicher als diese Ausplünderung war schon der Verlust an Menschenleben unter den zur Flotte oder zum Landheer Kontribuirten, der Tausende, die auf den russischen Schlachtfeldern geblieben, und schließlich derer, die nach voreiliger Erhebung dem Standrecht verfallen waren; das Verderblichste blieb die Lockerung aller Bande unter den entfittlichenden Wirkungen des französischen Präfectenregimentes, die Verwilderung der Gemüther, die den Glauben an den Werth und die Beständigkeit der staatlichen Gemeinschaft fast verloren hatten.

Und eben darin lag nach der Wiederherstellung auch die heilsamste und höchste Lehre für Fürst und Volk. Die Souveränität hatte nichts als Unheil gebracht, die fürstlichen Familienbeziehungen hatten nicht ausgereicht, es abzuwehren; was hatte alles Bemühen einer wohlmeinenden Regierung genützt, wenn es mitsammt der ganzen dynastischen Gründung von 1773 widerstandslos von der großen Sturmfluth hinweggespült wurde. Erst der Befreiungskampf des deutschen Volkes predigte, worin allein die Rettung liegen konnte: wenn man, wie die anderen dynastischen Schöpfungen Deutschlands, wieder in einem nationalen Ganzen festen Halt fand. Nur dann, wenn es wieder den Aufgaben und Zwecken einer großen Volksgemeinschaft eingegliedert war, konnte auch ein kleines Staatswesen äußeren und inneren Schutz finden und in gewissem Grade die sittliche und politische Berechtigung seines Sonderdaseins erweisen.

Gerade durch die Franzosenzeit wurde bei Fürst und Volk die Richtung auf das gemeinsame Vaterland befestigt; man war oben und unten ein gutes Stück deutscher geworden, als man sich wieder zusammenfand, und aus dem thatlosen Selbstgenügen früherer Jahrzehnte wuchs man jetzt in die Anforderungen einer großen Zeit hinein. Der Antheil am Befreiungskriege mußte zunächst beschränkt sein; erst im Feldzuge von 1815 hatte der Herzog die Freude, ein selbstständiges Contingent oldenburgischer Truppen ins Feld ziehen zu sehen. Und erstand aus dem Kriege auch nicht das eine und ganze Deutschland der Patrioten, so bot wenigstens für das Oldenburger Land der Deutsche Bund einen unvergleichlich größeren Antheil am nationalen Leben, als ihm seit Jahrhunderten bechieden gewesen war.

Noch auf anderthalb Jahrzehnte war es dem Herzog vergönnt, den Neubau seines Staates zu leiten. Er hatte den alten Besitzstand nicht nur hergestellt, sondern ihn auch vergrößern können; freilich

waren die entlegenen Gebietsstrümmen an der Nahe, die man später als Fürstenthum Birkenfeld bezeichnete, ein höchst zweifelhafter Ersatz für das Scheitern der auf den Erwerb Ostfrieslands gerichteten und von Rußland vergeblich gegen den hannoversch-englischen Einfluß unterstützten Wünsche; glücklicher war der Gewinn der Herrschaft Zeven, die schon den alten Grafen von Oldenburg gehört hatte und nunmehr, nach einer fast abenteuerlichen dynastischen Rundreise über das fürstliche Haus Anhalt-Zerbst, die Zarin Katharina und das Kaiserreich Rußland, in die frühere Verbindung zurückkehrte. Alle alten und neuen Gebiete mußten jetzt zu einem Staatsganzen vereinigt, die Verwaltung auf straffer bürokratischer Grundlage reorganisiert, die wirtschaftliche Wiederherstellung mit den vorhandenen sparsamen Mitteln versucht werden; als Herzog Peter 1829 starb, hatte er im Gedächtniß seiner Landsleute seinen Namen für immer mit diesem Neubau des Staates verknüpft. Sein Sohn Paul Friedrich August (1829—1853) trat ein reiches Erbe an treuer, landesväterlicher Arbeit an, und auf allen Gebieten öffentlichen Lebens hat er seinem Vorfahr, „sein angestammtes Land zu einem deutschen Musterstaat zu machen“, rastlos nachgelebt.

Als Mensch brachte er zu dieser Aufgabe mehr mit, als mancher Andere. Seine Erziehung hatte der Vater noch ganz im Geiste der Fürstenerziehung des 18. Jahrhunderts durch eigene Anweisung geleitet und ihr das Ideal der Humanität, die „unermüdlige Auszubildung des Geistes und des Herzens“, zum Ziele gesetzt; auf den im Sinne allgemeiner Bildung, nicht etwa militärischer Standeserziehung, angelegten Jugendunterricht waren das Universitätsstudium in Leipzig und lange Reisen in England und Südeuropa gefolgt. Wohl unterschied er sich in Manchem von dem Vater. Die Erlebnisse der ersten Mannesjahre hatten in ihm doch einen lebhaften Antheil an militärischen Dingen erweckt; dem Jüngling hatte auf dem Erfurter Fürstentag der französische Uebermuth Thränen des Zornes ins Gesicht getrieben, die dem scharfen Blicke Napoleon's nicht entgingen; mit um so größerem Hochgefühl hatte er sich dann am russischen Feldzug, bei Tarutino und Borodino, rühmlich betheiligt, und seine Haltung in der Schlacht bei Leipzig erschien dem preussischen Kronprinzen damals als Muster; als er zur Regierung gelangt war, legte er besonderen Werth darauf, die militärischen Einrichtungen seines Landes den Anforderungen des Deutschen Bundes gemäß zu gestalten. Und auch die deutsch-nationale Stimmung war seit jenen Jugenderinnerungen schon

stärker als in dem Vater entwickelt, so daß er in der Zeit der bösesten Reaktion, nach dem Kongreß von Verona im Herbst 1822, sich nicht scheute, dem Vater zu schreiben: „Man müsse die sogenannten demagogischen Umtriebe zwar mit Ernst, aber ohne Härte behandeln: der Ursprung sei ein guter und reiner.“ Man hat seine Bedeutung „mehr in dem, was er war, als in dem, was er that“, gesehen; denn nach dem ernstesten und gemessenen Vater fiel zunächst die ungemeine Liebenswürdigkeit dieser Persönlichkeit auf. Ein ihm nahestehender kluger Beobachter urtheilt: „Er war einer der liebenswürdigsten Menschen, die gelebt haben, einer der Wenigen, die wohl nie einen persönlichen Gegner oder Feind gehabt haben. Sein hervorragendster Zug war die reinste Herzensgüte und Menschlichkeit.“ Und das Urtheil ferner Stehender beweist, daß darin keine höfische Schmeichelei lag; auch der sehr nach dem Herzen urtheilende König Friedrich Wilhelm IV. meinte einmal: „Er gehört zu den wenigen Menschen, denen man gut sein muß, man mag wollen oder nicht.“ *) Seinem Vater gleich Großherzog August in der rastlosen Thätigkeit in den Regierungsgeschäften; fast auf allen Gebieten ging er mit persönlichster Initiative voran, und schon der frühe Morgen fand ihn um 6 Uhr am Schreibtisch; wie er in Rußland als der Urheber des Estländischen Bauerngesetzes von 1815 ein gutes Andenken hinterließ, so zeigte er in seiner Regierung seines Landes fast überall eine glückliche Hand.

Und doch sollte diese segensreiche Regierung gleich im Beginn einen bedenklichen politischen Fehler begehen. War unter dem Vater die äußere staatliche Existenz des Landes von den dynastischen Beziehungen, die es geschaffen hatten, mehrfach entscheidend beeinflusst worden, so wiederholte sich unter dem Sohne diese Einwirkung in einer für die innere Entwicklung des Landes unheilvollen Weise: in der großen Frage des Zeitalters, der Einführung einer Verfassung. Die Frage war allerdings gerade in Oldenburg nicht leicht zu lösen, weil alte landständische Institutionen sich im Stammlande nicht erhalten hatten, und obendrein die unglücklich zerstreute Lage der einzelnen Territorien Schwierigkeiten bot: es handelte sich um einen Neubau von Grund aus. Der Großherzog August zögerte nicht, Hand daran zu legen. Bald nach der Julirevolution wurde in seinem Rathe eine landständische Verfassungsurkunde

*) Aus dem literarischen Nachlaß von Joh. Ludwig Moske, Großh. Oldenburgischem Generalmajor. S. 185. Vergl. auch das Urtheil in den Memoiren des Herzogs Ernst von Coburg 2, 68.

entworfen und zum Abschluß gebracht, die auf wichtigen Gebieten der Gesetzgebung und Finanzverwaltung der Landesvertretung eine nicht bloß berathende, sondern auch beschließende Mitwirkung einräumen sollte. Das ganze Werk scheiterte aber, wie erst neuerdings bekannt geworden ist, daran, daß die Regierung vor dem Erlaß der Verfassung sich wenigstens im Allgemeinen der Zustimmung des Königs von Dänemark und des Kaisers von Rußland, „der beiden Chefs des Hauses Holstein“, versichern wollte. Die beiden konservativen Mächte aber übten an dem Entwurfe eine vernichtende Kritik, riethen dringend zur Beschränkung der Konzessionen, und verlangten sogar, daß Oldenburg — mit Rücksicht auf die Lage des Fürstenthums Lübeck — sich mit der dänischen Regierung und ihren Verfassungsabsichten für Schleswig-Holstein in grundsätzliches Einverständniß setze. Vor diesem Einspruch wich die oldenburgische Regierung zurück. Oldenburg blieb, wie Treitschke (4, 178), ohne diesen Hergang zu kennen, bereits bemerkt hat, „bis zum Jahre 1848 der einzige unter den größeren deutschen Staaten, der für die Verwirklichung des Artikel 13 der Bundesverfassung gar nichts that“. Und daß dies geschah, lag nicht etwa an dem üblen Willen seines Fürsten oder an seiner absolutistischen Gesinnung, obgleich es nicht ausbleiben konnte, daß er von beiden Seiten darnach falsch beurtheilt wurde. Einzig und allein die Rücksicht auf die dynastischen Kombinationen, aus denen 1773 der Staat hervorgegangen war, verhinderte den Großherzog und seine Regierung an der strikten Erfüllung der dem deutschen Bunde und nach eigener feierlicher Anerkennung auch den Unterthanen geschuldeten Pflichten. Der politische Fehler lag in dem ersten Schritte, die Zustimmung der beiden Kronen nachzusuchen: damit hatte man sich für den Fall, daß diese Zustimmung versagt oder von Bedingungen abhängig gemacht wurde, die Hände gebunden. Wie tief doch die ausländischen Einflüsse in der vormärzlichen Zeit auf unsere inneren Verhältnisse eingewirkt haben! Ob dem oldenburgischen Bürger und Bauer ein bescheidenes Maß von Mitwirkung an der Verathung seiner Steuerlasten gewährt werden sollte, unterlag der Begutachtung der Kabinette von St. Petersburg und Kopenhagen, und die erste Schuld lag nicht an der fremden Annahme, sondern an dem noch allzustark in diesen Beziehungen wurzelnden Bewußtsein der Dynastie.

Natürlich rächte es sich, trotz allen guten Willens und aller Erfolge der Regierung, daß der Staat noch in den Formen des

alten, mit seinen allmächtigen Amtsmännern schaltenden patriarchalischen Regiments beharrte, als er von der Revolution des Jahres 1848 ergriffen wurde: jetzt wurde er um so raucher und widerstandsloser umgestaltet. Da man nun ohne Anknüpfung an das historisch Gegebene ganz aus dem Neuen schuf, wurde man durch den gewaltigen Druck der revolutionären Hochfluth so weit vorangetrieben, daß das Verfassungswerk nach dem Sinne der radikalen Theorien ausgebaut wurde. Auch nach der Revision von 1852, die auf verfassungsmäßigem Wege, ohne Einmischung des „Reaktionsausschusses“ des wiederhergestellten Bundestages zu Stande kam, blieben die konstitutionellen Rechte des Landes in einem Umfange bestehen, daß die Verfassung immer noch als eine der liberalsten Deutschlands gelten konnte. Obgleich eigentlich radikale Elemente im Lande keinen Boden hatten und durch die Persönlichkeit des Fürsten keineswegs hatten geweckt werden können, war die Regierung weit zurückgeworfen worden.

Großherzog August empfand diese Wendung in seinen letzten Lebensjahren sehr schmerzlich, etwa wie einen Undank für redliches Bemühen. Trotzdem verharrte er nicht innerlich in Ablehnung, sondern ergriff die Gedanken der neuen Zeit, vor allem des neuen Deutschlands ohne jeden Rückhalt. Es mochte bei einem Fürsten überraschen, der bis 1848 als ein Gegner jeder Verfassung verschrien war; auf dem Berliner Fürstentag von 1850 wurde ihm von einem fürstlichen Genossen vorgehalten, er zeige sich mehr „links“ als man von ihm geglaubt habe, worauf er scharf bemerkte, es gäbe Manche, die sich viel weiter „rechts“ befänden, als recht sei. Daß er unter dem Druck der Revolution sich mit der deutschen Idee befreundete, könnte für seine wirkliche Gesinnung nichts beweisen; aber er hielt auch daran fest, als die Wasser längst wieder verlaufen waren. Er stand treu zu der preußischen Union und erklärte — im Widerspruch mit seinem Landtage — dabei zu bleiben, „wäre er auch der Letzte, in der Ueberzeugung, daß die Abtrünnigen am Ende doch umkehren würden“, selbst als König Friedrich Wilhelm IV. die Unionsverfassung für unausführbar erklärte, beschwor er ihn in einem Privatschreiben „standhaft zu bleiben und durch Aufrechterhaltung der Union der Retter Deutschlands zu sein.“ Für seine Person war er zu jedem Opfer bereit. Hatte sein Vater die europäische Souveränität der deutschen Fürsten nach dem Wiener Frieden als ein Unglück und eine Gefahr betrachtet, so sprach er es 1849 offen aus: „Ich für mein

Theil werde gern dem Reich die Souveränität, soweit sie ihm gebührt, zurückerstatten; ich weiß sehr wohl, die Fürsten haben am Reich einen Raub begangen, und nicht zu ihrem Vortheil.“ Seinem Sohne Peter war es dann vorbehalten, in der That freiwillig auf Stücke seiner Souveränität zu verzichten, nicht nur zu Gunsten eines — noch nicht vorhandenen — deutschen Reiches, sondern zu Gunsten der deutschen Macht, von der er die Neugestaltung des Vaterlandes zuversichtlich erwartete, und das schon lange vor den Ereignissen von 1866 und 1870. Was bei Großherzog August nur noch den letzten Lebensjahren einen bedeutenderen Gehalt gab, das bedeutete für seinen Sohn den Einschlag im entscheidenden Moment seiner politischen Entwicklung.

In der großen Bewegung der deutschen Revolutionsjahre hat der jetzt dahingegangene Großherzog Peter den ersten selbständigen Entschluß als Fürst und Deutscher fassen müssen. Es ist eine alte Wahrheit, daß die Revolution nicht bloß die Massen, sondern auch die Dynastien ergriffen hat, daß sie ihre Berechtigung nicht zwingender offenbaren konnte als dadurch, daß sie die Fürsten selber zu Deutschen machte. Der Lebenslauf, den wir bisher nur in seinen historischen Voraussetzungen kennen gelernt haben und nunmehr unmittelbar betrachten werden, setzt unter diesem Zeichen ein.

III.

Großherzog Nicolaus Friedrich Peter, am 8. Juli 1827 geboren, war ein zwanzigjähriger Jüngling, als er, bis dahin ganz nach denselben Prinzipien wie sein Vater und Großvater erzogen, nach dem Ausbruch der Revolution von dem Universitätsstudium in Leipzig hinweg an die Seite des Vaters zu selbständiger Mitarbeit an den Ereignissen berufen wurde, die den oldenburgischen Staat von Grund aus umwandelten. So steht schon äußerlich das Jahr, das mit einem hinreißenden Aufwand von edler Leidenschaft dem Vaterland seine Größe und sein Glück zurückerobern wollte, an der Schwelle seines politischen Lebens. Und schon bevor er selber nach dem Tode seines Vaters den Thron bestieg, sollte er den Beweis ablegen, daß seine deutsche Gesinnung ihm nicht nur von der Revolutionsfurcht abgenöthigt worden, sondern der Ausdruck einer tiefer wurzelnden Ueberzeugung war. Diese erste Probe fand ihn auf dem Scheideweg zwischen seinem deutschen und seinem dynastischen Empfinden, und er wußte, wohin er zu gehen hatte.

Es war die schleswig-holsteinische Frage, die von dieser doppelten Seite her das oldenburgische Fürstenhaus in Mitleiden-schaft zog.

Großherzog August hatte nach dem Erlaß des offenen Briefes von 1846 seine Rechte feierlich vorbehalten; während der Revolution, im Kriege mit Dänemark hatte er an der wackern Haltung der oldenburgischen Truppen wohl seine Freude gehabt, aber doch den ganzen Krieg im Grunde nicht gebilligt, da er, hier vorwiegend noch dynastisch empfindend, in einem Familienarrangement über das zukünftige politische Verhältniß der Herzogthümer die beste Lösung der Frage gesehen hätte. Als dann nach der Revolution die beiden Häupter des Oldenburger Hauses, der König von Dänemark und der Zar Nikolaus, im Laufe des Jahres 1850 die Regelung der Thronfolge für den dänischen Gesamtstaat in die Hand nahmen, einigten sie sich zunächst über die Person des von russischer Seite empfohlenen jungen Erbgroßherzogs Peter von Oldenburg als ihren Kandidaten für den Fall des Aussterbens der dänischen Königslinie. Es war klar, daß diese Rolle nur auf der Basis des die Integrität des dänischen Gesamtstaates garantirenden Londoner Protokolles vom 2. Juni 1850 übernommen werden konnte. Nach Sybel (3, 53) wäre es der Vater Peters gewesen, der geringe Lust zu dieser bedenklichen Ehre gezeigt hätte; doch hat dieser vielmehr nach zuverlässiger Quelle*) die ganz seinem Sinne entsprechende Aussicht ergriffen, und erst an dem Sohne und seinen Bedingungen ist sie gescheitert. In einer Denkschrift vom 5. September 1850**) motivirte der Erbgroßherzog seinem Vater seine Ablehnung. Mit seinem starken Rechtsinn, der zentralen Eigenschaft seines Wesens, ging er von dem alten Satze: „*justitia fundamentum regnorum*“ aus und forderte vor allem gewissenhafte Wahrung der Rechte nach allen Seiten hin. Zunächst gegen den oldenburgischen Zweig seines Hauses und sein eigenes Heimathland, dem für den Fall der Durchführung gewisse Opfer — wahrscheinlich das Fürstenthum

*) Paul Friedrich August, Großherzog von Oldenburg. Ein biographischer Versuch von Moske. Oldenburg 1865. S. 57.

**) Größere Stücke aus dieser Denkschrift sind zuerst in einem Nachruf auf den Großherzog Peter in der Weiserzeitung vom 9.—12. September d. J. mitgetheilt worden, der mit geringen Veränderungen auch im diesjährigen Bande des Jahrbuchs für die Geschichte des Herzogthums Oldenburg (Bd. 9, 1—34) abgedruckt worden ist. Aus diesem durch die Person und die Sachkunde seines Verfassers hervorragenden Aufsätze sind auch weiterhin mehrfach Ausschüßte über politische Vorgänge und persönliche Züge entnommen worden.

Lübeck als Mitgift — zugemuthet waren: „ich bin zuerst Erbgroßherzog von Oldenburg und habe als solcher heilige Pflichten gegen mein angeborenes Vaterland zu erfüllen“. Er wollte um so weniger „aus wenigstens scheinbar ehrgeizigen Absichten Oldenburgs Interessen opfern“, als ihn die glänzende Aussicht an sich nicht reizte. „Ich halte“, schrieb er, „was meine individuellen Wünsche betrifft, das Gelingen der Kombination für ein persönliches Unglück. Ich habe nicht jenen Ehrgeiz, der vom Besitz einer Krone sich blenden läßt. Ich wünsche mir keine, am wenigsten diese, wo man zwischen zwei feindlichen Parteien stehen wird und außer dem Haße beider oder wenigstens einer derselben ausgesetzt zu sein, in tausend Gefahren, Ungerechtigkeiten und Inkonsequenzen zu begehen, gerathen würde. Als Großherzog von Oldenburg brauche ich keine welthistorische Rolle zu spielen, in Dänemark müßte ich es. Meiner Ehre bin ich es schuldig, keine solche zu übernehmen, die ich nicht durchführen kann.“ Trotzdem aber wollte er über alle persönlichen Bedenken hinwegsehen und sich zu der über schweren und undankbaren Rolle des König-Herzogs bequemen, falls den schwergeprüften Ländern dadurch der Frieden gebracht werden könnte: aber nur unter der einen Grundbedingung, auch den Herzogthümern gegenüber das Recht als feste Stütze auf seiner Seite zu haben. „Ohne Sicherstellung der Rechte der Herzogthümer würde ich nie die beiden Kronen annehmen, auf die Gefahr hin, als der Urheber des Unglücks verschrien zu werden, welches dann über die betreffenden Länder, über Europa selbst, hereinbrechen würde. Mein gutes Gewissen wird mich dann von aller Schuld freisprechen, aber die Geschichte die Urheber einer so frevelhaft leichtsinnigen Politik nur zu bald verurtheilen.“

Das erste politische Aktenstück schon zeigt den jungen Fürsten von seinen hauptsächlichsten Seiten: gewissenhafter Rechtlichkeit und nationaler Gesinnung. König Friedrich Wilhelm IV. urtheilte über die Denkschrift: „Ich bin in einem Entzücken darüber, aber der junge Herr wird mehr in diesem Sinne handeln, als sich aussprechen müssen.“*) Es lag aber auch auf der Hand, daß er nach einer so offenerherzigen Aussprache nicht mehr in die Lage kommen konnte, zu handeln. Er kam seitdem für Dänemark und damit auch für Rußland als Kandidat nicht mehr in Betracht. Seine Haltung

*) Aus dem literarischen Nachlaß von Moske S. 189.

Theilen der Nordseeküste dem Kaiserreiche einverleibte. Er war nicht ohne Gefühl dafür, daß er durch diesen Bruch des Tilfiter Vertrages den Zaren empfindlich beleidigen würde, und hatte deswegen einen Anlauf zum Entgegenkommen genommen und Entschädigungen angeboten, wie es sonst nicht Stil in seiner Diplomatie war. Schließlich hatte er unter dem zwingenden Druck seiner gegen England gerichteten Gesamtpolitik doch den Schritt vollzogen; „le centre de la contrebande avec l'Angleterre*“, wie er das Herzogthum nannte, sollte ausgelöscht werden, auf die Gefahr hin, daß das russische Bündniß einen argen Stoß erhielt. Die Schwierigkeit für ihn begann, als Herzog Peter mit ehrenhafter Anhänglichkeit an sein Land erklärte, „daß man ihn zwar von seinen Landsleuten trennen, aber nimmermehr bewegen könnte, ein Aequivalent für sie anzunehmen“, und wider Erwarten die Entschädigung durch das Erfurter Gebiet stolz und fest ablehnte.**) Und dann belehrte ihn der russische Protest gegen die Annexion, daß er in dem Zaren doch den Holstein-Gottorper empfindlicher gekränkt hatte, als in seiner Berechnung lag. Zwar wollte auch Zar Alexander, obgleich er den Streich als eine Ohrfeige für eine befreundete Macht empfand, keinen Kriegsfall aus der Kränkung seines dynastischen Ehrgefühls machen; es war keine Frage, daß dieser Streitfall hinter den tieferen Ursachen des Bruches an Bedeutung zurückstand; es schien etwas Berechtigung darin zu liegen, wenn Napoleon fragte: „à qui fera-t-on croire, que l'Oldenbourg soit le vrai motif de la querelle? Entre des grandes puissances on ne se bat pas pour l'Oldenbourg“. Aber der Stein war ins Rollen gebracht. Die russische Politik hatte jetzt eine Gelegenheit, vor ganz Europa einen ostensibeln Vorwurf dem Kaiser Napoleon immer von Neuem vorzuhalten, als wenn von jenem nichts als eine bewußte Brüstung beabsichtigt gewesen wäre; eben an der Art, wie sie hinfort dieses Argument behandelte, erkannte Napoleon, daß sie das Zerwürfniß immer weiter zuspitzen wollte. Darin liegt wohl die zuweilen zu sehr aufgebauschte Bedeutung der Oldenburger Frage, in deren einzelne diplomatische Phasen wir nach den Veröffentlichungen von Vignon und Tatistcheff, vor Allem durch die neueste von Albert Vandal einen deutlichen Einblick gewonnen

*) Vandal, Napoléon et Alexandre I. 3, 90.

**) Ein Entschluß, der für den Franzosen Vandal ebenso wenig begreiflich ist wie für die napoleonische Diplomatie: „il préfère au riant pays d'Erfurt le pauvre et sablonneux domaine où avaient regné ses pères“ (2, 528).

haben. Man wollte in Petersburg über die dynastische Kränkung hinwegsehen, aber man machte eine viel ernsthaftere Sache daraus, indem man als Ersatz für den Verwandten des Zaren das Großherzogthum Warschau oder ein erhebliches Stück davon verlangte. Denn die oldenburgische Frage mit der polnischen verquicken, schloß für Napoleon eine unannehmbare Forderung in sich: „nein“, antwortete er, „und wenn die russische Armee auf dem Montmartre stände“. Je drohender die Lage wurde, um so mehr trat das Herzogthum Oldenburg zurück. Das durch einen internationalen Familienvertrag geschaffene Fürstenthum war nur noch ein Fangball in dem diplomatischen Kampfe zweier mit Nothwendigkeit auf den Bruch löstreibender Weltmächte geworden.

Tief gebeugt hatte der Herzog sein Land verlassen und sich, obgleich ihm immerhin das Bisthum Lübeck geblieben war, nach Rußland begeben, wo er allein auf Hilfe rechnen konnte. Trotz seiner verwandtschaftlichen Beziehungen zum Zaren war seine Lage kaum gesicherter als die der vaterlandslosen gottorpischen Prätendenten von ehemals, auf ungewisse Ausichten beschränkt, wie damals als er als Knabe seinem Vater an den Hof Peters III. gefolgt war; auch seine Söhne traten in diesen neuen Wirkungskreis ein, der Erbprinz als kaiserlicher Gouverneur von Esthland, der jüngere (von dem die heute in Rußland lebende und heimisch gewordene Linie der Herzöge von Oldenburg abstammt) als Gouverneur von Twer, Nowgorod und Jaroslaw. In den russischen Heeren nahmen sie an den Kriegen von 1812 und 1813 theil, Herzog Peter an der Spitze der freilich nicht zu bedeutenderen Leistungen berufenen russisch-deutschen Legion, bis die Siege des preußischen Heeres und seiner Verbündeten Napoleon wieder aus Deutschland hinauswarfen und auch in Oldenburg die Fremdherrschaft vor den gefürchteten Kosakenschwärmen das Weite suchte.

Im November 1813 ergriff Herzog Peter von Oldenburg wieder Besitz. Welche Ansammlungen von Noth und Bosheit aber hatte dieses Land heimgesucht seit dem 28. Februar 1811, als der französische Kommissar, Tags nach der Abreise des Herzogs, in der Lambertikirche zu Oldenburg die neuen Unterthanen mit der widerwärtigen Phrase begrüßt hatte: „Franzosen, mit diesem schönen Namen begrüße ich Euch heute, Bewohner dieser Gegenden, welche jüngst noch Oldenburger hießen.“ Drei Jahre kaum hatten genügt, um die Segnungen der neuen Herrschaft kennen zu lernen. Vielleicht noch das Geringste, am ehesten zu ersetzende, war der kolossale

Verlust an Hab' und Gut, bei dem Einzelnen und bei dem Gemeinwesen; schmerzlicher als diese Ausplünderung war schon der Verlust an Menschenleben unter den zur Flotte oder zum Landheer Konfribirten, der Tausende, die auf den russischen Schlachtfeldern geblieben, und schließlich derer, die nach voreiliger Erhebung dem Standrecht verfallen waren; das Verderblichste blieb die Lockerung aller Bande unter den entsittlichenden Wirkungen des französischen Präfectenregimentes, die Verwilderung der Gemüther, die den Glauben an den Werth und die Beständigkeit der staatlichen Gemeinschaft fast verloren hatten.

Und eben darin lag nach der Wiederherstellung auch die heilsamste und höchste Lehre für Fürst und Volk. Die Souveränität hatte nichts als Unheil gebracht, die fürstlichen Familienbeziehungen hatten nicht ausgereicht, es abzuwehren; was hatte alles Bemühen einer wohlmeinenden Regierung genützt, wenn es mitsammt der ganzen dynastischen Gründung von 1773 widerstandslos von der großen Sturmfluth hinweggespült wurde. Erst der Befreiungskampf des deutschen Volkes predigte, worin allein die Rettung liegen konnte: wenn man, wie die anderen dynastischen Schöpfungen Deutschlands, wieder in einem nationalen Ganzen festen Halt fand. Nur dann, wenn es wieder den Aufgaben und Zwecken einer großen Volksgemeinschaft eingegliedert war, konnte auch ein kleines Staatswesen äußeren und inneren Schutz finden und in gewissem Grade die sittliche und politische Berechtigung seines Sonderdaseins erweisen.

Gerade durch die Franzosenzeit wurde bei Fürst und Volk die Richtung auf das gemeinsame Vaterland befestigt; man war oben und unten ein gutes Stück deutscher geworden, als man sich wieder zusammenfand, und aus dem thatlosen Selbstgenügen früherer Jahrzehnte wuchs man jetzt in die Anforderungen einer großen Zeit hinein. Der Antheil am Befreiungskriege mußte zunächst beschränkt sein; erst im Feldzuge von 1815 hatte der Herzog die Freude, ein selbstständiges Contingent oldenburgischer Truppen ins Feld ziehen zu sehen. Und erstand aus dem Kriege auch nicht das eine und ganze Deutschland der Patrioten, so bot wenigstens für das Oldenburger Land der Deutsche Bund einen unvergleichlich größeren Antheil am nationalen Leben, als ihm seit Jahrhunderten beschieden gewesen war.

Noch auf anderthalb Jahrzehnte war es dem Herzog vergönnt, den Neubau seines Staates zu leiten. Er hatte den alten Besitzstand nicht nur hergestellt, sondern ihn auch vergrößern können; freilich

waren die entlegenen Gebietsstrümmen an der Nahe, die man später als Fürstenthum Birkenfeld bezeichnete, ein höchst zweifelhafter Ersatz für das Scheitern der auf den Erwerb Ostfrieslands gerichteten und von Rußland vergeblich gegen den hannoversch-englischen Einfluß unterstützten Wünsche; glücklicher war der Gewinn der Herrschaft Zever, die schon den alten Grafen von Oldenburg gehört hatte und nunmehr, nach einer fast abenteuerlichen dynastischen Rundreise über das fürstliche Haus Anhalt-Zerbst, die Zarin Katharina und das Kaiserreich Rußland, in die frühere Verbindung zurückkehrte. Alle alten und neuen Gebiete mußten jetzt zu einem Staatsganzen vereinigt, die Verwaltung auf straffer bürokratischer Grundlage reorganisiert, die wirtschaftliche Wiederherstellung mit den vorhandenen sparsamen Mitteln versucht werden; als Herzog Peter 1829 starb, hatte er im Gedächtniß seiner Landsleute seinen Namen für immer mit diesem Neubau des Staates verknüpft. Sein Sohn Paul Friedrich August (1829—1853) trat ein reiches Erbe an treuer, landesväterlicher Arbeit an, und auf allen Gebieten öffentlichen Lebens hat er seinem Vorfahr, „sein angestammtes Land zu einem deutschen Musterstaat zu machen“, rastlos nachgelebt.

Als Mensch brachte er zu dieser Aufgabe mehr mit, als mancher Andere. Seine Erziehung hatte der Vater noch ganz im Geiste der Fürstenerziehung des 18. Jahrhunderts durch eigene Anweisung geleitet und ihr das Ideal der Humanität, die „unermüdlige Auszubildung des Geistes und des Herzens“, zum Ziele gesetzt; auf den im Sinne allgemeiner Bildung, nicht etwa militärischer Standeserziehung, angelegten Jugendunterricht waren das Universitätsstudium in Leipzig und lange Reisen in England und Südeuropa gefolgt. Wohl unterschied er sich in Manchem von dem Vater. Die Erlebnisse der ersten Mannesjahre hatten in ihm doch einen lebhaften Antheil an militärischen Dingen erweckt; dem Jüngling hatte auf dem Erfurter Fürstentag die französische Uebermuth Thränen des Zornes ins Gesicht getrieben, die dem scharfen Blicke Napoleon's nicht entgingen; mit um so größerem Hochgefühl hatte er sich dann am russischen Feldzug, bei Tarutino und Borodino, rühmlich theiligt, und seine Haltung in der Schlacht bei Leipzig erschien dem preussischen Kronprinzen damals als Muster; als er zur Regierung gelangt war, legte er besonderen Werth darauf, die militärischen Einrichtungen seines Landes den Anforderungen des Deutschen Bundes gemäß zu gestalten. Und auch die deutsch-nationale Stimmung war seit jenen Jugenderinnerungen schon

alten, mit seinen allmächtigen Amtsmännern schaltenden patriarchalischen Regimentes beharrte, als er von der Revolution des Jahres 1848 ergriffen wurde: jetzt wurde er um so rascher und widerstandsloser umgestaltet. Da man nun ohne Anknüpfung an das historisch Gegebene ganz aus dem Neuen schuf, wurde man durch den gewaltigen Druck der revolutionären Hochfluth so weit vorangetrieben, daß das Verfassungswerk nach dem Sinne der radikalen Theorien ausgebaut wurde. Auch nach der Revision von 1852, die auf verfassungsmäßigem Wege, ohne Einmischung des „Reaktionsausschusses“ des wiederhergestellten Bundestages zu Stande kam, blieben die konstitutionellen Rechte des Landes in einem Umfange bestehen, daß die Verfassung immer noch als eine der liberalsten Deutschlands gelten konnte. Obgleich eigentlich radikale Elemente im Lande keinen Boden hatten und durch die Persönlichkeit des Fürsten keineswegs hatten geweckt werden können, war die Regierung weit zurückgeworfen worden.

Großherzog August empfand diese Wendung in seinen letzten Lebensjahren sehr schmerzlich, etwa wie einen Undank für redliches Bemühen. Trotzdem verharrte er nicht innerlich in Ablehnung, sondern ergriff die Gedanken der neuen Zeit, vor allem des neuen Deutschlands ohne jeden Rückhalt. Es mochte bei einem Fürsten überraschen, der bis 1848 als ein Gegner jeder Verfassung verschrien war; auf dem Berliner Fürstentag von 1850 wurde ihm von einem fürstlichen Genossen vorgehalten, er zeige sich mehr „links“ als man von ihm geglaubt habe, worauf er scharf bemerkte, es gäbe Manche, die sich viel weiter „rechts“ befänden, als recht sei. Daß er unter dem Druck der Revolution sich mit der deutschen Idee befreundete, könnte für seine wirkliche Gesinnung nichts beweisen; aber er hielt auch daran fest, als die Wasser längst wieder verlaufen waren. Er stand treu zu der preussischen Union und erklärte — im Widerspruch mit seinem Landtage — dabei zu bleiben, „wäre er auch der Letzte, in der Ueberzeugung, daß die Abtrünnigen am Ende doch umkehren würden“, selbst als König Friedrich Wilhelm IV. die Unionsverfassung für unausführbar erklärte, beschwor er ihn in einem Privatschreiben „standhaft zu bleiben und durch Aufrechterhaltung der Union der Retter Deutschlands zu sein.“ Für seine Person war er zu jedem Opfer bereit. Hatte sein Vater die europäische Souveränität der deutschen Fürsten nach dem Wiener Frieden als ein Unglück und eine Gefahr betrachtet, so sprach er es 1849 offen aus: „Ich für mein

Theil werde gern dem Reich die Souveränität, soweit sie ihm gebührt, zurückerstatten; ich weiß sehr wohl, die Fürsten haben am Reich einen Raub begangen, und nicht zu ihrem Vortheil.“ Seinem Sohne Peter war es dann vorbehalten, in der That freiwillig auf Stücke seiner Souveränität zu verzichten, nicht nur zu Gunsten eines — noch nicht vorhandenen — deutschen Reiches, sondern zu Gunsten der deutschen Macht, von der er die Neugestaltung des Vaterlandes zuversichtlich erwartete, und das schon lange vor den Ereignissen von 1866 und 1870. Was bei Großherzog August nur noch den letzten Lebensjahren einen bedeutenderen Gehalt gab, das bedeutete für seinen Sohn den Einschlag im entscheidenden Moment seiner politischen Entwicklung.

In der großen Bewegung der deutschen Revolutionsjahre hat der jetzt dahingegangene Großherzog Peter den ersten selbständigen Entschluß als Fürst und Deutscher fassen müssen. Es ist eine alte Wahrheit, daß die Revolution nicht bloß die Massen, sondern auch die Dynastien ergriffen hat, daß sie ihre Berechtigung nicht zwingender offenbaren konnte als dadurch, daß sie die Fürsten selber zu Deutschen machte. Der Lebenslauf, den wir bisher nur in seinen historischen Voraussetzungen kennen gelernt haben und nunmehr unmittelbar betrachten werden, setzt unter diesem Zeichen ein.

III.

Großherzog Nicolaus Friedrich Peter, am 8. Juli 1827 geboren, war ein zwanzigjähriger Jüngling, als er, bis dahin ganz nach denselben Prinzipien wie sein Vater und Großvater erzogen, nach dem Ausbruch der Revolution von dem Universitätsstudium in Leipzig hinweg an die Seite des Vaters zu selbständiger Mitarbeit an den Ereignissen berufen wurde, die den oldenburgischen Staat von Grund aus umwandelten. So steht schon äußerlich das Jahr, das mit einem hinreißenden Aufwand von edler Leidenschaft dem Vaterland seine Größe und sein Glück zurückerobern wollte, an der Schwelle seines politischen Lebens. Und schon bevor er selber nach dem Tode seines Vaters den Thron bestieg, sollte er den Beweis ablegen, daß seine deutsche Gesinnung ihm nicht nur von der Revolutionsfurcht abgenöthigt worden, sondern der Ausdruck einer tiefer wurzelnden Ueberzeugung war. Diese erste Probe fand ihn auf dem Scheideweg zwischen seinem deutschen und seinem dynastischen Empfinden, und er wußte, wohin er zu gehen hatte.

Es war die schleswig-holsteinische Frage, die von dieser doppelten Seite her das oldenburgische Fürstenhaus in Mitleiden-schaft zog.

Großherzog August hatte nach dem Erlaß des offenen Briefes von 1846 seine Rechte feierlich vorbehalten; während der Revolution, im Kriege mit Dänemark hatte er an der wackern Haltung der oldenburgischen Truppen wohl seine Freude gehabt, aber doch den ganzen Krieg im Grunde nicht gebilligt, da er, hier vorwiegend noch dynastisch empfindend, in einem Familienarrangement über das zukünftige politische Verhältniß der Herzogthümer die beste Lösung der Frage gesehen hätte. Als dann nach der Revolution die beiden Häupter des Oldenburger Hauses, der König von Dänemark und der Zar Nikolaus, im Laufe des Jahres 1850 die Regelung der Thronfolge für den dänischen Gesamtstaat in die Hand nahmen, einigten sie sich zunächst über die Person des von russischer Seite empfohlenen jungen Erbgroßherzogs Peter von Oldenburg als ihren Kandidaten für den Fall des Aussterbens der dänischen Königslinie. Es war klar, daß diese Rolle nur auf der Basis des die Integrität des dänischen Gesamtstaates garantirenden Londoner Protokolles vom 2. Juni 1850 übernommen werden konnte. Nach Sybel (3, 53) wäre es der Vater Peters gewesen, der geringe Lust zu dieser bedenklichen Ehre gezeigt hätte; doch hat dieser vielmehr nach zuverlässiger Quelle*) die ganz seinem Sinne entsprechende Aussicht ergriffen, und erst an dem Sohne und seinen Bedingungen ist sie gescheitert. In einer Denkschrift vom 5. September 1850**) motivirte der Erbgroßherzog seinem Vater seine Ablehnung. Mit seinem starken Rechtsinn, der zentralen Eigenschaft seines Wesens, ging er von dem alten Satze: „*justitia fundamentum regnorum*“ aus und forderte vor allem gewissenhafte Wahrung der Rechte nach allen Seiten hin. Zunächst gegen den oldenburgischen Zweig seines Hauses und sein eigenes Heimathland, dem für den Fall der Durchführung gewisse Opfer — wahrscheinlich das Fürstenthum

*) Paul Friedrich August, Großherzog von Oldenburg. Ein biographischer Versuch von Moste. Oldenburg 1865. S. 57.

**) Größere Stücke aus dieser Denkschrift sind zuerst in einem Nachruf auf den Großherzog Peter in der Weserzeitung vom 9.—12. September d. J. mitgetheilt worden, der mit geringen Veränderungen auch im diesjährigen Bande des Jahrbuchs für die Geschichte des Herzogthums Oldenburg (Bd. 9, 1—34) abgedruckt worden ist. Aus diesem durch die Person und die Sachkunde seines Verfassers hervorragenden Aufsätze sind auch weiterhin mehrfach Ausschnitte über politische Vorgänge und persönliche Züge entnommen worden.

Lübeck als Mitgift — zugemuthet waren: „ich bin zuerst Großherzog von Oldenburg und habe als solcher heilige Pflichten gegen mein angeborenes Vaterland zu erfüllen“. Er wollte um so weniger „aus wenigstens scheinbar ehrgeizigen Absichten Oldenburgs Interessen opfern“, als ihn die glänzende Aussicht an sich nicht reizte. „Ich halte“, schrieb er, „was meine individuellen Wünsche betrifft, das Gelingen der Kombination für ein persönliches Unglück. Ich habe nicht jenen Ehrgeiz, der vom Besitz einer Krone sich blenden läßt. Ich wünsche mir keine, am wenigsten diese, wo man zwischen zwei feindlichen Parteien stehen wird und außer dem Hasse beider oder wenigstens einer derselben ausgesetzt zu sein, in tausend Gefahren, Ungerechtigkeiten und Inkonsequenzen zu begeben, gerathen würde. Als Großherzog von Oldenburg brauche ich keine weltgeschichtliche Rolle zu spielen, in Dänemark müßte ich es. Meiner Ehre bin ich es schuldig, keine solche zu übernehmen, die ich nicht durchführen kann.“ Trotzdem aber wollte er über alle persönlichen Bedenken hinweggehen und sich zu der überschweren und undankbaren Rolle des König-Herzogs bequemen, falls den schwergeprüften Ländern dadurch der Frieden gebracht werden könnte: aber nur unter der einen Grundbedingung, auch den Herzogthümern gegenüber das Recht als feste Stütze auf seiner Seite zu haben. „Ohne Sicherstellung der Rechte der Herzogthümer würde ich nie die beiden Kronen annehmen, auf die Gefahr hin, als der Urheber des Unglücks verschrien zu werden, welches dann über die betreffenden Länder, über Europa selbst, hereinbrechen würde. Mein gutes Gewissen wird mich dann von aller Schuld freisprechen, aber die Geschichte die Urheber einer so frevelhaft leichtsinnigen Politik nur zu bald verurtheilen.“

Das erste politische Aktenstück schon zeigt den jungen Fürsten von seinen hauptsächlichsten Seiten: gewissenhafter Rechtlichkeit und nationaler Gesinnung. König Friedrich Wilhelm IV. urtheilte über die Denkschrift: „Ich bin in einem Entzücken darüber, aber der junge Herr wird mehr in diesem Sinne handeln, als sich aussprechen müssen.“*) Es lag aber auch auf der Hand, daß er nach einer so offenenherzigen Aussprache nicht mehr in die Lage kommen konnte, zu handeln. Er kam seitdem für Dänemark und damit auch für Rußland als Kandidat nicht mehr in Betracht. Seine Haltung

*) Aus dem literarischen Nachlaß von Moske S. 189.

machte die geplante Kombination hinfällig und trug ihm den heftigen Zorn des Zaren ein, der die Herrschaft des Hauses Holstein-Gottorp in Dänemark schon in eigenem Interesse gern gesehen hätte. Es kam nunmehr zwischen Dänemark und Rußland eine Einigung über einen andern eventuellen Thronfolger, den Herzog Christian von Glücksburg, den sog. Protokollprinzen und jetzigen König, zu stande; diesem ist dann gleich nach seinem Regierungsantritt das von Peter prophezeite Dilemma und die Katastrophe nicht erspart geblieben.

Sobald dann Peter nach dem Hingange seines Vaters am 27. Februar 1853 den Thron bestiegen hatte, wohl vorbereitet in den Lehrjahren einer ernstern Zeit, zögerte er nicht, auch durch die That seine nationale Gesinnung zu bethätigen. Schon sein erstes Regierungsjahr brachte mehrere hervorragende Akte in dieser Richtung, die allerdings nicht das alleinige Verdienst des neuen Fürsten, sondern schon unter dem Vater vorbereitet waren und erst zum formellen Abschluß unter ihm geführt wurden; aber dem Vollender, der die Folgen dieser Entschliessungen zu vertreten hatte, darf gewiß auch ein Theil des Verdienstes zugerechnet werden. Denn es handelte sich um nichts weniger als die, schon in den Revolutionsjahren angelegte, nun aber dauernd entschiedene Wendung Oldenburgs zu Preußen.

Diese Wendung war auf der einen Seite eine Abwendung von Hannover. Sie mochte auf den ersten Blick um so auffälliger erscheinen, als das Hauptgebiet Oldenburgs, vollkommen von dem hannoverschen Königreich umschlossen, wirthschaftlich auf diesen Nachbar durchaus angewiesen und demgemäß schon seit 1836 mit ihm im Steuerverein zu einem besondern zollpolitischen Ganzen vereinigt war; dazu kam im Anfang der fünfziger Jahre auch eine dynastische Verbindung, indem Großherzog Peter und König Georg V. zwei Schwestern, altenburgische Prinzessinnen, heimführten. Aber die wirthschaftliche Verbindung bedeutete für Oldenburg zugleich eine gewisse Abhängigkeit von Hannover, die der Nachbar sowohl in der Behandlung zollpolitischer Fragen als in den seit dem Beginn des Eisenbahnbauens wichtigen Verkehrsfragen rücksichtslos in seinem Interesse ausnützte; man war schon deswegen froh, als der Widerspruch des Oldenburger Landtages gegen die geplanten Zollerhöhungen des Steuervereins das geldbedürftige Hannover seit 1851 zu Unterhandlungen mit dem preussischen Zollverein drängte. Dazu hatten die Revolutionsjahre gezeitigt, daß auch die

Gefahr für die politische Selbständigkeit Oldenburgs gerade von diesem Nachbar drohte. In mehreren Entwürfen der Könige, auch in dem Entwurf einer Theilung des Reiches in Kreise von dem Oesterreichischen Minister Schwarzenberg, war Hannover durch die Annexion von Oldenburg und Braunschweig zu einem starken Nordseereich erweitert worden; für Schwarzenberg war der leitende Gedanke, die Mittleren durch die Kleineren so zu stärken, daß sie Preußen gegenüber widerstandsfähiger würden, dieses aber einer sichereren Gefolgschaft beraubt würde; und die Mittleren, auch Hannover, ließen sich solche Ausichten gern gefallen. Die Wahl aber zwischen einer Mediatisirung durch den König von Hannover und einer Mediatisirung durch das deutsche Reich konnte für den Oldenburger nicht schwer fallen. Freilich ist es nicht allein die Sorge um die eigene Erhaltung gewesen, die schon Großherzog August und dann seinen Sohn zum treuen Festhalten an der Reichsverfassung, dann an der preussischen Union und schließlich direkt ins preussische Lager trieben: das ideale Moment, die nur auf diesem Wege mögliche Zukunft des Gesamtwaterlandes, fiel von vornherein und in jeder Phase der Entwicklung für ihre Wendung zu Preußen entscheidend in die Waagschale.

Aus diesen Motiven heraus hat Großherzog Peter am 20. Juli 1853 den Vertrag mit Preußen geschlossen, durch den ein kleines Stück Landes an der Tademündung an Preußen zur Anlegung eines Kriegshafen abgetreten wurde. Die Vorgeschichte dieses Vertrages, seines ersten politischen Aktes von allgemeiner Bedeutung, knüpft rückwärts an die Geschichte der so kläglich gescheiterten ersten deutschen Flotte an (schon damals hatte die oldenburgische Regierung sich bemüht, die Verlegung des Reichskriegshafens an die Tade durchzusetzen); und vorwärts weist dieses Ereigniß auf die Schöpfung der preussischen und dann der neuen deutschen Flotte hin. Auf beiden Seiten waren es Männer, die, der Großherzog August voran, an den Flottenplänen der Revolutionsjahre auf das Eifrigste mitgearbeitet hatten und nun wenigstens etwas retten wollten; und wenn man immer wieder des schmachvollen Ausgangs jener Bestrebungen in der Verauktionirung der ersten Reichsmarine gedenkt, so sollte man sich doch auch erinnern, daß dank dem Eifer einiger patriotischer oldenburgischer und preussischer Beamten, aus eben dieser Katastrophe der Ursprung Wilhelmshafens, nach den Worten des Prinzen Adalbert des Hauptfundamentes der neuen Flotte, als eine Morgenröthe stolzerer

Zeiten aufgestiegen ist. Die Verhandlungen wurden seit ihrem Beginn im Juni 1852 sehr geheim gehalten, schon um die gleichzeitig zwischen dem Zollverein und Steuerverein schwebenden Verhandlungen nicht zu stören; in Preußen waren außer den Unterhändlern nur der König, Prinz Adalbert und Manteuffel eingeweiht. *) Schon im September 1852 erfolgte die Einigung der beiderseitigen Unterhändler über einen Vertragsentwurf, kraft dessen Preußen ein kleines Gebiet an der Mündung der Jade nebst dem angrenzenden Wassergebiet, die freie Fahrt auf der Jade, das Recht der Marinepolizei auf der Rheebe und die nöthigen Militärstraßen erhielt, dagegen sich zum Schutze der oldenburgischen Schiffe, des oldenburgischen Seehandels, der oldenburgischen Küsten durch die preußische Kriegsmarine, zur Herstellung einer Flottenstation im Jadedeusen und sämmtlicher auf der Jade nöthigen Schifffahrtszeichen, und schließlich außer einem Chauffeebau zum Bau einer Eisenbahn vom Marineetablissement über Varel und Oldenburg in südlicher Richtung, zum Anschluß an die Köln-Mündener Eisenbahn, sobald Preußens Finanzlage es irgend gestattet, verpflichtete. Die Hauptverpflichtung Preußens stand in einem von vornherein zur Geheimhaltung ausersehenen Separatvertrage: danach sollte Preußen in dem Streite der Gräflin Bentinckschen Familie über die Erbfolge in den sogenannten Gräflin Oldenburgischen Fideikommißbesitzungen die Vermittlung übernehmen und den Uebergang der dem Großherzog nur als Suzerän unterthanen Herrschaft Kniphausen an Oldenburg bewirken; damit sollte dann nicht bloß ein äußerst ärgerlicher Rechtshandel, der sich in den letzten Jahrzehnten zu einem Rattenkönig von juristischen Kontroversen ausgewachsen hatte, aus der Welt gesetzt, sondern zugleich für das abgetretene Gebiet eine zwanzigmal größere Territorialentschädigung geboten werden. Die günstigen Bedingungen konnten in Oldenburg wohl befriedigen und den Entschluß zur Abtretung erleichtern. Großherzog August erklärte sich dem Könige Friedrich Wilhelm mit der nicht unbedenklichen Aufgabe von Souveränitätsrechten einverstanden, „weil er darin die Anfänge einer maritimen Bedeutung Deutschlands erblicke und der Hoffnung lebe, daß das neue Band, welches zwischen Preußen und Oldenburg

*) Neben den allgemein bekannten Quellen für diese Vorgänge sind für das folgende herangezogen die Aufzeichnungen des oldenburgischen Unterhändlers, des Geh. Rath's Erdmann, die unter dem Titel: Geschichte des Vertrages vom 20. Juli 1853 über die Anlegung eines Kriegshafens an der Jade, im Jahrb. f. d. Gesch. d. Herzogt. Oldenburg 9 (1900), 35—59 abgedruckt werden.

geknüpft werden solle, zum Segen beider Länder gereichen und das Wohl Deutschlands fördern werde.“ Diese von allgemein politischen Gesichtspunkten diktirte Auffassung, stieß jedoch in Berlin anfangs auf keine Gegenliebe; nur Prinz Adalbert zeigte hier ein lebhaftes Interesse, die reaktionäre Partei verhielt sich schon aus den Rücksichten ihrer spezifisch preußischen Politik durchaus ablehnend, und der ihr nahestehende Finanzminister von Bodelschwingh fand in den finanziellen Verpflichtungen das Interesse Preußens keineswegs genügend gewahrt. Während nun der König, nach seiner Art zwischen den Parteien hin und her schwankend, zu keinem Entschlusse kommen konnte, trat eine lange Stockung ein, während welcher Großherzog August starb und sein Sohn das begommene Werk mit Eifer aufnahm. Erst nach langen Kämpfen — auch der Prinz von Preußen war jetzt zu Gunsten des Vertrags in das Geheimniß gezogen — wußte Manteuffel die Unterschrift des Königs zu erlangen. Am 20. Juli 1853 konnte dann der Vertrag vollzogen werden. Er wurde zunächst ganz geheim gehalten, insbesondere hielt man es für gut, den Zusammenhang der Verträge über die preußischen Entschädigungen und die Vermittlung in der Bentinck'schen Sache vollkommen zu verdecken, indem man in einem Scheinvertrage an Stelle der von Preußen zu beschaffenden Herrschaft Kniphhausen eine entsprechende Entschädigung in baarem Gelde stipulirte. Die Veröffentlichung erfolgte erst am 9. Januar 1854, nachdem zuvor am 1. Januar 1854 der Eintritt des Steuervereins in den preußischen Zollverein vollzogen und damit die Gefahr eines Querstriches von hannoverscher Seite beseitigt worden war. Möchte auch eine Reihe preußischer Minister — Bonin, Bodelschwingh, v. d. Heydt — auf das Aeußerste unwillig über den Abschluß sein, die Kammern beider Länder, in völligem Einklang mit der öffentlichen Meinung, nahmen ihn fast einstimmig an. Der größte Zorn über den Vertrag erhob sich in Hannover. Der schon durch die Heimlichkeit verletzete König Georg erblickte darin „eine oldenburgische Unterstützung preußischer Eroberungsgelüste, der Absicht, Hannover mit einem Gürtel von Festungen zu umgeben, und die Anbahnung einer Mediatisirung Hannovers wie Oldenburgs“; er schickte einen Adjutanten nach Oldenburg, um womöglich den „der Bundesverfassung zuwiderlaufenden“ Vertrag rückgängig zu machen. Großherzog Peter aber wies in seiner Ablehnung ausdrücklich — was freilich für Hannover kein Trost war — auf den deutsch-nationalen Standpunkt des Vertrages hin; auf die Mahnung des Königs, sich

nicht unter die preußischen Kanonen zu begeben, erwiderte er kühl, er meine, die Festung Minden liege näher bei Hannover als Heppens bei Oldenburg.

Die Bedeutung des Vertrages lag mehr in der Zukunft als in der Gegenwart. Im Augenblick vermochte Preußen aus dem „Wasserloch an der Sade“, wie auch Bismarck gelegentlich im Parteißil seiner Kreuzzeitungsfreunde spottete, keinen großen Nutzen zu ziehen. Und Oldenburg gewann zwar die in der Herrschaft Jever belegene Enklave Knipphausen sofort, und konnte, zumal seit der Verbindung mit dem Zollverein, hoffen, sich wirtschaftlich von dem Uebergewicht Hannovers zu emanzipiren; die unmittelbaren Wirkungen der noch lange auf dem Papier stehenden Flottenstation ließen natürlich auf sich warten, und in der wichtigen verkehrspolitischen Frage des Eisenbahnbaues vermochte Hannover die Ausführung durch die Verweigerung des Durchlasses durch sein Gebiet erfolgreich zu verhindern: erst nach 1866 konnten die Früchte geerntet werden. In der Gegenwart aber lag auch nicht auf diesen Einzelheiten des Vertrages das eigentliche Gewicht, sondern vielmehr auf seiner symptomatischen Bedeutung für die Gesamtpolitik. Großherzog Peter hatte damit Partei ergriffen für den Fall, daß die deutschen Einheitsbestrebungen im Sinne der preußischen Hegemonie feste Gestalt annehmen sollten; man wußte unzweideutig, wo er im Augenblick der Entscheidung stehen würde: nicht im Lager derer, die — wie viele seiner Mitfürsten — die Abtretung als eine Sünde gegen den heiligen Geist der Souveränität empfanden, sondern bei denen, die ein patriotisches Opfer im Dienste der Allgemeinheit zu würdigen wußten. Und wenn wir heute unsere große Zukunft auf dem Wasser erstreben und mit stolzer Hoffnung das Meer unserer Panzer über den Ocean senden, dann wird der rückwärts gewandte Blick um so dankbarer den Fürsten auffuchen, der in trüber Zeit solche Möglichkeiten mitbereiten half.

So war die Stellung Peter's in der deutschen Politik gegeben. In den fünfziger und am Anfang der sechziger Jahre finden wir ihn mit Baden, Weimar, Koburg unter den Wenigen, die zu Preußen hielten. So schreibt Bismarck im Februar 1858^{*)}: „Nedenfalls gehört der Großherzog von Oldenburg zu denjenigen deutschen Fürsten, welche entschiedene Sinncigung zu Preußen an den Tag legen, wenn auch seine Intentionen nicht zu allen Zeiten

^{*)} H. v. Foehinger, Preußen im Bundestage, 3, 220 f., Bismarck an Montenuffel.

einen richtigen Ausdruck durch die Organe der oldenburgischen Regierung gefunden haben. Diese Gesinnung des Großherzogs zu erhalten und zu steigern, kann für uns unter Umständen von erhöhter Wichtigkeit sein. Insbesondere bei künftigen Verhandlungen über das Schicksal des Zollvereins kann die Haltung Oldenburgs von wesentlichstem Einfluß auf die Entschlüsse Hannovers sein, welches Letztere bei einem entschlossenen Widerstande Oldenburgs nach seiner geographischen Lage kaum im Stande sein dürfte, eine von der unsrigen unabhängigen Zollpolitik durchzuführen.“ Und aus demselben Jahre liest man in den Memoiren des Herzogs Ernst von Koburg: „So staunt man fast, daß eine Anzahl treuer patriotischer Männer nicht ermüdete. Unter die Letztern zählte in hervorragender Weise auch der Großherzog von Oldenburg, der auch seinerseits das Programm aufgenommen hatte, welches wir seit dem Jahre 1850 verfolgten.“*)

Im Sinne dieser Politik geschah es, daß Peter sich im Januar 1860, als die Kommandeurstelle des oldenburgisch-hanseatischen Truppenkorps erledigt war, vom Prinzregenten von Preußen den Generalmajor von Fransecky, trotz aller hannoverschen Gegenbemühungen, für diesen Posten erbat. Fransecky hat sich nachmals**) mit hoher Befriedigung über seinen Aufenthalt und seinen Wirkungskreis in Oldenburg ausgesprochen und ganz besonders das rückhaltlose Entgegenkommen des Großherzogs gerühmt, der ihn in allen seinen Bestrebungen auf das Eifrigste unterstützte und, so erregt auch der König von Hannover ihn vor dem Zündnadelgewehr als „einer völlig unfriedensgemäßen“ Waffe warnen ließ, die Bewaffnung der Truppen und den ganzen Dienstbetrieb nach preussischem Muster in persönlichster Initiative durchführte.

In die Beweggründe für Peter's allgemeine politische Haltung mischte sich seit Ende der fünfziger Jahre und fortan immer wirksamer noch ein ganz persönliches Moment: sie wurde in steigendem Maße durch die näher rückende schleswig-holsteinische Krisis bestimmt.

Schon bei dem Bundesrathsbeschlusse vom 11. Februar 1858, der die dänische Gesamtstaatsverfassung als nicht in rechtlicher Wirksamkeit für Holstein und Lauenburg stehend erklärte, schrieb Peter, er hoffe, wenn man sich auch erst im Stadium eines

*) Aus meinem Leben 2, 429.

**) Der Nachruf des Militär-Wochenblattes auf den Großherzog theilte das aus den demnächst erscheinenden Lebenserinnerungen Fransecky's mit.

schwachen Anfangs befunde, daß Deutschland auf diesem Wege „seine Ehrenschuld abtragen werde“. Im Dezember 1858 verfaßte er unter dem Titel „Die Bedeutung des deutsch-dänischen Konfliktes und seine Wirkung auf Deutschlands innere und äußere Verhältnisse“ ein Memorandum, von dem Herzog Ernst von Koburg sagt: „Man darf die umfangreiche Arbeit, welche die Lage Europas aus der genauesten Kenntniß der Dinge schilderte, als eine der ausgezeichnetsten Staatschriften jener Zeit bezeichnen; da sie in befreundeten Kreisen zirkulirte, fand sie bei patriotischen Männern sofort die größte Beachtung.“*) Prophetisch wurde in ihr betont, daß in der Lösung dieses Konfliktes auch der Wendepunkt für die deutschen Geschicke beschlossen sei. Und fortan war Oldenburg im ganzen Verlauf des Streites derjenige Bundesstaat, der den Uebergriffen Dänemarks nach den Herzen der öffentlichen Meinung Deutschlands in vorderster Reihe entgegentrat; er stellte nach der Einverleibung Schlesiens am 30. März 1863, trotz Bismarcks Abmuthen, beim deutschen Bunde die radikalsten Anträge; als erster deutscher Bundesfürst protestirte Peter gegen den Regierungsantritt Christians IX. in den Herzogthümern. Er war aber keineswegs in dieser Frage nur ein idealer Vorkämpfer deutschen Nationalgefühls, sondern verband, ganz anders als die öffentliche Meinung gerade von ihm erwartete, sehr reale Zwecke mit seinen Bestrebungen: auf ihrem Grunde ruhte die Hoffnung, durch Wiederbelebung der gottorpischen Ansprüche auf Schleswig-Holstein selbst derjenige zu werden, der Kraft persönlichen Rechtes die Erfüllung der nationalen Wünsche, die Losreißung der Herzogthümer von Dänemark, erringen könne.

Wir kommen damit zu der bedeutendsten und ernsthaftesten Aktion seines politischen Lebens. Ein vollständiger Einblick in ihre Motive und Zusammenhänge ist zur Zeit noch nicht möglich; wir kennen sie an entscheidenden Stellen nur aus ihrem Verhältniß zur Politik Bismarck's, deren Auffassung im Buche Sybel's durchleuchtet, auf der einen Seite, und auf der andern Seite aus ihrer Beurtheilung durch die orthodox-augustenburgische Partei, wie sie neuerdings noch in der umfangreichen Darstellung von Zansen und Samwer zum Ausdruck gekommen ist. Schon aus diesem Grunde läßt sich ein endgültiges Urtheil über diese schließlich gescheiterten Bestrebungen nicht fällen. Nur die Zusammenhänge

*) Aus meinem Leben, a. a. O.

des Gesamtverlaufes und die leitenden Gesichtspunkte Peter's können hier gewürdigt werden.

Die Idee reichte schon weit zurück. Als ihr intellektueller Urheber wird in den meisten Quellen der Archivrath Levetkus bezeichnet, der jedenfalls an der Beschaffung des historischen Begründungsmaterials hervorragend betheiligte gewesen ist. Die Hauptsache ist, daß in Peter selber, nachdem er sich einmal mit der Ueberzeugung seines Rechtes durchdrungen hat, das dynastische Empfinden der Holstein-Gottorpers in voller Stärke wieder auflebt, vielleicht zuerst durch die Kombination von 1850 angeregt, durch die Verbindung mit der antidänischen nationalen Bewegung über sich selber hinausgehoben, aber immer in der Tradition des Hauses am tiefsten wurzelnd. Als Träger dieser Traditionen fühlte sich der Fürst, dem in dieser Aktion die ganze Geschichte seines Hauses, vor Allem die seines gottorpschen Zweiges im 16. bis 18. Jahrhundert, lebendige Gestalt annahm. Bis auf die Verträge von 1460, in denen sein Ahn Christian zum Herzog von Schleswig-Holstein gewählt wurde, mußte man zurückgehen, und von hier aus fortschreitend bis zu den Verträgen hin, durch die die gottorpsche Linie im Jahre 1773 aus der aktiven Betheiligung an Besitz und Regierung der Lande rechtlich ausschied, die rechtshistorische Entwicklung aller für die Successionsfrage in Betracht kommenden staats-, lehns- und privatfürstenrechtlichen Momente zum Erweis dieser Ansprüche erörtern. Ob diese juristische Begründung stichhaltig war — von der überwiegenden Mehrzahl der damaligen staatsrechtlichen Autoritäten wurde sie unbedingt abgelehnt —, kommt für den Historiker nicht in erster Linie in Betracht. Peter stützte darauf das Recht des Anspruches nicht bloß auf den bis 1721 bezw. 1773 im Besitze des Hauses Gottorp befindlichen gewesen und 1773 auf die königliche Linie übergegangenen Antheil, sondern auf die gesammten Herzogthümer.

Der Anspruch war natürlich nur zu erheben, wenn der näher berechnigte ältere Zweig der gottorpschen Linie, das russische Kaiserhaus, zustimmte und sein eventuelles Erbrecht dem jüngeren Zweige durch Zession übertrug. Es gelang dem Großherzog schon im Jahre 1860, während eines Aufenthaltes in Petersburg, den Zaren Alexander II. dafür zu gewinnen und darüber eine vom Fürsten Gortschakoff ausgestellte Versicherung nach seinen Wünschen zu erlangen.*) So führten seine auf dynastisches Recht gegründeten

*) Nachruf a. a. O. S. 16 ff.

Ansprüche sofort wieder zu ihrer Verquickung mit den internationalen Kombinationen, die 1773 den Staat gegründet hatten. Natürlich mußte ihre Durchführung erheblich gefördert werden, wenn das Gewicht Rußlands zu ihren Gunsten in die Waagschale fiel. Wir werden sehen, daß durch die — freilich niemals mit Nachdruck geltend gemachte — Parteinahme Rußlands eine zweite europäische Macht zwar nicht gewonnen, aber wenigstens zur Einnahme einer nicht unfreundlichen Haltung bewogen wurde.

Immerhin war die Position Peter's keineswegs günstig. Indem sie sich nur auf dynastische, von Rußland lau unterstützte, in Deutschland allgemein sehr gering gewerthete Ansprüche gründete, mußte sie alsbald mit der nationalen Bewegung in einen starken Zwiespalt gerathen. Daß Peter nun aber, von seinen persönlichen Wünschen fortgerissen, über den dynastischen die nationalen Gesichtspunkte keineswegs aus dem Auge verloren hatte, bewies er von vornherein dadurch, daß er mit seinen Ansprüchen nach der Thronbesteigung Christians IX. zurückhielt. Obwohl er sie vertraulich sowohl dem Hause Augustenburg als dem König von Preußen mittheilte, wollte er im allgemein-deutschen Interesse nicht eher offen damit hervortreten, als die Auseinandersetzung mit Dänemark erfolgt sei, um während des Krieges eine Spaltung Deutschlands zu vermeiden.*)

Erst als der Krieg gegen Dänemark durch die Erstürmung der Düppeler Schanzen in der Hauptsache entschieden war, zögerte er nicht länger. Am 31. Mai 1864 erklärte der russische Botschafter auf der Londoner Konferenz, daß sein Kaiser durch den Hinfall des Londoner Protokolls von 1852 seine Erbrechte als wieder in Kraft getreten betrachte, sie aber dem Großherzog von Oldenburg übertragen wolle; am 19. Juni traf Peter mit dem Zaren Alexander in Riffingen zusammen und erwirkte im Sinne der früheren Verabredungen ein kaiserliches Handschreiben, das die förmliche Abtretung seiner angeblichen Rechte in Aussicht stellte; am 23. Juni meldete er die Ansprüche bei dem Bundestage förmlich an. Die Ablehnung in Deutschland war allgemein. Der großen nationalen Bewegung gegenüber, die unter dem Zeichen des angestammten Herzogs Friedrich VIII. Konservative und Liberale, Fürsten und Völker in überschwänglichem Mause vereinigte, erschien der Groß-

*) Peter's Schreiben an den Prinzen Christian von Schleswig-Holstein. *Varien-Samver* 131, 373. Vergl. *Aus dem Leben Theodor von Bernhards* 6, 103, 117.

herzog als der Störenfried in der Eintracht, der mit unlauterem Wettbewerb das bessere Recht des Augustenburger antasten wolle; den Liberalen zumal galt die spezifisch dynastische Begründung als ein unerträglicher Anachronismus — als wenn die Stellung des Augustenburger sich nicht auf ähnliche Grundlagen gestützt hätte. So häuften sich die Proteste und Kundgebungen von allen Seiten; sie waren in Schleswig-Holstein fast einstimmig und sie blieben auch im Oldenburger Lande nicht aus. So gut wie alle andern deutschen Volksvertretungen stellte sich der oldenburgische Landtag fast einstimmig auf die Seite der augustenburgischen Ansprüche; überall im Lande sprachen entschiedene Kundgebungen ihr Bedauern über die Sonderaktion ihres Fürsten aus. Es zeigte sich, daß die Wege der Dynastie und die des Landes, wie sie verschiedener Herkunft waren, auch zu Zeiten wieder auseinander gehen konnten; ja für den Fall, daß das Unternehmen Peter's gelang, lag eine völlige Trennung der beiden nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit. *)

Es wäre nicht abzusehen gewesen, wie unter diesen Umständen die Kandidatur Peter's überhaupt eine gewisse Bedeutung erlangen konnte. Aber sie besaß noch einen platonischen Freund, der über eine andere tatsächliche Macht verfügte als die Begeisterung des Volkes: Preußen. Peter hatte schon sehr früh den König Wilhelm und seinen Minister über seine Absichten und die Zustimmung Rußlands verständigt, und wenn er den König sich keineswegs sehr geneigt gemacht hatte, so war er bei Bismarck doch auf ein gewisses Entgegenkommen gestoßen. Es war klar, daß Bismarck nichts Erwünschteres kommen konnte, als die Anmeldung neuer Rechtsansprüche, weil dadurch die Entscheidung der Rechtsfrage erschwert, jedenfalls aber hinausgeschoben wurde; mit der Lozung: rückhaltlose Prüfung der verschiedenen Ansprüche, konnte

*) Zunächst wegen der Frage, ob im Fall der Anerkennung von Peter's Ansprüchen die 1773 von der königlichen Linie als Abfindung gegebenen damaligen Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst nicht wieder zurückfielen. Die staatsrechtliche Begründung Peter's kam zwar zu dem Ergebnis: „Ein der Sonderburger Linie etwa zuständiges Revolutionsrecht auf die ehemaligen Grafschaften O. und D. steht außer aller Beziehung zu dem gegenwärtigen Rechtsstreit“; dagegen schien Bismarck schon im Februar 1864 mit dieser Entschädigung für den Augustenburger zu rechnen; Jansen-Samwer 252. Das Fürstenthum Lübeck würde unzweifelhaft unmittelbar mit Schleswig-Holstein verbunden worden sein. Das Fürstenthum Wirtensfeld dachte man sich, wie auch Bismarck betonte, als eine Art Entschädigung für Preußen; Jansen-Samwer 389.

er die diplomatische Aktion der Augustenburger zunächst zum Stillstand nöthigen, er gewann auf alle Fälle Zeit, um einer Lösung im preußischen Sinne die Wege zu ebnen. Das Alles war so offensichtlich, daß viele kluge Leute eben deswegen die Aktion Peter's für eine Diverſion der preußischen Politik erklärten, wovon aber keineswegs die Rede war. Sodann kam für Bismarck ein besonderer Anlaß hinzu, der oldenburgischen Kandidatur ostentativ — wenn auch mit dem Vorbehalt der Prüfung — das Wort zu reden: er that mit dieser theoretischen Bevorzugung dem russischen Kaiser einen billigen Gefallen, was er im Interesse seiner Gesamtpolitik, zumal während des dänischen Krieges, nicht verschmähen durfte. So ließ er sich am 10. Juni vom Zaren in Rissingen wegen der freundlichen Aufnahme der Kandidatur beloben, erklärte amtlich und außeramtlich, daß nunmehr die Lage völlig verändert sei, und vermaß sich schon am 1. Juni dem Herzog von Augustenburg gegenüber zu der Rodomontade, er wolle es unternehmen, in drei Tagen die Kandidatur des Großherzogs von Oldenburg durchzubringen.*) In Wirklichkeit bedeutete sie für ihn nicht viel mehr als ein neues Eisen in dem Feuer, das vor allen Dingen das gute preußische Schwert zu härten bestimmt war. Daß ein tatsächliches Eingehen auf die Ansprüche Peter's für Bismarck außer aller Berechnung gelegen hätte, wird man nicht sagen dürfen, weil der große Realpolitiker stets auch andere Möglichkeiten als die schließlich erfolgte Lösung im preußischen Sinne in Betracht zog. Sollte es äußersten Falls doch zur Gründung eines neuen Mittelstaates kommen, so zog er die Persönlichkeit Peter's dem Augustenburger vor. Einerseits stand der Großherzog in gar keiner Beziehung zu den liberalen Politikern, die in Preußen und Deutschland die Stimmung des Volkes beherrschten, die Majoritäten der Parlamente auf ihrer Seite hatten und ihren Einfluß bis tief in die höfischen Kreise, auch in Preußen, ausdehnten; aus Rücksichten der inneren preußischen und der gesamtdeutschen Politik wäre er für Bismarck unvergleichlich annehmbarer gewesen als der ihm eben durch jene Parteiverbindungen unsympathische Augustenburger. Und während dieser in seinen Konzeptionen an Preußens militärische und maritime Machtstellung in den Herzogthümern von Bismarck zu kleinlich auf seine fürstliche Souveränität bedacht erfunden wurde, schien Peter auch in dieser Hinsicht der preußischen Politik

*) Jansen-Samwer 343.

zuverlässigere Garantien zu bieten*); gerade damals — gewiß im Zusammenhange mit den schleswig-holsteinischen Absichten des Großherzogs — war im Februar 1864 durch einen neuen Staatsvertrag zwischen Preußen und Oldenburg die Abtretung im Tadegebiet erweitert worden. So ist die Haltung Bismarck's durchaus erklärlich. Ob Großherzog Peter zeitweilig auf seine Unterstützung ernstlich gebaut hat, ist nicht leicht zu bestimmen. Daß er aber keineswegs willens war, dieser Politik als bloßes Werkzeug zu dienen, steht den gegentheiligen augustinburgischen Behauptungen zum Troß außer Zweifel. Auf die Länge freilich konnte es ihm nicht entgehen, daß er in Wirklichkeit nicht viel Anderes vorstellte.

Schon in den Monaten, nachdem er die von der öffentlichen Meinung durchaus abgelehnte und von der augustinburgischen Partei als „ein Meisterwerk der Rabulistik“ verurtheilte Begründung seiner Successionsansprüche (aus der Feder von Herbert Pernice) am 3. November beim Bundestage überreicht hatte, begann er seine Hoffnungen tiefer zu stellen. Er mußte einsehen, daß die meisterhafte Diplomatie Bismarck's, die seiner Kandidatur noch das meiste Wohlwollen zu erweisen fortfuhr, wenn doch einmal nicht das Recht, sondern die Macht entscheiden sollte, die Früchte des Sieges lieber sich selber als jedem andern zu gönnen entschlossen war. Die öffentliche Meinung hatte sich längst an das Schlagwort gewöhnt: Der Großherzog von Oldenburg ist die preußische Annexion auf dem Umweg, allmählich aber schien die Annexion selbst immer deutlicher als die vorausichtliche Lösung emporzusteigen. So kam es für Peter bald nur noch darauf an, sich rechtzeitig mit dem Löwen gutwillig auseinanderzusetzen, als noch länger mit ihm zusammen auf die Jagd zu gehen und ganz ergebnislos heimzukommen. Die entscheidenden Verabredungen sind allem Anschein nach am 1. und 2. Juni 1865 in persönlicher Verhandlung zwischen Peter und Bismarck in Berlin getroffen worden.**) Der Inhalt ist noch nicht genau bekannt geworden. Duncker erzählte anscheinend über diese Zusammenkunft an Bernhardi, der Großherzog sei bereit gewesen, seine Rechte, wenn sie anerkannt würden,

*) Die entgegenstehende Behauptung der augustinburgischen Politiker, daß der Großherzog „nur ein selbständiges Schleswig-Holstein nehmen werde“ (Zanjen-Sammer 748 f.), scheint mir nicht genügend substantiirt zu sein.

***) Horst Kohl, Bismarck-Negativen. Nach augustinburgischen Quellen hat Peter hier schon über die Abtretung seiner Erbansprüche an Preußen gegen 2 Millionen Thaler verhandelt, doch habe Bismarck eine solche Einigung, bevor die ganze Sache entschieden sei, abgelehnt. Zanjen-Sammer 467.

auf Preußen zu übertragen; ein paar Wochen vor der Zusammenkunft von Gastein sei darüber ein förmlicher Vertrag verabredet worden und habe zur Unterschrift bereitgelegt; die Sache sei aber der augustenburgischen Partei und durch sie dem österreichischen Kabinet bekannt geworden.*) Man darf es wohl auf diesen Zusammenhang zurückführen, wenn Bismarck bald nach jenen Verhandlungen mit Peter sich von Neuem zur Verhandlung mit Oesterreich über die Einsetzung eines Souveräns bereit erklärte, falls Oesterreich dazu mit ihm den Großherzog von Oldenburg annehme, nun aber die runde (wohl kaum unerwartete) Antwort empfing, daß der Großherzog für Oesterreich unannehmbar sei.

Als es nun doch noch gleich darauf zu der überraschenden Einigung zwischen Oesterreich und Preußen im Gasteiner Vertrage vom 14. August 1865 kam, scheint Peter jede Hoffnung für sich aufgegeben zu haben. Sehr wahrscheinlich hat er sich damals (er hielt sich gleichzeitig in der Nähe, in Berchtesgaden und Salzburg, auf) mit Bismarck über die Grundlagen seines späteren Verzichtes geeinigt. Die endgiltige Abfindung erfolgte erst nach dem Kriege von 1866; durch Staatsvertrag mit Preußen vom 27. September 1866 wurde dem Großherzog für den Verzicht auf alle seine Ansprüche das holsteinische Amt Ahrensböck abgetreten und die Summe von einer Million Thaler gezahlt. So endigte die mit großen Hoffnungen unternommene Aktion zwar nicht ohne jedes Ergebnis — das bisher aus zwei zusammenhangslosen Gebietsstheilen bestehende Fürstenthum Lübeck wurde jetzt erst zu dem heutigen Umfange arrondirt —, aber doch mit einer Enttäuschung, die in den persönlichen Beziehungen des Großherzogs zu Bismarck dauernd einen Stachel zurückgelassen hat.

Innerhalb der deutsch-nationalen Tendenz Peter's bildet diese vorwiegend dynastische Bestrebungen verfolgende Episode eine Abirrung. In den Jahren, wo Bismarck das Reich schuf, konnte sie keinen Erfolg haben, sondern erschien, in merkwürdiger Verkettung, gerade als dienendes Glied derjenigen Politik, hinter der sie zuletzt in den Schatten treten mußte. Obgleich dieser deutsche Fürst zu seinem Theile die Begründung der preussischen Hegemonie befördern half, sollte er doch noch wieder in einem entscheidenden Augenblick den partikularen Kräften seinen Tribut, auf denen seine Stellung nun einmal beruhte. Gerieth er dadurch auch vorübergehend in

*) Aus dem Leben Theodor von Bernhards 6, 223.

Situationen, die seiner Gesammthaltung nicht entsprachen, so hat er im Ganzen immerhin der preußischen Politik geringere Schwierigkeiten bereitet als die guten Patrioten, die den Herzog von Augustenburg auf ihren Schild gehoben hatten.

So blieb er auch nach dem Scheitern seiner Pläne seiner preußenfreundlichen Haltung treu. Oldenburg war der erste Bundesstaat, der nach dem Austritt Preußens aus dem deutschen Bunde auswich. Während Oesterreich damals durch das Angebot Oldenburgs den König von Hannover fester an sich fesselte*) — eine Wiederholung der Situation von 1849/50 —, suchte Peter noch in letzter Stunde durch eine vertrauliche Sendung des Oberkammerherrn von Alten den königlichen Schwager zur Umkehr zu bewegen. Dann aber begleitete er auf der Seite Preußens seine Truppen in den Mainfeldzug.

Durch die Ereignisse von 1866 und 1870 wurde seine fürstliche Stellung im Kerne verändert. Die Dynastien haben ja fast ohne Ausnahme seitdem äußerlich an Macht viel verloren, aber an innerer Stärke unvergleichlich gewonnen. Gerade von unitarischer Seite ist nachdrücklich betont worden, wie sie über den ihnen einst feindlichen Einheitsdrang des Volkes emporgehoben, seitdem dieser im neuen Reich seine Befriedigung gefunden hat, nunmehr den großen Interessen der Nation nicht mehr abgewandt, sondern enger als je in ihrer ganzen Geschichte mit ihnen verbunden sind. Wie die wirthschaftlichen und geistigen Kräfte ihrer Territorien erst aus der großen nationalen Gemeinschaft neues Leben geschöpft haben, so ist auch dem Körper der Dynastien, wo sie sich gehalten haben, durch die Ereignisse von 1866 und 1870 frisches Blut zugeführt worden. Sie sind werthvoller für die Nation geworden.

So hat auch Peter mit rückhaltloser Freude die Vollendung dessen erlebt, wofür sein Vater und er schon in den fünfziger Jahren Opfer gebracht hatten. Als er nach der Kapitulation von Metz — während der ganzen Belagerung hatte er sich in der Nähe der oldenburgischen Truppen gehalten —, zum ersten Male die Festung betreten hatte, schrieb er an seine Gemahlin: „Wie erhebend es ist, solche Ereignisse von weltgeschichtlicher Bedeutung zu erleben, läßt sich nicht schildern. Mehr als 300 Jahre ist Metz Deutschland entrissen gewesen, und mir war es vergönnt, seine Einschließung mit zu erleben und nun auch am ersten Tage nach seiner

*) v. Lettow-Vorbeck, Geschichte des Krieges von 1866. 1, 127. 364. (Mittheilung des preußischen Gesandten Prinzen Hienburg.)

Wiedergewinnung diese kolossale Feste betreten zu können und mich am Anblick des herrlichen Domes zu erfreuen, das ist eine große Gnade Gottes.“ Und die Theilnahme an der Kaiserkrönung in Versailles erfüllte ihn mit ähnlichen Hochgefühl über die Herrlichkeit des Erlebten. „Es ist wirklich rührend“, schreibt Abeken wenige Tage später, „mit welcher naiven, entzückten Freude der Großherzog von Oldenburg schon neulich und wieder heute ganz hingerissen von dieser Feier sprach. Man sieht doch, auf wie Viele die Erinnerung des alten Kaiserthums und der alten Kaiserherrlichkeit noch wirkt.“ Was er als Jüngling hatte scheitern sehen und dann zu seinem Theile mit hatte erstreben helfen, das erfüllte sich jetzt vor ihm in kriegerischer Pracht. Und diese Freude am Reich hat er sich Zeit seines Lebens nicht verkümmern lassen, auch dann nicht, wenn der Ausbau der Reichsinstitutionen seinen Wünschen nicht entsprach.

Es konnte nicht anders sein, als daß er einer unitarisch gerichteten Reichspolitik, wie sie von Vielen gefordert wurde, entgegengesetzt blieb und stets Erhaltung der föderalistischen Elemente der Reichsverfassung drang. Die Dynastien, die auch ihrerseits bei der Reichsgründung große Opfer gebracht hatten, mußten doch an einer gewissen Grenze stehen bleiben, wenn sie sich in ihrem Selbst behaupten wollten. Es hängt damit zusammen, wenn er in seinem Lande die in den 70er Jahren herrschende nationalliberale Parteilosigkeit nicht eben freundlich ansah und wohl gar, bei dem Mangel an direkt konservativen Elementen (außer den Katholiken), die noch weiter nach links stehenden, aber minder unitarischen Gruppen des Liberalismus tolerirte. Wo er selbst Gelegenheit fand, im neuen Reich diesen Ueberzeugungen nachzuleben, verschmähte er es nicht, seiner reichstreuen Gesinnung unbeschadet. Schon im August 1866 hatte er sich — trotz alles Vorgegangenen — in Berlin im Verein mit dem Grafen Münster persönlich bemüht, Hannover vor der Annexion zu retten, unter der Voraussetzung, daß der König zu Gunsten des Kronprinzen dem Throne entsage*); allein aus dem Grunde, weil er von der Annexion ein allzu starkes Uebergewicht Preußens in Norddeutschland und ein schrankenloses Ueberhandnehmen zentralistischer Neigungen befürchtete. Als im März 1873 das braunschweigische Regentenschaftsgesetz für den Fall des Todes des Herzogs ihn zum eventuellen Regenten Braunschweigs bestimmte, erklärte er gern seine Bereitwilligkeit, unter der

*) G. Graf zu Münster: Mein Anteil an den Ereignissen des Jahres 1866 in Hannover. S. 25.

— nachher nicht eingetretenen — Voraussetzung, daß der Kaiser das Gesetz garantire; der ihn leitende Gedanke war auch hier, daß die auch von ihm anerkannte Unmöglichkeit der hannoverschen Thronfolge in Braunschweig nicht den Anlaß zu einer verhüllten Annexion geben dürfe. Auch in den folgenden Jahrzehnten trat er mehrfach als Vermittler in den Ausgleichsverhandlungen zwischen Preußen und dem vormalig hannoverschen Königshause auf, wozu er durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Welfen berufen war; der Dynastie, deren Politik ihn einst in das preußische Lager getrieben hatte, suchte er nunmehr im gemeinsamen Interesse einen Theil ihrer Stellung wiederzugewinnen.

Zur Befestigung seiner eigenen Dynastie unternahm er nach dem französischen Kriege das vielfache Zweifel und Lücken aufweisende Familienrecht der jüngeren Linie des Hauses Holstein-Gottorp, des großherzoglichen Hauses zu kodifiziren; „das Hausgesetz vom 1. September 1872, welches einer der namhaftesten Kenner des Privatfürstenrechts als „einen signifikanten Ausdruck des Rechtsbewußtseins der hochadeligen Familie in seiner neuesten Gestalt“, bezeichnet, ist sein eigenstes Werk.“*) Als das Oberhaupt des großherzoglichen Hauses, das alle Nachkommen des Herzogs Peter Friedrich Ludwig umfaßt (auch die in Rußland lebende Linie), gilt der regierende Großherzog (Art. 3); wenn daneben als „höchster Chef“ des Großherzoglichen Hauses das Oberhaupt der Herzoglich Gottorpschen Hauptlinie S. M. der Kaiser von Rußland angeführt wird und ihm das Hausgesetz zur Genehmigung unterbreitet werden soll (Art. 4), so sollten damit nach dem Sinne seines Urhebers dem Kaiser nur die letzten Ehren erwiesen werden und die autonome Konstituierung der jüngeren Linie für alle Zukunft außer Zweifel gestellt sein. Großherzog Peter mußte lange noch mit der Möglichkeit rechnen, daß der außerhalb des Deutschen Reiches und der deutschen Nationalität stehende Zweig seines Hauses einst zur Nachfolge im Großherzogthum berufen sein möchte. Um so tiefer empfand er mit seinem Lande in seinen letzten Lebensjahren das Glück, daß seit der Geburt seines Enkels Nikolaus diese Aussicht nach menschlichem Ermessen weit zurückgewichen war.

IV.

Der Haltung der Dynastie in der auswärtigen Politik, in den deutschen Angelegenheiten, verdankt es das Oldenburger Land,

*) Nachruf S. 29.

daß es unbeschadet seines rückhaltlosen Aufgehens in das Reich sich doch seines territorialen Sonderlebens nicht zu entäußern brauchte. Und gerade in diesem Sonderleben hat es während der sieben- undvierzigjährigen Regierung Peter's einen Aufschwung genommen, der auch in diesem kleinsten Kreise die Wahrheit bestätigt, daß das auswärtige und innere Dasein der Staaten eine untrennbare Einheit bildet. Wer heute im Lande selbst die Geschichte dieser Regierung schreiben will, wird auf diese nächstliegende Thätigkeit im Innern, in Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft das Hauptgewicht legen: überall eine reiche Entwicklung, die erfreulicherweise allen Klassen der Bevölkerung mit einer gewissen Gleichmäßigkeit zu Gute gekommen ist. In diesem halben Jahrhundert ist die wirtschaftliche Kraft des Landes stärker verändert worden als in den letzten drei Jahrhunderten vorher.*)

An dieser Stelle kann dieser Fortschritt weder im Ganzen noch im Einzelnen gewürdigt werden. Denn der Antheil des dahingegangenen Fürsten an diesen Dingen ist nur sehr mittelbar als persönliches Verdienst in Anschlag zu bringen, sondern bleibt vorwiegend in der unermüdlischen Pflichttreue beschlossen, mit der er auch hier die Geschäfte seines Amtes geführt hat. Er war darin seinem Vater und seinem Großvater ebenbürtig: mehr soll zu seinem Lobe nicht gesagt werden.

Der Charakter der inneren Regierung Peter's ist hier nur noch insofern zu bestimmen, als uns dadurch auch das innerste Wesen seiner Persönlichkeit erschlossen wird. Man hat wohl die Frage aufgeworfen, ob der Großherzog persönlich ein konservativer oder ein liberaler Mann war, und ob die Grundrichtung seiner Regierung in diesem oder jenem Sinne gekennzeichnet war. Die Antwort ist verschieden ausgefallen, sie kann fast mit demselben Rechte so oder so gegeben werden, je nachdem man die Begriffe faßt: vielleicht wird keines dieser parteipolitischen Schlagworte ohne Einschränkung sich anwenden lassen.

Großherzog Peter war in seiner persönlichen Haltung auf den ersten Blick ein konservativer Mann. Er war auf religiösem Gebiete aufrichtig konservativ gesinnt, ohne aber aus diesem Grunde seine eigene Ueberzeugung zur ausschließlichen Richtschnur seines landesherrlichen Kirchenregimentes — etwa nach dem Vorbilde der

*) Zur Orientirung: B. Kollmann, Das Herzogthum Oldenburg in seiner wirtschaftlichen Entwicklung während der letzten vierzig Jahre (1853 bis 1893). Oldenburg 1893.

Lutherischen Landeskirchen Hannovers und Mecklenburgs — zu machen. Er war ein Konservativer, der human genug dachte, auch die Andern gewähren, ja selbst gelten zu lassen: er bestätigte Mitglieder des Protestantenvereins als Geistliche in der Landeskirche, wenn er sich einem bestimmten Wunsche einer Gemeinde gegenüber sah. Nichts wäre aber falscher, als ihn deswegen, wie es nach seinem Tode von demokratischer Seite geschehen ist, als einen kirchlich liberalen Mann zu bezeichnen; noch in seinen letzten Lebensjahren nahm er in einem Schulstreit seine kirchlich konservativ gerichteten Rätze gegen den Ansturm des liberalen Landtages entschieden in Schutz. Seine eigene Ueberzeugung stand ihm fest: ein demüthiger Glaube, wie ihn auch der alte Kaiser Wilhelm hatte, kein Prunken und Pochen, und auch kein Befehlen. In seinem Grabe erzählte der Geistliche, als er sich zum letzten Male zur Reise nach dem Süden angeschickt hätte, habe sich seine Aufmerksamkeit auf zwei Schriften hingelenkt, von denen die eine von dem Zustande nach dem Tode handelte, und die andere, von theurer fürstlicher Hand, die Ueberschrift trug: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Das war ihm Gewißheit.

Auch in politischen Fragen hielt er an gewissen konservativen Grundsätzen unverbrüchlich fest. Das entsprach schon seinen Neigungen für die mit gründlicher Sachkenntniß von ihm beherrschten Disziplinen des Staatsrechts und Privatfürstenrechts. Bei der Verathung der Verfassung des Norddeutschen Bundes bemühte er sich in eigenen Entwürfen eifrig dafür, daß dem auf das allgemeine, direkte und geheime Wahlrecht gegründeten Parlament ein Oberhaus als konservatives Gegengewicht zur Seite gestellt werde. Aber auch auf politischem Gebiete war er entschlossen, die Meinungen Anderer nicht nach seinem Vorbilde zu modeln — wenn er nicht das Recht auf seiner Seite hatte, und die Pflicht erkannte, es ungeschweht zu vertreten. Sein Rechtsgefühl war unbedingt für ihn entscheidend. Das zeigte sich besonders in seinem Verhältniß zum Landtage. Der Landtag hatte nach seiner radikalen Jugendzeit in den Revolutionsjahren in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre eine Periode einer kompakten Beamtenmajorität, die man wohl mit dem Namen einer oldenburgischen Landrathskammer bezeichnet hat; im Laufe der sechziger Jahre machte diese Zusammensetzung der bis heute fortdauernden Platz: ein vorwiegend liberaler Bauernlandtag, in dem das Viertel Katholiken durchweg eine etwas konservativere Haltung einnimmt; wenn der Landtag

fortdauernd Neigung zur Ausdehnung seiner Kompetenzen zeigte, so lag dem weniger ein Gegensatz zwischen Krone und Parlament, als die im kleinen Kreise naheliegende Reibung zwischen der Bureaucratie und den Steuerzahlern zu Grunde. Trotzdem kam Peter die längste Zeit mit dem Landtage sehr gut aus; darauf scheint eine gelegentliche Bemerkung Bismarck's, „er sei sehr bauernliberal“, zu zielen.*) Die großen Streitpunkte waren längst ausgeschieden: auswärtige Politik und Militäretat, um die noch Großherzog August Anfang der fünfziger Jahre heftige Kämpfe mit seinen Landtagen ausgefochten hatte. In den beiden ernstesten Konflikten Peter's mit dem Landtage in den Jahren 1876 und 1896 handelte es sich in erster Linie um Fragen des Eisenbahnetats, auf dem die Mißgriffe der in einem kleinen Lande nicht immer ausreichenden technischen Kräfte der Volksvertretung ganz unzweifelhaften Anlaß zu berechtigter Kritik gegeben hatten. Als aber der Landtag das letzte Mal damit einen prinzipiellen Vorstoß verband und ein Mißtrauensvotum gegen zwei Minister, in der Hoffnung, sie dadurch aus dem Amte zu verdrängen, mit großer Mehrheit beschloß, wies Peter diesen Versuch entschieden zurück, da „in der Wahl dieser Form die Tendenz einer maßgebenden Einflußnahme des Landtags auf Unsere landesherrlichen Entschlüsse in Betreff der nach dem Staatsgrundgesetz Uns ausschließlich zustehenden Ernennung und Entlassung der Minister zu befinden“ sei; er halte es, „zumal im Hinblick auf die allgemeinere Bedeutung dieser Frage für alle monarchischen Staaten Deutschlands für Unsere Pflicht, in diesem Anlaß Unsere verfassungsmäßigen Rechte in ihrem gesammten Umfange entschieden zu wahren, wie auch Wir die dem Landtage zustehenden Rechte während Unserer 43jährigen Regierungszeit stets gewissenhaft beobachtet haben.“ Obgleich der Landtag danach in ähnlicher Zusammensetzung zurückkehrte, erneuerte er den Versuch nicht wieder.

Und doch lag eine Berechtigung vor, wenn dieser selbe Fürst als Liberaler galt und seine Regierung als liberal bezeichnet wurde.

Die Regierungsweise in den kleinen deutschen Staaten wird in der Regel, wenn nicht besondere Ursachen entgegenwirken, eine gewisse liberale Färbung annehmen. In einem großen Staatswesen wird die Einzelpersönlichkeit für den Gesamtzweck naturgemäß schärfer angepannt als in einem kleinen, manchmal so scharf, daß

*) Zu Gießen 1864. Janin-Samwer 455.

der moderne Mensch sie nicht ohne Sträuben erträgt; der große Staat wird der Träger der Ideen sein, die ein immer weiteres Feld individueller Bethätigung unter seine Aufsicht stellen oder gar unmittelbar in die Aufgaben der von ihm vertretenen Allgemeinheit einbeziehen möchten; in immer steigendem Grade will er heute der große Regulator alles sozialen Lebens werden, in dessen Omnipotenz der Preuße Robbertus das Ziel aller wirthschaftlichen Entwicklung sah. Dagegen ist in dem kleinen Staate diese Anspannung weder in demselben Maße nöthig noch möglich, hier wird eher die Tendenz vorwalten, die individuellen Kräfte sich freier von staatlicher Zucht entfalten zu lassen; die Gefahr bei diesem selbstgenügsamen Ausleben im kleinen Kreise ist nur — das haben wir auch bei der Kleinstaaterie des alten Reiches gesehen —, daß die wichtigsten staatlichen Aufgaben nach außen und innen unerfüllt bleiben und somit das Ganze ein klägliches Zerrbild seiner Zwecke wird. In den kleinen deutschen Bundesstaaten von heute tritt diese Gefahr zurück, da sie mittelbar durch ihre Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche, den Ansprüchen einer größeren Volksgemeinschaft unterworfen sind, und man empfindet mehr den Segen, daß sich, von den uniformirenden und zentralisirenden Gewalten weniger berührt, hier und da Bereiche einer eigenthümlichen und selbstständigen Lebenskraft erhalten. Der politische Fortschritt wird übrigens in den weitaus meisten Fällen von dem großen Kreise ausgehen. Dem gegenüber stellen die kleinen Staaten ein mehr retardirendes Moment dar. Der gesammten Volksentwicklung kommt diese Milde, dieser Ausgleich politischer Gegensätze zu Nutze, da die soziale Gemeinschaft immer nur den einen Pol des Lebens, der andere aber immer die Freiheit des Individuums bilden wird. In diesem Sinne hat die innere Berechtigung des Partikularismus seit 1866 und 1870 eine Verstärkung erfahren; gerade die liberalen Unitarier von ehemals sehen ein, daß mit der Anhänglichkeit an den kleinen Landesherrn sich die Möglichkeit der freien individuellen Bewegung verknüpft. Und der kleine deutsche Bundesstaat wird sich dieser liberalisirenden Tendenz anpassen, um so mehr, wenn er schon von Hause aus, wie es im Oldenburger Lande der Fall ist, der spezifisch konservativen Kräfte des Beharrens und Regierens eines ansässigen Adels und Großgrundbesitzes, entbehrt, wenn seine soziale und wirthschaftliche Zusammenetzung jener Tendenz noch zu Hilfe kommt.

Mit dieser im kleinen Staate gegebenen Neigung traf bei Großherzog Peter eine persönliche Ueberzeugung zusammen. So wenig er mit der modernen liberalen Parteidoktrin etwas zu schaffen hatte — das wollte Bismarck doch mit seinem Worte „bauernliberal“ ausdrücken —, seine Staatsauffassung trug ein unzweifelhaft liberales Gepräge. Er hat dauernd unter dem Einfluß der politischen und besonders wirthschaftspolitischen Ueberzeugungen gestanden, die, um die Mitte des Jahrhunderts gebildet, bis in den Ausgang der siebziger Jahre die Besten unseres Volkes beherrscht haben. Jedes Uebermaß staatlicher Zucht: Zwang, Regiererei, Polizeiwillkür lag ihm von Natur fern oder war ihm verhaßt; er widerstrebte dem in der Gesetzgebung des Reiches sowohl als seines eigenen Landes. Im Reiche wollte er die Zwangs-gesetzgebung gegen die Ultramontanen und Sozialisten nicht mitmachen, weil er grundsächlich nichts davon erhoffte. Bei der Entscheidung über das Jesuitengesetz enthielt sich die oldenburgische Regierung im Bundesrath ihrer Stimme, und in ihrem eigenen Lande vermied sie peinlich jede kulturkämpferische Neigung; es spielte hier allerdings die Rücksicht auf die katholische Bevölkerung des Münsterlandes mit, die noch 1866 die Parteinahme für Preußen sehr bitter empfunden hatte, sich aber seit Beginn der siebziger Jahre unter die loyalsten oldenburgischen Unterthanen stellte. Ebenso blieb Peter für seine Person überzeugt, daß jede Bekämpfung der Sozialdemokratie durch Zwangsmaßregeln den entgegengesetzten Erfolg haben werde; er urtheilte über das Sozialistengesetz: „geistige Bewegungen kann man nicht mit der Polizei bekämpfen“; er fuhr auch während der Herrschaft des Sozialistengesetzes fort, sich unmittelbar über den Charakter der Bewegung zu unterrichten.

So blieb er auch nach dem wirthschaftspolitischen Umschwung im Reiche den wirthschaftlichen Grundgedanken des Liberalismus treu. Es war und blieb sein Glaubenssatz, daß durch freiwilligen Zusammenschluß der Einzelkräfte zu gemeinsamer Thätigkeit das Höchste auch im wirthschaftlichen Leben erreicht werden könne. Ein langjähriger, ihm persönlich und politisch am nächsten stehender Mitarbeiter urtheilt, daß die Grundgedanken der auf dem Prinzip staatlichen Zwanges aufgebauten sozialpolitischen Gesetzgebung ihm eher fremd als sympathisch waren. Er fühlte sich fremd und fremder in einer Zeit, da die Wirthschaftskämpfe die einzelnen Klassen der Bevölkerung gegen einander trieben und eine jede mit Anforderungen an den Staat herantrat. Noch in einer seiner letzten politischen

Kundgebungen sagte er: „Der leidenschaftliche Parteigeist, der Materialismus, der sich jetzt überall zeigt und die Interessen der einzelnen Personen oder Berufsgruppen in den Vordergrund stellt und den Blick für das Wohl des Ganzen nicht mehr zu würdigen versteht, sind eine ernste Gefahr für unsere Zukunft.“ Und noch in seinem letzten Lebensjahre gab er äußerst ungerne dem Verlangen seiner Landwirth nach, daß die oldenburgische Landwirtschaftsgesellschaft, deren Leistungen in der Form der freien Korporation er besonders hochschätzte, in die Zwangsorganisation einer Landwirthschaftskammer verwandelt werde.

Es lag auf der Hand, daß eine solche Natur Alles, was nach Polizeiregiment schmectte, vollends nicht ertrug. Als vor Jahren einmal ein Handwerksbursche wegen „Beleidigung“ des Großherzogs zu mehreren Monaten Gefängniß verurtheilt worden war, gab er alsbald den bestimmten Befehl: „Sofort laufen lassen; kann mich nicht beleidigen. Wenn's ihm im Oldenburger Lande nicht gefällt, mag er weiter gehen.“ Und wo nun gar die Polizei ihren schützenden Arm über die feineren Gebiete menschlicher Bethätigung ausstrecken wollte, da regte sich in dem künstlerisch gebildeten Manne der stärkste Widerspruch: in seinem letzten Lebensjahre urtheilte er über die sogenannte lex Heinze kurz ab: „es ist absurd, die Venus von Milo unter die Kontrolle des Gensdarmen zu stellen.“

So ruht doch auf dem tiefsten Grunde seiner Individualität ein gutes Stück liberaler Ideale, von dem Vater und Großvater schon auf ihn vererbt, durch die Erziehung in ihm befestigt, in seinem eigenen politischen Leben niemals verleugnet. Es war das Humanitätsideal des 18. Jahrhunderts, das, in gewisser Beschränkung freilich, ihm doch im Blute lag. Er war ein Fürst noch von der alten Generation, auf vornehme Zurückhaltung bedacht, weder zu Prunk noch zu Reden noch zu andern öffentlichen Hervortreten sehr geneigt: so populär der „alte Peter“ in dem Lande war, mit dem er durch ein halbes Jahrhundert gemeinsamer Geschichte verbunden war, er hat diese Popularität niemals gesucht. Der billige fürstliche Sport der „Leutseligkeit“ behagte ihm nicht, so manche Züge von gewinnender Herzensgüte und Milde auch erzählt werden. Er empfand auch da einfach und menschlich. Schlicht wie einst der alte Herzog Peter, ging auch der Enkel durchs Leben.

Die beste Freude genoß er nicht im Verkehr mit der Außenwelt, sondern in der Natur und Kunst. Er hatte, wie man wohl

gefragt hat, zu seinen Gärten und Parkanlagen ein ganz persönliches Verhältniß, zu jedem Baum sogar, denn er blickte auf die ausgebildete lebendige Individualität in der Natur mit der Freude einer künstlerischen Empfänglichkeit; es bedurfte seiner ausdrücklichen Genehmigung, wenn einmal die Art an einen ihm ans Herz gewachsenen Baumriesen gelegt werden mußte. Am glücklichsten hat er sich nach manchem Urtheil gefühlt, wenn er als holsteinischer Gutsherr mit den Seinen leben konnte und an jedem kleinen Ereigniß des wirtschaftlichen Kreises seinen ganz persönlichen Antheil nahm. Neben der Natur war es die Kunst, die ihn fesselte: und zwar galt seine Vorliebe, was für den Niederdeutschen eigenthümlich zu sein scheint, durchaus der Malerei; mit reicheren Mitteln in glücklicherer Zeit konnte er die Neigungen seines Großvaters Peter, des Gönners von Tischbein, nunmehr wieder aufnehmen. Von früh auf pflegte er diese Neigung, die in ihm ein außergewöhnlich feines Kunstverständniß erzog. Die reichen Sammlungen seiner Privatgalerie, seine regelmäßigen Besuche der Kunstausstellungen in Berlin und München zeugen davon. Er war auch in der Kunst, wie überall im Leben, frei von dogmatischer Bevorzugung einer bestimmten Richtung: er suchte die echte wahre Kunst, wo er sie fand, und konnte noch zuletzt an den Leistungen der neuesten Malerei, mit sicherem Takte zwischen dem Bleibenden und der Mode scheidend, einen reinen Genuß haben. Vor Allem war er ein Verehrer der italienischen Renaissance, deren individuelle Lebensfreude ihn mächtig anzog; sie galt ihm immer als der Probestein für die Entwicklung der Malerei der Gegenwart; er lebte, wie seine Privatgemächer auch dem Fernstehenden verrathen, in dieser Zeit wie mit einem vertrauten Freunde. Und seitdem er zuerst als Jüngling die große Reise nach dem Süden, nach Italien und Griechenland unternommen hatte, die auch für seinen Vater und Großvater stets die Zier des Lebens geblieben war, trieb es ihn zumal in den letzten Jahrzehnten regelmäßig über die Alpen, besonders nach Florenz und Venedig, zu längerem Aufenthalt zu reisen, die Galerien und Malerateliers zu besuchen, und sein Auge an der vergangenen und ihm immer lebendig gebliebenen Pracht zu erfreuen.

Wenige Wochen, nachdem er von der letzten Italienreise in die „schwere Oldenburger Luft“ zurückgekehrt war, unterlag er einem ihm schon länger beschwerlich gewordenen Leiden rasch und friedlich, in der Mittagsstunde des 13. Juni 1900. Ueber die

Stimmung seines Volkes bei diesem Verlust und über den Antheil Deutschlands ist hier nichts zu sagen. In lehtwilligen Verfügungen hatte er die Vermeidung aller unnöthigen Pracht bei seinem Begräbniß angeordnet, sich den Blumenschmuck der Kränze und den Trauerpomp in den Straßen verboten und als Grabschrift die Worte Jesu über den Zöllner gewählt: „Wer sich selbst erhöht, der soll erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöht werden.“

In der schlichten Bescheidenheit seines Lebens, als ein Mensch, der nicht sich selber gesucht hatte, wollte er dahingehen. Und darum soll, was hier zum Gedächtniß eines deutschen Fürsten gesagt ist, auch nicht in Tönen ausklingen, die ihm selber fremd gewesen wären.

Notizen und Besprechungen.

Die Erlösung des Judenthums.

Bemerkungen zu dem die gleiche Ueberschrift tragenden Aufsätze von Benedictus Levita
im Oktoberhefte der Preussischen Jahrbücher.

Von

Rabbiner Vogelstein.

„Klosterbruder:

Nathan! Nathan!

Ihr seid ein Christ! — Bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein besserer Christ war nie!

Nathan:

Wohl uns! Denn was

Mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir
Zum Juden!“ —

Diese Worte aus Lessings Meisterwerke fielen mir ein, als ich in dem Aufsätze von Levita an die Stelle kam: „Wir verwerfen das sittliche Ideal des Judenthums, denn wir haben ein besseres gefunden Denn wer das sittliche Ideal Jesu anerkennt, ist ein Christ.“

Ich fragte mich: Ist es denn möglich, daß mehr als ein Jahrhundert nach Lessings Tode ein Jude so etwas schreiben kann? Muß nicht jeder gebildete Jude, der die Grundsätze seiner Religion kennt, zur Genüge wissen, daß zwischen dem sittlichen Ideal des Christenthums und dem des Judenthums auch nicht der allergeringste Unterschied besteht? Die Menschenliebe feiert ihren höchsten Triumph in dem Gebote der Schrift (3. B. M. 19, 18) „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, Ich der Ewige“. Und daß dieses Gebot ein allgemeines, nicht etwa auf den Volks- oder Glaubensgenossen beschränktes ist, lehrt der 34. Vers desselben Kapitels, welcher lautet: „Wie der Eingeborene sei Euch der Fremdling, der sich bei Euch aufhält, und Du sollst ihn lieben wie Dich selbst, denn Fremdlinge seid Ihr gewesen im Lande Aegypten.“ In den Sprüchen Salomos (25, 21) heißt es: „Hungert Dein Feind, gib ihm Brot zu essen, dürstet er, gib ihm Wasser zu

trinken“, und daselbst (20, 22): „Sprich nicht, ich will das Böse vergelten, hoffe auf den Ewigen, Er wird Dir helfen“. Wem ist der Satz aus Jesaja (58, 7) nicht bekannt: „Fürwahr, brich dem Hungrigen Dein Brot, obdachlose Arme bringe in Dein Haus, so Du einen Nackten siehst, bekleide ihn, und Deinem Fleische entziehe Dich nicht. Dann bricht hervor gleich der Morgenröthe Dein Licht!“ u. s. w.

In der ältesten Sammlung der jüdischen Ueberlieferungen findet sich die Stelle: „Folgendes sind die Dinge, von denen der Mensch die Früchte in dieser Welt genießt, der Grundstock aber bleibt ihm für die künftige Welt: Ehrfurcht vor Vater und Mutter, die Uebung von Liebeswerken, die Gastlichkeit gegen Fremde, die Ausstattung von Bräuten, das Geleit, das man den Todten giebt, die Andacht beim Gebete und die Friedensstiftung zwischen den Menschen.“ Von Hillel, einer der größten Autoritäten des Judenthums — er lebte im ersten vorchristlichen Jahrhundert — erzählt der Talmud, daß er einem Heiden, der die ganze jüdische Lehre in kürzester Frist, solange er auf einem Fuße stehen könne, erlernen wollte, gesagt habe: „Was Dir verhaßt ist, thue Deinem Nächsten nicht, das ist das Hauptgebot, alles Andere nur Ausführung desselben.“

Das sittliche Ideal des Judenthums soll ein etwas „hausbackenes Ideal“ sein, das durch das christliche überholt ist? Kann man im Ernste eine solche Behauptung wagen, angesichts des Bibelwortes (3. B. M. 19, 2): „Heilig sollt Ihr sein, denn heilig bin Ich, der Ewige, Euer Gott“? Ein höheres Ziel als die Gottähnlichkeit ist meines Erachtens nicht denkbar, und wer ein durch dieses Ziel genügend gekennzeichnetes Ideal als ein „hausbackenes“ bezeichnet, obwohl es doch unleugbar „etwas Göttliches und Erhabenes“ ist, das zu begeistertem Nachstreben auffordert, ganz aber nie erreicht werden kann“, der setzt sich in Widerspruch mit sich selbst und zeigt sich von einer beklagenswerthen Voreingenommenheit gegen die Religion seiner Väter erfüllt.

Spricht das Psalmenwort (94, 12) „Heil dem Manne, den Gott züchtigt und durch Sein Geheiß belehrt“, oder der Ausruf in den Klage-
liedern (3, 9 u. 10) „Wohl dem Manne, der in früher Jugend schon gelernt, des Schicksals Joch ertragen, das ihm zugeworfene Loß in stiller Einsamkeit gelassen dulden“ — nicht denselben Gedanken aus, der im neuen Testament in die Worte gekleidet ist: „Selig sind, die das Leid tragen?“ Ach, wer auf Erden hat soviel Leid geduldig und ergebungsvoll getragen wie Israel, das länger als ein Jahrtausend die Zielscheibe der Gehässigkeit und des Fanatismus gewesen, und das sich doch beseligt fühlte in dem Glauben an den Einig-Einzigen, dem es in unverbrüchlicher Treue anhing!

Wenn aber Levita unter Hinweis auf die in Klöstern und Krankenhäusern sich dem aufopfernden Dienste der Menschenliebe widmenden Tausenden von Christen fragt: „Was könnte das Judenthum dieser groß-

artigen Entfaltung christlicher Liebeshätigkeit an die Seite stellen?“ — so ist darauf folgendes zu erwidern: Seit den ältesten Zeiten giebt es im Judenthume allerorten, selbst in den kleinsten Gemeinden, sogenannte „heilige Bruderschaften“, die den hohen Zweck verfolgen, an Armen, Kranken, Sterbenden und Hingeshiedenen Liebesdienste ohne Entgelt zu verrichten. Die angesehensten Männer und Frauen erachten es als eine heilige Pflicht, in der Ausübung derartiger Liebeswerke anderen voranzuleuchten, und mit derselben Selbstverleugnung, die wir an den christlichen Krankenschwestern dankbar bewundern, weilten sie an den Sterbelagern ihrer Glaubensbrüder und -Schwestern, geleiteten sie dieselben mit ihren Gebeten und Tröstungen über die Schwelle des irdischen Lebens, vollzogen an den Leichen die religiös vorgeschriebenen Waschungen und legen sie eigenhändig, nicht durch bezahlte Hilfskräfte, ins Grab. Wer mit jüdischen Sitten und Bräuchen einigermaßen vertraut ist, weiß, daß von jeher der Reichste, wie der Aermste sich an den Liebesdiensten betheiligte, daß der arme Dorfhaufirer, der tagsüber mit seiner schweren Last von Haus zu Haus gewandert war, trotz der Ermüdung sich für die Nacht von den Seinen trennte, um am Bette eines Schwerkranken zu wachen, daß die vornehmsten Frauen die Hütten der verschämten Armen aufsuchten, um Leidende, Wöchnerinnen und Greise durch milde Gaben und tröstenden Zuspruch zu erquickern, daß sie Todtengewänder nähten und die Hingeshiedenen zur ewigen Ruhe betteten, kurz — eine Liebeshätigkeit entfalteten, wie sie schöner und eifriger in keinem Religionsverbande geübt werden kann. Freilich, hinaus in die Wüsten zogen und ziehen sie nicht, die Wilden zu bekehren, sie hatten vollauf zu thun, das jammervolle Elend der in die öde Fremde hinausgestoßenen, heimatlos umherirrenden Glaubensgenossen durch Werke der Mildthätigkeit zu lindern und sie mit ihrem traurigen Schicksale auszuöhnen. Ihnen predigten sie das Evangelium der Menschenliebe und Brüderlichkeit, indem sie sie an ihren Familientisch zogen und ihnen Leib und Seele labten.

Daß die Juden, obwohl die Sorge für ihre Armen und Nothleidenden fast ausschließlich ihnen überlassen ist, trotzdem auch für Andersgläubige stets ein theilnehmendes Herz und eine offene Hand haben, ist allgemein bekannt, soll auch gar nicht weiter rühmend hervorgehoben werden, da sie hierdurch ja nur ihre Menschenpflicht erfüllen, aber es muß uns doch tief schmerzen und uns in unjeren heiligsten Gefühlen verletzen, wenn dem ungeachtet unser sittliches Ideal als ein minderwerthiges bezeichnet, wenn die Behauptung aufgestellt wird, die Reform des Judenthums hätte mit der Vertiefung des Sittengesetzes zu beginnen. Nimmermehr lassen wir diese Forderung als berechtigt gelten, das Judenthum hat nur die Aufgabe, wie sie jede auf sittlicher Grundlage ruhende Religion hat, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln danach zu streben, daß seine Mitglieder das erhabene Sittengesetz der Religion sich ins Herz schreiben und allzeit freudig

befolgen, aber an dem Sittengeßeze selbst braucht es auch nicht ein Titelchen zu ändern, weil es ein hohes, ein göttliches ist, über das nicht hinausgegangen werden kann.

Ungerecht wie das geringschätzigste Urtheil Levitas über das jüdische Sittlichkeitsideal ist der von ihm gegen die Juden erhobene Vorwurf, daß sie die weltgeschichtliche Erscheinung Jesu ignorirten: jeder gebildete Jude erkennt die hohe sittliche Persönlichkeit Jesu rückhaltlos an, wie es Moses Mendelssohn schon vor nahezu anderthalbhundert Jahren gethan hat, und weiß auch die Bedeutung des Christenthums für die Kulturentwicklung der Menschheit vollaus zu würdigen. Wenn Levita erwähnt, daß die vielbändige Gräßliche Geschichte der Juden die Geschichte Jesu mit zwei Zeilen abthut, so hätte er nicht unterlassen sollen, hinzuzufügen, daß er nur von der ersten Auflage spreche, daß aber schon in der zweiten bereits 1863 erschienenen Auflage ihr ein ganzes langes Kapitel von nahezu 40 Seiten gewidmet ist. Auch hätte er sich gar leicht überzeugen können, daß Tausende und Abertausende treuer Juden das sittliche Ideal Jesu, das ja das jüdische Ideal ist und stets gewesen ist, uneingeschränkt anerkennen, wodurch er denn vor der grundfalschen Schlußfolgerung, daß den sittlich hochstehenden Juden die Zugehörigkeit zum Judenthum abzuerkennen sei, bewahrt geblieben wäre.

Auch die sonstigen Ausführungen Levita's zeugen zum Theil von großer Unklarheit und von falscher Auffassung der thatsächlichen Verhältnisse. Nicht erst jetzt, sondern schon seit hundert und mehr Jahren sind wir dem deutschen Volke so nahe gerückt, daß uns nur die Taufe fehlt, um völlig in ihm anzugehen; ich denke, es wird nicht nöthig sein, zur Erhärtung dieser Behauptung Namen von Konvertiten zu nennen, die schon vor langer Zeit das Judenthum verlassen haben und zur Mehrheitsreligion übergetreten sind. Zu allen Zeiten hat man in den Kreisen der Gebildeten die mit Taufwasser benetzten Abkömmlinge Israels mit offenen Armen aufgenommen und, wenn sie tüchtig waren, auch durch Verleihung von Aemtern und Würden ausgezeichnet. Umgekehrt läßt sich vielmehr behaupten, daß der sogenannte Rassenantijemitismus erst ein Produkt der letzten Jahrzehnte ist. Das gesellschaftliche Vorurtheil, das von uns die Taufe verlangt, hat darum durchaus nichts Tröstliches für uns, wie Levita meint, sondern läßt uns tagtäglich zu unserer Schmerze erkennen, daß wir nicht nach unserer Würdigkeit, nicht nach unserer sittlichen Gehalte beurtheilt werden, daß wir, obwohl wir seit dem Beginne des Mittelalters auf deutscher Erde leben, mit treuester Liebe dem deutschen Vaterlande anhängen und ihm freudig Gut und Blut weihen, doch nur als Deutsche zweiter Klasse gelten, daß wir zurückgesetzt werden, weil wir unserer religiösen Ueberzeugung treu bleiben, während man doch sonst die Treue als eine hehre Tugend preist, und die „deutsche Treue“ einen besonders guten Klang hat.

Die religiösen Erinnerungen der Juden, die ihren nationalen Charakter längst abgestreift haben, können doch wahrlich dem innigen vertrauten Verkehr zwischen Christen und Juden nicht Abbruch thun, denn in ihnen ist nichts enthalten, das nicht auch vom christlichen Standpunkte aus als lehrreich und bedeutsam bezeichnet werden müßte. An den Gedenktagen der Ereignisse der Vorzeit, durch die das Walten der göttlichen Vorsehung sich sozusagen augenfällig der Menschheit geoffenbart hat, werden die sicher keinen Anstoß nehmen, die pietätsvoll die Tage feiern, welche das Andenken an die Geburt, den Tod, die Auferstehung und die Himmelfahrt des Stifters ihrer Religion wach erhalten sollen, wie ja auch die vielen katholischen Feiertage, an denen die evangelische Christenheit nicht Theil nimmt, die gesellschaftlichen Beziehungen beider Konfessionen nicht beeinträchtigen und Freundschaftsbündnisse zwischen ihren Bekennern nicht hindern.

Wir Juden — ohne Ueberhebung, ja, im vollen Bewußtsein meiner eigenen menschlichen Schwäche und Mangelhaftigkeit spreche ich es aus — wir tragen nicht die Schuld, daß die alt eingewurzelten Vorurtheile gegen uns noch nicht geschwunden, daß sie in dem letzten Vierteljahrhundert in die weitesten Kreise gedrungen sind und so unsäglich viel Unheil, so schreckliche Verwirrungen und Verheerungen angerichtet haben. Wir bemühen uns redlich, unsere Kinder zu opferfreudigen Staatsbürgern, zu guten, sittlich empfindenden und sittlich handelnden Menschen zu erziehen, wir prägen ihnen Nächstenliebe, Ehrfurcht vor allem Hohen und Heiligen, gerechte und vorurtheilfreie Beurtheilung ihrer Mitmenschen ein. Wohl thut es unserem Herzen bitter wehe, wenn wir sehen, wie unsere Kinder, „die sich ahnungslos zu ihren Kameraden gesellen, mit ihnen die Spiele der Jugend zu spielen, von diesen hart zurückgestoßen werden“, aber wir bieten ihnen, wenn sie sich bei uns über die ihnen unverdient zugesügten Kränkungen bellagen, den Trost der Religion, wir sprechen zu ihnen: Selig sind, die das Leid tragen um ihres Glaubens willen, die das ihnen von den Vätern überkommene heilige Erbe trenn hüten, und die in ihren religiösen Ueberzeugungen nicht wankend werden, auch wenn sie Spott und Hohn dafür ernten. Denn für die Logik Levita's, daß das „Blatt Papier“, will jagen das christliche Glaubensbekenntniß der Dreieinigkeit, das uns am Uebertritt hindert, für unsere Kinder nicht vorhanden ist, haben wir kein Verständniß. Wir vermögen es nicht zu fassen, daß ein Vater, der freimüthig behauptet, „Das Wort erstürbe uns in der Kehle, wenn wir an die Stelle kämen: „Ich glaube an meinen eingeborenen Sohn“, seine eigenen Kinder dieses von ihm selbst verworfene Bekenntniß feierlichst ablegen lassen will. „damit sie das gelobte Land erben,“ d. h. zu deutsch, damit ihnen die Gleichberechtigung in Staat und Gesellschaft zu Theil werde. Wo bleibt da das sittliche Ideal? Gehört nicht auch die Wahrhaftigkeit zu den sittlichen Eigenschaften? Und wenn die Kinder den Vater fragen: „warum bist Du nicht zum Christenthum übergetreten?“ — was will er ihnen antworten? er muß nothwendig zur Lüge seine Zuflucht nehmen.

Dem daß er das christliche Dogma nicht anerkenne, daß er den Glauben an den eingeborenen Sohn Gottes mit der Wahrheit nicht für vereinbar halte, kann er ihnen doch nicht sagen; er vermöchte den vorwurfsvollen Blick aus unschuldigem Kinderauge nicht zu ertragen: warum hast Du mir das gethan? warum hast Du mich einer Religion zugeführt, deren Grundlehre Deiner Vernunft widerspricht?

Nein, wer nicht selbst von der Wahrheit des Christenthums überzeugt ist, darf sein Kind nicht Christ werden lassen, wenn er nicht den schweren Vorwurf auf sich laden will, daß die Wahrheit ihm um das Linseugericht irdischen Behagens feil sei.

Wir haben viel zu viel Hochachtung vor der christlichen Religion, als daß wir zu ihren Priestern hintreten könnten mit den Worten: „Es ist nicht auszudenken, wie sehr die Lehre vom Gottmenschen unserem Empfinden zuwider ist, und zwänge man uns, vor dem Kreuze niederzuknien, wir würden, wie es unsere Väter unzählige Male gethan haben, lieber unser Blut in Strömen vergießen, denn den Glauben an einen einzigen körperlosen Gott lassen wir uns nicht rauben und auch nicht trüben, — aber unsere Kinder, die noch nicht Wahres vom Falschen zu unterscheiden vermögen, die, weil von des Gedankens Blässe noch nicht angekränkt, harmlos nachsprechen, was Ihr ihnen vorsagt, sie nehmen auf in Euren Glaubensbund, damit sie hienieden vor den Unannehmlichkeiten und Anfeindungen bewahrt bleiben, denen wir ausgesetzt sind“.

Wir haben auch eine viel zu gute Meinung von dem deutschen Volke, als daß wir glauben könnten, es werde die Vorurtheile gegen seine jüdischen Angehörigen für immer beibehalten. Und wenn wir auch gegenwärtig den häßlichen Kampfesruf hören, den die bethörten Massen gegen die Bekenner der jüdischen Religion ausstoßen, wenn auch die Feuerzeichen der Liebe und Duldsamkeit, der Eintracht und des Friedens verlöscht zu sein scheinen: in uns lebt die frohe Hoffnung, daß sie bald wieder hell erglücken, daß ihre milden Strahlen in Hütten und Paläste dringen, daß alle Edel denkenden sich zusammenschließen werden, um gemeinsam das Gute zu erstreben, gemeinsam das Böse zu bekämpfen, und daß man dann auch unseren Kindern und Kindeskindern, die dem Glauben ihrer Väter treu geblieben, so sie durch ihr sittliches Verhalten sich dessen werth zeigen, bereitwillig die treue deutsche Pruderhand reichen werde.

Antwort.

Zu vorstehenden Ausführungen habe ich Folgendes zu bemerken:

1. Daß jüdische Weise schon vor Jesus Aehnliches, wie er, gelehrt haben, war mir nicht unbekannt. Aber nicht von Worten ist die Rede, sondern von der Weltanschauung, die sie gezeitigt, von dem sittlichen Ideal, das sie in den Herzen entzündet haben. Und da wird kein Unbefangener leugnen, daß die in vorstehendem Aufsätze

geschilderte jüdische Liebesthätigkeit, so hoch man sie stellen mag, dennoch weit zurückbleibt hinter der christlichen. Eine solche Hingabe der ganzen Persönlichkeit, einen solchen Verzicht auf alle irdischen Genüsse weist die jüdische Liebesthätigkeit nirgends auf, verlangt das Judenthum gar nicht. Eben diesen Gedanken spricht Harnack, den man gegen mich ins Feld geführt hat, im „Wesen des Christenthums“ aus.

2. Zu dem Einwand, daß es meinem Standpunkte an Logik fehle, bemerke ich zunächst, daß es sich hier um Religion, also Gefühl, handelt, kann ihn aber auch sonst nicht anerkennen. Stehe ich, wie ich erklärt habe, außerhalb des Judenthums, fühle ich mich mehr zum Christenthum hingezogen, welches Gewissensbedenken sollte mich dann hindern, meine Kinder im Christenthume zu erziehen? Daß ich gegen die strenggläubige Dogmatik Bedenken habe? Aber diese Dogmatik ist innerhalb des Christenthums, und zwar gerade auch innerhalb seiner Theologie, nichts weniger als anerkannt. Eine große, wissenschaftlich hoch angesehene Partei verwirft eben die Punkte, gegen die sich meine Bedenken richten, und glaubt dennoch im Christenthum bleiben zu können, ja hält gerade ihr Christenthum für das einzig wahre. Den Widerspruch, in den diese Lehre mit den altererbten christlichen Formen und Formeln allerdings tritt, vermag zu überwinden, wer etwmal im Christenthum steht: nicht aber, wer ins Christenthum eintreten will. Der Christ wird nicht, wenigstens nicht im zurechnungsfähigen Alter, auf eine bestimmte Bekenntnisformel verpflichtet: wer Christ werden will, wird es. Deshalb kann ich nicht zum Christenthum übertreten: meine Kinder kann ich im Christenthume, wie ich es verstehe, erziehen.
3. Ich habe Niemand für meine Ansicht werben, der Religion seiner Väter abtrünnig machen wollen. Wer auf seine jüdische Religion oder Nationalität noch Werth legt, für den habe ich nicht geschrieben: dem würde ich sogar, bei den jetzigen Zeitläuften, ein etwas troßigeres Hervorkehren seines Judenthums empfehlen. Ich habe nur aussprechen wollen, was diejenigen bedrückt, die im Judenthume keinen Halt mehr finden, zum Christenthume hinüber streben, den also nutzlos gewordenen Kampf der Stämme beenden wollen.

Zum Schluß noch eine nebenfächliche Bemerkung. Daß meine auf die Gräß'sche Geschichte bezügliche Behauptung für die zweite Auflage nicht mehr zutrifft, habe ich nicht gewußt: ich bin kein Gelehrter, der Punkt war auch unerheblich. Für die erste Auflage trifft sie zu (s. Bd. 3 S. 260). Dies aber hat Herr Dr. Manbaum in Berlin, der doch ein Gelehrter ist, nicht gewußt: sonst hätte er mir nicht in Nr. 43 der Allgemeinen Zeitung des Judenthums die „Leichfertigkeit eines Unwissenden“ vorwerfen können, der diese Behauptung „wahrscheinlich in irgend einer antisemitischen Schrift aufgefunden.“

Venedictus Levita.

Himmliches und Irdisches.

Von

Graf Paul von Hoensbroech (Steglit).

Les extrêmes se touchent! Welch' schroffere Gegensätze giebt es, als Himmel und Hölle, den Ort der Seligen und schänden Dammern!

Heiligpreisungen und Heiligenverehrung spielen im Katholizismus eine große und für die Masse der Gläubigen eine ausschließlich religiöse Rolle. Fort und fort bis in die jüngste Vergangenheit und bis in die lebendige Gegenwart hinein übt der Papst als „Stellvertreter Christi“ sein einzig dastehendes, ganz göttliches Recht aus, verstorbene Erdenträger auf die Altäre der katholischen Kirchen zu erheben zur Verehrung des Volkes und als Vorbilder seines Lebens. Ihnen, sündigen Menschen wie wir Alle — „nur Einer, Gott, ist gut,“ lehrte Christus — verleiht der Papst das Epitheton „heilig“, und für sie schreibt er, wie der theologische Ausdruck lautet, den Kultus der *Dulia* und *Hyperdulia* vor. Noch am 8. Oktober dieses Jahres wurde unter imposanten religiösen Feierlichkeiten eine bayerische Nonne, *Kreszentia Höß*, durch Leo XIII. „jetzig“ gesprochen; über 50 000 Gläubige drängten sich in den Hallen der Peterskirche, als der „Statthalter Christi“ das vor 180 Jahren verstorbene deutsche Bauernmädchen als Himmelsbewohnerin erklärte.

Heiligpreisungen sind Akte höchster päpstlicher Gewalt; sie sind ein Ausfluß der päpstlichen Unfehlbarkeit. Heiligpreisungen und die auf sie folgende Heiligenverehrung sind, so sollte man glauben, wesentlich religiöser Natur, ganz und gar gerichtet auf das überirdische, jenseitige Leben. Und doch hängen Heiligpreisungen recht fest mit dieser Erde, ja mit dem Irdischsten des Irdischen, mit dem Gelde zusammen: so fest, daß für sie das Geld in der That den *nervus rerum* bildet, und *Mabellais'* Wort auch hier gilt: *deficiente pecu, deficit omne, nra.*

Die Geldsummen, die eine Heiligpreisung erfordert, sind ungeheuer, und zwar dienen diese Summen nicht nur, wie es erklärlich wäre, für die Ausschmückung der Peterskirche, sie dienen nicht, wie es noch erklärlicher wäre, der Vertheilung unter die Armen oder anderen wohlthätigen Zwecken; nein, das viele Geld wandert bei den Heiligpreisungen ganz merkwürdige Wege und spaziert in sehr verschiedene und nicht gerade nothleidende Taschen.

Jüngst fielen mir die Rechnungen in die Hände für zwei Heiligpreisungen des 17. Jahrhunderts. Sie entbehren nicht des „religiösen“ und nicht des kulturgeschichtlichen Interesses: deshalb setze ich sie hierher:

I. „Aufstellung über die Gesamtkosten der Heiligsprechung von fünf neuen Heiligen: Johann von Gott, Paschal Baylon, Johann von Kapistran, Johann Fakundus und Laurentius Justinianus, welche unser heiligster Vater Alexander VIII. am 6. Oktober 1690 heilig gesprochen hat“:

Dem Goldschmid Vincentius Nota für eine Mitra . Thaler (écus)	2704, 50
Dem Angelo Farocchi für Futterale	6
Für Venetianisches Wachs	3718, 20
Dem Kerzenzieher Prosper Gallorini	200
Dem Calandrucci für eine Verzierung über der [Kirchen=] Thür	30
Dem Stephan Cataneo für Stoff und Schnitt	613, 85
Dem Paul Marinelli für das Bild auf dem Altar	25
Den Bildhauern Cavagai und Ettoni	270
Dem Schlosser Joseph Dammi	312, 50
Dem Goldschmied Bartoleja	976
Dem Farbenhändler Franz Stama	81, 49
Dem Eisenwaarenhändler Joseph Natalini	146
Dem Vergolder Dominikus Barigioni	70
Dem Tischler Sebastian Cartoni	2754
Dem Kerzenzieher Paul Carcani	1139, 76
Dem Anstreicher Dominikus Paradisi	816
Den Stickern Caejar Romani und Augustin Vandieri	4500
Dem Bonelli Mercante für Altaraus schmückung	595, 75
Dem Maximilian Vandini für Leinwand	41, 10
Dem Seiler Joseph Lemori	36
Dem Jakob Maggi für die Inschriften	28, 50
Dem Drucker Finassi	35
Dem Steinschneider Albertini	2
Dem Sekretär von St. Peter Joseph Baldini	60
Den Spitzenhändlern Marchis und Mariotti	308, 50
Dem Tapezterer Soldati	377, 45
Dem Dekorateur Fornari Testarolo	160
Dem Seidenhändler Franz Girella	100
Einem Architekten	200
Kleine Ausgaben	15

Summe Thaler (écus) 20 330, 20

II. „Aufstellung über die Edelsteine, die Vincenz Nota bei Gelegenheit der Heiligsprechung geliefert hat für die Mitra unseres heiligsten Herrn Alexander VIII.; die Steine wurden abgeschätzt in Gegenwart des Venetianischen Geandten Lando, des Miethers des Leihhauses Franz Crulci, unter Mitwirkung des Mizr. Maggi, Gewandkammerer Seiner Heiligkeit

und des Mgr. Casoli, Ritter des Ordens vom hl. Geist und Bevollmächtigten des Papstes für die Heiligspredung“:

Für fünf Smaragde	Thaler (écus)	150
Für Rubinen von Balaffo	„	80
Für zwei eckige Saphire	„	120
Für acht Saphire	„	200
Für vier Topase	„	100
Für vier Jazinthe	„	48
Für fünf Rubinen	„	105
Für einen orientalischen Amethysten	„	30
Für einen schönen Smaragden	„	90
Für fünf Smaragde	„	40
Für zehn Rubinen	„	40
Für sechzehn Brillanten	„	88
Für zwanzig Brillanten	„	70
Für vier Diamanten	„	88
Für einen Rubin spinelli	„	10
Für zwei große Diamanten	„	670
Für 3164 Perlen	„	414, 60
Für 1487 kleinere Perlen	„	52, 42
Summe Thaler (écus)		2528, 02

Bei dieser „Aufstellung“ sind die vom Juwelier Nota anfänglich geforderten Preise in Klammern beigelegt; durchschnittlich sind sie 50 Prozent höher, als die schließlich gezahlten. Die Taxatoren Seiner Heiligkeit verstanden sich also auf die Sache.*)

III. „Aufstellung über die Geschenke, die an die Beamten und Offiziere des päpstlichen Palastes und an Andere vertheilt wurden“:

An Mgr. Spino, Sekretär der Breven, . . .	Thaler (écus)	350
An Mgr. Bottini	„	50
An den Advokaten, der das Heiligspredungsgefuch angefertigt hat	„	50
An Mgr. Vallemani, Sekretär d. Rituskongregation	„	200

*) Diese Erwerbungen bei Heiligspredungen, die, wohl gemerkt, nicht aus der päpstlichen Kasse, sondern von denen bezahlt werden, welche die Heiligspredungen betreiben, erklären wenigstens theilweise die Anhäufung der ungeheueren Mengen von Edelsteinen, die sich in den päpstlichen Schatzkammern vorfinden. So berichtet der apostolische Protonotar Peter von Modignano dem Herzoge Galeazzo Maria von Mailand, daß bei einer Besichtigung der Schatzkammer durch Sixtus IV. und eine Anzahl von Kardinälen am 13. August 1471 vorhanden waren: 54 silberne Schalen, angefüllt mit Perlen im Werthe von 300000 Dukaten; Edelsteine und Naturgold im Werthe von 1300000 Dukaten; ein Diamant im Werthe von 7000 Dukaten u. j. w. (Staatsarchiv zu Mailand, bei Pastor Gicht. der Päpste II, 437).

An die päpstlichen Geheimkammerer	Thaler (écus)	9000
An den Majordomus Seiner Heiligkeit	"	60
An den Oberkammerer Seiner Heiligkeit	"	60
An den päpstlichen Mundschenk	"	45
An den päpstlichen Sakristan	"	146
An die päpstlichen Zeremonienmeister	"	512, 50
An den Vorsteher der päpstlichen Kammer	"	50
An den Haushofmeister Seiner Heiligkeit	"	50
An den Ober-Garderobier Seiner Heiligkeit	"	65
An den Ober-Furrier Seiner Heiligkeit	"	50
Dem Unter-Sakristan	"	44
Dem päpstlichen Almojenier	"	50
Den drei (bei der Heiligspredung) assistirenden Prälaten	"	150
An Mgr. Spezioli, Leibarzt des Papstes	"	68
Den Geheimkaplänen Seiner Heiligkeit	"	245
Dem Unter-Garderobier Seiner Heiligkeit	"	50
Den Gehülfsen der päpstlichen Kammer	"	155
Dem Kellermeister Seiner Heiligkeit	"	21
Dem Tafeldeckler Seiner Heiligkeit	"	21
Den Stallknechten Seiner Heiligkeit	"	60
Den Blumenzüchtern Seiner Heiligkeit	"	52, 50
Den Stubenreinigern (scopatori) Seiner Heiligkeit	"	86
Dem Promotor fidei (!), Mgr. Bottini	"	150
An Mgr. Fusco, Ex-Sekretär d. Rituskongregation	"	150
Dem Konfistorial-Advokaten	"	187, 50
Dem Advokaten der Heiligspredung	"	60
An Mgr. Spinola, dem Sekretär der Breven an die Fürsten	"	150
An den Magister apostolici Palatii (oberster päpstlicher Bücherzensor)	"	37, 50
An den griechischen Diakon und Subdiakon	"	6
An die Kleriker der päpstlichen Kapelle	"	36
An die päpstlichen Sänger	"	81
An die päpstlichen Bücherbewahrer	"	12
An die päpstlichen Kapläne	"	110
An die Sänfenträger Seiner Heiligkeit	"	63
An die nicht-römischen päpstlichen Kammerdiener	"	30
An die Stallmeister Seiner Heiligkeit	"	36
An den römischen Fiskal	"	37, 50
An die Wächter der Porta ferrea	"	15
An die päpstlichen Stabträger	"	22, 50
An die päpstlichen Thürhüter	"	15

An die päpstlichen Galecrenwächter	Thaler (écus)	15
An die Schweizer	"	45
An den Mundfoch Seiner Heiligkeit	"	18
An den Sekretär des heiligen Kollegiums	"	101
An den Substitut des Sekretärs der Breven	"	30
An den Substitut des Promotor fidei	"	30
An die Leibwache (lancie spezzate) Seiner Heiligkeit	"	30
An die Läufer Seiner Heiligkeit	"	22, 50
An den Mandatar des Kardinalvikars	"	10
An den Notar der Rituskongregation	"	18
An den Hauptmann der päpstlichen Garde	"	100
An den Hauptmann und die Offiziere der Schweizer	"	68
An den Sekretär des Generalvikars	"	12
An die Sakristane von St. Peter	"	20
An die Unter-Sakristane von St. Peter	"	3
An die Kleriker von St. Peter	"	42
An die Kapläne von St. Peter	"	20
An Jacob Scandriglia	"	6
An die Bombenwerfer von St. Angelo	"	6
An die päpstlichen Pfeifer und Trommler	"	6
An die Pfeifer und Trommler des römischen Volkes	"	6
An den Glockenspieler von St. Peter	"	2, 20
An die Straßenreiniger	"	1, 20
An die Spielleute von St. Angelo	"	5
An den Hauptmann der Garde des römischen		
Gouverneurs	"	20
An den Thürhüter der Rituskongregation	"	3
An die Sänfenträger ihrer Eminenzen der Kar-		
dinäle und verschiedener Monsignoren	"	13
<u>Summe Thaler (écus)</u>		<u>3283, 20</u>

IV. „Aufstellung über die durch die Heiligprechung vom Oktober 1690 verursachten gemeinschaftlichen Kosten“:

Jeder der Interessenten*) hatte zu zahlen:

Für Vergoldungen, päpstliche Prachtgewänder, Drucksachen, Wappenschilder, Fahnen, Schaubühnen u. s. w.	Thaler (écus)	2066, 04
Für Geschenke und Trinkgelder	"	7751, 10
Für Ritualgewänder	"	3283, 10
Für die Ausschmückung von St. Peter	"	6000
<u>Summe Thaler (écus)</u>		<u>18600, 24</u>

*) Unter „Interessenten“ bei einer Heiligprechung versteht man diejenigen Personen — physische oder moralische —, welche die Heiligprechung eines Verstorbenen betreiben. Zu den seltensten Fällen nämlich — es wird deren nur

Da es sich um fünf Heiligspredchungen handelte, so betrug die Gesamtsumme für diese Kultushandlung $5 \times 18\,600, 24 = 93\,001, 20$ écus, was nach unserm Geldwerth berechnet, mindestens 350 000 Mark beträgt.

Die zweite Rechnung, die mir vorliegt, betrifft die Heiligspredchung des im Jahre 1622 verstorbenen von Pius IX. zum „Kirchenlehrer“ erklärten Bischofs von Anney, Franz von Sales:

Für eine Schaubühne	Thaler (écus)	2310, 10
Für Bilder und vergoldete Kerzen	„	555, 50
Für Blumenkörbe	„	128
Für eine Mitra Seiner Heiligkeit	„	634, 25
Für Prachtgewänder des Papstes und seines Gefolges	„	4628, 93
Für 57 Ellen und 7 Palmare Seide	„	992
Für 7½ Palmare Goldstoff	„	26, 25
Für 6 Ellen und 3 Palmare Silberstoff	„	25, 50
Für 10½ Ellen Scharlachtuch	„	82
Für Verarbeitung der genannten Gegenstände	„	483, 81
Für Seidenschnüre	„	230, 30
Für Linnen	„	602, 05
Für drei Fahnen	„	590,
Für 25½ Ellen Seidentevvich	„	98, 50
Für Bänder und Quasten	„	204, 52
Für Kerzen=Wachs	„	2622, 66
Für 101 bildliche Darstellungen von Wundern	„	429
Für die Komposition von Musikstücken und die Abfassung von Lebensabrissen zur Vertheilung an die Herren Cardinäle	„	294
Für Trinkgelder	„	6855
Für Prachtgewänder der Offiziere des päpstlichen Hausstaates	„	1431
Für die päpstlichen Blumenzüchter	„	950
Für die Anschmückung von St. Peter	„	8805, 53
Summe Thaler (écus)		33 184, 61

Diese Summen, ich wiederhole es, trug nicht die päpstliche Kasse, sondern sie mußten aufgebracht werden von den Gläubigen, welchen die neuen Heiligen als Vorbilder hingestellt wurden. Und so ist es noch heute: Himmel und Geld berühren sich sehr innig in den Heiligspredchungen. Das

sehr wenige geben — geht die Anregung einer Heiligspredchung vom päpstlichen Stuhle proprio motu aus. Gewöhnlich sind es die Verwandten des Verstorbenen, hochgestellte Persönlichkeiten des Landes, in dem er gelebt hat, oder die Ordensgenossenschaft, deren Mitglied er war, die den Antrag auf Heiligspredchung stellen: sie sind die promotores causae. Ihnen fallen die jämmtlichen Kosten zu.

Paulinische Wort, daß, wer dem Altare dient, auch vom Altare leben soll, wird, besonders bei den Heiligprechungen, von der römischen Kurie sehr gründlich und sehr weitgehend angewandt und ausgenutzt. Ob auch Paulinisch??

Noch Eines. Der Herausgeber dieser Rechnungen, ein römischer Prälat, macht zu ihnen die Bemerkung: „Mit einem Blick auf diese Rechnungen können sich die Betreiber von Heiligprechungen in der Gegenwart (les Postulateurs modernes) trösten über die ihnen erwachsenden Unkosten“ (Analecta ecclesiastica, August 1894, S. 357 ff.). Klingt nicht ein faunisches Lachen aus diesen Trostworten des leidebekleideten „Priester Gottes“?

Philosophie und Pädagogik.

„Vorlesungen über Psychologie“ von Hofrath Dr. Max Drexler.
Großh. Hofarzt. — Heidelberg, C. Winter. 1900.

Von allen Disziplinen der Philosophie hat sich in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts keine einer solchen Theilnahme zu erfreuen gehabt als die Psychologie. Selbst die zahlreichen ethischen Schriften, die daneben etwa noch in Frage kommen, behandeln fast ausschließlich die psychologische Seite der Ethik, nicht die grundlegend philosophische. Es hängt das offenbar zusammen mit dem Aufschwung der historischen (entwicklungsgeschichtlichen) und exakten Studien, für die nun auch in weiteren Kreisen ein lebhaftes Interesse erwachte. Im Zusammenhange damit entstand das verkehrte, wenn auch begreifliche Verlangen, die Philosophie ebenfalls auf die entwicklungsgeschichtliche und experimentelle Methode zu gründen. Der sich mit dieser Forderung breitmachende Positivismus über sah dabei nur gerade das Wichtigste, nämlich daß die Philosophie eben keine konkrete Wissenschaft, sondern zunächst vielmehr nur reine Prinzipienwissenschaft ist und als solche auch nach einer besonderen Methode, nicht aber nach derjenigen der konkreten Einzelwissenschaften verfahren müsse. Dennoch schien der positivistische Gedanke, die Philosophie exakt zu machen, dadurch der Verwirklichung nahe zu rücken, daß es der Psychologie gelang, die Methoden der konkreten Wissenschaften für sich nutzbar zu machen. Aber eben damit hat auch die Psychologie, soweit sie auf experimenteller Grundlage als Psychophysik oder physiologische Psychologie dargestellt wird, aufgehört im strengen Sinn eine Disziplin der Philosophie zu sein. Sie ist dadurch ein Hilfswissenschaft der Physiologie geworden. Aber so bedeutiam auch immer das Ergebnis dieses Forschungszweiges bisher gewesen ist, so hat sich die Psychologie damit eben auch Schritt für Schritt von der Philosophie entfernt und ist als solche eingetreten in den Zusammenhang der konkreten Erfahrungswissenschaften. An und für sich ein Fortschritt, hat dieses Verfahren doch eine bedenkliche

Einseitigkeit zur Folge gehabt. Denn über der ausschließlichen Beschäftigung mit den konkreten Seelenprozessen ist diejenige, nicht minder wichtige Untersuchung in den Hintergrund getreten, welche auf den Zusammenhang der subjektiven Seelenvorgänge und des Geistes, des individuellen Bewußtseins und des Bewußtseins überhaupt gerichtet ist. Ja, es ist die geradezu verwirrende Ansicht zur Herrschaft gelangt, als ob der Geist lediglich ein Begriff für eine gewisse Klasse individueller Seelenprozesse sei. So hat die Psychologie zwar emsig genug den Zusammenhang zwischen objektiver und subjektiver Erfahrung untersucht, aber nicht das Verhältniß zwischen der konkreten Erfahrung (objektiver und subjektiver Art) zu den Prinzipien der reinen Erfahrung.

Demgegenüber ist es erfreulich, auf ein Werk hinweisen zu können, das wiederum einmal den Blick auch auf diese Fragen lenkt. Die „Vorlesungen über Psychologie“ von Dreßler verdanken ihre Entstehung einer Anregung der Frau Großherzogin von Baden und sind im Herbst 1899 in Karlsruhe vor einem Kreise von weiblichen Zuhörern gehalten worden. Ueber den dabei zu Grunde gelegten Gesichtspunkt bemerkt die Vorrede: „Vor Allem leitete den Verfasser die Ueberzeugung, daß er die Lehre von der menschlichen Seele, entgegen den Grundsätzen einer modernen exakten Philosophie, auf den Boden einer allgemeinen Weltanschauung gründen müsse; denn den gebildeten Laien, insbesondere die Frau, interessieren nicht so sehr einzelne Thatfachen einer Spezialwissenschaft, als die praktische Anwendung ihrer Ergebnisse auf das Leben; indem sie ihr Wissen bereichert, will sie die eigene lebendige Persönlichkeit fördern und vertiefen.“ Demnach darf man also in diesen „Vorlesungen“ nicht eine Erweiterung der psychologischen Erkenntniß im Einzelnen suchen; vielmehr war es dem Verfasser darum zu thun, das Wesen der Psychologie in seiner Bedeutung für das Leben selbst darzulegen. Demgemäß werden folgende Punkte behandelt: Von der natürlichen Bestimmtheit des Geistes im Menschen; vom Schlaf und verwandten Zuständen; Körper und Geist, Leib und Seele; von den Sinnesempfindungen; von den Vorstellungen der Dinge und vom Selbstgefühl; vom Vorstellungsleben der Seele; vom Fühlen und Wollen; von den Höhepunkten des Geistes.

Was dieses Werk so werthvoll macht, ist also nicht etwa die Aufdeckung bisher ihrem Wesen nach verborgener Vorgänge, noch auch eine neue Begründung schon bekannter, sondern der Gesichtspunkt des Ganzen, unter den die einzelnen Bestandtheile gerückt werden. Man merkt es dieser Arbeit an, daß ihr Urheber in scharfer Abstraktion geübt und mit der empirischen Beobachtung und dem exakten Experiment wohl vertraut ist; in der „Vorlesung“ selbst aber kommt weder der Rationalist, noch der Empiriker als solcher zum Wort, sondern der Mensch in der harmonischen Einheit seiner Kräfte. Man spürt es, daß der Verfasser abseits von der großen Heerstraße wandelt und nicht in der Anhäufung von Einzelerkennt-

nissen das letzte Ziel alles Strebens sieht. Bei ihm ist noch lebhaft die Nachwirkung der großen Geistesepoche des achtzehnten Jahrhunderts wahrzunehmen, der Epoche jener Geister, die uns gelehrt haben, den Blick fest auf das Ganze zu richten, um danach das Einzelne zu taxiren. So geht auch dieses Werk zu Lehen bei dem großen Freunde Schiller's, dem diejer in dem klassischen Geburtstagsbrief vom 23. August 1794 zuruft: „Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, von welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf.“

Dabei braucht man keineswegs in allen einzelnen Punkten mit dem Verfasser übereinzustimmen, um sich doch der wohlthunenden Wirkung des Ganzen hinzugeben. Er vertritt manche Ansichten, denen wir heut zum Wenigsten eine andere Fassung geben würden: aber das ändert nichts an der erfreulichen Thatsache, daß hier endlich einmal wieder der psychologische Versuch gemacht wird, von dem Kern aus die Bedeutung der Schale und nicht von der Beschaffenheit der Schale aus die Natur des Kernes zu bestimmen. Zur Charakterisirung des leitenden Gesichtspunktes, dem der Verfasser gefolgt ist, möge folgende Stelle dienen: „Die Philosophie über das Naturwissen hinausschreitend, beweist die Unwirklichkeit der dem naiven Verstand als ausgemacht geltenden Realität in Raum und Zeit. Die sinnliche Anschauung und der Verstand des Individuums bringt Raum und Zeit als Formen an ein geistiges Gezeichen heran, das über Raum und Zeit erhaben ist. Nur für das vorstellende Individuum erscheint das Wirkliche als die uns bekannte Welt. Unserer Natur haftet es an, als Ich zu denken, zu fühlen und zu wollen, damit eine Welt anderer, fremder nicht unmittelbar gefühlter, nur nothwendig vorgestellter Individuen uns gegenüber zu wissen, uns zu isoliren und anders uns entgegenzustellen. Aber das Prinzip der Individualität gilt nur für die Erscheinung des Geistes in der Natur, nicht für das wahre Wesen des Geistes an sich, daher auch nicht für unseren innersten, wahren Wesenskern, die wir, über alle Erscheinung hinaus, Geist sind. In Wahrheit sind nicht Ich und Du und die unzähligen Anderen, sondern das Eine, Absolute, Zeit- und Raumlose, Unbeschränkte, der wahrhaft freie Geist, der in uns wie in allen anderen waltet, verborgen den Sinnen und dem Verstand, aber doch durchbrechend durch die Nacht des natürlichen Seins und sie erhellend mit seinem übernatürlichen Feuer in großen Menschenherzen. Aus dieser Quelle stammen Ideale, die uns hinausheben über das Irdische und über das Leben, hoch über das Ich und seine beschränkten Interessen, die uns unmittelbar dem wahren Sein annähern, der lichten Wahrheit, der wir entsprossen sind, und die als Fünkchen unter der dichten Nische der Natur in uns allen glimmt. Die hohe befreiende Ueberzeugung, daß das Ich

kein Wesen, nur Erscheinung des Wesens ist, daher auch nur als natürliche Form vergänglich, seinem wahren Kern nach unvergänglich und unzerstörbar ist, dieses Wissen vom ewig Wahren, das uns erhebt über die Wechselfälle der Scheinwelt, danken wir der philosophischen Einsicht; das ist die geistige Befreiung vom Ich. Sich in Allem und Alles in sich erkennen, ist wahre Erkenntniß. Das ist die höchste Stufe, die der Mensch in seinem Denken erklimmen kann.“

Psychologie in dem schulmäßigen „exakten“ Sinne ist das nun freilich nicht mehr; aber eben darin liegt auch das Verdienstvolle, daß der Verfasser diesen Gegenstand wieder einmal auf eine höhere Warte gestellt hat. Das Gebiet des Exakten stellt nur die eine Seite des Lebens dar; als solches möge es mit aller Akribie nach exakter Methode durchforscht werden. Aber die Psychologie hat noch andere und bedeutsamere Aufgaben zu lösen als diejenigen, welche der experimentellen Untersuchung zugänglich sind; denn gerade die werthvollste Seite des Lebens ist für Experimente unfaßbar. Darauf wieder einmal offen und nachhaltig hingewiesen zu haben, verdient besonders hervorgehoben und anerkannt zu werden.

Wenn der Verfasser erwähnt, daß die Frau Großherzogin die Anregung zur Veröffentlichung dieser Vorlesungen gegeben habe, so werden ihr all diejenigen dafür Dank wissen, die ihre Freude daran haben, einmal einen solchen Gegenstand von dem zentralen Punkte des Lebens aus behandelt zu sehen.

Berlin.

Dr. Ferdinand Jakob Schmidt.

W. Münch, Ueber Menschenart und Jugendbildung. Neue Folge vermischter Aufsätze. Berlin, H. Gaertner, 1900. 384 S. 8°.

Es ist etwas sehr Schönes um den Systemgeist, und wo er mit Vorsicht auf Grund eines vielumfassenden Wissens in Thätigkeit tritt, da kann er höchst fruchtbar und höchst belehrend wirken. Aber auch der Beobachtungsgeist hat seine Ehre, der sich mit Liebe an dem einzelnen hält und in loyaler Form durch sinnvolle Deutung der Erfahrung belehrt und erweist. Wo es sich um eigentliche strenge Wissenschaft handelt, da wird es immer die abschließende Aufgabe sein, die Fülle von Einzelerkenntnissen unter oberste Gesichtspunkte zu sammeln und aus einem Prinzip als dessen Entfaltung hervorzuweisen zu lassen. Aber in den Fragen der Praxis ist es anders; denn alle Praxis bewegt sich in der Beherrschung des Einzelnen. Das gilt auch für die Thätigkeiten des Unterrichts und der Erziehung. Hier mag das selbstgewisse Walten des Systemgeistes geradezu verderblich wirken; sinnige Verankerung in die konkrete Erscheinung des wirklichen Lebens kann allein weiter helfen. Reinheit des Blickes und Gründlichkeit der Bildung in Verbindung mit

liebevoller Herzenswärme für menschliches Wesen überhaupt und für jugendliches Leben insbesondere ist dabei das hauptsächlichste Erforderniß, und wo dieses erfüllt ist, da sprüht ein frischer Quell lebendiger Anregung und Anschauung, der für Alle und insbesondere für die Erzieher von Sach hohen Gewinn verheißt. Ein wenig vom Sach aber sind wir Alle, die wir Kinder oder auch schon Enkel haben; die Erziehungsaufgabe bildet ein gut Stück unseres Berufes, und jugendliches Wesen zu beobachten haben wir ebensoviel Anlaß wie Antrieb. Der vorbildliche Beobachter, der ausspricht, was wir ahnen, und aufhellt, was uns unklar ist, darf mit Zug und Recht auf unser Interesse und unsere Dankbarkeit zählen.

Daß Wilhelm Münch ein solcher vorbildlicher Beobachter ist, das wissen Alle, die seine früheren Arbeiten, die insbesondere seine „Vermischten Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst“ (1886) oder seine „Anmerkungen zum Texte des Lebens“ (1896) kennen. Das gerade ist ein Hauptverdienst, die liebevolle Versenkung in die Wirklichkeit des Lebens und die ebenso feinsinnige als wohlwollende Auffassung der menschlichen Natur in den Einzelheiten ihrer Äußerung. Er hat den rechten Blick des Psychologen eben deshalb, weil er keine systematische Psychologie treibt; er bewährt den sichersten Takt in der Behandlung der erzieherischen Aufgaben eben deshalb, weil er durch keine zuverlässliche Konstruktion voreingenommen ist. Ueberlegene Einsicht und besonnene Mäßigung bewahren sein Urtheil vor Schroffheit und Einseitigkeit; was er sagt, hat Hand und Fuß, und wie er's sagt, macht seine Ausführungen anziehend und eindrucksvoll. Diese Vorzüge des Menschen und des Schriftstellers treten auch in der „Neuen Folge vermischter Aufsätze“ wohlthuend hervor.

Das Buch enthält 16 einzelne Aufsätze, die dem Verfasser in den letzten Jahren aus verschiedenem Anlaß entstanden und an weit getrennten Stellen veröffentlicht worden sind. Systemlos ist ihr Inhalt, systemlos ihre Aufeinanderfolge; es kam dem Verfasser, auch als er sie sammelte, nicht darauf an, Arbeiten mit verwandtem Thema räumlich einander zu nähern, Ausführungen ungleichartigen Inhalts streng auseinander zu halten. Freilich ist Alles doch wieder durch ein Band gemeinsamen Interesses verbunden. Der vorwiegende Gesichtspunkt ist doch immer der erzieherische. Um Erziehungsfragen im engeren Sinne drehen sich die Abhandlungen: „Ästhetische und ethische Bildung“, „Poesie und Erziehung“; ferner „Schule und soziale Gesinnung“, „Die Antinomien der Pädagogik“. Organisatorische Fragen des Schulwesens behandeln die Abhandlungen „Die akademischen Studien und das pädagogische Interesse“, „Einige Gedanken über die Zukunft unseres höheren Schulwesens“, „Lehren und Lernen in ihrer Wechselwirkung“, „Die Bedeutung des Vorbildes in der Schulerziehung“, „Die neueren Sprachen im Lehrplan der preussischen Gymnasien“. Aber auch die Abhandlungen, die der Sprachwissenschaft

angehören: „Sprache und Ethik“, „Gedanken über Sprachschönheit“, „Zur Charakteristik der englischen Sprache“, haben nahe Beziehungen zur Pädagogik. Und dasselbe gilt in höherem oder geringerem Maß auch von den allgemeineren Betrachtungen über menschliches Wesen und Leben in den Abhandlungen: „Volk und Jugend“, „Der Einzelne und die Gemeinschaft“, Psychologie der Mode“, „Ueber die Langeweile“. Die Abhandlungen über Sprachschönheit und über die Mode sind zuerst in diesen Jahrbüchern erschienen (Band 83, 2 und 89, 1) und haben hier die Bekanntschaft mit dem Autor in der angenehmsten Weise vermittelt: Art und Weise des Autors läßt sich sehr wohl aus ihnen entnehmen. Nirgends will er den Gegenstand erschöpfen; Unsehbares hofft er nicht auszulagen. „Manches Einzelne von dem Gesagten mag bestritten werden. Lasse man den Versuch nur gelten — als Versuch“: was der Verfasser (S. 304) von der einen Abhandlung sagt, das gilt für alle. Gerade darin haben diese Mittheilungen aus dem Gedankenschatz eines fein beobachtenden, hoch gebildeten Mannes ihren eigenthümlichen Reiz.

Man kann solches Denken aphoristisch nennen; die Einheit des Prinzips steckt doch dahinter, auch wenn sie nicht als solche hervortritt. Aber auch der Aphorismus als solcher hat sein volles Recht, solange er nicht Ansprüche macht, die er nicht zu befriedigen vermag. Unser Autor tritt an die verschiedenen Gegenstände, die er behandelt, heran mit offener Empfänglichkeit und betrachtet das Spiel des Lebens mit heiterer Gemüthsruhe. So sieht er viel und weiß gut zu sagen, was er sieht. Vieles davon haben wir auch gesehen und möchten Vieles auch gern gesagt haben: wird es uns nun hier gesagt, so hören wir's gern und sind erfreut über die zutreffende Richtigkeit der Beobachtung. So, wenn Münch die Aehnlichkeiten in geistiger Stimmung und Haltung schildert, die zwischen der Volksmasse und der Jugend obwalten, oder wenn er „am Wege gesammelte Beobachtungen“ über das Verhältniß zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft giebt. Des Verfassers eigenes Verhältniß zu Menschen und Dingen ist nicht ohne eine leicht humoristische Färbung; auch ein wenig Ironie steht ihm wohl zu Gesichte. Er liebt es, seine Sätze epigrammatisch zuzuspitzen, und man könnte aus dem Buche eine ganze Sammlung solcher treffend gefaßter Aussprüche zusammenstellen. „Von der guten Gesellschaft bis zur bösen Welt ist kaum weiter als von Sparta nach Laedaemon.“ „Die Gemeinschaft ist leichter muthig als der Einzelne, aber auch leichter feige.“ „Der alltägliche Typus der Großstädter zeigt sich nie verächtlichen, aber auch selten vertieft.“ „Selbst die Liebe verträgt nicht, daß alles Gefühle an den Tag trete.“ „In Sachen der Sprache sind wir eine rothe Republik und stimmen nach Köpfen ab.“ „Es giebt eine Art von umgekehrter Midaswirkung; in gewissen Schulstuben verwandelt man auch alles Gold in bloße Speise zum geistigen Verdauen.“ Und so könnten wir noch lange mit Ausführungen fortfahren. Auch das glückliche Gleichniß

steht dem Verfasser im rechten Augenblick zu Gebote. Er strebt nirgends nach Glanz und Wirkung; aber die sichere Angemessenheit seines Verfahrens und seines Ausdrucks, der Reichthum an Wendungen und die Fülle an glücklichen Bemerkungen giebt seinem Vortrag einschmeichelnde Kraft. Wir lassen ihm gerne das Wort; denn er unterhält uns, indem er uns belehrt.

Das Buch auszuschöpfen, müßte ein vergeblicher Versuch bleiben; seinen Inhalt in der Kürze zu bezeichnen, verbietet seine Mannigfaltigkeit. Nur über den wesentlichsten Gesichtspunkt, unter dem es betrachtet sein will, über den des pädagogischen Interesses, mögen einige Worte am Platze sein. In aller gebotenen Kürze aber wollen wir zugleich auf eine in dieser Sammlung noch nicht enthaltene, hervorragende Arbeit desselben Verfassers hinweisen: „Goethe in der deutschen Schule“, die im Goethe-Jahrbuch, Band 21, 1900, steht. Die feinsinnige Würdigung des großen Dichters berührt ebenso angenehm, wie die taktvolle Behandlung der Frage, was von des Dichters Werken und wie es am besten für die Schule fruchtbar gemacht werden kann.

Münch ist ein für allemal kein kühn vordringender Reformator auf dem Gebiete der Erziehung und des Schulwesens und denkt nicht daran, das Vorhandene selbstgewiß an abstrakten Grundsätzen zu messen, die er sich gebildet hätte. Mit gemäßigtem Urtheil den gegenwärtigen Bestand aus den gegebenen Bedingungen heraus zu verstehen und zu würdigen, das scheint ihm das angemessenere Verfahren. Er preßt nicht die Vergangenheit, etwa um den Heutigen das Frühere als das mit Unrecht aufgegebenere Bessere entgegenzuhalten, und er träumt nicht von der Zukunft und der glänzenden Vollkommenheit, die sie an sich tragen wird, im Gegensatz zu dem jetzt zu beklagenden Unheil. Gegen die Mängel, die unseren Zuständen anhaften, den Blick zu verschließen, ist er viel zu einsichtsvoll; aber er liebt viel zu sehr eine billige und besonnene Abwägung, um nicht für so manches Gute, das die neueren Zeiten gebracht haben, das Auge und das Urtheil offen zu halten. So enthält er sich nicht des Tadels, aber Anerkennung zu spenden ist ihm doch das Näherliegende. Er ist mit den Schwächen der menschlichen Natur ausreichend vertraut, um zu wissen, daß überall mit Wasser gekocht wird; aber er verkennet nicht, daß auch so im Fortschreiten höhere Ziele angestrebt werden können und angestrebt werden sollen. Vor Allem, er weiß sich in die Seele des Lehrers zu versetzen und ermißt die ganze Mühelosigkeit des hart belasteten Lehrerberufs; aber ganz ebenso empfindet er auch mit der Jugend, und sein verständnißvolles Wohlwollen wird dem Bedürfniß und den Neigungen der Schüler nicht minder gerecht. In den Fragen der Schuleinrichtung und des Erziehungswesens, die jetzt die Geister in den verschiedenen Lagern beschäftigen, liegt ihm der Gedanke an eine absolute Lösung völlig fern. Vermitteln, meint er, bleibt immer die Lösung, und Vermittelung richtet sich nicht auf für die Ewigkeit. Sie bleibt

fließend, sie muß erneut werden, sie unterliegt dem Wandel. Keiner der widerstreitenden Ansprüche hat ein unbedingtes Recht; je nach dem wechselnden Charakter der Zeiten wird man dem einen oder dem anderen mehr nachgeben müssen. Darum ist unserem Verfasser das unruhige Vortreiben der Veränderungssucht ebenso zuwider, wie die Neigung, unser höheres Schulwesen als minderwerthig und herabgesunken zu bekritlein. Die an unseren Zuständen geübte Kritik, sagt er, ist vielfach wildwüchsig, die Schätzung subjektiv; es wird viel zu leichtfertig abgeprochen. „Alles in Allem wird doch von draußen her mehr Thörichtes behauptet, als drinnen Thörichtes gethan wird“. Unser höheres Schulwesen ist immerhin im Aufsteigen. Die Gewissenhaftigkeit im höheren Lehrerstande ist mindestens so groß wie in einem der bevorzugten Stände; das Streben nach Selbstervollkommenung, das pädagogische Interesse neben dem wissenschaftlichen ist im Zunehmen; die Disziplin wird leichter gehandhabt, die Strafen mindern sich, der persönliche Verkehr zwischen Lehrern und Schülern wird vertraulicher: im Unterrichte wird die Muttersprache besser gepflegt, der Memorirstoff beschränkt, anregende Anschauungsmittel werden reichlicher verwendet; die Pedanterie hat auf vielen Punkten freierer Beweglichkeit weichen müssen. — Es ist mit ausdrücklichem Danke hinzunehmen, daß hier einmal der weit verbreiteten Tadelssucht gegenüber ein einsichtsvoller Kenner und Beurtheiler die Lichtseiten hervorhebt, die zweifellos doch auch vorhanden sind.

Ganz ebenso wird man die Stellung wohl gewählt nennen dürfen, die Münch in der heute so dringlichen Frage nach der Bedeutung der klassischen Sprachen und Literaturen für unser höheres Schulwesen einnimmt. Es ist nicht Einbildung, sagt er, wenn die Freunde der alten Sprachen von ihrer Zurückdrängung auf unseren Schulen eine tiefe Schädigung unseres Bildungsstandes befürchten: die unersehbliche pädagogische Bedeutung der alten Sprachen läßt sich nicht leugnen. „Die Verantwortung für das Aufhören oder auch nur das starke Hinabsinken dieser Studien zu übernehmen wäre mehr als Kühnheit“. „Aber“, fährt er fort, „sie einer übergroßen Schaar indifferenter Köpfe unter mangelnder Antheilnahme und Werthschätzung der weiten Kreise, aus denen diese Köpfe stammen, immer wieder aufzunöthigen, sie zur Bedingung für fast alle schätzbaren öffentlichen Berechtigungen zu machen, auch das ist — freilich nicht Kühnheit, aber Irrung. Für diese übergroße Schaar sollte eine beschränkte Beschäftigung mit den Alten genügen, ein Maß von Schulung und Orientirung, wie es die Theilnahme an unserer allgemeinen Kultur wünschenswerth macht. Aber einer kleineren Zahl, einer Auslese von Berufenen, Gewillten, Auserwählten soll um so vollere Gelegenheit gegeben werden, das Alterthum an seinen Quellen lebendig zu erkennen und dort die tiefe Unterlage zum Verständniß des seitdem gewordenen Geistes- und Kulturlebens zu holen“. Das ist der Standpunkt, der in diesen Blättern seit lange seine kräftige Vertretung gefunden hat: es gereicht uns zu be-

sonderer Genugthuung, auch in dieser bedeutenden Frage mit dem verehrten Verfasser übereinzustimmen.

Wir wünschen dem Verfasser Freude an dem Erfolg seines Buches und versprechen dem Publikum, das univervelle geistige Anregung, in freierer Form geboten, zu schätzen weiß, Freude an dem reichen und mannigfaltigen Inhalt dieser vermischten Aufsätze.

Adolf Laffon.

G e s c h i c h t e.

Neuestes über Papstthum, Inquisition, Aberglauben, Hexenwesen.

Von

Karl Sell.

Graf von Hoensbroech: Das Papstthum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit.

I: Inquisition, Aberglaube, Teufelspud und Hexenwahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1900. XLI u. 683 S. 12 Mk., geb. 13,50 Mk.

Joseph Hansen: Zauberwesen, Inquisition und Hexenprozeß im Mittelalter und die Entstehung der großen Hexenverfolgung. München und Leipzig, Oldenbourg, 1900. XIII u. 538 S. Zu Lud. geb. 10 Mk. (Historische Bibliothek herausgeg. von der Redaktion der Historischen Zeitschrift XII.)

Henri Charles Lea: Histoire de l'inquisition au moyen-âge traduit par Salomon Reinach membre de l'Institut avec une introduction historique de Paul Fredericq. I. Paris, Société nouvelle de librairie, 1900. XLet 631 p.

Es gab eine Zeit, wo es schien, als ob in Deutschland Bücher über den Antheil des Papstthums an diesen Dingen nicht mehr geschrieben zu werden brauchten. Es war die Zeit, wo unter den Flügeln der Romantik die historische Schule erwuchs. Wohl erkannte man damals mit voller Deutlichkeit den Zusammenhang, der im Mittelalter zwischen seinen höchsten geistigen und künstlerischen Leistungen und zugleich doch auch dem kräftesten Aberglauben bestanden hatte, aber weil man sich durch die breite Klust der „Aufklärung“ von jenen Jahrhunderten der Zauberei getrennt wußte, meinte man, sich der Erinnerung an diese peinlichste Seite der Vergangenheit entschlagen zu dürfen. Jene Allgewalt des Papstthums, die ebenso sehr auf Geist und Kraft einzelner seiner Träger wie auf der Willigkeit der Nationen, sich ihm zu unterwerfen, beruhte, sah man nunmehr zu einer vielfach beschränkten einzelnen Potenz innerhalb des Katholizismus zusammengezwunden und konnte sich für deren einflügelige Größe poetisch erwärmen. Es war die Zeit, wo Ranke's Papstgeschichte erschien und in Ranke's Schule jene Männer erwuchsen, die mit Verständnis und Liebe auch für die religiös-kirchliche Seite die deutsche Geschichte in den Jahrhunderten des katholischen Mittelalters erstmals ergründeten und darstellten.

Diese Zeit ist vorbei. Jede Wissenschaft, auch die Geschichtswissenschaft, steht im Dienste ihrer Zeit. Auch jene sogenannte objektive Geschichtsforschung, die nur der reine Spiegel für die Gestalten der Vergangenheit zu sein behauptete, war doch die Geschichtsschreibung einer Zeitrichtung, nämlich der ästhetisch gerichteten Weltanschauung wie sie einer bildungsjetigen Geistesaristokratie gut zu Gesicht stand, die in politischen und sozialen „Fragen“ tozujagen nur Formfragen der äußeren Darstellung unperjönlicher „Ideen“ und nicht den Kampf ums Dasein gewappneter Volksmächte erkannte, der immer auch in das Innerste alles geistigen Lebens hineinreicht. Seitdem haben nationale, politische und soziale Forderungen der Geschichtsschreibung ganz andere Aufgaben gestellt. Sie sind gelöst worden. Nun melden sich immer dringender auch die religiösen Forderungen.

Zimmer deutlicher zeigt sich die univerrjelle Bedeutung, die die päpstliche Unsehlbarkeitserklärung für das gesammte Geistesleben der christlichen Welt haben wird. Sie entfesselt einen neuen Kampf, den Kampf um die Weltanschauung, um die theokratische Weltanschauung einerseits, die religiös-vernünftige andererseits. Mit der Anfangs behaupteten Harmlosigkeit jener Hervorkehrung der absolutistischen Seite des Katholizismus ist es nichts. Das Dogma von der Unsehlbarkeit aller Päpste in ihren Lehr-entscheidungen zwingt die katholische Philosophie und Geschichtsschreibung, auch den obsoleten Wahn früherer Jahrhunderte irgendwie in Schutz zu nehmen, und zwingt die Politik der Kurie, sich mit allen Mächten zu verbünden, die ihr Heeresfolge versprechen, wäre es auch der massivste Aberglaube der untersten illiteraten Volksschichten. Nachdem man einmal die Geschichte als Zeugin für das Dogma angerufen hat, gilt es unter Umständen durch Verschweigungen, Schönfärberei, durch halbe Zugeständnisse und durch feste Diversionen, die den Gegner verblüffen, die Aufmerksamkeit von den parties hontenses der Geschichte möglichst abzulenken. Die neue Gestaltung des päpstlichen Bücherverbots sorgt dann dafür, daß der katholische Leser von den Rekrimationen der angegriffenen Seite nichts erfährt. Das ist die Aufgabe der Zanfienischen Schule. Es hat ein Kampf begonnen, der sich auf dem Boden geschichtlicher Auseinandersetzungen bewegt und doch von brennendem Tagesinteresse ist: der Kampf wider die sich unsehlbar nennende Kirche ist auf das wissenschaftliche Gebiet gerückt und muß dort eine theilweise Entscheidung finden.

Damit ist die romantische Stimmung, die einem Wahn früherer Zeit, den sie nicht theilte, doch ein geneigtes Herz zuwenden konnte, geschwunden. Wo der Aberglaube der Vergangenheit als Dogma Gehoriam heischt, ist es eine Pflicht der Selbsterhaltung für die christlich abendländische Civilisation, mit schonungsloser Kritik den in diesem Dogma vorliegenden Verzerrungen christlicher Ideen, volkstümlichen Aberglaubens, hierarchischer Jurisprudenz, scholastischer Spekulation und verwerlicher Instinkte mönchlicher Asketik zu Leibe zu gehen, zur Rettung der seit dem 16. Jahrhundert

gelegten Grundlagen einer freien Naturwissenschaft, freien Philosophie und freien Religion.

Gleichzeitig sind zwei in verschiedenem Sinne, aber in derselben Richtung wirkende Bücher erschienen, deren gewissenhafte Beachtung nicht genug empfohlen werden kann.

Graf Hvensbroeck hat sich in wesentlich polemischer Absicht die Aufgabe gestellt, das Maß der Verantwortlichkeit festzustellen, die dem Papstthum obliegt für die düstersten Partien des kirchlichen Christenthums. Er will aber nicht wirken durch neue Untersuchungen oder durch Raisonnement, sondern durch Vorführung eines in solcher Masse in den letzten 70 Jahren nicht mehr zusammengetragenen furchtbaren Stoffes. Es ist unerläßlich, von den Umrißen dieser Stoffsammlung eine Vorstellung zu geben, um dann ihre Bedeutung als Anklageschrift zu würdigen.

Das römische Papstthum ist nach jetzigem katholischen Glauben die höchste, die einzig von Gott eingesetzte Gewalt, um in Gottes Auftrag und an seiner Statt, über die Kirche als das Reich Gottes herrschend, die Welt zu erleuchten, zu lehren und zu retten. Sehen wir, welche Kulturleistungen diesen Anspruch rechtfertigen!

Zunächst die Inquisition.

Sie ist das zum Schutze und zur Erhaltung des Glaubens mit allen Mitteln eingeführte Gerichtsverfahren, das erst von Bischöfen in ihren Sprengeln, dann von Mönchen als herumreisenden Kommissaren, dann von ständigen Gerichtshöfen, immer aber in direkter Abhängigkeit vom Papst und nur diesem verantwortlich, gegen die seit dem 13. Jahrhundert einreisende Ketzerei als gegen das schwerste und verderblichste Verbrechen aufgestellt wurde. Sie konnte ihre Zwecke nur erreichen durch Bekehrung oder durch — Ausrottung der Ketzerei. Die Inquisitoren sind päpstliche Bevollmächtigte und haben Gewalt, mit geistlichen Strafen die staatlichen Obrigkeiten zur Vollführung ihrer Verhehle zu zwingen. Ihre Urtheile sind inappellabel und von jeder staatlichen Revision befreit: zu ihrer Ausführung sind alle Christen im Gewissen verpflichtet. Zahlreiche kaiserliche, königliche und sonstige obrigkeitliche Gesetze haben dem entsprochen. Einen näheren Einblick in das Wesen dieses Gerichtsverfahrens gewähren die wichtigsten Handbücher der Inquisition, deren sechs, aus dem 14. bis 17. Jahrhundert, verfaßt von päpstlichen Inquisitoren in Frankreich, Spanien, Rom, Sizilien, besprochen werden.

Daraus erhellen der äußere Hergang, erhellen die Arten des Inquisitionsverfahrens, Anwendung der Folter nach Belieben der Richter, Ueberlistung der zu Verurtheilten, Beschränkung der Vertheidigung, Unbeschränktheit der Zeugenzulassung, die Strafen an Hab und Gut, Ehre, Freiheit, Leib und Leben, Angehörigen und Kindern. Nur die reumüthigen Ketzerei sünden Gnade nach langer Kirchenbuße. Die härtesten Strafen treffen die hartnäckigen und die rückfälligen Ketzerei (Feuerrod). Obwohl das

Gericht nur für Gläubige eingesetzt ist, hat es sich doch auch in einzelnen Fällen über Juden und Ungläubige erstreckt. Die spanische Inquisition erfährt (hernach auch die römische) eine besondere Schilderung, weil sie von den katholischen Königen besonders erbeten und ihnen die Ernennung der Inquisitoren durch besonderes Privileg zugestanden wurde. Auch sie ist aber ein päpstlicher Gerichtshof!

Es folgt ein 73 Seiten umfassender Bericht über Opfer der Inquisitoren in verschiedenen Ländern: Frankreich, Niederlande, Deutschland, Rom, Spanien mit zahlreichen Einzelheiten, aus den Akten selbst geschöpft, die einem schauern machen können. Im Ganzen mehrere Hunderttausend (manchmal an einem Tage sechs, zwanzig, achtundreißig) Ketzer lebendig verbrannt, von den vier ersten spanischen Großinquisitoren zusammen in 43 Jahren 20 000 Menschen! Am Schlusse liest man mit ganz eigenthümlichen Gefühlen, was in einem von einem päpstlichen Hausprälaten redigirten römischen theologischen Blatt 1895 stand: „O ihr gesegneten Flammen der Scheiterhaufen! Durch euch wurden nach Vertilgung weniger und ganz verderbter Menschen Tausende und Abertausende von Seelen aus dem Schlund des Irthums und der ewigen Verdammniß gerettet; durch euch ist auch die bürgerliche Gesellschaft gesichert gegen Zwietracht und Bürgerkrieg durch Jahrhunderte hindurch glücklich und unverfehrt erhalten worden.“ (Gemeint sind jene Jahrhunderte, in denen die spanische Monarchie von der Stelle der ersten Weltmacht bis zur Unbedeutendheit herunter sank!) Endlich ein Auszug aus 28 Inquisitionsurtheilen im Wortlaut und eine Beleuchtung der Behauptung, daß die Päpste nichts mit der Todesstrafe zu thun gehabt hätten. Die Sache ist einfach wie der heil. Thomas auseinanderlegt: „Wo die Kirche keine Hoffnung mehr hat, den Ketzer zu bekehren, so trennt sie ihn in Fürsorge für das Wohl der Anderen durch die Exkommunikation aus ihrer Gemeinschaft und überdieß überläßt sie ihn dem weltlichen Gericht, damit es ihn durch den Tod aus der Welt schaffe.“ Ketzer, die bereuen, werden zwar von der Kirche zur Buße zugelassen, es wird ihnen aber darum nicht das Leben geschenkt (s. u.). Die „Kirche“ spricht selbst das Todesurtheil nicht aus und führt es auch nicht aus, weil jeder Priester durch Theilnahme an einem Bluturtheil sich eine „Irregularität“ zuziehen würde. Aber sie hat die Macht und braucht sie, die weltliche Gewalt zu zwingen zum Vorgehen gegen die Ketzer. „Die weltlichen Richter sind in Bezug auf die Ketzer nur die Vollstrecker, und sie sind verpflichtet, die Ketzer sofort zum Tode zu verurtheilen“, sagt ein solcher Inquisitor. Ein besonderes Kapitel behandelt dann noch den vom Papste Pius V. gebilligten Mordanschlag auf die kezerische Königin Elisabeth von England und die Freude des Papstes Gregor XIII. über das unverhoffte Hugenottenblutbad als einen Triumph über die Ketzerei.

Unter der Ueberschrift „der Teufel“ werden nach Erörterung der im römischen liturgischen Formular (rituale romanum) enthaltenen Be-

lehren über teuflische Beseßtheit und Austreibung des Teufels die „Teufelsbulen“ einiger Päpste mitgetheilt, mit ihren Beschreibungen eines angeblichen Teufelskultus (von 1233, 1326) und der Einzelheiten des angeblichen Bündnisses Vieler mit dem Teufel. Folgen dann Mittheilungen über die Verpflichtung zum Teufel- und Dämonenglauben nach den großen Kirchenlehrern Thomas († 1274) und Alphons von Liguori († 1787) und über die Fortpflanzung dieses Glaubens in der populären und erbaulichen sowie in der theologischen Literatur bis auf dieses Jahrhundert (Wörres) und auf diesen Tag (Prof. Bauz). Weiter 125 Seiten mit Bericht über allerhand Aberglauben, wie er im Katholizismus unter direkter päpstlicher Begünstigung im Schwange ging und geht, über seltsame Reliquien, Talismane, besondere Andachten und Ablässe, Visionen und Erscheinungen der Jungfrau, insbesondere über den von Jesuiten begünstigten, und gewährten Aberglauben und die von ihnen verbreiteten Enthüllungen über angebliche ichauerliche geheime Gremel der Freimaurerei, die gipfeln in dem Taxil-Vaughan-Schwindel, bei dem es einigen verwegenen Aufschneidern gelungen ist, Jahre lang den Papst und die höchste Klerisei, beinahe die gesamte ultramontane Presse, den Antifreimaurerkongreß 1896 mit seinen 161 Prälaten zu gläubiger Annahme selbsterfundener Tollheiten zu bringen. Der Grund? Die Vorlagen, nach denen diese Betrüger arbeiteten, sind die Bullen der Päpste über Teufelei und Hexerei gewesen und die klassischen Lehrbücher der katholischen Theologie.

Ein Drittel des Buches handelt dann vom Papstthum und Hexenwesen. Es ist besonders reich an Mittheilungen aus Akten. Freilich eine geradezu haarsträubende Lektüre sind die Teufelsbulle Gregors IX., die Hexenbulle Innocenz VIII. (1484) und die Inhaltsangabe des entseßlichen „Hexenhammers“ (1486) auf 33 Seiten. Daß ein Buch von solcher Scheußlichkeit — nicht etwa im finstersten sibirischen Heidenthum, sondern unter den Auspizien eines Papstes der „Renaissance“ — erscheinen konnte, ist eine der demüthigendsten Thatfachen der ganzen menschlichen Geistesgeschichte. Dann kommen Mittheilungen aus der weiteren Hexenliteratur katholischer Provenienz des 16. und 17. Jahrhunderts. Diese mit jammert den Erörterungen über die Stellung des Jesuitenordens zum Hexenwesen sind bestimmt, den Versuch einer doppelten Irreleitung des gutgläubigen Publikums zu vereiteln, wonach die katholische Kirche an den Gremeln der Hexenverfolgung eigentlich gar nicht Schuld sein soll, und die Jesuiten das größte Verdienst an der Beseitigung des Hexenprozesses gehabt hätten.

Die fruchtbarsten Hexenschriftsteller sind vielmehr gerade die Jesuiten, die stets nur unter Billigung ihrer Ordensoberen schreiben durften. Geradezu den Gipfel des gesamten Teufel- und Hexenaberglaubens bildet das Buch des Jesuiten Delrio, 6 Bücher Untersuchungen über Zauberei (1200 Quartseiten stark!) 1598.

Was Hoensbroech bietet, sind nur „Stichproben“ aus vielen Jesuiten-
schriften und Jesuitenpredigten, gegen welche das vereinzelte Auftreten des
Jesuiten Friedrich von Spee mit seiner *cautio criminalis* 1631, der
es auch nur anonym und ohne Ordensautorisation gegen die Greuel der
Hexenprozesse zu schreiben wagen durfte, nicht aufkommen kann, so ver-
dienstlich es ist. Nur ist das kein Verdienst des Ordens. Man lese den
Bericht über Spee S. 546—560. Der holländische Domherr Loos, der
1591 wider die Hexenverfolgung zu schreiben gewagt hatte, wurde auf
Befehl eines päpstlichen Nuntius eingekerkert und zum feierlichen Widerruf
genöthigt, in dem er den ganzen in päpstlichen Bullen verkündigten Hexen-
glauben und das Recht der Hexenverfolgung ausdrücklich anerkennt.

Die Aufzählung der Opfer dieses Hexenwahns aus dem 16., 17.,
18. Jahrhundert in rein katholischen und geistlichen Gebieten, auf den
Prozeßakten fußend, beginnt mit Rom, durchgeht Frankreich, Spanien,
Italien, Bayern und die deutschen Bisthumslande und berichtet Einzel-
heiten aus mehr wie hundert solcher Prozeßverhandlungen, in denen
Tausende von Personen jeden Alters und Geschlechts, vom 6 jährigen
Mädchen bis zur 80 jährigen Greisin als Zauberer und Zauberinnen be-
straft, meist verbrannt wurden, weil sie sich dem Teufel verschrieben und
mit ihm gebuhlt haben, Ziegenböcke angebetet, am Hexensabbath Theil ge-
nommen, als Währwölfe Kinder gefressen, auf Besenstielen zu Zusammen-
künften geritten, Teufelsmessen gehalten, Unwetter und Ungeziefer gemacht
und was die weiteren Schandthaten sind, zu denen sie sich unter den
Qualen der Folter nach anfänglichem Leugnen bekannten. Der letzte Hexen-
brand hat erst vor 125 Jahren stattgefunden zu Bamberg, 11. April 1775.

Für alles dieses übernimmt die katholische Kirche die moralische Verant-
wortlichkeit, denn sie hat die Lehren, auf denen sie beruhen, genährt und
geschützt, den Glauben daran gepredigt, die Richter für die Prozesse ge-
stellt und jeden Zweifel mit geistlichen Gewaltmitteln niedergeschlagen
unter Berufung auf die päpstlichen Entscheidungen dafür. Die weltliche
Gesetzgebung in den katholischen Landen beruht auf der geistlichen, und
noch 1766 hat in einem Streit zwischen zwei Mitgliedern der bayrischen
Akademie der Wissenschaften Einer die Bezweiflung der Hexerei für einen
Abfall vom Glauben erklärt.

Gerade die Einschränkung des Foltergebrauchs beim Hexenprozeß, die
1657 von der Inquisitionskongregation verfügt wurde, zeigt, daß es in
den Händen der Kirche gelegen hätte, das Unwesen zu unterdrücken, wenn
sie sich selber von dem Wahn hätte befreien mögen.

Darum schließt Hoensbroech mit einer Kapitelreihe, die die gesammte
Verantwortung für dieses Meer von Blut und Flammen, in denen Hundert-
tausende in widerchristlicher Weise umgekommen sind, dem Papstthum
zuweist, damit vor dieser furchtbaren Anklage sein Anbruch zu nichte
werde, die Stellvertretung Christi auf Erden zu sein.

Am Ende werden die offiziellen päpstlichen Erlasse über Inquisition und Hexenwesen in deutscher Uebersetzung mitgetheilt.

Die zahlreichen Einzelheiten dieser Darstellung nachzuprüfen ist Referent nicht im Stande. Auch reichliche Korrekturen im Einzelnen würden doch den Gesamteindruck, den besonders die im Wortlaut abgedruckten Stücke machen, nicht abchwächen können. Die ultramontanen Versuche, die Verirrungen der Inquisition zu bemänteln und die Schmach der Hexenprozesse auf die Reformation abzuwälzen, sind hier jedenfalls gründlich abgeführt.

Dennoch wird das geschichtliche Urtheil einer Einschränkung bedürfen, die seither doch auch von solchen gemacht wurde, die nicht geneigt waren, ungerecht gegen den Protestantismus und übergerecht gegen den Katholizismus zu sein.

Was Graf Hvensbroech hier dem Papstthum vorwirft, hat man sonst mit noch größerer Verallgemeinerung der „Kirche“ überhaupt, dem „Christenthum“, ja der „Religion“ vorgeworfen. Weil sie solche Grenen nicht verhindert, ja sogar befördert oder gar veranlaßt haben, darum -- weg mit ihnen!

Seine Anklage klingt ja insofern plausibler, als er eine bestimmte Stelle in der Kirche, die sich reichlich genug an diesen Vorgängen theiligt hat, verantwortlich machen kann. Aber wer so das Papstthum im Großen und Ganzen für Alles verantwortlich macht, was in der Kirche geschehen ist, der urtheilt ja grade wie der strengste Zufällibilist. In Wahrheit ist aber denn doch das Papstthum in keinem Jahrhundert außer vielleicht in dem unjeren der Mittelpunkt alles Lebens in der Kirche gewesen. Die geistigen Strömungen zumal sind stets anderswoher gekommen, auch im 19. Jahrhundert. Mir scheint die Antwort nicht zweifelhaft auf die Frage: Ist das Papstthum der früheren Jahrhunderte der Kopf oder das Herz der Kirche oder ist es nicht vielmehr immer nur die katholische Staatskanzlei gewesen? Meist das letztere.

Gewiß! einer wahrhaft frommen Kirche, einem religiös und sittlich auf christlicher Höhe stehenden Papstthum hätten niemals solche Dinge passiren dürfen — aber wann ist denn die Kirche im Ganzen etwas anderes gewesen, als der Ausdruck der religiösen Durchschnittskultur einer Zeit? Und dazu kommt nun noch der Panzer des kanonischen Rechtes durch den jede freiere Bewegung zu wahrhaft christlichen Zielen hin ihr unmöglich gemacht ist. Zudem jeder neue Papst das Erbe aller seiner Vorgänger antreten muß, ist er doppelt belastet mit den intellektuellen und moralischen Mängeln, den Irrthümern und dem Wahne seiner Zeit und mit den Konsequenzen der gleichen Dinge aus der ganzen langen Vergangenheit der Kirche. Da mag er wohl Einzelnes bessern, aber die Institutionen selbst kann er so wenig ändern, als er sie auf eine neue christliche Höhe heben kann. Die Anschauung von der Ketzerei als dem schwersten un-

bedingt straffälligen Verbrechen der Beleidigung der göttlichen Majestät, dessen Verbreitung gleichkäm der Ansteckung mit einer für die Seele unbedingt tödtlichen Krankheit, das ist die Konsequenz einer Weltanschauung, deren Kinder, nicht deren Väter oder Schöpfer die Päpste waren. Wem sollen wir die Verantwortung für diese Weltanschauung aufbürden? Dem Geist der Völker, der Menschheit oder gar der Vorsehung? Jedes ist ge-
 schehen. Keines wohl mit Recht. Die Wenigsten, die in diesem furchtbaren Trauerspiel eine Rolle gespielt hatten, sind Betrüger oder Bösewichte gewesen, sondern vielleicht alle mit einander waren Betrogene und sanatisirte Opfer eines Völkervahns, eines Kirchenwahns. Erst da beginnt die wirkliche, auch juristische Verantwortung, wo von den allgemeinen geistigen Voraussetzungen dieser Greuel eine nach der anderen in der allgemeinen Anschauung gefallen ist, wo eine exakte Naturforschung, nüchterne Philosophie, verfeinerte sittliche Urtheilsweise und geläuterte religiöse Anschauung über göttliche und menschliche Dinge ein solches Licht verbreitet hat, daß man seiner in keiner weltlichen Beziehung mehr entzathen kann — wenn man da, entweder aus Gründen der Opportunität zum Schein, oder aus geistiger Müchthändigkeit im Ernst an den alten Positionen des Kirchenredes noch festhält. Und das hat Hoensbroech unwideriprechtlich gezeigt, daß der Kern jenes Aberglaubens, aus dem die Greuel der Hexenprozesse stammen, in der offiziellen katholischen Kirche noch heute festgehalten wird, und daß man sogar mit den Prinzipien auch die letzten Konsequenzen jener seit den Tagen der Aufklärung todten geglaubten Dogmen wieder zu vertheidigen wagt. Das löst uns natürlich noch nicht bang werden um die Aufklärung, wohl aber um unsere katholischen Landsleute, deren Religion geradezu bedroht ist von einer Anknüpfung mit den Resten des allerthörichtesten Heidenthums. Für sie in erster Linie hat Hoensbroech geschrieben. Nur in dieser Richtung auf unsere gebildeten katholischen Landsleute sollten alle polemischen Arbeiten wirken wollen, mit strengster Gerechtigkeit im Einzelnen, mit sieghafter Bezeugung des höheren sittlichen Adels, der der modernen Ansicht im Ganzen beivohnt. Zudem er es unternahm zur Aufklärung unserer katholischen Landsleute die Kulturbedeutung des Papstthums zu erörtern, hat Hoensbroech aber auch eine große wissenschaftliche Aufgabe gestellt, die ein Einzelner für sich nicht lösen kann, sondern an der Viele gemeinam arbeiten müssen. Und bereits können wir auf eine ausgezeichnete Einzelleistung solcher Art hinweisen in dem Buche von Hansen.

Es leistet für das Hexenwesen das, was man vom wissenschaftlichen Standpunkt aus verlangen muß und was bisher nicht geleistet werden konnte, weil es trotz aller Forschungen an ausreichendem Quellenmaterial fehlte, nämlich es erklärt genau, wie dieser Irrthum erwachsen konnte und erwachsen ist.

Als ausgezeichnete Beitrag zur mittelalterlichen Kulturgeschichte entwickelt es in edler und ruhiger Darstellung die Genese aller theologischen

und juristischen Elemente des Hexenprozesses und schildert übersichtlich seine Verbreitung im westlichen Europa bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts. Ein noch ausstehender Urkundenband verspricht die Belege zu erbringen und kritische Einzeluntersuchungen zur Sache. Bekanntlich hat die große Hexenverfolgung, „die entwürdigendste von allen Verfolgungen, welche die Kulturmenscheit sich auferlegt hat“, gedauert von 1400—1700. Hanjen beschränkt seine Schilderung auf die erste Hälfte dieses Zeitraums, weil hier alle prinzipiellen Voraussetzungen in Theologie und Gerichtswesen geschaffen worden sind, denen die spätere Zeit nichts zufügte. Also eine Geschichte des mittelalterlichen Hexenglaubens und Hexengerichts auf Grund eigener Forschungen in den Archiven und Bibliotheken von Deutschland, Oesterreich, Schweiz, Niederlande, Frankreich, Italien sowie des ganzen gedruckt vorhandenen Materials.

Der Verfasser geht von dem einzig richtigen Grundsatze aus, „das Zauber- und Hexenwesen muß unter dem religionsgeschichtlichen Gesichtspunkt betrachtet werden“, und auch wenn er, was die zu Grunde liegenden Religionsvorstellungen betrifft, weiter zurückgegriffen hätte, würde sein Urtheil leider! doch Recht behalten, daß „kein anderes Religionssystem, soweit unsere geschichtliche Kenntniß reicht, eine so vollständige Entgleisung des menschlichen Geistes herbeigeführt hat, wie die christliche Kirche.“ Gehört ja „noch heute der Hexenglaube zum kirchlichen Glauben, nicht zum Aberglauben.“ Und wer dem Verfasser bis zum Ende seiner auch gegenüber den peinlichsten Eindrücken stets leidenschaftslosen Darlegungen gefolgt ist, der wird sich mit ihm aufathmend des gegenwärtigen Tages freuen, an dem „endlich der gesunde Menschenverstand die Geistesesseln zerbrach und die Erkenntniß der realen Naturkräfte, der wahren Beschaffenheit der Welt und des Menschen aus der mittelalterlichen Verbildung siegreich emporzuführen begann.“ Diese Worte sind in seinem Munde keine Kulturphrasen, sondern das Facit einer äußerst sorgfältigen gründlichen Forscherarbeit.

Weil es durchaus nicht die Absicht ist, der Lektüre des Werkes Abtrag zu thun, sei hier nur das Wichtigste aus seinen Forschungen und Resultaten hervorgehoben.

Das in den Hexenprozessen vorliegende historische Problem haben auch Andere richtig gestellt (z. B. Soldan), aber Hanjen hat es zuerst vollständig gelöst:

Woher kommt es, daß, obgleich Vorstellungen von Zauberei, von Hexenflug und selbst von Teufelsbuhlschaft im früheren Mittelalter weit verbreitet waren, da sie aus dem klassischen und germanischen Alterthum herkommen, auch diese Zauberkünste soweit sie für schädlich galten, gerichtlich bestraft wurden — so plötzlich am Ausgange des Mittelalters die Vorstellung von einem gemeingefährlichen allererschlimmsten Verbrechen erwachte, das man mit allen Mitteln durch Ausrottung seiner Träger zu reprimiren strebte?

„Die Geißel der Hexenverfolgung ist von der Theologie der christlichen Kirche geflochten worden.“

Es geschah in der Zeit, wo alle Versuche einer unbefangenen Naturbeobachtung und Naturerkennniß erstickt wurden unter dem „theologischen Geispinnst“ eines pseudowissenschaftlichen spekulativen Denkens, das aus Bibelsprüchen, Kirchenväterstellen und antiken Philosophemen ein System angeblicher Welterklärung schuf, in dem jede Lücke ausgefüllt werden konnte durch die Berufung auf das göttlich unerforschliche und das dämonisch Uebernatürliche in der Zeit der Scholastik.

Wir werden in sorgfältiger Untersuchung über die einzelnen Vorstellungen unterrichtet, die in dem „Sammelbegriff Hexe“ zusammentreffen: uralter, menschlicher Wahn von Zauberei, die mit Hilfe von Dämonen Liebe und Haß, Unfruchtbarkeit und Impotenz, Krankheiten von Mensch und Vieh, Verderbniß von Saat und Ernte, Wetter und Hagel hervorbringt, zukünftige Dinge weissagt, dann die Vorstellung von weiblichen Luftgespenstern, vom Auswandern der Seelen aus dem Leib des Schlafenden, von der Verwandlung von Menschen in Thiere, von der geschlechtlichen Vermischung von Menschen und Dämonen, verbunden mit dem während der mittelalterlichen Hexerjagd auftretenden Glauben an eine gotteslästerliche Hexerversammlung, in der alle Heiligthümer des Christenthums parodirt, geschändet und unter dem Vorhitz des Teufels unsagbare Greuel verübt werden. Eine weitere Untersuchung gilt der Ausbildung des Strafverfahrens im Hexenprozeß, dessen Voraussetzung und Elemente im römischen Kriminalprozeß, in germanischen Volksrechten, im frühmittelalterlichen staatskirchlichen Gerichtsweisen aufgewiesen werden bis zur Einführung des kirchlichen Inquisitionsverfahrens gegen die Hexer, dieses inappellablen Ausnahmegerichts mit unbeschränkter Zeugnisaufnahme, höchst beschränkter Verteidigung, mit Ermittlung unter Folterung und absoluter Unverantwortlichkeit der Richter.

Eine systematische und prinzipielle Verfolgung der Zauberei hat es bis etwa 1230 nicht gegeben. Die Gebilde uralten Volkswahns, den kirchlichen Teufelsglauben in seinen Ausartungen (Pakt mit dem Teufel, Teufelsbuhlschaft) wissenschaftlich zu rechtfertigen und allen Zweifeln dagegen den Boden zu entziehen, unternahm die Scholastik.

In der fanatischen Erregung zu Anfang des 13. Jahrhunderts, die zugleich Ursache und Wirkung der Hexerverfolgung war, entstand die Vorstellung von jenem Hexerabbath, zu dem hin die Mönche theilweis durch die Lüfte flogen, die zuerst in einer Bulle Gregors IX. 1233 entwickelt wird. Sie wurde wahllos auf alle Hexer angewendet: Katharer und Waldenser und fälschlich den zum Untergange bestimmten Templern angedichtet. Erst durch dieses Merkmal der Hexerei wurde das Zaubereiverbrechen nun das schlimmste, ansteckendste und gefährlichste, das eben um deswillen seit 1258 von den Päpsten der Inquisition überwiesen wurde.

Die dabei maßgebenden juristischen Gutachten stützen sich auf die scholastische Dämonologie. Es galt hierbei für die geistlichen Juristen, die Schwierigkeit zu überwinden, daß im älteren Kirchenrecht die wesentlichsten Vorstellungen dieser Teufelei für Wahngebilde erklärt worden waren. Demnach zeigen auch die vor weltlichen Gerichten zwischen 1230 bis 1430 geführten Zaubereiprozesse noch nicht den kumulativbegriff der Hexe in der neuen theologischen Ausprägung. Erst sein Durchdringen am Anfange des 15. Jahrhunderts, die Herrschaft also eines theologischen Wahnes über alle Autoritäten in Staat und Kirche, hat die Massenverfolgung der Hexerei oder des Verbrechens einer allverbreiteten Sekte der gottklästernden Teufelsanbeter herbeigeführt. Sie breitet sich um 1430 von den Alpenländern, und zwar vom Genfer See nach Italien, Frankreich und Deutschland aus. Von Lyon aus geht der alte Kexername der „Bauderie“ dafür in den französischen Sprachgebrauch über. Die erhaltene umfangreiche Traktatenliteratur zeigt, daß man diese Hexen- und Zauberverfekte als ein neues, seit kurzem aufgetretenes schwerstes Verbrechen ansah, zu dessen Ermittlung die schärfste Folter angewendet werden mußte, in nicht nur brutalster, sondern auch entehrender Form. Auch reumütiges Geständniß führte jetzt zum sicheren Untergang, weil die auf der Folter bekannten Verbrechen wie Zauberei, Kindesmord, widernatürliche Nuzucht, Gotteslästerung u. dgl. unter allen Umständen vom weltlichen Richter mit dem Tode bestraft werden mußten. Das Fazit dieses allgemeinen Glaubens zieht die Hexenbulle Innocenz VIII., die sofort durch den Druck verbreitet wurde und als Vorrede zum Hexenhammer erscheint, diesem „Monstrum voll geistiger Sumpflut“. Der Hexenhammer gruppiert das Hexenwesen nicht mehr um den Hexenabbath, sondern um die gemeinschädliche Zauberei, sucht deren Sphäre hauptsächlich im Geschlechtsverkehr, wipst die Anklage hauptsächlich auf das weibliche Geschlecht zu und will unter allen Umständen auch die reinigen Hexen dem weltlichen Gericht zur Ausrottung überweisen. Dabei stützte er sich auf eine das Weib als solches und die Ehe herabwürdigende mönchlich-kirchliche Tradition, und erklärte den Unglauben an die Hexerei selbst für einen höllischen Irrthum. Das Ziel, den weltlichen Arm in erster Linie mit dem Hexenprozeß zu beschäftigen, erreichte er allerdings in den meisten Gebieten nicht. Nur in Deutschland und Frankreich fällt seit 1520 als Erbschaft der Inquisition die Hexenverfolgung der weltlichen Gerichtsbarkeit anheim. Der theologische Hexenbegriff wurde von der weltlichen Jurisprudenz einfach übernommen. Dagegen hält die spanische und die italienische Inquisition am kexerischen Charakter der Hexerei fest und mußte demnach die Reumütigen begnadigen, mit der Ausnahme, daß die Inquisition in Rom sie nach beendigter Prozedur dem weltlichen Gericht zurückgab, zur Eröffnung des Mordprozesses.

Der vereinzelte Widerspruch gegen die ganze Hexentheorie nicht nur von Seite der Humanisten, sondern auch von Theologen und Kanonisten verdingt nicht.

Es galt für „vermeffen, zu glauben, daß die Kirche und die Inquisition die berufenen Hüterinnen der göttlichen Wahrheit so viele Unschuldige als Hexen der Todesstrafe überliefert hätten“. Die dieser ganzen Vorstellung zu Grunde liegenden Nebel des Teufelsglaubens hat der Protestantismus zunächst „nicht gelichtet“. „Es ist überhaupt nicht die Theologie gewesen, welche die Menschheit von der Plage des Hexenwesens wieder befreite“, „mögen auch einige Männer aus theologischem Kreise auf katholischer wie protestantischer Seite gelegentlich ihre Stimme gegen die Erzeffe der Verfolgung erhoben haben“.

Aber wenigstens hat der Protestantismus „dem vom Mittelalter überlieferten Hexenwahn keinen neuen Zug hinzugefügt“. Man würde dem Verfasser gewiß gern folgen, wenn er uns einmal die schrittweise Auflösung dieses Wahnes zeigen wollte, bei der doch vielleicht noch mehr, als er es zugeben scheint, reinere religiöse Begriffe mitgewirkt haben, wie sie nur an den ursprünglichen Quellen des Christenthums geschöpft werden konnten.

Der Verfasser bürdet der am Hexenprozeß in so unheilvoller Thätigkeit beteiligten Kirche und Theologie nicht allein die Schuld daran auf, wenn er mit den, Angesichts neuester Erscheinungen, nicht unbegründeten Worten schließt: „Von der Verantwortung für seine Entstehung wird die Menschheit sich doch erst ganz dann entlastet fühlen können, wenn sie auch den kläglichsten, noch nicht überwundenen Rest der ihr zu Grunde liegenden Wahnvorstellungen aufgehoben haben wird, der trotz der inneren Haltlosigkeit in dem herrschenden religiösen System noch heute sein Dasein führt“.

Es wird damit noch eine Weile dauern. Entartungsformen einer Religion werden nur überwunden durch eine bessere Religion.

Abgesehen von dem großen historisch-kritischen Verdienste Hansen's kommt ihm auch das andere zu, die ganze Erscheinung unter dem richtigen allgemeinen Gesichtspunkte aufgefaßt zu haben, nämlich als eine Etappe in der Entwicklung einer neuen, der naturwissenschaftlichen Weltanschauung, die folgerecht auch ihre Ideale reguliren muß nach der mit allen Mitteln erforschten Wirklichkeit der Dinge. Niemals aber wird eine Weltanschauung auf die Dauer befriedigen, die keinen religiösen Abschluß gestattet.

Hansen hat den zwingenden Nachweis erbracht von dem untrennbaren Zusammenhange, der zwischen der Hexenverfolgung steht, und zwischen der Art und Weise, wie im Mittelalter die christlich-kirchliche Wahrheit aufrecht erhalten wurde: mit allen Mitteln des Zwanges. Der Grund dafür war nicht Furcht, nicht Grausamkeit und nicht Verbohrtheit, sondern der theokratische Zug dieser ersten anfänglichen Phase der Christusreligion bei ihrem Gange durch die Welt. Die theokratische Religion, die Religion der gewaltthätigen Befeligung Anderer, die Religion, die glaubt sich selbst an Gottes Statt setzen und für ihn handeln zu dürfen, ist eine der natürlichen Formen der menschlichen Religion überhaupt, und zwar

eine solche, die dem spezifischen Geiste des ursprünglichen humanen Christenthums so fremd wie möglich ist. Verglichen mit dem „Evangelium“ ist der Theokratismus eine entschieden unterchristliche Erscheinung. In ihm wurzelt jener theologische Unfehlbarkeitsdünkel und jener juristisch-politische Fanatismus, die meinen, Gott zu Hilfe kommen zu müssen, während der Wahrheitsfinn des Evangeliums die volle Freiheit für alle Religionen fordert und gewährt. Zur vollen Entfaltung des Segens christlicher Kultur wird es darum erst dann kommen, wenn die Wurzel dieses Theokratismus einmal erstorben ist. Das wird der Fall sein, wenn wir Angehörige verschiedener Konfessionen auf dem gemeinsamen Boden einer von Allen anerkannten natürlichen Weltwirklichkeit die verschiedenen idealen Projektionen des von uns geglaubten Weltursprungs und Weltziels mit jener Bescheidenheit ausführen, die den Nächsten zu überführen strebt nur mit den Mitteln einer reiferen Sittlichkeit einer tieferen Liebe, eines fruchtbareren künstlerischen Enthusiasmus. Eine solche Anschauung ist im Werden auf beiden Seiten des Ozeans, das beweist unter Andern auch das Werk des tiefgelehrten amerikanischen Forschers Henri Charles Lea, das nun eine französische Uebersetzung erfährt durch den Archäologen Salomon Reinach in Paris. Dieser hat die Uebersetzung sich zum Troste unternommen, unter dem Eindruck des Dreyfußprozesses im Sommer 1899. Es würde mir nicht zustehen, den Werth der Uebersetzerarbeit eines so namhaften französischen Stilisten zu würdigen. Das englische Werk selbst, 1888 erschienen, ist unjern gelehrten Kreisen längst bekannt und aufs Höchste geschätzt, auch von den seither besprochenen Autoren benutzt; es bedarf darum keiner Charakteristik. Der Uebersetzer bediente sich der Revisionen und Korrekturen des Autors und fügte eine Einleitung von Professor Fredericq in Gent, dem Verfasser des großen Werks über die niederländische Inquisition bei, die überichtlich die Historiographie der Inquisition behandelt. Vereiden dürfen wir wahrlich unsere Nachbarn, daß bei ihnen die Uebersetzung eines so umfangreichen, rein gelehrten Werkes auf einen Leserkreis rechnen darf, der die Herstellungskosten lohnt. Dieser Leserkreis dürfte vorwiegend katholischer Herkunft sein. Darauf, daß unsere deutschen gebildeten katholischen Landsleute von dem Kenntniß nehmen, was kritische Geschichtsforschung über den wirklichen Ursprung kirchlicher Einrichtungen zu Tage fördert, beruht vor Allem unsere Hoffnung auf das Durchdringen einer einheitlichen Beurtheilung unserer gemeinsamen religiösen Vergangenheit.

Literatur.

Anna Ritter: Befreiung. Neue Gedichte. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung, 1900.

Als im Sommer 1898 das erste Bändchen lyrischer Gedichte von Anna Ritter erschien, wurde die gebildete Welt durch die Macht einer

neuen fertigen dichterischen Persönlichkeit elektrifiziert. Wie es bei dem Vorhandensein großer schöpferischer Kraft so oft geschieht, war hier wieder einmal ein Meister vom Himmel gefallen. In der Stille einer landschaftlich-schönen Einsamkeit, in der tiefen Wehmuth eines durch keinen Lärm der Welt gestörten Gedankens an ein unwiderbringlich verlorenes Glück, unter dem triebkräftigen Sporn ihres heißen Schmerzes um den ihr so früh entriffenen Jugendgeliebten war ihr dreißig Jahre lang verborgenes Talent plötzlich mit elementarer Gewalt hervorgebrochen; von dem Tage, wo die Dichterin zum ersten Male ihre Empfindungen in rhythmischer Form auf Papier warf, bis zur Existenz jenes Bändchens waren nicht mehr als zwei Jahre vergangen.

Tod geküßt Leben!
 Staub und Verwehung
 Nähren des Frühlings
 Blühende Pracht.

Mit diesen Worten aus dem herrlichen letzten Gedicht der neuen Sammlung, „Auferstehung“ betitelt, ist die Art der Entwicklung der Dichterin am besten charakterisirt.

Es war in der That eine blühende Frühlingspracht, in die uns dieses Bändchen aus dem öden Winter der „modernen“ Lyrik hineinzog. Der beispiellose Erfolg des Buches zeigt, daß es vielen Lesern so gegangen sein wird, wie dem Schreiber dieser Zeilen: sie werden aufgeathmet haben, statt des Produktes von Hebeln und Schrauben, statt der trüben, jumpfigen Flüssigkeit, die man uns zehn Jahre lang als heiliges kastalisches Wasser vorgefetzt hat, endlich einmal wieder den reinen Born tief und warm quellender Empfindung vor sich zu sehen, und werden in durstigen Zügen daraus getrunken haben. Wie in keiner lyrischen Sammlung der Welt, so war auch hier nicht Alles vollendet: manches Liedchen wag zu leicht, mancher Stoff war innerlich nicht ausgegohren, und es schien, als ob einigen Gedichten die letzte Zeile fehlte. Im Ganzen aber stachen die wunderbar beseelte Rhythmik — man denke an die Sturmlieder — und die prägnante, schmiegliche, wohl lautende Sprache glänzend ab von der „modernen“ verbummelten Verzmache, von der zuchtlosen Diktion, die verschrobene Wendungen und barbarische Wortprägungen, wie zur Zeit des poetischen Trichters, als poetische Mittel verwendet.

Was Anna Ritter indessen — abgesehen von der durchgängigen formalen Schönheit ihrer Gedichte — zu einer dichterischen Persönlichkeit hinpelte, waren drei Eigenschaften. Die eine bezeichnete eine edle Frau ungemein treffend als „fensche Sinnlichkeit.“ Unkeusch ist die Sinnlichkeit einer jüngsten Dichterin, die, obwohl, wie Flaishen's „Toni Stürmer“, unter Kulturmenschen aufgewachsen, in ihrem wilden Verlangen doch keine andere, edlere Seite der Geschlechtsliebe zu kennen scheint. Keusch dagegen die Darstellung jener allen normalen Menschen natürlichen Empfindung,

die auch dem edelsten Liebesverhältniß zu Grunde liegt, deren Vorhandensein aber eine prude Konvenienz auch da ignorirt, wo die Sitte ihr volles Sichausleben gestattet — in der Ehe. — Eine andre ist die seltene Fähigkeit der Stimmungsmalerei, das sicherste Zeichen eines großen lyrischen Talentes: die bei dieser künstlerischen Aufgabe wirksamen Kräfte sind in den Tiefen des Geniuses verborgen, kein mittelmäßiger Dyrker verfügt über sie. Die dritte Eigenschaft ist eine Kraft der Naturbegehung, die in der That an Goethe erinnert. Die Dichterin liebt die Natur leidenschaftlich in jeder Gestalt, erhaben oder idyllisch, weich und wollüstig oder wild und furchtbar. Man erkennt in ihren Gedichten, daß es eine Zeit in ihrem Leben gegeben hat, in der sie mit der Natur inniger verkehrt hat als mit den Menschen. Daher die anschauungskräftige, liebevolle Personifikation auch ihrer kleinsten Erscheinungen.

Ich möchte noch eine vierte Eigenschaft hinzusetzen: die aber gehört nicht bloß Anna Ritter's dichterischer Individualität. Es ist die vollendete Weiblichkeit ihrer Denk- und Empfindungsweise wie ihrer Darstellungsart. Die Empfindungen des Zornes, Hasses oder Hohnes sind ihr so fern wie jede unbeherrschte Leidenschaft; ihr Schmerz ist tief elegisch, aber nicht stürmisch; den schlimmen Seiten des Lebens gegenüber zeigt sie Ergebung, und für die menschliche Thorheit und Bosheit hat sie Milde und Nachsicht. Ihre angeborene Zartheit vermeidet jede Rauheit der Form. Harmonie und Anmuth ist das hervorstechende Charakteristikon ihrer Verse und ihrer Sprache. Dieser weibliche Zug in ihrer Dichtung ist es offenbar, der auch die meist antilyrisch beanlagte Männerwelt zu ihr hingezogen hat.

Nun aber die „neuen Gedichte“! — Die Kritik der alten ist die Kritik der neuen. Die Dichterin fühlte infolge des außergewöhnlichen Erfolges des ersten Bandes eine gewisse Aengstlichkeit in Betreff ihrer dichterischen Zukunft: sie fürchtete, man würde von ihr eine Entwicklung, ein Hinausgehen über die Anfangsleistung erwarten. Dieser Befürchtung gegenüber muß eine verständige Kritik betonen, daß sie, wenn eine Anfangsleistung so Großes in sich faßt, von den späteren nur Gleichwerthiges verlangen kann. Und das ist hier geboten. Es wäre Mißgunst, Neid, Urtheillosigkeit — weiß Gott, was, nur nicht die Wahrheit, wenn jemand behaupten wollte, die neuen Gedichte wären schwächer als die alten.

Nur in einer Aeußerlichkeit unterscheiden sie sich von diesen vielleicht zu ihrem Nachtheil. In den alten vertheilen sich die minderwerthigen Gedichte, die ja in keiner Sammlung, auch bei Goethe nicht, fehlen, auf den ganzen Band; hier finden sie sich vorzugsweise im ersten Drittel. Hoffentlich ist der Verfasserin kein Schaden daraus erwachsen von seiten derjenigen Kritiker, welche die zu beurtheilenden Bücher bloß anzusehen pfliegen.

Der neue Band ist reich an lyrischen Perlen. Von Elegien nenne ich: „Weihe“ — „Es ist so still“ — „Ich träumte heut“ — „Ich aber

seh' die Halme wehn" — „Heimath". Das Volkslied ist wundervoll vertreten durch „Das tiefe Kämmerlein". — Von sonstigen lyrischen Ergüssen sind hervorzuheben „In Nacht" — „Letzte Lust" — „Ich liebe Dich" — „Heimweh" — „Vorfrühling" — „Die Kranke" — „Greisenlied" u. a. Wunderbare Stimmungsmalerei enthalten „Auf der Schwelle" und „Am See"; herrliche Naturschilderung „Im herbſtlichen Wald" — „Entthronte Königin" — „Andacht" — „An die Sonne". Als Muster poetischer Perſonifikation nenne ich „Die Windsbraut" und „Im Arm der Nacht". Das letzte Gedicht, das, wie „Der alte Friedhof" im ersten Bande, die Todesruhe als verlockend süß, „aufs innigste zu wünschen" darstellt, trägt die Züge der stillen Schönheit klassischer Kunst: es mag hier als einziges Beispiel für die große dichterische Kraft, die wir in Anna Ritter besitzen, folgen:

Sing' mir ein Lied, so süßer Schwermuth voll,
 Daß ich entschlafe!
 Wirg' diese Augen, die den Tag gesehn,
 In Deinem Schooß und laß um diese Stirne
 Den Friedensathem Deiner Lippen wehn.

Steh, einen holden Namen geb' ich Dir,
 Ich sage: Mutter!
 Und war ich sonst ein ungeberdig Kind —
 Heut' trage ich ein träumendes Verlangen
 Nach Deinen Händen, die so leise sind.

Es wachen Stimmen der Erin'rung auf
 Du kennst sie alle!
 Und Sorgen drängen sich ins Kämmerlein,
 Du aber scheuchst sie mit den frommen Augen,
 Da bleichen sie dahin im Sternenschein.

Und lächelnd bettest Du an Deiner Brust
 Mein klopfend Leben,
 Und denkst der tausend Andern, die Dein Mund
 Zur Ruhe sang, wenn sie der Sonne müde,
 Und die nun schlafen, tief im Erdengrund.

Hermann Conrad.

Englischer Literaturbericht.

Von Hermann Conrad.

Literaturgeschichte. „Die Entwicklung des englischen Romans" von Groß. — Uebersetzung von Lee's Shalipere-Biographie. — Ford's Hamlet-Theorie. — Leben Richardson's von Clara Linklater Thomson. — „Dickens, wie ich ihn gekannt habe" von G. Dolby. — „Erinnerungen an die Tennisons" von Rev. H. D. Rawnsley.

Drama. Stand der dramatischen Literatur (Pintero). — Dawson's „Savonarola“. — Aufführung von Phillips' „Herod and Mariamne“. — Londoner Bühnenverhältnisse: Deutsche Gesellschaft. Benson's „Shakespeare'sche und altenglische Schauspielergesellschaft.“

Vermischtes. „Geschichte des Teufels“ von Dr. Paul Carus. — Uebersetzung von Häckel's „Welträthsel“. — Katalog des Britischen Museums.

Literaturgeschichte.

Die Geschichte des modernen englischen Romans ist von Engländern in den letzten Jahren wiederholt behandelt worden. 1897 erschienen zwei Bücher dieser Art: das eine, von David Christie Murray*), selbst einem der bedeutendsten neuesten Romellisten, enthielt elegant geschriebene Feuilletons über die Romandichter des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts; — das andre, von James Olyphant**), ging auf Scott zurück und behandelte die vornehmsten Erzähler dieses Jahrhunderts. Im vorigen Jahre sind ebenfalls zwei Werke dieser Art erschienen, welche indessen die gesammte englische Romanliteratur zum Gegenstande haben: von Walter Raleigh***) und dem Amerikaner Wilbur L. Croft†). Das erstere ist mir unbekannt, auf das zweite möchte ich angelegentlich aufmerksam machen; es ist ein geistvolles, in seinem Stile geschriebenes Buch. Besser wäre es gewesen, wenn der Verfasser ihm einen weniger umfassenden Titel gegeben hätte; denn von der angelsächsischen und der darauf folgenden lateinischen, sowie der reichen mittelenenglischen Erzählungs-Literatur ist kaum die Rede, die üppige Romellistik des Elizabethanischen Zeitalters wird auf drei Seiten abgemacht, und der eigentliche Werth des Buches beginnt erst mit dem Kapitel, welches die Vorläufer Richardsons behandelt, des Schöpfers des modernen Romans.

Wir Heutigen können uns mit Croft's allgemeinen Anschauungen wohl einverstanden erklären: er gesteht dem realistischen, das zeitgenössische Leben wiederpiegelnden Roman die hervorragendste Bedeutung zu, und in der That ist der ungeheure Einfluß, den dieser Roman auf die Lebensanschauung, ja die Lebensführung der lesenden Individuen heutzutage ausübt, im Einzelnen kaum zu ermessen. Mit Recht weist er dagegen der Degeneration des realistischen Romans, dem die Sensation des Abseus und Ekels erzeugenden Roman Smollet's, der mit der Hintertreppen-Epik seiner Nachtreter in engster Verbindung steht, die erforderlich niedrige Stufe an. Dem realistischen Roman gegenüber hat der uralte Abenteuer-Roman, auch wenn er, wie bei Scott, historisch drapirt ist, für ihn einen wesentlich

*) My Contemporaries in Fiction. London, Chatto & Windus.

**) Victorian Novelists. London, Blacic & Son.

***) The English Novel. London, Edward Arnold. (Vor sechs Jahren erschien eine „Skizze“ über denselben Gegenstand von Raleigh.)

†) The Development of the English Novel. New York and London, Macmillan.

geringeren Werth; und es ist in der That erfreulich, einmal ein verständiges Kapitel über Scott zu lesen, das nicht von der naiven Begeisterung unserer Großväter trieft. Im Ernst ist es ja — von „Waverley“ allein abgesehen — ein Unfug, von den „historischen“ Romanen Scotts zu sprechen. Scott ging mit der Geschichte in seinen Erzählungen ebenso leichtfertig um, wie mit den feinen Kapiteln vordruckten Versen, die er meist selbst verfaßte und doch als die Produkte von Byron, Southey, Wordsworth oder irgend einem andern bekannten Dichter bezeichnete. Das sächsisch-normännische Leben, das er in „Ivanhoe“ schildert, ist ebenso sehr das Produkt einer frei und üppig erfindenden Phantasie, wie das altgermanische Leben bei Freytag und Dahn, das altägyptische bei Ebers, oder das Pfahldorfleben der prächtigen Satire F. Vischer's in „Nuch einer“: eine solche dichterische Leistung hat denselben objektiven Werth, wie etwa eine Schilderung der sozialen Verhältnisse der Marsbewohner. Der Unterschied besteht nur darin, daß im letzteren Falle kein Zweifel über des Verfassers absolute Unkenntniß der geschilderten Verhältnisse existiren kann, und in den vorhergenannten umgekehrte Menschen glauben, der Verfasser könnte sich aus irgend welchen ihnen unbekanntem Quellen die tiefe Anschauung der uralten Zeit erworben haben, die er zu haben scheint, aber thatächlich nicht hat. Scott hat es übrigens in seinem Roman „Kenilworth“, für den doch zahlreiche Quellen ihm leicht zu Gebote standen, fertig gebracht, auch nicht eine der historisch bekannten Persönlichkeiten korrekt zu zeichnen.

Bei solchen richtigen Grundanschauungen Groß's ist es befremdend, daß er mit dieser in England nie ganz erloschenen und jetzt, seit etwa fünf Jahren, dominirenden Vorliebe für die alberne Abenteuer-, Zauber- und Schauer-Romantik der Stevenson, Haggard, Weyman, Yeats, Hope und hundert Anderen nicht schärfer ins Gericht geht. Bei keinem andern der heutigen Kulturvölker, außer bei den Engländern, könnte eine solche atavistische Literaturrichtung Glück haben.

Als besonders werthvoll seien die Kapitel über Richardson, Fielding, den revolutionären Sozialroman bei Beginn des 19. Jahrhunderts, über Jane Austen, Thackeray, G. Eliot, Meredith und Hardy hervorgehoben. Die neuen Größen des letzten Jahrzehnts hat Groß leider unbeachtet gelassen, und doch sind unter ihnen mindestens ein halbes Duzend hochbegabter Dichter, die sich vielleicht zu Epikern ersten Ranges auswachsen werden. — Die Eintheilung des Stoffes macht einen kleinlichen Eindruck. Jedenfalls giebt es in der englischen Novellistik nicht so viele Richtungen und Gruppen, als Groß Kapitel und Abschnitte hat. — Das bibliographische Material im Anhange ist recht werthvoll, wenn auch die deutsche Literatur mehr hätte herangezogen werden müssen.

Das hochinteressante Buch schließt mit einem grandiosen Irrthum. Der Verfasser sagt in seinem Ausblick auf die Zukunft, daß der Roman

des 20. Jahrhunderts sich auf dem von Kipling eingeschlagenen Wege weiter entwickeln wird — von Kipling, dem er mit richtigem Takt doch nicht viel mehr als zwei Seiten widmet! — Wo Keime sprossen sollen, muß ein Kern sein, und Kipling hat keinen Kern, keinen geistigen Kern — er ist geistig kaum als Kulturmensch zu bezeichnen — und keinen Gemüthskeim. Das einzige Dichterische, was an ihm ist, ist eine — ich möchte sagen — animalisch scharfe Beobachtungsgabe, aber das ist eine accessorische Eigenschaft, mit der allein keine Dichtung zu schaffen ist, und Kipling hat keine Dichtung geschaffen. Was ihn emporgebracht hat, ist neben seiner mitleidslosen Sehkrast, sein brutaler Egoismus — am naivsten geäußert in der Kindergeschichte „Stalky & Co.“ — welcher sehr glücklich zusammengetroffen ist mit dem brutalen Egoismus, den sein Volk zur Zeit als die allein wahre Staatsraison anerkennt. Sobald dieses moderne Barbarenthum an den Wunden, die es sich selbst schlägt, verblutet haben wird, wird der Name Kipling verschellen, und spätere Literaturhistoriker werden Mühe haben, sich zu erklären, wie eine in jedem Sinne rohe Persönlichkeit zu so hohen dichterischen Ehren hat gelangen können.

Auf dem Gebiete der Shakspeare-Literatur ist zu erwähnen die Uebersetzung der bekannten Lee'schen Shakspeare-Biographie*) von Martha Schwabe, welche letztere im November 1898 an dieser Stelle eingehend gewürdigt worden ist. Das Lee'sche Werk ist mehr nützlich als amüsan: zu lesen; es betrachtet die Dichtungen Shakspeares nicht von der ästhetischen, sondern nur von der literarhistorischen Seite und giebt eine Darstellung seines Lebens auf Grund der gesammten englischen Forschung, während es, unverantwortlicher Weise die deutsche Forschung — abgesehen von stellenweiser Heranziehung der allerbekanntesten Werke — fast unberücksichtigt läßt. Das Interesse der Engländer für ausländische Literatur, selbst für solche, die ihre eigene Literatur zum Gegenstande hat, ist eben noch immer auch in den gebildetsten Kreisen außerordentlich gering. Die Uebersetzung des wissenschaftlich sehr werthvollen Werkes ist nicht ganz ohne Versehen, aber im Allgemeinen korrekt. Professor Wülker hat selbst zu der Bibliographie des 19. und 20. Kapitels einige Zusätze gemacht. Dem Titel gegenüber befindet sich, ebenso wie bei Lee, ein Stich nach dem vor wenigen Jahren aufgefundenen Bildes Shakspeares, das dem Porträt der ersten Folio offenbar zu Grunde gelegen hat. Er ist weniger klar gerathen, als die Abbildung des letzteren (S. 288) und des Stratford Grabsdenkmals (S. 256).

Während Deutschland in den neunziger Jahren eine wahre Hochfluth von Hamlet-Schriften erzeugt und sich definitiv entschlossen hat, die alten Fehltheorien von dem Willenskranken, dem Träumer, dem Denkvirtuosen, kurz, dem Schwächling Hamlet aufzugeben und ihn so aufzufassen, wie ihn

*) William Shakespeare. Sein Leben und seine Werke. Von Sidney Lee. Nechtmäßige deutliche Uebersetzung. Durchgesehen und eingeleitet von Professor Dr. Richard Wülker. Leipzig, Wigand. 1901.

sein Schöpfer mit unzweideutigen Worten beschrieben hat, als Helden: hat England in seiner insularen Abneigung vor allem Nichtenglischen von der lebhaften Kontroverse keine Notiz genommen. Und die verschlafene Kritik thut sehr unwirksam, als sie im Jahre 1900 durch eine Entfaltung der Baumgart'schen Hamlet-Auffassung vom Jahre 1876, die der Verfasser, Harold Ford*), für eine ganz neue Entdeckung hält, aufgerüttelt wird. Ford hat ganz recht, wenn er meint, daß diese Schwächlingstheorie aus einer Tragödie von höchstem geistigen und sittlichen Niveau ein minderwerthiges Nührstück macht, in welchem der sentimentale Zuschauer dem armen Teufel von Helden, der in seiner jämmerlichen Naturausstattung vom Schickal vor eine Mannesthat gestellt wird, ein ungezundes Mitleid widmet. Die englische Kritik erschauert: sie meint, der Verfasser müsse sich „an deutschen Theorien das Hirn verwirrt“ haben, und weist ihn in demselben Athemzuge auf Goethe hin, der jedoch, wie offenbar in England nicht bekannt, in späteren Jahren von der Unbestreitbarkeit seiner Ansicht selbst nicht felsenfest überzeugt gewesen ist.

Eine hervorragende Stelle unter den neuesten Veröffentlichungen nimmt das Leben Richardjon's von Clara Vinckler Thomson ein**), nach Verlauf von fast hundert Jahren die zweite Biographie des Dichters — die erste wurde von Mrs. A. V. Bartauld 1804 ihrer Herausgabe der ausgewählten Korrespondenz Richardjon's vorausgeschickt. In der Zwischenzeit ist der Begründer des modernen Romans niemals in einer Monographie behandelt worden — nicht einmal in der bändereichen Sammlung „English Men of Letters“ — sondern immer nur in größeren literar-geschichtlichen Werken, wie in Dunlop, „History of Fiction“ (Geschichte des Prozaromans), in H. D. Traill's „The New Lucian“, in Walter Raleigh's „The English Novel“ und in dem soeben besprochenen Buche von Groß oder in Journalartikeln. Das vorliegende Werk, obwohl es die in der Forster-Bibliothek des South Kensington-Museum in sechs Folio-bänden vorliegende ungeheure Korrespondenz Richardjon's mit seinen Freunden und viel zahlreicheren Freundinnen gewissenhaft verwerthet hat, legt doch geringeres Gewicht auf den nicht gerade übermäßig interessanten Lebenslauf des Dichters, als auf die Kritik seiner drei großen Romane, welche in sehr verständiger Weise, in Anbetracht der sehr wenigen Kenner dieser Werke, auf Grund einer eingehenden Analyse vorgenommen wird. Zum Schluß wird in einem sehr interessanten Kapitel der weit über England hinausgreifende Einfluß geschildert, den Richardjon's Romane auf die Minwelt ausgeübt haben. — Ist es zufällig, daß Richardjon's Leben beide Male von Frauen beschrieben ist? — Eine delikate Frage, auf deren Beantwortung wir uns hier nicht einlassen können.

*) Shakspeare's Hamlet: A New Theory: London, Etc. 1900.

**) Samuel Richardson: a Biographical and Critical Study. 1900. (Marshall & Son.)

Ein soeben in zweiter Auflage erschienenenes Buch über Dickens: <Charles Dickens I as knew him (wie ich ihn gekannt habe)*> läßt dem Titel nach mehr erwarten, als es enthält. Der Verfasser, George Dolby, war Privatsekretär des Dichters und Impresario der Tournées in Großbritannien und den Vereinigten Staaten, auf denen Dickens Szenen aus seinen Werken vortrug. Nach dem Tode seines Herrn verfiel Dolby dem Trunk, verjübelte sein erspartes Geld und sank in das bitterste Elend, von dem ihn erst sein im letzten Oktober erfolgter Tod in einem Londoner Spital erlöst hat. Sein Buch enthält weiter nichts, als die Darstellung des aufreibenden Daseins, das der Dichter als Kapode in dem letzten Lustrum seines Lebens führte, und das die Welt mit Recht als die Ursache seines frühen Todes auffaßt.

In Bezug auf Tennyson sind „Erinnerungen (Memories)**“ erschienen von dem Rev. G. D. Rawnsley, die viel versprechen, da die Tennysons und Rawnsleys mehrere Generationen hindurch Nachbarn in Lincolnshire gewesen sind, aber in der That wenig halten. Die Hauptmasse dieser Erinnerungen besteht aus zum größten Theil kaltseligen Anekdoten, die zu der Biographie des Dichters nichts Neues hinzufügen, sondern nur die bekannte Thatsache erhärten, daß dieser von den Engländern so maßlos hochgestellte Dichter als Mensch ein sehr launenhaftes und widerspruchsvolles Wesen hatte. Das einzige Neue und Interessante, welches das Buch enthält, ist eine Benachrichtigung über den merkwürdig verschlungenen Weg, auf dem man in England zu der Höhe des Poeta Laureatus emporsteigt. Als nämlich der Poet Laureate Southey (1843) gestorben war, sollte Tennyson sein Nachfolger werden nach dem Wunsche — der Schauspielerin Fanny Kemble. Diese schrieb darüber an ihren Freund Lord Egerton; dieser beeilte sich, an seinen Freund, den Lord Chamberlain, zu schreiben, der die Stelle zu besetzen hatte — die Königin hat ihren höchsten Dienern gegenüber bekanntlich nur ein affirmatives Votum — aber der hatte sie zu seinem größten Bedauern bereits Wordsworth angeboten. Was blieb übrig, als Tennyson das Schmerzensgeld einer Pension zu geben und ihn warten zu lassen bis Wordsworths Tod, der sieben Jahre später erfolgte. Dann wurde Fanny Kemble's Wunsch erfüllt.

Drama.

Die dramatische Literatur Englands hat sich seit mehr als hundert Jahren auf sehr niedrigem Niveau gehalten. Der Fremde, ob Franzose oder Deutscher, erhielt auf den ersten Londoner Bühnen einen geradezu ekelhaften dramatischen Sud vorgezeigt, zusammengebraut aus Abfällen der vielgeliebten Sensationsromantik nach dem gleich ungebildeten Geschmack des Publikums, des betreffenden Theaterdirektors oder irgend eines Stars,

*) The Story of the Reading Tours in Great Britain and America (1866—1870). New ed. London, Fisher Unwin, 1900.

**) Memories of the Tennysons. Glasgow, J. Mac Lehosé & Sons, 1900.

der sich für sein theures Geld sein Stück auf den Leib schreiben ließ. Dieses Saisonfutter, das mit Literatur gar nichts zu thun hatte, wurde natürlich nicht gedruckt — wer sollte das Zeug lesen? Höchstens, wenn es noch in einer zweiten Saison verlangt wurde, erschienen „acting editions“ zum Segen anderer Bühneninstitute als dessen, für welches es zunächst zubereitet war.

Diese traurigen Verhältnisse haben sich in dem letzten Jahrzehnt und gerade in den letzten Jahren vortheilhaft verändert. Zunächst hat, wie es scheint, vorwiegend der Einfluß Ibsen's eine wirklich bedeutende modern-dramatische Kraft erweckt in Pinero, der aus einem anfänglichen farceur à la Radelburg und Blumenthal zu einem ernst zu nehmenden dramatischen Gesellschafts-Philosophen herangewachsen ist; und dann sind in den letzten Jahren eine Anzahl anspruchsvoller, literarischer Dramen erschienen, die sich dem Publikum zunächst in Buchform präsentiren und so in vornehmer Zurückhaltung ihre praktische Verwendung auf der Bühne erwarten. Die Erscheinung war neu und erregte zuerst große Verwunderung in den literarischen Kreisen; jetzt ist man daran gewöhnt und kritisiert sie zunächst literarisch, wenn ihre Ausführung auf sich warten läßt.

Das letztere scheint der Fall zu sein hinsichtlich Dawson's Drama „Savonarola“. *) Schon der Titel zeigt, daß es ein Buchdrama bleiben wird, denn es ist unmöglich, aus dem Verlaufe einer innerlichen, religiösen Entwicklung, an welche sich ein paar Kirchen-, Gerichts- und Kerkerzweigen knüpfen, eine Bühnenhandlung zu gestalten. Sudermann's „Johannes“ beweist nichts dagegen: auch dieses Johannes-Drama wäre ohne die Herodes- und Salome-Handlung undenkbar. So konnte ein Drama mit dem Helden Nobespierre, nach dessen Darstellung es Henry Irving so sehr gelüftete, von Sardou doch nur mittelmäßig angefertigt werden, indem er dem revolutionären Doktrinär eine verlassene Geliebte und einen mehelichen Sohn gab, welchen letzteren der ahnungslose Vater natürlich zum Tode verurtheilen mußte. Auch Dawson hat sich mit ähnlichen Auskunftsmitgliedern zu helfen gesucht. Er erfindet für den ersten Akt eine Liebesgeschichte: Der junge Savonarola liebt glühend die schöne Felice Strozzi und begehrt sie von ihrem Vater zum Weibe, wird aber von diesem schroff abgewiesen. Infolgedessen beschließt er, sich der Kirche zu weihen, während Felice den Schleier nimmt. Abgesehen von der Sonderbarkeit einer solchen Handlungsweise, wird in Folge dieser Motivierung die Handlung des Dramas auf 23 Jahre ausgedehnt; denn von 23 Jahren trat Savonarola in den Dominikanerorden ein und von 46 wurde er hingerichtet. Daß Dawson sich die wahrscheinlich lagenhafte Szene zwischen Savonarola und dem sterbenden Lorenzo von Medici, in welcher der Mönch diesem die Absolution verweigert, nicht entgehen ließ und den Spuren von George Eliot's „Romola“ nachging in einer Szene, wo Savonarola den aufrührerischen Pöbel während eines

*) London, Grant Richards. 1900.

Gewitters beschwört, durch die an Gott gerichtete Herausforderung, daß er ihn mit seinem Blitzstrahl zerschmettern solle, wenn er „durch Wort oder That an dem Volke von Florenz gesündigt“ habe — ist natürlich. Aber ein Drama ist die Dichtung auch damit nicht geworden. — Sie ist übrigens nach einer alten, aber guten Manier zum Theil in Prosa, zum Theil in Blankversen geschrieben, freilich mit einer nicht zu billigenden Bevorzugung der ersteren. Der mächtige Eindruck einzelner Szenen, besonders der zuletzt genannten, erweckt die Hoffnung, daß der Dichter bei günstigerer Stoffwahl Bedeutenderes leisten wird.

Die Zeitschriften und Zeitungen sind voll von einem Drama „Herodes und Mariamne“ von Stephan Phillips, das am 31. Oktober 1900 mit Mr. Tree in der Titelrolle zum ersten Male und mit großem Erfolge in „Her Majesty's“ aufgeführt worden ist. Leider ist es bisher nicht im Druck erschienen.

Seit Beginn des Oktober spielt in London wieder, wie in der vorigen Saison, eine Deutsche Gesellschaft, und zwar zuerst in St. George's Hall: sie eröffnete mit Goethe's „Phigeneie“, ließ Ibsen's „Nora“, Schiller's „Räuber“ folgen; Ibsen's „Geipenster“ wurden dann freilich von der Censur des freien Albion verboten. Seit November ist die Gesellschaft in das „Comedy Theatre“ übergesiedelt. Die Beurtheilung der deutschen Leistungen durch die englische Presse, die in Folge der bekannten, in England ungemein verbreiteten mangelhaften Sprachbildung wohl nur in vereinzeltten Exemplaren vertreten ist, ist, wie früher auch, süß-sauer oder sauer.

Gleichzeitig neben ihr agirt Benjons „Shakspere'sche und alt-englische Schauspielergesellschaft,“ die also nach ihrer komplizirten Benennung nur Shakspere's und anderer älterer Dichter Dramen aufführt. Dieses Unternehmen ist für uns Deutsche so unverständlich, wie es eine Bühne bei uns sein würde, die nur Dramen von Lessing, Goethe und Schiller aufführen wollte; selbst in Berlin würde sich ein Kunstinstitut mit so beschränktem Repertoire nicht halten können. In London dagegen ist diese Einrichtung eine erste kraftvolle und gesunde Reaktion gegen die unglaubliche Verkommenheit der Londoner Bühnenverhältnisse. Seit Henry Irving's Verühmtwerden, d. h. seit etwa 1870, werden Shakspere's Dramen an einer kleinen Anzahl von Bühnen wenigstens sporadisch aufgeführt; die fünf oder sechs anderen Stücke, mit denen die freigebigsten Bühnen, wie z. B. das „Lyceum“, ihr Publikum regaliren, sind jämmerliche Lohnarbeit, die keinen höheren Zweck als die Oeffnung der Thränendrüsen oder die Erschütterung des Nervensystems kennt. Schon in der vorigen Saison hat Benjon einen mehrmonatlichen Versuch gemacht mit einem Repertoire von sieben Shakspere-Dramen und Sheridan's „Rivals“ und Erfolg gehabt. Jetzt wird er acht Shakspere-Dramen (Hamlet, Lustige Weiber, Richard II., Heinrich IV. (2. Theil), Wideripenstige, Viel Lärm, Kaufmann von Venedig, Coriolan), und weiter nichts geben. Aber dabei darf er nicht

stehen bleiben: er wird die neugedichteten, künstlerisch ernst zu nehmenden Dramen, wie die oben genannten, und bedeutame Produkte des Auslandes hinzufügen und ein gediegenes, umfangreiches Repertoire schaffen müssen, wenn der Erfolg dauernd sein soll. Er wird sich mit einem Worte die kleine deutsche Bühne in London zum Muster nehmen müssen, die von den 70 000 Deutschen Londons im Stich gelassen werden würde, wenn sie neben den klassischen und den modernsten deutschen Dramen nicht auch Shakspeare, Ibsen, Björnson, Sardou, Nostrand u. s. w. ausführte.

Vermischtes.

Nach der „Politischen Geschichte des Teufels“ von Desoe, die, im Beginn des 18. Jahrhunderts geschrieben, heute von niemand mehr gelesen wird, ist jetzt eine neue „Geschichte des Teufels“*) erschienen. Die alte Schrift war eine ermüdend weit ausgepönnene Satire über die seit den ältesten Zeiten nachweisbare Macht des Teufels in allem weltlichen Thun, die heutige ist eine ernste, wissenschaftliche und sehr umfangreiche Arbeit; denn der Titel lautet weiter — „und der Idee des Bösen von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart“.

Von interessanten Uebersetzungen aus dem Deutschen möchte ich Häckel's „Welträthsel“ erwähnen, welche die „Nationalistische Verlags-Gesellschaft“ veranstaltet hat. Die unphilosophische Vermessenheit, mit Hilfe von ein paar Beobachtungen, die wir mit unsern nur das Nächste erreichenden Sinnen gemacht haben, die Enthüllung der Welträthsel zu unternehmen und eine neue Weltanschauung darauf zu gründen, liegt dem beschränkten Verstandes- oder Sinnesmenschen — das ist ungefähr dasselbe — überall nahe, hier wie jenseits des Kanals und des großen Wassers. Freilich hat in Amerika die geistvolle Dichterin Miß Robins in dem vorjährigen Roman „The Open Question“ (Die offene Frage) zu erschütternder Klarheit gebracht, wie wenig der philosophische Dorfkirchturm-Standpunkt Häckel's, die klägliche Philisterei dieser sogenannten naturalistischen Religion den tiefer dringenden Pessimisten vor der Weltverzweiflung retten kann.

Der Generalkatalog des Britischen Museums, an dem seit zwanzig Jahren gearbeitet wird, ist jetzt bis zum Ende des Jahres 1899 fertig gedruckt. Wegen des ungeheuern Bestandes der Bibliothek — gegenwärtig weit über 2 000 000 Bände — sind die Kosten auch ungeheuer gewesen, nämlich 800 000 Mark für 400 Bände und 70 Supplementbände. An die auswärtigen Bibliotheken wird er zum Preise von 1680 Mark abgegeben. Da das Personal, das an diesem Werke gearbeitet hat, jetzt frei wird, so ist sofort ein Sach-Index in Arbeit genommen worden, den man in 10 Jahren zu vollenden hofft.

*) History of the Devil, and the Idea of Evil. From the Earliest Times to the Present Day. By Dr. Paul Carus. (Paul, French, Trübner & Co.)

Anton Tschschoff: Ein bekannter Herr. Humoristische Geschichten. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von Wladimir Czumirow. Buchschmuck von J. Brieslander. Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig 1900.

Das Buch, das der Verleger als ersten Band der „gesammelten Werke“ Tschschoff's herausgebracht hat, enthält neunundzwanzig Geschichten und Skizzen, die natürlich untereinander ungleich, in der Mehrzahl aber doch literarisch recht werthvoll sind. Der Verfasser ist ein scharfer Satyriker und ein bedeutender Psychologe. Daß ferner der russische Charakter auf jeder Seite deutlich hervortritt, verleiht dem Bande nicht nur kulturhistorischen Werth, sondern erhöht auch seine literarische Bedeutsamkeit und Wirkungskraft. Ich möchte hier ganz Allgemein die Frage anknüpfen: Warum wirkt eigentlich das Fremde, das „Anderere“ künstlerisch stärker, als in vielen Fällen das Einheimische? Es bedeutet wirklich einen künstlerischen Genuß, — nach meiner Erfahrung, die sicherlich von Vielen bestätigt werden dürfte — etwas spezifisch Russisches oder Französisches oder Norwegisches oder auch — um im engeren Kreise zu bleiben — etwas spezifisch Holsteinisches oder Ostpreussisches oder Schwäbisches oder Wienerisches u. s. w. heraus zu finden. Woher kommt das? Ich finde dafür zwei Gründe. Der eine ist: Dem Fremden stehen wir ferner und darum objektiver gegenüber. Jedes Kunstwerk aber muß, aus hier nicht näher zu erörternden Gründen, sich objektiv uns gegenüberstellen. Der zweite wichtige Grund dürfte der sein: Das Fremde erscheint uns zunächst als das Andere. Etwas Anderes, also etwas Neues? Da merken wir auf, wir stürzen uns gewissermaßen interessiert darauf. Das ist der erste psychologische Anreiz. Wenn nun das Andere uns unverstänglich bleibt, wenn die Welt dieses Anderen uns gar zu fern liegt, erlahmt unser Interesse; denn wir verstehen und begreifen dann nichts. Wenn wir aber am Andern das Eigene schließlich doch wieder finden, dann freuen wir uns überrascht. Das ist der zweite psychologische Anreiz. Das Andere und doch dasselbe; nicht wir und doch wir. Eine Dissonanz, die zur Konsonanz wird — das ist ein Lustgefühl. Als Kunstgeheim zur möglichsten Steigerung der Kunstwirkung ergiebt sich hier: möglichst anders und doch möglichst gleich. Das hier Ausgeführte erklärt es auch, warum es ein gewisses Vergnügen ist, in einer Sprache zu lesen, die man nicht vollkommen beherrscht, so daß man also nicht unmittelbar in ihr zu denken und fühlen vermag, sondern immer noch überseht. Natürlich ist dieser Lustreiz nicht allzu stark, da er durch die Unmöglichkeit, in die innersten Feinheiten tief einzudringen, meist mehr als aufgehoben wird.

Max Lorenz.

Theater-Korrespondenz.

Deutsches Theater: Die Macht der Finsterniß. Volksschauspiel in fünf Akten von Leo N. Tolstoi.

Sezessionsbühne: Der Tod des Tintagiles. Dramatische Dichtung von Maurice Maeterlinck. Ein Heirathsantrag. Grotteske von Anton Tschekow.

Tolstoi's Drama ist nun doch von der Zensur freigegeben worden und hat seine machtvolle Wirkung ausgeübt. Ich habe über das Stück und seinen Dichter bereits wiederholt in den „Preuß. Jahrb.“ mich ausgelassen und hätte wesentlich Neues nicht hinzuzufügen. Nur eine Bemerkung sei gestattet. Fast allenthalben in der Kritik hat man, wie früher schon oft, so jetzt wieder dieses Drama als naturalistisch angeprochen und in ihm gar das Hauptwerk des Naturalismus sehen wollen. Aber mit welchem Rechte denn? Ich verstehe die Bezeichnung „naturalistisch“ in diesem Falle wirklich nicht und halte sie geradezu für falsch. Gewiß, wir haben viel Schreckliches und Gräßliches anzuschauen. Aber das Gräßliche ist doch noch lange nicht als naturalistisch zu bezeichnen. Sonst wären Shakespeare und Sophokles Naturalisten reinsten Gepräges. Nun könnte man jagen: das Drama spielt in der Gegenwart und kennzeichnet bestehende und „wirkliche“ Verhältnisse. Das Spielen in der Gegenwart kann mit dem Naturalismus nichts zu thun haben. Denn das „Weiße Röhl“ spielt auch in der Gegenwart. Daß Tolstoi's Werk die Wirklichkeit wiedergiebt in dem Sinne, den die Naturalisten damit verbinden, ist aber falsch. Mit einer getreuen Nachahmung der Natur, mit einem naturalistisch-objektiven Werk haben wir es hier keineswegs zu thun. Das Werk ist durchaus voll von Pathos und Idealismus. Natürlich ist hier nicht hohles, klingendes, theatrales Pathos gemeint und es ist auch von keinem täuschenden und innerlich unwahren Scheinidealismus die Rede. Der Sinn des Ganzen, der darin liegt, daß das Licht schließlich über die Finsterniß siegt, liegen muß wie auf ganz selbstverständliche, natürliche Weise — dieser Sinn kann nur vom Boden einer idealistischen Anschauung sich erheben. Was dem Idealismus allerdings all jenes Außergewöhnliche, Uebermenschliche

und Uebernatürliche nimmt, daß wir sonst gewöhnlich damit gepaart finden, daß ist die natürliche, ungezwungene Hoheit der Tolstoi'schen Persönlichkeit, für die das, was für andere Idealismus ist und ein über das Gewöhnliche emporragendes Gehehniß, Realismus, d. h. natürlichste, innerste, selbstverständlichste Wahrheit ist. Hier kann ich nun ohne Weiteres auf meine in früheren Heften gegebenen Ausführungen über das Wesen Tolstoi'scher Frömmigkeit und Weltanschauung verweisen.

In der Darstellung des „Deutschen Theaters“ leisteten die Herren Reinhardt und Fischer als Klim und Mitritsch Vollkommenes. Bassermann war als Nikita von außerordentlicher Wirkung, aber doch wohl nicht in dem von Tolstoi gemeinten Sinne. Bassermann war von vornherein zu bedeutend, zu schwer, zu wuchtig. Nikita ist doch im Grunde ein ganz unbekümmerter, lustiger, in den Tag hinein lebender Bursche, dessen einziger Fehler die Eitelkeit ist. Hier setzt die Macht des Bösen an und umstrickt ihn mit allen Fäden. Warum bekennt Nikita eigentlich am Ende? Einfach darum, weil er von zu schwacher Natur ist, eine solche Last von Missethat auf die Dauer stillschweigend zu tragen. Tolstoi will gar nicht als Moralist beweisen, daß das Böse unter allen Umständen enthüllt wird und unterliegt. Die Weiber z. B., die alles angerichtet haben, würden nie gestehen, es sei denn auf dem Todtenbette. Nikita gesteht, weil er schwach und im Grunde harmlos ist, und darum muß er gestehen. So ist denn der Schluß wirklich folgerichtig und von vornherein gegeben, was von manchen Sekten nämlich angezweifelt wird. Tolstoi erweist sich nie als öder Moralprediger, sondern bleibt immer ein großer Psychologe.

* * *

„Der Tod des Tintagiles“ zeigt Maeterlinck von keiner neuen Seite. Dieser Dichter gleicht einem Violinisten, der schwierige Stücke auf einer Saite zu spielen fähig ist. Aber das sind schließlich doch nur Virtuosenstücke. Die Szene des Dramas ist ein Schloß voll von Geheimnissen und Räthseln. Der „Held“ — wenn man hier so sagen darf — ist ein Knäblein, Tintagiles. Dieses Kind muß sterben. Die Todesgewalt, als „Königin“ wirkungsvoll personifizirt und symbolisirt, sendet aus ihrem Thurm ihre „Dienerinnen“ nach ihm aus. Die beiden Schwestern des Tintagiles möchten das Brüderchen um keinen Preis verlieren. Sie lassen keine Sekunde von ihm: sie umklammern es mit aller Kraft der Liebe. Die Liebe der Menschen ringt mit der Gewalt des Todes. Die Liebe vermag viel; denn es bedarf dreier Dienerinnen, um das Kindchen zu entführen, als ob es ein starker Held wäre. Aber der Tod ist schließlich doch stärker als die Liebe. Das Kindchen verschwindet im Thurm der Königin, und die eine Schwester klagt und flucht vergebens vor dem undurchdringlichen eisernen Thor, das den Thurm des Todes von dem Schloß des Lebens trennt.

Auch dieses Stück ist, wie Alles bei Maeterlinck, voll bezwingender Stimmungskraft. Es fragt sich nur, ob diese Stimmung durch Darstellung auf der Bühne zur höchsten Intensität gelangt, oder ob der einsame Leser nicht mehr davon profitirt. Darüber streitet man. Ich glaube, die Streitfrage läßt sich nicht so ohne Weiteres nach dieser oder jener Richtung hin beantworten. Es giebt Szenen bei Maeterlinck, die auf der Bühne von großer Wirkung und Eindrucksfähigkeit sind. Dahin gehören vor Allem die wenig bewegten, die stillen Szenen, die eigentlich nur ein Bild geben. In der Schaffung solcher Bilder ist Maeterlinck ein besonders großer Meister. Und solche Bilder muß man sehen, auf der Bühne. In der Bewegung dagegen und in der Leidenschaftlichkeit versagt öfter die Wirkung der Darstellung. So scheint es mir zum Beispiel mit den Klagen und Flüchen der Schwester vor dem Thor des Todes zu sein. Dazu kommt noch dies: das eiserne Thor ist natürlich nur von symbolischer Bedeutung. Das empfindet man ganz deutlich beim Lesen. Da hat man das Gefühl der durch nichts zu brechenden Scheidewand zwischen Tod und Leben. Das eiserne Thor dagegen auf der Bühne gegenständlich gemacht, bleibt hinter der beabsichtigten Wirkung zurück. — Die Inszenirung des Stückes war allen Lobes werth. Wenn ich mich recht entsinne, habe ich früher einmal die Bemerkung gemacht, Maeterlincks Stücke müßten in eine künstliche Beleuchtung versetzt werden. Das geschieht hier nun in der That mit bestem Erfolg.

Tschchow's Grotzeste „Ein Heiratsantrag“ ist durchaus von literarischer Qualität und der Aufführung werth. Besonders erwähnen möchte ich die vorzügliche Darstellung des Fräulein Glümer.

22. November.

Max Lorenz.

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

20. November.

Das Ministerium Körber hat den österreichischen Ländern, um sie in dem Genuße der milden Bitterung, des Obst- und Weinsagens nicht zu stören, einen friedlichen Herbst bescheert, an Stelle parlamentarischer Exzesse und wilder Debatten im Abgeordnetenhaus, Wahlmännerwahlen, Ausschußberathungen, Wahlausrufe, die insgesammt nicht die geringste Aufregung hervorrufen. Alle Parteien, Fraktionen und Gruppen beschäftigen sich mit wohlgefälliger Anpreisung ihrer bewährten Grundsätze, die sie für die alleinseligmachenden halten, und finden sich der Mühe überhoben, Einwänden entgegenzutreten oder sich mit der Frage zu beschäftigen, wie es wohl mit der Durchführung der schönen Programme aussehen könnte. Das ist ja Sache der Regierung!

Aber auch die Regierung hat seit dem 7. September, an welchem sie die Auflösung des Abgeordnetenhauses verfügte, nichts dazu beigetragen, um die Erörterung der dringenden Staatsangelegenheiten auf bestimmte, fest umschriebene Forderungen zu lenken, sondern sich darauf beschränkt, die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen um die Wiederaufnahme der legislativen Arbeit durch die Volksvertretung festzustellen. Sie schloß die Begründung ihres Appells an die Bevölkerung mit dem Satz: „Die Wählerchaften werden zu entscheiden haben, ob das unschätzbare Gut, welches in der Kontinuität der verfassungsmäßigen Einrichtungen gelegen ist, dadurch um seinen ganzen Werth gebracht werden soll, daß diese immer von Neuem jede praktische Wirksamkeit versagen.“ Eine Andeutung über die Opfer, die von den Wählerchaften gebracht werden müßten, damit sie des unschätzbaren Gutes verfassungsmäßiger Einrichtungen wieder theilhaftig werden könnten, wurde nicht gegeben. Herr v. Körber scheint diesen Mangel selbst erkannt zu haben, denn er benutzte die am 30. Oktober in Wien veranstaltete Versammlung österreichischer Industriellen, um der Frage näherzutreten, was die Regierung von dem neuwählenden Parlamente verlange und erwarte. Ihr Ziel sei „der emsig arbeitende, rüstig fortschreitende Verfassungsstaat, ihre Partei suche sie in „Allen, die dasselbe wollen.“ Die Formel ist nicht nur einfach, sondern auch selbstverständlich; auf Parteien, die etwas Anderes wollen, als die Regierung, hat sich noch kein Ministerium stützen können. Der „Verfassungsstaat“ wurde von keiner Partei des aufgelösten Abgeordnetenhauses direkt und unmittelbar bekämpft. Das haben ja auch die Tschechen aufgegeben, seitdem sie ihre „Deklaration“ gegen die zentralistische Verfassung nur bei sehr feierlichen Gelegenheiten im Reliquienkreise zur Anbetung aussetzen, jedoch von allen durch die

Verfassung ihnen gebotenen Rechten den ausgiebigsten Gebrauch machen, wenn sie dadurch irgend einen Vortheil für sich erreichen können. Selbst das „böhmische Staatsrecht“ ist zum bloßen Schlagwort geworden, in dem eine gefährliche Drohung ausgedrückt werden soll. Wenn sie in die Lage gesetzt werden, alle ihre Wünsche auf dem Boden der geltenden Verfassung zu befriedigen, wenn die Verwaltung von Böhmen, Mähren und Schlesien so eingerichtet wird, daß die deutschen Bewohner dieser Länder in keinem Vertretungskörper die Mehrheit erlangen oder keinen Beschluß durchsetzen können, und wenn die Kenntniß ihrer Sprache allein schon ihnen bei jeder Bewerbung um eine Stelle den Vorzug vor dem deutschen Konkurrenten sichert, dann stellen sie ihre staatsrechtlichen Forderungen gnädig zurück. Die Aufgabe der Polen, Südslaven und Ultramontanen ist es nach ihrer Ansicht, die Minderheit von sechzig Tschechen zur Mehrheit im österreichischen Abgeordnetenhaus zu erheben. Unter der Voraussetzung, daß sie alle ihre nationalen Forderungen zu Mehrheitsbeschlüssen machen und jedem Ministerium den Preis für die Bewilligung gesamtstaatlicher Bedürfnisse vorschreiben können, sind sie nicht abgeneigt, den „Verfassungsstaat“ vorläufig weiterbestehen zu lassen. Funktionirt die Maschine aber nicht nach ihrem Gefallen, dann machen die Tschechen ebenso verfassungsmäßig Obstruktion, wie die Deutschen es gethan haben. Dies weiß der Ministerpräsident sehr genau, er beklagt die Obstruktion, „die jede fruchtbringende Arbeit verhindert und den Bestand verfassungsmäßiger Zustände überhaupt, die Gesetzgebung, die Kontrolle der Verwaltung und alles das, was das Leben eines modernen Staates ausmacht, unmöglich macht.“ Er sieht auch voraus, „daß ein Parlament, das die Verfassung um ihren Inhalt verkürzt, zur Entscheidung drängen muß, ob nicht das Wohl des Staates und seiner Völker einen besseren als den bisherigen Schutz der Verfassung in der Arbeit im Parlamente erheische?“

Vor diese Entscheidung, vor die unabweisliche Frage, ob und welche Mittel die Wählerchaften zur Bekämpfung der Obstruktion anzuwenden geneigt sind, wie sie die Regierung im Kampfe gegen die Obstruktion unterstützen wollen, wurden die Wählerchaften nicht gestellt. Dazu hätte vor Allem eine offene, unzweideutige Erklärung der Regierung gehört, welche Obstruktion sie überwinden wolle, die tschechische oder die deutsche, die Regierung hätte die unveränderte Zustimmung zu den vor ihr vorgelegten neuen Sprachengesetzentwürfen verlangen und gleichzeitig in Aussicht stellen müssen, daß sie die Veränderung der parlamentarischen Behandlung dieser Gesetze nicht dulden, sondern die Obstruktion dagegen um jeden Preis überwinden wolle.

Da die Frage in dieser Form nicht gestellt worden, giebt auch keine einzige Partei eine Antwort darauf, jede wiederholt nur ihre längst bekannten weitgehenden Forderungen und vermeidet, dem Beispiele der Regierung folgend, jede Andeutung, auf welchem Wege diese Forderungen

gesellige Kraft erhalten sollen. Am leichtesten machen es sich die deutschen Radikalen aller Tonarten. In Nordböhmen wollen sie auf dem Standpunkte beharren, „daß in den deutschösterreichischen Erb-, ehemals dem deutschen Bunde angehörenden Ländern die leitende Stellung unserem Volke gebühre, seine Sprache als Staats- und Amts-, als Parlaments- und Armeesprache zu gelten habe; jeder Staatsbeamte ihrer in Wort und Schrift mächtig sein soll, und wenn er es noch nicht wäre, dieselbe innerhalb einer angemessenen Zeit erlernen müsse“; in Steiermark finden sie nur eine Lösung der staatlichen Wirren: „Vollständigen Bruch mit dem slavisch-kerikalen System, das den Staat in die Gefahr des Zerfalls gestürzt hat! Kein Paktiren mit dem Slaventhum und seinen unerfättlichen Forderungen! Der Staat muß auf seine natürliche und geschichtliche Grundlage gestellt und der deutschen Sprache die Stellung als Staatsprache zuerkannt werden! Aber auch der schmähhchen politischen Abhängigkeit von Ungarn und unserer wirthschaftlichen Tributpflicht sei unbedingt, und wäre es selbst durch Lösung des dualistischen Verhältnisses, ein Ende bereitet. Das ist der Wille der deutschgesinnten Wählerchaft.“

Auch der Wille der meisten Minister dürfte sich diesen Idealbildern zuneigen, sie würden sich wahrscheinlich sofort für dieses Programm entscheiden und hätten sogar Hoffnung, seine Genehmigung an höchster Stelle zu erlangen, wenn man ihnen zugleich angeben würde, wie man alle diese höchst wünschenswerthen Zustände herbeiführt, namentlich wie man dies ohne Verfassungsbruch zu Stande bringt, wie man einerseits die Tschechen niederringen, andererseits aber mit ihrer Unterstützung den schweren wirthschaftlichen Kampf mit Ungarn bestehen soll. Oder soll der vielleicht mit der tschechischen Opposition und Obstruktion im Rücken begonnen werden, nachdem die ungarische Unabhängigkeitspartei sich zu dem Abschlusse eines Bündnisses mit den Tschechen bereit erklärt und zugestanden hat: „Wenn Ungarn irgend etwas gegen den auftauchenden Pan-Germanismus helfen könne, so sei es die Errichtung des selbständigen tschechischen Staates?“ Die deutschen Radikalen glauben bei ihren kühnen Rückbildungen auch der Bundesgenossen des eigenen Stammes entrathen zu können, sie befehlen die Großgrundbesitzer und weisen auch die Hand der aus dem ultramontanen Lager ausbrechenden Christlich-sozialen zurück, statt sie mit offenen Armen zu empfangen. Welchen ungläublichen Verdächtigungen hat sich Dr. v. Grabmayer aussetzen müssen, weil er im Tiroler Großgrundbesitz das Kompromiß mit den Kerikalen abgeschlossen, d. h. den Deutschen zwei Reichsrathsmandate gesichert hat, die im Bunde mit den Wälschtivolern ganz entschieden gefährdet waren!

Auch von Seite der gemäßigten deutschen Parteien sind keine praktischen Vorschläge zur Wiederherstellung gesunder Verhältnisse in Oesterreich gemacht worden; überall werden nur die wünschenswerthen Reformen besprochen, aber es wird nicht gesagt, wer sie durchführen soll. Es heißt

doch sich über die Kernpunkte der österreichischen Politik hinwegtäuschen wollen, wenn der steiermärkische Großgrundbesitz in seinem Wahlauftruf behauptet: „Nichts anderes von der staatlichen Verwaltung fordernd als wahre Objektivität und Unparteilichkeit, setzen wir gerade deshalb den endgiltigen Bruch mit der verderblichen Gepflogenheit voraus, die Staatsverwaltung zum Werkzeug nationaler Expansionsbestrebungen zu machen.“ Wenn zentralistisch regiert werden soll — und dies betont der Großgrundbesitz auf das schärfste — dann reicht man mit der verlangten Objektivität und Unparteilichkeit nicht aus, dann muß man für die Deutschen Partei nehmen und sowohl in Böhmen wie in den Alpenländern ihre Expansion befördern. Klarer hat der Vertreter des verfassungstreuen Großgrundbesitzes in Böhmen und frühere Kompromiß-Minister Dr. Wörnreither die Situation erfaßt, indem er es als Hauptaufgabe unserer politischen Entwicklung, als eine Lebensfrage Oesterreichs bezeichnet, „daß die Beziehungen des Staates zu den Deutschen und der Deutschen zum Staate in ein ganz neues Fahrwasser gelangen. Mit Recht fühlen wir uns als den stärksten politischen Faktor unter den österreichischen Völkern und verlangen, daß mit diesem Faktor unter allen Umständen gerechnet werde. Dann muß aber bei uns der Gedanke zum Durchbruch kommen, daß der Staat auch seinerseits sich auf diesen entscheidenden Faktor muß stützen können, denn die Führung des Staates durch eine Opposition ist undenkbar.“

Man muß auf deutscher Seite, wenn man praktische Politik treiben will, noch weiter gehen, man muß sich jeder Regierung, welche die Bevorzugung der Tschechen auf Kosten der Deutschen (System Radeni und Thun) ablehnt und die nationale Zweitheilung Böhmens durchzuführen bereit ist, mit ganzer Kraft und ohne jeden weiteren Vorbehalt zur Verfügung stellen und ihr die Unterstützung der Deutschen auch für den Fall garantiren, als sie genöthigt wäre, zur Erreichung ihres Zieles Aenderungen an der Verfassung vorzunehmen oder deren Wirksamkeit für kurze Zeit ganz aufzuheben. Die Regierung muß der Deutschen so sicher sein, daß sie in entscheidenden Augenblicken ihre der Krone zu stellenden Anträge mit dem Hinweise auf ihre Uebereinstimmung mit dem gesammten reichstreuen Deutschthum unterstützen kann. Ist es die Ueberzeugung der Deutschen, daß zuerst und vor allen anderen Beschwerden, die sie zu erheben hätten, der Kampf mit den Tschechen ausgekämpft werden muß, dann stelle man auch alles andere zurück, dann verlange man nicht tausend Dinge in einem Athem und ahme in den Wählerversammlungen und Parteitagcn nicht die Kinder in der Weihnachtszeit nach, die dem heiligen Christ ihre Wunschzettel vors Fenster legen. Ein österreichisches Ministerium ist kein heiliger Christ, der Gnaden spendet und mit dem Versprechen künftigen Wohlverhaltens sich zufrieden geben kann, es muß auf Gegenleistung und vor Allem auf bedingungslose Gesolgshaft rechnen können, wenn es den Feldzug gegen Tschechen und Feudale aufnehmen soll.

Auch die Austragung der wirtschaftlichen Differenzen mit Ungarn müßte solange hinausgeschoben werden, bis die Tschchen sich in die neue Ordnung der Dinge gefunden haben. Will man das nicht, glaubt man schon in nächster Zeit sich gegen neue Angriffe von Seiten Ungarns rüsten zu müssen, dann suche man den Ausgleich mit den Tschchen selbst mit Opfern zu erkaufen, denn nur ein völlig einiges österreichisches Parlament kann jene Haltung der österreichischen Regierung erzwingen, die den Ungarn beweisen würde, daß man mit ihnen Ernst macht und vor keinen Konsequenzen eines Abbruches der Verhandlungen zurückschreckt.

Mit zwei Fronten aber können wir nicht schlagen; dazu kann nur derjenige rathen, der nicht die Ordnung unserer staatlichen Verhältnisse sondern deren möglichste Verwirrung herbeizuführen beabsichtigt, der nicht nur die wirtschaftliche Kraft des eigenen Heimathlandes schädigen und dadurch die nationale Stellung der Deutsch-Oesterreicher schwächen, sondern außerdem noch das deutsche Reich seines werthvollsten Bundesgenossen berauben und durch gefährliche Verwicklungen von der Verfolgung seiner großartigen Weltpolitik ablenken will.

Die tschechischen Politiker sind viel vorsichtiger, als die deutschen; sie scheinen sich für die Zukunft nicht binden zu wollen und sehen ganz gut ein, daß sie ihr Spiel verlieren müssen, wenn ihre Radikalen ihnen die obligate Obstruktion aufnöthigen. Der gewandte Vorstand des Tschchenklubs im Reichsrathe, Dr. Engel, versagt seine Mitwirkung und verweigert die Annahme eines Mandates, wenn man den tschechischen Abgeordneten gebundene Marschroute geben will; auch Dr. Fort, ein kenntnißreicher, national-ökonomisch gebildeter Mann von erstem Streben, hat seinen Wählern auseinandergesetzt, daß sich die Taktik der tschechischen Abgeordneten im künftigen Reichsrathe nicht vorausjagen lasse. Er warnte davor, eine föderalistische Theilung Oesterreichs von einer „Katastrophe von Außen“ zu erwarten. „Darauf könnten verständige Leute nicht ihre Politik basiren, das tschechische Interesse an der Zukunft Oesterreichs ist ein Erfolg Oesterreichs.“

Geschick wie immer hat der ungarische Reichstag die heikle Angelegenheit der Deklaration des Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand anlässlich seiner morganatischen Ehe mit der Gräfin Sophie von Chotek, nummehr Fürstin Hohenberg, betreffend der Untauglichkeit der aus dieser Ehe hervorgehenden Kinder zur Nachfolge in der Regierung durchgeführt. Minister v. Szell hat die Quartilurirung dieser Erklärung in die ungarischen Gesetze zur Vorbedingung seiner Anwesenheit bei dem Renunciationsakte gemacht und dadurch das Recht Ungarns gewahrt, an allen die Träger seiner Krone berührenden Angelegenheiten staatsrechtlicher Natur Kritik zu üben. Er ließ die Opposition ungestört die Bedeutungslosigkeit der Habsburgischen Hausgesetze für die ungarische Verfassung erörtern, er beantragte sogar selbst die Aufnahme eines Passus

in das Einführungsgesetz, wonach alle auf die Thronfolge in Ungarn bezüglichen Fragen selbständig und nur nach den in den Artikeln I und II der pragmatischen Sanktion von 1723 enthaltenen Bestimmungen beurtheilt werden können. Damit war die Nation vollständig befriedigt, und ihre Vertretung hat der wichtigen Erklärung des Ministers, daß die morganatische Gattin des Erzherzogs Thronfolger niemals Königin von Ungarn sein könne und werde, ihre Zustimmung gegeben. Die Opposition hat gar nichts erreicht und man kann es heute für ausgeschlossen ansehen, daß eine revolutionäre Partei mit Kossuth'schen Tendenzen jeinerzeit durch die Ausrufung der Fürstin Hohenberg als Königin die Lostrennung Ungarns von Oesterreich herbeiführen könne. Szell hat durch diese glatte Abwicklung des Gegenstandes der Dynastie und dem künftigen Könige einen großen Dienst erwiesen und der Selbständigkeit des ungarischen Staatswesens in der Behandlung seines Staatsrechtes den deutlichsten Ausdruck verliehen. Wir Deutsche erkennen dies als vollkommen gerechtfertigt an und denken gewiß nicht im Entferntesten daran, diesem Rechte der Selbstbestimmung Ungarns nahetreten zu wollen. Wir wissen sehr gut, daß wir von Ungarn, was die Handhabung der Verfassung zur Befestigung der Volksrechte betrifft, nur zu lernen haben; um so peinlicher muß es uns berühren, daß die systematische Härte, mit der die ungarische Regierung unsere Komunalen jenseits der Leitha aller nationalen Rechte zu berauben bestrebt ist, keine Milderung erfährt, daß man die deutschen Namen von Orten und Personen auszurotten bestrebt ist und selbst die kommunale Selbstbestimmung reindeutscher Ansiedlungen, wie namentlich der sächsischen in Siebenbürgen, ernstlich bedroht. Haben es denn die Ungarn noch immer nicht verlernt, die Deutschen zu fürchten? Glaubt denn irgend ein vernünftiger Ungar an das Märchen vom Vangermanismus, der den Magyaren Gefahren bringen soll; bedarf denn die magyarische Nation nicht der deutschen Bundesgenossenschaft in ihrem Widerstande gegen großslawische und großrumänische Bestrebungen? Weil unsere Auseinandersetzung mit Ungarn wahrhaft ehrlich und aufrichtig gemeint ist, muß uns der magyarische Trotz und Uebermuth um so empfindlicher verletzen. Daß aber diese gesteigerte nationale Empfindlichkeit auf unserer Seite den Magyaren irgendwelchen Vortheil bringen könne, ist doch kaum anzunehmen. *

Die China-Verhandlung im Reichstag. — Die 12 000 Mark. —

Die Sozialdemokraten und China.

Die Welt ist voller Thorheit und Sünde. Das ist leider so wahr und so leicht zu erkennen, daß immer derjenige, der es den Menschen auseinandersetzt, ihrer Zustimmung und ihres Beifalls gewiß sein kann. Die alte Schloffer'sche Geschichtsschreibung war, glaube ich, hauptsächlich deshalb so populär, weil der Autor an jedem Zeitalter und jeder Erscheinung das Verfehlte und Tadelnswürthe auffand und mit ungeheuchelter, sittlicher

Entrüstung darstellte. Viel undankbarer und schwieriger, ja eine der aller-schwierigsten wissenschaftlichen Aufgaben ist es, sich klar zu machen, was für gute Eigenschaften und Urtheile das wirklich Geschehene mit sich gebracht hat und ob und inwiefern die sonst noch etwa vorliegenden Möglichkeiten besser oder noch schlimmer gewesen wären. Was wäre aus der Welt geworden, wenn Napoleon nach dem Frieden von 1802 den Krieg mit England nicht sofort wieder aufgenommen oder wenn Friedrich Wilhelm III. statt 1806 schon 1805, vor Austerlitz, losgeschlagen hätte? Was wirklich geschehen wäre in so einem Fall, kann man nicht sagen; immerhin aber muß man die Frage stellen und die Möglichkeit erwägen, wenn man die Entschlüsse der leitenden Staatsmänner in den entscheidenden Augenblicken richtig beurtheilen will. Namentlich bei einem Entschluß, der zu irgend einem Unheil geführt hat, ist die Kritik erst dann gerechtfertigt, wenn man sich völlig klar gemacht hat, daß ein anderer Entschluß nicht noch in viel größere Angelegenheiten geführt hätte. Diese generelle Betrachtung möchte ich heute anwenden auf die angeblich verspätete Berufung des Reichstages wegen der ostasiatischen Expedition. Alle Welt ist heute darüber einig, daß es ein großer Fehler war, den Reichstag nicht schon im Juli oder August zu berufen, und die Regierung selber scheint es anzuerkennen. Die „Preussischen Jahrbücher“ sind vielleicht das einzige Organ gewesen, das die Einberufung von vornherein und dauernd für überflüssig erklärt hat. Ist es denn nun nicht aber klar, daß die Regierung sich alle die Vorwürfe erspart hätte, die sie jetzt hat hören müssen, daß die ganze leidenschaftliche Debatte, die wüthende Opposition der Sozialdemokratie hätte vermieden werden können, wenn der Reichstag veranlaßt worden wäre, seine prinzipielle Zustimmung zu geben zu einer Zeit, wo die Gesandten noch nicht befreit, also ein Widerspruch kaum möglich war? Das ist Alles ganz richtig, aber doch nicht erschöpfend, und deshalb zuletzt falsch.

Zunächst ist es klar, daß es sachlich gar keinen Unterschied macht, ob der Reichstag damals oder jetzt die Kosten bewilligt. Denn daß er sie überhaupt, und zwar mit großer Majorität bewilligen würde, das hat nie dem geringsten Zweifel unterlegen.

Der Unterschied liegt allein in den dabei gehaltenen Reden. Nun streiche man aber einmal aus den Verhandlungen, die wir in diesen Tagen erlebt haben, Alles das heraus, was über die verspätete Einberufung selbst, die Verfassungsfrage, die Kaiserreden und die Hunnenbriefe gesagt worden ist, so bleibt nichts übrig, wenigstens nichts, was des Redens oder Hörens werth gewesen wäre. Den eigentlichen diplomatischen Hintergrund hat der Reichskanzler selbstverständlich vor dem Reichstage nicht enthüllt, im Gegentheil ihm nach Möglichkeit verhüllt, und die akademischen Betrachtungen über die alte europäische Selbstbeheidungspolitik und Welt-politik des heutigen Deutschen Reichs sind kein genügender Gegenstand

für eine parlamentarische Diskussion. Hätten wir also im Juli eine Extra-Reichstags-Sitzung gehabt, so hätte nicht nur alle Welt ganz mit derselben Entrüstung, mit der sie jetzt die Verspätung behandelt, der Regierung den Vorwurf gemacht, daß sie völlig überflüssiger Weise nur um sich durch Carte blanche der Verantwortung überheben zu lassen, den Reichstag einberufen haben, sondern wir wären auch in der positiven Gefahr gewesen, daß die wackeren Alldutschen mit ihrem großen patriotischen Enthusiasmus und nicht ganz so großem politischen und oratorischen Talent die diplomatische Situation wesentlich erschwert hätten.

Noch weniger wohlgethan wäre es gewesen, den Reichstag etwa Ende August oder im September einzuberufen; man hätte sich damit nur zwischen zwei Stühle gesetzt, die prinzipielle Frage hätte dann nicht anders gelegen als heute, und die Vorwürfe über Verfassungsverletzung wären ganz dieselben gewesen. Man hätte nur noch die Reichswerden über die für jeden einzelnen Reichsboten wie für den ganzen Regierungs-Apparat höchst lästige Extra-Session so kurz vor der Hauptsession dazu-gehabt.

Alles das ist jetzt vermieden; die Parlamentarier haben die herrlichsten Objekte gehabt, über die sie sich tagelang in mehr oder weniger interessanten und pikanten Reden ergehen konnten; das Volk hat einmal wieder einige Reichstagsverhandlungen wirklich gelesen; das Ansehen des Reichstages ist dadurch wieder etwas gehoben worden und von den wirklichen politischen Problemen, denen der heutige Personalbestand des Reichstages nun einmal nicht gewachsen ist, ist so gut wie gar nicht geredet worden. All das Gift, das die Sozialdemokratie auf die deutsche Politik, die deutschen Soldaten und den deutschen National-Charakter ausgepumpt hat, hätte sie zwar im Juli noch nicht entladen können, aber erspart wären uns die „Gummibriefe“, weder die wirklichen, noch die fabrizirten, doch niemals worden — jetzt haben wir wenigstens den Vortheil gehabt, daß dadurch die politische Frage selber aus der Diskussion herausgedrängt und die geistige Dürftigkeit der deutschen Volksvertretung nicht so sehr offenbar geworden ist.

Was nun die konstitutionelle Frage selbst betrifft, so können wir auch hier mit dem geschaffenen Präzedenzfall nur zufrieden sein. Die Linke hat nach Möglichkeit mit dem Worte „Verfassungs-Verletzung“ getrommelt, ohne dabei im Volke irgend welchen Widerhall zu erwecken, weil das Volk, wenn es nur sachlich zustimmt, für die formalen Rechtsfragen immer nur ein sehr geringes Interesse hat. Es ist richtig, daß die Verfassung vorschreibt, die Regierung soll kein Geld ausgeben ohne Bewilligung des Reichstags, und daß die Regierung an die 100 Millionen ohne Bewilligung des Reichstags ausgegeben hat. Aber das ist ein Vorgang, der sich tagtäglich wiederholt — nur in kleinerem Maßstabe. Die Regierung läßt sich alljährlich einen Etat vom Reichstag bewilligen. Das

ist aber nur ein Voranschlag, der selten ganz genau ausgeführt werden kann; oft bleiben die Ausgaben darunter, bald und viel häufiger sind sie höher, und der Reichstag bewilligt die Etatsüberschreitung nachträglich. Hier haben wir nun eine Ausgabe, für die ein Etatstitel gar nicht vorhanden war, und insofern hat nicht im strikten Sinn des Wortes eine Ueberschreitung, sondern eine ganz ungewilligte Ausgabe stattgefunden. Aber diese Unterscheidung ist rein formaler Natur. Man könnte ja die ganze China-Ausgabe auf den Dispositionsfonds schreiben, wenn man sie durchaus zu einer „Etatüberschreitung“ stemplen will, und mit Recht konnte die „Freisinnige Zeitung“ deshalb im Anfang der Krisis sich dahin aussprechen: daß die Einberufung des Reichstags nicht nothwendig sei.

Der wirkliche Unterschied, nicht bloß der formale, liegt einerseits in der Größe der verausgabten Summe, andererseits in dem Unternehmen der Abendung eines Korps nach China selber, und weil das denn doch thatächlich etwas ganz Anderes ist als eine bloße Etatsüberschreitung, so hat auch mit Recht der Reichstag gewünscht, die Bewilligung in eine andere Form zu kleiden und wird dafür den Ausdruck „Indemnität“ gebrauchen. Mit höchst geschickter Taktik hat der Reichskanzler dem Kaiser die Indemnität zwar nicht gleich in der Thronrede entgegengebracht, aber doch, nachdem der Eifer darüber genügend angefaßt war, mit lächelndem Munde gleich in der ersten Rede zu dieser Form seine Zustimmung erklärt. So haben die Herren, namentlich vom Centrum, das Bewußtsein, etwas erreicht zu haben, und die deutsche Politik geht ungestört ihren Gang.

Man zerbreche sich nicht den Kopf darüber, was denn nun wird, wenn die Regierung einmal ein solches Unternehmen, wie diese China-Expedition, auf eigene Hand anfängt und der Reichstag zuletzt die nachträgliche Bewilligung und Indemnität nicht ausspricht. Diese Frage gehört zu denjenigen, die in jeder konstitutionellen Verfassung formell unlösbar sind. Die deutsche Politik muß eben so geführt werden, daß sie wie jetzt mit der Majorität des Reichstags in Uebereinstimmung bleibt und darf sich formal von den Verfassungs-Bestimmungen nur dann emanzipiren, wenn sie der nachträglichen Bewilligung oder Indemnität sicher ist. Käme einmal der Moment, wo Regierung und Reichstag über ein so ungeheures Unternehmen wie diese China-Expedition nicht zur Uebereinstimmung zu bringen sind, so bricht die Verfassung überhaupt auseinander.

* * *

Unsere Verfassung beruht auf dem freien Zusammenwirken einer Bundesregierung unter Führung des Kaisers mit einem von dem gesammten Volke nach allgemeinem gleichen Stimmrecht gewählten Reichstag. Der Reichstag repräsentirt den bunten Wirrwarr der zahllosen im Volke vorhandenen verschiedenen und entgegengesetzten Ideen, Tendenzen und Interessen, die Regierung soll sich mit all diesen Ideen, Tendenzen, und Interessen in Fühlung halten und freundlich oder feindlich mit ihnen

auseinanderlegen, selber aber über ihnen allen stehen, sich in Niemandes Dienst begeben, sondern allein das Staats- und Reichsinteresse wahrnehmen. Daß dies der Geist unserer Verfassung ist, ist uns Allen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß die 12 000 Mark Agitations-Subvention, die das Reichsamt des Innern für einen Gesetzesentwurf von einer Interessen-Gruppe angenommen, ebenso sehr allgemeines Staunen erregte wie Mißbilligung erfuhr. Die auswärtigen Zeitungen, die darüber berichtet haben, haben davon in einem ganz anderen Ton gesprochen: sie haben rund heraus erklärt, sie verstünden nicht, weshalb die Deutschen sich über dergleichen so aufregten; es sei wieder einmal eine querelle allemande. Das war es nun keineswegs, sondern es war für die deutsche Empfindung ein thatsächlich sehr peinlicher Zwischenfall. Wiederum aber auch nicht mehr, und das hat mit demselben Geschick und Humor, wie bei der China-Debatte der neue Reichskanzler Graf Bülow zum Ausdruck gebracht und durchgejochten. Es lag keinerlei Veranlassung vor, zwei sonst gut bewährte Beamte wie den Minister Grafen Potadowsky und den Ministerialdirektor von Woedtke, wegen einer derartigen vereinzeltent Entgleisung etwa aus ihren Aemtern zu entfernen. Die Handlung ist von der verantwortlichen Stelle, dem Reichskanzler öffentlich gemißbilligt worden; der Reichskanzler hat die Versicherung gegeben, daß dergleichen nicht wieder vorkommen würde; Jedermann weiß, daß es nicht wieder vorkommen wird, und damit ist die Sache erledigt. Die deutsche Arbeiterschaft, die sich durch die sogenannte Zuchthausvorlage in ihrem Bewußtsein ein gleichberechtigter Stand im Reiche zu sein, tief gekränkt fühlte, hat durch die positive und feierliche Erklärung des Reichskanzlers, daß die Regierung über den Parteien- und Interessengruppen zu stehen habe und stehen wolle, eine Genugthuung erhalten, die nur zu nöthig war und nützlich nachwirken wird.

Freilich mit dem Aussprechen eines richtigen Prinzips ist es nicht genug: es kommt auf die thatsächliche Ausführung an, und hier scheinen für die Weiterführung positiver Sozial-Politik die Aussichten ungünstiger als je. Die Regierung hat keinerlei Vorlagen in dieser Richtung angekündigt und die Sozialdemokratie erschwert es durch die Leidenschaft und den Fanatismus, mit dem sie den gesammten Staat und seine wichtigsten Lebensinteressen bekämpft und negiert, aufs Aeußerste, daß die wohlwollende Richtung, die dem Arbeiterstande sein Recht geben will, durchdringt. Vortrefflich spricht sich hierüber in der letzten Nummer der „Sozialen Praxis“ (22. November) ihr Herausgeber, Prof. Franke, aus: „Mehr noch,“ sagte er, „als durch das Uebermaß ihrer Forderungen und durch ihre skrupellose Agitation, hat die Sozialdemokratie die Fortführung der Sozial-Politik verdorben durch ihre Todfeindschaft gegen die lebendigen Kräfte, die den Staat und das Reich erhalten, durch die Verhetzung der Massen, durch die Beschimpfung jeder patriotischen Regung und die Lästung aller nationalen Heiligthümer. Und wenn

dieser Haß noch einer Steigerung fähig gewesen ist, so trat sie gerade in den letzten Monaten hervor, wo Deutsche im fernen Ost-Asien mit Gefahr von Leib und Leben für des Reiches Ehre und Macht eintraten“. Indem dieses Verhalten der sozialdemokratischen Partei die Kluft, die heute leider zwischen der Masse des deutschen Volkes und der industriellen Arbeiterschaft besteht, noch erweitert, dürfen wir davon doch zuletzt eine gesunde Reaktion erwarten. Wenn je, so gilt hier der Satz, je toller, desto besser. Auch die wildeste Agitation kann doch zuletzt den nationalen Instinkt in den Massen nicht völlig ersticken. Daß unsere Truppen, wenn ja auch der Krieg und namentlich ein solcher Krieg manches Entsetzliche mit sich bringt und einzelne Exzesse gewiß vorkommen werden, doch schließlich die geistete Nation nicht verleugnen und sich verhalten werden, wie es ehrliebenden, deutschen Soldaten geziemt, das können wir mit voller Zuversicht erwarten und voraussetzen. Die „Hummerbriefe“, die der „Vorwärts“ veröffentlicht, können wohl momentan Eindrücke erwecken, aber doch gegen die allgemeine Wahrheit dauernd nicht aufkommen; von dem schümmsten dieser Briefe, „Taku, 5. Oktober“, ist es überdies ganz klar, daß er ebenso sabrizirt ist wie jener Brief des Bischofs Tucker, durch den der Abgeordnete Nebel einst, dank der Schwächlichkeit der Regierung, Karl Peters zu Fall brachte. Hat unsere Politik in China nur einmal erst einen greifbaren Erfolg, so ist sicher anzunehmen, daß die heutige Haltung der Sozialdemokratie sich an ihr selber rächen und ein Theil ihrer jetzigen Anhängererschaft an ihr irre werden wird.

Erfolg in China — das ist freilich ein billiges Wort. Eine Regierung, die in der auswärtigen Politik Erfolge hat, hat es auch immer leicht in der inneren Politik; das gilt nicht bloß hier. Noch ist nicht abzusehen, ob, wann und wie man die chinesischen Wirren zum Abschluß bringen und einen haltbaren Friedenszustand herstellen kann. Militärisch den Chinesen noch viel anzuhaben, ist sehr schwer, und die Erfolge der einzelnen Expeditionen wiegen im Verhältniß zu der Masse des chinesischen Reiches nur leicht. Die chinesischen Staatsmänner werden nur zu genau wissen, daß man dem Reich der Mitte über das hinaus, was es schon verloren hat, nicht viel anhaben kann; daß auch die Kriegskosten, die sie nachher zu tragen haben, sich nicht nach dem bemessen werden, was von den Europäern aufgewandt ist, sondern was China leisten kann, und daß die Grenze dieser Leistungsfähigkeit schon erreicht ist; daß China also keinen Grund zur Eile hat, daß aber umgekehrt mit der weiteren Hinzögerung auch die Wahrscheinlichkeit wächst, daß die Mächte unter sich in Uneinigkeit gerathen werden. So ist die europäische Politik in Ostasien auf einem Punkt angelangt, von wo es schwer ist, weiter zu kommen. Sucht man schließlich nach einem Kompromiß, so haben die Mächte eine Forderung, von der sie ohne gar großen Nachtheil viel ablassen können, das ist die Bestrafung der Vorkämpfer. Man glaube nicht, daß ein besonders weitgehendes Strafgericht eine bessere

Sicherheit für die Zukunft schaffe. Die Abschreckungstheorie hat in derartigen Konflikten nur geringen Werth, die erregte nationale Leidenschaft läßt sich durch Furcht vor Strafe im Falle der Niederlage nicht unterdrücken. Die Sicherung der Europäer in China wird immer in erster Linie auf dem politischen Verhältnisse zur chinesischen Regierung und deren eigener innerer Kraft beruhen. Hier gesunde und klug berechnete Verhältnisse zu schaffen, ist also die eigentliche Aufgabe, hinter der jedes andere Motiv, auch das der Rache und Strafe, zurückstehen muß.

25. 11. 1900.

D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Dado, Dr. Heinrich.** — Zum Schutz der deutschen Pflanzrecht im landwirtschaftlichen und militärischen Interesse. M. 4.—, Berlin, Paul Parey.
- Doeberl, M.** — Bayern und Frankreich, Vornehmlich unter Kurfürst Ferdinand Maria. 8°. (XI, 605 S.) München, Carl Hanshalter.
- Erdmann, Hans.** — König Tod. M. 1.—, Leipzig, Wihl. Friedrich.
- Frommel, Otto.** — Fluthwellen. Neue Gedichte. M. 2.—, geb. M. 3.—, Heidelberg, Carl Winter.
- Hübler, Dr. Paul.** — Friedrich der Grosse als Pädagog. M. 2.—, geb. M. 2,50, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hges, F. Walther.** — Blätter aus dem Leben und Dichten eines Verschollenen. München. Deutsche Buchhandlung.
- Jonas, F.** — Erläuterungen der Jugendgedichte Schiller's. M. 2,40. Berlin, Georg Reimer.
- Klees, Richard.** — Lois et Usages de la Neutralité. Paris, Librairie Marecq.
- Kleinschmidt, Dr. Arthur.** — Bayern und Hessen 1799—1816. M. 6.—, Berlin, Johannes-Rabe.
- Kramer.** — Sibirien und die grosse sibirische Eisenbahn. Zweite verbesserte Auflage. M. 7.—, Leipzig, Zuckerschwerdt & Co.
- Lacombe, Paul.** — La guerre et l'homme. Un vol. in-18 de 411 pages. Fres. 3,50. Paris, Georges Bellais.
- Lang, Dr. Gustav.** — Von Rom nach Sardinien. Reisebilder aus klassischen Landen. Zweite Auflage. Kart. M. 3.—, geb. M. 3,80, Stuttgart, J. F. Steinkopf.
- Lee, S.** — William Shakespeare, Sein Leben und seine Werke. M. 7.—, geb. M. 8.—, Leipzig, Georg Wigand.
- Messe-Darl, E.** — M. T. Cicerone e le sue idee sociali ed economiche. Turin, fratelli Bocca.
- Moltke's taktisch-strategische Aufsätze** aus den Jahren 1857—1871. Herausgeg. v. Gr. Generalstabes. Abth. I. Kriegsgeschichte I. (2. Th. v. Gruppe II von Moltke's Militärischen Werken.) M. 12.—, Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
- Monographien zur deutschen Kulturgeschichte.** Band 5: Boesch, Kinderleben. Band 6: Bartols, der Bauer. Brosch. à M. 4.—, geb. M. 5,50, Leipzig, Eugen Diederichs Verlag.
- Morf, Dr. H.** — Deutsche und Romanen in der Schweiz. M. 1,20. Zürich, Fäsi & Beer.
- Platzhoff, Eduard.** — Ernest Renan. (202 S.) Dresden, Carl Reissner.
- Proell, Karl.** — Deutsch-österreichische Passionsgeschichten. (100 S.) Berlin, Thormann und Goetsch.
- Reininger, R.** — Kant's Lehre vom inneren Sinn und seine Theorie der Erfahrung. M. 3,90 — 4 Kr. Wien, Wilhelm Braumüller.
- Sachs, Erich.** — Worte der Seele. (73 S.) Dresden, E. Pierson's Verlag.
- v. Schmidt, Paul.** — Unser Moltke. (125 S.) Berlin, Mittler & Sohn.
- Schmidt, Heinrich.** — Der Kampf um die „Welträtself“. Ernst Haecckel. Die „Welträtself“ und die Kritik. Oktav. (IV, 14 S.) M. 1,60, Jena, Emil Strauss.
- Schneider, Siegmund.** — Die deutsche Bagdad-Bahn und die projektirte Coeberbrückung des Bosphorus in ihrer Bedeutung für Weltwirtschaft und Weltverkehr. Leopold Weiss, Verlagsbuchhandlung, Leipzig und Wien.
- Schulte, Dr. Aloys.** — Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluss von Venedig. 2 Bände. M. 30.—, Leipzig, Duncker & Humblot.
- Schultze, Dr. Siegmund.** — Falk und Goethe. Ihre Beziehungen zu einander nach neuen handschriftlichen Quellen. 8°. (VII, 83 S.) M. 1,50, Halle a. S., C. A. Kaemmerer & Co.
- Schwarz und Strutz.** — Der Staatshaushalt und die Finanzen Preussens. Band I: Die Ueberschussverwaltungen. M. 10.—, Band II: Die Zuschussverwaltungen. M. 20.—, Berlin, J. Guttenberg.
- Steffen, G. F.** — Studien zur Geschichte der englischen Lohnarbeiter. I. 1. M. 4.—, Stuttgart, Hobbie & Büchle.
- Stueve, Gustav.** — Johann Carl Bertram Stueve. 2 Bde. Hannover, Hahn'sche Buchhdlg.
- Spielmann, Dr. C.** — Die Taiping-Revolution in China 1850—1864. 8°. (IV, 162 S.) M. 2,50, Halle a. S., Hermann Gessmann.
- Dierdorf, H.** — Fresken. Neue Dichtungen. M. 2.—, geb. M. 3.—, Heidelberg, Carl Winter.
- Vilmar, A. J. C.** — Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 25. (Jubiläum's-) Auflage, bes. v. A. Stern, 1900. Brosch. M. 5.—, geb. M. 6,60, Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

- van den Vlugt, W.** — Pour la Finlande. (133 S.) Paris. 15 rue des Sts. Pères.
- Vogt, Friedrich.** — Germanische Abhandlungen, XVIII. Heft. Studien über Heinrich Kaufinger von Karl Euling. M. 4.60. Breslau, M. & H. Marcus.
- Wichert, Ernst.** — Getrennte Wege. Dresden, Carl Reittner.
- Wiedenfeld, Dr. K.** — Die Sibirische Bahn in ihrer wirthschaftlichen Bedeutung. M. 3.—. Berlin, Julius Springer.
- Bastian, A.** — Die humanistischen Studien in ihrer Behandlungsweise nach komparativ-genetischer Methode auf naturwissenschaftlicher Unterlage. M. 3.—. Berlin, Ferd. Dümmler.
- Breyssig, Kurt.** — Kulturgeschichte der Neuzeit. Vergleichende Entwicklungsgeschichte der führenden Völker Europas und ihres sozialen und geistigen Lebens. I, II. I. Bd. M. 6. II. Bd. M. 8. Berlin, Georg Bondi.
- Cron, Dr. Ludwig.** — Glaubenskenntniß und Höheres Studium. Aus d. Akten d. Universitäten Heidelberg u. Freiburg u. d. Techn. Hochschule Karlsruhe 1869—1893. Mk. 2,50. A. Wolff, Heidelberg.
- Dose, J.** — Der Kirchherr von Westerwohld. 89 (288 S.). M. 3. —. Wolfenbüttel, Julius Zwißler.
- Goltz, Freiherr Hans von der.** — Die Wohnungsinspektion u. ihre Ausgestaltung durch das Reich. M. 1,50. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
- Heinze, Wolfgang.** — Die Beschlagnahme der deutschen Postdampfer durch die Engländer. M. 1,80. Heidelberg, Carl Winter.
- Henckell, Karl.** — Neues Leben. Dichtungen. Zürich u. Leipzig, Karl Henckell & Co.
- Hucke, Jul.** — Die Handels-Bilanz. Die Obliegenheiten des Wechsels. Die Valuta. Der Zettelbank-Apparat. Berlin, Mitschor & Röstel.
- Lienhard, Fritz.** — König Arthur, ein Trauerspiel. Die Schildbürger. Münchhausen. Berlin, Georg Heinr. Meier.
- Mann, Heinrich.** — Im Schlaraffenland. M. 4,50. München, Albert Lanzen.
- Matthiolus, Dr.** — Tagebuchblätter aus dem Burenkriege 1899-1900. M. 3. Leipzig, F. C. W. Vogel.
- Neubauer, Dr. Fr.** — Die Zukunft des Gymnasiums. 50 Pf. Halle a. S. Buchhandlung des Waisenhauses.
- Nürnberg, Dr. A. J.** — Neue Dokumente zur Geschichte des P. Andreas Faulhaber. (46 S.) Mainz, Franz Kirchheim.
- Rehburg, E.** — Konrad. Epos aus der Reformationszeit. Geb. M. 5.—, mit Goldschnitt M. 6. Wolfenbüttel, Julius Zwißler.
- Roquette, Otto.** — Die Reise ins Blaue. (134 S.) Geb. M. 5.—. Leipzig, Robert Baum.
- Schaukal, R.** — Sehnsucht. München, Deutsch-Französische Rundsch.
- v. Schoeler, Dr. Heinrich.** — Probleme. Kritische Studien über den Monismus. (108 S.) Leipzig, Wilh. Engelmann.
- Scholz, August.** — Die Juden in Russland. (248 S.) Berlin, Concordia deutsche Verlagsanstalt.
- Weichardt, C.** — Das Schloss des Tiberius. M. 10.—. Leipzig, K. F. Köhler.
- Wichelhaus, Dr. H.** — Wirthschaftliche Bedeutung chemischer Arbeit. Zweite Auflage. 80 Pf. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn.
- Adickes, Erich.** — Kant contra Haekel. M. 2. —. Berlin, Reuther & Reichard.
- Adler, Dr. Georg.** — Die Zukunft der sozialen Frage. (75 S.) 60 Pf. Jena, Gustav Fischer.
- Baumann, G.** — Die klassische Bildung der deutschen Jugend. (63 S.) Berlin, Otto Salle.
- Behrens, P.** — Feste des Lebens und der Kunst. Eine Betrachtung des Theaters als höchsten Kultursymbols. Leipzig, Eugen Diederichs.
- Berkeley.** — Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntniß. M. 2.—. Leipzig, Dürr.
- Bigge, W.** — Feldmarschall Graf Moltke. 2 Bände. Brosch. M. 11. —, geb. M. 13,50. München, C. H. Beck.
- Bode, Wilh.** — Goethe's Lebenskunst. M. 2,50. Berlin, Mittler & Sohn.
- Bölsche, W.** — Goethe im 20. Jahrhundert. Berlin, John Edelheim.
- Brandt, M. von.** — 33 Jahre in Ost-Asien. Band I. Oktav. (XI, 319 S.) Geh. M. 6,50, geb. M. 8.—. Leipzig, Georg Witzand.
- Brunns, M.** — Laterna Magica. (Ein Anti-Phantasia.) Broch. M. 1,75, geb. M. 2,75. Minden, J. C. C. Brunns.
- Brunns, M.** — Verklärungen. Von den letzten Schönheiten der Liebe. Leipzig, Eugen Diederichs.
- Carring.** — Das Gewissen im Lichte der Geschichte sozialistischer und christlicher Weltanschauung. Berlin, Dr. John Edelheim.
- Geffcken, Dr. H.** — Die Verfassung des Deutschen Reichs. M. 2,50. Leipzig, Deichert'sche Buchhandlung.
- Gelzer, H.** — Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient. Oktav. (XII, 253 S.) Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—. Leipzig, B. G. Teubner.
- Hanstein, Adalbert v.** — Das jüngste Deutschland. Zwei Jahrzehnte mitorlebter Literaturgeschichte. M. 6,50. Leipzig, R. Voigtländer's Verlag.
- Hartmann, E. von.** — Zur Zeitgeschichte. Oktav. (172 S.) M. 4,20. Leipzig, Hermann Haacke.
- Hensel, P.** — Thomas Carlyle. M. 2,50. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag.
- Hock, Dr. Stefan.** — Die Vampirsagen und ihre Verwerthung in der deutschen Literatur. M. 3,40. Berlin, Alex. Duncker.
- Klassiker der Philosophie.** XI. XII. Brosch. à M. 2.—, geb. à M. 2,50. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff).
- Köhler, J.** — Dante's heilige Reise. M. 4.—. Berlin, Albert Ahn.
- Kretschmer, E.** — Die Ideale und die Seele. Oktav. (168 S.) M. 3,40. Leipzig, Hornmann Haacke.
- Locke, J.** — Versuch über den menschlichen Verstand. In vier Büchern. II. Bd. M. 3.—. Leipzig, Dürr.
- Lotz.** — Eisenbahntarif und Wasserfrachten. Herausgegeben von Walter Lotz. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Maeterlinck, M.** — Die sieben Prinzen-innen. Leipzig, Eugen Diederichs.
- Hartersteig, M.** — Der Schauspieler, ein künstlerisches Problem. Leipzig, Eugen Diederichs.

- Matthias, Dr. A.** — Aus Schulle, Unterricht und Erziehung. Oktav. (X, 476 S.) Broch. M. 8,—, geb. M. 9.50. München, C. H. Beck.
- May, Dr. Heinr.** — Die Bghandlungen der Sage von Eginhard und Emma. M. 3.30. Berlin, Alex. Duncker.
- May, R. E.** — Die Wirthschaft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit 130 Tabellen und vergleichenden Uebersichten. Berlin, John Edelheim.
- Messer, Max.** — Der Traum vom Weibe. (212 S.) Dresden, Carl Reissner.
- Neubürger, Emil.** — Nachklänge. (342 S.) Fa. Mahlau & Waldschmidt.
- Oppenheimer, Dr. F.** — Das Bevölkerungsgesetz des T. R. Malthus und der neueren Nationalökonomie. Berlin, John Edelheim.
- Petersdorff, Herm. v.** — König Friedrich Wilhelm der Vierte. Oktav. (XVI, 253 S.) M. 4.50. Stuttgart, J. G. Cotta.
- Petersdorff, H. von.** — Kaiserin Augusta. M. 2.—, geb. M. 2.80. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Pfannkuche, Dr. A. H. Th.** — Was liest der deutsche Arbeiter. (77 S.) M. 1.25. Tübingen, J. C. B. Mohr.
- Pletzker, Friedr.** — Sprachunterricht und Fachunterricht vom naturwissenschaftlichen Standpunkt. Bonn, Emil Strauss.
- Planitz, Ernst, Edler von der.** — Königs-Märchen. M. 3.—, Berlin, A. Piehler & Co.
- Plato.** — Staat. Oktav. (VII, 493 S.) M. 3.—, Leipzig, Dürr.
- Poschinger, Heinr. v.** — Unter Friedrich Wilhelm IV. Denkwürdigkeiten des Ministers Otto Freiherrn v. Mantouffel. Herausgegeben von Heinrich v. Poschinger. Erster Band: 1818 bis 1851. Berlin, Mittler & Sohn.
- Prahl, Dr.** — Das deutsche Studentenlied. Heft V der Burschenschaftlichen Bücherei. M. 0.60. Berlin, Carl Heymann's Verlag.
- Redlich, Dr. Paul.** — Kardinal Albrecht von Brandenburg und das neue Stift zu Halle (1520 bis 1541). Eine kirchen- und kunstgeschichtliche Studie. Oktav. (XII, 624 S.) Geh. M. 12.—, in Halbfr. geb. M. 15.—, Mainz, Franz Kirchheim.
- Richter, Dr. R.** — Berkeley's Drei Dialoge zwischen Hylas und Philonous. M. 2.—, Leipzig, Dürr.
- Rode, K.** — Christus von der Koedoesdrift. Erzählung aus dem letzten Boerenkriege. Oktav. (409 S.) Broch. M. 4.—, geb. M. 5.—, Leipzig, E. Kempo.
- Rogge, D. B.** — Preussens Könige von 1701—1901. Zur Zweihundertfeier der preussischen Königskrone. 60 Pf. Hannover und Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior).
- J. Ruskin's Werke** in vollständiger Uebersetzung. Bd. I, Die sieben Leuchter der Baukunst. Broch. M. 3.—, geb. M. 4.—, Leipzig, Eugen Diederichs.
- Ruskin, John.** — Sesam und Lilien. Uebersetzt von Hedwig Jahn. M. 3.—, Leipzig, Eugen Diederichs.
- Sacher, Ed.** — Die Massenarmuth, ihre Ursache und Beseitigung. Berlin, John Edelheim.
- Stüve, B.** — Die Tuberkulose. (61 S.) Berlin, August Hirschwald.
- Scheller, Dr. M. F.** — Die Transzendente und psychologische Methode. M. 4.—, Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.
- Schenck, Lulise.** — Zu Hause. Schleswig-Holsteinische Novellen. M. 3.—, Dresden, E. Pierson.
- Schurtz, Heinrich.** — Usgeschichte der Kultur. I. Lieferg. M. 1.—, Leipzig u. Wien, Verl. des Bibliographischen Instituts.
- Schlötter, Dr. Bud.** — Rameaus Neffe. M. 7.20. Berlin, Alex. Duncker.
- Veeh, L.** — Die Pädagogik des Pessimismus. Oktav. (V, 46 S.) M. 1.80. Leipzig, Hermann Haacke.
- Warncke, P.** — Snurrig Lüd, Snacksche Snurron ut Stadt un Land. 80 Pf. Leipzig, R. Voigtländer's Verlag.
- Zeitschrift** für die gesammte Versicherungs-Wissenschaft. Schriftleitung: Rechtsanwalt A. Rüdiger. Berlin, Ernst Mittler & Sohn.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin=Charlottenburg, Kneisebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Kneisebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Preussische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.



Inhalt:

	Seite
Dr. J. Geffken, Hamburg: Die Sage vom Antichrist	385
Dr. Paul Geyer, Prof. in Dortmund: Mießehe und Schiller	400
Dr. Heinrich Ullmann, Prof. der Geschichte a. d. Univ. Greifswald: Die Gegenreformation in den habsburgischen Erblanden	412
Dr. Felix Rosenberg, Charlottenburg: Das Leben der Wörter	424
Prof. Dr. Heinrich Weizsäcker, Direktor des Städel'schen Kunst- instituts, Frankfurt a. M.: Hundert Jahre künstlerischer Entwicklung in Frankreich	442
Dr. Hermann Duden, Privatdozent a. d. Universität Berlin: Großherzog Peter von Oldenburg †	464

(Fortsetzung siehe Innenseite.)



Erscheint jeden Monat.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.



Berlin
Verlag von Georg Stilke
1900.

Notizen und Besprechungen.

Rabbiner Vogelstein, Stettin: Die Erlösung des Judenthums. Erwiderung. (S. 511.)

Benedictus Levita: Antwort. (S. 515.)

Graf Paul Hoensbroech, Steglitz: Himmlisches und Irdisches. (517.)

Philosophie und Pädagogik. Dr. Ferd. Jakob Schmidt: Dr. Max Dressler, Vorträge über Psychologie. (523.) — Adolf Laffon, Prof. a. d. Universität Berlin. V. Münch, Ueber Menschenart und Jugendbildung. (526.)

Geschichte. Carl Sell, Prof. der Theologie a. d. Universität Bonn: Neues über Papstthum, Inquisition, Aberglauben und Hexenwesen. (531.)

Literatur. Hermann Courad: Anna Ritter, Befreiung. (543.) — Englischer Literaturbericht. (545.) — Max Lorenz: N. Tschedoff, Ein bekannter Herr. (555.)

Theater-Korrespondenz. Von Max Lorenz. (S. 556.)

Deutsches Theater: Die Nacht der Finsterniß von Leo N. Tolstoi.

Sezessionsbühne: Der Tod des Tintagiles.

Politische Korrespondenz.

* Aus Oesterreich. (S. 559.)

D.: Die China-Verhandlung im Reichstag. — Die 12 000 Mark. — Die Sozialdemokraten und China. (S. 564.)

Kaiserl. und Königl. Hof-Pianofabrik

Julius Blüthner

Flügel und Pianos.

Filiale:
BERLIN W.,

Potsdamerstrasse 27 b.

Jeder sein eigener Barbier

Macht Selbst-Rasiren zum Vergnügen!

Schutz gegen Hautkrankheiten! ♦ Verletzungen beim Rasiren unmöglich!

Das beste und praktischste Sicherheits-Rasirmesser der Gegenwart! — Jedes Sicherheits-Rasirmesser unter Garantie! — Das Sicherheits-Rasirmesser wird stets gratis wieder scharfmacht! — Viele Anerkennungs-schreiben liegen zur Einsicht aus! — Probe mit Selbst-Rasirmesser in meinem Geschäft gratis!

O. Schlechter, Coiffeur und Parfumeur

Charlottenstr. 38, Ecke Unter den Linden. Amt I, 3353.

Mit Beilagen der Verlagsbuchhandlung (W. Herz), Berlin, der Verlagsbuchhandlung Adolf Fische in Leipzig, der Verlagsbuchhandlung S. Fischer, Berlin, und der Verlagsbuchhandlung S. Fischer, Leipzig.

H. MEYEN & Co.

Silberwaaren-Fabrik

20 Sebastianstr. BERLIN S. Sebastianstr. 20

Atelier für Kunstarbeiten
zu Ehren-Geschenken, Ehren-Preisen etc.

Fabrik und Lager
von Kirchen- und Tafel-Geräthen, Toilette, Gebrauchs-
und Wirthschafts-Gegenständen.

Permanente Ausstellung im Fabriklokal. -- Auswahlendungen stehen zu
Diensten.

Eduard Bernstein's

neuestes Werk

erschien soeben unter dem Titel:

Zur Geschichte und
Theorie des

Socialismus

(gesammelte Abhandlungen)

Diese hochbedeutsame, umfangreiche Publikation des berühmten
socialistischen Theoretikers zerfällt in 3 Abschnitte:

I. Ex Cathedra. — II. Probleme des Socialismus. — III. Waffen-
gänge für freie Wissenschaft im Socialismus.

Preis: Geheftet 5 Mark. Elegant gebunden 7,50 Mark.



Akademischer Verlag für sociale Wissenschaften.

Dr. John Edenheim.

Berlin W. 35, Lützow-Strasse 85 a.

VITA DEUTSCHES VERLAGSHAUS BERLIN.

Rudyard Kipling's Werke

Das Neue



Preis: broschiert Mk. 4,— in Leinenband, mit Goldschnitt Mk. 5,—.

Dschungelbuch.

Mit sämtlichen Gedichten und den Original-Illustrationen.

Die NEUE FREIE PRESSE sagt: Wer das Dschungelbuch noch nicht gelesen hat, dem kann man keinen freundlicheren Rat geben, als dass er es lese. Eine ganz besondere Wonne erwartet ihn!

Es ist ein Buch für Alt und Jung. **Kindern kann man es in die Hand geben und auch bejahrten Leuten, Männern wie Frauen.** Es ist voll von Unschuld und Klugheit. Man könnte es am Lagerfeuer eines ziehenden Negerstammes und im Salon vorlesen! Überall wo Menschen sind, muss es Teilnahme erregen!

Eine



Übersetzt von

F. Lavaud

Kapitän zur See z. D.

Manöverflotte.

Preis: Broschiert Mk. 2,—;

in Segeltuchleinenband Mk. 3,—.

Die NORDDEUTSCHE ALLGEMEINE ZEITUNG sagt: KIPLING'S ungewöhnliche anschauliche Schilderung des Lebens auf der Flotte wird in diesem Augenblick besonders fesseln . . . Ein solches Buch über die deutsche Flotte wäre nicht mit Gold aufzuwiegen. Kipling versteht es, seinen Landsleuten Verständnis und Liebe und Stolz auf ihre Flotte einzuflöszen.

Bei dem augenblicklich so grossen Interesse für Alles, was die Flotte betrifft, ein Buch für Jedermann.

Soldatengeschichten.

Deutsch von General von Sichert.

178 Seiten stark in geschmackvollem Umschlag. Preis 1 Mk., gebunden 2 Mk.



P. Luis Coloma

Lappalien.

XIII. Auflage.



XIII. Auflage.

Roman.

Die GERMANIA schreibt über »LAPPALIEN«: Dem Buche wünschen wir nicht nur bei unseren Litteraten, nein, in **unserer ganzen gebildeten Welt die weitest-Verbreitung.** Besonders machen wir die Eltern, die ihre Töchter viel in die grosse Welt führen, auf dieses Buch aufmerksam. Ich wenigstens wünsche jeder jungen Dame, die sich eine Zeit lang in der Gesellschaft bewegt hat, dies Buch als Korrektur für ihre Begriffe über manche Erscheinungen in der modernen Welt, die ihr Rätsel sind. Mögen daher auch die Vorsteherinnen von Pensionaten nicht versäumen, ihren früheren Zöglingen, die sich in den Gefahren der Welt befinden, dies Buch dringend zu empfehlen. Es wird bei manchen ein Gegengift sein gegenüber der Lektüre, die man oft mit wahrem Entsetzen in den Händen der jungen Damen findet.



Seit 1601
medizinisch bekannt.

Salzbrunner Oberbrunnen

Seit 1601
medizinisch bekannt.

Aerztlich empfohlen bei Erkrankungen der Athmungsorgane, bei Magen- u. Darmkatarrh, bei Leberkrankheiten, bei Nieren- u. Blasenleiden, Gicht u. Diabets. Niederlagen in allen Mineralwasserhandlungen u. Apotheken.

Yersand der fürstlichen Mineralwasser von Ober-Salzbrunn

Kurbach-Michael

Echt nur, wenn der Flaschenverschluss diese Schutzmarke trägt.





Geschäft begründet 1804

Carl Gust. Gerold

Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs

Berlin W. 64 ↘ Unter den Linden 24.

Cigarren-Sortiment: Deutsches Heer

Victoria Elegante	Mk. 50.—	} Preis für 1000 Stück.
Royales	60.—	
Torpedos	70.—	
Perfectos	80.—	
Regalia fina	90.—	

Eine Musterkiste, enth. 100 Stck. obiger Marken, kostet **Mk. 7.—**

Cigarren-Sortiment: Hohenzollern

Conchas Regalia	Mk. 100.—	} Preis für 1000 Stück.
Excellentes	120.—	
Predilectos	150.—	
Regentes	160.—	
Bouquet	180.—	
Cabinet	200.—	

Eine Musterkiste, enth. 100 Stck. obiger Marken, kostet **Mk. 15.30**

5% Abzug bei Baarzahlung und Entnahme von Originalkisten.

Telegramm-Adresse: Caguserol-Berlin.

Havanna - Importen.

Cigaretten.



Alte Beiten — alte Freunde.

Lebenserinnerungen

von

F. Max Müller.

~~~~~ Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft zu Götting. ~~~~~

~~~~~ Autorisierte Uebersetzung von H. Groschke. ~~~~~

Mit Porträt. ♦ Preis M. 9.— gebunden M. 11.—

Neue Geschenk-Werke aus dem Verlage von OTTO JANKE, Berlin SW.

| | | |
|--|------------------|---------|
| W. Alexis , Die Hosen des Herrn von Brodow. 14. Original-Ausgabe. Mit 6 Bildern von Hans Looschen | Elegant gebunden | 4.— M. |
| E. Eckstein , Der Bildschnitzer von Weilburg. Roman | Elegant gebunden | 7.— M. |
| A. v. d. Elbe , Seekönigs Töchter. Altnordischer Roman | Elegant gebunden | 6.— M. |
| O. v. Leixner , Herzensergießungen eines Ungläubigen | Elegant gebunden | 5.— M. |
| U. Z. v. Mantuffel , Jone. Eine Herzengeschichte. 3 Bände | Elegant gebunden | 15.— M. |
| W. Raabe , Gesammelte Erzählungen IV. Band | Elegant gebunden | 5.— M. |
| Frh. v. Schlicht , Leutnant Kraft. Humoristisch-militärischer Roman | Elegant gebunden | 7.— M. |
| — — — Ein Kampf. Humoristisch-militärischer Roman | Elegant gebunden | 7.— M. |

==== Alle Buchhandlungen nehmen hierauf Bestellungen entgegen. ====

Verlag von HUGO STEINITZ in Berlin SW. 12.

Das Weiberregiment

an den Höfen Europas

in den letzten drei Jahrhunderten.




Jeder Band Mk. 2.—, elegant gebunden Mk. 2.50.

| | |
|--|---|
| Am Hofe Frankreichs unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. | Am Hofe der Königin Karoline Mathilde von Dänemark. |
| Am Hofe der Königin Christine von Schweden. | Am Hofe der Königin Elisabeth von England. |
| Am Hofe der Kaiserin Katharina II. von Russland. | Am Hofe Napoleons III. |

Carl Bleibtreu's

— Illustrirte —

Schlachtenschilderungen:

| | | | | |
|--|---|---|---|--|
| WOERTH.
1.—20. Tausend.
Preis geh. 1 Mk., geb. 2 Mk. |  | GRAVELOTTE.
1.—20. Tausend.
Preis geh. 1 Mk., geb. 2 Mk. |  | SEDAN.
1.—40. Tausend.
Preis geh. 1 Mk., geb. 2 Mk. |
| PARIS 1870/71.
1.—15. Tausend.
Preis geh. 2 Mk., geb. 3 Mk. |  | ORLEANS.
1.—15. Tausend.
Preis geh. 1 Mk., geb. 2 Mk. | | |

~~~~~ Verlag von CARL KRABBE in Stuttgart. ~~~~~



Verlag von Franz Kirchheim in Mainz.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Die Kulturkampfbewegung in Deutschland (1872—1900).

Quellen- und attemäßig dargestellt von

**Dr. Heinrich Brüch,**

Bischof von Mainz,

1901. Erste Lieferung. 8. (5 Druckbogen.) Preis geheftet Mk. 1.—.

*Das Werk wird die gesamte Kulturkampfbewegung und den Kampf um die Schule in Preussen und den deutschen ausserpreussischen Ländern (Bayern, Württemberg, Baden, Hessen etc.) wie auch in Oesterreich behandeln, insgesamt ca. 45 Druckbogen umfassen und den Ladenpreis von ca. Mk. 9—10 nicht überschreiten.*

Verlag von FRANZ KIRCHHEIM in MAINZ.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien:

## Cardinal Albrecht von Brandenburg und das neue Stift zu Halle (1520—1541).

— . Eine kirchen- und kunstgeschichtliche Studie . —

von **Dr. phil. Paul Redlich.**

gr. 8. (XII u. 624 S.) Preis geheftet Mk. 12.—. In elegantem Halbfranzband Mk. 15.—.

## „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“.

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen**. Seit vierzehn Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Brochüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Einzelpreis einer Flasche von  $\frac{3}{4}$  l 75 Pfg. in der Apotheke und Mineralwasserhandlung in Bendorf (Rhein).

*Dr. Carbach & Co.*

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin.

**P**aul Heyse, Jugend-  
erinnerungen und Bekenntnisse.  
Geheftet M. 6.— Gebunden M. 7.—

---

---

Verlag von GEORG STILKE in Berlin.

---

---

Für Weihnachten als Festgeschenke empfehlen:

**Märchen-Strauss** für Kind und Haus von Paul Mohn. Quart-  
Format, 45 Illustrationen in Chromolithographie mit Text,  
eleg. karton. M. 12.—.

**In Turan und Armenien**, auf den Pfaden russischer Weltpolitik.  
Mit einer Uebersichtskarte, von Dr. Paul Rohrbach. 20 Bogen,  
eleg. brosch. M. 3.—.

**Gute alte deutsche Sprüche** für Schule und Haus von Xanthippus.  
Kl. 8°. 11 Bogen, eleg. brosch. M. 1.50, eleg. gebd. M. 2.50.

**Erinnerungen an Ernst Curtius**, von Charlotte Broicher.  
Kl. 8°. 3 $\frac{1}{2}$  Bogen, eleg. karton. mit Goldschnitt M. 1.—.

**Padma**. Eine Erzählung von Ugley, von Karl von Schlözer. Kl. 8°. 4 Bogen, eleg. brosch. M. 1.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW.

Soeben erschien: —————

# Geschichte der Kriegskunst

im Rahmen der politischen Geschichte.

Von  
Hans Delbrück.

Erster Theil: Das Alterthum.

35 Bogen gr. 8<sup>o</sup> brosch. Mk. 10.—, eleg. halbf. geb. Mk. 12.—.  
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



J. G. COTTA'SCHE  
BUCHHANDLUNG NACHFOLGER G. M. B. H.  
..... IN STUTTGART. ....

## FÜRST BISMARCK'S BRIEFE AN SEINE BRAUT, GATTIN

HERAUSGEGEBEN VOM  
FÜRSTEN HERBERT BISMARCK

Mit einem Titelbild der Fürstin  
nach Franz von Lenbach und  
zehn weiteren Porträt-Beilagen.

Preis geb. 6 Mark, in elegantem Leinwandband 7 Mark 50 Pf.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

**Neuigkeiten** ❖ **Herbst 1900.**

**W. Bigge** (Oberst und Regimentskommandeur): **Feldmarschall Graf Moltke.**  
2 Bde. 50 Bog. mit 12 Kartenbeilagen. Geh. 11 *M.* Eleg. geb. 13 *M.* 50  $\Delta$

**J. Koeberle** (Privatdozent an der Univ. Erlangen): **Natur und Geist nach  
der Auffassung des alten Testaments.** Eine Untersuchung  
zur historischen Psychologie. 19 Bog. Geh. 7 *M.*

**Lebensfragen.** Aus den Papieren eines Denkers bearbeitet und herausgegeben  
von **August Sperrl.** 2. Aufl. Geh. 3 *M.* Gebdn. m. Goldschn. 4 *M.*

**Dr. Will. Lermann:** **Athenatypen** auf griechischen Münzen. Mit  
2 Tafeln. V. 92 S. gr. 8<sup>o</sup>. Geh. 3 *M.* 50  $\Delta$

**Adolf Matthias** (Geh. Regierungsrat und vortragender Rat im k. preuß. Kultus-  
ministerium): **Aus Schule, Unterricht und Erziehung.** Gesammelte  
Aufsätze. Geh. 8 *M.* Gebdn. 9 *M.* 50  $\Delta$

**Alexander v. Dettlingen:** **Lutherische Dogmatik.** Zweiter Band. System  
der christlichen Heilswahrheit. 1. Teil: Die Heilsbedingungen. 44 Bog. 8<sup>o</sup>.  
Geh. 11 *M.* 50  $\Delta$  In Halbfranzbd. 13 *M.* 50  $\Delta$

**Robert Pöhlmann** (ord. Prof. an der Univ. Erlangen): **Geschichte des  
antiken Kommunismus und Sozialismus.** Zweiter Band.  
40 Bog. Geh. 12 *M.* Eleg. geb. 14 *M.*

**Martin Schanz** (ord. Prof. an der Univ. Würzburg): **Geschichte der  
römischen Litteratur.** 2. völlig neugearbeitete Auflage.  
Zweiter Teil, 2. Hälfte: Vom Tode des Augustus bis zu Hadrian.  
27 Bog. Geh. 7 *M.* 50  $\Delta$  In Halbfranzbd. 9 *M.*

**Friedrich Schollmeyer** (Geh. Justizrat, ord. Prof. d. Rechte in Berlin): **Recht  
der Schuldverhältnisse,** erläutert. Erste Hälfte: Allgemeiner Teil des  
Rechts der Schuldverhältnisse. (Kommentar zum Bürgerl. Gesetzbuch nebst dem  
Einführungsgesetze von Prof. Dr. Ed. Hölder, Prof. Dr. Fr. Schollmeyer u. a.  
II. Bd. 1. Hälfte.) 29 Bog. Lex.-8<sup>o</sup>. Geh. 8 *M.* 50  $\Delta$  In Halbfranzbd.  
10 *M.* 50  $\Delta$

**August Sperrl:** **Die Söhne des Herrn Vuditwoj.** Eine Dichtung. 3. Auf-  
lage. Zwei Bände. Geh. 10 *M.* Eleg. gebdn. 12 *M.*

**August Sperrl:** **Die Fahrt nach der alten Urkunde.** Geschichten und  
Bilder aus dem Leben eines Emigrantengefährten. 5. Auflage. Geh.  
3 *M.* 50  $\Delta$  Gebdn. m. Goldschn. 4 *M.* 50  $\Delta$

**Herm. L. Straß** (a. o. Prof. an der Univ. Berlin): **Das Blut im Glauben  
und Aberglauben der Menschheit.** Mit besonderer Berücksichtigung  
des Blutritus. 5.—8. Auflage. 12.—17. Tausend. Geh. 2 *M.* 50  $\Delta$

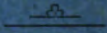

**Roman Boerner** (Privatdozent an der Univ. München): **Henrik Ibsen.** In  
zwei Bänden. Erster Band. 1828—1873. 26 Bog. 8<sup>o</sup>. Geh. 8 *M.*  
Eleg. geb. 9 *M.*

**Dr. E. Birngiebl:** **Zur religiösen Frage.** 18 Bog. 8<sup>o</sup>. Geh. 4 *M.*

# DITTMAR'S MÖBEL-

Fabrik, BERLIN C., Molkenmarkt 6.



  
Gegründet 1836.  


Vornehme einfache wie reiche  
**Ausstattung von Wohnungen**

besonders in den Preisen  
von M. 1000.— bis M. 30 000.—.



Besichtigung der Werkräume und Magazine erbeten.



*Album, Vorschläge kostenfrei.*



Laut Vertrag Lieferant des Waarenhauses für  
Armee und Marine und für Deutsche Beamte.





UNIVERSITY OF MICHIGAN  
3 9015 03507 4130



